

**Konservative  
Monatsschrift  
für Politik,  
Literatur und  
Kunst**

BERKELEY  
LIBRARY  
UNIVERSITY OF  
CALIFORNIA

*Q von 10 B*

BIBLIOTHEK  
der  
Königl. Pflege-Anstalt  
in  
ZWIEFALTEN.  
N<sup>o</sup>

HEILIGENBERG  
Königl. Pflege-Anstalt  
in  
ZWIEFALTEN



17 Lab



Con 10<sup>3</sup>



Q

Conrad  
Allgemeine

Konservative Monatschrift

für das

christliche Deutschland.

Fünfftzigster Jahrgang.

Begründet 1843 als „Volkblatt für Stadt und Land“. Fortgeführt durch Martin v. Nathusius.

Herausgeber

D. v. Dergen, Schwerin i. M. u. Prof. Dr. M. v. Nathusius, Greifswald.

1893. Juli—Dezember.

Leipzig,  
Verlag von E. Ungleich.



## Inhalt.

	Seite
Um Pflicht und Recht. Roman aus der Zeit der Vitalienbrüder. Von C. Weyer	705. 835
Segen des Mansfelder Bergbaues. Von Dr. C. Schlemmer . . . . .	728
Friedenskongresse und Friedenskonferenzen. Von Karl v. Bruch . . . . .	740
Brief aus Chicago . . . . .	750. 875
Der Zug Schills durch Mecklenburg. Aus den Akten des Großh. Geheimen und Haupt-Archivs in Schwerin, bearbeitet vom Generalmajor z. D. v. Schulz	765. 882
Aus Heinrich Leo's geschichtl. Monatsberichten und Briefen. Von Otto Kraus 817. 929. 1041. 1153.	1279
Portugiesische Volksfeste und Volkspoese. Von L. Ey. . . . .	859
Panama-Briefe. Von E. Frhr. von Ungern-Sternberg. . . . .	870. 1103
Zur Auslieferung politischer Verbrecher. (Fall Köster). Von K. von Bruch .	949
Zur Reform des Irren-Rechtes. Von F. von Derksen-Woltow. . . . .	955
Weltausstellungs-Briefe . . . . .	962
Trojanisches Von Ernst Böttcher. . . . .	971
Nich dürftet! Von Pontus Witner Aus dem Schwedischen von M. C. F. .	1023
Kulturgehichtliche Studien in Kairo. Von Dr. Stern . . . . .	1062
Hirt und Professor. Von A. von Boffe . . . . .	1072. 1174
Der Hof in Weimar zu Goethes Zeit. Kultur- und Zeitbild aus den Papieren eines Hofmanns. (Niedergeschrieben 1840) . . . . .	1089
Der weiße Jar. . . . .	1096
Ein Verhängniß. Von E. Greiner . . . . .	1108
Stedbrief. . . . .	1133
Nochmals Trojanisches. Von * * . . . . .	1199. 1302
Zur sittlich-religiösen Grundlegung der Volkswirtschaftslehre. Von Dr. Ernst Fr. Weychen . . . . .	1199
Französische Volksstimmungen während des Krieges 1870—71. (Nach franzö- sischen Quellen) . . . . .	1215. 1321
Erbgraf von Rechteren Limpurg † . . . . .	1228
Ueber die hrikkliche Richtigkeit. Betrachtungen zum Jahreschluß von Superintendent Kelle in Hamm . . . . .	1265
Nochmals „Trojanisches“ . . . . .	1329
Signora Attilia. Erinnerungen eines alten Fräuleins. Von Hedwig Schätti	1332
Aus den Alpen . . . . .	1361
Monatschau . . . . .	777. 893. 1004. 1111. 1231. 1345
Neue Schriften . . . . .	801. 913. 1025. 1137. 1249. 1362



G 1751, 129

## Neue Schriften.

- Alberg, Ernst, Der Brief Pauli an die Philipper 1140.
- Alvensleben, R. u. Steberg, Georg von, Bilder vom Eidsfelde 922.
- Aus unserer Väter Tagen. Händchen 5, 6, 7. 1264.
- Auswanderung und Auswanderungspolitik in Deutschland 1251.
- Arrett, Frank, Out of the jaws of death 813.
- Baturin, Sergius 1263.
- Bauer, Erwin, Aus der Bischofskammer 1376.
- Behrend, Otto, Sigrid 1145.
- Beudler, Georg, Carl Schulze. — Im neuen Hauje.
- Catharina von Siena 1261.
- Beuer, C., Fribielaw, 2. Aufl. 1370.
- Um Pflicht und Recht 1371.
- Was in die Arlegegefängenschaft 1368.
- Böhm, Gottf., Ludwig Bekhtin 1032.
- Borck, Heros von, Mit Prinz Friedrich Karl 1365.
- Bouquet, Paul, D. Schüler 811.
- Braune, Rudolf, Thir. Fortgeschichten 1037.
- Brandes, Dr. Friedr. H., Der Zimmermann v. Nazareth 1035.
- Brechmo, Hierleben. Nl. Ausg. f. Volk und Schule I. 921.
- Hierleben. Nl. Ausg. f. Volk und Schule II. 1259.
- Brentano, Lujo, Über das Verhältnis v. Arbeitslohn und Arbeit, 3. Arbeitelst. 1249.
- Brühl, Schulte v., Sei deutsch! 1260.
- Buchrucker, D. Karl von, Der Schriftbeweis im Ateichismus-unterrichte 1363.
- Burchardt, Biedermann, Th., Bonifacius Amerbach und die Reformation 1142.
- Christiansens Denhal 1367.
- Claassen, Johannes, Schöpfungsbare 1373.
- Conrad, M. G., Bergfeuer 809.
- Cremer, Lie. theol. C., Über die Entschung der christlichen Gewisheit 1140.
- Dandert, Alphonse, Souvenirs d'un Homme de Lettres 1033.
- Davies, Charterhouse, Rev. G. E., Gaudentius 1149.
- Der große Krieg v. 189—, 1251.
- Die drei Flugschriften über den Münztreit d. sächsischen Albertiner u. Ernestiner um 1530 1364.
- Die radikale Lehrerpresse und die Kirche 1252.
- Diefenbach, G. Chr., Für unsere Kleinen 1372.
- Dittmar, H., Geschichte des deutschen Volkes III. 1030.
- Dühr, Bernhard S. J., Jesuiten-Fabeln 805.
- Ehner, Dr. med. J., Der Frauenarzt 923.
- Echoud, Georges, Rees Doo-rit 1039.
- Egidy, M. von, Einiges Christentum 802.
- Ein Jubiläum der Lateinischen Bibel 814.
- Engel, A., Der Ervatore vom Pösilippo.
- Das Bild der Madonna.
- Barbarossa 925.
- Evers, Ernst, Der deutsche Volksbote 1375.
- Auhaber, Hermann, Drei soziale Fragen 1137.
- Förster, Rosa von, Konstantinopel 1033.
- Freimut, Bernardin, Altjüd. Religionsgeheimnisse und neu-jüdische Praktiken 1252.
- Frenge, Dr. Albert, des Bergensfahrer Joch, Schlus Comedien v. d. frommen, gottfrichtigen u. gehoramen Jaac 807.
- Frick, Dr. G., Schulreden von D. Dr. D. Frick 918.
- Frommel, D. Emil, Aus Lenz und Herbst 1365.
- Das Gebet des Herrn in Predigten für die Gemeinde ausgelegt 1028.
- Fron, Das Kräuterweible von Wimpfen 1371.
- Fron, Konrad, Der Rosenwirt von Wimpfen 1037.
- Froude, James Anthony, The Spanish Story of the Armada and other Essays 1256.
- Fullerton, Lady Georgina, Die Gräfin von Bonneval 1261.
- Funde, Otto, Jesus und die Menschen 1027.
- Fürst, Dr. Alois, Die häusliche Auantepflege 1264.
- Geffken, H. Heinrich, Frankreich, Russland und der Dreibund 1133.
- Gerlach, Martin von, Ist uns das Alte Testament noch Gottes Wort? 1029.
- Gollnow, Ernst, Ein Kreuzzug an der Nisee 1150.
- Gräbner, A. L., Geschichte d. luth. Kirche in Amerika 803.
- Grebe, Eduard, St. Elisabeth 922.
- Graas, Ferdinand, Deutsche Klänge 1260.
- Graas, Hippolyt, Aus d. Sturm- u. Drangperiode d. Erde I. 1259.
- Gabermann, G., Christentum und Staat 801.
- Gackenschmidt, G., Licht- und Schattenbilder aus d. alten Testament 1141.
- Galéon, Pub., Der Feind im Land 927.
- Gamertstein, L. von, Das Christentum 1139.
- Handwörterbuch d. Staatswissenschaften 1137.
- Handwörterbuch, Theologisch. 918.
- Garte, Bret., Gresty 1372.
- Gartmeyer, Helene, Bilder aus dem Leben des Herrn Jesu 1141.
- Geyer, Carl, Im alten Schloß und andere Erzählungen 811.
- Gerrich, A., Generalkarte von Afrika 1040.
- Ges, H., Geist und Wesen der deutschen Sprache 922.
- Gesse, J., Aus Dr. Hermann Gunderts Leben 1366.
- Geyne, Dr. Moriz, Deutsches Wörterbuch, IV. Halbband 922.
- Görting, C. D., Weltenträume 1368.
- Gottenroth, Fr., Handbuch der deutschen Tracht 814.
- Gückinghaus, Dr. A., Die Verstaatlichung der Steinkohlenbergwerke 1137.
- Jäkel, Pastor, Der alte Kottbun 1255.
- Janner, Claudio und Dr. W. Kämpfe, Die Vereinigten Staaten Nordamerikas in der Gegenwart 1144.
- Jentsch, Carl, Geschichtsphilosophische Gedanken 919.
- Jentich, Carl, Weber Communismus nach Kapitalismus 801-300 a, Frick, Schillers Briefe 806.
- Jugendpost, Musikalische 1373.
- Jöhler, Dr. M., Der Menschensohn und seine Sendung 803.
- Jäger, Dr. Carl, Aus drei Erdbiten 1253.
- Karstens, M., Freudig bereit 927.
- Kepplerling, C., Gräfin Emma, Johanna Wolter 809.
- Klee, Gottf., Die alten Deutschen während der Arbeit und Völkerwanderung 805.
- Klein, Carl, Fröschweiler Chronik 1366.
- Kleinschmidt, Dr. Arthur, Geschichte d. Königreichs Westfalen 1142.
- Knodt, Emil, Trostbuch beim Tode unserer Kinder 1364.
- Kolde, D., Theodor, Martin Luther II. 2. 1031.
- Kräger, Dr. Heinz, Johann Martin Miller 1258.

- Krause, R.**, Ein Stück Kirchen- u. Lebensgeschichte aus d. deutsch-russischen Ostsee-provinz. 1143.
- Krause, Heinrich**, Gedichte 1035
- Kühn, G. D.**, Kinder d. Pfarrhauses 1150.
- Kandwahr, Hugo**, Dichterische Gestalten in geschichtlicher Treue 1040.
- Känge, Friedr.**, Meines Deutsch- tum 1249.
- Lebercht, Emil**, Wie dient Du? 1152.
- Lettow-Vorbeck, Dec.** von, Kriegs-geschichtl. Beispiele 1255.
- Ledyow, Cornelia** von, Neue Tage 1261.
- Liebricht, Marie**, Die Frau Oberst.  
— Passions- u. Osterblumen 1037.
- Lindner, Dr. Franz**, Vaterländisches Gedichtbuch 1034.
- Wall, Cena**, Tomoran 923.
- M.—, Ludw.**, Rüge aus dem Leben von Ludw. Deventer 921.
- Maartens, Maarten**, Gods Fool 924.
- Maler, Anton**, Weihnacht im Walde 1372.
- Manteuffel, H. J.** von, Il Romano 1371.
- Mard, Dr. jur. v.**, Der Militär-Strafproceß 1250.
- Marshall, William**, Zoolog. Vorträge 1258.
- Nathusius, Dr. Martin** von, Die Kernfrage im Kampf für d. Apostolikum gegen d. Schule Ritschls 1028.
- Nagmer, G. R.** von, Lebensbilder a. d. Jahrhundert nach dem gr. deutschen Kriege 1032.
- Neue Christotrope** 1262.
- Niese, Ch.**, Eine von den Jünglingen 1373.
- Nissen, Marie**, Narida 1034.
- D... , W.** von, Erzählungen f. d. Volk 1376.
- Nipshant, Mrs.**, The Heir presumptive and the Heir apparent 813.
- Neuhinger, Friedr.**, Wahrheiten für unsere Tage 1263.
- Onaich, F. S. G.**, Siegespalmen aus Sindhien 917.
- Ofer, Dr. Hermann**, Am Wege und abwärts 1262.
- Pape, Josef**, Gebete aus und nach d. neuen Testamente 1026.
- Paßig, Gustav**, Schattenbilder 1370.
- Planig, Ernst** von der, Verschämte Lieber 1260.
- Pohlmen, Dr.** und Hoffmann, Gymnasialbibliothek 1262.
- Pöschner, D. Fr.**, Der Subjektivismus in d. med. Theologie 1254.
- Pöschinger, Dr. Heinr.** von, Die wirtschaftlichen Verträge Deutschlands Bd. I. II. 914.
- Preßing, Die bibl. Geschichte** des neuen Testaments in Bildern 1253.
- Pröll, Karl**, Kalender aller Deutschen auf das Jahr 1894 1374.
- Maabe, Wilh.**, Der Dräumling 926.  
— Ein Frühling 811.
- Rathmann, Dr. W.**, Die geistliche Schulaufsicht 1251.
- Reuß, Jos. von**, Der H. Töffel 1371.
- Richter, Julius**, Uganda 1142.
- Ritter, Oberlehrer Dr.**, Nationalität und Humanität 1151.
- Roage, D. P.**, Christl. Charakterbilder aus dem Hause Hohenzollern 814.
- Roehrich, Laura**, Emma Wernod 1367.
- Rüdiger, W.**, Barbara 1371.  
— Lust u. Leid der Kinderzeit 1373.
- Rodolph, Dr. Joh.**, Monatsreden 1034.
- Ruland, Wilh.**, Pro Patria 1368.
- Sabin, J.**, Die Sprache der Presse u. d. Parlaments 1143.
- Sauer, Dr. med., Arth.**, Über d. Mechanismus d. Lebensvorgänge 921.
- Schaffnit, K.**, Ein Beitrag zur Christologie d. Alten Testaments 916.
- Charling, D. C. Henrich**, Christliche Sittenlehre 1026.
- Schieferl, Dr. Franz Xaver**, Eisenmengers Entdecktes Judentum 1025.
- Schnalenburg, J.**, Heidenfinder 1038.
- Schneegas, A.**, Mollia stupris 1148.
- Schneideck, G. S.**, Der letzte Weihnachtsmarkt 926.
- Schneller, Ludw.**, Meinist Du das Land? 1364.  
— Evangelien-Fahrten 1365.
- Schoth, Dr. Arthur**, Die französische Wehrsteuer 1363.
- Schriell, G.**, Steppenbilder und Steppenleute 1370.
- Schulze, G.**, Die Bekämpfung der Sozialdemokratie 1030.
- Schulze-Gavernitz, Dr. G.** von, Thomas Carvies Welt- u. Gesellschaftsanschauung 1139.
- Schumacher, Heinr.** Vollerat, Verence 1151.
- Shofield, Alfred T., M. D.**, Glaubensheilung 914.
- Simmern, Freiherr Langwert** von, Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes II. 815.
- Sieck, Dr. med. Otto**, Heren-prognose u. Geistestörung 815.
- Soenost, Theodor** von, Ridi- calia 1375.
- Sperl, August**, Die Fahrt nach der alten Urkunde 928.
- Spielhagen, Friedrich**, Sonntagskind 1146.
- Spyri, Johanna**, Sina 1376.
- Staarscher, Dr. J.**, Heinrich Seine der Antisemit u. Ribikist 928.
- Stahl, Lorenz**, Der Fisch auf Juda 1145.
- Stowe, Charles E.**, Harriet Beecher Stowe 807.
- Stretton, Heba**, Halbbrüder 1370.
- Sturm, Julius**, Neue lyrische Gedichte 1369.
- Sydow, Clara** von, Der Ausweg 923.
- Thomas, Lic. theol. K.**, Melito von Sardes 1255.
- Tophel, Georg**, Unsere Kinder 1364.
- Traut, Bal.**, Im Abendhauch, — Auf einamem Pfad 1369.
- Trentler, C.**, Lebensweisheit aus Gottes Wort 1252.
- Uhde, Konstant.**, Braunschweigs Bau-Denkmäler 1374.
- Ulrich-Kerwer, Biblische** Jünglingsbilder in jwanajofen Rahmen 1140.
- Und Bebel sprach!** 810.
- Wagt, H.**, Geschichte d. deutsch. Reiterei 1375.
- Wolz, Berthold, Großherz.** Friedrich Franz II. von Mecklenb.-Schwerin 1257.
- Worberg, Mar.**, Das Licht der Welt 1141.
- Wald, Carl**, In hoc signo vinces! 807.
- Wald, G.**, Poetischer Krautgarten 1259.
- Waldorff, Friedr.**, Die luth. Kirche im Kampfe mit Pantheismus und Orthodorie 913.
- Warneke, Paul**, Gedichte 1035.
- Weber, Heinr.**, W. Weber 1258.
- Weidenmüller, K.**, Rides 809.
- Werber, Hans**, Die Sonntagskinder 1059.
- Wichelhaus, Dr. S.**, Wirtschaftliche Bedeutung chemischer Arbeit 1034.
- Wiedemann, Dr. Mar.**, Jahrb. d. Naturwissenschaft. VIII 921.
- Wirth, Dr. phil. Karl**, Der Verdienst-Begriff in der christlichen Kirche 916.
- Wittenberg, S.**, Die Lage d. ländlichen Arbeiter in Neubor-pommern 1362.
- Zell, P. H.**, Um ein Abendbrot — Künstlerleben — Im Lande des Gesanges 926.
- Zimmer, Friedrich**, Sang und Klang 1372.
- Zobelitz, Fedor** von, Der Selanone 1038.
- Zöckler, D.**, Zum Apostolikum-Streit 915.
- Zur deutsch-russischen Zollkonferenz** 1362.



## Am Pflicht und Recht.

Roman aus der Zeit der Vitalienbrüder.

Von

C. Beyer.

(Fortsetzung.)

IX.

Auf weitem, wüstem Meer.

Schweigend hatte Hugo Degenhard zwei Ruder ergriffen und war bemüht gewesen, das Boot möglichst rasch von der Insel fort zu treiben. Still saßen die Frauen im Hinterschiff, Breta führte das Steuer nach einem kurzen Wink des Vaters mit der einen Hand, und mit der anderen stützte sie die sich zitternd an sie lehrende neugewonnene Schwester, während ihr Söhnlein sich an ihre Füße schmiegte und mit unverhohlenem Wohlbehagen dem Schaukeln des Bootes sich hingab. Der Wind kam scharf aus Norden und trieb die Wellen höher und höher, zuweilen schlug ein Wogengipfel, sich überstürzend, gegen die Planken, dann sprühte der Schaum über das Fahrzeug hin, und der kleine Henning lachte, wenn eine Flocke auf die schnell ausgestreckten Händchen fiel. Durch das Ungestüm des Wetters wurde von selbst die Richtung der Fahrt vorgeschrieben, es galt immer nur das Boot gerade vor dem Winde zu halten, weil jede Abweichung das Rudern erschwerte und die Gefahr brachte, daß die quer anschlagenden Wellen das Schifflein mit Wasser füllten.

Als die Insel den Blicken entschwunden war, brach Hugo Degenhard zum ersten Male das Schweigen und sagte: „Nimm einen Augenblick die Ruder, Breta, daß ich das Boot untersuche, wir müssen's zu längerer Fahrt einrichten, dazu aber muß ich es genau kennen.“ Schweigend gehorchte die Gernseue. Zu seiner Ueberraschung fand Hugo das Fahrzeug vorzüglich und stark gebaut, seinem kundigen Auge gelang es nirgends, eine schadhafte Stelle zu entdecken. Ja, als er, in der Erwartung, schließlich doch noch einer heimlichen Tücke seines Feindes zu begegnen, sich daran machte, auch die verborgen gelegenen Teile zu untersuchen, stieß er auf allerlei frohe Ueberraschungen, Am Boden lagen zwei Erfahrungsuder und eine längere Stange, unter den Bänken verstaubt fand sich ein halbes Duzend warmer Mäntel und etliche Schafpelze, unter der weit vorspringenden Bank am Steuer aber war der Raum, den sonst die Fischer als Vorratskammer zu benutzen pflegten, gefüllt mit einem Tönnchen Trinkwassers, einem Sack voll Brot und einer Speckseite. — Hugo sah sich einem Rätsel gegenüber, denn daß diese Fürsorge auf Anordnung seines Segners getroffen war, konnte er nicht fassen. Der

eine Mantel schien ihm durch seine besondere Farbe bekannt, er glaubte ihn noch vor kurzem auf den Schultern eines seiner früheren Knechte gesehen zu haben. Rasch überlegte er, wie er seine Angehörigen von ihrer verzagten Stimmung befreien könnte, er wandte sich an Oda, welche offenbar nur mit Mühe sich auf ihrem Sitz aufrecht erhielt, rückte zu ihr und zog sie an sich.

„Es ist ein hartes Ding, Töchterchen, aus einem sicheren Obdach auf die rauhe See getrieben zu werden,“ sagte er mit mildem Klang der Stimme.

„Ich habe viel gelitten, Vater,“ entgegnete sie leise, sich an ihn schmiegend.

„Der heillose Mann konnte uns beide nicht schwerer treffen,“ versetzte Hugo. „Nun du aber frei bist und seiner Gewalt entronnen, wirst du wohl die Kraft finden, einige Tage auf der wilden See zu verbringen?“

„Ich bin Meister Hugos Tochter!“ sagte sie, und zum ersten Male seit langer Zeit glitt ein leises Lächeln über ihre müden Züge, „und ich bin unter dem Schutze meines Vaters. Die Seelust frent mich, ich brauche mich vor nichts zu fürchten. Wüßte ich nur“ — setzte sie nach einer Weile hinzu, und ihre Rede stockte.

„Sprich zu deinem Vater, Oda,“ ermunterte Hugo, „sag ihm alles, was dich bedrückt; es ist lange her, daß du es thun konntest.“

„Ich weiß, daß Werner mich sucht,“ fuhr sie fort. „Wenn er nun zu der Insel kommt — wer wird ihm sagen, wo ich bin?“

„Das wird Erpo schon thun, Kind, der kennt ihn von Kostock her. Wenn der ihm sagt, welchen Weg wir durch den Wind getrieben sind — es giebt für uns nur diesen einen —, dann weiß er bald, nach welcher Richtung er uns zu suchen hat.“

„Erpo!“ sagte Oda leise und sann nach. „Ja, er wird es thun, er wird's ihm ganz gewiß sagen, wenn es ihm auch schwer wird, er ist ein edler Mensch; er wird mit ihm kommen, und sie werden uns wiederfinden, dafür wird Gott schon sorgen, welcher bisher noch alles gut geführt hat.“

Eine bittere Antwort schwebte auf Hugos Lippen, aber er zwang sie zurück. „Du bist müde, mein Liebling, komm, ich will dir hier ein Lager bereiten und dich wieder einmal zu Bett bringen, wie ich wohl früher gethan habe, wenn ich von weiter Fahrt nach Hause kam, und mein Töchterchen bis zum späten Abend immer zuhören wollte, was ich zu erzählen hatte, bis es auf meinen Armen einschlief. Du wirst schlafen wie in einer Wiege, und wenn du aufwachst, — sind wir unserem Ziele schon ein gut Teil näher gerückt.“

Er breitete einen der großen Pelze am Boden aus, hob die zarte Gestalt der Tochter, die sich, wie im Traum lächelnd, alles gefallen ließ, leicht empor, bettete sie auf das schnell hergerichtete Lager und hüllte sie sorgfältig und warm ein. O, wie weich war seine Hand und wie zart seine Fürsorge!

„Ich bin müde,“ sagte sie, „und ich will schlafen. Weck mich, Vater, wenn — — —.“ Aber sie vollendete ihren Satz nicht, denn sie schlief ein.

Theilnehmend sah er einen Augenblick auf die geschlossenen Wimpern, und es war ihm, als müßte er sich neigen und auf die Atemzüge horchen, wie einst bei dem Bette des kleinen Mägdeleins. — „Sie wird bald wieder gesund werden,“ dachte er, „wenn — ja wenn — — —“

Darauf wandte er sich zu Breta, welche mit kräftigen Zügen das Boot in der bestimmten Richtung hielt. „Es steht alles besser, als ich erwartete,“ begann er. „Die Planken sind von Eichenholz, kerngesund und fest, und wir sind gegen Mangel etliche Tage hindurch geschützt; weiß nicht, wem wir's zu danken haben.“

„Erpo,“ sagte Breta, „und etlichen deiner früheren Schiffsknechte. Ich sah, wie sie davon eilten und mitten im Laufe sich die Mäntel von den Schultern rissen. Sie werden den Knecht des Meistermanns, welcher das Boot führte, bestochen haben. — Wohin geht unsere Fahrt?“

„Keine Wahl!“ antwortete Hugo. „Immer südwärts der deutschen Küste zu. Nach Stockholm wollte ich anfangs, dorthin aber steht der Wind gegen uns. Deland



liegt ganz nahe, wir könnten dort wohl schon morgen landen, aber man errät sofort, woher wir sind, und schlägt uns tot, der Haß gegen die Deutschen und die Vitalienbrüder ist dort durch die vielen Plünderungen auf das äußerste gestiegen. Zur deutschen Küste müssen wir unter allen Umständen."

Breta warf einen langen Blick auf den zu ihren Füßen spielenden Knaben. Dann fragte sie mit fester Stimme: "Wie weit mag es dahin sein?"

"Ich will dir die Wahrheit nicht verhehlen," sagte Hugo, "denn ich weiß, du bist ein starkes Weib, und du kannst mit mir Rat halten, wenn du alles durchschaust. Miß die Länge der Fahrt an der Entfernung von Bergen nach Kap Lindesnäa." Er bemerkte, daß die Farbe auf einen Augenblick aus dem Antlitz wich, aber unwillkürlich wurde ihr Ruder Schlag noch stärker, ihre Augen ruhten fortwährend auf dem Knaben. Darauf fragte sie: "Und du glaubst, daß wir diese Fahrt glücklich vollenden können?" — "Wenn alles sich gut fügt, wenn der Wind nicht stärker wird, wenn wir gesund bleiben und wenn die Lebensmittel ausreichen! Der Mensch kann viel mehr, als er für gewöhnlich glaubt, er muß nur nicht den Mut verlieren. Du bist ja ein Weib, das es mit manchem viel befahreneren Seemann aufnehmen kann." — Er entdeckte, daß trotz seines Zuredens eine Thräne in Bretas Augen blinkte, und daß sie den Kopf schüttelte; ihr Auge wich nicht von dem Knaben. Ihre Sorge, welche er wohl verstand, griff ihm ans Herz, aber er bezwang sich und redete weiter zu ihr: "Du glaubst nicht, was ich sage, und doch kann ich versichern, daß ich schon einmal eine ähnliche Fahrt gemacht habe. Damals hatte ich eine Skogge an den finnischen Strand geführt, nachdem mein Befrachter, der Kaufmann, ein Jahr zuvor mit einem dortigen Häuptling ein Zusammenreffen zwecks Austausch der Waren beredet hatte. Sie überfielen uns aber, trotzdem ich auf der Hut war, der Wilde war schlauer, sie plünderten und verbrannten mein Schiff und erschlugen meine Leute, nur den Kaufmann und mich ließen sie leben, wahrscheinlich um uns irgendwo einem Götzen zu opfern — es wohnen dort noch Heiden in Menge, mußt du bedenken. — Als sie sich am Vorabend der Feier stark berauscht hatten, da konnte ich mich losmachen, nachdem ich einen Tag lang den Strich, mit welchem man meine Hände auf den Rücken gebunden, an einem Stein gerieben hatte, und meinen Gefährten befreien; wir schleppten heimlich Viktualien in unser übrig geliebene Boot, und dann machten wir uns davon. Glücklicherweise kamen wir nach Stockholm, 's war nicht näher, als von hier bis zur deutschen Küste. Freilich etwas rascher ging es, denn wir hatten ein Segel."

Breta antwortete nichts und kämpfte offenbar einen schweren Kampf im Innern.

"Kopf auf, Frau, und nur nicht verzagt!" fuhr Hugo fort. "Hier bist du unter Wind und Wellen doch weit besser bewahrt, als dort zwischen den rohen Gesellen. — Denk nur daran, daß Oda noch zu ihrem Werner muß, und daß Breta doch zu ihrem Henning muß, und der Knabe muß seinen Vater kennen lernen, und der Vater muß vor dem Kloster bewahrt bleiben."

"Viele Aufgaben und schwache Kräfte!" sagte Breta.

"Die Mutterliebe wird dich stärken!" ermunterte Hugo. "Gedenke doch nur daran, daß dein Mann einst, als er am Leben verzweifelte und seine Kraft nicht zu seiner Rettung anwandte, allein in seinem Boot viele, viele Meilen über die See fuhr und gerettet wurde. Du aber hast die Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen. Er darf doch kein Mönch werden!"

"Gott wird mit uns sein," sagte Breta und richtete sich auf. "Einen Augenblick hatte ich's vergessen."

"Habe ich nicht eine feine Arznei bei der Hand?" scherzte Hugo. "Wenn deine Arme lahm werden, will ich sie gebrauchen."

"Wie lange mag die Fahrt dauern?" fragte Breta.

"Es kommt alles auf die Gnade von Wind und Wellen an," lautete die Antwort. "Auf eine Woche werden wir uns gefaßt machen müssen, besser ist aber, daß wir die

Tage gar nicht zählen. Uebrigens hatten wir auf die Bahn ab, welche von Stockholm nach Stralsund gehende Schiffe zu fahren pflegen; die Kogge, von welcher mir die gefangenen Kaufleute sagten, müßte in dieser Zeit ihren Heimweg antreten. Wenn wir ein Segel hätten, möchte es sicherer gehen, wir wären außerdem nicht genöthigt, unsere Kräfte mit Rudern aufzureiben. Aber wie die Sache jetzt steht — —

„Ein Segel?“ rief Breta geschwind. „Wir können's uns ja machen! Mein Kleid ist dicht und fest, und wenn es an einer Seite aufgetrennt wird, so kann es schon ein stattliches Segel geben, und ein guter Mast liegt hier zu unseren Füßen, Nadel und Faden zum Nähen des Nötigsten habe ich immer bei mir, eine Segelstange machen wir aus dem Ruder — — —“

„Siehst du,“ unterbrach sie Hugo lächelnd, „da kommt es zum Vorschein, daß du hier besser zu gebrauchen bist, als ein Schiffsknecht; da ist meine starke Fischerin aus Bergen wieder. Und nun, Kind, frisch ans Werk, gib mir die Ruder, lasse dein Kleid drauf gehen, ein Mantel giebt noch besseren Schutz, und wenn wir in Danzig angekommen sind, verkaufen wir dieses gute Boot, da werden wir hernach so viel Geld kriegen, daß du dafür in Seide gehen kannst. Das Steuer können wir entbehren, bis wir das Segel ausgerichtet haben, ich hab's schon festgebunden.“ Mit frischem Mut ging Breta ans Werk, Hugo Degenhard ruderte, und zu seinen Füßen spielte der Knabe.

„Ich kann auch rudern, Großvater,“ sagte er und nahm sein hölzernes, breites Schwert von seiner Seite. „Ich will dir helfen, dann gehst's noch viel rascher!“ — „Recht so,“ ermahnte Hugo. „Du bist mir ein tüchtiger Junge! Allein kann ich's auch kaum fertig bringen. Setz nur deine Füße so fest gegen, wie ich, und nimm das Ruder in beide Hände, so nun zieh einmal — siehst du, das gab einen Ruck. Wenn wir wieder am Lande sind, dann will ich dir ein Schiff machen — noch größer, als du selbst bist, mit Masten und Segeln. Wie soll's denn heißen?“ — „Ich weiß es schon,“ sagte der Knabe, „ich sag's nur nicht.“ Und nach längerem Zureden bequeme er sich, den Namen „Wisent“ zu nennen. „Aber da müssen Masten drin sein und ein Anker auch, Großvater.“ — „Zwei Masten und zwei Anker an langen Tauern. Dafür mußt du mir jetzt auch tüchtig helfen. Nimm dein Ruder und stoß einmal ab, wir kommen sonst zu nahe ans Land, Runge, tüchtig dran!“ — Der Kleine stemmte sich mit wichtiger Miene gegen den Boden, ein stärkerer Zug der Ruder machte ihn schwanken und er purzelte der Länge nach hin, schrie aber triumphierend: „Siehst du wohl, Großvater, daß ich stoßen kann! Nun sollst du aber einmal sehen, wie es geht. — Ich will gar nicht wieder ans Land, wir bleiben auf dem Wasser, immer, immer zu — Mutter fängt uns viele Fische, und Großvater rudert, und ich stoße ab.“

Es dunkelte schon, als Breta wieder die Ruder nahm und Hugo sich daran machte, die Stange anzurichten und das Segel mit etlichem Tauwerk, welches er in einem Winkel fand, zu befestigen. Es gelang über Erwarten gut, und als er erkannt hatte, daß es gute Dienste that, jagte er zu seiner Tochter: „Jetzt ist mit dem Kleinen die Abendkost — still, ich bin der Schiffsmeister, und da giebt es keinen Widerspruch. Du magst die Verwaltung unserer Lebensmittel übernehmen. Mache hernach ein warmes Lager für euch zurecht. Gib mir einen Mantel, wenn einer übrig bleibt, die Luft fühlt sich ab, als wollte es frieren. Ich werde dich wecken um die halbe Nacht, dann kannst du segeln. Am Tage werden wir ja beide wach sein und uns gegenseitig helfen. Der Kleine schläft in Mutterarm am sichersten. Die Ruder ziehe ein, jetzt gilt es nur, das Steuer festzuhalten und auf das Segel zu achten.“ — Breta gehorchte, obwohl ihre Neigung sie zur Thätigkeit antrieb, und da sie ans Leben zur See gewöhnt war, machte es ihr keine Mühe, sich in der ungewohnten Lage zurecht zu finden. — Bald war sie mit dem kleinen Henning eingeschlafen.

Hugo Degenhard hatte die ihm zugereichte Kost neben sich gelegt, und als er sah, daß alle schliefen, steckte er dieselbe in den Sack; da er aber erwog, daß Breta sein

Fausten bald entdecken würde, nahm er sie zurück, wickelte sie besonders ein und verbarg sie im entlegenen Winkel. —

Es war ihm gelungen, was er versucht hatte, den Seinen gute Zuversicht auf endliche Rettung einzufloßen. In der Tiefe seines Herzens herrschte die Hoffnungslosigkeit, er wußte nur zu gut, daß es ein thörichtes Ding war, darauf zu rechnen, mit dem kleinen Boot in der Jahreszeit, in welcher große Schiffe den bergenden Häfen suchten und der Winter mit seiner ungestümen Wildheit täglich hereinbrechen konnte, eine Fahrt quer über die See von einem Lande zum anderen ungefährdet zurück zu legen. Alle Stimmen, welche das Unsinuige irgend welcher Hoffnung eindringlich und rücksichtslos verkündeten, wurden um ihn und in ihm laut, als er zum erstenmal mit sich allein war. Das seltsame Zischen und Rauschen und Brodeln der Wellen, welche an das Boot unaufhörlich, hastig, unwillig schlugen, hatten noch niemals für ihn eine so erschütternde Sprache gehabt. Vergebens versuchte er mit den Augen das Wasser zu sehen, ringsum war alles schwarz, schaurig — er mußte horchen und immer nur horchen, jeder heftigere Wellenschlag ging ihn durch Mark und Bein. Am nächtlichen Himmel tauchten später einzelne Sterne hinter den dunklen Wolkenmassen hervor, sie dienten ihm dazu, schnell festzustellen, daß er das Boot in guter Richtung hielt, aber zugleich hatten sie für ihn ein höhnisches, kaltes, mitleidloses Blinzeln und Blinken, als wollten sie sagen: „Nur zu, nur immer, immer zu in der rechten Richtung, dem endlichen Untergange sicher entgegen.“ — Durch das Segel fuhr gelegentlich ein kurzes, unwirksames Säusen, dann wieder ein lang anhaltendes Senzen, die Bank, an welcher sie befestigt war, das Steuer — alles klagte und senzte. Aber wenn diese unheimlichen Laute ihn am meisten bedrängten, dann biß er die Zähne fest zusammen, seine Faust presste die Aderpinne. „Ich biete euch Troß! Ihr fangt mich nicht. Nicht verzagen — nur nicht verzagen!“ fuhr es zischend über seine Lippen oder aufzuckend durch seinen Sinn. —

Aber was konnte er ansprechen gegen die ihm feindseligen Mächte? Was hatte er bisher überhaupt gegen seine Feinde ausgerichtet? Die Kirche hatte er verachtet — und sie hatte ihm sein Weib genommen. Den Bund der Haufe hatte er angerufen, er wurde von ihm undankbar im Stich gelassen. Den Vitalienbrüdern wollte er sich in die Arme werfen, trotzdem ihn deren Rohheit anwiderte, er hatte sie sammeln wollen, um mit ihnen nicht etwa Gottes Freund, aber sicher aller Welt Feind zu sein, und sie hatten ihn ausgestoßen. An alle seine Unternehmungen heftete sich das Unglück. Die Seinen, welche er nach langer Irrfahrt um sich gesammelt, zog er mit sich ins Verderben; ans der Heimat nahm er die eine und ans dem Gefängnis die andere, beide mußten hier mit ihm unter jammervoller Not auf dem Meere vergehen, der kleine schuldlose Knabe — oh — er rüttelte den Raud der Bank, die ihn trug, mit furchbarem Griff, als müßte er das eisenharte Eichenholz zerbrechen — sein Blick ward stier und sein Atem keuchte. — Nein, und immer nein! Gegen die Feindschaft der ganzen Welt und gegen die unsagbare Not Troß bis zum letzten Atem! — Nicht verzagen — nein, nur nicht verzagen! —

Dann war es ihm plötzlich, als ob aus der Ferne der Wind höhnische Worte, höhnisches Lachen herübertrug, es kam näher und näher, und plötzlich traten ihm ans der Nacht häßliche Züge entgegen. Rambold stand vor ihm, wie er ihn beim Abschied mit letztem Blick hatte sehen müssen. Hugos Mienen verzerrten sich im Haß — die Faust ballte er und stieß sie vor sich hinaus, heiß lief es ihm durch den ganzen Körper, er begehrte ungefüge um sich zu stoßen — er sprang auf und redete die Arme und schrie: „Dennoch nicht verzagen, nein, nicht verzagen! — Nur einmal ihn treffen noch im letzten Kampf und dann — und dann —“

Da fuhr das Fahrzeug herum, weil das Steuer preisgegeben war, es schwankte heftig, das Segel flatterte und schlug. Als Hugo mit raschem Griff sich wieder der

Leitung bemächtigte, streifte sein Blick den Himmel — ein bleicher Schein dämmerte im Osten, klar war die Luft, kalt und mitleidslos kam der Tag herauf.

Von dem heftigem Schaukeln des Bootes erwachte Breta. Sie erhob sich vorsichtig, um den Schlaf ihres Kindes nicht zu stören, rasch hüllte sie sich in den Mantel, den sie beim Niederlegen über sich gedeckt hatte, und trat dann zu Hugo.

„Du hast nicht Wort gehalten, die Nacht ist hin,“ sagte sie. — „Ich vergaß Nacht oder Tag!“ murmelte der gequälte Mann. Da er aber fühlte, daß seine eiserne Kraft in seinem Kampf erschöpft war, so ließ er es sich gefallen, daß Breta ihm die Lenkung des Fahrzeuges abnahm. Jetzt mußte er schlafen, wenn er nicht unrecht gegen die, welche seinem Schutz vertrauten, handeln wollte.

Bei seinem Erwachen stand die Sonne schon hoch am Himmel, freundlich schaute ihn der Knabe an, welcher neben ihm sich den Morgenträumen hingegeben hatte, und als er sich aufrichtete, da sah er in das sanft gerötete, lächelnde Antlitz seiner Tochter Oda. „Mir ist so wohl, Vater,“ sagte sie, „daß ich wünschte, ich könnte noch tagelang so liegen und so gepflegt und gewiegt werden. — Und Hunger habe ich, wie noch nie in meinem Leben. Jetzt werde ich schnell wieder gesund, und dann will ich euch helfen, denn ich verstehe mich noch von unseren Fahrten auf der Warnow her sehr gut auf das Steuern, wie du weißt. Nur heute noch laßt mich so liegen.“ —

Hugo ergriff die Ruder, um sich zu erwärmen, und prüfte die Fahrt des Bootes. Das Segel gefiel ihm noch nicht. Er holte es wieder ein, die Stange wurde durch ein Ruder verlängert, und das Segel durch das losgetrennte Unterfutter eines Mantels um das Doppelte vergrößert. Die Arbeit verlohnte sich, denn das Boot flog unter dem vermehrten Winddruck so schnell, daß eine rechte Hülse durch Ruder nicht mehr möglich war. Aber zugleich bemerkte man, daß die Luft schärfer wehte. Wenn eine Schaumflocke an den Bootsrand gespült wurde, dann bedurfte sie nicht langer Zeit, bis sie unter dem Frosthauch zu Eis erstarrt war. Dem wettergehärteten Knaben gewährte es die größte Freude, die Eisbildung zu beobachten. Er tauchte einen Stab ins Wasser, hielt ihn in die Luft und jauchzte über die sich darauf lagernde glatte Rinde. Unter seinem Spiel in der Seelust wurde sein Hunger rege, er begehrte oft nach Speise und Trank, und jedesmal, wenn seine Bitte erfüllt war, rückte er zu seiner neugewonnenen Ruhme und ruhte nicht, bis sie von seinem Brot abgebissen hatte und aus seinem Becher getrunken, sie teilte wiederum ihre Kost mit ihm. Oft aber, wenn die Langlei- keit über ihn kam, lag er seiner Mutter mit allerlei Reben an, seine Fragen gingen ins Nahe und Ferne, und Hugo lauschte, es war ihm, als ob er viele Jahre zurück- getragen wurde und seinen eigenen Sohn Henning mit seiner Mutter reden hörte.

„Wie hoch ist wohl der Himmel, Mutter?“ fragte der Knabe. — „So hoch, daß ein Mensch immer und immer steigen kann, so lange er lebt, und dann, wenn er ganz alt geworden ist, dann kommt er vielleicht oben an, wenn er den rechten Weg gefunden hat.“ — „Ich kann gut klettern, ich kann bis oben in den Mast klettern. Soll ich's dir mal zeigen?“ — „Laß gut sein,“ sagte lächelnd die Mutter, „ich glaub's schon.“ — „Ich möchte wohl wissen, wo man anfangen muß! Dann kletterte ich hinauf und sagte zum lieben Gott, daß er dir warm machen soll, dich friert, deine Hände sind ganz kalt.“ — „Das kommt nur davon, daß ich immer still sitze und nichts thue. Wenn ich arbeiten könnte, wie daheim, dann würde mir ganz warm sein.“ — „Rudere doch, Mutter. Wir fahren gar nicht mehr so rasch, wie sonst. Ich kann rudern, soll ich's dir mal zeigen? Siehst du, so mußt du es machen!“ Nach einer Pause fragte er wieder: „Ist es im Himmel immer warm?“ — „Da ist immer Sommer, Henning, und ein schöner, großer Garten ist da, heißt das Paradies. Der ist ganz voll herrlicher Bäume und bunter Blumen, und alle frommen Menschen, die zum lieben Gott kommen, leben drin.“ — „Die Kinder auch?“ — „Auch die Kinder, wenn der liebe Gott sie zu sich nimmt in sein Himmelreich und wenn sie immer fromm gewesen sind. Die spielen dort oben mit den lieben Engeln und kein einziges unter ihnen weint jemals

oder zankt sich mit den anderen.“ — „Giebt es im Himmel auch immer Speck und Brot?“ — „Nein, Kind, süße Himmelskost, wie sie hier auf Erden noch kein Mensch so schön gegessen hat, und Äpfel und Birnen des Paradieses.“ —

Nach einigem Sinnen wandte sich der Knabe um und fragte: „Hast du den lieben Gott schon einmal gesehen, Großvater, wenn du weit, weit weg gefahren bist, wohin sonst keiner kommt?“ — „Nein,“ sagte Hugo Degenhard betroffen. „Bei all meinen Fahrten hab ich noch nichts von ihm gemerkt.“ — „Du schou, Mutter, hast du ihn schon gesehen?“ — „Gesehen freilich nicht, mein Liebling, das kann auch kein Mensch, so lange er auf Erden ist. Aber daß er ganz nahe bei mir gewesen ist, habe ich oft gemerkt. Als er mir dich schenkte und du ganz klein, so klein, mit so feinen Händchen, in meinem Schoße lagst, da fühlte ich, daß er bei uns stand. Ost, wenn ich auf dem Fischfang ganz allein im Boot war und vom Unwetter zwischen den Klippen überfallen wurde, daß es schien, als müßte jeden Augenblick das Boot zerschellen, da merkte ich, daß er bei mir saß und den Wellen wehrte, und ich war guten Mutes. Du weißt, daß ich in seinem Geleite immer unverletzt nach Hause gekommen bin.“ — Plötzlich fragte der Knabe: „Kommen die Seeräuber auch in den Himmel?“

Das Weib erschrak im tiefsten Herzen und sah unwillkürlich zu ihrem Begleiter hinüber, aber dem Knaben antwortete sie mit klarer Stimme: „Wenn sie Gott lieb haben und nichts Böses thun!“ Der Knabe blickte vorsichtig umher, seine Augen suchten die Spitze des Bootes, welche die Wellen ranschend durchschnitt, dann zog er das Haupt der Mutter zu sich herunter und sagte ganz leise zu ihr: „Ich glaube, daß der liebe Gott da ganz vorne sitzt!“ Sie nickte ihm freundlich zu, strich ihm die Haare von der Stirn und küßte seine roten Lippen.

Diese Lippen waren kalt. Sie zog den Knaben an sich, als wollte sie ihn an ihrem Herzen erwärmen, und deckte ihn mit ihrem Mantel zu, also lauschig und warm gebettet, schmiegte er sich an sie, so eng es möglich war, und der Schlummer umfing ihn.

Im Boot herrschte eine Zeitlang Schweigen. Breta warf einen Blick auf die Kranke, und als sie merkte, daß diese im festen Genesungsschlaf lag, wandte sie sich an Hugo. „Darf man mit dem Leben alsbald zerfallen, wenn einem Lieblingspläne zerstreut?“ fragte sie.

„Welche Pläne?“ sagte er.

„Du hattest Großes im Dienste der Hanse vor, ich weiß es, denn Henning hat mir gelegentlich davon gesprochen. Als dieser Plan verging, da trieb es dich zu deren Feinden, den Vitalienbrüdern, du gedachtest sie zu sammeln und zum festen Ganzen zu vereinigen, Wisby wiederum zur Königin der Ostsee zu machen und die Hansen überall auf allen Meeren zu demütigen.“

„Mag sein,“ versetzte er, „daß mir so etwas gelegentlich früher durch den Sinn fuhr. Hernach genügten mir wenige Tage, um mich vor ihrem Treiben ekeln zu machen. Sie leben nicht, um zu bauen, sondern um zu zerstören. Als ich mich ihnen zuletzt zum Führer anbot, hatte ich ganz andere Gedanken — euch zu retten — und meine Feinde zu verderben.“

„Dich selbst mit deinen Feinden zu verderben!“ lautete die Entgegnung.

„Mag sein, mag sein! Was will ich noch auf der Welt? Mein Leben für meine Rache und die Erzwingung meines eigenen Rechts — und dann dahin. So ist die Sache ausgefallen.“

„Schäme dich, Hugo Degenhard! Was redest du von Recht, da du fortwährend das Recht anderer brichst? Was von Rache, da du die Rache über dich selbst hereinrufen mußt?“

„Weiberwort trifft nicht Männerart. Wem hab ich je sein Recht geweigert?“

„Die Rache ist mein, spricht Gott, ich will vergelten. Mit jedem Wort und jeder That aus Rachsucht greiffst du in das Recht, welches Gott sich feierlich als das seine vorbehalten hat!“

„Schweig mir von ihm! Wir kümmern uns beide nicht um einander.“

„Du hast sein Recht doch anerkannt.“

„Früher wohl, als ich noch einfältiger war und that, was ich von anderen sah. Seitdem er mich unter seine Füße treten wollte, nicht mehr.“

„Den Mönch, der in deiner Hand war, ließeſt du los, wie du mir erzählt haſt.“

„Weil mein Weib es wollte, wahrlich aus keinem andern Grunde.“

„Du wußteſt es, warum ſie es wollte; du wußteſt, daß ſie in Gottes Recht ſtand und darauf ſaßte, du wußteſt, daß ſie das Rechte immer gethan und immer gedacht, und darum ſolgteſt du ihrer Führung, wie du es ſonſt gewohnt waſt. Mache dich nicht ſchlimmer, als du biſt, Vater, dein Herz drängt zu Gott und du reißeſt es fortwährend von ihm los. Laß dein Weib ruhen in Gott, ſie iſt bei ihm, und ihr Tod iſt nicht planlos und mit Unrecht herbeigeſührt. Sie iſt den heiligen Märtyrern beigeſellt, aus deren Blut Gottes Saat aufging. Es wird die Zeit ſchon kommen, daß die Menſchen es einſehen werden, wenn ſie nur Geduld haben.“

„Geduld, Geduld! Das Wort macht mich noch raſend. Ich trag's nicht, ich kann's nicht tragen!“

„Chriſtus iſt geſtorben und alle ſeine Jünger nach ihm, und mit viel tauſend Thränen ſind ſie beweint; aber aus jedem Blutstropfen und aus jeder Thräne hat Gott ein Samentorn gemacht. Hier wüßte niemand etwas von ihm und niemand hoffte auf ſein Reich, wenn jener nicht geopfert wäre. — Du, Vater, haſt Gottes Güte ſeitdem erfahren, du haſt uns nacheinander wiedergefunden.“

„Um euch mit mir ins Verderben zu reißen — o Breta, es war ein neuer Schlag für mich, daß ich nach Bergen kommen mußte — ich ſehe euch alle vor meinen Augen vergehen — — nein, nein — das wollte ich nicht ſagen. Nur eins noch möchte ich im Leben, mein Recht nehmen von dem Zerſtörer meines Glückes, dann mag das Ende ſein, wie es will.“

„Dein Feind hat ähnlich gedacht, Vater. Von Rachſucht geleitet plante er ſeine heilloſen Anſchläge, — und nun ſieh ihn an, wie er geſunken iſt von Stufe zu Stufe, eins der traurigſten Beiſpiele, wohin es führt, in Gottes Recht zu greifen.“ — — —

„Ich höre nichts — ich ſehe nichts,“ ziſchte Hugo hervor, „als nur jene Beſtie am Strande mit den höhnischen Jügen und dem höhnischen Lachen und der Aufrechnung aller ſchuldwürdigen Thaten gegen mein Haus. — Oh nur das Eine!“ ſchrie er laut, „den Mann hier in dieſen Händen, mag Erd und Himmel dann verſinken, ich will ſatt ſein!“ — Er bot einen fürchtbaren Anblick, ſeine Finger krümmten und ſchloſſen ſich, als wollten ſie ſich an jemandem ankrallen.

Auf den Armen der Mutter regte ſich der Knabe, ſie ſchwieg und neigte ſich zu ihm. — Der Wind fuhr ſauſend in das Segel, wie Aeſchen und Wimmern klang es durch die Tawe; die Wellen rauſchten und drängten ſich ziſchend und ſprudelnd um das Boot, die Nacht kam herauf und Hugo Degenhard durchwachte die fürchtlichen Stunden unter dem mitteleidloſen Glanz der Sterne.

An den zweiten Tag reihte ſich der dritte, und an den dritten der vierte, endlos in die Weite dehnte ſich der Ocean, kaum die Hälfte des Weges ſchien zurückgelegt, und die Koſt ging zur Neige. Das Fäſſchen hatte nur noch wenig Vorrat an Waſſer. So oft die Kranke oder der Knabe nach Speiſe und Trank verlangten, begegneten ſich die Blicke Hugos und der Mutter, beide waren darin einig, daß die Bitte nicht abgeſchlagen werden durfte, und beide entbehrten und ſühlten kaum, wie ihre eigene Kraft raſch aufgezehrt wurde, nur die Sorge um die zwei Hülfloſen, welche ihrer Pflege bedurften, erhielt ſie aufrecht. Breta trug und litt mit der Stärke einer Heldin. Sie klagte nie, mit derſelben gefaßten Weiſe erzählte ſie dem Knaben allerlei Geſchichten, um ſeine Zeit zu vertreiben und ſeine Gedanken zu zerſtreuen; ſie teilte endlich das letzte Brot aus, welches Hugo ſich abgedarbt hatte, nachdem ſein Wink es ihr gezeigt, betete klar

und sicher mit dem Kinde und befahl sich und alle in Gottes Hut. — Ob sie in der Nacht schlief?

Hugo wußte es nicht — vom Steuer wollte er seine Hand nicht mehr lassen — es stieg etwas in ihm auf, das er an sich noch nie erfahren hatte — langsam lächelte es seine Arme, seine Füße wollten sich nicht so leicht von der Stelle rühren, wie er es gewohnt war. „Was wird aus ihnen, wenn das die Zeichen des Todes sind?“ — so fragte er sich plötzlich. — Er kämpfte dagegen, und doch wieder stieg der Gedanke in ihm langsam, unabweislich empor. Der Wind wurde rauher, dunkle Wolken jagte er am zerfetzten Himmel, plötzlich fühlte Hugo ein seltsames Brennen wie von Nadelstichen auf der Hand, das waren kleine Eisspitzen, die ein Schneeschauer verkündigten — wenn's heftig wurde, dann mußte das Boot vor dem Sturme rasch in die Tiefe fahren. Ihn überführten plötzlich die seltsamsten Gedanken. — Was kam da herauf über die See? War es Frau Herburg, die vom Jenseits gehndt wurde, ihn vorzubereiten? Wie freundlich sah sie ihn an, ganz wie früher, wenn sie zu ihm sagte: „Du Lieber!“ — und ihm mit der weichen Hand über die Stirn fuhr, um seine unruhigen Gedanken zu verschenken. Er glitt von seinem Sitze und kniete, die eine Hand am Steuer, die andere über das Antlitz gebedt: „Allmächtiger Gott!“ schrie er, „du bist stärker als ich. Ich bekenne es, ich bekenne es! — Laß mich verderben, nun errette diese Unschuldigen, das Kindlein, Herr, das nichts Böses gethan hat, und meine Töchter, die — du — mir — wiedergegeben hast. — Erbarmen — Erbarmen!“ —

Er wartete auf Antwort, lauter heulte der Wind, höher auf fuhren die Wellen, sie spülten schon so heftig daher, daß ihre Köpfe über den Bootsrand lugten, um die Opfer zu erspähen, die ihnen nicht mehr entgehen konnten. — Sich aufrichtend sah es Hugo bei dem heraufdämmernden Tag. Er sah, daß der Mast sich bog und jeden Augenblick brechen konnte. Mit tödlicher Angst wollte er Bretta wecken, um ihre Hilfe beim Verkleinern des Segels in Anspruch zu nehmen, denn das Steuer durfte er nicht verlassen — er rief, aber sie hörte nicht. Mühjam band er die Pinne mit steifer Hand fest, und ging — nein, kroch zu ihr, da seine Füße ihn nicht mehr trugen. Er faßte sie an, aber sie regte sich nicht; er rüttelte sie — schwer hoben sich ihre Augenlider, sie wollte sich aufrichten, aber fiel wieder zurück, sie wollte etwas sagen, aber die Lippen bewegten sich nur zum Fallen, jetzt lag sie wieder besinnungslos da, der eine Arm hielt krampfhaft das Kind gegen die langsam erkaltende Mutterbrust gepreßt. — Prasselnd fuhren scharfe Eisnadeln über Hugo hin, als er zu seinem Platze zurückkroch — er sah, wie sie auf die Gesichter seiner Lieben sich legten und sie wie mit weißem Schleier bedeckten. Ihn durchschauerte es bis auf Mark und Bein. Seine Hand wurde starr, aber sie ließ nicht das Steuer.

Wie im Fluge eilte an ihm noch einmal seine Vergangenheit vorüber, wie er gelebt, geliebt, gestrebt, begeistert in seiner Jugend, voll erregter Thatkraft als Mann, und wie er dann geschlagen war durch die ruchlosen Anschläge eines Bösewichtes, dem er einst das Leben erhalten, der sich seinen Freund genannt hatte und nun sein Todfeind geworden war, weil er Mannespflicht nicht verstanden. — Noch einmal lief eine Blutwelle über ihn; es schien, als ob der Durst nach Rache seine Lebenskraft allein anzuspannen im stande war. „Du verläßt mich, Gott!“ sagte er mit zuckenden Lippen. „Du hörst mich nicht, verwünscht sei alles, was man von deiner Güte sagte, verwünscht sei dein Name. — Und geht's dann nicht mit Gott, so geht es mit dem Satau! Komm du, und rette du diese hier — gieb mir die Möglichkeit, daß ich den Verhassten vernichten kann — — dann mache mit mir, was du willst!“

Langsam glitt seine Hand vom Steuer ab, und er stürzte mit schwerem Fall vorwärts, schlug den Kopf an die Planken und stieß heftig gegen seine Tochter. Diese fuhr erschrocken aus dem Schlummer empor, sah den Vater neben sich, sprang im nächsten Augenblick auf, und laut aufschreiend griff sie zum Steuer, bevor das Boot in den Wind schoß. Rings um sie zischende, tobende Wellen und Sturm und Schnee — Schnee,

der durchgepeitscht wurde durch das Gewand, Schnee, der alles im Boot bedeckte. Mitten in dem Graus ein krankes, schwaches Mädchen. Aber dieses war Hugo Degenhards Tochter, und sie fürchtete nicht rauhen Wind und falsche See, nur ihre Lieben suchte ihr Auge; sie erwog hastig, was zu thun. Sie rief — nichts regte sich auf dem Boden, ihre Stimme verhallte im Wind.

Als sie prüfend hinaus sah in den Wind, um dem Steuer die rechte Richtung zu geben, da sah sie plötzlich dicht an dem Boot es schwarz heraufsteigen, als läme ein Riesenleib aus den Wellen, einen Augenblick hörte ihr Herz auf zu schlagen, dann vernahm sie deutlich Menschenstimmen. — Allmächtiger Gott, ein Schiff — ein Schiff, — unmittelbar neben ihnen!

Sie schrie ein — zweimal gellend auf — aber der plötzliche Wechsel überwältigte sie, sie sah nichts und hörte nichts mehr, nur das wußte sie, daß sie jetzt im letzten Augenblick das Steuer nicht loslassen durfte, und sie fiel darauf nieder, um durch ihr Gewicht zu erreichen, was ihre Kraft nicht vermochte. — — —

Nach einiger Zeit fühlte sie sich aufgehoben von festen Händen und getragen. Als sie wieder zu sich kam, fiel ihr erster Blick auf den Knaben, der ganz verwundert sich auf einem großen Schiffe sah und die starken Männer darauf mit seinen hellen Augen musterte. — „Mein Vater?“ stammelte sie. — „Nur ruhig, Kleine!“ sagte eine raube Stimme. „Er ist schon hier, und wenn mich nicht alles trügt, heißt er Hugo Degenhard.“ — „Meine Schwester — —.“ — „Ist auch hier, alles, was im Boot war, 's war freilich nicht viel! Wenn du nicht so wacker geschrien hättest, so hätten wir euch nicht bemerkt, und es wäre wohl bald mit euch hinabgegangen. — Jetzt sei ohne Sorge, wir fahren euch nach Stralsund. Heba — los das Boot! Es hat seinen Dienst gethan.“

## X.

## Ueber sie, Meister Hugo!

Das Schiff, welches das Rettungswerk vollbracht hatte, war der „Seedrache“, jene Friedensstogge, welche die unglücklichen Kaufahrer nach Stockholm hatte geleiten sollen und nun mit der Botschaft zurückkehrte, welche die Kaufleute aus ihrer martervollen Gefangenschaft in die von den deutschen Hansestädten besetzte Hauptstadt Schwedens hatten gelangen lassen. Der sorgfältigen Pflege an Bord war es zu danken, daß die Geretteten schnell genesen. Unter dem mächtigen Winddrucke flog der Seedrache dahin und erreichte den heimischen Hafen in wenigen Tagen.

Groß war das Aufsehen, welches die von ihm gebrachten Nachrichten verbreiteten. Die Niedergeschlagenheit der betroffenen Häuser wurde alsbald überholt durch den Witausbruch der ganzen Stadt bei der Kunde von der scheußlichen Mißhandlung der Gefangenen.

Da wurden die Hanen wieder einmal aus ihrer Ruhe aufgestört, die bisher nach altem Brauch immer schlau darauf gewartet hatten, daß eine der verbündeten Städte die Unkosten für einen Kriegszug gegen die Räuber übernehmen sollte. Alsbald, da der deutsche Mann zornig geworden war, schickte er sich auch an, zum gewaltigen Schläge gegen seinen Feind auszuholen. Die Zünfte wurden unruhig, die Geschlechter murrten, der Rat konnte kaum schnell genug die nötigen Rüstungen betreiben, um den Zug zur Befreiung der Gefangenen und zur Rache gegen die Peiniger ins Werk zu setzen.

Die Winterstürme drohten, aber was fragte der Deutsche nach Wind und Wetter, wenn ihm das Blut warm geworden war! Noch in diesem Jahr, noch in diesem Monat, nein, noch in der laufenden Woche, hieß es, müßte ein Geschwader fertig sein, um womöglich Wisby anzugreifen.



Wer aber sollte der Mann sein, dem man daselbe anvertraute, der über Schneestürme und Eisschollen, über die erbarmungslose See und die erbarmungsloseren Seeräuber den Sieg behalten und den Gefangenen die Freiheit verschaffen konnte? Wer anders, als der, welcher, wie von Gott gesandt, plötzlich in ihrer Mitte erschienen war, der in einem gebrechlichen Boot die winterliche Fahrt von Wisby unter so unerhörten Entbehrungen durchgeführt hatte, daß es allen wie ein Märchen klang; der mit seinem Schiff einft so erfolgreich sich der übermächtigen Dänen erwehrt hatte, daß sein Name schon lange von einem Ende der Ostsee bis zum andern getragen war.

Hugo Degenhard hatte allerdings selbst gegen Rostock auszugehen, aber in ehrlicher, offener Fehde. Diese konnte er in die Hände des Stralsunder Rates absagen, und wenn er sie nach Beendigung seiner Unternehmung wieder ansagen wollte, so war es eine Angelegenheit, welche die Rostocker allein anging. —

Der Meister Hugo schwor sich zum Jubel Aller der Stadt zum Dienst, bis er seine Fahrt nach Wisby beendet und die Gefangenen befreit und in die Heimat zurückgebracht hätte — soweit überall Mannesmut und Seetüchtigkeit die Durchführung ermöglichten.

Nötig hatte er nicht, zur Ausrüstung zu treiben, jedermann war zu Opfern bereit. Aber im Hafen lagen nur drei Roggen, welche seefertig waren, darunter war der Seedrache, ein hochbordiges, edles Schiff, das seinesgleichen in Wisby nicht fand. Auch der Widder war von vorzüglicher Bauart, ähnlich dem ihn entriessenen Wifent. Die breite Kuh dagegen war schwerfällig, von hartem Ban, als wären die Rippen und Spanten von Stein und Eisen, im Rammstoß gewaltig, in Bewegungen langsam und vor dem Steuer träge. Der Plan eines Angriffes auf den Stapelplatz der Räuber selbst mußte aufgegeben werden, aber Hugo erdachte ein anderes Mittel, an sie zu kommen.

Unter den Schiffen, welche im Hafen schon in Winterlage zu gehen sich anschickten, lag ein kleines Fahrzeug, welches ganz gegen die Ueberlieferung von einem fremden Meister schlank und schmal gebaut war, um zu beweisen, daß solche Bauart der Sicherheit der Fahrt keinen Eintrag thue gegenüber der Annahme, daß nur das im Bug breite Schiff zu Fahrten in den nordischen Gewässern taugte. Der Rat hatte die „flinke Grethe“ erworben, um sich derselben zur Uebermittlung schneller Botschaften an die Nachbarstädte zu bedienen. — Nachdem der nunmehrige Hauptmann Hugo sie gemustert hatte, empfahl er die schnellste Aufstakelung, damit sie vorweg, ehe die großen Roggen ausgerüstet waren, vom Rat in Stralsund die Botschaft nach Wisby an Rambold von Volkenshagen überbringen könne, daß man bereit sei, eine sofortige Auslösung der Gefangenen, jedoch nur auf offener See, vorzunehmen, und daß zu diesem Zweck ein Abgeandter der Stadt mit drei Schiffen und reichlichem Lösegeld kommen würde. Es wurde Rambold anheimgestellt, gleichfalls mit drei Schiffen diesseits Gotland die Begleitung herbeizuführen und den Austausch vorzunehmen, jedoch mit der Beifügung, daß seine Ausfahrt mit mehr als drei Schiffen als Vertragsbruch angesehen werden müßte. Also, rechnete Hugo, würde es gelingen, die Räuber, deren Habhucht erweckt war, aus ihrem Hafen herauszulocken. — Man schlug ihm vor, nur ein Schiff anzugeben, aber Hugo bemerkte richtig, daß sie es doch nicht glauben würden. Zu der Ueberbringung der Botschaft fanden sich sofort viele Bürgersöhne bereit, obwohl man ihnen sagte, daß das Unternehmen ein tollkühnes sei, weil sie ja auf die Gnade eines Räubers, welcher kein Recht anerkannte als das der Gewalt, bauen müßten. Sie vertrauten aber dem erfahrenen Meister und seiner Beruhigung, daß die Vitalienbrüder sich eine fette Beute nicht entgehen lassen würden, weil sie die magere etwa sicherer hätten. Für die Besatzung der flinken Grethe wurde dem Führer der Rat erteilt, nur die zur Bedienung der Segel nötige Mannschaft auszusuchen, und eingeschärft, unter keinen Umständen zu verraten, daß Hugo Degenhard der Hauptmann des Stralsunder Geschwaders sei. Nach einigen Tagen schon schoß das schlante Fahrzeug aus dem Hafen.

Während der ersten Tage seines Aufenthaltes hatte Hugo begonnen, nach seinem Sohne zu forschen, um zu verhindern, daß Eylhard, wenn derselbe seine Absicht erfahren hätte, seinen Schüler verbergen und in die Ferne entführen könnte. Seine Vorsicht war überflüssig gewesen, allgemein wußte man in Stralsund, daß der Novize, den man wiederholt in Begleitung des Kegerrichters gesehen, plötzlich aus dem Dominikanerkloster verschwunden war. Eylhard hatte den Rat um Nachforschungen bestürmt und die heftigsten Drohungen mit Kirchenstrafe ausgestoßen, weil er geglaubt hatte, daß der angehende Mönch irgendwo gewaltsam gefangen gehalten würde oder gar ermordet worden sei, um den Kegerrichter selbst zu kränken. Aber alle ernsthaften Erkundigungen hatten kein Ergebnis gebracht, der Novize blieb verschwunden, und Eylhard, welcher anfangs auch in Stralsund nach Kebern eifrig geforscht hatte, war seitdem ganz still geworden und seit langer Zeit nicht mehr aus dem Mönchskloster hervorgekommen, ja, man behauptete, daß er überhaupt nicht mehr in Stralsund sei, und das sei sein Glück, setzten etliche hinzu, denn was man in Bismar und Rostock sich habe gefallen lassen, werde man in Stralsund nicht dulden, zumal schon seit Jahren die Erbitterung gegen die rücksichtslose Priesterherrschaft im Wachsen begriffen sei; es könne leicht geschehen, daß man sie einmal kosten lasse, wie es ihue, wenn das Feuer Fleisch und Wein versenge. Auch von Werner erhielt Hugo Degenhard durch den Rat etliche Nachricht. Es war vor einigen Wochen ein junger Mann in Stralsund gewesen und hatte versucht, für eine große Summe Geldes einen Schiffer zur Fahrt nach Wisby zu den Mecklenburgern zu bewegen. Da seine Bemühungen vergebens gewesen, weil vom Räte jede Verbindung mit den Vitalienbrüdern unterdrückt war, so war er angeblich nach Danzig weitergeritten, um dort die Durchführung seines Planes zu versuchen; man hatte ihn wegen seiner Hartnäckigkeit in Verdacht gehabt, daß er wohl gar selbst unter die Vitalienbrüder hätte gehen wollen, aber angenommen, daß auch die Danziger ihm seine Unternehmungen unmöglich gemacht hätten. Alle Beschreibung paßte auf den Sohn Gerwins. Hugo veräumte nicht, diese Botschaft nach Rostock gelangen zu lassen.

Auf die beiden Frauen machten diese Nachrichten sehr verschiedenen Eindruck. Oda sah die Möglichkeit vor sich, daß der Name ihres Vaters durch neue ruhmvolle Thaten in alle Gegenden dränge, also auch zu Werner gelangte und die Verbindung mit ihm herbeiführte. Sie war voll Stolz auf die Beweise seiner Liebe.

Breta fühlte den Gedanken, daß Henning vielleicht nicht mehr unter den Lebenden sei, wie ein scharfes Schwert durch ihre Seele dringen. Alles, was sie über seine Kämpfe und sein Suchen nach Frieden gehört, hatte sie schon früher in der Ueberzeugung bestärkt, daß das Kloster für ihn nur fürchterliche Enttäuschungen bringen konnte, da sein ehrliches Gemüth den Schein auf die Dauer nicht für die Wahrheit halten konnte. Wenn es nun dahin mit ihm gekommen war, wenn er wirklich die Trostlosigkeit des Mönchtums erkannt, die Fruchtlosigkeit seiner Werke, die Heuchelei der Schlechten und die Selbsttäuschung der Besseren durchschaut hatte, dann war er abermals von dort, wo er den Frieden gesucht hatte, getrieben, war haltlos, heimatlos — unstat und flüchtig, wie einst auf dem öden Meer, so nun wieder im fremden Lande, bis seine mühselige Pilgerfahrt seine Kräfte gebrochen hatte.

Nachts erhob sie sich ost leise vom Lager, wanderte zu dem kleinen Bettlein ihres Söhnchens, neigte sich darüber und ließ ihren Thränen freien Lauf, sie wachte und gedachte ihres Mannes. —

Hugo verstand sie nicht, wenn sie den Versuch machte, ihrem bedrängten Herzen durch Aussprache Erleichterung zu verschaffen, vielmehr frohlockte er, daß sein Sohn auch sich von den bestrickenden Banden der Kirche frei gemacht hatte, und glaubte zuversichtlich, daß derselbe nun seine frühere Kraft wiederfinden und demnachst als ein durch viele Kämpfe gefestigter Mann sich bei ihm einstellen, womöglich sein Gefährte auf seinen weiteren Fehbezügen gegen Rostock sein werde. Aber das waren nur flüchtige

Gedanken, die gelegentlich beim Drängen Bretas in ihm erwachten, er war sonst nur mit den Gedanken an seinen Nachzug beschäftigt.

Eines Tages gingen die beiden Frauen zusammen durch die Straßen von Stralsund und sahen unterwegs, daß etliche Männer sich zum Haufen zusammengedrängt hatten und die Straße heraufkamen, welche sie hinabschreiten wollten. Sie erblickten nahe vor sich eine Seitengasse und gingen hastiger, um dieselbe zu erreichen, als sie auf einen rasch entgegenkommenden Mönch in Dominikanertracht stießen. Derselbe stand plötzlich vor ihnen wie in Ueberraschung still, im nächsten Augenblick stieß Oda einen gellenden Schrei aus, beide Arme streckte sie wie zur Abwehr von sich. „Der Ketzerrichter, der Ketzerrichter!“ Das waren die Worte, welche über ihre blassen Lippen kamen. Schnell entschlossen trat Breta zwischen beide und sah den gefürchteten Mann vor sich, seine tiefliegenden brennenden Augen waren auf sie gerichtet, sein Mund versuchte etliche Worte zu sprechen. —

Da kam auch schon der Haufe von Männern heran, Gesindel von den Straßen und Schenken, aber auch ernste Handwerker mit finsternen, entschlossenen Mienen, und handfeste Schiffsknechte. „Schlagt den Schuft tot!“ schrie einer aus dem Haufen. „Erfäuft ihn!“ schrie ein zweiter — es war ein großer Lärm. — Noch hielten sich die Vereizten in gewisser Entfernung von dem gefürchteten Mann — dieser blickte sich scheu um und versuchte einige hastige Worte zu Oda zu sprechen, wurde aber durch den Lärm überschrien.

„Gebt Platz, ihr Weiber, hier kommt Männerarbeit!“ sagte jemand, schob Breta beiseite, trat dem Magister gegenüber und hielt ihm die Faust vor das Gesicht. Als Breta das wie gebannt zurückstarrende Mädchen zur Seitengasse zog, sah sie in eiligem Laufe einige Wächter, welche von besonnenen Männern benachrichtigt waren, herbeistürzen und den Bedrohten in ihre Mitte nehmen.

So hatte sie denn nun den, der so viel Leid über das ihr nahestehende Haus gebracht hatte, gesehen, und ein leiser Schauer lief über sie, wenn sie seiner Blicke gedachte. Das war der Mann, dem ihr Henning durch lange Zeit als seinem geliebten Führer und Vater gefolgt war.

Mit Hugo Degenhard mußte sie jetzt ein ernstes Wort reden; sie sprach so dringlich, wie einst auf der See, und ermahnte ihn, über seinen finsternen Plänen nicht die heilige Pflicht der Fürsorge für seine Tochter zu vergessen. Sie beschwor ihn, daheim zu bleiben, weil er das Verderben, welches über derselben schwebte, nicht übersehen dürfte. Was war doch aus dem Manne geworden, seitdem er Stralsund betreten hatte! Seine Rettung war fast wie ein Fluch über ihn gekommen. Die sonst so ehrlichen Augen sahen fast unheimlich drein, er wies das Ansuchen schroff ab und begnügte sich mit der Versicherung, daß in Stralsund niemand eine Gewaltthat seitens der Kirche dulden würde, im übrigen ihre Wohnung bei einem der angesehensten Männer der Stadt genügende Bürgschaft für ihren Schutz sei.

Breta war nicht die Frau, welche den Mut verlor; allerdings glaubte auch sie nach dem erlebten Straßenauflauf nicht mehr an den Versuch offener Gewalt gegen Oda; aber sie hielt es für ihre Pflicht, zu erforschen, ob überhaupt noch an eine Befreiung des Mädchens zu denken sei, da dasselbe, durch Todesangst geplagt, in ihr früheres Leiden zurückgefallen schien.

Eines Tages ging sie allein von Hause fort, wanderte zum Kloster der schwarzen Mönche und saßte den Kloster an der Pforte. Ihre festen Schläge riefen bald den Pförtner herbei. Derselbe musterte sie erstaunt: „Bist ein Weib und hast 'ne gute Faust!“ sagte er. „Ich glaubte, es stände ein Schiffsknecht draußen. Was begehrt du?“ — „Ich will den Magister Etselhard sprechen!“ sagte Breta. — „Ich will, ich will!“ höhnte der Mönch. „Man bittet sein, und wenn's nicht gleich zugefagt wird, so verspricht man allerlei. Nun?“ — Statt jeder Antwort schob ihn Breta beiseite und trat in die Pforte. Dort blieb sie stehen und sagte: „Melde mich.“ — „Ei, Gott bewahre

mich!" lachte jetzt der Pförtner. „Das ist wahrhaftig ein Weib, welche eine Männerburg im Sturm erobert. — Halt, durch die zweite Pforte darfst du nicht, das ist gegen die Vorschrift. Tritt in meine Zelle hier nebenan, ich will den Register suchen; wird wohl wieder seine heiligen Uebungen halten, das ist so seine Stunde.“

Nach kurzer Zeit kam er zurück. „Da hast du gleich bei deinem Eintritt in ein Kloster ein gutes Werk gethan; er war eben daran, sich dafür in Fucht zu nehmen, daß er gestern sich gefürchtet hat. Du lieber Gott — soll man sich nicht einmal mehr fürchten! Ich wäre gelaufen wie ein Hase, und ich hätte den sehen wollen, welcher mich eingeholt hätte. — Wenn dir der Himmel diese Störung seines Vorhabens nicht anrechnen wird, so will ich's thun. Besser hättest du dich hier nicht empfehlen können. Ich wollte nur, daß ich hier jedesmal so angenehm unterbrochen würde, wenn die Geißel über mir ist. — Du weißt wohl nicht, wie einem dann zu Mute ist? — Freilich ein so hübscher Nacken und ein so zarter Rücken, es wäre wirklich schade drum, die sind ja eher zum Streicheln eingerichtet.“

Er wollte sie mit roher Hand berühren. Eine verächtliche Wendung sollte ihn zurückweisen. Als er aber zudringlicher wurde, erhielt er plötzlich eine so heftige Ohrfeige, daß er um sich selbst taumelte und ganz bestürzt erst in einem Winkel des Gemaches zur Besinnung kam. „Heiliger Gott, heiliger Gott!" stöhnte er. „Es ist ein verkleidetes Mannsbild!" Gleich darauf trat Eylhard in die Zelle und sah mit Erstaunen seine bestürzte Haltung. —

„Ist er dir zu nahe getreten?" fragte er Breta.

„Ein Mönch wollte heiligen Uebungen obliegen!" war die Antwort. — „Ich wollte, ich dachte — es ist wahrhaftig ein Mann, wenn's auch wie ein Weib aussieht — ich hatte Verdacht — wollte dich gegen einen Anschlag sichern —" so stotterte der Lügner.

„Tritt jetzt draußen vor die Pforte und melde dich hernach bei dem Vater Bernhard, daß er dir deine Strafe bestimmt!" Bei dieser Weisung kniete der Mönch fast zusammen und schlich hinaus.

„Setz dich auf diese Bank!" sagte Eylhard und rückte einen strohdurchflochtenen Sessel heran. „Sag mir, was du begehrt.“

„Ich komme, dir zu danken, Vater, daß du dich einst meines Mannes angenommen hast, als er von aller Welt verlassen war!"

„Wer bist du? Ich sah dich gestern," sagte Eylhard, während ein leichtes Rot über seine blassen Wangen lief, „aber ich kenne weder dich, noch deinen Mann. Wist du aus Stralsund?"

„Ich bin Breta, die Tochter des Fischers Everric aus Bergen," sprach sie mit klarer Stimme.

Eylhard schnellte empor, und seine Augen starrten plötzlich auf die Frau, als ob er jemanden von den Toten zurückkehren sähe. — „Du bist — sag mir die Wahrheit, Tochter — du wärs! —"

„Des Henning Degenhard ehelich Gemahl, durch meinen Vater einst gerettet und durch Hugo Degenhard aus Bergen abgeholt und nach Stralsund gebracht, damit ich zu meinem Mann und mein Kind zu seinem Vater kommen möge." —

Wie vom schweren Schläge getroffen fiel Eylhard auf seinen Sessel zurück und schlug die Hände vor das Gesicht, sein Atem verkündete, daß ein Krampf seine Brust beengte. „Ich hoffte," sagte er nach einer Weile mit matter Stimme, „daß er, mein geliebter Sohn, noch einst zu mir zurückkehren würde. Jetzt erst habe ich ihn verloren. — Du bist sein Weib, und er hat einen Sohn, den er noch nicht kennt. — Und du kommst zu mir, um mir zu danken!"

„Ich weiß wohl, Vater," sagte Breta, „daß er dir seine Rettung verdankt. Es war eine Fügung Gottes, daß du ihn auf deinem Wege triffst, als er im Elend und am Sterben war.“

„Du kommst, um mir zu danken!“ — Eylhard wiederholte die Worte mit dem Tone schmerzlicher Bewunderung.

„Nein, nicht allein zu danken, sondern auch um dich zu bitten, ihn mir nun wieder zurückzugeben, denn Weib und Kind haben an ihn näheres Recht, als sonst irgend jemand in der Welt.“

„Freiwillig kam er und machte mich glücklich in meiner Einsamkeit, denn er liebte mich — freiwillig ging er — und ließ mich allein.“

„Glaub das nicht, Vater, daß er freiwillig die Bahn gekommen ist, welche im Kloster enden mußte, ich kenne ihn zu gut. Er war ein freier, sorgloser Mann, der geliebt sein wollte und für Liebe alles that. — Dir folgte er, wie du ihn führtest, aber du führtest ihn nicht gut, du verstandest nicht des Pfandes zu walten, welches dir Gott gegeben; du warst es, der einen Mönch aus ihm machen wollte.“ —

„Ich wollte einen Mönch aus ihm machen!“ sagte Eylhard still vor sich hin und nickte dazu.

„Wenn es dir gelungen wäre, ihn also zu verderben, so wäre ich jetzt gekommen und würde ihn mir wiedergeholt haben aus den Klostermauern; wären diese auch dreimal so stark abgesperrt gewesen, so hätte ich sie durchbrochen. Ich und mein Kind, wir müssen ihn wieder haben. Hätte ich dann auch mit ihm gehen sollen, wie ich gekommen bin, im kleinen Boot über das weite Meer, gelassen hätte ich ihn nicht. Denn der Eid, den er mir geleistet hat, bricht den Mönchseid. — Es ist anders gekommen. Und nun frag ich dich: Wo ist mein Mann?“

„Ich weiß es nicht. Er ist nicht hier, ist vielleicht in weiter Ferne — und ist mit Gott und seinem Gewissen allein.“

„Er ist geflohen, wo er freiwillig gehen konnte. Warum? Weil er sich vor dir fürchtete! Er ist mit Gott und seinem Gewissen allein — hast du sein Gewissen also gewöhnt, daß es die richtige Sprache zu ihm unverfälscht spricht? Wenn mein Mann da draußen nun in seinem Sünden vergeht, von wem wird Gott ihn fordern?“ —

„Im Kloster wird das Gewissen geschärft und dessen Stimme wird geweckt!“

„Mönchsgewissen! Was das heißt — frag doch den Mann dort vor der Pforte draußen. Hast du es nie gehört, was man durch alle Welt von den Mönchen sagt?“

„Ich hörte es wohl,“ sagte Eylhard und schwieg eine Weile. „Dein Mann wäre nicht so geworden,“ setzte er mit fester Stimme hinzu. „Ich hätte einen Heiligen aus ihm gemacht.“

„Pfui über die Heuchelei!“ sagte Breta entrüstet. „Du wolltest einen Heiligen aus ihm machen? Bist du denn selbst ein Heiliger? Du? Der Kegerrichter Eylhard, dem es not thut, daß er täglich in Saß und Asche Buße thue wegen seiner greulichen Thaten?“

Ruhig entgegnete Eylhard: „Ich bin kein Heiliger, und das ist meine Not. Aber ich kann lehren, wie man es wird, die Klöster haben viele Heilige erzogen und zu Gott gesandt als Bereicherung für seinen Himmel.“

„Warst du bei Gott und hast das Urteil des Allwissenden über sie gehört?“

„Nein, aber der heilige Vater in Rom weiß es, und dessen Mund hat sie heilig gesprochen.“

„Nur einen giebt es, dessen Urteil gilt — und das ist der allwissende Gott. Niemals wird der fragen, wie ein Mensch geurteilt hat. Es verschaut sich einer hinter dem andern, und schiebt ihn vor, wo es gilt, mit dem Himmel fertig zu werden. Warum geht ihr nicht den ehrlichen, geraden Weg? Warum fragt ihr bei allem nicht, was Gott darüber sagt?“

„Wichtig denkst du, Tochter, aber der Geist Gottes ist es, der seinen Stellvertreter auf Erden erleuchtet und ihn sehen läßt, was andere Menschen nicht sehen.“

„Ich glaub's nicht!“ sagte Breta fest und klar. „Der Papst ist auch ein armer, ündiger Mensch. Wie könnte er sonst andere ansenden mit dem fluchwürdigen Auftrage,

seinen Mitmenschen nach dem Leben zu stehen? Wäre der Papst so vom Geiste Gottes erleuchtet, wie du sagst, dann würde er durch die Welt predigen lassen: Nicht töten, denn das schneidet die Zeit, welche Gott in seinem Erbarmen der Buße gönnt, ab; nicht einmal verbannen, denn es ist schrecklich, in der Fremde allein zu sein, und der Mensch gehört zum Menschen; nein, in Liebe die Irrenden aufnehmen und um sie geduldig werben! Das thut Gott selbst, und sein Stellvertreter thut es nicht. Denn der Papst fürchtet den Abfall der großen Scharen und sorgt um seine Macht. Und dich hat er ausgesandt, nicht für die Belehrung der Ketzer, sondern für die Sicherung seiner Macht zu sorgen."

Urnbig, hastig flogen die Augen Eulhards durch das Zimmer. „Die Kirche liebt, auch wo sie straft," sagte er. „Niemals straft sie mit dem Tode, denn die Kirche dürstet nicht nach Blut!"

„Das ist die Lösung, die dir vom Papst mit auf den Weg gegeben ist. Wie jämmerlich ist es, so ohne eigene Gedanken das nachzubeten, was andere dir vorgesprochen haben! Wenn keine Kebrichter haben, dann gäbe es keinen Scheiterhaufen. -- Habe ich nicht recht, Vater? -- Vor dir war alles still und friedlich, hinter dir erhebt sich der Qualm. Du schweigst und suchst wahrscheinlich nach Gründen, dein Gewissen zu belügen, wie alle Mönche es thun. -- Ich preise Gott," setzte sie mit zornig blickenden Augen hinzu, indem sie aufstand, „daß er meinen Mann erweckt hat, daß er von dir ging. Wenn du aber am jüngsten Tage einmal stehen wirst vor Gottes Thron und er wird dich fragen: Wo hast du den Sohn gelassen, den ich dir gegeben habe, da wirst du zittern und bekennen müssen: Ich habe nur immer an mich gedacht und nicht an ihn. Ich sorgte für mich, als ich ihn an mich zog, ich lockte ihn in meine Bahn, denn mir graute vor dem Alleinsein. Ich, ich - und nicht mein Nächster! -- Da wird kein Papst für dich eintreten, der selbst Gottes Vergebung gebraucht für sich; da stehst du jämmerlich mit deinem Verdienste allein und wirst anfangen aufzuzählen: Herr, Herr, ich habe die arme Frau Herburg in Rostock verbrennen lassen! -- Du wirst es schon merken, daß er dann sagen wird, er habe dich niemals als den Seinen erkannt, und statt des Himmels als Heiliger erweist du die Hölle als Missethäter."

„Weib!" schrie plötzlich Eulhard. Er stand vor ihr, am ganzen Leibe zitternd. „Woher weißt du die Worte? -- Ich höre sie Tag und Nacht - ich lese sie in dem Buch, - mir brennen die Blätter in der Hand, und ich muß es lesen und immer wieder lesen. -- Wer gab dir solche Augen zu sehen? -- Hinweg - hinweg - erbarme dich meiner - du machst mir Pein!"

Seine Stimme steigerte sich während seiner Rede, daß sie hinaus schallte, der Bruder Pförtner trat ein und sah erstarrt auf das sich ihm darbietende Bild. Eulhard hatte die eine Hand über seine Augen gedeckt und winkte mit der andern der Fremden zu, daß sie gehen sollte. Breta fühlte sich am Arm ergriffen und durch die Thüre fortgezogen. Sie hatte den Mann noch geradezu fragen wollen nach Oda, aber sie wagte kein Wort mehr zu sagen, sein plötzlicher Schmerz ergriff und bestürzte sie; das eine aber hatte sie doch jetzt erfahren, daß eine unmittelbare Gefahr von dem Kebrichter für Oda nicht vorlag, und sie erzählte der Freundin etliches über den Gang, und wie er vor ihr verstummt sei; so erreichte sie die Beruhigung der Geängstigten, aber sie konnte sie nicht bewegen, fortan wieder über die Strafe zu gehen. Für die Zeit der Abwesenheit Hugos hatten sie ja auch einen lieben Aufenthalt im Hause eines Handelsheeren, dem der Hauptmann einst in der Ferne einen großen Dienst hatte erweisen können, und der sich der Gelegenheit, seinen Dank abzustatten, freute. --

Die Zeit, daß die drei Friedensstoggen kampferüstet im Hafen fertig zur Abfahrt lagen, war gekommen, die Bordwände derselben waren überall erhöht, denn man mußte darauf eingerichtet sein, sich der Angriffe von zwei Seiten zugleich erwehren zu können, also war auch die Besatzung verdoppelt. Ganz besonders aber wurde die Zuversicht der Schiffleute dadurch gestärkt, daß es möglich war, jede einzelne Rogge mit einem

Geschütz auszustatten. Hugo hatte ursprünglich auf die neuen Waffen verzichten wollen, weil er die Geschützmeister auf ihre Tüchtigkeit hin nicht genügend zuvor hatte prüfen können, aber er rechnete darauf, daß, selbst wenn die wenigen Schüsse, die überhaupt möglich waren, nicht träfen, das Ungewohnte der Waffe und die abergläubige Furcht vor derselben, die mit Donner und Blitz sprach, auf die Gegner vielleicht entmutigend einwirken könnte. Der Festlegung derselben in üblicher Weise im Heck, wodurch es nur möglich war, durch besonderes Manövrieren die Gelegenheit zum Schuß zu finden, widerlegte er sich; er richtete sie so, daß sie beim höchst wahrscheinlich verlusten Enterangriff der Gegner über die Bordseite hinaus eine wirksame Unterstützung zur Abwehr geben konnten.

Unter dem glückwünschenden Zuruf der Bevölkerung fuhren endlich die Roggen mit dem Strahl in der Flagge dem Abenteuer mit dem gefürchteten Feinde entgegen.

Mittweg begegnete ihnen schon die frisch im Winde heranschickende flinke Grethe und brachte dem Admiralschiff, dem Seedrahen, auf welchem Hugo war, die Zusage Rambolds, daß er mit drei Schiffen und mit sämtlichen Gefangenen an Bord sie ostwärts von Gotland in der verabredeten Höhe treffen wollte, natürlich in der Voraussetzung, daß das Lösegeld nicht zu karglich bemessen sei. Scherzweise hätte er hinzugefügt, daß er für die Tonnen keine besondere Vergütung beanspruchen wollte; denn in der That waren die unglücklichen Kaufleute noch in ihrem qualvollen Gefängnis gewesen, aber dem Tode nahe und nur durch die Hoffnung auf baldige Errettung noch einmal zum Leben erwacht. Der feindliche Hauptmann war wieder ganz wohllauf gewesen und hatte besonders gut gelaunt von dem bevorstehenden friedlichen Zusammentreffen auf der See gesprochen, hatte auch nicht verfehlt, die Ehrlichkeit der Straflunder zu rühmen, welche ihm die Zahl der Auslöschungsschiffe mitgeteilt, und endlich mit seltsamem Augenzwinkern gesagt, daß er ihnen zeigen wolle, wie ein Vitalienbruder eines solchen Vertrauens sich würdig erweisen würde. Der Schiffsmeister riet dem Hauptmann zur Vorsicht und erbot sich die Erlaubnis, das Geschwader begleiten zu dürfen, denn es habe ihn geschienen, als ob bei seiner Abfahrt schon auf mehr als drei Schiffen die Vorbereitungen zum Ausbruch emsig betrieben würden. „Ich hoffe es,“ sagte Hugo kurz, „aber sie sollen nicht nachträglich sagen, daß ich sie treulos überfallen habe. Fahre hin und laß die flinke Grethe daheim melden, daß wir in wenigen Tagen die Gefangenen frei und die Freien gefangen bringen werden.“ — „Wenn sie nur die Gefangenen wirklich an Bord nehmen!“ wandte der andere ein. „Ich denke, sie werden alles auf den Kampf setzen, um Lösegeld und Schiffe und Gefangene alles miteinander zu haben.“ — „Sie werden sie schon mitbringen,“ erwiderte Hugo, „denn sie trauen uns ebenso wenig, wie wir ihnen. Sind die Straflunder mehr, so werden die Wisbyer die Auswechslung vornehmen, sind aber die Wisbyer mehr, dann werden wir kämpfen müssen. Ich kenne meinen Mann; wenn ich nur auch seine Begleiter kenne.“ — Verdrießlich wandte der Führer der flinken Grethe und machte sich auf den Heimweg.

Frisch auf, frisch auf! Der Wind lag voll in den Segeln und die Wasser spritzten vor dem Bug, die Männer standen mit der Faust an der Waffe und spähetten über die Bogen dorthin, wo die Wolken sich auf die See senkten, denn dort mußte es sich ja zeigen, ob es zum Kampf oder zum Vertrag gehe.

Als an einem der nächsten Morgen die Sonne ihre Strahlen über die See sandte, da ging es plötzlich von Mastkorb zu Mastkorb: „Segel voraus,“ und von Mund zu Mund: „Sie kommen, sie kommen!“ „Eins!“ zählte jemand. „Zwei!“ sagte bald darauf sein Nachbar. „Fünf!“ rief Hugo Degehard, und ein grimmiges Lächeln flog über seine Züge. „Sie brechen den Vertrag. Ich will sie dafür loben, daß ihnen die Ohren klingen sollen. Heran mit den Meistern vom Widder und der breiten Kuh!“ Die Gerufenen hatten die Fremden schon gesehen und kamen schnell in die Nähe. „Wau zehn Ellen lang vom Hauptmast!“ rief es durcheinander. „Strengt eure Augen an,“

sagte Hugo, „der erste, welcher die Flaggen am Fockmast erkennt, dem sei gestattet, daß er sich unter der Beute ein feines Stück als Sonderlohn auswählen kann.“

Da war ein Knabe, welcher einen Tag vor der Abfahrt der Schiffe heimlich in den Raum getrochen und erst zum Vorschein gekommen war, als die hohe See gewonnen. Hugo hatte anfangs gedroht, ihn über Bord zu werfen, darnach ihm eine gehörige Tracht Prügel bei der Heimkehr durch den Büttel in Aussicht gestellt, seitdem war er vergessen, weil er sich hütete, dem Hauptmanne wieder unter die Augen zu kommen. Der schlüpfte jezt in die Wanten bis dicht unter den Mastkorb und späbete mit seinen hellen Augen hinaus, denn er wußte es, daß er schärfer als alle seine Genossen hatte sehen können. — Tiefe Stille herrschte auf allen Schiffen, und dann rief des Knaben Stimme von oben. „Ein schwarzer Kopf mit Hörnern dran.“ — „Das ist der Wisent,“ sagte Hugo. „Er kommt zu mir zurück, denn ich allein kann ihn zähmen. Was weiter?“ Mergelich strengten sich die Männer an. Als bald aber rief dieselbe Stimme wieder. „Dicht dabei ein langer roter Klotz, als wäre es ein Keil.“ — „Der Donnerkeil!“ sagte Hugo. „Gut, die zwei auf den Seedrachen! Steuermann, halt du dazwischen, daß sie sich beide an ihn hängen können, dann kommt er nicht aus dem Gleichgewicht.“ Die Knechte lachten und riefen: „Run, Junge, weiter!“ — „Etwas, das ausieht wie drei Bögel“ — berichtete der Knabe, „und nicht weit davon — ich sehe es nicht deutlich — halt — ich glaube, eine grüne Gestalt ist es.“ — „Der schwarze Peter und das Meerweib sind's, ich kenne sie vom Hasen her; der Hauptmann Wolke führt statt des Schiffszeichens sein Wappen, drei schwarze Hühner. Aber daß er, der ehrlichste unter dem Haufen, mit seinen beiden Schiffen die Gemeinschaft eines Schurken zum Vertragsbruch suchen würde, hätte ich nicht gedacht. Ich laß sie dem Widder. Freund Agel,“ wandte er sich an den Schiffmeister, „du verstehst zu fahren. Sieh zu, daß sie dich nicht von beiden Seiten zugleich fassen, mache es wie ich früher einmal droben bei Jarö, wir haben darüber gesprochen. Es ist nicht gut, sich zwischen Eheleute zu mengen, der Widder mag sich vorsehen, daß sie ihn nicht in die Wolle kriegen!“ — Abermals ein fröhliches Lachen an Bord, und wenn man auch in den anderen Schiffen nicht alle Worte verstand, so steckte das Lachen doch an. Noch war es nicht verhallt, da schrie es von oben wieder: „Etwas zurück sehe ich eine Kugel mit allerlei Gefaßer dran, fast wie ein Kopf ist er anzusehen.“ — „'s wird der Sturmkopf sein, und der Störtebeler ist darauf. Run, breite Ruh, stärke deine Rippen, das ist einer, der, wenn er sich nicht sicher überlegen fühlt, am liebsten gleich darauf losfährt, giebt die Beute dran und rennt in den Grund.“ Alle Geschützmeister füllten nur kleine Kugeln und Bleistücke ein, wie ich früher gesagt habe, sparten ihren Schuß, bis wir fast Bord an Bord stoßen, dann niedrig gehalten und in die Massen hinein! Haltet euch, Männer von Stralsund! Nichts vom Hammen, wir müssen die Kaufleute heimbringen!“ rief er mit schallender Stimme, daß es in die Wogen dröhnte, und „Blitz und Donner über sie!“ — „Meber sie, Meister Hugo!“ war die jubelnde Antwort und der Schlachtruf. Das schallte hinaus bis an die schnell nahenden Feinde, sie verstanden nicht, was gesagt war, aber die Herausforderung begriffen sie, und aus Hunderten von rauhen Kehlen kam die Antwort: „Gottes Freund und aller Welt Feind.“ Den Stralsundern aber klang es aus der Ferne wie das heisere Fauchen einer gereizten wilben Kape. —

Ruhigen Blickes maß Hugo die Herankommenden und sah die Verdeckte schwarz wimmeln von Menschen. Schnell erteilte er noch einen Befehl, und dreißig, vierzig flinke Hände rollten etliche Fässer mit Del und Butter heran, zerfchlagen den Boden und salbten mit dem Inhalte die hohe rechte Bordwand, welche voraussichtlich dem Donnerkeil zugewandt war, an der Brüstung und Außenseite, so weit man in der Eile reichen konnte. Das Werk war kaum gethan und die Mannschaft auf ihre Posten zurückgesprungen, da waren die Gegner auch schon heran. Hundert Stangen mit Haken flogen hüben und drüben auf und bissen sich ein. Es gab einen schweren Stoß von Bordwand zu Bordwand, als der Donnerkeil anlegte. „Feuer!“ hieß es, ein lang-



zudender Blitz und ein betäubender Donner, denn der Geschützmeister hatte in der Erregung gewaltig viel Kraut genommen, dann folgte ein Schmettern wie vom Eisenhagel und wütendes Geschrei auf dem feindlichen Schiff. So schreit der Luchs, wenn er vom Volzen des Jägers gestreift wird, und dann zieht er sich zum Sprung zusammen.

Abermals gab es einen Stoß und der Wifent rieb sich nahe am Seedracken. Hugo Degenhard musterte ihn unruhig suchend, und nun plötzlich wurden seine Augen unheimlich starr — nur auf einen Punkt waren sie noch gerichtet, alles andere — Meer und Himmel, Schiffe und Mannschaft — war verschwunden für ihn. Da stand Rambold auf des Gegners Bord, gierig an den Feind zu kommen. Hugo fühlte, daß es wie im Bonneschauer durch seinen Leib rieselte.

„Ueber sie, Meister Hugo!“ schallte der Schlachtruf der Seinen. „Gottes Freund und aller Welt Feind!“ lautete der tosende Rückschall. Und nun war der Platz, wo Hugo gestanden hatte, plötzlich leer. Keiner wußte, wie er an Bord des Gegners gekommen war, er selbst wußte es nicht, er hatte nur erkannt, daß Rambold bei dem Auf der Stralsunder bestürzt zurückgefahren war, und seine Beute wollte er sich nicht gehen lassen. Ihm entgegen reckten sich Speere und Schwerter, er schlug sie beiseite oder die Gegner zu Boden, für ihn gab es keinen Widerstand, er war der Stein, der rollend zermalmte, was im Wege war, er sah immer nur einen Mann, der mit vor Entsetzen weit geöffneten Augen auf ihn schaute und wich und wich. Unter die Waffe mischte dieser sich und dachte sich zu decken. Hugo zerschlug die Waffe und sprengte die Hülle, der Mann sollte sein werden, und wenn auch selbst an seinem Leibe hier und da ein Blutquell sprang, er achtete es nicht; jetzt endlich war seine Stunde! Der Feige stand wie das böse Gewissen vor dem Gericht, er rief jetzt geradezu ängstlich um Hilfe, und es war doch noch keine Hand über ihm — aber jene furchtbare Hand, welche schon wieder die Art zu schmetterndem Schlage hob und senkte, mußte demnächst ihn treffen, er glaubte schon zu spüren, daß über ihm die Luft schwirre, quer über das Schiff bis zum anderen Rand war er zurückgewichen, da stieß er irgendwo an und griff über sich in die Wanten. Einen heiseren Schrei stieß er aus, als des Gegners Faust sich nach ihm ausreckte, und dann sprang er über Bord, um einem anderen Schiffe zuzuschwimmen. Knirschend sah Hugo hinab, gerne wäre er ihm gefolgt, aber ihn band die Pflicht des Führers.

Auf dem Wifent war die Arbeit fast gethan, denn der hierher beorderte Teil seiner Beute war, durch sein Beispiel angeeifert, in die von ihm durchbrochenen Scharen gefahren, welche, durch die Feigheit Rambolds entmutigt, zurückwichen. Hier und da kämpften noch einige Hanfen, welche auf den Beistand der anderen Schiffe warteten, viele aber warfen schon die Waffen weg und ergaben sich auf Gnade und Ungnade.

Beim Donnerkeil war der anfängliche Schrecken darüber, daß plötzlich viele Genossen sich unter dem Eisenhagel im Blute wälzten, der Mut gewichen. Einen Schuß nur sollte das Geschütz auf sie thun, aber gewiß keinen mehr! Mit heftigem Aufsturme warfen sie sich auf die hohe Bordwand, aber die greisenden Hände fanden keinen Halt, die entgegengestemmten Kniee glitten immer wieder ab, und Volzen auf Volzen fuhr zwischen sie, die geschleuderten Speere senkten sich in die bei der Kampfeshitze entblößte Brust. Nach Befehl des Meisters hielten sich die Männer der rechten Bordwand zunächst in der Abwehr. Die Vitalienbrüder sahen, wie der Geschützmeister daran war, sein schreckliches Rohr besonnen zu laden, er schüttete jetzt das heillose Zauberkraut in die Mündung und stieß es hinab in den Schlund, aus dem danebenstehenden Kasten nahm er das Lot, so zerhackt und klein, daß er es mit den Händen einfüllen mußte, seine Knechte standen mit der Speiche in der Hand bereit, das Geschütz zu rücken auf sein Zeichen. Entsetzen saßte die Gegner. Da gelang es einem, vom Hinterschiff aus eine schwere Plank mit Haken gegen das feindliche Schiff zu werfen, wo sie sich einbiß, dort war kein Del geschmiert, dort klonnen nun schon die Feinde hinan in geschlossener Masse, die Knechte mit ihren Speichen warfen sich vor, aber sie erlagen

schnell dem kühnen Angriff, und der Geschützmeister, welcher besonnen in der Ladung des ihm anvertrauten Rohres fortgefahren war, sah schon über sich ein geschwungenes Messer. Da erschien im letzten Augenblicke noch Hugo Degenhard und streckte mit mächtigen Streichen die beiden nächsten Gegner nieder, von unten sprangen einige dem Hauptmann zu Hülfe — ein wenig rückten nach des Geschützmeisters Weisung die Nächsten, indem sie daliegende Speichen aufgriffen, das Geschütz, er gab ein Zeichen, daß sie wichen — dann fuhr abermals der Strahl aus der Mündung, und mit dem Donner vermischte sich das Geheul der Betroffenen. Auch hier führte der Hauptmann die Seinen zum Angriff auf die Verstärzten vor. Ein verzweifeltes letztes Zusammentreffen — nein, hier dachte man nicht an ein Ergeben, hier waren lauter alte Seelente, Räuber von Jugend auf, welche auf dem Donnerkeil noch immer siegreich gewesen waren, sie starben Mann für Mann mit einem Fluch auf den Lippen. Und dann schmetterte über die beiden Schiffe hin der helle Siegesruf.

Auf der feindlichen Schanze stand Hugo und hielt ruhig Ausschau über die See nach den anderen Schiffen, sein Wams zerseht, der Eisenhut zerhauen, das Antlitz voll geronnenen Blutes, — aber ein nie bezwungener Held.

Seine Augen suchten vergebens die breite Kuh. Was er vorhergesehen hatte, war eingetroffen. Der mgestüme Gegner, welcher schnell des Feindes schwache Seite erspäht hatte und vielleicht vor der Menge der Gewaffneten, welche sich an Bord desselben drängten, sich gefürchtet, hatte es unternommen, die breite Kuh zu rammen; seinem heftigen Anstürmen gegenüber fand sich nicht einmal Gelegenheit, das Geschütz abzubrennen. Die veränderte Wendung brachte das Schiff nur so weit herum, daß ein schräger Stoß seine Seite traf; durch das zersplitterte Holz hindurch füllte es sich langsam mit Wasser. Dem Sturzkopf war der Anlauf schimm bekommen. Denn vermittelst der starken Planken war durch das noch in Wendung begriffene Schiff sein Sporn abgebrochen und es war ihm ein Leck gesprungen, welches ihn nötigte, thunlichst bald dem Lande anzustreben und sich jeder ferneren Beteiligung am Kampfe zu entziehen. So sah man ihn denn jetzt schon weit hinten, alle Segel hoch, entziehen, die breite Kuh hatte sich inzwischen langsam auf die Seite geneigt. Im letzten Augenblick war es bei der besonnenen Haltung der Mannschaft gelungen, die Boote auszuheizen; alle, welche nicht mit aufgenommen werden konnten, hatten Stangen und Planken über Bord geworfen und sich dort hinauf gerettet; darnach dann das getroffene Schiff schwer schwankeud übergeholt hatte und plötzlich unter sprudelnden Wirbeln verschwunden war. Hugo Degenhard sah nur die treibenden Menschen und sandte zu ihrer Aufnahme die Boote des Seedrachens ab. —

Heiß tobte der Kampf inzwischen um den Widder. Der Schiffsmeister Axel hatte versucht, dem Räte des Hauptmanns zu folgen, aber sein Gegner war in allen Listen des Seekrieges erfahren, und bevor der Widder zwischen beiden Schiffen hindurchschlüpfen konnte, griff jener zu und faßte ihn, wie Hugo sich ausgedrückt hatte, in die Wolle.

Mit ihren hohen Wänden überragte die Rogge beide Gegner, und ihre Bemannung verstand es vortrefflich, diesen Vorteil zur Abwehr auszubenten. Wiederholt wimmelten die Seiten von gewandten Kletterern — flinke Stöße gab es hinüber und herüber, aber die feste Stellung der Strahlender gab den Ausschlag, die Angreifer mußten zurück, nachdem sie freilich manchen Gegner kampfunfähig gemacht oder zu Tode getroffen hatten. Der Hauptmann der Rogge war erbittert über seinen Geschützmeister, denn derselbe hatte nun schon zum zweitenmal Gelegenheit gefunden, einen Schuß abzufeuern, ohne irgend welchen Schaden anzurichten. Die Gegner lachten höhnisch beim Dröhnen des Donners. Jetzt sprang Axel selbst auf die Schanze und schlenderte den Unfähigen, welcher wieder sein Rohr mit Kraut versorgen wollte, zur Seite. Er griff selbst zu und lud und lud ein, wie viel, wußte er hernach nicht, jemand reichte ihm eine große schwere Kugel, er

setzte sie in den Lauf und stieß sie hinab. „Nun hilf, Herrgott,“ sagte er, „und thue ein Wunder, denn sonst stecken wir alle in Fässern, wo der Kopf vergift, wie Hände und Füße aussehen.“ — Er richtete den Lauf um ein Wesentliches niedriger, sein Falkenauge nahm schnell die Richtung und nun schlug er die Lunte auf. Unter dem Donner fuhr eine mächtige Dampfswolke aus und hüllte einen Augenblick alles ein, aber zugleich zeigte auch ein scharfes Krachen, daß etwas getroffen war. Wiedernum lachten die Feinde, welche ihre Gliedmaßen unverletzt fühlten, aber als ihr Schiff unter den quer anschlagenden Wellen etwas überholte, da gab's ein zweites Krachen und es kam etwas heruntergeprasselt auf das Verdeck des Meerweibes, welches auf die Masse schlug und ihr vielstimmigen Schreckensschrei auspreßte, sogar einen Teil der Bordwand zerschmetterte. Das war der Mast, freilich nur der zweite, kleinere Fockmast, aber sein Fall schuf den Männern der einen Bordsseite des Widders eine große Erleichterung und entmutigte die Angreifer; ihr Schiff kam in unruhiges Schwanken, und bei jedem Zug, den es rückwärts that, verloren die am Rand kämpfenden ihren Halt und stürzten in den Spalt, und wenn es wieder überholte, so rieb es sich an dem Gegenüber und zerquetschte manchen Mann.

Weit gefährdeter war die entgegengesetzte Seite des Widders, denn auf dem schwarzen Peter kämpfte der Hauptmann Moltke den Seinen voran. Der war einst ausgezogen aus Liebe zu seinem gefangenen Herrn und in der Absicht, seine bei Aegwalse gefallenen Vettern an den Dänen zu rächen, und hatte als Vitalienbruder die letzteren die Faust der Moltkes fürchten gelehrt. Bei der wachsenden Ausartung des Krieges hatte sich später mancher seiner Genossen zurückgezogen, und nur dieser Eine war geblieben, denn in Krieg und Fehde mußte er leben, und da war ihm die freie Bewegung zur See lieb geworden. An alle Hansestädte der Ostsee sandte er seine Fehdebrieve, weil sie nicht genügend für seinen gefangenen Herrn eingetreten wären, denn der Brauch ehrlicher Ritter sollte nicht verlegt werden. Wenn ihm einmal das Gewissen schlug beim Blick auf die wilde, wüste Raubgesellschaft, in welche er geraten war, so tröstete er sich damit, daß schon seine Vorfahren zu Lande die Kaufahrer niedergeworfen und ihre Wagen davongeführt hatten, und meinte, daß es schwer sein würde, den Unterschied seines Angriffs auf fremde Schiffe anders zu kennzeichnen, als daß der letztere etwas mehr einbrächte.

Die mächtige Gestalt dieses Moltke ragte auf dem schwarzen Peter hoch aus der Masse hervor, und mit unverwüßlicher Kampfesruhe leitete er den Angriff, er beobachtete genau die Feinde und rief seine Leute zu Stellen, wo ihm der Widerstand schwächer schien. Aber die Stralsunder hielten ihren Platz fest und wichen und wankten nicht. „Gottes Freund und aller Welt Feind!“ — „Ueber sie, über sie Meister Hugo!“ Der Gegenruf klang seltsam in seine Ohren, denn es gab nur einen Meister Hugo auf der Ostsee, oder vielmehr es hatte ihn gegeben, vielleicht sollte dieser Angriff den Rachezug wegen seines Unterganges bedeuten. — Noch niemals hatte er so lange gebraucht, um auf ein gegnerisches Schiff zu kommen; der Name, welchen die Stralsunder so oft riefen, schien sie stets mit neuer Kraft zu erfüllen, und allmählich verlor der Ritter Moltke seine Ruhe. War das denn ein Zaubermittel? Es hatte bewirkt, daß er schon viermal vom feindlichen Bord zurückgeschleudert war, und zwar mit solchem Nachdruck, daß nur das Zugreifen seiner Leute ihn vor dem Sturz in die See gerettet hatte. Der Angriff wurde ersichtlich matter. Ein Graukopf neben ihm, welcher aus mehreren Wunden blutete, sagte: „Wir zwingen's nicht, den Stralsundern steht der Teufel bei.“ — „Der Störtebeker ist auf und davon,“ sagte ein anderer. „Was gilt's, wir freuen uns noch, wenn wir ihn eingeholt haben.“ — „Du Wicht!“ brüllte da der grimmige Ritter mit einem Wutblick. „Wer hat je ungestraft am Bord des schwarzen Peter von Flucht gesprochen?“ Und zugleich spaltete er ihm mit seinem Schwerte das Haupt. „Her zu mir, wer kein Feigling ist!“

Da wußten seine Leute, daß es kein Zaudern galt, und der Alte sagte zu einigen Begleitern: „Hinüber soll er jetzt, ob er zurück kann, dafür laßt ihn sorgen. Haltet euch an ihn und faßt, wenn ich rufe, mit an, und dann sofort ihm nach.“ — Gesagt, gethan. Der Ritter warf sein langes Schwert zur Seite, um freie Hand zu haben, und nahm eine kurze Waffe zwischen die Zähne. Im mächtigen Anprall warf sich die Masse Menschen gegen die feindliche Wand, daß sie krachte; der Ritter, welcher den Rand gefaßt hatte, küßte sich plötzlich aufgehoben und hinübergeworfen, im Fallen raffte sein schwerer Körper mehrere Gegner hinweg, fünf Räuber sprangen durch die Lücke und deckten den Hauptmann, bis er sich erhoben hatte. Da jauchzte er vor Freude, und seine Leute auf dem anderen Schiffe, dem Meerweib, kannten seine Stimme, sie sahen ihn, wie er, umringt von vielen Gegnern, um sich schlug, wie wenn ein Bär hoch aufgerichtet sich mit mächtigen Prantenschlägen der Schar der heranstürmenden Hunde erwehrt, jetzt stürzte er vorwärts, hinter ihm seine Knechte, immer näher erscholl das Jauchzen: „Gottes Freund und aller Welt Feind.“ Da faßte die Männer vom Meerweib der Aerger, daß der schwarze Peter alles allein vollbringen sollte, es war, als ob sich die Masse nur ein wenig zurückbog. Wie eine Welle, die schwarz und drohend hinter dem Schiffe aufgestiegen ist und nun ein wenig einholt, um dann mit Wucht überstürzend das Gejage zu überfluten, also brach's plötzlich über den Widder herein: „Gottes Freund und aller Welt Feind!“

Zimmer schwächer erscholl auf ihm der Ruf: „Ueber sie, Meister Hugo!“ Dann wurde es plötzlich donnernd aufgenommen an den entferntesten Bordwänden der Begner. „Ueber sie, Meister Hugo!“ Auf das Meerweib und den schwarzen Peter zugleich sprangen die Männer, die in Booten aus den anderen Schiffen herangefommen waren. Der Rest der Besatzung aus der breiten Ruch, zum Teil so wie er aus dem Wasser gestiegen und aufgesicht war, das Messer allein in der Faust und sonst unbewehrt, erklimm das Meerweib; die Bemannung des Seebrazen, soweit sie entbehrt werden konnte, erkletterte an den mitgenommenen Euterstangen, die sie in die Bordwand einhaken, den schwarzen Peter. Da gab es kein langes Kämpfen mehr. Die Valsienbrüder waren dem unvermuteten Angriff nicht gewachsen; so sehr sich der Hauptmann Wolkte wehrte, er mußte zu Boden, und als er gefallen war, da ergaben sich die Seinen den Siegern auf Gnade und Ungnade. Aus dem Schiffsraume hervor zerrte man mit Lachen den flüchtigen Rambold, welcher, von seinem Schwimmen ermattet, sich nicht mehr am Kampf hatte beteiligen können.

Es war eine große Schar, welche man in Banden schlagen mußte; schier zu groß, als daß die Stricke zur Sicherung gereicht hätten. Hugo hatte inzwischen Sorge getragen, daß die gefangenen Kaufleute, welche in der That am Bord des Wisent in ihrem fürchterlichen Gefängnis, wie Waren aufgestapelt, sich vorfauden, befreit wurden. Sie konnten nicht stehen und gehen, sie schrien im Schmerz, als man sie hinlegte, und dennoch, da die Lebenshoffnung in den fast zu Gerippen Abgemagerten sich wieder regte, war Aussicht, die meisten am Leben zu erhalten. Einen freilich fand man als Leiche vor, ein anderer starb den Befreiern unter den Händen. Die abgehärteten Seeleute wurden durch das Schauspiel mit Entsetzen erfüllt und mancher ging und verfluchte mit Fluchen den gefangenen Räubern Fußtritte. —

Der Schiffsmeister des Widder kam, um Hugo für die zur rechten Zeit zugesandte Hülfe zu danken und über die weiteren Maßregeln zu reden. Indem sie miteinander sprachen, trat der Hochbootmann hervor und fragte: „Wollt Ihr die Gefangenen sehen, Hauptmann?“ — „Nein,“ sagte Hugo. „Der wüste Anblick macht dem Sieger keine Freude.“ — „Es sind einige darunter, die wollen Euch durchaus sprechen, sie sagen, sie kennen Euch von früher her und hätten wichtige Botschaft für Euch. Soll ich sie holen?“ — „Diese erst recht nicht, Hans,“ sagte Hugo heftig, „das können nur Leute von meiner früheren Besatzung sein; sie mögen dem Räte in Stralsund sagen, was zu sagen ist. Nichts mehr von ihnen!“

„Herr, was soll denn mit den Gefangenen geschehen? Die Stricke wollen nicht reichen.“ — „Steckt sie alle in die Tonnen, wie sie es uns an den Kaufleuten gelehrt haben!“ — „Verdammt will ich sein, wenn ich sie nicht mit Freuden aufstapeln will in drei Reihen über einander, daß sie sich über den kunstvollen Bau wundern können.“ — „Sollen die Hauptleute auch dran?“ — „Diese zuerst,“ sagte Hugo, „mit Ausnahme des Ritters Nolke; der war allezeit ein ehrlicher Feind; wie er sich zum verräterischen Angriff hergeben konnte, weiß ich nicht. Verbindet ihm seine Wunden und bietet ihm alle Pflege, aber er kommt nicht darum weg, im Schiffsraum in Ketten angeschlossen zu werden; zu ihm alle diejenigen, für welche die Tonnen nicht ausreichen.“

Was er befohlen, wurde schnell ausgeführt. —

Als die Mannschaften über alle Schiffe verteilt waren und die Segel gerückt und der Befehl zum Aufbruch gegeben, da brachen wie auf einen Schlag alle in den Jubelruf aus: „Heil, Heil dem Meister Hugo!“

Der Gerufene hörte es, über seine düsteren Züge flog kein Sonnenbild. — Das Einzige, was er noch vom Leben begehrt hatte, es war ja von ihm erreicht. Darum hinweg ihr Gedanken. Dieses Herz darf nicht mehr wachen und nicht mehr warm empfinden — es ist erstorben in furchtbarer Nacht! — —

Aber wenn es nun dennoch erwacht — was dann?

(Schluß folgt.)





## Segen des Mansfelder Bergbaues.

Von

Dr. C. Schlemmer.

II.

### Bergbau.

Der Mansfelder Kupferschiefer ist der unterste Teil der Zechsteinformation und mit großer Regelmäßigkeit auf das Rotliegende gelagert. Dies letztere bildet jedoch keine horizontale Fläche, sondern es wechseln höhere Rücken mit muldenförmig gekrümmten Thälern, so daß das Kupferschieferflöz in letzteren tiefer unter der Oberfläche liegt, während es an den Rändern jener Rücken fast überall zu Tage ausgeht. Zwei solche parallel mit einander in südöstlicher Richtung verlaufende Rücken, von denen der eine fast bis an das Westende des salzigen Eislebener Sees reicht, der andere sich von Hettstedt nach Wettin an der Saale erstreckt, bilden die ungefähr 18 Kilometer breite Mansfelder Mulde. Durch diese beiden Höhenzüge unterscheidet man deutlich drei Hauptzüge des Kupferschieferflözes: zunächst den Sangerhäuser Zug, der nördlich von Sangerhausen den Südrand des Harzes und dann den Südwest-Abhang des ersten jener beiden Höhenrücken begleitet, sodann den Eisleben-Hettstedter Zug, welcher den West- und Nordrand der Mansfelder Mulde begrenzt, und endlich den nördlichen oder Wiederstedter Zug am Nordabhang des von Hettstedt nach der Saale sich erstreckenden Rückens. Trotz der regelmäßigen Lagerung des Kupferschieferflözes im allgemeinen erleidet dasselbe doch wie auch das darunter liegende Rotliegende mancherlei kleinere oder größere Störungen, die sich derartig auf die verschiedenen Reviere, in denen noch jetzt Bergbau betrieben wird, verteilen, daß jedes derselben seine ihm eigenartigen Störungen aufweist. Im Sangerhäuser Reviere erscheinen dieselben als Faltungen oder Ueberkippungen des Flözes, so daß letzteres im senkrechten Durchschnitt fast eine der S-Form nahe kommende Linie bildet. In den Eislebener Revieren treten jene Störungen als Flözsprünge oder eigentliche Verwerfungen auf, d. h. die über einander gelagerten Schichten des Rotliegenden, des Kupferschiefers, der übrigen Teile der Zechsteinformation u. s. w. schneiden plötzlich ab und setzen sich in größerer oder geringerer Tiefe weiter fort, so daß also das Kupferschieferflöz wie die anderen Schichten plötzlich ohne Uebergang so und so viel Meter tiefer gerückt erscheinen. Für die Hettstedter Reviere endlich sind die Flözstörungen als sattelartige Erhebungen oder Berge charakteristisch, an deren Rücken sich der Kupferschiefer anlegt. Diese Lagerungsverhältnisse erklären es, daß der Bergbau trotz der geringen Mächtigkeit (d. h. Höhe oder Dicke) des Flözes an den verschiedenen Stellen

in verschiedener Tiefe betrieben werden muß, und mitunter zwei räumlich nahe bei einander liegende Schächte einen bedeutenden Unterschied in der Tiefe aufweisen.

Der Mansfelder Kupferschiefer ist ein bituminöser Mergelschiefer von dichter, feinschiefriger Textur, der bei einer gewissen Festigkeit eine vollkommene Spaltbarkeit nach geraden Flächen besitzt. Da derselbe dem Kotliegenden völlig regelmäßig aufgelagert ist, läßt er sich fast überall auf demselben als ein dünnes, schwarzes Band verfolgen. Ganz abgesehen nun von dem größeren oder geringeren Kupfergehalt unterscheidet man schon nach dem Neuhären verschiedene Lagen des Flözes, die in den verschiedenen Revieren verschieden bezeichnet werden und nicht überall gleich vollständig auftreten. Obwohl nun das ganze Flöz metallhaltig ist, so daß keine jener Schichten metallener ist, so ist doch dieser Metallgehalt nur in einzelnen Lagen so konzentriert, daß das Schmelzen des Schiefers gewinnbringend und lohnend ist. Durchweg sind die unteren Schichten des Flözes schmelzwürdiger, und die Mächtigkeit dieser nutzbaren Schiefer beträgt nur rund 7—13 Centimeter. Der Erzgehalt selbst erscheint gewöhnlich als sogenannte „Speise“ eingesprengt, d. h. sehr feine Stäubchen, welche auf der Bruchfläche im Sonnenlichte einen metallischen Schimmer verursachen. Je nachdem das Kupfer als Kupferkies oder als Buntkupfererz auftritt, hat diese Speise eine goldgelbe oder violettblaue bis kupferrote Farbe. Neben diesen hauptsächlich die Speise bildenden geschwefelten Kupfererzen kommen immer, wenigleich in untergeordneter Menge und dem Auge nicht erkennbar, andere Metalle im Kupferschiefer vor. Mitunter zeigen sich auch feine Schnüre von Buntkupfererz und Kupferglas neben der Speise, oder es finden sich sogenannte Erzhielen, d. h. einzelne Erzförner oder Nieren, jedoch hängt die Schmelzwürdigkeit nicht hiervon, sondern stets von dem Vorhandensein der Speise ab. Je feiner und dichter diese letztere ist, desto reicher ist der Gehalt des Gesteins an Kupfer. Den Sangerhäuser Revieren eigentümlich und fast auf diese beschränkt, wo sie aber den Hauptgegenstand des Bergbaues bilden, ist endlich noch das Vorkommen von sogenannten Sanderzen. Dieselben liegen unmittelbar unter dem Kupferschieferflöz und enthalten das Erz in Form von dicht zusammengedrängten Kupferkiesstäubchen, welche eine gelbe Trefse von 1—2 Centimeter Stärke bilden. Diese Sanderze sind reicher an Kupfer als die Schiefer, indem sie bis 5 Prozent Kupfer enthalten, einige, in denen das Kupfer als Buntkupfer oder Kupferglas vorkommt, enthalten sogar bis 10 Prozent Kupfer. Sonst ist der Kupfergehalt trotz mancher Verschiedenheiten in den einzelnen Revieren im allgemeinen ein sich ziemlich gleichbleibender und beträgt in den eigentlichen Mansfelder Revieren zwischen Eisleben und Gerbstedt 2—3 Prozent. Ärmere sind die Schiefer in dem nördlichen Flözzuge und in den Gegenden südlich von Eisleben, wo sie kaum 1½ Prozent Kupfer enthalten. Interessant aber ist, daß der Silbergehalt dieser an Kupfer ärmeren Schiefer derselbe ist wie in den Mansfelder Revieren, so zwar, daß in einem Centner Kupfer ungefähr ½ Pfund Silber enthalten ist, während bei dem größeren Reichtum an Kupfer in den Sangerhäuser Gruben der Silbergehalt zurücktritt, so daß ein Centner Kupfer kaum ¼ Pfund Silber liefert. Ist dieser Gehalt an Kupfer und Silber auch nur ein geringer, so ist er doch eben durch seine Gleichmäßigkeit seit ungefähr sieben Jahrhunderten die sichere Grundlage des Mansfelder Bergbaues gewesen und geblieben.

Die Auffindung nun dieses Kupferschieferflözes war eine ziemlich leichte, da dasselbe in den oben angegebenen Grenzen fast überall zu Tage tritt. Die ebenfalls schon mehrfach betonte Regelmäßigkeit der Lagerung des Flözes und die bedeutende Ausdehnung desselben im Niveau des Ausgehenden, sowie weiter der Umstand, daß es von diesem verhältnismäßig sanft einfällt, erleichterte den Betrieb ungeheuer und ermöglichte die Ausbeutung großer Flächen, ohne daß man bedeutende Tiefen aufzuschließen brauchte. Nimmt man dazu, daß der Ertrag des Bergbaues selbst in den Zeiten seiner früheren Blüte immerhin nur ein mäßiger war, so kann es nicht Wunder nehmen, daß bis zum Jahre 1830 die größten Schachttiefen kaum 140 Meter betrug. Einen wirklichen Aufschwung hat der Mansfelder Bergbau erst genommen, seitdem die Gewerkschaft die

Verwaltung selbständig übernommen hat, also seit Anfang der 1860er Jahre, seit welcher Zeit man schon bis in Tiefen von 250 Meter und mehr hinabgestiegen ist.

Eine der wichtigsten Aufgaben des Bergbaues ist es, die beim Abbauen der Schiefer zudringenden Wasser abzuleiten. Zu diesem Zwecke wurden seit Alters sogenannte Stollen angelegt, d. h. man trieb von einem tiefer gelegenen Thale, See oder Flußbett aus in horizontaler oder mäßig ansteigender Richtung einen unterirdischen Gang bis an das Flöz heran und setzte dann, wenn dasselbe erreicht war, den Stollen in der Richtung des Flözes fort. In dem Stollen sammelt sich nun das Wasser aus den über demselben gelegenen Schichten und findet in ihm einen natürlichen Abfluß bis zum Stollenmundloch, so daß dadurch ein Gebiet von der Länge des Stollens und einer allerdings nur mäßigen Breite nach beiden Seiten hin trocken gelegt, d. h. gelöst wird, wie der Bergmann sagt. Dadurch, daß je nach Bedürfnis mehrere Stollen in gewisser Entfernung ueben einander getrieben wurden, oder aber ein neuer in größerer Tiefe unter dem alten hingeführt wurde, wurde immer neues Abbaufeld gelöst. Zur Herausziehung der beim Stollenbetrieb gewonnenen Gesteinsmassen, der sogenannten Berge, sowie um frische Luft in den Stollen einzuführen, wurden auf denselben in gewissen Abständen Schächte niedergeführt oder abgeteuft, welche Lichtlöcher genannt werden und meist auch zur Förderung der beim Abbau des Kupferschieferflözes gewonnenen Schiefer benutzt wurden. Zur Förderung bediente man sich früher der Menschen- und Pferdekraft am Haspel und Göpel, seit 1845 ist die Dampfkraft eingeführt worden und kommt jetzt bei den Fördererschächten allein noch zur Anwendung. Solcher Stollen hat es eine große Anzahl gegeben, es würde aber zu weit führen, alle einzeln aufzuführen, ohne genaue Uebersichtskarte solche Ausführlichkeit auch unverständlich bleiben, es mag deshalb genügen, einige nähere Angaben über die drei größten und wichtigsten Stollen der Mansfelder Reviere zu machen. Der ganze Westrand der Mansfelder Mulde, also die Reviere des Eislebener Berges, haben ihre tiefste natürliche Wasserlösung durch den Froshmühlensollen erhalten. Dieser Stollen wurde bald nach der Freilassung des Bergbaues, als sich zeigte, daß die alten vorhandenen Stollen nicht nur verfallen, sondern auch alles Feld über denselben bereits abgebaut war, schon 1698 zu bauen angefangen, und zwar ward er nicht weit vom Bestende des süßen Sees angelegt. Als derselbe nach Westen vordringend 1717 das Flöz erreichte, betrug seine Länge schon mehr als 3500 Meter. Von da an ist der Stollen, der Richtung des Flözes folgend, in nördlicher Richtung bis Kloster Mansfeld fortgesetzt, wo er beim 81. Lichtloch bei einer Gesamtlänge von 13 600 Meter in einer Tiefe von 142 Meter sein Ende gefunden hat. Die Kosten für den Bau dieses Stollens wurden bestritten aus der durch die Mansfelder Bergordnung eingerichteten Stollenkasse, zu welcher die einzelnen Gewerkschaften im Verhältnis ihrer Feueranteile beisteuerten.

Die nördlichen oder Hettstedter Reviere sind zunächst hauptsächlich durch den Zabenstedter Stollen aufgeschloffen worden. Dieser Stollen wurde, als die vorhandenen alten Stollen im Revier der Kupferkammerhütten-Gewerkschaft nicht mehr ausreichten, 1747 beim Dorfe Zabenstedt östlich von Gerbstedt begonnen und in westlicher Richtung getrieben. Aber schon nach zehn Jahren mußte dieser Betrieb eingestellt werden, weil dadurch das Interesse des benachbarten preussischen Bergbaues gefährdet erschien, und weil der Magistrat von Gerbstedt Einspruch gegen seine Fortführung erhob, weil angeblich dadurch der Stadt das Trintwasser entzogen und die Felder trocken gelegt werden würden. Erst 1807 konnte dieser Stollen weiter getrieben werden, nachdem der Einspruch der preussischen und später westfälischen Bergbehörde sowohl als auch der der Stadt Gerbstedt durch gewisse Zugeständnisse und Zusicherungen endlich überwunden war. Um dieselbe Zeit aber mußten auch die Mansfelder Gewerkschaften bereits daran denken, durch einen tieferen Stollen neues Abbaufeld in ihren Revieren zu gewinnen, weshalb sie sich entschlossen, einen Stollen von der Saale aus heranzuholen. Da derselbe zunächst den Gebieten der Kupferkammerhütte zu gute kam, einigten sich alle Bergbau



treibenden Gewerkschaften dahin, sowohl den Zabenstedter Stollen gemeinschaftlich fortzuführen, als auch den neuen, jenen untertensenden Schlüsselstollen auf gemeinschaftliche Kosten zu bauen. Es ward deshalb der Stollen-Verein gebildet (nicht zu verwechseln mit der schon genannten Stollenkasse), der, seine Arbeit 1809 und 1810 beginnend, das Werk fortgesetzt hat, bis er durch die Vereinigung sämtlicher Gewerkschaften in der Mansfelder 1852 sein Ende fand. Der Zabenstedter Stollen ist nun fortgeführt worden bis nach Groß-Dörner bei Leimbach und hat bei einer Länge von fast 17000 Metern einen Kostenaufwand von rund  $1\frac{1}{4}$  Millionen Mark verursacht. Noch viel ausgedehnter ist endlich der Schlüsselstollen. Derselbe beginnt bei Friedeburg an der Saale, unterfährt von Gerbstedt an den Zabenstedter Stollen, ist dann aber über Groß-Dörner nach Süden fortgesetzt, unterfährt von Klostermansfeld an auch den Froschmühlensollen bis zum Sanderschacht westlich von Eisleben. Der Betrieb dieses Stollens hat von 1809 bis 1879 gedauert und hat bei einer Gesamtlänge von über 31000 Metern einen Kostenaufwand von mehr als  $3\frac{1}{2}$  Millionen Mark erfordert.

Um nun auch das unter solchen Stollen liegende Flöz aufzuschließen und zu lösen, müssen Tiefbaue angelegt werden, d. h. Baue, denen der natürliche Wasserabfluß fehlt, deren Wasser vielmehr künstlich bis zu dem höher gelegenen Stollen gehoben werden müssen, damit sie durch diesen abfließen. Von dem Grunde des Schachtes aus werden ebensolche Gänge wie die Stollen horizontal nach beiden Seiten getrieben, die Tiefbau-Sohlen oder Grundstrecken. Beide, Stollen und Tiefbau-Sohlen, sollen nun aber zugleich als Förderwege benutzt werden. Bei den ungeheuren Kosten, welche die Anlage der Stollen in dem festen Gestein verursachte, suchte man deshalb beim Stollenbetrieb den doppelten Zweck derselben durch eine einzige Strecke zu erreichen. Es wurde daher der Schlüsselstollen in einer Höhe von drei Metern und einer Breite von nicht ganz zwei Metern getrieben, sobald in  $1\frac{1}{2}$  Meter Höhe ein Steg von Rundholz gelegt, auf den die eingeleisige Förderbahn zu liegen kam: im unteren Teile des Stollens flossen die Wasser ab, im oberen wurden die Förderwagen durch Menschen geschoben. Eine solche Förderbahn verursachte aber durch häufiges Brechen der Stege große Unterhaltungskosten, auch war die Anlage einer zweigleisigen Bahn nicht möglich, und ebenso konnte Förderung durch Pferde nicht in Anwendung gebracht werden, und doch ward beides bei der stets zunehmenden Förderung dringend notwendig. Deshalb wurden bei den auszurichtenden Tiefbaufeldern, zumal auch durch die Anwendung von Dynamit statt des Pulvers der Ortsbetrieb viel billiger geworden war, zwei parallele Strecken getrieben, von denen in der oberen  $2\frac{1}{4}$  Meter hohen und  $2\frac{1}{2}$  Meter breiten die von Pferden zu fördernde Doppelbahn angelegt wird, während in der ungefähr 8 Meter darunter gelegenen Sumpf- oder Wasserstrecke die Wasser bis zum Wasserhaltungsschacht abfließen. Ein Ausbau dieser Tiefbau-Sohlen durch Zimmerung oder Mauerung ist nur in den seltensten Fällen notwendig, in der Regel stehen die Wände derselben fest wie Mauern.

Von den Grundstrecken oder Tiefbau-Sohlen aus beginnt nun der Abbau, d. h. die Wegnahme oder Gewinnung des nützlichen Minerals, des Kupferschiefers. Nur die schmelzwürdigen oder gütlichen Schiefer versteht der Bergmann unter dem Namen des Flözes. Da diese nun, wie oben angegeben, nur in einer Höhe von 7—13 Centimeter vorkommen, so muß selbstverständlich beim Abbau noch ein Teil des darüber oder darunter befindlichen Gesteins weggenommen werden, um den für die Arbeit nötigen Raum zu schaffen. Da der Bergmann bei der Arbeit auf der Seite liegt, so muß die Höhe des Arbeitsraumes mindestens der Schulterbreite des Mannes gleichkommen. Die gebräuchliche Höhe des Arbeitsraumes beträgt daher 58 Centimeter, oft aber auch weniger, mitunter wird sogar bei nur 48 Centimeter Höhe des Arbeitsraumes gearbeitet. Da für letzteren nur eine Breite von  $1\frac{1}{2}$  Meter nötig ist, so bildet das oben stehen gebliebene Gestein ein fast immer völlig sicheres Dach, unter welchem der Bergmann oder Häuer sich ohne Angst vor einem Einsturz desselben bewegen kann. Diese Sicherheit des Daches

wird durch den nachfolgenden Bergeversatz eine fast vollkommene. Bei der nur 7—13 Centimeter betragenden Schieferhöhe fällt beim Ausrichten des  $\frac{1}{2}$  Meter hohen Arbeitsraumes selbstverständlich viel mehr unbrauchbares Gestein, sogenannte „Berge“, als Schiefer. Ersterer werden nun in den ausgebauten Räumen aufgeschüttet oder versetzt und helfen das Dach des Arbeitsraumes tragen. Infolge der Auflockerung dieser „Berge“ nehmen sie aber nunmehr einen viel größeren Raum ein, als vorher, so daß noch bedeutende Mengen davon ausgefördert werden müssen. Im Durchschnitt werden doppelt so viel „Berge“ als Schiefer zu Tage gefördert. Bei der Arbeit selbst liegt der Hauer auf der linken Seite. Um nun nicht auf dem kalten und oft nassen Gestein liegen zu müssen und sich bei der Arbeit möglichst frei bewegen zu können, bedarf er einer Unterlage, die ihm in Gestalt eines Beinbrettes und eines Achselbrettes zu Gebote steht. Ersteres wird an das linke Bein festgeschnallt, letzteres je nach Bedürfnis zurecht gelegt. Nach den verschiedenen Teilen der von ihm zu leistenden Arbeit ist das Handwerkzeug, das „Gezähe“ des Hainers eigerichtet. Zunächst wird mit der Keilhane geschrämt, was namentlich bei der in größeren Tiefen großen Festigkeit des Gesteins große Kraft und Geschwindigkeit erfordert, weshalb, um die Leistung des Hainers zu steigern, die Schiefergewinnung jetzt meist durch Schieferarbeit erfolgt, bis nach Abban größerer Flächen durch den Druck des Hangenden die Schrämarbeit mit der Keilhane möglich gemacht wird. Mit Schlägel und Keil werden alsdann die gewonnenen Schiefer zugeschlagen. Um die „Berge“ wegzunehmen, bedarf der Hauer ferner eines „Bohrers“ und „Fäustels“ zum Bohren der Bohrlöcher, sowie endlich zum Hereinwältigen und Versetzen der „Berge“ einer Brechstange. Die Leistung der Hauer ist sehr verschieden, je nach der Beschaffenheit des abzubauenden Feldes. Im Durchschnitt kommen nur fünf Centner Schiefer auf den Mann bei achtstündiger Schichtdauer. Wie die Leistungen der Hauer, so richten sich auch die Hangelster nach der größeren oder geringeren Schwierigkeit, die bei der Arbeit zu überwinden ist. Alle Hauer arbeiten im Akkord und haben für ihr Gebinde oder Hangelgeld nicht nur die Kosten für das Gezähe und Pulver, sondern auch den Lohn des Treckers oder Schleppers zu bestreiten.

Die nächste Arbeit ist nunmehr, die beim Abban gewonnenen Schiefer und Berge vom Arbeitsraume nach den mit Schienenbahnen versehenen Förderstrecken zu schaffen, auf denen dieselben weiter bis zum Schacht gefahren werden. Wir sahen, daß der abgebaute Raum mit den bei Gewinnung der Schiefer fallenden Bergen wieder zugeschüttet wird; zwischen diesen aufgeschütteten Massen bleiben schmale niedrige Gänge, die Fahrten, durch welche die Hauer sich nach und von dem Arbeitsraume begeben, und in welchen die Schiefer und Berge fortgeschafft werden. Diese Förderung geschieht in sogenannten Hunden, welche von Bergjungen oder Schleppern gezogen werden. Der Mansfeldsche Hund ist ein fast  $1\frac{1}{2}$  Meter langer, nicht ganz  $\frac{1}{2}$  Meter breiter, sehr niedriger Wagen mit vier niedrigen eisernen Rädern, welcher im Durchschnitt 3 Centner Ladegewicht hat. Die Arbeit des Treckens ist für die 14—20 Jahre alten Bergjungen eine sehr anstrengende, denn es gilt, den Hund auf dem unebenen Boden fortzuziehen, wobei der Junge wegen der geringen Höhe des Raumes auf der Erde kriechend sich fortbewegt. Um mehr Halt auf dem Boden zu gewinnen, bedient er sich außer des Achselbrettes eines mit Stollen versehenen Beinbrettes, welches an den linken Oberschenkel geschnallt wird, während der Hund an dem Knöchelgelenk des rechten Beines befestigt wird. Immerhin bleibt die Arbeit sehr anstrengend, und doch wird diese uralte Hundeförderung beibehalten, obwohl bei derselben je nach der Länge der Fahrten nur 10—18 Hunde in einer achtstündigen Schicht getreckt werden, da eine bessere Methode noch nicht gefunden, und sie auch die beste ist, um den Jungen für den Beruf eines tüchtigen Hainers vorzubereiten. In der Förderstrecke kippt der Junge den Inhalt des Hundes in eine daselbst angebrachte Vertiefung, Sturzort, und fährt wieder „vor Ort“. In den Förderstrecken erfolgt die weitere Fortschaffung der getrennt gehaltenen Schiefer und Berge auf Schienenbahnen, die in viel in Anspruch genommenen Strecken doppelgleisig

sind und deren eiserne Wagen je 10 Centner fassen. Die Förderleute im Alter von 20—30 Jahren haben die Wagen zu füllen und nach dem Schacht zu schieben, wobei in der Regel jeder Mann nur einen Wagen fortbewegt. Die Förderung mit Pferden, deren jedes einen Zug von 12 Wagen, also 120 Centner, fährt, ist in den Mansfelder Bergwerken nur wenig in Gebrauch.

Die Fördererschächte, in denen die Schiefer zc. endlich zu Tage gefördert werden, sind in der neueren Zeit meist rund angelegt mit einem Durchmesser von  $3\frac{1}{2}$ — $4\frac{1}{2}$  Meter, während man ihnen früher meist eine viereckige Form gab. Gewöhnlich ist der Schacht in vier Abteilungen geteilt, von denen zwei als Fördertrümer dienen, einer zur Führung für die Mannschaften benutzt wird und der vierte für Ventilationsbetrieb oder auch als Wasserhaltungsschacht bleibt. Für die Wasserhaltung hat man in der Regel noch besondere Schächte, welche 25—30 Meter von den Fördererschächten entfernt stehen und ebensolchen Durchmesser haben wie diese. Früher wurden alle Schächte nur mit eichenen Bohlen ausgezimmert und zwar in einer besonderen Weise, die Mansfeldsche Zimmerung genannt wird und ungefähr zwanzig Jahre vorhält. Da die Tiefbauschächte auf eine viel längere Zeit in Gebrauch bleiben, genügt diese Zimmerung nicht mehr und es müssen deshalb die Schächte mit Backsteinen und Cement ausgemauert werden, wobei man der Mauer eine Dicke von 40—50 Centimeter giebt. Mit der stetig wachsenden Menge der zu fördernden Schiefer und der zunehmenden Tiefe der Schächte mußten allmählich bedeutend stärkere Maschinen in Gebrauch genommen werden, zumal auch die Förderförbe nicht wie früher nur für einen, sondern nunmehr für zwei oder auch für vier Wagen eingerichtet wurden. Während die früheren Maschinen bei Schachtiefen von 120—175 Meter und einem Wagen pro Förderkorb in einer achstündigen Schicht 250—300 Wagen förderten, werden jetzt in derselben Zeit trotz der größeren Tiefe bis 700 Wagen zu Tage gebracht.

Der Inhalt der Förderwagen wird nun, je nachdem er aus Bergen oder Schiefer besteht, entweder auf die Berghalde oder in die Schieferställe geschüttet. Da ungefähr doppelt so viel Berg als gültige Schiefer gefördert werden, ist leicht einzusehen, daß jene Berghalde ganz bedeutende Dimensionen annehmen, ähnlich wie die bei den Hütten immer mehr anwachsenden Schlackenberge. Die Schiefer selbst aber werden, da sich unter ihnen immer noch viel unhaltiges Gestein befindet, bevor sie an die Hütten abgegeben werden, noch gesondert. Es ist dies die Arbeit der Kläuber, welche die Scheidung mit der Hand und unter Zuhilfenahme eines Kläubehammers vornehmen. Jede Hauer-kameradschaft hat ihren besonderen Schieferstall, in den die durch die Kläuber gesonderten gültigen Schiefer fallen, denn nur für diese wird der ausbedungene Lohn gezahlt. Da die frühere Fortschaffung der Schiefer nach den Hütten durch gewöhnliche Fuhrwerke, sogenannte Höhlen, je länger je weniger durchführbar wird, weil nicht genügend Fuhrwerke beschafft werden konnten, sind in neuerer Zeit Sekundärbahnen angelegt, auf denen die Fortschaffung schneller und billiger sich bewerkstelligen läßt.

Noch ist endlich der Anlagen für Wasserhaltung und Wetterführung zu gedenken. Durch die über dem Flöz liegenden Schichten fließen den Abbaufeldern fortwährend Wasser zu, deren Menge allerdings an den einzelnen Orten sehr verschieden ist, oft auch mit der Zeit ab- oder zunimmt. Am schwersten, oft geradezu unmöglich ist es, die zudringenden Wasser zu bewältigen, wenn der in die Tiefe geführte Schacht oder eine von ihm aus quer getriebene Förderstrecke auf mit Wasser gefüllte Schotten trifft. Es finden sich nämlich in den über dem Zechstein lagernden Gips stellenweise größere oder kleinere Hohlräume, die ursprünglich mit Steinsalz ausgefüllt gewesen sind, die sogenannten Schotten. Dieses Salz ist durch das Wasser allmählich ausgelaugt, und so ein leerer Raum entstanden, der mitunter bis in große Tiefen hinabreicht. Solche unterirdischen Wasserbassins bereiten dem Bergbau ganz ungeheure Schwierigkeiten, während andererseits die Schotten, wenn bei ihrer Auffindung ihre Wasser bereits anderweitig abgestossen

waren, wohl auch ähnlich wie die künstlich angelegten Stollen sich benutzen ließen. Erfolgt einmal ein Durchbruch solcher Schottenwasser in ein Abbaufeld oder einen Schacht, so kann der ganze Betrieb desselben dadurch in Frage gestellt werden. Ob die im Eingang erwähnte Anfang 1892 eingetretene Wasserflut, durch welche mehrere Schächte unfahrbar gemacht wurden, mit solchen Schotten in Zusammenhang steht, muß die noch nicht abgeschlossene Untersuchung lehren. Bis zum Jahre 1862 lagen die Abbaufelder in den bestbetradten Revieren noch über dem Schlüsselstollen, so daß durch denselben die vorhandenen Wasser abließen, und aus dem einzigen damals vorhandenen Tiefbau wurden die Wasser durch eine Dampfmaschine bis zur Sohle jenes Stollens gehoben. In den Eislebener Revieren, die damals nur durch den Froschmühlensollen erschlossen waren, mußten die Wasser aus den tieferen Bauen bis zu diesem gehoben werden, wozu drei Dampfmaschinen auf den verschiedenen Schächten ausreichten. Mit dem Fortrücken des Bergbaues in die Tiefe wurden natürlich viel umfassendere Anlagen notwendig. Schon bei der Herstellung der Tiefbauschächte selbst mußten, um die denselben zufließenden Wasser zu bewältigen, gewaltige Pumpwerke angelegt werden. So waren z. B. bei den Segen Gottes-Schächten zwei Maschinen notwendig, die mit zwei ungefähr siebenzig Centimeter weiten Pumpen  $13\frac{1}{2}$  Kubikmeter Wasser in der Minute über 100 Meter hoch zu heben hatten. In der früheren Zeit wurden gewöhnliche Dampfmaschinen neben dem Mundloch des Schachtes aufgestellt. Später kamen auch unterirdische Maschinen in Gebrauch, denen die Dämpfe in einer gußeisernen Röhrenleitung von oben her zugeführt werden. Diese Einrichtung erscheint gerade für die Mansfeldischen Bergwerke sehr praktisch, da die Wasser nicht bis zu Tage, sondern nur bis zu den ~~erwähnten~~ Stollen gehoben zu werden brauchen. Es kann also bei ihnen das Pumpengestänge bedeutend verkürzt werden und bei den auf der tiefsten Sohle stehenden Maschinen sogar ganz fortfallen. Dagegen bietet aber die Zufuhr des nötigen Dampfes durch eiserne Röhren einen gewaltigen Nachteil, der jene Vorteile fast völlig wieder aufhebt: bei der Länge der Dampfrohre ist, um die dadurch verursachte Kondensation des Dampfes zu verhindern oder den durch dieselbe bedingten Verlust an Dampf zu ersetzen, viel mehr Brennmaterial notwendig, als bei den oberirdisch aufgestellten Maschinen. Ebenso wird die durch Wegfall des langen Pumpengestänges gebotene größere Sicherheit des Betriebes dadurch wiederum aufgehoben, daß die Dampfrohre ebenfalls wegen ihrer großen Länge leicht schadhast werden. Wie ungeheuer infolge des gesteigerten Betriebes auch die Wasserhaltungsanlagen vermehrt und vergrößert werden mußten, geht zur Genüge aus der Angabe hervor, daß die Kosten für die Wasserhaltung ohne die Anlagekosten 1862 rund 96000 Mark, 1880 aber rund 462000 Mark betragen.

Die Wetterführung oder die Versorgung der Grubenbaue mit frischer Luft ist in den Mansfelder Bergwerken verhältnismäßig einfach. Schlagende Wetter kommen nur sehr selten beim Abbau vor. Seitdem aber die Bane sehr schnell vorrücken, d. h. also sich weit von dem Schacht entfernen, und seitdem die Zahl der arbeitenden Bergleute sehr vermehrt worden ist, mußte auch auf die Zuführung frischer Luft je länger je mehr Bedacht genommen werden. Um die verbrauchte Luft auszufaugen und so auf die einfachste Weise den Wetterzug zu verstärken, legte man wohl einzelne Wetteröfen an oder stellte von Maschinen getriebene Ventilatoren auf. Sehr vorteilhaft haben sich für diesen Zweck die in den meisten Förder- und Wasserhaltungsschächten vorhandenen oben erwähnten Röhrenleitungen erwiesen, die den unterirdischen Maschinen den nötigen Dampf zuführen. Durch dieselben wird der Schacht nämlich so sehr erwärmt, daß er Winter und Sommer bedeutenden Zug erzeugt, und es auf manchen Schächten sehr schwer ist, mit offener Lampe zu fahren. In neuester Zeit jedoch hat man auf mehreren Tiefbauschächten große Ventilatoren aufgestellt, durch welche den Arbeitenden bedeutend mehr frische Luft zugeführt wird als sonst. Man rechnet auf den Mann und für die Minute ungefähr drei Kubikmeter Luft. Man den bei Zuführung so großer Mengen von Luft in den engen

Arbeitsräumen entstehenden großen und lästigen Zug zu verhindern, hat man ebenfalls besondere Vorkehrungen treffen müssen, die des Näheren zu beschreiben hier aber zu weit führen würde.

### III.

#### Hütten-Betrieb.

Bevor die auf den Hütten abgelieferten Kupferschiefer hüttenmännisch verarbeitet werden, wird durch mehr oder weniger häufige Proben der Metallgehalt derselben festzustellen gesucht. Denn wenn letzterer auch, wie schon oben bemerkt, durchschnittlich sich gleich bleibt, so kommen innerhalb der angegebenen Grenzen doch auch Schwankungen vor, für die Sicherheit des gesamten Betriebes aber ist es durchaus notwendig, die Schmelzwürdigkeit der geförderten Schiefer von Zeit zu Zeit festzustellen. Ein Abschätzen nach dem Augenschein ist aber durchaus unzureichend, weil die äußerst feine Verteilung des Metalles auch bei großer Uebung Täuschungen nicht ausschließt. Während man früher zu dem angegebenen Zwecke größeren Mengen von Schiefem sogenannte Fuderproben entnahm, die in besonders dazu hergerichteten kleinen Schmelzöfen geschmolzen wurden, hat man in neuerer Zeit, um alle bei jenem Verfahren nicht zu umgehenden Ungenauigkeiten zu vermeiden, eine zwar unständliche, aber zuverlässige Ergebnisse liefernde Methode des Probierens eingeführt. Die den großen Massen in sorgfältigster Weise entnommenen Proben werden im Laboratorium auf ihren Gehalt an Kupfer und Silber geprüft, und außerdem werden, um eine möglichst oft sich wiederholende Kontrolle zu haben, auch auf den Hütten selbst einfachere Proben angestellt. Das Ergebnis derselben ist das schon angegebene, nämlich ein durchschnittlicher Gehalt der Schiefer von  $2\frac{1}{2}$ —3 Prozent Kupfer und 0,015 Prozent Silber.

Um diese beiden Metalle den Schiefem zu entnehmen und in verkäuflichen Zustand zu bringen, sind eine Reihe verschiedener Operationen auf den Hütten notwendig, nämlich 1. das Brennen der Schiefer, 2. das Schmelzen derselben, 3. das Röstem des Koh- oder Kupfersteines zugleich in Verbindung mit Erzeugung von Schwefelsäure, 4. das Konzentrieren oder Spüren des gerösteten Kupfersteines, 5. das Mahlen des Spursteines, das Röstem des Spursteinmehles und die Entsilberung desselben durch Auslaugen, 6. das Einschmelzen des Cementsilbers, 7. das Kupferaffinieren, 8. die Verarbeitung der Rückstände vom Kupferaffinieren.

Nachdem die auf den Hütten abgelieferten Schiefer gewogen worden sind, um sowohl für den ganzen Betrieb als auch für die Bezahlung der Berg- und Hüttenarbeiter, die alle im Akkord arbeiten, maßgebende Zahlen zu gewinnen, werden die Schiefer auf großen freien Plätzen in langen schmalen Haufen von drei bis fünf Meter Höhe aufgeschichtet und durch am Rande derselben aufgehängtes und angezündetes Reisigholz oder auch durch glühende Schlacken in Brand gesteckt. Später breint der Haufen durch das in den Schiefem enthaltene Bitumen fort, und dieses zu entfernen, ist eben der Zweck des Brennens. Je nach der Größe der Haufen brennen dieselben 4—6 Wochen, und die Schiefer verlieren dadurch gemäß ihres Bitumengehaltes 8—20 Prozent ihres Gewichtes. Bei Tage gewähren diese brennenden Schieferhaufen durch den über ihnen lagernden Rauch einen ähnlichen Anblick wie Teerschmelereien, während sie des Nachts einen weithin leuchtenden Feuerchein verbreiten.

Die gebrannten Schiefer werden nummehr auf vierrädrigen Wagen, die auf Schienen laufen, und von denen jeder ungefähr  $\frac{1}{3}$  Tonne enthält (eine Tonne = 20 Centner), durch Menschen nach den Schmelzöfen gefahren. Letztere sind auf den Mansfeldschen

Hüttenwerken Schachtöfen, in denen die Schiefer mit Koks unter Zuführung von Gebläsewind geschmolzen werden, und zwar werden die Schiefer an die Ofenwandungen, der Koks in die Mitte des Ofenschachtes geschüttet, was durch besondere Schüttvorrichtungen an den Ofen oder auch an den Wagen selbst bewirkt wird. In den oberen Theilen des Ofenschachtes findet nur eine Erwärmung der „Beschickung“ statt, welche dann in der mittleren Höhe des Ofens glühend wird und endlich in untersten Theile desselben, dem Gestell, durch die bei Verbrennung des Koks entwickelte Hitze geschmolzen werden. Die Produkte dieses ersten Schmelzprozesses sind Kupferstein und Schlacke. Die Absonderung oder Absaigerung des Kupfersteins von der Schlacke erfolgt entweder im Ofen selbst, indem der schwerere Kupferstein im Ofenschumpf sich ansammelt, während die leichtere Schlacke durch das ungefähr  $\frac{1}{2}$  Meter über der Ofensole befindliche Schlackenauge abfließt, oder in anderen Ofen fließen Kupferstein und Schlacke auf der Sole des Ofens gemeinschaftlich in Vorherde, in denen dann erst die Trennung beider nach ihrer Schwere erfolgt. Der Kupferstein wird von Zeit zu Zeit abgestochen, die Schlacke dagegen fließt beständig in die Schlackenbeförderungsgefäße. Die Leistungen der Ofen schwanken je nach den Dimensionen und Konstruktionen derselben zwischen 100—160 Tonnen Schiefer pro Tag. Um die zum Schmelzen solcher gewaltigen Massen erforderliche Hitze zu erzeugen, werden pro Tonne Schiefer  $3\frac{1}{2}$ —4 Centner Koks verbrannt, welche von den der Gewerkschaft gehörenden Kothereien in Westfalen bezogen werden. Der den Ofen zugeführte Wind wird durch Dampfmaschinen erzeugt. Die den Schmelzöfen entweichenden Gase gelaugen durch Röhrenleitungen zuerst in die Flugstaubkammern, um hier den aus seinen Schiefertheilchen u. s. w. bestehenden Flugstaub aufzufangen, der zu Steinen geformt dann wieder in die Schieferbrennhäusen wandert. Die Gase selbst entweichen, nachdem sie jene Kammern verlassen, entweder durch Schornsteine ins Freie oder werden zur Heizung der Dampfkessel und Wandheizungsapparate benutzt, unter welche sie durch Röhren geführt werden.

Um die Absaigerung des Kupfersteins von der Schlacke zu erleichtern muß dieselbe möglichst dünnflüssig gehalten werden, denn zähe und dickflüssige Schlacke ist nie frei von Kupfersteinbeimengungen. Aber auch im ersteren Falle erhält man keine völlig kupferfreie Schlacke, und alle Verunreinigungen, eine solche herzustellen, sind bis jetzt fehlgeschlagen. Freilich ist der Kupfergehalt der Schlacke meist ein sehr geringer, nämlich nur 2—3 Prozent, aber bei dem geringen Kupfergehalt des Kupferschiefers überhaupt gehen auf diese Weise doch ungefähr 10 Prozent des in den Schiefeln enthaltenen Kupfers verloren. Die Rohschlacke ist von schwarzer oder auch bläulicher Farbe und hat einen obsidianartigen Glanz, bei schneller Abkühlung wird sie glasig. Zum weitans größten Theile wird sie als unbrauchbar in der Nähe der Hütten aufgeschüttet. Zur Beförderung der Schlacke auf die Halde dienen meistens kegelförmige eiserne Gefäße, die mit vierdrägigen Wagen auf Schienen, welche bis an den Vorherd reichen, von Menschen bewegt werden. Auf der Halde werden die Wagen umgekippt, und die gewaltigen, zuckerhutähnlichen Schlackentegel rollen, teilweise zerbröckelnd, den Abhang hinab, was in der Dunkelheit, da die Schlacke noch rotglühend ist, oft einen imponanten Anblick gewährt. Ab und zu holen wohl auch, wenigstens geschah es früher, wie der Verfasser seiner Zeit oft beobachtet hat, arme Leute sich einen Klumpen glühende Schlacke, um in einer darin angebrachten Vertiefung das Essen zu kochen, ähnlich wie die Weingärtner am Vesuv in den Spalten eines äußerlich schon erkalteten Lavastromes dasselbe thun. Bedenkt man, daß in den Hütten jährlich mehr als 400 000 Tonnen Schiefer geschmolzen werden, und daß das Gewicht der Rohschlacke dem der Schiefer fast gleichkommt, so ergiebt sich, daß diese Schlackenhalde in kurzer Zeit zu riesigen Bergen anwachsen müssen. Und in der That lagern denn auch solche in großer Ausdehnung vor den Hütten. Schon lange ist man deshalb bemüht, um dies Anwachsen der Schlackenberge möglichst zu vermindern, die Schlacke irgendwie zu verwerten. Man formte deshalb aus derselben große Bausteine und erhielt so ein trockenes, billiges, auch ziemlich leichtes Baumaterial, das

namentlich zur Herstellung von Schenken und Ställen in den den Hütten benachbarten Orten viel verwendet wird. Die geringe Haltbarkeit aber solcher Formschladen verhindert einen größeren Absatz derselben. In neuerer Zeit wird die Schlacke, um sie nutzbar zu machen, vielfach getempert. Sie wird zu diesem Zwecke in eiserne, mit Sand bestreute Formen gegossen, in denen sie sich nur allmählich abkühlt. Dadurch verliert die Schlacke nicht nur ihren Glanz und nimmt eine hellgraue Farbe an, sie verliert auch das Glasige, wird vielmehr steinig und gewinnt solche Härte, daß sie mit Stahl Zanken schlägt. Solche getemperten und geformten Schlacken werden vielfach zu Pflastersteinen, Trottoirplatten u. s. w. benutzt.

Der bei dem Hohlsmelzen gewonnene Kupferstein, der je nach dem Erzgehalt der Schiefer nur 4—8 Prozent derselben beträgt, wird zur weiteren Verarbeitung an die Rösthütten abgegeben. Denn um denselben zu entzubern und das in ihm enthaltene Kupfer zu raffinieren, muß er, um zunächst den noch darin enthaltenen Schwefel zu verflüchtigen und das Eisen und andere Metalle zur Verchlackung vorzubereiten, geröstet werden. Dies geschieht in kleinen geschlossenen Schachtöfen, sogenannten Kilns, von denen 10—20 in zwei Reihen eine Ofengruppe bilden, welcher sich ein Bleikammersystem zur Gewinnung von Schwefelsäure aus den den Kilns entweichenden Röstgasen anschließt. (Die Herstellung der Schwefelsäure kann hier als nebensächlich nicht weiter beschrieben werden.) Nachdem der Kupfer- oder Rohlstein in Stücke von 30—40 Kubik-Centimeter zerschlagen ist, wird er in die Kilns geschüttet, deren jeder 10 Tonnen faßt. Nur zum Anzünden eines Röstofens ist Koks erforderlich, nachher unterhält der verbrennende Schwefel des Kupfersteins allein die Röstung, und doch bleibt auch in dem spurreichen Koks noch so viel Schwefel, als zur Herstellung von Spurstein erforderlich ist. Koch müssen nämlich aus dem Koks die unreinen Bestandteile durch Verchlackung oder Verflüchtigung entfernt werden, um den Spurstein zu erhalten, der ungefähr 75 Prozent Kupfer enthält. Dies geschieht durch das Spuren oder Konzentrieren in Flammöfen. Bei diesem Prozeß ist es eine Hauptsache, daß möglichst schnell die nötige Ofentemperatur erreicht und auf gleichmäßiger Höhe erhalten wird, damit die Spurschlacke recht dünnflüssig wird, wodurch wieder die Abföderung des Spursteins selbst gefördert wird. Nachdem die schmelzende Masse mehrmals durchrührt und vollständig dünnflüssig geworden ist, fließt dieselbe in 6—8 kegelförmige, treppenartig aufgestellte Gefäße ab, so daß eins nach dem andern von Spurstein und Schlacke gefüllt wird, und diese nach ihrer Schwere sich von einander abfödern. Nach dem Erkalten der Spursteingel werden sie von der ihnen anhängenden Schlacke befreit und in Stücke zerschlagen, und alsdann diejenigen, welche mehr als 74 Prozent Kupfer enthalten, an die Entzuberungsanstalt Gottesbelohnung zwischen Leimbach und Hettstedt abgegeben. Hier wird der Spurstein durch von Wasser oder Dampf getriebene Angelmühlen zu einem feinen Mehl gemahlen, aus welchem dann nach der Biervogelssche Methode das Silber durch Auslösung gewonnen wird, welchen sehr schwierigen Prozeß zu beschreiben hier zu weit führen würde. Es mag genügen, daß das Silber schließlich, in Barren mit einem Feingehalt von mindestens 999 Tausendteilen geschmolzen, in den Handel kommt. Die Rückstände werden, falls sie noch mehr als 0,023 Prozent Silber enthalten, noch einmal geröstet und ausgelaugt, während die mit einem geringeren Silbergehalt zur Raffinaderstellung an die Kupferhütte abgegeben werden. Das Raffinieren zerfällt wieder in eine Reihe von einander folgenden Arbeiten, in das Einsetzen, Einschmelzen, Verblasen, Braten, Dicht- und Zähemachen. Das dadurch erzeugte Kupferraffinad kommt in Form von gelbernten Barren mit der Marke M. R. A. für die Messingproduktion zum Verkauf und gehört zu den besten Marken des Handels. Die beim Raffinieren sich ergebenden Rückstände werden auf der Saigerhütte bei Hettstedt zu einem Walzraffinad zweiter Güte verarbeitet welches ausschließlich für Stangen-, Blech- und Schalenfabrikation den der Gewerkschaft gehörigen Walzwerken und Kupferhämmeren zu Rothenburg a. S. und Eberswalde überwiesen wird.

Wie schon gesagt, ist der gesamte Betrieb der Mansfeldischen Gewerkschaft seit dem Jahre 1862 ungeheuer gesteigert worden. Während die Produktion von Kupfer seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ungefähr 600 Tonnen betrug und erst in den fünfziger Jahren auf über 1000 Tonnen stieg, wohl infolge der damals sehr hohen Kupferpreise, ist sie seit 1862 beständig gestiegen, obwohl die Preise von der Zeit an fast stetig gefallen sind und zeitweise noch nicht die Hälfte betragen von denen in den Jahren 1854—56. Damals ward die Tonne Kupfer ungefähr mit 2300 Mark bezahlt, während sie z. B. 1879 nur 1250 Mark galt. Ebenso ist die Erzeugung von Silber ungeheuer gefördert worden: bis zu dem angegebenen Zeitpunkt betrug die Produktion nur 2—4000 Kilogramm und ist jetzt auf über 50000 Kilogramm gestiegen, während die Preise dafür, nachdem sie bis zum Jahre 1871 ungeheuer hoch gewesen waren, nämlich ungefähr 175 Mark pro Kilogramm, seitdem ebenso gefallen sind wie die des Kupfers, bis auf 150 Mark.

Um solche gewaltigen Massen von Schiefer zu fördern und auf den Hütten zu verarbeiten, bedarf die Gewerkschaft einer ungeheuren Zahl von Arbeitern und sonstigen Angestellten, und es mögen zum Schluß dieser Darstellung noch einige Angaben über dieselben hier Platz finden, aus denen zugleich erhellt, wie weite Kreise der Grafschaft Mansfeld durch das über jenen Bergwerksbezirk hereingebrochene Unglück in Mitleidenchaft gezogen werden. Die Belegschaften der Mansfelder Bergwerke und Hütten bestehen aus mehr als 13000 Mann, welche über 22000 Frauen und Kinder unter 14 Jahren zu ernähren haben, wobei aber die Beamten noch nicht mitgezählt sind. Diese Belegschaften bilden den „Mansfelder Knappschaftsverein“, dessen Angelegenheiten von einem Vorstand und den Knappschaftsältesten, welche geographisch abgegrenzten Bezirken vorstehen, geleitet werden. Für die Behandlung der Vereinsgenossen in Krankheitsfällen sind zwanzig Aerzte thätig, und der Verein hat in Hettstedt und in Eisleben je ein Lazarett mit zusammen 80—90 Betten. Die Einnahmen dieses Vereins, die 1880 weit über eine halbe Million Mark betragen, setzen sich zusammen aus den Beiträgen der Mitglieder und der von der Gewerkschaft geleisteten Veisteuer in der Höhe der Gesamtsumme jener Beiträge. Die geleisteten tausenden Unterstützungen für Uvaliden, Witwen und Waisen, sowie die Kosten für Kranke u. betragen 1880 über 400000 Mark. In auerkenntenswerter Weise hat die Gewerkschaft es sich weiter ernstlich angelegen sein lassen, mit zum Theil recht erheblichen Kosten für ordentliche Wohnungen für ihre Arbeiter zu sorgen. Sowohl in der Gewerkschaft gehörigen Häusern, als auch in eigens zu diesem Zwecke erbauten Häusern sind Familienwohnungen eingerichtet, für deren Benutzung ungefähr 3 Prozent der Herstellungskosten als Mietzins entrichtet werden. Solchen Arbeitern, welche sich selbst Häuser bauen wollen, wird der Grund und Boden dazu zum Selbstkostenpreise überlassen, außerdem wird ihnen ein Bandarlehen gewährt. Ferner kauft die Gewerkschaft Ländereien, um dieselben in kleinen Parzellen gegen mäßige Abgaben an die Arbeiter zu verpachten, die sonst meist nicht die Mittel dazu würden aufbringen können. Um die Baulust zu fördern, werden neuerdings auch Prämien gezahlt. Für die zugewanderten Arbeiter bestehen sogenannte Schlafhäuser, wo die Insassen halbe oder ganze Verpflegung zu festgesetzten billigen Preisen erhalten können. Fast 1½ Millionen Mark sind von der Gewerkschaft zu diesen Zwecken in den ersten zwanzig Jahren der Selbstverwaltung aufgewendet worden. Für die Arbeiter und Beamten der Gewerkschaft besteht eine besondere Sparkasse, die sich einer lebhaften Teilnahme erfreut. In Fällen besonderer Not werden die Arbeiter aus mehreren zu diesem Zwecke errichteten Darlehnsklassen unterstützt. Zur Hebung kameradschaftlichen Sinnes wird alljährlich ein Freibierfest gefeiert, wozu die Gewerkschaft jedem Arbeiter und Beamten ein Geldgeschenk gewährt. Auch ein eigenes Musikcorps für feierliche und feierliche bergmännische Gelegenheiten wird von der Gewerkschaft unterhalten. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Mansfelder Gewerkschaft auch die Förderung des geistigen Wohles ihrer Arbeiter sich angelegen sein läßt. Zu diesem Zwecke sind nicht



nur in den erwähnten Schlafhäusern gute Volksbibliotheken eingerichtet, sondern es werden auch neben laufenden Unterstützungen für Schulen, z. B. für die Lutherschule in Eisleben, und Kinderbewahranstalten einmalige Geldgeschenke zum Neubau oder zur Wiederherstellung von Kirchen und Schulen gewährt, zu welchen Zwecken ganz bedeutende Fonds vorhanden sind.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Mansfelder Bergbau in der That ein Segen ist für einen großen Teil der Bewohner der Grafschaft Mansfeld, und es kann diese Darstellung desselben nicht anders schließen, als mit dem herzlichsten Wunsche, daß der Bergbehörde es mit Gottes Hilfe gelingen möge, der furchtbaren Gefahr, welche über ihre Reviere hereingebrochen ist, Herr zu werden. Den vielen Arbeitern aber, die durch notgedrungene Beschränkung des Betriebes brotlos geworden sind, gilt der Wunsch, daß sie diese schwere Zeit der Not überstehen mögen im Vertrauen auf Gott und in der festen Zuversicht, daß die ihnen Arbeit gebende Gewerkschaft alles thun werde, was in ihren Kräften steht, um die Noth zu lindern und zu heben. Möge der alte Harzspruch auch für die Reviere des Mansfelder Bergbaues in Geltung bleiben:

Es grüne die Tanne, es wache das Erz,  
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz.





## Friedenskongresse und Friedenskonferenzen.

Von

Karl von Bruch.

### II.

Hinsichtlich der Thätigkeit des Berner Friedenskongresses müssen wir uns kürzer fassen, so schwer es ist, über dieses Chaos von Anträgen, Motionen, Resolutionen u. s. w. eine Uebersicht zu geben. Lediglich die wörtliche Wiedergabe derselben würde ganze Seiten füllen.

Was zunächst die Teilnehmer des Kongresses betrifft, so ist es nicht leicht, authentische Zahlen zu geben. Anfänglich wurde, wie gewöhnlich, gewaltig ins Horn gestoßen. Es sollten gegen 2000 Kongressler kommen, und schließlich giebt ein italienisches Blatt die folgenden Zahlen: 96 Engländer, 94 Schweizer, 41 Italiener, 26 Oesterreicher, 20 Amerikaner, 16 Franzosen, 11 Rumänen, 6 Belgier und 5 Deutsche; zusammen 315. Das wäre eine ganz stattliche Zahl, zu der wir uns aber ein paar Anmerkungen nicht ver sagen können.

Zunächst freut es uns, daß Deutschland am schlechtesten vertreten war. Das zeugt von dem gesunden Sinne des deutschen Volkes, und wir dürfen es daher mit einigem Mißtrauen aufnehmen, wenn der Deutsche Dr. Richter (Pforzheim) dem Kongress verkündete, daß die Friedenssache in Deutschland — unter der Regie des deutschen Kaisers (!) — gewaltige Fortschritte mache. Außer dem Dr. Richter, der ein paarmal als „Vertreter Deutschlands“ aufgeführt wird (wer hat ihn dazu gewählt?), werden noch gelegentlich als Deutsche aufgeführt: Franz Wirth (Frankfurt a. M.), Dr. Löwenthal (Berlin); ein Herr Heyden bringt Grüße und Zustimmung der „Bergleute des Rheinbeckens“. Dann wird noch ein Herr Dr. Levy genannt: vielleicht ist das der fünfte Deutsche. Wie wir sehen: Männer von Einfluß und Bedeutung haben sich nicht als Vertreter Deutschlands zum Kongress entsendet. Aus fremden Staaten wären zu nennen Frederic Passy, der französische National-Ökonom, und Gobyson Pratt (England) — Bonghi (Italien) war nicht erschienen —, die auch der interparlamentarischen Konferenz angehörten. Von den deutschen Abgeordneten hat sich keiner unter die Kongressler gemischt. — Ferner die streitbare Frau von Suttner, deren Bedeutung für die Propaganda des ewigen Friedens anerkannt werden muß, so unsympathisch uns ihre Thätigkeit auch berühren mag.

Auffällig ist die starke Teilnahme der Engländer und Amerikaner: sie erklärt sich aber wohl dadurch, daß eine Anzahl von Touristen dieser Länder ihrer Neugier einmal Genüge that. Mit Bezug hierauf meinte der englische Delegierte Walter Felix Moschales

auch launig: für ihn bestehe die Schweiz nicht aus drei Rassen: Deutschen, Franzosen und Italienern, sondern aus vier, denn die Engländer kämen noch hinzu.

Die 11 Rumänen waren sämtlich Studenten.

Trotz der 315 Teilnehmer blieben die Versammlungen nur mäßig besucht; die N. Z. Z. spricht von „stark gelichteten Bänken“, und bei einer wichtigen Abstimmung am 23. August wurde z. B. ein Antrag mit 39 gegen 19, am 24. desgl. mit 36 gegen 21 Stimmen angenommen. Schade auch, daß uns eine Statistik der männlichen und weiblichen Teilnehmer fehlt. Am 23. waren es zur Hälfte Damen. Den Vorsitz führte der schweizerische Bundesrat Ruchonnet, dem 11 Beigeordnete verschiedener Nationalität — darunter 3 Damen — zur Seite standen; es durfte in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache geredet werden. Das Protokoll wurde französisch geführt\*). Wohl um den Schriftführern ihr schwieriges Amt zu erleichtern, hielt die Deutsch-Oesterreicherin B. von Suttner einen ihrer Vorträge in „glänzendem“ Französisch! Uebrigens war einem allzu ergebigen Redestuffe durch die Bestimmung vorgebeugt, daß — abgesehen von den amtlich beauftragten Berichterstattern — kein Redner sich länger als zehn Minuten äußern durfte.

Bei dem Versuch, ein Bild von dem Inhalt der Verhandlungen zu geben, legen wir die von seiten der Leitung des Kongresses getroffene Einteilung zu Grunde. Sie unterschied nicht weniger als neun Gruppen:

1. Bildung eines ständigen internationalen Friedensbureaus. War bereits im vorigen Jahre in Rom beschloffen, wo ein vorberatender Ausschuß gewählt wurde, bestehend aus Elias Ducommun (Schweiz), Mazzoleni (Italien), Hobyson Pratt (England), Bayer (Dänemark) und Love (Amerika). Also kein Deutscher, kein Oesterreicher, kein Franzose dabei!\*\*)

Die Gründung der Société du bureau permanent de la paix in Bern wurde beschloffen. Es soll aus 11 Mitgliedern bestehen, von denen 3 im Minimum ein permanentes Komitee bilden. Die Regierungen sollen sich bei diesem Centralamt vertreten lassen (!), wollten die einen; die anderen aber warnten vor den bösen Regierungen, die immer listige Hintergedanken hätten; wieder andere meinten — und diese werden wohl das Richtige treffen —, daß die Debatte ganz fruchtlos sei, weil sich die Regierungen einfach nicht darauf einlassen würden. Und doch konnte man sie nicht entbehren. „Die Abstimmung über diese Frage gestaltete sich zu einer unerquicklichen Situation. Das Präsidium wurde beständig unterbrochen. Rufe: „was heißt pouvoirs constitués?“ wirbelten in englischer Sprache durcheinander. Man verlangte zu wissen, warum statt gouvernement der Ausdruck pouvoirs constitués gewählt sei?“

Schließlich kam aber die Hauptfrage: Wer bezahlt? — Und da wurde beschloffen, daß der schweizerische Bundesrat die Mächte von Europa und Umgegend um einen Beitrag für den Unterhalt dieses Centralamtes angeben solle. Der Kongreß schickt also den schweizerischen Bundesrat, wie sich die N. Z. Z. ausdrückt, „mit dem Bettelstach bei den Regierungen herum“. Ein freies schweizerisches Blatt, die „Thurgauer Zeitung“, schreibt hierüber mit seinem Spott: „Gestützt auf das Bewußtsein von dem Idealismus des Zwecks, den er sich gesetzt hat, betrachtete sich der Kongreß offenbar als eine Art höherer spiritueller Behörde gegenüber den pouvoirs constitués, den bloß thatsächlich bestehenden weltlichen Gewalten. Und in diesem erhebenden Gefühle wurde es ihm leicht, den schweizerischen Bundesrat im Handumdrehen zu seiner Reichskanzlei zu machen, zu seinem Organ, durch das er zu jenen einzuwirken habe, die leider einstweilen noch den Schlüssel zum nervus rerum in Händen haben, spricht. Was der schweizerische Bundesrat zu diesem Antrag sagen wird, danach wurde garnicht erst gefragt . . .“

\*) Wird für 3 Francs käuflich zu haben sein (250—300 S.).

\*\*) Dieses Friedensbureau hat übrigens eine Sammlung von „Beschlüssen“ veröffentlicht.

Wir haben diese Einzelheiten angeführt, um zu zeigen, was bei den Beratungen der Friedensschwörer herauskommt. Daß das internationale Centralamt in Bern ein totgeborenes Kind ist, wenn die Friedens-Ligen nicht selbst in den Sädel greifen (wie es die Parlamentarier bei ihrer ähnlischen Gründung gethan), sondern auf die Hülfse der Regierungen bauen, liegt auf der Hand. So wird es wohl mit dem ständigen Centralamt der Friedensgesellschaften nichts werden. Man hat sich vorläufig mit einem permanenten Bureau beholfen, dessen Mitglieder aber in aller Welt zerstreut wohnen. Es sind: Vayer (Dänemark), Hodyson Pratt (England), Truchlood, Frau Lockwood (Amerika), Mazzoleni (Italien), E. Arnaud-Lafontaine (Belgien?), Passy (Frankreich), Fleba (Rumänien), Dr. Richter, Wirth (Deutschland), Frau von Suttner (Oesterreich), Dncommm, Marcufen und Gobat (Schweiz).

2. Einsetzung eines Schiedsgerichtshofes und 3. Durchführung der Schiedsgerichtsprüche. Es wurde viel hin- und hergeredet, schließlich aber doch die Sache wieder einmal (zum wievielten Male?) dem nächsten Kongreß überantwortet. Interessant ist, daß der Amerikaner Blymyer (Bleimeyer?) nun auch das Mittel gefunden hat, den schwersten Vorwurf gegen einen internationalen Schiedsgerichtshof -- daß er seinen Entscheidungen nur werde Gehorsam erzwingen können durch den Krieg -- zu entkräften. Der widerspenstige Staat soll einfach boykottet werden; seine Landesgrenzen werden hermetisch abgeschlossen, bis er zu Kreuze kriecht. Wie aber, wenn er selber mit Flinten und Kanonen in das Gebiet seiner freundlichen Nachbarn marschirt?

Die ungeheure Naivität dieses Gedankens in unserem Zeitalter des Verkehrs springt in die Augen. Nicht minder naiv ist die in dem Antrag desselben Amerikaners vorkommende Forderung:

„Es wird ein Gesetzbuch angenommen, welches die feststehenden Grundsätze des Völkerrechts enthält.“

Du lieber Gott -- welche Grundsätze des Völkerrechts -- abgesehen von ein paar kriegsrechtlichen -- stehen denn fest?

Die Versammlung einigte sich schließlich mit großer Mehrheit dahin, daß für jetzt eigentliche Beschlüsse nicht zu fassen seien. Sie sprach sich grundsätzlich dahin aus, daß

1. schiedsrichterliche Sprüche niemals durch Mittel sanktioniert (?) werden sollen, die einen kriegerischen Charakter haben, zum Krieg führen, Verlust von Menschenleben, Vernichtung privaten oder staatlichen Eigentums (also ist auch kein internationaler Boykott zulässig?) zur Folge haben könnten;

2. daß die Nationen, welche den schiedsrichterlichen Anstrag von Streitigkeiten in ihre Verträge aufgenommen haben, ohne Aufgeben ihrer Selbstständigkeit die Durchführung des Schiedspruches den Schiedsrichtern übertragen können.

Eine wie gnädige Erlaubnis und welch zarte Fürsorge für die Souveränität der pouvoirs constitués! Zugleich auch: wie heillos unklar!

Im übrigen wurde, wie bereits gesagt, die Einsetzung des internationalen Schiedsgerichtshofes für den nächsten Friedenskongreß aufgeschpart -- also wieder keine That, trotzdem sie für dieses Jahr so pomphaft angekündigt war! --

4. Die Bildung eines europäischen Staatenbundes ist nach dem Beschlusse des Kongresses -- Haupttrednerin B. von Suttner -- anzustreben. Der Kongreß fügt noch hinzu: „auf Grundlage der Interessengemeinschaft“. Gerade als ob nicht die widerstreitenden Interessen das größte, niemals zu beseitigende Hindernis für die Bildung der „Vereinigten Staaten von Europa“ abgäben! Außerdem werden sich die europäischen Mächte durch den feierlichen Kongreßbeschlusse, daß sie durch eine solche Zusammenschweifung nichts von ihrer Souveränität aufzugeben hätten, kaum überzeugen lassen.

5. Kriegserklärung, Beschlüsse:

„1. Der Kongreß ersucht die europäischen Staaten, allmählich das Prinzip der gegenseitigen Abrüstung anzunehmen. 2. Der Kongreß ist der Ansicht, daß die Möglichkeit eines Krieges sich beträchtlich vermindern werde, wenn das Recht der Kriegs-

erklärung den Volksvertretern übertragen werde, und hält dafür, daß, sobald irgend möglich, das Recht der Kriegserklärung aus den Verfassungen gestrichen werden sollte. 3. Der Kongreß mißbilligt lebhaft das System der Aufnahme fremder Anleihen (was ist eine „fremde“ Anleihe?) zu Kriegszwecken.“

Eine Mischung von demokratischen und utopistischen Tendenzen, die keinen Grund hinter dem Ofen hervorkochen werden.

#### 6. Allgemeine Friedenspetition.

Der Kongreß beschloß, zu Volkspetitionen im Sinne der Friedensgesellschaften aufzufordern und die gesammelten Unterschriften den Parlamenten der einzelnen Länder vorzulegen. Dieser Aufruf ist denn auch zu stande gekommen und wir bedauern, das schwulstige, demagogische und durch und durch unwahre Schriftstück aus Rücksichten des Raumes nicht ganz wiedergeben zu können. Hier eine Probe:

„Es ist die höchste Zeit! Alles kann heute noch gerettet werden, alles morgen verloren sein, wenn man es veräumt, der öffentlichen Meinung Gelegenheit zu geben, ihren Warnungsruß ertönen zu lassen, laut genug, um den Lärm der Kriegsrüstungen zu überwältigen.“

Drum Alle ans Werk,

die Alten, welche aus Erfahrung wissen, daß der Krieg dem Kriege ruft,

die Jungen, die nicht als Kanonenfutter dienen wollen,

die Frauen, welchen die Kriegsgefahr wie ein Alp fortwährend auf dem Herzen liegt,

die Arbeiter in den Städten, welche eine gesicherte Zukunft wünschen,

die Landwirte, welche ihre Ernten nicht preisgeben wollen!

Sie alle mögen zum Himmel den mächtigen Ruf erschallen lassen: „Friede!“ —

„Deutsche, Franzosen, Russen, Engländer, Italiener, Oesterreicher, wir haben keinerlei persönlichen Haß gegeneinander zu befriedigen, warum sollen wir uns also gegenseitig einander abschlachten?“ —

Wir denken: das genügt! Dieser Aufruf, den auch die beiden Deutschen Richter und Wirth, wie auch selbstverständlich die Oesterreicherin Bertha von Suttner unterzeichnet haben, ist die einzige That des Kongresses. Wir haben aber nicht gehört, daß in Deutschland bislang etwas aus einer Petition geworden sei. Und läme sie zu stande — einige Tausend Schwärmer für mißverständene philanthropische Ziele finden sich immer — was könnte ihr Loos sein als ein leichtes Lächeln der deutschen Volksvertreter?

#### 7. Das Nationalitäten-Prinzip.

Seine Besprechung wurde nicht mit der gleichen Energie ferngehalten, wie auf der interparlamentarischen Konferenz, und daher platzten die Gemüter denn auch heftig aufeinander. Der Pole Dematowski forderte in einer begeisterten Rede die Wiederherstellung Polens! Großer Lärm! Die Hälfte der Versammlung will ihm das Wort entzogen sehen, die Hälfte ihn weiter sprechen hören! Daraus ist zu ersehen, wie stark die „Irredentisten“ unter den Friedensfreunden vertreten sind. Irredentistisch ist auch der Antrag verschiedener französischer Friedensgesellschaften, welcher dazu auffordert: „ohne Ausschub die Beschwerden aller derjenigen Nationen zu prüfen, welche sich in ihren natürlichen und unverjährbaren Rechten verletzt fühlen könnten“. Natürlich war damit nach Elsaß-Lothringen geschieht. Im vergangenen Jahre erklärte der auf den Friedenskongressen eine große Rolle spielende Engländer Hobson Pratt, Präsident der Londoner Schiedsgerichtsgesellschaft, es für „absurd“, Elsaß-Lothringen von der Diskussion auszuschließen!

Auch ist die von einer gewissen Berichterstattung geüffentlichlich totgeschwiegene Thatsache bemerkenswert, daß die anwesenden rumänischen Studenten (etwa ein Duzend) an

die Kongreßler eine Broschüre verteilten mit dem Titel: „Die Lage der Rumänen in Ungarn“.

Es ist seltsam, daß diese Irredentisten und Verfechter des Nationalitäten-Prinzips nicht einsehen können, wie sehr ihr Hauptziel dem Gedanken des ewigen Friedens widerstreitet. Das Nationalitäten-Prinzip ist ein neuer Kriegsgrund, der zu den alten gekommen ist. Nur Ströme von Blut können zu einer vorübergehenden Durchführung des Nationalitäten-Prinzips führen. Logischer — aber um so gefährlicher und bedauerlicher — ist daher die Richtung der anderen Hälfte der Kongreßler, als deren Wortführerin, wie schon im vorigen Jahre in Rom, so auch in Bern die Baronin von Suttner auftrat. Sie predigt einen überaus traurigen, vaterlandslosen Kosmopolitismus. Darin wird sie aus begrifflichen Gründen von einer „Masse“ unterstützt, die sich seit Jahrhunderten dagegen sträubt, in den Nationen, deren Gast sie ist, aufzugehen. Wir brauchen sie nicht mit Namen zu nennen.

Die Tendenz dieser Richtung wird aus folgenden Sätzen klar: „Der übertriebene Kultus des Nationalgefühls soll eingeschränkt werden. Die Vaterlandsliebe soll bei der Jugend in geringerem Umfange als bisher großgezogen werden!“

In Wahrheit eine trostlose Gesinnung!

Uebrigens wurde nach bewährtem Muster die Beschlusfassung über all diese thörichten Punkte — — auf das nächste Jahr verschoben. Das wird wohl noch öfter geschehen.

### 8. Propaganda.

Universitäten und Schulen sollen in Angriff genommen werden. Die Gründung eines „internationalen Studentenfriedensvereins“ wird empfohlen. Alfred H. Love (Philadelphía) empfiehlt, daß „an Schulen, Kollegien und Universitäten Schiedsgerichtsgesellschaften gegründet werden, denen alle Streitigkeiten und Differenzen, welche zwischen den Schülern entstehen, unterbreitet werden. . . . Dem ersten in der Klasse würde als Anspornung der Vorsitz in der Gesellschaft übertragen werden.“

Es giebt doch noch naive Leute! So lange die Welt steht, werden wohl an der Schulbank wie in der hohen Politik der stärkste Arm und die höhere Intelligenz die führende Rolle spielen!

9. Neutralisierung der Meerengen, welche als Verkehrs- und Handelsstraßen dienen, sowie der unterseeischen Kabel. Wird gut geheßen.

Am letzten Sitzungstage ging es etwas bunt zu. „Bei der Art und Weise, wie (mit Rücksicht auf die vorgerrückte Zeit) diskutiert wurde, mußte jede auch nur einigermaßen übersichtliche Berichterstattung aufhören“ (N. J. J.). Daher wissen wir nicht, wie es mit einigen Fragen, die noch auf der Tagesordnung standen, geworden ist. So wollte ein Antrag: die Presse solle alle mörderischen Erfindungen, die für Kriegszwecke dienen könnten, toschweigen — als wenn den Regierungen etwas Angenehmeres passieren könnte! Ein anderer Antrag wollte die Agitation in die Arbeiterkreise tragen; ein dritter endlich drängte zu einem internationalen Anschreiben, wodurch alle Künstler zum Entwurf eines Emblems für die Friedensgesellschaften angefordert werden sollen. Das ist ja auch das Wichtigste!

Ihr Motto haben sie ja schon, denn bei dem Festmahl in Luzern — ein Ausflug dahin unterbrach die schwierigen Arbeiten des Kongresses am 25. August — war allorts zu lesen: Fiat pax! Selbst im allerfrühesten Zuderguß auf den Torden. Aber ein häßlicher Anblick sollte den Kongreßlern nicht erspart bleiben. Wo konnten sie sich sicherer vor dem „wüsten, alles verschlingenden Militarismus“ fühlen, als in der freien, ewig neutralen Schweiz? Und da begegneten sie bei Konolfingen einem Ertragn — voll Soldaten! Auch mußten sie die verblüffende Thatsache erleben, daß — in derselben Schweiz — der Berner „Bund“ am Tage ihrer letzten Sitzung die Behauptung auf-

stellte: der Krieg sei die letzte Instanz im Völkerrecht! Das klingt etwas republikanischer, ist aber im Grunde genommen dasselbe, wie das monarchische: *ultima ratio regis!*

Der nächste Kongreß wird in Chicago tagen — eine Emanzipation von der interparlamentarischen Friedensvereinigung, deren Spuren er ein Jahr lang getreulich gefolgt ist. Oder hatte man erwartet, daß die in diesem Jahre später tagenden Parlamentarier nun ihrerseits folgen würden? Oder konnten diese nicht, weil sich kein Amerikaner unter ihnen befand?

### III.

Nur noch ein paar Worte über die Zusammensetzung, die Thätigkeit und die Ziele der Friedensgesellschaften im allgemeinen. Wollten wir auf die einzelnen Materien noch genauer eingehen, als dies oben gelegentlich bereits geschehen, so müßten wir ein ganzes Buch schreiben. —

Auch hier müssen wir wieder einen Unterschied machen zwischen den parlamentarischen Gesellschaften und der allgemeinen Friedensliga.

Was zunächst die Parlamentarier angeht, so sah der spanische Senator Marcoartu, der keine interparlamentarische Friedenskonferenz veräußert und auch auf den Friedenskongressen regelmäßig zu finden ist, 1890 in den interparlamentarischen Konferenzen „den Anfang eines Weltparlaments“. Das ist der wirkliche Hintergedanke der Mehrzahl dieser Utopisten. Wir aber fragen: wer hat den Parlamentariern, die zu diesen Konferenzen ziehen, das Mandat zu einem Weltparlament gegeben, das über die Geschichte der Völker entscheiden will? Etwa der Wahlkreis, der den betreffenden Abgeordneten erwählte, oder der Souverän, der den Senator ernennt? Oder sind sie von ihrem heimischen Parlament entsandt worden?

Was bedeuten überhaupt jene etwa 100 Parlamentarier gegen ihre Gesamtzahl in den konstitutionellen Staaten, die gewiß nahe an 10000 kommt? zumal zu diesem Hundert die kleinen Staaten ein unverhältnismäßig starkes Kontingent stellen? (Im vergangenen Jahre erschienen in Rom ebensoviele Rumänen als Deutsche.) Was bedeuten die 12 Reichstagsabgeordneten als Bruchteil der nahezu 400 Mitglieder des Reichstages, zumal jene 12 einer einzigen Fraktion angehören, die im ganzen 67 Mitglieder zählt? Es fehlte nur noch Bismarck mit seinem Abrüstungsantrage 1869! Hätte jede Fraktion einen einzigen Vertreter (aber nicht einen „Vertreter“ aus eigener Willensbestimmung) entsandt, so fielen das weit mehr ins Gewicht. Uebrigens verdiente das Erscheinen der deutschen Reichstagsabgeordneten in Bern noch eine besondere Beleuchtung. Um häßliche Unterstellungen von gegnerischer Seite zu vermeiden, führen wir an, was ein bedeutendes liberales Blatt — die Kölnische Zeitung — im September d. J. den deutschen Abgeordneten über diesen Punkt sagte:

„In keinem deutschen Parlamente giebt es überhaupt ein einziges Mitglied, das nicht unbedingt für die Erhaltung eines ehrenvollen Friedens eintreten wird. Die Beanspruchung einer besonderen patentierten Friedensliebe ist daher zum mindesten eine Annahme gegenüber den nicht für Kongreßfreunden und Kongreßempfängern schwärmenden Kollegen, die öffentlich mißbilligt zu werden verdient. Für die deutschen Teilnehmer an der interparlamentarischen Friedenskonferenz kommt aber noch ein zweiter Gesichtspunkt in Betracht. Die deutschen Reichstagsabgeordneten haben als solche nicht das mindeste Recht, im Auslande aufzutreten; sie sind Vertreter des deutschen Volkes nur innerhalb der deutschen Grenze und nur während der Reichstagstagungen. Außerhalb der deutschen Grenze sind sie nur Privat-Personen; und wir halten es für eine schwere und unter Umständen

recht bedauerliche Annahme, wenn sie trotzdem im Auslande als deutsche Abgeordnete auftreten und sich geltend machen. Vertreter des deutschen Volkes dem Auslande gegenüber sind nur der deutsche Kaiser und die dazu berufenen Reichsbehörden. Wir möchten wünschen, daß in der nächsten Reichstagstagung der Geschäftsordnungsanschuß sich eingehender mit dieser Frage befaßt, damit rechtzeitig einzelnen Taktlosigkeiten und Annahmen einzelner selbstgefälliger Mitglieder vorgebeugt wird."

Wir müssen uns dieser scharfen Sprache durchaus anschließen und haben noch zwei weitere Gründe anzuführen, die es deutschen Volksvertretern zur Ehrenpflicht machen sollten, von solchen Veranstaltungen fern zu bleiben: das sind die deutschfeindliche Gesinnung der Mehrzahl der Konferenzmitglieder und das Verfolgen umstürzlerischer Ziele seitens derselben.

Ueber den ersten Punkt ist bei der Skizzierung der Geschäfte der interparlamentarischen Konferenzen bereits Ausreichendes gesagt. So kommt denn auch die Münchener „Allgemeine Zeitung“ — also wiederum ein liberales Blatt, das noch im vergangenen Jahre gegen den Besuch der interparlamentarischen Konferenzen nichts einzuwenden hatte — neuerdings (10. 9. 92.) zu dem Ergebnis: „Man kann es daher auch nur bedauern, daß es immer noch Deutsche giebt, die es nicht unter ihrer Würde halten, solche Kongresse zu besuchen, obwohl sie jeden Augenblick erwarten müssen, daß die „elsaß-lothringische Frage“ aufgeworfen wird.“

Dann die umstürzlerischen Tendenzen. Der ständige interparlamentarische Anschluß, der alle Streitigkeiten zwischen zwei Völkern prüfen und nach Möglichkeit ausgleichen soll, ist nicht nur eine Utopie, sondern „eine staatsrechtlich nicht unbedeutliche Verirrung“, weil sie die reine Parlamentsherrschaft voraussetzt. Dasselbe ist der Fall bei der in jedem Jahre wiederkehrenden Forderung, daß das Recht der Kriegserklärung ausschließlich in der Hand der Volksvertretung liegen solle, der Krone also zu nehmen sei. Bei Erörterung dieser Frage wird ganz offen mit der Republik geliebäugelt und die Monarchie als die Quelle aller Kriege hingestellt. Wie eine derartige Behauptung die Thatsachen geradezu auf den Kopf stellt, weisen wir vielleicht einmal an anderer Stelle nach. Jedenfalls haben die „Hamburger Nachrichten“ nicht unrecht mit der Aeußerung: „daß der Friedenskongreß in der That nichts anderes ist, als ein Kongreß zur Förderung der Zwecke der demokratischen Internationale durch Verbrüderung der fortschrittlichen Elemente aller Volksvertretungen.“ Man lese, in welcher nichtswürdiger Weise sich im Oktober 1891 der Norweger Umann, der mit im Centralamt der Friedenskonferenzen sitzt, in einer dänischen Friedens-Versammlung über das Königtum geäußert hat.

Schließlich müssen wir den interparlamentarischen Konferenzen den Vorwurf der inneren Unaufrichtigkeit machen. Da ist zunächst, wie wir sehen, die Nationalitätenfrage, die ängstlich fern gehalten wird. Sie bildet aber in Wahrheit einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen den scheinbar friedlich nebeneinander sitzenden Parlamentariern, einen Gegensatz, der sich im Laufe der Jahre ohne allen Zweifel stets stärker herausbilden wird.

Da sagt der Abgeordnete Baumbach (ein italienisches Blatt faßt die Koryphäen der deutschen Friedenskonferenzler geschickt zusammen, indem es wiederholt den Abgeordneten „Baumbach“ reden läßt): „Wir sollen das internationale Recht fortbilden und weiter entwickeln . . .“ — Und in der That erwecken die Verhandlungen in Bern, denen wir ja zum Theil unsere Anerkennung zollen konnten, den Anschein, als ob dies der einzige Zweck der Friedenskonferenz wäre. Aber warum schließen sich dann die Herren nicht den bereits bestehenden Vereinigungen zur Ausbildung des internationalen Rechts an, wo sie eine erprießliche Thätigkeit entfalten könnten, und führen statt dessen die Friedenskomödie auf?



Die Verhandlungen verliefen in Bern recht maßvoll; Aeußerungen, welche die Deutschen hätten verletzen können, kamen nicht vor — weil einzelne Teilnehmer der Versammlung aus ihrem Herzen eine Mördergrube machten. Die maßvollen Verhandlungen leitete der schweizerische Nationalrat Dr. Gobat. Derselbe Herr erklärte kurz vorher auf einem innerschweizerischen Friedenskongreß: wenn der Schiedsgerichtshof erst gebildet sei, müsse seine erste Aufgabe sein, die Erlebigung der elsass-lothringischen Frage, die Frage wegen Triest und Trient u. s. w. an die Hand zu nehmen. Von Rizza und Corfisa ist bei solchen Gelegenheiten nie die Rede. Hodyson Pratt, der Vertreter Englands im neugechaffenen Centralrat, nannte es im vorigen Jahre „absurd“, die elsass-lothringische Frage von der Verhandlung anschießen zu wollen. (Vergl. oben.)

Da sitzen Parlamentarier, die beifällig zu den schönen Redensarten von Abrüstung, Beschneidung der Militär-Budgets nickten, aber ganz anders stimmen, wenn ihr Vaterland sie fragt. Die schweizerische Gruppe der Parlamentarier zählt 78 Mitglieder bei fast 200 Volksvertretern. Diese Friedensfreunde hatten sich fest vorgenommen, keinen Pfennig mehr dem Moloch des Militarismus in den Nachen zu werfen. Da erschien in Italien ein ärgerliches Buch über „die Neutralität der Schweiz“, und fast einmütig bewilligte die Bundesversammlung 2 100 000 Fr. für die Befestigung von St. Maurice!

Was wir von der Deutscheindlichkeit, dem mühsam verdeckten Zwiespalt in den wichtigsten Grundanschauungen, der Gefährlichkeit ihrer Agitation und der inneren Unaufrichtigkeit der Friedenskonferenzen gesagt haben, gilt für die Friedenskongresse in verstärktem Maße. Namentlich die Deutscheindlichkeit. Schon 1884 in Bern verlangte die französische Gruppe die Beseitigung der Zugehörigkeit von Elsaß-Lothringen und im August 1891 proklamierte ein nationaler Friedenskongreß in Paris als unumstößliches Recht, daß Eroberungen nur rechtsgültig sein können, wenn sie durch ein Plebiszit bestätigt werden. In der „Neuen Züricher Ztg.“ vom 31. August 1892 ist zu lesen: „Die Deutschen selbst bilden (gegenüber den Franzosenfreunden) einen sehr kleinen Bruchteil der Besucher und spielen eine so wenig hervorragende Rolle auf den Kongressen, daß einer ihrer Redner sogar glaubte, sich entschuldigen zu müssen, als er in deutscher Sprache eine Rede hielt!“ Der italienische „Diritto“ — übrigens ein irredentistisches Blatt — verriet im vergangenen Jahre die innersten Ziele der „internationalen“ Friedensliga: der genio latino (Genius der lateinischen Nationen) müsse ein Bollwerk bilden gegen den überhand nehmenden Militarismus, als dessen Vertreter natürlich Deutschland hingestellt wird!

Angeichts dieser offenkundigen Sachlage ist es unerfindlich, wie sich deutsche Reichsangehörige zu dem Besuch dieser Kongresse verstehen mögen. Komisch wirkt es, wenn sie sich dort als „Vertreter Deutschlands“ aufspielen. Und noch eine Bemerkung, die wir nicht unterdrücken können. In den Friedensfreunden hat sich — wie wir auch eingangs schon andeuteten — ein Element gefellt, welches nach seiner Veranlagung den Krieg scheut und vom „Nationalitäten-Prinzip“ nichts wissen will: das semitische. Als Stimmführer der Franzosen tritt auf: Dreyfuß; der Engländer Moschales; der Schweizer Marcusen. Von den Deutschen nennen wir: Dr. Lewy und Dr. Löwenthal. „Das läßt tief blicken“ — sagen wir mit dem socialdemokratischen Abgeordneten, der dieses Wort zu einem geflügelten gemacht hat.

Das Fortbleiben der Socialdemokraten von den Friedensgesellschaften, obgleich sie über Krieg und Militarismus dieselbe Meinung haben, wie die Friedensfreunde, ist bemerkenswert. Zurückgewiesen würde ihre Bundesgenossenschaft, nach den Aeußerungen der Frau von Suttner in ihrem Roman „Die Waffen nieder!“ zu urteilen, keineswegs. Aber vielleicht ist ihnen die „Baronin“ unbequem, oder es hat sie ein gesunder Instinkt vor der Beteiligung gewarnt.

Im übrigen vertreten die interparlamentarischen Konferenzen ein höheres Maß von Intelligenz, während die internationalen Friedenskongresse geneigter sind, in uto-

pistischen Gedankensprüngen über die Schnur zu hauen, in selbstgefälliger Redseligkeit zu schwelgen und mit billigen Schlagworten gleich den sozialdemokratischen Agitatoren um sich zu werfen. Stellen wir uns einen Augenblick auf den Boden der Friedensfreunde, so müßte unsere Ansicht sein, daß seit dem Bestehen der interparlamentarischen Vereinigung die internationale Friedensliga überflüssig geworden ist. Die Baronin von Suttner ist freilich anderer Ansicht und um der Gerechtigkeit willen wollen wir hier ein Stück aus einem Briefe mitteilen, den sie am 1. September 1892 an die Wiener „Neue Freie Presse“ richtete:

„In diesem Falle (Schiedsgerichtsverträge) zeigt sich am deutlichsten, wo die praktische Thätigkeitsphäre der beiden Körperschaften (Parlamentarier und Nicht-Parlamentarier) liegt: Propaganda, Einwirkung auf die öffentliche Meinung auf der einen — Einbringung positiver Gesetzesvorlagen auf der anderen Seite. Die beiden ergänzen sich gegenseitig (?). Es versteht sich von selbst, daß das Feld, welches die privaten Gesellschaften betreten können, ein viel unbeschränkteres ist, daß sie bei der Aufstellung ihrer Wünsche weiter blicken dürfen, als die durch ihre Parteistellung, ihren Eid u. s. w. gebundenen (!) Parlamentarier, welche, um die gemeinsame Sache vorwärts zu bringen, nur solche Vorschläge machen dürfen, welche ihre respektiven Regierungen auch gewähren können (z. B. Abrüstung!). Aber auch die freien (!) Friedensfreunde haben sich innerhalb gewisser Schranken zu halten, wenn sie ihren Einfluß und ihre Würde wahren wollen. Zu diesen Beschränkungen gehört, daß sie keine Anträge zulassen, zu deren Erfüllung und Entscheidung sie weder Sachkenntnis noch Machtbefugnis besitzen. (So z. B., wenn B. von Suttner die Gründung eines „europäischen Staatenbundes“ empfiehlt.) Die Zumutung, Ländergrenzen zu verschieben und dergl., erweckt nicht nur bei Außenstehenden, sondern auch in unseren Reihen ein Lächeln . . .“

Als die Hauptaufgabe der Friedensgesellschaften bezeichnet Frau von Suttner die Propaganda, und man muß gestehen, daß — dank der Hilfsbereitschaft der semitischen Presse, wie oben schon angedeutet — auf diesem Gebiete viel geschehen ist. Ist es doch schon soweit gekommen, daß ein königlich preussischer Oberst a. D. in einem öffentlichen Vortrag (gehalten Anfang November in der ethischen Gesellschaft zu Berlin) getreulich den Spuren der friedensfanatischen österreichischen Baronin folgt!

Im übrigen sind die Ergebnisse der Berner Friedensversammlungen — abgesehen von der Festigung der Organisation bei beiden — gleich Null geblieben. Daß sie zur Klärung der Ansichten innerhalb der Kongresse und Konferenzen beigetragen hätten, kann nur in sehr bescheidenem Maße angegeben werden. Die wichtigen Fragen wurden nach altem löblichen Brauch auf das nächste Jahr verschoben, denn die späteren Kongresse müssen doch auch etwas zu thun haben. Inzwischen wurde von den Kongresslern geredet und allerlei Wünsche und Motionen zusammengeschmiedet, ut aliquid fecisse videantur.

Wir glauben unsere Skizze nicht besser schließen zu können, als mit der Wieder-gabe einer Mahnung der „Neuen Züricher Zeitung“, eines Blattes, das den Friedensbestrebungen durchaus sympathisch gegenüber steht. Der praktische Schweizer Sinn äußert sich dort, wie folgt: „Sorgen darum die Männer, daß solche (aufgezwungenen) Verteidigungskriege nicht mehr geführt werden müssen, d. h. arbeiten sie in der Richtung\*, daß diejenigen Völker, welche eine Veränderung der Karte Europas wünschen, alle ihre Vergeltungs- und Eroberungspläne aufgeben und sich mit dem begnügen, was sie jetzt besitzen. Wenn Frankreich ehrlich und offen, ohne jeglichen Hintergedanken den Frankfurter Friedensvertrag anerkennt und Rußland seine Ausdehnungsgelüste nach Westen und nach dem Balkan für immer unter-

\* Wir fügen noch hinzu: arbeiten sie mit allen ihren Kräften für den sozialen Ausgleich, damit auch der innere Friede erhalten bleibt.

drückt, dann läßt sich auf absehbare Zeit hinaus der Frieden in Europa verbürgen; dann werden die Männer des Friedens in ihren Parlamenten auch mit Aussicht auf Erfolg Anträge auf Abrüstung stellen können.“

„Rußland und der Panславismus, das sind die großen Feinde des Friedens und der Civilisation; die Völker Westeuropas, auch Frankreichs, zusammenzufassen zu einem Bunde gegen die stets drohende Gefahr, die von Osten kommt: das ist das Ziel, das die Friedensfreunde in erster Linie anzustreben hätten. So lange sie aber von jener Seite nicht beruhigt sind, werden die Völker des Westens, namentlich diejenigen, die der Gefahr am meisten ausgesetzt sind, nicht an Abrüstung denken können. Ihnen liegt in erster Linie das Werk der Verteidigung westeuropäischer Kultur gegen russisch-tartarisches Barbarentum ob. Wohl haben diese Völker schwer an ihrer Kriegsrüstung zu tragen. Wenn wir indessen die Geschichte von ihren Anfängen bis zur Gegenwart durchgehen, so haben wir noch kein Volk gefunden, das an allzu schwerer Kriegsrüstung zu Grunde gegangen wäre, vielmehr sind alle Völker, die wachsam auf ihre Verteidigung waren, groß und stark geblieben, während diejenigen meist dahingeschwunden sind, die in süßem Frieden und der Waffen entwöhnt nur der materiellen Wohlfahrt gelebt haben.“





## Brief aus Chicago.

II.

Chicago, im Mai 1893.

Meine Reise wandte sich über die schöne Route der New-York-Central- and Hudson River-Eisenbahn, deren luxuriösen Einrichtungen bei der Betrachtung der Verkehrs-ausstellung eine kurze Schilderung gewidmet werden mag, dem Niagara zu, dessen grandioses Bild ich, um rechtzeitig zur Eröffnung der Ausstellung zu gelangen, diesmal nur einen kurzen Vormittag genießen durfte. Dann einen zweiten Abend und eine zweite Nacht im luxuriösen Schlafwaggon der Eisenbahn und endlich, endlich — Chicago!

Es gehört ein gutes Stück Vernarrtheit in amerikanische Zustände dazu, um von dieser jüngsten und zweifellos großartigsten Schöpfung der Völkerverwanderung der Union, von dieser Mammutstadt auf dem platten Prairieboden, entzückt zu sein. Oder ist es etwa keine Mammutstadt, diese Riesenspinne, die den Westen mit einem Eisenbahnetz von 60 000 Meilen, den Osten mit einer Flotte von mehr als tausend Schiffen beherrscht, die vor 40 Jahren noch nicht existierte, heute die zweite Bevölkerungszentrale der Union ist und binnen kurzem selbst New-York zu besiegen alle Aussicht hat? Eine Stadt, welche den südlichen Michigansee in einer Länge von dreißig bis vierzig Kilometern umgürtet, vor 20 Jahren zu Asche verbrannte und heute den vierten Teil des Herzogtums Anhalt füllen könnte, eine Stadt, deren vierzehn Bahnhöfe täglich 1200 Eisenbahnzüge anspeien und verschlingen, in deren Häfen täglich mehr als eine halbe Million Centner fremder Güter auf achtzig Schiffen eintausen, deren Herz, die von turmhohen Häusern überragte City, mit 175 000 Menschen täglich allein durch die Eisenbahnen gespeist wird, ungerechnet die Hunderttausende, welche zu Fuß oder Wagen, mit den Pferde-, Hoch- oder Kabelbahnen eintreffen, — eine solche Stadt muß wohl ein großes, gewaltiges Gepräge haben; daß sie aber deshalb noch keineswegs schön zu sein braucht, das kann man in Chicago lernen.

Ich warf gestern von der Höhe des Auditoriumhotels einen Blick auf die Stadt. Zwanzig Stockwerke hoch, von denen die 18 ersten in sanfter Fahrt mit dem Aufzug, die beiden letzten auf eisernen Treppen erklimmen werden. Kirchturmhöhe, neunzig Meter unter mir das Getümmel und Gewirr dieser riesigen Stadt. Nichts weniger aber bei aller Großartigkeit des Ueberblicks als ein freundliches, wohlthuendes Bild, sondern eine tiefdunkle, fast schwarze Fint von riesigen Gebäuden, über denen Tag und Nacht, so weit das Auge reicht, eine undurchdringliche Wolke schweren Kohlenstaubes lagert. Kohlenschwärtz die Allen des großen Lake-Parkes, der sich, aus mächtigen Grasflächen, kümmerlichen Bäumchen und einigen Statuen bestehend, mehrere Kilometer längs des Sees hinzieht; kohlenschwärtz die Dämme, Gebäude und Waggon's der Illinois

Central-Eisenbahn, welche, ihn auf seiner ganzen Länge flankierend, ihren großen Endbahnhof im Herzen der Stadt hat; kohlengeschwärzt die dunklen Fluten des Michigansees selbst, welche in der Ferne mit dem dunkstigen Firmament in eins verschwimmen; — ein trübes Meer von Kohlendunstbroden der engbegrenzte Horizont ringsum. —

Wenn ich nach unten blicke, dieses flache, schwarze Durcheinander verschiedenartig getönter Karrees, ist das der Boden? — ach nein, es sind ja nur die Dächer der umliegenden vier- bis sechsstöckigen Gebäude, welche aus der Höhe von zwanzig Stockwerken allerdings mit dem Straßenterrain beinahe verschwimmen; zwischen ihnen aber ragen, ganz unvermittelt und architektonisch meist von unglaublicher Geschmacklosigkeit, die Dugende von Sky-Scraper's, von Himmelstrakern empor, welche das Ergebnis der Chicagoer Bauwut und Spekulationsfucht in den letzten Jahren sind. Dort ragt im Norden der Masonic-temple auf, noch riesiger in seinen Dimensionen als das kolossale Auditoriumgebäude selbst, denn während das letztere wenigstens nur in seinem freilich noch immer 25 bis 30 Fenster in den Fronten zählenden Turme zu 20 Stockwerken aufstrebt und sich in der Hauptmasse mit zehn oder zwölf Etagen begnügt, stürmt das Masonicgebäude in seinem ganzen 20000 Quadratfuß haltenden Areal zu der Höhe von neunzig Metern empor, und dort oben, zwanzig Etagen über der Erde, giebt es ein von einer mächtigen Kuppel überwölbt, mit exotischen Pflanzen, Verkaufsläden, Trinkhallen u. s. w. angefülltes Treibhaus von 100 zu 130 Fuß Größe. Eben von dort schaute ich gestern zum Steinkoloz des Auditoriumhotels hinüber, wie heute von hier nach dort. — Da ragt, dicht hinter dem Masonic-temple, „Columbus“ auf, einer der jüngsten Himmelsträger von 16 oder 18 Stock; dort drüben sehe ich das 16 Stock hohe „Schillerhaus“, in dessen zwölfter Etage ich vorgestern dem reizenden Gesellschaftsabend des deutschen Pressklubs beizuwohnte; da steht das riesige Gemäuer des „Woodery“, dessen labyrinthisches Innere 600 Geschäftsräume in 12 Stockwerken enthält, dort ragt das Mononbuilding mit zwölf, das Manhattangebäude mit sechzehn Stockwerken, und alle diese und ungezählte andere Steinriesen stehen mit ihren Kiefensaçaden aus Ziegeln, Sandstein oder Granit so trugig da, als wollten sie für die Ewigkeit standhalten. —

In Wirklichkeit sind diese steinernen Umfassungswände nur die Ausfüllung der stählernen Gerippe, welche den Halt aller dieser Kiefenhäuser bilden, denn der schon jetzt bis aufs äußerste belastete Baugrund würde seine Tragkraft verlieren und die bereits nach vielen Millionen zählenden Kosten der Himmelstraker würden noch ungleich höher schwellen, wollte man sie ganz aus Stein erbauen.

Maß- und endlos! das ist hier der Eindruck, der sich dem Besucher und auch mir auf der Höhe des Auditorium Tower immer wieder aufdrängt. Dort, tief unter mir, von endloser Ausdehnung, das flache Dach eines gigantischen Geschäftspalastes (richtiger Geschäftskaserne), der vielleicht einen ganzen Block füllt. Ich zähle an der frei sichtbaren, zur Wabash-Avenue zeigenden Ecke die Stockwerke, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn — andere Gebäude drängen sich dazwischen, mein Blick kann den Boden nicht erreichen, aber der Vergleich mit einer nicht weit davon über die Straße gleitenden Kabelbahn sagt mir, daß es mit den zehn Etagen, welche schon mindestens 600 Wohnungen, Geschäftsräume, Restaurants u. enthalten müssen, sein Bewenden noch nicht hat. Da drüben zähle ich die Fenster an der Front eines anderen, niedrigeren Gebäudes: fünfzehn, zwanzig, dreißig, — ein anderer Koloz drängt sich dazwischen, aber die monotone Architektur sagt mir, daß es noch weiter geht. Hier dehnen sich Straßen, wie die State-Straße, die Wabash-Avenue, erfüllt von unentwirrbarem Menschen-, Wagen-, Kabelbahngetümmel, aber vergeblich sucht das Weile um Weile folgende Auge die Enden zu erblicken; im Norden eine Brücke über, ein Tunnel unter dem Fluß, aber jenseits dieselbe Straßenzeile wieder, mit denselben riesigen Säçaden, demselben unaufhörlichen Gedränge; im Süden die großen Paläste allmählich zusammenschrumpfend zu kleinen, hölzernen, schreiende Plakate tragenden Buden, aber kein Ende in der Straße, die nach oben und unten gleichmäßig in denselben trüben Nebel verläuft Und in der That,

wenn beispielsweise in Berlin die drei Kilometer lange Friedrichstraße dem Besucher einen imponierenden Eindruck macht, so zähle ich hier genug Straßen, die sich um ebensoviele deutsche Meilen in die Längerecken.

Und wie kommt es, daß Chicago bei seiner Berlin etwa gleichstehenden Einwohnerzahl sich auf einem mindestens sechsmal größeren Raum als jenes ausdehnt? — Zum Teil sind die Ursache davon die großen Parks, welche, sechs oder sieben an der Zahl, von dem ältesten, im Norden an der See-front gelegenen Lincoln-Park bis zum südlichsten, dem für die Weltausstellung benutzten Jacksonpark die innere Stadt in einem Halbkreis umgeben, der nicht weniger als fünf oder sechs Kilometer beträgt. Schon diese Parks, dreitausend preußische Morgen bedeckend, umschließen einen Raum, auf dem Berlin mitsamt seinen hauptsächlichsten Vororten Platz fände, aber außerhalb dieses grünen Gürtels dehnt sich die Stadt noch Meile um Meile, und zwar durchweg in Form kleiner, aus Tausenden meist hölzerner, aber recht geschmackvoller und wohllicher Häuser bestehender Vorstädte, deren Bewohner durch Duzende von Vorortbahnen mit der inneren Stadt verbunden werden. Der Kaufmann, der Handwerker und Arbeiter kennen hier keinen größeren Stolz und keine — bessere Kapitalanlage, als ein eigenes Haus, selbst wenn, wie es bei den Arbeitern wohl meist der Fall ist, zwei bis drei Kostgänger die einem der vielen Bauvereine entliehenen Kosten für Grundbesitz und Haus abtragen helfen müssen. Rings um die Stadt sind es fast einzig diese von freundlichem jungen Grün durchzogenen Vorstädte, welche Chicago ein einigermaßen freundliches Antlitz leihen und den im Norden oder Süden wohnenden Besucher mit dem Rauchmeer der inneren Stadt sich ausöhnen lassen. Die Ausdehnung dieser gesamten Vorstädte aber ist wahrhaft enorm, hundert und mehr Eisenbahnstationen werden durch sie gespeist, und der Menschenstrom, der sich alltäglich aus ihnen in die verhältnismäßig engbegrenzten Geschäftszentren der City ergießt, erreicht riesige Ziffern. Die bei diesem Verkehr zu überwindenden Entfernungen spielen hier anscheinend keine Rolle, und in der That, wer möchte nicht lieber zweimal am Tage die wenn auch unangenehme halbstündige Fahrt ins Centrum machen, als in der kohlenrauchumwölkten Umgebung desselben, wo sich freilich noch Quadratmeilen öden, un bebauten Bodens finden, sein Heim aufschlagen? Erfuhr ichs doch an mir selbst; nur wenige Tage hielt ich es in den Hotels der inneren Stadt aus, dann zog ich es vor, dem Ausstellungsbesuch jedesmal eine mehr als einstündige Eisenbahnfahrt zu opfern, dafür aber in der reinen Luft der nördlichen Vorstadtbezirke mein Heim aufzuschlagen. Die Entfernungen freilich, mit denen der in diesen Bezirken Wohnende zu rechnen hat, sind für die Begriffe eines europäischen Stadtbewohners etwas märchenhaft. So liegt z. B. meine Wohnung von dem ihr zunächst belegenen Lincoln-Park acht Kilometer, von der City zwölf Kilometer, vom Ausstellungsplatz 25 — fünfundzwanzig —, von Pullmann-City, der noch innerhalb der Stadt belegenen Schöpfung des Waggonskönigs George Pullmann, fünfunddreißig, und von der südlichen Stadtgrenze ungefähr vierzig Kilometer oder fünf deutsche Meilen entfernt. Und ganz im Innern dieses Riesenareals liegt, auf den Raum von zwei bis drei Quadratkilometern zusammengepreßt, die City, das Meer der fünfzehn- und zwanzigstöckigen Häuser, das scheinbar sinnlose Durcheinander von Docks und Bahnhöfen, Mammutgebäuden und Spelunken, glänzenden Straßen und scheußlichen, nur mit Lebensgefahr zu betretenden Gassen, in welchem das Blut dieses Riesenwirrwals zum ununterbrochenen Pulsieren angetrieben wird. Eine Häufung von Gegenständen, dieses Centrum Chicagos, denn von dem Glanzpunkt des vornehmen Lebens, von State-Str., braucht man sich nur zwei Minuten zu entfernen, um einerseits mitten in den ohrenzerreißenden Lärm riesiger, ein halbes Duzend Hauptlinien entfeindender Bahnhöfe, andererseits in die schaudervollsten Lasterhöhlen des Chinesenviertels zu geraten.

Aber genug davon; hinaus nach den Anlagen von Worlds Fair, um zwischen den blinkenden Spiegeln der Lagunen und den schimmernden Fayaden der Paläste den Schmutz

und das Getöse der Riesenstadt auf eine Weile zu vergessen. Ganz ist es nicht möglich, denn wie Chicago das jüngste Welt Amerikas, so ist die Columbus-Ausstellung Chicagos jüngstes Wunderwerk, und wie Chicago in seinem Verblüffenden und Lächerlichen, in seinem Großartigen und Kleinfachen, seinem Unübertrefflichen und seinem Rohen und Unfertigen das wahre, verjüngte Abbild des ganzen, halb bewundernswürdigen und halb abstoßenden Treibens und Wesens der Vereinigten Staaten ist, so ist diese Weltausstellung und ihre nächste Umgebung ein verjüngtes Chicago — bis auf einen Punkt. Das Kühne, Großartige, das möglich gemachte „Unmöglichste“, das Unfertige, in Schriff und Chic noch Tölpelhafte, das uns in ihrem jetzigen Zustande die Ausstellung bietet, das Alles ist echt chicagoverisch, — — aber so viele Kilometer sich der Jacksonpark von der City dehnt, so viele Welten liegen zwischen der Architektur auf Worlds Fair Grounds und den „Palästen“ von Chicago! Die Architekten, welche die Stadt des Kornhandels, der Eisenbahnen und des Schweinefleisches mit ihren, bis zur Roheit geschmacklosen Himmelsträgern verunziert haben, sie haben, dem Himmel Dank, im Jacksonpark anderen Meistern Platz gemacht.

Eine Ausstellung, welche auf dem Raume von beinahe einer halben deutschen Quadratmeile nicht weniger als 400 Gebäude umschließt, mußte der Gefahr, erdrückend und monoton zu wirken, sehr nahe stehen; hier kam die Natur dem Bestreben, diese Monotonie zu vermeiden, aufs glücklichste entgegen. Schon vor Jahren, als noch der Jacksonpark von Busch und Wäldern allein beherrscht wurde, schnitt der See an verschiedenen Stellen in flachen Lagunen tief in ihn hinein. Diese Einschnitte zu erweitern, zu vertiefen und planmäßig über das Gelände auszudehnen, war der Erbauer erste Sorge; ihr Erfolg war, daß sich heute zwischen den Bauten und Palästen ein System von Teichen und Kanälen dehnt, auf dem man stundenlang in den venetianischen Gondeln dahertreiben kann, ohne denselben Fleck zweimal zu berühren, daß, so riesenhaft auch die Ausdehnung der großen Hallen ist, sich dennoch ebenso große, von weißgoldenen Balkustraden oder von grünen Gesträuchgürteln umfaßte Seen überall wohlthuend zwischen sie schieben, daß fast jedes Bauwerk eine oder mehrere seiner Façaden in den Spiegeln dieser klaren Weiher wiederzieht, und daß der Uebergang von den gründunklen Wasserflächen durch die blumigen Terrassen zu den marmorweißen Palästen von wahrhaft zauberlicher Wirkung ist.

Die Anordnung der ganzen Scenerie ist in jeder Beziehung eine gelungene. Als Centren des Verkehrs zwei große Plätze: der südliche das künstlerische, von hohen Säulen und kolossalen Nachbildungen der Fauna Nordamerikas eingefasste Fontainenbassin und den weiten, das Administrationsgebäude umgebenden Versammlungshof für Hunderttausende enthaltend, der nördliche, noch größere, noch grandiosere, gebildet durch Wooded Island, die eine halbe Stunde im Umfang haltende, lediglich dem Promenieren reservierte walbige Insel der Ausstellung, welche ein breites Wasserbecken, von leichten Brücken überspannt, dem Lärm und Trübel des großen Stromes der Schaustüchtigen entzieht. Und nun diese beiden mächtigen Flächen umgürtet von den klassischen Façaden der vierzehn großen Paläste, in denen die Hauptausstellungsgegenstände sich bergen. Von beiden Plätzen in seiner ganzen mächtigen Masse sichtbar, beide trotz ihrer Größe beherrschend, aber nicht erdrückend, ragt das jüngste, größte Wunder des Eisenstils, der riesigste, überdachte Raum der Welt, die riesigste, mit einem Bogen überspannte Halle der Welt und, seinem Inhalte nach, die gewaltigste Anhäufung menschlicher Produkte, die Industriehalle, das Manufakturdes Unibding, der Stolz Amerikas, empor. Man ist so geschickt gewesen, Frankreich nicht durch einen neuen Eiffelturm zu übertrumpfen, — der finanzielle Mißerfolg des ersten war für die Amerikaner hinreichend Beweis, daß Eiffeltürme nicht mehr modern; dagegen ist diese gigantische Maschinenhalle ein unübertrefflicher Erfolg. Ueber den kolossalen, insgesamt fast fünftausend Fuß messenden, von einhundertunddreißig schweren romanischen Bogen getragenen Façaden wölben sich die Hallen der Umfassungsgallerie und des ungeheuren Mittelraumes wahrhaft imponierend empor; trotz der

ungeheuren Wucht keine erdrückende, trotz der noch niemals gewagten Dimensionen keine monotone Wirkung des ganzen Baues, wohl aber ein dominierender, das ganze Areal beherrschender Einfluß über sämtliche anderen Gebäude, die, wenn auch meist von gewaltigen und einzelne noch immer von verwegenen Abmessungen, diesem Koloss sich dennoch beugen müssen. Und doch ist dieser Riesenpalast, wiewohl stark genug, um den wüthendsten Stürmen zu trotzen, die aus dem Schoße des feinen Fuß bespülenden Michigansees nicht allzu festen emporsteigen, von einer bewundernswürdigen Kühnheit und Leichtigkeit in seiner Konstruktion, die, obwohl fast die dreifache Fläche überspannend, im Kostenpunkt die berühmte Pariser Maschinenhalle von 1889, das bisher größte Gebäude der Welt, um nichts übertrifft. Die eisernen Träger schwingen sich, wenn man sie, im Innern stehend, überhaut, in der That so leicht und grazios zu ihrer immensen Höhe empor, daß das Laienauge den Zusammenhang dieses Gespinnstes von sechzig Riesenpfeilern nicht zu verfolgen im Stande ist. Erst genaues Studieren vermag in diesem Netz von Stahl die Knoten zu finden und zu sondern, die kolossalen, in elastischer Konstruktion angeordneten Fußpunkte aufzufinden und zu begreifen, wo in diesen palmenleicht emporstrebenden Säulen das Gewicht von 120 000 Centnern Staßes siedt.

Soviel heute von dem Industriepalast. Wie er an Masse, so dominiert die Kuppel des gänzlich freistehenden Verwaltungsgebäudes durch ihre Höhe. Der Architekt findet an diesem Bauwerk, das für den amerikanischen Geschmack die höchste Zierde des Platzes bilden mag, gar Manches anzusehen. Hier, durch sich kreuzende, den ganzen Bau durchschneidende Portale von enormer Höhe und Breite fast ganz von einander getrennte quadratische Flügel tragen eine, zur Höhe von 250 Fuß aufstrebende, mächtig umfangreiche, in ihrer achteitigen, unten etwas eingeschnürten Pyramidenform aber nichts weniger als schöne, goldstrotzende Kuppel, welche sich am besten ansieht, wenn sie abends im Lichte Tausender von elektrischen Lampen erglänzt und den ganzen Festplatz blendend überstrahlt. Aber auch derjenige, dessen Geschmack dieses Mißwerk byzantinischer, korinthischer und romanischer Formen nicht zusetzt, kann an dem bildnerischen Schmuck, der in und über den Portalen, sowie am Fuße der Kuppel überreich verschwendet ist, seine Rechnung finden, und was endlich das Innere des Verwaltungsgebäudes angeht, so sind hier die Räume für die Verwaltung, die verschiedenen Aufsichtsbehörden, die Presse, die Polizei, Feuerwehr u. s. w. in vorzüglicher Weise verteilt. Breite, schöne Treppen verbinden für den, der die Benutzung der Fahrstühle schent, in jedem Flügel die einzelnen Geschosse; freilich stehen sie wie überall in den hohen Gebäuden der Stadt fast unbenutzt, während die geschwinden „Lifts“ unabgebrochen auf- und niederfahren und in der großen Halle unten, wie in den Korridoren oben eine ununterbrochene Flut von Ausstellern, Beamten, Journalisten, neugierigen Besuchern hin und wieder treibt.

Befriedigender als das Administrationsgebäude und zum Teil von überwältigender Pracht, Größe und Harmonie lagern um diese beiden Hauptbauwerke in weitem Umkreis die übrigen Paläste. Der Schmalseite des Industriepalastes gegenüber, seine 800 Fuß breite Hauptfakade dem Fontänenbassin zuwendend, ragt der weiße hohe Bau der Agrikulturhalle. Korinthische Säulen von 50 Fuß Höhe bilden das Hauptportal, zu dessen Seiten, ebenfalls von Säulenstellungen getragen, hohe Bogenreihen zu den Cyparissos sich hinüberschwingen; zu allegorischem Schmuck in gewaltigen Wandflächen und plastischen Gruppen bot sich hier, im Tempel der Ceres, die prächtigste, wohlgenutzte Gelegenheit. Im Innern ist man hier noch gewaltig zurück, während in dem prächtigen Nachbargebäude, dem von acht hohen, zierlich durchbrochenen Thürmen überragten Maschinengebäude, die Arbeiten schon sehr weit vorgeschritten sind. Alles bringt hier in Dach und Fagaden das lustig bewegte Reich der Maschinen zum Ausdruck. Wo: der eilig engen Säulenstellung wird das Auge schnell zu dem zierlichen Schmuck der Zinnen, Kuppeln und Thürme hinaufgetragen, unter den Kolumaden der Haupteingänge schweift es hinauf zu dem buntpfächtigen Farbenspiel der Kassettendecke, die von zwölf



korinthischen Kolossalssäulen getragen wird; eine mächtige Pyramide von Rädern und Maschinenteilen, das unter diesem Portal aufgestellte Werk der anhalt-essaniischen Maschinenbau-Anstalt, leitet uns noch vor dem Eintritt ganz zur Sache hinüber.

Es würde zu weit führen, alle Gebäude zu schildern; die leichten, hohen Formen des Elektrizitätspalastes wie die massig erusten der Halle für Bergbau, beide der Maschinenhalle gegenüber den großen Festplatz abschließend, die dunkle, ganz aus eigenartig schwerer Holzarchitektur errichtete Fassade des Transportgebäudes, die riesige Kuppel und die laugen hohen Flügel des lustigen Gartenbaupalastes, mit bewundernswerter Palmenpracht schon völlig angefüllt, die edlen einfachen Formen des von der Bostoner Künstlerin Fräulein Hayden entworfenen und ansgeführten Frauengebäudes, das klassische, ihnen jenseits der waldigen Insel gegenüberliegende Gebäude der Vereinigten Staaten, dessen, dem Petersdom ähnliche, dunkle Kuppel die schönste der Ausstellung ist, die nicht weniger ansprechende Kuppel des Palastes für Illinois, — Alles wäre mehr als einer flüchtigen Erwähnung wert. Dabei ist der aumtend originellen Formen des Fischereigebäudes, der enormen, äußerst einfach im dorischen Stil gehaltenen Fassade des noch weiter entlegenen Kunstpalastes noch gar nicht gedacht.

Und mit alledem ist endlich erst die Besetzung der beiden Hauptlandschaften des Ausstellungsplatzes flüchtig angeführt. Des nördlichen Teiles, wo die, zum Teil noch unvollendeten, zum Teil — und hier ist das deutsche Haus hervorzuheben — schon in voller künstlerischer Rundung dastehenden, gegen hundert zählenden Gebäude der ausstellenden Einzelstaaten eine der originellsten Abteilungen des ganzen Weltausstellungsplatzes bieten, gedenken wir nach seiner Vollendung näher. Die südlichste Abteilung, neben Krupps großem Pavillon, das gleich ihm noch weit zurückgebliebene Fortwesen-Gebäude, die ethnologische Abteilung und noch Duzende anderer Gebäude, die noch im Bau oder in der Einrichtung befindlich sind, lohnt es bis jetzt noch kaum zu besuchen, wiewohl sie nach der Vollendung den interessantesten Teilen des Ganzen zugehören wird; auf Midway Plaisance, den mit der Ausstellung verbundenen, anderthalb Kilometer seitwärts sich erstreckenden Riesenjahrmarkt der ganzen Welt werfen wir ebenfalls später einen Blick, und erwähnen endlich in kurzen Worten noch des am See gelegenen Teiles der Ausstellung, welcher, in vier Wochen hoffentlich zu dem beabsichtigten grandiosen Strandorso hergestellt, bisher noch völlig im Argen liegt.

Dem Techniker fällt beim Durchwandern des Platzes sofort die gewaltig angelegte Verwendung des Holzes auf, welches sowohl für die Ausstellung selbst als auch in ihrer Umgebung, jener Wüstenei von entstehenden Hotels, in der ersten Reihe der verwendeten Materialien steht. Nicht nur, daß einzelne der größten Bauten ganz aus Holz bestehen, in dessen Anwendung für weitspannende Dachkonstruktionen die Amerikaner es in der That weit gebracht haben, — auch in den übrigen, aus Eisen konstruierten Palästen spielt das Holz eine gewaltige Rolle. Die Industriehalle, das Maschinen- und das Agrikuturgebäude bestehen zur Hälfte aus Holz, — eigentlich mit Ausnahme der das Dach tragenden Gesperre ganz, denn alle diese riesigen Säulen, diese Pilaster, diese Giebel und Fronten bilden mit eingefügten eisernen Rippen und Trägern lediglich Hüllen von Holz, denen die sie bekleidende Schicht von Stahlf, ein cementartiges, bei der Anschnachtung des Bodens massenweis gewonnenes Gemisch von Erde und Kalk, das Ansehen von Granit oder Marmor verleiht. Wie die Dauerhaftigkeit dieses Ueberzuges sich bewährt, müssen die nächsten Monate lehren, für jetzt läßt sich jedenfalls soviel sagen, daß der Zweck, ein großartiges Bild mit wenn auch riesigen, so doch erschwinglichen Kosten zu schaffen, auf keine andere Weise besser hätte erreicht werden können. Daß die ungeheuren Holzmassen niemals Feuer fangen, möge der Himmel und die Vorsicht der Chicagoer Feuerwehr gnädig verhüten.

Wie bald man sich an die Schnelligkeit gewöhnt, mit welcher unter den Händen amerikanischer Unternehmer einmal ins Werk gesetzte Arbeiten fortschreiten, so ist doch

daß, was in den vergangenen vierzehn Tagen auf dem Festplatze und im Innern seiner Gebäude geleistet worden, mehr als überraschend. Die Wege geebnet, Bänke an allen geeigneten Plätzen, kein Geräffel von Eisenbahnen und Lastwagen mehr, — ein gewaltiger, hier und da noch ungeordneter, aber im ganzen schon ein erfreuliches Bild gewährender Komplex der riesigen Hallen, der breiten Avonnen und Plätze, der grünen Stände und Lagunen. Selbst die Natur scheint ihre Lücken in den vergangenen Monaten zu bereuen; heiße, sonnige Tage treiben die junge Kraft der Flora mit rascher Gewalt aus Licht, Winterstürme, wie sie noch im April der lannische See nur zu oft gegen die Ufer trieb, weichen nun endlich auch hier dem — freilich schon wieder alternden — Bonnemond, und gestern trieb richtig der junge Sommer so üppige Blüten, daß Zehntausende auf Kabelzügen und Dampfern, auf Hochbahnen und den nichts weniger als komfortablen Extrazügen der Illinois Centralbahn nach Jackson stark hinausströmten, einzig um der mörderischen Hitze im Innern der stanbigen Stadt zu entgehen. Zum ersten Male sammelte sich auf den Gründen der Ausstellung wieder eine Menschenmenge an, welche die Ziffer Hunderttausend überschritt und auf den seit vierzehn Tagen ziemlich laugen Gesichtern der Aktionäre endlich einmal ein Lächeln des Vergnügens hervorzubringen konnte. Freilich sind die Hallen und Wege von Jackson-Parc groß genug, um der dreifachen Besucherzahl ohne den leisesten Ansehens von Ueberfüllung Raum zu gewähren, aber von dem Wahne, mit einer Gesamtzahl von 30 Millionen oder einer durchschnittlichen täglichen Ziffer von 200 000 zahlenden Besuchern rechnen zu dürfen, ist innerhalb der vergangenen Wochen wohl selbst Chicago zurückgekommen. Selbst Chicago — sage ich, denn jenes grenzenlose Selbstbewußtsein, das den Amerikaner leider in demselben Maße zum Ueberflusse auszeichnet, als es dem hiesigen Deutschen ganz und gar fehlt, — dieses unbändige, oft alle Grenzen der Sitte weit überschreitende Selbstvertrauen, das die Kultur eines noch in den Kinderstube stehenden Volkes derjenigen aller um ein Jahrtausend älteren Nationen Europas — nicht gleich, sondern noch ein gut Stück voran wähnt, — dieses echt amerikanische Selbstvertrauen treibt wohl nirgend üppigere Blüten, als in der jüngsten Schöpfung des amerikanischen Volkes, — es hieße richtiger der amerikanischen Verhältnisse — in Chicago. Und seine verwegenste Blüte ist vielleicht der Muth, in Chicago, der Riesenstadt in Windeln, dem 50jährigen Aenderthalbillionen — Dorf, in Chicago, das 1000 Meilen vom Atlantischen, 3000 Meilen vom Stillen Ocean und 5000 Meilen von Europa entfernt liegt, für 150 Millionen Mark eine Weltausstellung zu errichten, und für diese 150 Millionen auf Deckung zu rechnen! Dem das hat man gethan, mag es heute der zur Einsicht gekommene Spekulant-Patriotismus noch so kräftig bestreiten; mögen alle die prunkenden Worte von Menschenverbrüderung und Kulturfesten, von edlem Wettstreit und selbstlosen Opfern, die bei solchen Gelegenheiten hier noch viel dichter zu fallen pflegen als anderswo, mögen sie noch so ausdringlich klingen und klappern, es stecht ja doch meistens im Schafpelze der Wolk, und hier im Lande der unünnigsten Dollarhag, in der Stadt, deren — beiläufig miserables — Pflaster von dieser Jagd am heißesten brennt, klingen dergleichen Reden vollends lächerlich. Man hat mit der Weltausstellung spekulirt, wie man mit dem Prairieboden spekulirt, von dem Chicago alljährlich Quadratmeilen in sich schlängt, — und ich glaube man hat sich verpekulirt. Mich dünkt, ich höre schon ringsum leise das Knattern; Hotelgesellschaften mit Millionen Dollar stehen schon am Rande der großen Pleite, Hunderte kleiner Unterneher hat ihr Abgrund schon still in sich geschlungen.

Ich glaube gern, daß das ein wenig schwarz klingt; indessen bin ich hierher gekommen, um die Wahrheit zu sehen und zu sagen, und wenn ich meinen Leser enttäusche, so war ich selber gleichfalls enttäuscht. Hier inzwischen, wo ich zu Lesern sprechen darf, die von den Kennerlichkeiten der Weltausstellung, von ihrer Pracht und ihren Mängeln schon durch die Tagesblätter in etwas unterrichtet sind, hier glaube ich doppelt Anlaß zu haben, auch auf das innere Getriebe des großen Schaupiels etwas mehr Licht zu

werfen, als es die Spalten eines Tagesblattes erlauben. Denn schwerlich findet sich wieder eine solche Gelegenheit, die Vereinigten Staaten gleichsam im Focus eines Brennpiegels zu sehen, als hier und jetzt; ist doch, wie Chicago nur ein Spiegel ist, in dem sich das amerikanische Volk — sehen könnte, wenn anders es wollte, ist doch in demselben Maße die Columbus-Ausstellung ein Spiegelbild Chicagos, ein Spiegel, in dem es sich, wenn es für die eigenen Schäden Augen hat, wird sehen, von dem es, wenn es Willen und Energie, zu bessern, besitz, wird lernen können. Und ich glaube fast, es wird lernen; wenn auch die amerikanischen Blätter zumeist zu feil und feige sind, ihrem eigenen Volke die Wahrheit zu sprechen, so wird in der Presse Europas, die noch nie so vereint Gelegenheit fand, Amerika kennen zu lernen, ein Spiegel sich erheben, in dem man sich, gerne oder ungerne, sehen muß.

Und wie wird sich Amerika, wird sich Chicago in diesem Spiegel sehen? Allem Vernehmen nach als einen urkräftigen und urwüchsigem, unter seiner eigenen Pflege und Erziehung recht herzlich verwahrlosten, ebenso eilen als unduldsamen Schlingel, der seinen civilisirten Verwandten in Europa ebenso sehr an Kraft vorans ist, als er an guter Sitte hinter ihnen zurückgeblieben ist. Alles das *cum grano salis* zu verstehen und auf das Volk als Ganzes zu beziehen! Urkräftig ist es, insofern seine Hülfquellen noch für Jahrhunderte seine Bedürfnisse weitaus übersteigen, insofern sich ehrlicher Wille und kräftige Fäuste hier in der That noch immer ein Heim und eine Stellung erringen können, und insofern gesellschaftliche und moralische Krebschäden, die eine in ihren Hülfsmitteln beengtere Nation mit dem Untergange bedrohen würden, hier vor dem beständig fließenden Strome unerschöpflicher Hülfsmittel und Arbeitskräfte garnicht zur Geltung kommen können. Unreif aber, verwahrlost und tölpelhaft muß auf der anderen Seite gewiß ein Volk genannt werden, das mit den zu Gebote stehenden Materialien in einer Weise umgeht, die ein minder reiches Land schon längst zu Grunde gerichtet hätte. Beispiele für diese Behauptung finden sich hier buchstäblich auf der Straße. Ich erinnere an die Waldverwüstungen, deren Folgen, in den östlichen Theilen der Union jene endlosen kahlen Ländereien, von mageren jungen Kieferbeständen spärlich unterbrochen, im Westen trostlose Sandwüsten ohne eine Spur von Regen, wo einst üppige Urwälder blühten, dem Reisenden auf den verschiedensten großen Eisenbahnrouten unaufhörlich vor das Auge geführt werden und ihn über den Vandalismus, der hier mit den schönsten Schöpfungen der Natur getrieben worden, für die Amerikaner eröten lassen. Ich erinnere an die grauenhafte Raubwirtschaft in den Riesensarven Californiens, wo der Boden von habgierigen Millionenbauern aufs unsinnigste ausgezogen wird, ohne eine Spur von Ersatz für die verausgabten Säfte. Ich erinnere an den schwachwollen Invalidenpensionsunfug, der dem Lande, nach dem Zeugnis von Amerikanern, die ihr Land lieben und es achten möchten, jährlich nicht viel weniger Millionen Dollar — stiehlt, als die großen Militärstaaten Europas für ihre stehenden Heere verbrauchen. Ich erwähne die fabelhafte Häufigkeit der Brände, welche durch eine bis zum Kindischen gehende Sorglosigkeit in der Bauart von Häusern und Fabriken, durch eine entsetzliche Leichtfertigkeit der Eisenbahnanlagen und Aehnliches verschuldet wird und dem Lande nach der Ill. Staatszeitung im letzten Jahre eine volle Milliarde Mark gekostet hat; das grauenhafte Umsichgreifen der Unglücksfälle, welche durch Eisenbahnunfälle, Hauseinstürze, Kesselerplosionen, Fahrstuhlbrüche, Bergwerkskatastrophen u. s. w. herbeigeführt werden, welche zu neun Zehntel auf Leichtsin, Geiz und — nicht am wenigsten — auf den Mangel der bei uns durch die Regierungen gegebenen Kontrolle zurückzuführen sind, und welche den Vereinigten Staaten wahrscheinlich mehr gesundes und kräftiges Menschenmaterial rauben, wie den sog. Militärstaaten ihre Kriege; die bis zum Widerlichen gehende Bestechlichkeit endlich, die Käuflichkeit der Aemter und Beamten, den offen und als selbstverständliches Ding von der Welt betriebenen Nepotismus, — alles Dinge, welche das Volk um Millionen und aber Millionen bestehen — und dennoch seine Kraft nicht zu erschöpfen vermögen.

Das sind die tiefsten Schäden der amerikanischen Gesellschaft, freilich auch diejenigen, welche dem stüchtigen Besucher wenig ins Auge fallen und nur dem Suchenden sich entblößen; aber auch für den auf der Oberfläche Weibenden, für den Vergnügungsreisenden, denjenigen, dessen Aufenthalt hier nur nach Tagen zählt, findet sich auf dem Ströme des amerikanischen Lebens eine Schlacke von Unfertigkeit und Höheit, mit der ihn die unbestreitbaren Vorzüge auf anderen Gebieten nur schwer veröhnen werden. In den alten Städten des Ostens, in New-York, Boston, Philadelphia und anderen, hat die ständige Berührung mit den Kulturcentren der alten Welt diese Schlacken zum großen Teil fortgeschmolzen; in Chicago, dessen Bevölkerungsmischmaß von Deutschen und Engländern, von Amerikanern, Canadianern, Negern, Chinesen und Indianern, von Iren, Polen, Böhmen und Italienern, Franzosen, Schweden und Norwegern, kurz von fast allen Völkern der Erde noch nicht Zeit gefunden hat, sich zu klären, abzuschleifen und aus einer großen Stadt eine Hauptstadt zu entwickeln, giebt es der Härten und Unfertigkeiten fast mehr, als sich mit der Stellung einer Weltausstellungsstadt, in der die Vertreter der Kultur aus allen Weltteilen zu Gaste geladen sind, vereinigen läßt. Alle Grobhartigkeit der Bauten, wenn sie sich nur in der Länge der Fronten und der Zahl der Stockwerke ausdrücken läßt; alle Maßverhältnisse einer fast endlosen Stadt, und wenn auch ihre Straßenseiten, aneinandergereiht, von New-York bis an die Fessengebirge reichen würden; der fast unbegreifliche Verkehrsumfang dieses Handelscentrums, das in zehn Jahren vielleicht die ganze Union beherrschen und dem Osten und Westen gleichzeitig die Kurse diktiert wird — das kann alles den Fremden nicht dafür entschädigen, daß diese Bauten von einer greulichen Ede und Trostlosigkeit sind, daß diese Straßen zu mindestens vier Fünftel ein Trottoir aus elenden Holzbohlen besitzen, im Herzen des Verkehrs aber, in der City, von einem Schmutz starren, der aller Civilisation Hohn spricht, daß die Eisenbahnen, welche jenen stannenswürdigen Verkehr geschaffen haben, alleamt im Straßenwirrwarr bis mitten in die Stadt rasen, ganze Viertel von ihr mit ihrem Lärm und Qualm zu wahren Höllen machen und wöchentlich 30 bis 40 Menschen unter ihren Rädern zermatmen! Hier in Amerika und in Chicago mag man alles das großartig finden, — in Europa findet man es widerwärtig und unskultiviert, und schließlich ist es denn kein Wunder, wenn der Chicagoer auf seine täglich wiederholte Frage: Wie gefällt Ihnen Chicago? von den meisten Besuchern eine adjeselzuckende Antwort bekommt.

Alle die Entschuldigungen, welche der Fremde dann auf seine offene Antwort — wenn er sich überhaupt zu einer solchen versteht und es nicht vorzieht, den Frager mit ein paar billigen Floskeln abzufinden — erhält, der Hinweis auf die Jugend der Stadt, ihre Größe, ihre schwierige Verwaltung können an diesen Thatfachen nichts ändern. Chicago ist, wie es ist; und wie es ist, hat es alle Nationen zu sich eingeladen und wird ihre Kritik, ob mit Gebuld oder mit Petergeschrei — voraussichtlich wird man das letztere vorziehen — hinnehmen müssen. Wir wissen ja alle, daß der echte Yankee unendlich viel Lob vertragen kann und nicht den leisesten Tadel, — aber diesmal wird er von dem letzteren doch eine starke Dosis hören müssen, denn neben seine eigene Unfertigkeit, Geschmacklosigkeit und Naivität die erlesensten Produkte eines Kunstgewerbes zu stellen, wie es Deutschland, Oesterreich, Frankreich großgezogen haben, — das war auch gar zu unvorsichtig.

Bei alledem wird der Erfolg der Ausstellung für Amerika und Chicago kein unbedingt ungünstiger sein. Chicago als Stadt mag in den Augen der Welt verlieren. Das durch allzu begeisterte Freunde einer Hyperkultur oder durch bereits stark americanisirte Reisende verbreitete Urtheil, das die „Königin des Westens“ womöglich zur herrlichsten, schönstegelegenen und durch Menschenhand noch immer mehr verhönten Stadt Amerikas machen möchte, wird bei vielen Besuchern einer starken Enttäuschung Platz machen, und die Heimkehrenden werden vielleicht von dem Schmutz und Qualm Chicagos mehr zu erzählen wissen, als von ihren Schönheiten, ihren Villenvierteln und Parks,

welche 75 Procent der Fremden kaum zu Gesicht bekommen werden, weil sie auf den Besuch so grenzenlos weit von einander entfernter Stadtteile keine vollen Tage zu verwenden haben. Die Weltausstellung Chicago wird ungeheuerle Bewunderung wecken, — zum Besuch der Stadt Chicago werden wenige unter den jetzt hier Weisenden ihre europäischen Freunde veranlassen. — Auch als Speculation wird die Ausstellung, so scheint wenigstens, keinen großen Erfolg haben. Daß die Kosten durch den Ertrag gedeckt werden, ist nicht zu erwarten und soweit hats ja in der That noch nie eine große Weltausstellung gebracht, aber es steht auch zu bezweifeln, ob nur derjenige Teil der Ausgaben, 60 bis 80 Millionen Mark, welcher nicht von der Stadt oder dem Staate ohne Entgelt hergegeben, sondern durch Aktien und Schuldscheine aufgebracht worden ist, seine Deckung finden wird. Die immer weiter hinausgezögerte Sonntagsfrage, welche an jedem Sonntag einen Einnahmeausfall von 3—400 000 Mark bedingt, trägt jedenfalls nicht dazu bei, die Geldgeber auf ihre Kosten kommen zu lassen. Die Hotelgesellschaften, welche die ganze Umgebung des Jackson-Park mit ihren infamen hölzernen Riesenkarawanereien bedeckt haben und noch immer mehr von diesen sogenannten Eindollar-Häusern dorthin pflanzen, scheinen sich in der Zahl ihrer Besucher auch verrecknet zu haben und bis jetzt herzlich schlechte Geschäfte zu machen. In der That ist jedem Besucher dringend anzuraten, sich lieber, und sei es selbst im Norden der Stadt, auf das Risiko einer jedesmal einstündigen Reise, ein bescheidenes Privatzimmer zu mieten, als in diesen bis zum Bahnhofs fernergefährlichen, schlecht bedienten und miserabel ausgestatteten „Hotels“ sich der Gefahr anzusehen, heute zu verbrennen oder morgen auf einem der schlechten Fahrströme das Genick zu brechen. Was endlich die Restaurationen innerhalb der Ausstellung betrifft, so werden einige von ihnen trotz der hohen, durch unziemliche Abgaben an die Verwaltung allerdings zum Teil entschuldigten Preise recht stark frequentiert, die Mehrzahl der Chicagoer Besucher zieht es indessen offenbar vor, sich durch den mitgebrachten Lunchkorb allen Pressereien im Jacksonpark zu entziehen, und auf eine ziemliche Anzahl der Restaurationsunternehmer scheint schon jetzt das Wort eines Reklmers von Worlds Fair zu passen, der einem meiner Freunde kürzlich auf die Frage nach einem gewissen angekündigten Ausstellungsrestaurant nachdenklich erwiderte: „Ja, wissen Sie, entweder hat er noch gar nicht aufgemacht, oder — er ist schon wieder pleite!“

Dem gegenüber steht aber auch die Möglichkeit recht bedeutender Erfolge. Das Urtheil, welches ein großer Teil der Ausstellungsbesucher — mündlich und in der Presse — über die Zustände in der inneren Stadt und auch in großen Distrikten der äußeren Stadtteile einstimmig abgeben wird, mag vielleicht die Chicagoer belehren, daß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine gewaltige Schifffahrt, ein immenser Eisenbahnverkehr, endlose Straßen und kolossale Häuser allein nicht mehr hinreichend sind, um eine Stadt in die Liste der Kulturcentren einzureihen. Sie werden vielleicht einsehen, daß innerstädtische Verkehrsstände, welche uns zu jeder Minute mit Lebensgefahren umgeben, riesige Parks, welche von Tausenden der Einwohner noch nie gesehen wurden, weil sie zu entlegen sind, Schulen und Bibliotheken, welche der entsetzlichen Mordgier und Raubsucht unter den niederen Schichten der Bevölkerung kein Ende zu machen wissen, Police-mans, welche mit den Spitzbuben und Zuhältern, und Behörden, welche mit den menschenmördischen Eisenbahnen gemeinsame Sache machen, daß das Alles dem Fremden kein erfreuliches Bild sein kann; sie werden es vielleicht begreifen — und zu ändern suchen und das wäre ein Gewinn, der alle finanziellen Erfolge aufwöge. Für die 300 000 Deutschen, welche den fünften Teil der Bevölkerung Chicagos ausmachen, ist die Ausstellung schon deshalb ein Segen, weil sie Deutschland in einer dominierenden Stellung auf den meisten Gebieten zeigt, den Amerikanern Achtung vor deutschem Können und deutschem Wesen aufzwingt, und einen starken Abglanz dieser Achtung sicherlich auch auf die hiesigen Deutschen zurückwirft, deren allbekannte Zerstückelung sie gerade in Chicago alles andere mehr als angesehen gemacht hat. Sollten dann endlich die breiten Bevölkerungsschichten von Chicago auf ihren Ausstellungsbesuchen von der, Europa ent-

lehnten Architektur der Gebäude, von den Bauten der einzelnen Fremdstaaten, unter denen wiederum unser Reich mit seinem wahrhaft herrlichen altdeutschen Hause voransteht, von den Kunst- und Kunstgewerbeausstellungen unserer Großmächte lernen, daß Formenschönheit und Geschmack von einer hohen Kultur unzertrennlich sind, dann ist der Gewinn, den die junge Millionenstadt aus ihrer Weltausstellung schöpft, groß und dauernd genug.

Größer aber noch, unermeßlich groß wird er für die amerikanische Industrie, und ganz besonders für den Handel Chicagos sein. Im Knotenpunkte eines Eisenbahnnetzes, das den halben Erdball umspannt, an einer Wasserstraße gelegen, welche schon jetzt große Frachtschiffe vom atlantischen Ocean bis an die Warenspeicher des Chicago-River gelangen läßt und welche nach ihrer in Angriff genommenen Erweiterung den größten Handelsdampfern Londons, Liverpools und Hamburgs denselben Hafen öffnet, ist Chicago das natürliche Handelscentrum für die Vereinigten Staaten oder mindestens für ihre westliche, weitaus größere Hälfte. Schon jetzt ist der Tonnengehalt der jährlich ein- und auslaufenden Schiffe demjenigen des New-Yorker Wasserhandels gleich. Der Warenverkehr durch den Detroitfluß, welcher die beiden mittleren Glieder der großen amerikanischen Seenplatte, den Erie- und Huronsee, mit einander verbindet, erreichte in den letzten Jahren eine Höhe, welche den Gesamtverkehr der beiden größten Häfen der Erde, London und Liverpool, übertrifft, — Chicago beherrscht die Gütermengen, welche dieser Verkehr vermittelt, zum größten Teile. Das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten ist um 75 000 Kilometer größer als das von ganz Europa, — Chicago herrscht jetzt bereits über den fünften Teil dieses Netzes, über 60 000 Kilometer, oder mehr, als das Schienennetz von ganz Deutschland beträgt. Daß Chicago der größte Viehmarkt der Welt ist, ist bekannt; es rühmt sich aber außerdem, der größte Getreidemarkt — der Umsatz erreicht über 9 Millionen Tonnen jährlich, — einer der größten Holzmärkte und eine der ersten Industriestädte der Welt zu sein; in letzterer Beziehung soll es in der That nur noch von London und Paris übertroffen werden. Und trotz dieser Thätigkeit, dieser Macht und dem Reichtum, der sich aus ihr entwickelt hat, — Chicago besitzt mehrere Bürger, deren Vermögen nach Hunderten von Millionen, Tugende, deren Besitz nach Zehnmillionen Dollars zählt und zweihundert Bewohner, die mehr als eine Million Dollar besitzen, — trotz dieser Macht beherrscht Chicago noch immer nicht die Einfuhr von Europa nach dem amerikanischen Westen. New-York, dessen Lage an den Pforten der neuen Welt eine gar zu günstige ist, hat sich noch immer das wichtige Privileg des Zwischenhandels zu wahren gewünscht und es gegen Chicago mit allen Mitteln verteidigt, — bis zur Weltausstellung von 1893. Die Fäden, welche jetzt, während die Vertreter der ersten industriellen Unternehmungen Europas, die Emporien der Kunst und Technik der alten Welt ihr Bestes in Chicago zur Schau gestellt haben, hüben und drüben geknüpft werden, verbinden Chicago auf direktem Wege mit den Quellen der europäischen Industrie, welche Amerika noch lange nicht und der Westen am spätesten entbehren kann. Chicago, das bisher groß und mächtig war, wird noch schneller wachsen, seine Fäden noch weiter nach Ost und West hinausstrecken, und New-York — wird die Zehne bezahlen. Auf diesem Gebiete liegt denn auch der tiefste Grund des Großes, der die alte Metropole auf Manhattan Island mit dem Weltausstellungsprojekt so sehr gegen ihre junge Rivalin erbittert. Chicago hätte New-York auch ohne die Weltausstellung vielleicht überflügelt, mit und durch die Ausstellung, mit Hilfe der Brücken, die es jetzt zu Europa hinüberschlägt, wird es die ältere Schwester schon in bedrohlich kurzer Zeit besiegt haben.

Und nun zum Anlaß unserer Betrachtungen, zur Weltausstellung zurück! Es ist hier nicht der Platz, ihre landschaftlichen und baulichen Veranftaltungen im Einzelnen zu schildern, doch glaube ich, daß die Berichte anderer Besucher, wie sie die deutschen Tagesblätter reichhaltig bringen, mir doch zu einigen Bemerkungen noch Raum lassen werden.

Die schwere Frage der Verkehrsbewältigung zwischen der Ausstellung und der Stadt ist, wenigstens was den Umfang der Verkehrsmittel anbelangt, in Chicago recht gut gelöst worden. In Paris war sie bekanntlich gelegentlich der letzten Ausstellung so gründlich vernachlässigt, daß das Gros der Besucher gezwungen war, zu Fuße nach dem Marsfeld zu wandern; hier, wo allerdings die Entfernung des Festplatzes vom Herzen der Stadt mehr als das Doppelte beträgt, sind zwei oder drei, Zug auf Zug entfeudende Kabelbahnlirien, die umfangreichen Trains der alle zwei bis drei Minuten verkehrenden Hochbahn, die gewöhnlichen Vorortszüge der Illinois Centralbahn, die schon seit Jahren die City mit den südlichen Vororten verbindet, sowie die auf neuerbautem Damm in fünfzehn Minuten hinansausenden Extrazüge derselben Linie, sind endlich verschiedene Dampfereellschaften mit teils hundert, teils drei- bis fünftausend Personen fassenden Dampfern recht wohl fähig, dreimalhunderttausend, ja eine halbe Million Menschen täglich nach den Anlagen der Ausstellung zu befördern. Freilich sind das, etwa mit Ausnahme der dreiviertel Stunden zu ihrer Fahrt gebrauchenden Dampfer, nicht eben die vollkommensten Verkehrsmittel. Die Hochbahn, in ungläublicher Eile und echt amerikanischer Banart aus dem Boden gestampft, bietet in ihrer ganzen Ausdehnung von 13 Kilometern das Bild eines überhasteten, nichts weniger als soliden und zu irgend einem entsetzlichen Unglücksfall mit Gewißheit voraus bestimmten Unternehmens. Die unsinnig leichte Bauart, die sparsame Verwendung von Eisen bei einem beängstigenden — in der Stadt der Rieseengebäude ganz besonders beängstigenden Ueberfluß an Holzkonstruktionssteinen, ein scheinbar pflanloser, überaus hastiger Betrieb sind Mängel, welche durch die praktische Einrichtung der luxuriösen, riesigen Waggons doch nicht aufgewogen werden. Für den Amerikaner freilich giebt es dergleichen Mängel nicht; seine gegen die Möglichkeit von Unglücksfällen wunderbar abgestumpfte Natur würde es ihm auch gestatten, im Falle des Zusammenbruchs dieser Bahn tags darauf ohne Bedenken eine andere, gleich gebaute in derselben Weise zu frequentieren, — der Fremde wird dagegen solche Verkehrsmittel nur mit Widerwillen benutzen, wenigleich auch er sich hier, mit hunderttausenden Anderen täglich von einem Heer munglücklicher Unglücksfälle umzingelt, schließlich nicht mehr viel um sie bekümmert. — Die Illinois Centralbahn ist solider und hat überdies den Vorzug der weitaus schnellsten Beförderung, was den Unterschied im Preise — hier 20 Cts. für die Hin- und Rückfahrt gegen 10 Cts. auf der Hoch- und den Kabelbahnen — reichlich wett macht. Dagegen hatte man hier den sonderbaren Einfall, nur offene Wagen — natürlich der wohlfeilen Herstellung wegen — einzuführen, und so sehe ich denn täglich Tausende in dem fliegenden Sturm dieser mit Sitzzugsgeschwindigkeit am frostigen Seeufer hinsausenden ungeschützten Wagen — den Ärzten in die Arme fahren. Die gleich der Hochbahn stets überfüllten Kabelbahnen beweisen nur, daß sehr vielen Tanzenben hier Zeit nichts weniger ist als Geld, denn trotz ihrer rapiden Fahrt gebrauchen sie von der inneren Stadt zum Ausstellungsplatz eine volle Stunde Zeit, und gewähren abends obendrein, mit Menschen vollgepfropft, mit Duzenden die Plattformen angefüllt und mit anderen Duzenden, halb stehend, halb schwebend, die Trittbretter, die Brüstungen, Geländer, die Kupplungen zwischen den einzelnen Wagen, kurz jeden sichtbaren Punkt garniert, einen lebensgefährlichen Anblick.

Ein kurzes Wort wäre endlich noch über die Verkehrsmittel innerhalb der Ausstellung zu verlieren. Bei ihrer ungeheuren Ausdehnung — der Platz umschließt mehr als 1500 Morgen, und viele wichtige Gebäude sind eine viertel bis halbe deutsche Meile von einander entfernt — waren für die Westausstellung gewisse Vorkehrungen zur Bewältigung des Internverkehrs von vornherein eine Notwendigkeit. Zum Teil vollendet, zum Teil auch noch im Bau oder der Vervollkommnung begriffen, umfassen sie heute Eisenbahnen von 15 Kilometern Geleislänge und eine stattliche Flotte von Dampfern, elektrischen Booten und venetianischen Gondeln, welche auf den Kanälen und Lagunen ein reges Leben entsalten. Die sog. Intramuralbahn, eine elektrische, auf Balken und Pfählen in weniger schöner als praktischer Weise den Hauptkomplex des Ausstellungs-

plages durchschlingende und umgürtende Eisenbahn, dient gleich den Booten und Dampfsern dem Verkehr zwischen den Anknüpfungspunkten der Besucher und den offiziellen Ausstellungenpalästen. Um nicht die dem Michigansee zugekehrte Ostfront des Platzes zu verunglimpfen, welche durch einen breiten Steintal und eine weit hinausgreifende granitene Rampe in eine vorzügliche, bei wilder Meeresbrandung großartige Scenerien bietende Promenade verwandelt worden ist, umkreist die Intramuralbahn die Ausstellung nicht ganz, sondern endet im Norden und Süden in einer Schleife, während die Geleise im Hauptzuge einander parallel und auf demselben Viadukt verlaufen. Ihre Züge, aus drei bis vier langen, offenen Wagen bestehend, verkehren je nach dem Umfange des Besuches alle fünf bis zehn Minuten und sind im Stande, jeweils 500 Menschen auf einer Fahrt zu befördern. Der auf allen amerikanischen Interurbahn übliche Brauch gleicher Fahrpreise für jede Strecke ist natürlich auch hier beibehalten; man wirft sein für zehn Cent gelöstes Billet vor den Augen der Schalterbeamten in den Billetkasten, hat dann ungehinderten Zutritt zum Perron und die Freiheit, zu fahren wohin und wie weit man eben will. Der jeden Wagen begleitende Konduktor öffnet und schließt von seinem Standort aus mit einem Knick die Türen sämtlicher Coupés, ein zweiter Knick am Hebel des elektrischen Motors, und behende gleiten die Züge über ihre Bahn dahin, die schärfsten Kurven nehmend und auf den Wink des Führers im Nu wieder anhaltend. Es ist eine in jeder Beziehung lohnende Fahrt, welche zur Orientierung nach dem ausgedehnten Platze die denkbar günstigste Gelegenheit bietet. Der nördliche Endpunkt liegt in der Nähe des Industriepalastes und des großen Regierungsgebäudes der Union. Dem von hier Aufbrechenden öffnet sich sofort rechter Hand, während der Zug zunächst der nördlichen Ecke des Platzes zueilt, der freie Blick nach dem Michigansee, an dessen Ufern das Modell eines Leuchtturms, einige Küstengeschütze, Panzerplatten, an denen die stärksten Geschosse ihre Macht bereits erprobt haben, und ein Feldlager der amerikanischen Miliz den Besucher anziehen, während sich in einer, vom weit ins Wasser ausgreifenden Pier gebildeten Hafendücht das vielbesprochene Panzerschiff aus Backsteinen — schaukelt, kann man natürlich nicht sagen, aber doch in seiner naturgetreuen Nachbildung der neuesten amerikanischen Kriegsschiffe einen recht interessanten Punkt der Ausstellung bildet. Daran und an dem gleichzeitig linker Hand vorüberziehenden Fischereigebäude vorbei bringt uns die Fahrt unter die lange Zeile der „Staatengebäude“, die, zum Teil zu materiellen Komplexen vereint, zum Teil einzeln emporragend, mit ihren vaterländischen Sonderausstellungen einen überaus glücklichen Gedanken verwirklichen. Am ruhigsten, von den ältesten Bäumen des Platzes — will sagen von fünfzigjährigen — beschatteten Teile der Ausstellung sich hinfortend, südlich von der mächtigen Fassade des Kunstpalastes, nördlich von den rauschenden Wogen der See umschlossen, bilden diese Gebäude eine Welt für sich, und im Kleinen ein Spiegelbild der Welt im Großen. Der Staat Illinois, der als Unternehmer der Ausstellung einen gewaltigen Kuppelbau errichtet und in ihm eine komplette Landesausstellung zur Schau gestellt hat, war rücksichtsvoll genug, das Gebäude, das inmitten der übrigen sie alle erdrückt hätte, durch eine genügende Entfernung gleichsam hors de concours zu stellen, und nun bilden die übrigen Häuser, teils Kunstwerke der Architektur, teils bescheidene, teils noch bizarre Bauten wie die von Florida, Californien, Japan und Indien, im Äußeren und Innern ein ziemlich getreues Spiegelbild der Bedeutung der Länder, die sie errichtet haben. Auch sie sind zur Zeit, da ich diese Worte schreibe, zum großen Teil leider noch unvollendet, doch läßt sich ihr Gesamtbild schon recht gut beurteilen und zweifellos steht selbst nach dem flüchtigen Besuche soviel fest, daß auf diesem Boden wie auf noch einigen Deutschland mit Entschiedenheit die Palme zuerkannt werden muß. Auf einer leichten Anhöhe, etwas gesondert, und von Rasen, Busch und Baum umgrünt, unmittelbar an der breiten Strandavenue seine prächtige Front mit den drei hohen Portalen stolz aufrichtend, ragt das alte Augsburger Haus mit dem reichen Turm hoch über die ganze Stadt der übrigen Gebäude hin, und die markigen Worte inmitten der reichbemalten Hauptfront:



„Wahrhaft und wehrhaft; Voll Korn und Wein“,  
 „Voll Kraft und Eisen; Klangreich Gedankreich“,  
 „Ich will Dich preisen, Vaterland mein“.

gehen, von deutscher Junge getragen, fort und fort unter die hunderttausenden Deutsche, welche Chicago besetzt. — Doch die Fahrt unserer Hochbahn ist längst weiter gegangen, vorüber an der prächtigen Holzarchitektur des Gebäudes für Schweden, dem einfachen englischen und dem schönen französischen Hause und vorüber an der langen Zeile der sonftigen Staatengebäude, bis sie an der würdlichsten Ecke der Ausstellung ihre Kurve zur entgegengesetzten Seite macht, uns aber noch Zeit genug lassend, um auf die entstehenden gigantischen Formen des Spektatoriums einen Blick zu thun. Die neueste und größte „Attraction of Chicago“ ist hier im Entstehen begriffen, ein Labyrinth aus Stein, wie es selbst Chicago noch nicht gesehen, und im Innern ausgefüllt durch ein Theater für romantische Zugstücke im Lapidarstil, selbstredend „das größte der Welt“, für eine ebensolche Musikhalle, ein Riesenhotel und was weiß ich. Ob der Mammutlasten aus Stein und Eisen, da er jetzt noch nicht annähernd vollendet ist, es überhaupt werden wird, das wird seinen Gründern und Erbauern wohl noch ebenso schleierhaft sein wie mir.

Aber wo sind wir? Vorüber am edel einfachen Frauengebäude, am Gartenbaupalast, dem Eingang zur Midway Plaisance, dem großen Völkerjahrmart, vorüber am oder vielmehr oben hinweg über die Hallen des Verkehrsgebäudes, über das Schienen- gewirre des großen, mitten in die Ausstellung einlaufenden Bahnhofes für den Fernverkehr, hat uns die Intramural bereits zur Maschinenhalle gebracht und den Hauptpunkt der Ausstellung, das Fontainenbassin mit seinem Kranze von Riesengebäuden, nur mit flüchtigem Blicke streifen lassen, um uns alsbald der wenig besuchten Südseite zuzuführen. Ein Duzend hoher Eisenschlöte verrät den Riefendampf, der hier das Regiment führt, und in der That raucht und prasselt es im Kesselanbau der langen Maschinenhalle, in welcher jetzt schon gegen 20 000 Pferdekkräfte ihr rasselndes Spiel treiben, unter und in mehr als 40 Dampfesseln aller denkbaren Konstruktioneen. Weiter geht's, an der Rückfront des Ackerbaupalastes vorbei, zu der südlichsten Lagune, an deren Straunde sich auf flachem Hügelrücken einige Duzende von Windmotoren auf schwanken Eijengerüsten drehen. — Die ethnologische Ausstellung folgt; zuerst Frankreichs Koloniengebäude, die hohe umfangreiche Gruppe künstlicher Gebirge alsdann, in deren Höhlen und Schluchten die Cliff Dwellos, die vorhistorischen Felshöhlenbewohner Neumexikos und Colorados, ihr Wesen treiben, und endlich der umfangreiche Bau der leider noch weit im Rückstande befindlichen offiziellen ethnographischen Sammlungen. Nun wendet sich die Bahn, wie am Nordende des Platzes, auch am südlichen Endpunkt wieder ein Stück zurück. Die lange Front des Fördertreibgebäudes gleitet an uns vorüber und dann der schmucklose Bau für Lederindustriellen, bis endlich ein dunkler wuchtiger Pavillon, an den vier Seiten des stumpfen Turmes keine andere Bezeichnung tragend als die der ganzen Welt bekannte, inhaltschwere Silbe „K r u p p“, die Fahrt beschließt. Der Zug kehrt nach kurzer Pause über die Schleife des Endpunktes dieselbe Strecke zurück, wir steigen aus und entdecken noch, von der Höhe des Perrons kurze Umschau haltend, jenseits des Kanals ein einsames, niedriges, weißes Gebäude, zu dem nur auf weitem Umweg eine sandige, heiße Straße hinüberführt, und zu dem doch die Besucher, als wäre es ein Heiligtum, in dichten Scharen wallen. Das ist das Kloster Rabida, in dem Columbus' Feier still begangen wird.

Aber da wäre aus der kurzen Schilderung der Intramuralbahn fast eine Schilderung des Ausstellungsplatzes geworden, und wir müssen der übrigen Verkehrsmittel im Innern der Ausstellung mit um so kürzeren Worten gedenken, nachdem wir der elektrischen Bahn so viele Zeit gewidmet haben. — Die elektrischen Boote auf den Lagunen sind Akkumulatorfahrzeuge einfacher Gattung, welche, wenn die in ihren Batterien aufgespeicherte Kraft verbraucht ist, aus den großen Dampfmaschinen der Maschinenhalle von neuem geladen werden, um ihre Rundsfahrten wieder aufzunehmen. Der Fahrpreis ist

auf ihnen etwas höher als auf der Eisenbahn; für den Amerikauer indes, welcher dem Prinzip der Sparsamkeit noch niemals große Neigung entgegenbrachte, wird das kein Hinderungsgrund sein, sie besonders an heißen Sommertagen, wenn die spielenden Wellen die einzige Kühlung ausmachen, recht fleißig zu benutzen. Ihre Konkurrenten, die eleganten venetianischen Gondeln mit den hübsch kostümirten Führern, dienen mehr dem Luxus als der Nothwendigkeit und sind bei Tage weniger zu sehen, umsomehr allerdings, wenn abends am Rande der Weiber die Tausende von elektrischen Lampen aufblitzen, wenn die elektrischen Fontänen im großen Steinbassin ihr glühendes Farbenpiel beginnen und die Hitze des Tages den linden Seelüften gewichen ist. Dann lockt die Kühlung Tausende zur Promenade längs der weißschimmernden Kais oder der buschigen Lagunenufer und dann hüpfen auch, mit plaudernden Passagieren gefüllt, alleenthalben die leichten Gondeln über die Spiegelflächen der Lagunen hin. — Für den, welcher die Bequemlichkeit des Gefahrenwerdens selbst im Innern der Gebäude nicht entbehren mag, stehen einige tausend Fahrstühle bereit, und endlich ist zur Verbindung derjenigen Punkte, welche von den Eisenbahnen nicht oder nur auf Umwegen berührt werden, noch ein Omnibusdienst innerhalb der Ausstellungsmauern in Aussicht genommen.

Um erschöpfend zu sein, müßte ich übrigens auch noch zweier Verkehrsmittel gedenken, welche eigentlich mehr Ausstellungsobjekte als Nusanlagen sind, der Seilbahn zwischen dem westlichen Haupteingang und dem Verwaltungsgebäude und der Stufenbahn zum südlichen Hafenspier. Die erstere soll nach ihrer Vollendung über die ausgedehnten Anlagen des Hauptbahnhofes hinweg, welcher auf Duzenden von Geleisen die Fremdenzüge aller Hauptbahnen bis ins Herz der Ausstellung führt, eine Verbindung zwischen der neuentstandenen Hotelstadt im Westen der Ausstellung und letzterer selbst herstellen und ist nur eine Uebertragung des bekannten Transportsystems für Erde oder andere Materialien mittels an Tragseilen hängender Kästen auf ähnliche, ebenfalls an starken Seilen durch die Luft schwebende Personenwaggons. Mit der sog. Stufenbahn soll hingegen ein schon oft auf dem Papier und in kleinen Modellen erprobtes Beförderungssystem seine erste Ueberetzung ins Praktische erfahren. Der bewegliche Steg, wie die Bezeichnung der Stufenbahn hier lautet, soll von dem großen, am Ufer erbauten Kasino über die große Mole, welche sich am südlichen Ende des Ausstellungspalastes befindet, zu dem am Ende dieser Mole befindlichen, d. h. jetzt auch noch im Entstehen begriffenen Restaurant führen, in dem man sich, da es alleinig von den Wellen umspült wird, selbst an den heißesten Sommertagen Frische und angenehmen Aufenthalt verspricht. Die Bahn besteht aus mehreren, neben einander liegenden und in derselben Richtung sich bewegenden Holzstegen, von denen der unterste mit Pfosten zum Festhalten, der oberste mit Wänken besetzt ist. Die Bewegung des ersten Steges ist langsam genug, um ihn jederzeit besteigen zu lassen, und da die gleitende Bewegung sich nun von Stufe zu Stufe ganz allmählich steigert, so kann man bequem auf die dritte und letzte Stufe gelangen, welche mit der Geschwindigkeit eines Straßenbahnwagens fortläuft und somit eine ununterbrochene, schnelle und jederzeit benutzbare Verbindung zwischen dem Strand und dem Seerestaurant herstellt. Das Absteigen vollzieht sich in umgekehrter Stufenfolge ebenso leicht und schnell wie das Besteigen der Bahn, und da die letztere überdies ein geschlossenes Oval darstellt, so dient gleichzeitig der eine Arm dem Verkehr in dieser, der andere der Beförderung in entgegengesetzter Richtung. — Man hat an dieses System seinerzeit große Hoffnungen geknüpft und es zur Verkehrsbewältigung ganzer Städte anwenden zu können geglaubt, aber auch bei einem völlig gelungenen Resultat der hiesigen Verkehrsbahn dürften sich derartige Ausführungen schlecht bewähren; für die hiesigen ähnliche Sonderzwecke und für kurze, durch keinen sie kreuzenden Verkehr gestörte Strecken mag die Straßenbahn eine sehr geeignete Lösung darstellen, zur Bewältigung des Straßenverkehrs mit seinen vielen Strömungen und Stauungen gehören offenbar schmiegsamere und auch wohlfeilere Mittel.

W. Verdrow.



## Der Bug Schills durch Mecklenburg.

Aus den Akten des Großh. Geheimen und Haupt-Archivs in Schwerin

bearbeitet vom Generalmajor z. D. v. Schulz.

### II.

Bei dem großen Haß, welcher zwischen den Franzosen und Deutschen herrschte, konnte es nicht ausbleiben, daß Excesse und Schlägereien zwischen der mecklenburgischen und französischen Besatzung vorkämen. Als bei einer solchen Gelegenheit die Waffen gebraucht und drei Franzosen und Mecklenburger schwer verwundet waren, demolirten mecklenburgische Soldaten ein Wirtshaus, in welchem die französischen Artilleristen verkehrten. Mecklenburgische Offiziere stillten den Tumult. Derselbe drohte aber von neuem auszubrechen, als ein französischer Offizier einer mecklenburgischen Patronille einen französischen Soldaten, welchen dieselbe arretiert hatte, abnahm. Als der Major v. Moltke dieserhalb beim Gouverneur Beschwerde führte, erwiderte derselbe sehr artig, dem Offizier sei sein Benehmen verwiesen worden; übrigens habe letzterer nicht aus Mißachtung der mecklenburgischen Patronille, sondern nur deshalb den Arrestanten befreit, weil ihm die Sicherheit desselben gefährdet erschienen sei, da so viele mecklenburgische Soldaten der Patronille lärmend gefolgt seien. Um solche Excesse zu verhindern, traf Major v. Moltke energische Maßregeln. Die Compagniechefs mußten abends nach dem Zapfenstreich selbst Appell abhalten und der Schildwache, die nach 10 Uhr abends noch einen Soldaten aus der Kaserne heraus ließ, wurden 50 Stockhiebe angedroht. Den angerichteten Schaden im Betrage von 75 Thlr. 36 Sch. mußte auf Befehl des Gouverneurs das ganze Regiment tragen; da die Kopfstärke desselben damals 800 Mann betrug, wurden jedem Soldaten 4½ Sch. von der Löhnung abgezogen.

Um die bittere Stimmung, die in dem Regiment nicht allein unter den Mannschaften, sondern auch im Offiziercorps zum Ausdruck kam, zu unterdrücken, erließ Major v. Moltke am 11. Mai folgenden Tagesbefehl:

„Täglich laufen Klagen über das unschickliche Benehmen der mecklenburgischen Soldaten gegen französische Offiziere ein; dieselben laufen und schreien sogar hinter ihnen her. Ich setze voraus, daß es unmöglich ist, daß ein Offizier, wohl gar in Gegenwart seiner Soldaten, gegen die französische Regierung und die Armee Äußerungen macht, mit der wir das Glück haben, eng verbunden zu sein, und der wir unsere Existenz verdanken. Solche Äußerungen, dem Kaiser rapportiert, können unsägliches Unglück über unseren Herzog bringen.“ —

Wir wenden uns jetzt den Ereignissen zu, welche sich zu dieser Zeit — es war Mitte Mai des Jahres 1809 — in der Heimat vollzogen.

Anfang Mai hatte der so kühn begonnene Zug Schills durch das Gefecht bei Dobendorf unweit Magdeburg eine entschieden ungünstige Wendung genommen und der Major v. Schill sah sich gezwungen, seinen Plan, die ostfriesische Küste zu erreichen, anzugeben und durch die Altmark nach Mecklenburg zu retirieren, um nach Stralsund zu gelangen, wo er entweder englische Hülfe oder Aufnahme in englische Schiffe zu finden hoffte. Er richtete seinen Marsch auf Tömitz, um im Schutze dieses Plazes seinen Rückzug in Ruhe bewerkstelligen zu können. Am 15. Mai, 7 Uhr morgens, kam ein Musketier der Garnison, welcher auf dem Felde beschäftigt war, außer Atem in die Wohnung des Kommandanten, des Majors von Röder, welcher noch beim Aufleiden begriffen war, gestürzt und meldete, daß er auf der Elbe, nach der preussischen Grenze zu, etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde von der Festung entfernt, zwei große Fahrzunge bemerkt, welche mit Bewaffneten angefüllt zu sein und an dem diesseitigen Ufer landen zu wollen schienen. Der Kommandant kleidete sich in aller Eile an, lief auf die Hauptwache und befahl dem diensthabenden Offizier, alles in Bereitschaft zu setzen, daß er die Zugbrücke sofort anziehen lassen könne; die auf Arbeit befindlichen Festungsgefangenen solle er sofort in die Gefängnisse zurückbringen lassen.

Die Besatzung der Festung, welche aus einer Garnison-Compagnie von ca. 50 Invaliden und einigen Artilleristen bestand und welche bei den Bürgern in der Stadt einquartiert war, wurde beordert, auf dem Alarmplat der Citabelle anzutreten. Hierauf schickte der Major zum Postmeister Brausewaldt und ließ ihn bitten, schleunigst sein Reitpferd für ihn satteln zu lassen, lief dann zu dem Artillerieoffizier der Festung, dem Hauptmann Plener, und befahl ihm, so rasch wie möglich alle Zimmerleute aus der Stadt zusammen zu holen, um die Stadtbrücke abhanen zu lassen; zu gleicher Zeit solle er Anstalt treffen, daß der Zugang zu dieser Brücke mit Kartätschen bestrichen werden könne. Nach diesen Anordnungen stieg der Kommandant zu Pferde, um den Elbdammm entlang zu reiten und zu rekonoscieren.

Als der Major v. Röder an die Stadtbrücke gelangte, fand er diese mit etwa 50 bewaffneten Leuten besetzt. Mehreren Offizieren, welche auf ihn zueilten, rief er zu:

„Wer sind Sie und was wollen Sie?“

„Das sollen Sie gleich erfahren!“ antwortete einer derselben, sprang auf ihn zu und griff dem Pferde in die Zügel, während zwei andere ihm die Pistolen auf die Brust setzten und ihm den Degen von der Seite rissen, mit dem Verlangen, ihnen den Weg nach der Festung zu zeigen. Als die Thorwache, ein sehr alter Unteroffizier mit zwei Mann, den Haufen mit ihrem Kommandanten in der Mitte herankommen sah, öffnete sie das Thor und wurde sofort entwaffnet; ebenso die Hauptwache. Die nach der Festung eilenden Soldaten wurden einzeln in der Stadt aufgegriffen. Das Ganze währte nicht länger wie  $\frac{1}{2}$  Stunde. Dem Major von Röder wurde zwar der Degen zurückgegeben, er wurde aber fortgesetzt von zwei Offizieren mit gespannter Pistole bewacht. Gegen Mittag wurde dem Kommandanten die freie Passage aus der Festung gestattet, gegen Abgabe seines Ehrenworts, nicht zu entfliehen. Derselbe schickte nun sofort einen Boten mit einem Bericht an den Herzog ab.

Es waren zunächst 2 Compagnien Schillscher Infanterie, ca. 200 Mann, in die Festung eingerückt. Gegen Abend kam der Major v. Schill selbst mit dem Gros; es mochten in Summa gegen 3000 Mann sein, Husaren, Infanterie mit einigen Geschützen, aber auch Haufen, die nur mit Pike bewaffnet waren, darunter Knaben von 12 bis 16 Jahren. Schill nahm sein Hauptquartier in der Festung. Dort lagerte auch die Artillerie. Das Fußvolk wurde in der Stadt einquartiert, die Husaren kamen auf die nächstliegenden Dörfer.

Gleich am 15. Abends wurden große Requisitionen in der Umgegend ausgeführt; die ankommenden Wagen mit Vorräten wurden in der Festung aufgestellt. Die Handwerker aus der Stadt wurden requiriert und die Kaufleute mußten gegen Bons liefern. Sämtliche Gewehre, Geschütze, Montierungen und Bestände der Festung mußte der

Hauptmann Pflener an den Lieutenant von François, welcher von Schill zum Kommandanten der Festung ernannt war, abliefern.

Tags darauf wurde die Festung zur Verteidigung in den Staud gesetzt; hierzu trieben die Husaren die Landrente meilenweit zu Hunderten herbei. Am 17. Mai mit Tagesanbruch brach Schill mit den Husaren, der besten Infanterie und 3 Geschützen auf und zog auf Wismar und Rostock ab. Die zurückbleibende Infanterie — 100 Mann mit Gewehren bewaffnet und ca. 300 Piketmänner — und ein Teil der noch gänzlich unorganisirten Artillerie wurde in die Festung gelegt und letztere auf das strengste nach der Stadt zu abgeschlossen. Der Lieutenant v. François, ein besonders tüchtiger und energischer Offizier, blieb als Kommandant in der Festung zurück mit der Instruktion, die Festung möglichst lange gegen den nachdringenden Feind zu halten, dann aber schnell, unter Zuhilfenahme requirierter Fuhrwerke, die Häfen von Wismar und Rostock gewinnen zu suchen, um sich dort einzuschiffen und nach Rügen zu segeln. Schiffe wollte Schill in den genannten Häfen bereit stellen. Die mitgebrachten französischen und westfälischen Kriegsgefangenen wurden in die Stadtkirche gesperrt und der Bewachung der Bürger übergeben.

Da alle Schlüssel zu den Gebäuden der Festung von dem Kommandanten abgeliefert waren, hatten die Schillschen freien Zutritt zu den Züchtlingen beiderlei Geschlechts; es entwichen 12 männliche und 2 weibliche und aus dem Stockhause 5 Gefangene. Die Schillschen Offiziere hatten mehrere Züchtlinge als Soldaten engagiert, gaben dieselben aber, in dem Gefühl, daß mit solchem Gesindel doch wohl nichts anzufangen sei, vor ihrem Abmarsch zurück; nur 2 Mann nahmen sie mit.

Am 19. Mai, morgens, kamen Milchmädchen und zahlreiche vom Lande requirierte Arbeiter, deren Spaten in der Sonne blühten, auf die Festung zu. Man glaubte herannahende Feinde zu erkennen und feuerte mit Kanonen und Gewehr auf dieselben, brannte auch die Stadtbrücke ab und stellte alle in der Stadt befindlichen Banerwagen nebeneinander dicht vor das Stadthor, um dem Feinde den Eingang zu wehren. „Glücklicherweise wurde niemand getroffen,“ sagt das Festungsjournal.

Am 23. Mai, morgens 8 Uhr, ließen sich auf dem jenseitigen Ufer die ersten feindlichen Truppen erblicken; es war die Avantgarde der holländischen Truppen unter dem Befehl des Generals d'Albignac. Die Schillschen schossen sofort aus allen Geschützen, beschleunigten aber ihren Abzug, der ohnehin schon beschlossen war.

Der General d'Albignac beantwortete das Feuer, welches ihm nicht den geringsten Schaden that, erst später und beschloß dann die Stadt und die Festung aus Haubitzen. Einige Granaten flogen in das Haus des Kommandanten, ohne zu zünden, die Stadt geriet aber bald an mehreren Stellen in Brand. Der Major v. Röder und der Hauptmann Pflener begaben sich in die Stadt, um Löschanstalten zu treffen; da es aber wegen der fortgesetzt einschlagenden Granaten an Mannschaften zur Bedienung der Spritzen fehlte, brannten das Rathhaus und 17 Bürgerhäuser ab, wodurch 40 Familien obdachlos wurden.

Zwischen 10 und 11 Uhr morgens schickte der Lieutenant v. François einen Parlamentair zum General d'Albignac, um Zeit zu gewinnen und brachte 4 sogenannte Artilleriestücke, bestehend aus 9 zusammengeschmiedeten Büchsenläufen, und 1 metallene Kanone dicht an die Elbe, um dem Feinde den Uebergang zu verwehren. Die Kapitulation wurde aber verweigert. Die Kanonade begann mit erneuter Heftigkeit und die Holländer setzten auf zwei Fahrzeugen über den Fluß. Zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags drang der Feind in die Stadt und in die Festung ein, in welcher wenig Schillsche mehr vorhanden waren.

Der Lieutenant v. François war mit seinem Detachement, in welchem sich die an und für sich sehr lockeren Bände der Ordnung fast ganz gelöst hatten, nach Wismar geeilt. Da hier aber nur vier Schiffe zu seiner Aufnahme bereit standen, so konnte nur ein kleiner Teil der Mannschaften daselbst eingeschifft werden. Mit dem Rest der Leute

eilt er nach Rostock und Warnemünde weiter. Hier hatte Schill neunzehn Schiffe mit Beschlag belegt, um seine ganze Bagage und eine Anzahl Geschütze, welche ihn auf dem Marsche nach Stralsund zu sehr beschwert haben würden, sowie seine von Dömitz kommende Arrieregarde unter dem Lieutenant v. François nach Stralsund überzuführen. Die Einschiffung ging auch in Warnemünde glücklich von statten; 17 Schiffe erreichten die hohe See, nur zwei wurden von den Holländern noch im Hafen überrastet und mit ca. 50 Mann genommen. Aber auch die 17 Schiffe konnten an der Insel Rügen, welche inzwischen schon von den Holländern besetzt war, nicht mehr anlegen. Vierzehn derselben segelten nach Swinemünde weiter und überlieferten sich den preussischen Behörden, während der Lieutenant v. François mit drei Schiffen die schwedische Küste zu erreichen suchte, unterwegs aber von dänischen Kriegsschiffen abgefangen wurde.

In Dömitz fingen die holländischen Truppen an zu plündern, dies wurde jedoch vom General d'Albignac inhibiert. Letzterer nahm sein Hauptquartier beim Kommandanten; 1 Bataillon Holländer bivouakierte auf den Wällen der Festung, 1 Bataillon lag in der Stadt, 6 Kanonen in der Festung. Später rückten noch mehrere Compagnien Franzosen und westfälische Kavallerie ein, welche letztere nach Grabow und Lübbchen zu patrouillirte.

Der Major v. Schill hatte 30 Schiffe auf der Elbe erhalten und bei Dömitz festlegen lassen. Diese ließ der General d'Albignac mit allen in der Festung befindlichen Geschützen, Gewehren, Montierungen und sonstigen Militär-Effekten beladen, um sie als Kriegsbeute mit sich fortzuführen. Auf die Bitte des Majors v. Röber, doch wenigstens ein Geschütz zurück zu lassen, damit er Allarmschüsse thun könne, wenn Gefangene entsprängen, wurde ihm die Antwort, daß, wenn die Festung nur 24 Stunden in Feindes Hand gewesen wäre, er alles hätte reklamieren können; um aber, da der Feind thatsächlich länger wie acht Tage die Festung im Besitz gehabt habe, könne er auf nichts mehr Anspruch machen; so sei es Kriegsgebrauch.

In der Nacht vom 27. auf den 28. Mai verließ der General d'Albignac Dömitz mit seinen Truppen, ging aber auffallender Weise, anstatt Schill zu verfolgen, wieder über die Elbe zurück, nachdem er das in der Festung angeschaffte Getreide unter die Einwohner von Dömitz hatte verteilen lassen.

Als der Major v. Schill in der Gegend von Magdeburg operierte, hatte der holländische General Gratiën, welcher mit seinem Corps aus beiden Ufern der Weser stand, den Befehl erhalten, seine Truppen, welche sich noch nicht in einem völlig marschfertigen Zustande befanden, zusammen zu ziehen, um dieselben gegen Schill zu führen. Seine Streitkräfte bestanden aus 2 Regimentern Infanterie, 1 Regiment Kürassiere, 50 Elite-Gendarmen des Kaisers und 12 Geschützen, in Summa 3000 Mann. Am 20. Mai stand sein Corps bei Lüneburg konzentriert, eine Avantgarde unter General d'Albignac in der Richtung auf Dömitz vorgeschoben. Denselben Befehl, gegen Schill zu marschieren, hatte auch der dänische General Ewald erhalten. Er kommandierte 3 Bataillone Infanterie, 2 Compagnien Jäger, 2 Schwadronen Husaren und 12 Geschütze, in Summa 2500 Mann, und stand am 18. Mai bei Bramstede in Holstein, am 23. bei Ahrensburg, ein Detachement zur Deckung Lübeds vorgeschoben.

Der General Gratiën war unschlüssig bei Lüneburg stehen geblieben, da er nicht wußte, wohin sich Schill von Dömitz wenden würde. Auch die Nachricht, daß Schill am 20. Mai in Wismar eingerückt sei, welche er durch die mecklenburgische Regierung am 22. erhielt, verschaffte ihm keine Klarheit, denn Schill konnte von dort ebensowohl auf Lübeck und weiter auf Hamburg gehen, wie auf Rostock. Als ihm nun gar noch gemeldet wurde, daß feindliche Husaren auf Gadebusch und Crivitz vorgehen — Schill hatte starke Patrouillen in dieser Richtung vorgeschickt, um den Feind zu täuschen —, glaubte er Hamburg bedroht und marschierte am 23. Mai nach Bergedorf. (Hierdurch gewann Schill Zeit, ungestört nach Stralsund abzumarschieren.) Als er hier aus sicherer Quelle erfährt, daß Schill sich von Wismar auf Rostock gewendet habe, eilt er ihm nach und erreicht am 26. Gadebusch. Von hier aus entsendet er noch an denselben

Tage den General d'Authing mit einem Detachement auf requirierten Wagen nach Wismar, um die Schillischen Schiffe abzufangen, aber, wie wir gesehen, ohne Erfolg.

Der General Ewald war am 26. Mai bis Rehna gelangt. Am 27. vereinigten sich dann beide Corps in Wismar, gehen am 28. bis Rostock, am 29. bis Damgarten und langen am 30. Mai vor Stralsund an.

Als die Schillischen Truppen den mecklenburgischen Boden betraten, weilte der Herzog Friedrich Franz in Doberan. Am 16. Mai früh Morgens wurde derselbe durch den Boten geweckt, welchen der Major von Röder am 15. Nachmittags von Dömitz abgefandt hatte. Der Herzog wurde auf das peinlichste durch den Bericht seines Commandanten berührt. Erst vor wenigen Jahren war er um geringfügiger Ursachen willen durch die Willkür Napoleons seines Thrones entsetzt worden und lediglich der warmen Fürsprache des Kaisers von Rußland hatte er es zu verdanken gehabt, daß ihm sein Land im Frieden von Tilsit zurückgegeben wurde. Nun suchte der verwegene Parteilänger, welcher mitten im Frieden an der Spitze seines Regiments auszog, um die französischen Truppen und deren Verbündete zu bekriegen, Nisucht in den Landen des Herzogs, und die Festung Dömitz öffnete denselben, ohne einen Schuß, ohne auch nur einen Versuch der Gegenwehr, ihre Thore. Konnte da nicht der ohnehin sehr zum Argwohn geneigte Imperator, welcher nichts mehr fürchtete, als eine Volkshebung in seinem Rücken, leicht auf den Gedanken kommen, daß der König von Preußen um den fast in der preussischen Armee unerhörten Schritt seines Majors wissen müsse und daß auch der Herzog von Mecklenburg mit im Komplote sei? Und kostete es dem mächtigen Kaiser denn mehr wie einen Federstrich, um Mecklenburgs Selbstständigkeit wiederum zu vernichten!? Es müßten auf der Stelle officielle Schritte geschehen, um dem französischen Kaiser und aller Welt darzuthun, daß die mecklenburgische Regierung nicht das Mindeste mit dem Verhalten Schills zu thun habe, und daß der Herzog dasselbe durchaus mißbillige. Zu dem Ende schickte Vesterer noch an demselben Tage seinen Flügeladjutanten, den Major von Voddien, ab, der mit Couriersperden zum Major von Schill nach Dömitz eilen mußte.

„Se. Durchlaucht, der Herzog, läßt Sie fragen, Herr Major, auf wessen Befehl Sie sich der Festung in einem ruhigen und friedlichen Lande bemächtigt haben?“ fragte der Adjutant und fügte hinzu: „Ich habe Befehl von dem Herzog, meinem Herrn, Ihnen zu erklären, daß Fürst und Volk mit dem jetzigen Zustand der Dinge in Mecklenburg sehr zufrieden sind, und nichts wünschen, als so zu bleiben. Sie werden in unserem Lande keine Hülfe, weder an Menschen, noch an Kriegsmaterial finden, und der Herzog wird Alles thun, was in seiner Macht steht, um jegliche Berührung mit Ihnen und mit Ihren Truppen zu vermeiden.“ Schill erwiderte:

„Sagen Sie Ihrem Herzog, Sr. Durchlaucht könnte ungestört in Ihrem Lande und in Ihren Residenzen bleiben. Das ganze Unternehmen geht lediglich von mir allein aus. Mir thut das Uebel, welches ich Ihrem Lande zufüge, persönlich sehr leid, aber Sie werden einsehen, daß ich an dem einmal eingeschlagenen Wege nach den Dinstehäfen nichts mehr ändern kann.“

Auch der General von Candras in Stralsund und der französische Minister-Resident in Hamburg, Monsieur de Bonricque, wurden per Staffette von dem Borgefallenen benachrichtigt. Einem Adjutanten des Generals Gratin, welcher dem Herzog melden sollte, daß die holländischen Truppen die mecklenburgischen Grenzen in der Verfolgung des „Brigand Schill“ überschreiten würden, teilte der Herzog mit, was er von den Plänen Schills wußte, und ließ dem General versprechen, ihn auch später über Alles auf dem Laufenden erhalten zu wollen. Zu den „Mecklenburg-Schwerinschen Nachrichten“ hatte die Regierung schon früher — am 8. Mai — eine dringende Ermahnung an alle Unterthanen erlassen, sich aller Meinungen und lauter Teilnahme an den politischen Ereignissen des Tages und Verbreitung von Nachrichten darüber zu enthalten, bei Androhung strenger Strafe.

Der Major von Köder, obgleich ihm keinerlei dienstliche Vorwürfe gemacht waren, glaubte es doch seiner militärischen Ehre schuldig zu sein, den Herzog um die Niederlegung eines Kriegsgerichts zu bitten; und dies um so mehr, als ihm Äußerungen zur Ehren gekommen waren, welche in der Umgebung des Herzogs und in Offizierskreisen gefallen waren: Der Major müsse doch die Annäherung der Schillschen mehrere Stunden vorher gewußt haben; er hätte die Stadt-Brücke abbauen lassen sollen; wenigstens einige Schüsse hätte er doch abgeben müssen; es sei unbegreiflich, wie es noch Leute gäbe, welche ihn verteidigten u. s. f.

Infolgedessen wurde am 21. Juni eine Untersuchungs-Kommission niedergesetzt, bestehend aus dem Kommandanten von Schwerin, dem Generalmajor von Plessen, dem Kommandeur des mecklenburgischen Kontingents, dem Oberst von Holstein und dem Auditor Hahn.

Zu einem Kriegsgericht kam es indessen nicht; vielmehr erließ der Herzog ein Reskript an die Untersuchungs-Kommission, welche die Akten am 8. Juli eingesandt hatte, des Inhalts: „Daß der Major, da er sich, weil er weder von der Nähe des Schillschen Corps Nachricht gehabt, noch einen solchen Ueberfall habe vermuten können, auch die Stadt und Festung Dömitz seit längerer Zeit nicht in einem zur Verteidigung erforderlichen Stand gewesen sei, über die ihm zum Vorwurf gemachten Punkte gehörig gerechtfertigt habe, von allen Beschuldigungen frei zu sprechen sei.“

Als Schill am 17. Mai früh morgens Dömitz mit seinem Corps verließ, richtete er seinen Marsch auf Rostock und ging, indem er Schwerin rechts liegen ließ, über Gr.- und Kl.-Trebbow und Meteln nach Wismar, um dort die Verbindung mit der englischen Flotte aufzusuchen und Schiffe zum Transport seiner Arrièregarde nach Rügen bereit zu stellen. 100 Mann Infanterie und 30 Husaren unter dem Befehl des Lieutenant Grafen von Moltke gingen als Avantgarde voraus. Eine starke Patrouille von 35 Pferden ging über Grabow, Parchim auf Bützow.

Schill hatte zwar dem Herzog durch den Major von Boddien die Versicherung geben lassen, daß er in seinen Residenzen nicht beunruhigt werden sollte, berührte auch in Folge dessen Ludwigslust und Doberan nicht; aber dies schloß doch nicht an, daß Schill oder seine Unterbefehlshaber nicht der Hauptstadt Schwerin, in welcher der herzogliche Hof ja nicht residierte, einen Besuch abstatteten, um Kriegsmaterial und namentlich Gewehre, an welchen im Schillschen Corps ein großer Mangel war, mit sich fortzuführen.

Am 20. Mai rückte Schill in Wismar ein. Hierher waren seit der Annäherung Schills die Grenadier-Compagnie von Boddien und die Voltigeur-Compagnie des Majors von Bülow des 3. Bataillons, welche in Ludwigslust resp. Parchim in Garnison standen, gezogen und unter die Befehle des Kommandanten von Wismar, des Obersten von Bülow, gestellt worden. Außerdem standen hier noch zwei Mûsketer-Compagnien desselben Bataillons in Garnison, welche aber durchweg nur aus Invaliden bestanden. Der Bataillonsstab und die übrigen beiden Compagnien garnisonierten in Rostock. Bataillonschef war der Major von Besow, welcher zu gleicher Zeit Kommandant von Rostock war.

Rostock hatte zu dieser Zeit eine Einwohnerzahl von 14000 Menschen. Die Stadt war zwar mit Wällen und nassem Gräben umgeben, war aber durchaus nicht sturmfrei, hatte vielmehr an verschiedenen Punkten völlig offene Stellen, durch welche der Feind bei einem Handstreich mit Leichtigkeit eindringen konnte.

Gouverneur der Stadt Rostock war der Generallieutenant von Pressentin.

Die Ausrüstung der Wälle mit Geschützen, Munition zc. befand sich in dem denkbar elendesten Zustande, so daß an eine wirksame Verteidigung der Stadt durch Geschützfeuer nicht zu denken war.

Am 16. Mai abends erhielt der Major v. Besow durch den Bürgermeister Rostocks die Nachricht, daß Schill Dömitz genommen habe. Er ließ dies sofort dem General v. Pressentin, welcher sich auf seinem Gute Kuffewitz in der Nähe von Rostock befand, durch den Artillerie-Lieutenant Martins melden, ebenso dem Oberst v. Bülow in Wismar,



mit der Bitte um Nachricht über etwaige Annäherung des Schillschen Corps; auch ersuchte er die Magistrate von Bützow und Schwaan, reitende Boten auf den nach der Dömitzer Gegend führenden Straßen abzuschicken und dem Gouvernement sofort Nachricht zugehen zu lassen.

Am nächsten Morgen — am 17. — früh schickte der Major v. Below eine Staffete mit der Meldung der Dömitzer Ereignisse an den General v. Candras nach Stralsund und öffnete ein Schreiben des Erbprinzen an den Generallieutenant v. Pressentin, in welchem die Einnahme von Dömitz bestätigt wird. Dies Schreiben schickte er ebenfalls an den General v. Candras. Abends läßt der Major den Bürgermeister Joch durch seinen Adjutanten ersuchen, eine Anzahl Pferde und Wagen zum Transport aller in Rostock befindlichen Waffen und Montierungsstücke in Bereitschaft zu halten. Wir sehen hieraus, daß der Kommandant eine Verteidigung der Stadt überhaupt nicht beabsichtigte. Er konnte dies auch nicht, da er nur die beiden Muskettier-Compagnien in der Stärke von 85 Invaliden, von denen aber noch ein Kommando von 1 Offizier und 18 Mann noch Warnemünde abkommandiert war.

Am 19. brachte ein reitender Bote aus Bützow die Nachricht, daß eine starke Husarenpatrouille dort gewesen sei und anscheinend nach Wismar weiter geritten sei.

Um bei der Nähe der Schillschen Truppen gegen eine Ueberrumpelung sicher zu sein, befahl der Gouverneur dem Kommandanten, das Kröpeliner und Steinthor mit Wachen und je 1 Kanone, ebenso sämtliche Schlagbäume vor dem Thore mit Wachen besetzen zu lassen. Um für den Fall eines schleunigen Abmarsches Geld für die Truppen zu haben, wurden die Post- und Accisfassen mit Beschlag belegt und dem Herzog von dem Geschehenen nach Doberan hin Meldung gemacht.

Mittags erhielt der Gouverneur vom Herzog den Befehl, den Major v. Bülow, der mit zwei Compagnien Infanterie und der Artillerie-Compagnie aus Wismar gekommen war, nach Ribnitz abmarschieren zu lassen. Zu dem Zwecke wurden alle Fuhrwerke, welche in großer Anzahl in der Stadt und vom Lande anwesend waren — es war zu dieser Zeit der Pfingstmarkt in Rostock — requiriert, und um 3 Uhr nachmittags marschierte der Major v. Bülow mit 2 Compagnien, 7 Kanonen und 50 Wagen, beladen mit Kisten, in denen sich Gewehre und Montierungsstücke aller Art befanden, nach Ribnitz ab, woselbst er nachts um 12 $\frac{1}{2}$  Uhr ankam.

In Ribnitz traf der Major v. Bülow den Kapitän und Adjutanten v. Bilguer, welcher dem Hauptquartier des Generals v. Candras attachiert und welcher von diesem zum Herzog geschickt war. Dieser ersuchte ihn im Auftrage seines Generals, nach Damgarten zu marschieren. Der Major v. Bülow erwiderte, er dürfe Ribnitz nicht ohne Befehl des Herzogs verlassen, hat aber, ob er nicht die Kanonen und Wagen nach Damgarten bringen lassen dürfe? Dieselben müßten dort aber lediglich unter seinem Befehl bleiben, damit er zu jeder Zeit über dieselben disponieren könne. Der Kapitän v. Bilguer genehmigte dies, und der Major schickte nun die Kanonen, mit Ausnahme zweier 6-Pfünder, und sämtliche Wagen unter Befehl des Artillerie-Kapitäns v. Colleville mit 25 Mann Infanterie und 17 Artilleristen nach Damgarten ab.

Als der Herzog den Befehl zum Abmarsch der beiden Compagnien des Majors v. Bülow nach Ribnitz gegeben hatte, war es seine Absicht, daß Rostock nicht gegen Schill verteidigt werden sollte. Welche Einflüsse den Herzog bewogen haben, schon nach 12 Stunden seinen Entschluß zu ändern, ist nicht ersichtlich. Vielleicht der Einfluß des französischen Kapitäns v. Valthasar, welcher seit dem April d. J. als zweiter Flügeladjutant in die Dienste des Herzogs getreten war, „par speciale grace et permission de S. M. l'Empereur et Roi.“ um das französische Exercierreglement bei den mecklenburgischen Truppen einzuführen. Im Jahre 1810 tritt derselbe in französische Dienste zurück, mit der Erlaubnis des Herzogs, die mecklenburgische Stabsuniform tragen zu dürfen, da der Herzog ganz besonders mit seiner Dienstleistung zufrieden gewesen war.

Genng, am 20., morgens 9 Uhr, erschien der Kapitän v. Balthasar in Ribnitz und brachte dem Major v. Bülow die Ordre des Herzogs, mit seinen Truppen, Kanonen und Wagen sofort nach Rostock unter die Befehle des Gouverneurs zurückzukehren.

Der Major beorderte eiligst die Kanonen und Wagen, welche sich bereits auf Damgarten in Marsch gesetzt hatten, zurück und marschierte um 11 Uhr nach Rostock ab.

Auf der Hälfte des Weges kam wiederum Contreordre: Der Major solle die Kanonen und die in Kisten verpackten Gewehre in Ribnitz zurücklassen. Infolgedessen sandte derselbe den Artillerielieutenant Rhein mit allen Kanonen, den Gewehrkräften und 12 Artilleristen nach Ribnitz zurück. Die Montierungsstücke nahm er mit nach Rostock zurück, wofelbst er abends 8 Uhr, zum nicht geringen Schrecken der Einwohnerschaft, wieder eintraf.

In Rostock war an demselben Tage — 20. — früh morgens ein reitender Bote aus Doberan eingetroffen, welcher den Gouverneur schnelligst zum Herzog befaß. Dort angekommen, traf ersterer den Herzog in Begriff, in den Wagen zu steigen, um nach Güstrow abzureisen.

„Ich habe meinen Adjutanten diese Nacht nach Ribnitz gesandt“, sagte der Herzog, „um den Major v. Bülow nach Rostock zurückzubeordern; er soll wieder unter Ihre Befehle treten“ — „Wollen Durchlaucht nicht die Gnade haben“ — begann der General v. Pressentin, aber der Herzog schnitt ihm die kurze Rede ab.

„Ich bin sehr pressirt, mein lieber General! Sie werden Ihre Ordres ausführlich in diesem Schreiben finden“, sagte der Herzog, indem er dem General ein versiegeltes Schreiben übergab. Mit enttäuschem Gesicht sah der General dem davourollenden Wagen nach.

Der General hatte bestimmt erwartet, daß der Herzog ihn zu sich befohlen habe, um mit ihm ausführlich die Situation zu besprechen und daran anknüpfend ihm genaue Verhaltensmaßregeln zu geben. Statt dessen erhielt er ein versiegeltes Schreiben, welches ihm ebenso gut durch einen reitenden Boten hätte überbracht werden können! Das Schreiben enthielt folgende Ordre:

1. Der Gouverneur soll nach bester Einsicht Gebrauch von der Garnison machen und Rostock gegen einen coup de main sichern; auch Warnemünde besetzen.

2. Vor einer überlegenen Anzahl des Schillschen Corps solle er sich zurückziehen, wenn er es für ratsam hielt.

3. Er solle die nötigen Maßregeln treffen, daß die unter seinem Befehl stehenden Truppen, wenn es nötig sein sollte, nach Ribnitz weiter über die schwedische Grenze retirieren könnten.

Mittags kehrte der General v. Pressentin nach Rostock zurück. Als am Abend Major v. Bülow wieder in Rostock einrückte, befaß er auf Befehl des Gouverneurs die ihm unterstellten Truppen zc. unter seinem speziellen Kommando, damit er über dieselben für den Fall, daß sein Abmarsch nach Ribnitz wiederum nötig werden sollte, sofort verfügen könne; auch die Fahne des Bataillons kam in sein Quartier, eine Maßregel, durch welche der Major v. Bülow sich ernstlich gekränkt fühlte.

Am folgenden Tage — 21. Mai — wurden die Schlagbäume vor allen Thoren der Stadt mit Unteroffizier-Wachen besetzt gehalten; auch alle umliegenden Kemter ersucht, die Dorfschulzen zu befehlen, sofort Anzeige an das Gouvernement zu machen, wenn fremde Truppen ihre Ortschaften passierten. Weitere Anordnungen zur Verteidigung der Stadt wurden nicht getroffen. Von einer Einberufung der Bürgerfahnen zum Dienst glaubte der Gouverneur absehen zu müssen, einmal weil der Herzog es nicht befohlen, dann aber auch, weil sich unter der Bürgerschaft eine bedenkliche Aufregung zu Gunsten Schills bemerkbar gemacht hatte.

Am nächsten Morgen — am 22. — erhielt der Major von Bülow durch einen reitenden Boten die Mitteilung, daß Schill in Wismar eingerückt sei. Er meldete dies dem Gouverneur und riet ihm dringend, Offiziere auf den Landstraßen nach Wismar zum Refognoszieren abzujenden. Zuerst wies der General von Pressentin dies als über-

flüssig zurück, da ja die Aemter aufgefordert seien, zu melden, wenn sich Schillsche Truppen gezeigt hätten; als aber gegen Mittag von Neubukow die Mitteilung einlief, daß früh morgens dort eine preussische Husaren-Patrouille angekommen sei und Major von Bülow dringend seinen Rat wiederholte, ließ der Gouverneur zwei Offiziere auf den Straßen von Neubukow und Karin abreiten. Kaum waren diese vor das Kröpeliner Thor gelangt, als ihnen Schillsche Husaren entgegenstrebten und sie zur Umkehr zwangen.

Zu derselben Zeit war der General von Pressentin zu Pferde gestiegen, um die Thormachen zu visitieren. Auf dem Wege nach dem Kröpeliner Thor kommt ihm atemlos ein von dort abgeschickter Gefreiter mit der Meldung entgegen, daß ein großer Teil des Schillschen Corps im Anmarsch sei. Hierauf ritt der General im Galopp zur Hauptwache und ließ Alarm schlagen. Im Vorbereiten ruft er dem Major von Below zu, der in seiner Hausthür stand, daß das Schillsche Corps bereits vor dem Thore sei.

Dann ritt der General von Pressentin zum Kröpeliner Thor. Vor dem Schlagbaum hielt der Lieutenant Graf von Moltke vom Schillschen Husarenregiment an der Spitze von dem Anschein nach 100—200 Mann, Husaren und Infanteristen, und beehrte, als Parlamentair eingelassen zu werden. Der Gouverneur befahl, das Thor zu öffnen und begab sich mit dem Graf Moltke in die Wachstube, wohin ihnen der Major von Bülow folgte. Der Kommandant hatte sich wegen eines kranken Fußes, der ihm das Gehen schlechterdings verbiete, entschuldigen lassen. Hier fragte der General von Pressentin den Graf Moltke, was sein Begehre sei?

„Im Namen meines Chefs, des königlich preussischen Major von Schill, verlange ich, in die Stadt eingelassen zu werden!“ erwiderte der Offizier.

Das könne nimmermehr geschehen; er habe den bestimmten Befehl von Sr. Durchlaucht dem Herzoge, durchaus keine fremden Truppen in die Stadt einzulassen, sagte der Gouverneur.

„Nun gut denn“, entgegnete der Offizier, „so werde ich mit Gewalt eindringen. Ich kenne die Angriffspunkte der Stadt und die Schwäche der Garnison ganz genau. Mein Detachement ist 30 Pferde und 100 Infanteristen stark; es ist dies die Avantgarde des Majors von Schill, welcher mir mit 2—3000 Mann und mehreren Kanonen auf dem Fuß folgt.“

Nach diesen Worten machte der Graf Moltke Miene, sein Pferd zu besteigen, als vom Walle her, von wo aus man die Straße nach Wismar weithin übersehen konnte, lautes Geschrei ertönte: das ganze Schillsche Corps sei im Anmarsch, man sähe in den langen Staubwolken deutlich das Blitzen der Gewehre; es rückten wenigstens 2—3000 Mann heran. Der Gouverneur bestieg selbst den Wall und überzeugte sich von der Annäherung einer scheinend sehr überlegenen Truppenmacht.

In die Wachstube zurückgekehrt, verlangte der Gouverneur Aufschub, bis er dem Herzoge, der in Güstrow sich aufhalte, Meldung erstattet, und bis dessen Befehle eingetroffen seien.

„Das ist gegen meine Ordre,“ rief der Lieutenant Moltke ungeduldig, „ich soll mit Gewalt eindringen; meine Leute haben Aegte bereit, um die Pallisaden umzuhauen.“

Der Gouverneur zögerte. „Herr Lieutenant, können Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Ihr Major Ihnen mit 2—3000 Mann und mehreren Kanonen auf dem Fuße folgt?“ fragte er in großer Erregung.

„Ganz gewiß!“ rief Graf Moltke; „ich gebe Ew. Excellenz mein Ehrenwort darauf!“ „Was soll ich thun, sagen Sie mir Ihre Ansicht!“ wandte sich der General an den Major von Bülow.

Der Major zuckte kühl die Achseln und erwiderte, daß er die Ordre des Herrn Generals nicht kenne.

Der Gouverneur befahl hierauf dem Major von Bülow, mit seinen Compagnien und den Wagen nach Ribnitz abzurücken, und sagte dem Graf Moltke:

„Wenn der Major abmarschirt ist, steht es nicht mehr in meiner Macht, Ihnen den Einmarsch zu wehren; die Bürger werden Ihnen sodann die Thore öffnen.“

Hiermit war der Lieutenant von Moltke einverstanden, fügte aber die auffallende Aeußerung hinzu, er besürchte Unannehmlichkeiten von seinem Chef zu haben, daß er die Stadt nicht mit Gewalt genommen habe.

Diese Aeußerung des Grafen Moltke läßt sich vom politischen Standpunkt vielleicht, niemals aber vom militärischen Standpunkt erklären, denn kein Befehlshaber wird seinen Untergebenen einen Vorwurf darans machen, wenn er es versteht, sich ohne Anwendung von Gewalt in den Besitz eines vom Feinde besetzten Platzes zu setzen. Der Gouverneur befohl nun dem Major von Bülow, seine Leute von der Thorwache abzulösen und die Thore durch Bürgerwachen besetzen zu lassen.

„Ich werde die Befehle Ew. Excellenz pünktlich befolgen und abmarschieren,“ erwiderte der Major, „wenn Sie mich aber nicht ungestört meines Weges ziehen lassen,“ wandte er sich drohend an den Graf Moltke, „so mache ich Halt und wehre mich bis auf den letzten Mann!“

Der Lieutenant Moltke beeilte sich, den Major zu beruhigen; er habe durchaus keinen Befehl, gegen die mecklenburgischen Truppen feindselig zu verfahren; der Major möge doch nicht abmarschieren, die preussischen Soldaten würden in der freundschaftlichsten Weise mit den seinigen verkehren.

Gerade das letztere aber war es, was der Major von Bülow vermeiden wollte. Bei der großen Anzahl von Anständern, auch Preußen, welche in den mecklenburgischen Compagnien dienten, und bei der entschiedenen Sympathie, die sich nicht allein in der mecklenburgischen Bevölkerung, sondern auch bei den Truppenteilen für Schill zeigte, stand zu befürchten, daß viele Soldaten ihren Fahneid vergessen und sich bei dem Schillschen Corps anwerben lassen würden. Der Major erwiderte daher kurz, er habe seine Befehle und werde abmarschieren, worauf der Lieutenant ihm nochmals die Versicherung nachrief, er werde seinen Abmarsch nicht stören; ihn auch in Ribnitz nicht angreifen, wenigstens nicht, ohne ihn vorher zu avertieren.

Der Gouverneur hatte den Grafen v. Moltke gebeten, ihm sein Ehrenwort, daß Schill mit seinem Gros ihm auf dem Fuße folge, schriftlich zu geben.

Letzterer war hierzu bereit, doch es fehlte in der Wachtube an Feder und Papier. Deshalb ließ der Gouverneur ihn durch den Kapitän v. Maizeroi nach dem Gouvernement führen, um dort die verlangte schriftliche Versicherung aufzusetzen.

Als das Militär die Wache am Thor verlassen, ritten einige Husaren, welche die Bürger trotz des Befehls des Gouverneurs, das Thor nicht früher zu öffnen, bis er mit dem Lieutenant Moltke zurückgekommen sei, in die Stadt gelassen, zu ihrem Offizier und meldeten ihm, daß seine Leute anfügen ungeduldig zu werden und mit Gewalt eindringen wollten. Hierauf ritt dieser eiligst zurück und führte sein Detachement in der Stärke von 30 Husaren und 100 Infanteristen in das Kröpeliner Thor in demselben Augenblick, als der Major v. Bülow auf dem Hopfenmarkt das Gewehr aufnehmen ließ, um aus dem Mühleuthor abzumarschieren.

Der Major v. Schill mit seinem Gros, welches man vom Kröpeliner Wall so deutlich wahrgenommen haben wollte, rückte aber erst in der Nacht in die Stadt. Die Staubwolken, die man gesehen, rührten von einer langen Wagenkolonne mit ihrer Bedeckungsmannschaft her, auf welcher die Avantgarde die unterwegs requirierten Lebensmittel und Fourage mit sich führte.

Der Gouverneur war getäuscht worden und hatte die Stadt einem Detachement übergeben, welches nicht mehr als 130 Mann zählte.

Wie konnte aber der Graf Moltke, wird man fragen, sein Ehrenwort geben? Erinnern wir uns, daß der Graf nicht die Versicherung abgab, daß das Schillsche Gros sich in den Staubwolken, die man in geringer Entfernung vom Thor aufsteigen sah, befand, sondern nur versicherte, „daß ihm das Gros auf dem Fuße folge“, und in der

militärischen Sprache ist es durchaus gebräuchlich, zu sagen, „das Gros folgt der Avantgarde auf dem Fuße“, selbst wenn die Distanz zwischen beiden Truppenkörpern, welche sich lediglich nach den Umständen richtet, eine erhebliche ist.

Noch an demselben Tage sandte der Gouverneur den Lieutenant v. Pressentin mit der Meldung von den Vorfällen des Tages an den Herzog. Er that dies mit schwerem Herzen. Denn mochte die Stadt nun zu halten gewesen sein oder nicht, immerhin traf ihn der Vorwurf, daß er, entgegen seiner Instruktion, voreilig und ohne sich von der Anwesenheit einer überlegenen Truppenmacht vor den Thoren der Stadt überzeugt zu haben, kapituliert hatte. In der Nacht kehrte der Adjutant zurück; er brachte dem Gouverneur den Befehl, sich sofort nach Schwerin zu begeben, um sich bei der dortigen Kommandantur als Arrestant zu melden.

Am 1. Juli trat ein Kriegsgericht unter dem Vorsetze des Erbprinzen Friedrich Ludwig zusammen. Dasselbe verurtheilte den Generalleutenant v. Pressentin wegen seines ganzen Benehmens vor und während des Schillschen Detachements vor der Stadt Rostock, auch besonders, weil er es unterlassen, vor Uebergabe der Stadt Kriegsrat zu halten, daß er wegen bewiesener Altersschwäche von seinem Gouverneurposten in Ruhestand zu versetzen und dabei in Rücksicht seiner vieljährig treu geleisteten Dienste der Gnade des Herzogs zu empfehlen sei. Major v. Below wurde mit einem viermonatlichen Festungsarrest bestraft.

Zur Darstellung des Gefechts bei Damgarten und der weiteren Begebnisse sind die Berichte der beiden Bataillons-Kommandeure, des dem Stabe des Generals Candras attachierten Kapitän von Bilguer, des Kapitän von Kampf, sowie die Akten der gerichtlichen Untersuchungen, welche einige Wochen nach dem Gefecht abgehalten wurden, benützt worden.

Unmittelbar nach dem Einrücken des Grafen v. Moltke in Rostock hatte der Gouverneur den Förster Brittwitz in Gehlsdorf veranlaßt, dem Major v. Bülow sagen zu lassen, er möge doch schleunigst eine Meldung von dem Geschehenen an den General v. Candras schicken, selbst aber seinen Marsch thunschlüßig beeilen, damit er nicht unterwegs aufgehalten würde. Der Major erhielt in Ribnitz vom Herzog den Befehl, sich unter die Befehle des Generals v. Candras zu stellen, marschierte infolgedessen am 23. Mai nach Damgarten weiter und vereinigte sich dort mit dem 2. Bataillon.

Als der General v. Candras durch den Herzog von der Wegnahme der Festung Dömitz und der Absicht Schills, auf Stralsund zu marschieren, Nachricht erhalten, hatte er am 20. Mai mittags 12 Uhr zur Sicherung des Rednitz- und des Trebelpasses — weitere Brücken führten damals nicht über die Rednitz-Trebel-Flußlinie — die Compagnie v. Ederhorst vom 2. Bataillon nach Damgarten und die Compagnie v. Schabe vom 1. Bataillon, beide mit einem Detachement polnischer Chasseurs, nach Triebseez entsendet.

Am 22. Mai, abends 7 Uhr, erhielt der zum General v. Candras entsendete Flügeladjutant Kapitän v. Balthasar vom Herzog die Mitteilung durch eine Stafette, daß das Schillsche Corps im Anmarsch sei. Der Kapitän übergab diesen Brief dem Kommandeur des 2. Bataillons, dem Major v. Pressentin — ein Sohn des Gouverneurs —, welchem als Kommandant von Stralsund sämtliche Truppen des Platzes unterstanden. Der Major schickte eiligst einen Chasseur mit der Meldung an den General-Gouverneur, der sich auf einem Landhüte in der Nähe von Stralsund aufhielt, und befahl, daß die beiden Bataillone sich zum sofortigen Abmarsch bereit halten sollten.

Sobald der General ankam, gab er folgende Befehle:

1. Der Major v. Pressentin marschirt mit dem 2. Bataillon nach Damgarten.
2. Der Major v. Moltke mit dem 1. Bataillon nach Richtenberg.
3. Der Lieutenant v. Koppelow geht nach Rügen, um die in Bergen stationierten Compagnien von Hartwig vom 2., und v. Graevenitz vom 1. Bataillon zu beordern, so

schnell wie möglich zum 1. Bataillon in Richtenberg zu stoßen.

4. Der Major v. Wasserwas, Chef der kaiserlichen Artillerie, detachiert die Reserve-Batterie nach Greifswald und sorgt für Munition, auch für die Infanterie.

5. Alles Gepäck und die übrige Armatur und Munition wird sogleich an den Hafenskapitän Mollard abgeliefert und geht unter Befehl des Kapitäns von Sprewitz zu Schiff nach Stettin ab.

Um 12 Uhr nachts marschierte das Regiment ab. Das 2. Bataillon erreichte Damgarten —  $5\frac{1}{2}$  Meilen — nach einem sehr beschwerlichen Marsch am 23. Mai nachmittags 2 Uhr. Bei der übergroßen Hitze blieben viele Marode zurück, welche sich aber im Laufe der Nacht sämmtlich wieder bei ihren Compagnien einfanden.

Der Major v. Pressentin hatte in Damgarten folgende Truppen zu seiner Disposition: das 2. Bataillon (5 Compagnien) 18 Offiziere, 45 Unteroffiziere, 27 Spielleute, 407 Mann; Grenadier-Compagnie von Boddien (geführt vom Stabskapitän v. Pressentin) 7 Offiziere, 5 Unteroffiziere, 5 Spielleute, 42 Mann; Voltigeur-Compagnie von Bülow (geführt vom Stabskapitän von Storch) 9 Offiziere, 7 Unteroffiziere, 2 Spielleute, 41 Mann; zusammen Infanterie 34 Offiziere, 57 Unteroffiziere, 54 Spielleute, 490 Mann. Außerdem Husaren (mecklenburgische Landgendarmarie) 1 Offizier, 1 Unteroffizier und 33. Gemeine; polnische Chasseurs 1 Offizier, 2 Unteroffiziere und 78 Gemeine; 6 Kanonen mit Munitionswagen 3 Offiziere, 5 Unteroffiziere, 32 Gemeine und 3 Spielleute.

Das Schillsche Corps — 2000 Mann mit 3 Kanonen stark — war also dem mecklenburgischen Detachement um das Vierfache überlegen. Dazu kam, daß das letztere sehr mangelhaft bewaffnet und ausgerüstet war. Die 5 Compagnien des 2. Bataillons hatten z. B. nur 20 Patronen pro Mann beim Abmarsch von Stralsund erhalten, von der Compagnie v. Boddien hatte jeder Mann nur 12 Patronen und die Compagnie v. Bülow sogar nur 2—4 Patronen pro Kopf. Ein Gefreiter der Compagnie v. Boddien sagte gerichtlich aus, er habe seinem Hauptmann, als sie auf den vordersten Posten kommandiert seien, gesagt, die Leute hätten nur 12 Patronen, und aus diesen sei das Pulver zum größten Teil ausgelaufen, so daß er sich aus seinen 12 nur 5 Patronen habe machen können; der Hauptmann habe sich insolgedessen an den Major v. Pressentin gewendet, aber den Bescheid bekommen, daß er keine weiteren Patronen erhalten könne. Ein anderer Grenadier derselben Compagnie sagte aus, er habe aus den Artillerie-Munitionswagen zwar noch 3 Patronen bekommen, die seien aber für den Lauf zu groß gewesen. Die Geschütze waren mit Bauernpferden bespannt, die Gespannführer waren Knechte; außerdem fehlte es an ausreichender Munition und an der nötigen Zahl von tüchtig ausgebildeten Kanonieren.

(Fortsetzung folgt.)





## Monatschau.

### Politik.

Der Wahlkampf ist endlich beendet und er ist diesmal mit einer solchen Erbitterung geführt worden, daß mehr als sonst die Wortgefechte nicht nur in Beleidigungen und Beschimpfungen, sondern vielfach in die größten Thätlichkeiten übergegangen sind. Ein wenig weiter noch — und die liebenswürdige Institution des allgemeinen Wahlrechts hat auch uns in südamerikanische Zustände versetzt, wo so manche in geschlossenen Räumen begonnene Wählerversammlung und Parlamentsitzung sich als leichtes Revolvergefecht auf den Straßen fortsetzt und am Abend der „politischen“ Tage eine Anzahl Leichen das Straßenpflaster der Hauptstädte bedecken. Diese kurz angebundene Praxis hat gewiß ihre Bedenken. Immerhin mag offene Frage bleiben, ob es für Land und Volk nicht glücklicher wäre, so manche politische Differenz summarisch und schnell mit ein paar gesunden Pistolentugeln zu entscheiden, als ein christliches Volk Wochen und Monate lang dem Hagel der vergifteten Pfeile auszusetzen, die von den Oppositionsparteien in Gestalt von Lügen, Verdächtigungen, Aufreizungen und Verleumdungen aller Art auf Unmündige und Wehrlose geschleudert werden, und dem Volke so Wunden moralischer Art zu schlagen, die auch in Jahren nicht ausheilen.

Inzwischen — die traurige Institution ist da. Sie von heute auf morgen beseitigen, ist nicht möglich, sie fortbilden, kostet Zeit und Kampf. Es gilt also, einstweilen sich mit ihr abfinden und soviel daraus machen, als nach Lage der Dinge daraus gemacht werden kann.

Die Parteien der Rechten, obschon sie im Herzen nur sehr teilweise der großen Militärvorlage zustimmten, haben sich alle erdenkliche Mühe gegeben, der Regierung eine Mehrheit zu liefern. Und wenn auch ganz zuverlässige Berechnungen in dem Augenblick, da wir schreiben, noch nicht möglich sind, so scheint doch, daß bei einigermaßen geschickter Behandlung der Sachen und der Personen die Regierung eine Vorlage durchbringen wird, welche dem Antrag Huene annähernd entspricht. Das Jünglein an der Wage bilden diesmal die Antisemiten. Sie sollen teilweise Gegner der Vorlage sein. Es kann aber einem gewandten Staatsmanne nicht schwer werden, diese Partei durch Zugeständnisse zu gewinnen, die überdies ja den Vorteil haben würden, daß sie in christlich-germanischer Richtung liegen müßten. Charakteristisch für den neuen Reichstag ist, daß gerade diejenige Partei, die das Militärgesetz im alten Reichstag zu Fall gebracht, bei dem Appell an die Wähler die allerschlechtesten Geschäfte gemacht hat. Gewonnen hat die Rechte und gewonnen haben die Socialdemokraten.

Fast noch wichtiger als die Militärvorlage selbst war aber schon bei den Wahlen und wird demnächst auch im Reichstage die Unterfrage sein: wenn nun die Heeres-

verstärkung beschloffen wird und durchgeht, womit sollen die Kosten gedeckt werden? Denn wenn von den Oppositionsparteien die Kostenfrage zur Abschreckung der Wähler immer wieder und wieder in den Vordergrund gerückt worden ist, so darf man erwarten, daß bei der Deckungsfrage die Geister des Manchesterturns und der nationalen Wirtschaftspolitik ganz besonders blutige Schlachten schlagen werden — um so heftigere, als die verbündeten Regierungen noch zu tasten scheinen, wenn es nicht planmäßige Verschwiegenheit war, die während des Wahlkampfes fast alle neuauftauchenden Steuerkombinationen unwiderrprochen ließ. Natürlich sind die Vorschläge der Politiker und der Kannegießer so bunt wie die Fraktionskarte von Deutschland. Neben Steigerung der direkten und indirekten Steuern, welche schon bestehen, tauchen auch immer wieder die direkten Reichssteuern auf, die indessen innerhalb des Bundesrats wohl noch niemals ernstlich erwogen sind und auch schwerlich Aussicht haben, überhaupt erwogen zu werden. Soll das Geld direkt erhoben werden, so ist die Erhebung wohl nur mittelst Matrikularbeiträge, d. h. durch Repartierung auf die Einzelstaaten möglich. Soll das nötig werdende Geld indirekt von Reichs wegen erhoben werden, so fragt sich, welcher Gegenstand bluten soll. Die Konservativen verteidigen bis zu gewissem Grade den Branntwein, weil er in den ärmsten Gegenden ein agrarisches Nebengewerbe ist, trotzdem es es als Volksverderber gewiß verdient, stark belastet und verteuert zu werden; aber er trägt auch schon eine so bedeutende Steuerlast auf seinem Rücken, daß weitere Erhöhung einem Produktionsverbot nahezu gleichkommen würde. Dagegen würden die Konservativen gerne die Börse so stark heranziehen, wie dies in Frankreich bereits geschieht, wo über 100 Millionen erhoben werden, und überhaupt die Stempelgesetzgebung viel schärfer ausgebildet ist. Auch das Bier könnte bluten. Freilich pflegen die Liberalen das Bier als moralisches Gegengift gegen den unmoralischen Branntwein auszuspielen — doch wie wir glauben mit Unrecht. Um die sozusagen persönlichen Eigenschaften der toten Getränke kann es sich ja bei objektiver Wertung derselben nicht handeln, sondern nur um die Frage, welches derselben in absoluter Zahl mehr Menschen jährlich ruiniert. Da aber sind wir durchaus nicht sicher, ob der Vergleich, wenn er sich machen ließe, wirklich zu Gunsten des Bieres ausfallen würde. Das Zechen in den Städten hat doch heutzutage einen Umfang angenommen, der entsetzlich ist, und gerade im kleinen Mittelstande werden unzählige Existenzen durch das stundenlange Kneipensitzen und die damit verbundenen Kosten körperlich und finanziell heruntergebracht und vernichtet. Ueber die Zulässigkeit von eigentlichen Luxussteuern — selbst die Rennwetten und den Totalisator haben findige Köpfe dem Fiskus empfohlen — herrscht allgemeine Uebereinstimmung, aber teils ist dies Gebiet schon von den Finanzministern der Einzelstaaten okkupiert und angebaut, teils ist keine Frage, daß, wie immer man diese Citrone presse, sie nicht viel Saft mehr hergeben wird. Luxussteuern bringen aus dem einfachen Grunde nicht viel, weil es zu wenig Menschen giebt, die in der Lage sind, Luxus zu treiben. Auf 50 Staatsbürger kommt erst 1 Kapitalist!

Wir unsrerseits wollen die Zahl der detaillierten Projekte nicht noch unnütz vermehren. Im allgemeinen würden wir in Uebereinstimmung mit unserer ganzen staatssozialistischen Richtung die Herstellung einer Reihe von Monopolen für das weitaus Richtigste halten. Solche Staatsinstitute bringen leicht und sicher das Geld, welches für die Wehchastmachung des Volkes nötig ist, sie bedrücken niemanden und können die etwa bei der Einrichtung Geschädigten reichlich entschädigen; und sie bieten endlich — das ist ihr Vorzug vor allen anderen Steuern — dem einsichtsvollen Staate die Möglichkeit, aus Hunderttausenden von unzufriedenen socialdemokratischen Arbeitern ebensoviele zufriedengestellte Beamte zu machen, deren Schicksal mit dem Gedeihen und Fortbestehen des Staates so eng verbunden ist, daß sie den Zweig abfägen würden, auf dem sie sitzen, wenn sie Revolutionäres unternehmen wollten.

Ob freilich irgend eine Aussicht sich bieten wird, dergleichen Pläne zu verwirklichen, steht sehr dahin. Der leztverflossene Reichstag war noch so ganz und gar ein Träger



privatkapitalistischer Grundanschauung und Befechter des „heiligen“ Eigentums, daß jeder staatssozialistische Vorschlag auch bei den „Socialreformern“ nur zähen Widerstand gefunden haben würde.

Die socialdemokratische Partei hat wiederum erheblich an Stimmen zugenommen und eine Reihe von Mandaten neu erobert. Andere freilich hat sie auch verloren und auch das ist vorgekommen, in kleinen Städten sogar in auffälliger Weise, daß die absolute Stimmenzahl nicht unbedeutende Rückschritte gemacht hat. Zudem wir geben zu, daß es ein geringer Trost ist, wenn die Fortschritte der Socialisten nicht so überwältigende gewesen sind, wie die Prahlereien der Führer sie in Aussicht stellten. Die Thatfache bleibt bestehen, daß die Flut im Ganzen und Großen doch noch im Steigen begriffen ist. Und damit ergibt sich denn immer dringender die Notwendigkeit, mehr als bisher den Ursachen der großen Krankheit nachzufinnen und den Mitteln zu ihrer Abhülfe. Denn auch der Hoffnungsvollste kann sich Täuschungen nicht mehr hingeben, daß keine Worte, sondern nur noch Thaten das rollende Rad werden aufhalten können, und daß es sich nur noch darum handeln kann, ob die Regierung mit den gebildeten und besitzenden Klassen eine Reform in die Hand nehmen, oder ob schließlich die Socialdemokratie selbst ihre Thaten thun wird, die dann freilich nur im Zerstören bestehen, aber eben zerstören und vernichten würde, was Jahrhunderte in mühsamer Arbeit gebaut.

Es hat irgend ein Theaterkritiker gesagt, ein größeres Publikum könne im einzelnen aus ziemlich dummen Teufeln bestehen, im Durchschnittsurteil der Gesamtheit werde doch stets etwas Wahres liegen. Das ist nicht ganz unrichtig auch für die Politik. Und dasselbe gilt von dem anderen Sprichwort, daß ein einziges Körnlein Wahrheit einen ganzen Lastwagen voll Irrtümer leicht mache. Die Nutzenwendung auf die Socialdemokratie ergibt sich von selbst. Die socialistischen Kandidaten im beendeten Wahlgang waren zum guten Teile, wie früher auch schon, völlig ungebildete Nachsprecher, die eine einzige auswendig gelernte Rede auf der Walze hatten, und eine beschränkte Anzahl schablonenhafter Antworten auf mögliche Anfragen, zum Teil sogar Einfallspinsel, die sich befähigt hielten, über politische Fragen zu urteilen, weil sie aus dem eigenen und dem freisinnigen Vorrat sich einige Schlagworte angeeignet hatten, mit denen die Besitzenden und Regierenden als Ausbeuter und Spitzbuben verdächtigt und der „Klassenstaat“ als eine Maschinerie dargestellt wurde, die nur zum Zweck habe, den Beamten die Taschen zu füllen. Aber so einfältig die Einzelnen auch immer sein mögen — im Socialismus als System liegt dennoch ein Zukunftsgebäude, der so oder so sich verwirklichen wird.

Zu welcher Weise etwa die Reform anzugreifen wäre, darüber hat der evangelisch-socialen Kongreß soeben wieder längere und recht interessante Beratungen gepflogen, ohne daß wir sagen möchten, daß diese Beratungen die Lösung der Probleme wesentlich geklärt, oder feste Entschlüsse gezeitigt hätte, mit Entschiedenheit vorzugehen.

Unsere Ansicht bleibt es aber, daß, wenn Gott der Herr die Entwicklung des Handwerks zur Manufaktur und zum Maschinen-Großbetrieb zugelassen und durch diese Zulassung uns Menschen des 19. Jahrhunderts gewaltige politische Aufgaben gestellt hat, diese Aufgaben nur so gelöst werden können, daß unter vielem Anderen auch eine Ausdehnung der Gemeinwirtschaft auf Kosten der Einzelwirtschaft stattfindet. Auf andere Weise wird unseres Erachtens das niemals beseitigt werden, was man Proletariat nennt. So lange es Proletariat giebt, wird es aber auch Socialdemokraten geben. Die christlichen Arbeitervereine sind eine schöne Sache, aber sie bleiben bisher an der Peripherie und dringen noch nicht ins Centrum. Denn wenn auch alle Arbeiter und alle Arbeitgeber geförderte Christen wären — die Arbeiterfrage würde dennoch dasselbe bleiben, was sie jetzt ist, eine wirtschaftliche Krankheit, die nur mit wirtschaftlichen Mitteln zu heilen ist.

Es ist auf dem Socialkongreß auch viel Treffliches geredet worden über die Bedeutung des persönlichen Christentums im Kampf der Zeit und über die notwendige An-

näherung der Stände, die an Stelle der einstweilen leider noch wachsenden Entfremdung treten soll. Aber auch die größte gesellschaftliche Annäherung, wenn es gelänge sie zu verwirklichen, kann den wirtschaftlichen Gegensatz nicht heben, sondern nur mildern. Und die unzweifelhaft richtige Feststellung, daß das Christentum nicht nur Geschichte und Dogmatik, sondern auch Kraft und praktische That sei, wird den inneren Frieden in den zerrissenen Ständen unseres Volkes nicht herstellen, wenn nicht diese Kraft und diese That auch auf dem volkswirtschaftlichen Gebiet sich bewähren. Nur die Verstaatlichung großer Industrien und die Verleihung der Beamtenqualität mit gesicherten Erwerbs- und Pensionsverhältnissen an die beteiligten Arbeiter kann mit der Zeit so viel Glieder des vierten Standes in das „staatsfreundliche“ Lager herüberziehen, als nötig sind, um unseren Staatsbau vor Stürmen zu schützen.

Ob und wann es wirklichen Arbeiterfreunden möglich werden wird, an Stelle der gegenwärtigen Abenteurer Arbeiterführer zu werden und eine wirkliche Arbeiter-Wählerschaft um sich zu sammeln, das hängt lediglich davon ab, ob sich Männer finden, die die Brücken hinter sich abzubrechen bereit sind und Entfagung genug besitzen, um im harten Kampf gegen die besitzenden und herrschenden Klassen das notwendige Stück Socialismus für den vierten Stand zu erkämpfen. Daß dieser Kampf gewissermaßen im Frieden durchgeföhrt werden könnte, ist eine Meinung, die wir für Illusion halten. Wer ihn durchföhren will, darf nicht im geguerischen Lager bleiben, sondern muß sich mit beiden Füßen auf den Boden der Anklage stellen, die das zwanzigste Jahrhundert gegen das neunzehnte schon jetzt erhebt und immer vernehmlicher erheben wird.

Verwunderlich schien uns, daß Professor Adolf Wagner vor socialistischen Velleitäten warnte, deren er sich doch unseres Erachtens in seinem Lehrbuch früher recht dringend verdächtig gemacht hat. Leider ist aber überhaupt seit dem Empfang der sogenannten Kaiser-Delegirten eine stark rückläufige Bewegung unter den Sozialreformern eingetreten. Wir beklagen das. Und wir wünschen, daß, wenn die socialistische Festung nicht im Sturm zu nehmen und die Bureauratie nach Möglichkeit bemüht war, auch da noch Hindernisse und Schwierigkeiten zu schaffen, wo gar keine waren, man nun um so nachhaltiger sich der regulären Belagerung bestreben möchte, die still und geräuschlos, aber auch mit bewußter Planmäßigkeit eine Parallele nach der anderen eröffnet.

Zu den Parteien, welche entschiedene Einbuße an Stimmen und Mandaten erlitten haben, gehört auch das Centrum. Diese Partei ging unter sehr ungünstigen Umständen in den Wahlkampf. Windthorst war ein vorsichtiger Führer gewesen. An der unitas in necessariis, d. h. an der Einigung in allen Kirchenfragen hielt er unbedingt fest. Wenn er aber sah, daß in debüis die Meinungen auseinandergingen, so ließ er den Einzelnen Freiheit und wußte konservative und liberale Elemente zusammenzuhaltten und Spaltungen zu verhindern. Sein plumper Nachfolger, Dr. Lieber, hat gleich bei der ersten großen Entscheidung fertig gebracht, was sein Vorgänger durch 20 Jahre und länger mit so großem Geschick vermieden, er hat die konservativen und die liberalen Katholiken auseinandergetrieben und den „Turm“ gesprengt. Wenn die Spaltung bei dem diesjährigen Wahlgang noch nicht in großen Ziffern zum Ausdruck gekommen und das „rechte Centrum“ noch keine Partei von Bedeutung geworden ist, so liegt das vor allem an der Neuheit der Bewegung, die sich teils erst nach der Auflösung des Reichstags entwickelte. „Gut Ding will Weile haben“ und kleiner Anfang kann niemals als Beweis gelten, daß auch der Fortgang unbedeutend bleiben werde. Die Herren von Schorklemer und von Huene — zwei alte Offiziere — werden mit der Zeit schon aus ihren noch unorganisierten Truppen eine schlagfertige Armee zu bilden wissen.

Uebrigens drohte dem Centrum nicht nur von rechts her der Abfall. In Süddeutschland ist wiederum der Demokratismus des Dr. Lieber den Leuten nicht radikal genug. Viele Wähler, die bisher stets für das Centrum gestimmt haben und nun doch unter schlechten Zeiten und hohen Steuern leiden, schieben den bisherigen Deputierten

die Schuld an dem allgemeinen Unglück zu und wählen nun entweder die schärfere Tonart des Dr. Sigl, oder auch den „Bauernbund“, der aber einerseits noch agrarischer ist, als die Agrarier, und andererseits von der Militärvorlage nichts wissen zu wollen scheint.

Welche Stellung die veruneinigten Brüder nun zu einander einnehmen werden, muß abgewartet werden. Nur soviel steht fest, daß es mit der Einheit der Katholiken in außerkirchlichen Dingen vorbei ist und daß sie Stimmen sowohl nach rechts hin abgeben werden, wie auch nach links.

Eine merkwürdige Verstärkung hat, wie schon erwähnt, die merkwürdige Partei der Antisemiten erfahren. Wir sagen „merkwürdig“. Denn wenn im Ideentriebe dieser Partei der Kampf gegen das Judentum obenan steht und wenigstens bei Einzelnen die Illusion gepflegt wird, daß alles oder doch vieles gut werden würde, wenn nur der Kampf gegen die Juden eine praktische Verwirklichung in entsprechenden Gesetzen fände, so ist schwer zu verstehen, wie es möglich ist, daß so viele normal veranlagte Menschen sich mit der reinen Negation begnügen.

Wir glauben in keiner Weise die Verheerungen zu verkennen, welche Juden und jüdisches Kapital in Deutschland und überall in der Welt anrichten. Aber die Krankheit liegt doch nicht in dem Parasitenvolk als solchem, sondern der Umstand, daß die Parasiten so gedeihen, zeigt nur, daß kranke Stellen im Volkskörper vorhanden sind. Die Ausdehnung, welche sie gewonnen hat, hätte die antisemitische Richtung ganz gewiß nie gewinnen können, wenn die Konservativen in den letzten zwanzig Jahren auch nur etwas Initiative bewiesen und nur mit einiger Wärme auf die Christianisierung unserer Institutionen hingearbeitet hätten. Daß das in der leisetretenden Ära Hellborns nicht geschehen, hat dann auch hier ein Geschlecht von „Jungen“ gesetzt, die mit den „Tungen“ aller Orten und Zeiten das gemeinsam haben, daß sie ungeflüm und radikal das Populäre in den Vordergrund schieben und gelegentlich Forderungen aufstellen, von denen sie selber wissen oder doch wissen könnten, daß sie niemals erfüllt werden.

Als böses Gewissen der Konservativen mögen die Antisemiten eine segensreiche Mission erfüllen; es wäre schön, wenn sie sich in dieser Funktion selbst überflüssig machten. Im übrigen werden sie, da sie nun Fraktionsstärke erlangt haben, entweder sich ein vertieftes gemeinsames Programm geben, oder die Lösung der wirklich schwebenden Zeitfragen denen überlassen müssen, welche die Sachen tiefer fassen als sie, welche die Krankheiten, an denen wir leiden, von Grund aus zu heilen streben und nicht dem Charlatan gleich nur an den Symptomen herumdoktern.

Eine entschiedene Besserung der Lage im deutschen Sinne hat in Elsaß-Lothringen stattgefunden. Es läßt sich zur Stunde noch nicht übersehen, wie im einzelnen die Abgeordneten sich stellen werden. Soviel aber ist klar, daß die deutschen Minoritäten sehr stark geworden sind und daß mehr deutsch Gesinnte gewählt sind als früher. Freilich in der Stadt Straßburg ist man vom Regen in die Traufe gekommen. Es ist ein „Alt-Deutscher“ gewählt. Aber dieser „Alt-Deutsche“ heißt Babel!

\* \* \*

Vom Auslande ist so wenig wie möglich zu berichten. In England geht der Kampf um Homerule weiter, und zwar mit steigenden Mißerfolgen für den alten Gladstone. Doch ist man von endgültigen Abchlüssen noch weit entfernt. In Oesterreich spielen ganz ähnliche nationale Kämpfe sich ab, das verzweifelste Ringen der Jungtschechen um die böhmische Autonomie. Und hier ist die Bewegung in den slavischen Volkspflittern insofern noch durchgreifender und radikaler, als sie nicht nur innerpolitische Aenderungen, sondern die ähñhere Politik des gesamten Kaiserstaats in ihr Gegenteil verkehren will. An die Stelle des Dreibundes soll der Bund mit Rußland treten, der aber, wenn verwirklicht, den unruhigen Köpfen und Fäusten in Prag doch lange nicht genügen, sondern

sie nur weiter antreiben würde, aus dem Verbanne des österreichischen Staates auszuscheiden und in dem großen Slavenreiche des Ostens aufzugehen. Zum Glück ist an eine Politik der Abenteuer in Wien vorerst nicht zu denken, vielmehr nach den Delegationsreden des Grafen Kalnoky nichts anderes zu erwarten, als eine Fortsetzung des alten friedlichen Kurses.

Als erfreulichste Nachricht vom Auslande kann jedenfalls das Ausstellungsergebnis der Deutschen in Chicago gelten. Es scheint wirklich nicht nur Eigenlob und Prahlerei zu sein, sondern eine auch von den Gegnern anerkannte Thatsache, daß unsere Industrie in vielen Zweigen derjenigen aller anderen Länder sich überlegen gezeigt hat. So ungern sie es thut, versteht die Welt sich zu dem Bzgnis, daß unter allen kriegerischen Rüstungen und Bereitungen unseres Volkes dennoch sein Kunstsinne und Gewerbsleiß im großen und kleinen noch nicht gelitten haben; ja auch diejenigen Ausländer, die uns, bisweilen gewiß mit Recht, recht unliebenswürdig finden und unseren Volkscharakter nicht leiden können, erklären unwillig aber ehrlich, daß sie wenigstens Ursache haben, uns nachzuahmen und von uns zu lernen.

### Kolonialpolitik.

Seit der Abfindung des Kolonialberichts für die Mai-Ausgabe dieser Zeitschrift sind eine ganze Anzahl wichtiger Erfolge aus unseren Schutzgebieten bekannt geworden, kriegerischer Natur zumeist, doch auch zum Teil erreicht auf dem Wege friedlicher Vereinbarung und ruhiger, zielbewußter Arbeit. Zur Zeit steht die Einnahme von Hornkranz, des besetzten „Regierungssitzes“ des Nama-Häuptlings Hendrik Witbooi, im Vordergrund des kolonialen Interesses, hatte man doch jahrelang von der Heimat aus mit steigender Unzufriedenheit die traurige Rolle verfolgt, welche unter dem Hohn dieses Räuberhauptmannes das Deutschthum im südwestafrikanischen Schutzgebiete, vor allem aber die dortige deutsche Schutztruppe, spielen mußte. Nun ist Hendrik vertrieben aus seiner felsigen Festung und treibt sich nach den letzten Berichten im Lande umher, um unter dem Schutze der Nacht schlecht bewachte Viehposten, auch wohl gelegentlich einen solchen der deutschen Schutztruppe bei Kl.-Windhoek, zu überfallen und Vieh zu rauben. Er wird seinem Schicksal nicht entgehen; mag auch das Räuberleben immerhin einige hungernde Namas und irgend welches Gesindel, das in dem ungeheuren Weidelande natürlich nicht fehlt, verführen, ihr Los mit dem seinigen zu verknüpfen, so enden doch derartige Existenzen regelmäßig in raschem Niedergang, den ihnen die steigende Verwilderung und die zunehmende Feindschaft aller ruhigen Einwohner bereiten. Bemerkenswert ist, daß man nun auch endlich aus den beschlagnahmten Papieren des vormaligen Häuptlings weiß, welches die englischen Quellen waren, welche von Walfischbay aus mit geradezu beleidigender Unverschämtheit dem Hendrik Gewehre und Munition zuschanzten. Hoffentlich ist man in diesem Falle seitens unseres Gouvernements unnachsichtig gegen die deutschefreundlichen Firmen vorgegangen und geniert sich auch nicht, die Namen der sauberen Herren Inhaber und Vertreter in deutschen Blättern zu veröffentlichen. Hat doch erst deutsches Blut fließen müssen, um den nur durch den Schießzeugschmuggel ermöglichten Widerstand zu brechen. Handelt es sich nun hier nur um Private, so wird in den letzten Nachrichten auch ein trefflich passendes Seitenstück der Kapregierung und des englischen Befehlshabers von Walfischbay gemeldet. Als nämlich vor einigen Wochen ein deutsches Kanonenboot eintraf vor der Walfischbay — vermutlich auch, um die Schutztruppe mit neuem Schießbedarf zu versehen —, hielt es das englische „Gouvernement“ von Walfischbay für angebracht, dem deutschen Kriegsschiff

den Eingang in den Hafen zu verbieten. Wie sich die Sache geregelt hat, ist zur Zeit noch nicht bekannt; jedenfalls wäre die Begründung, Hendrik Witbooy als „kriegsführend“ mit dem deutschen Reiche ansehen zu wollen, eine derart plumpe Taktlosigkeit des englischen Magistrats, daß es unbegreiflich wäre, wenn darauf von Berlin aus nicht eine gebührend deutliche Antwort erteilt würde. Unterdessen geht die South-West-African-Company so rasch wie irgend möglich im Schutzgebiete vor, um die Ausbeutung der Otavi-Mine und den Bau einer Eisenbahn dorthin auszuführen. Charakteristisch ist, daß die zur Aufsicht beigegebenen deutschen Herren von Bülow und Dufst von der ersten englischen Expedition der Company gebeten worden sind, möglichst sich getrennt von derselben zu halten, um keine Erregung zum Schaden der Engländer hervorzurufen. Man ersieht aus dieser seltsamen Bitte noch nicht recht, ob auf Seiten der Engländer ein besonderes großes Maß von Vorsicht, jenem besseren Teile der Tapferkeit, zu Grunde lag, oder die Absicht, den Eingeborenen gegenüber zu verhehlen, daß die englische Expedition unter deutscher Staatsaufsicht arbeitet. Mit Rücksicht auf die große Wahrscheinlichkeit der letzteren Annahme hätten wir es lieber gesehen, wenn die deutsche Aufsichtskommission bestimmter aufgetreten wäre. Es macht keinen sehr oberflächherrlichen Eindruck, wenn die englische Expedition früher anlangt als die Deutschen, und wenn, natürlich ohne Rücksicht auf die letzteren, der englische Expeditionsführer sich die „Erlaubnis“ vom Häuptling erteilen läßt, Otavi zu bearbeiten. Zieht man schließlich die über alle Maßen gehässigen Berichte der englischen Kap-Presse über die Einnahme von Hornkranz in Betracht, so erhält man einmal wieder ein so deutsches Bild von der „freundschaftlichen“ Gesinnung der Engländer gegenüber der deutschen Kolonialpolitik, daß man unseren Kolonisten nur das denkbar größte Mißtrauen, der Regierung aber zum mindesten die unnachsichtigste Bestimmtheit den Engländern gegenüber empfehlen möchte.

Glücklicherweise sind die Berichte über die Anbaufähigkeit des Landes für Acker- und Viehwirtschaft sowie über die Resultate der Vergbauuntersuchungen so günstig, daß man hoffen darf, das deutsche Element werde durch größere Zahl und durch gutes Zusammenhalten das künstlich geschaffene wirtschaftliche Uebergewicht paralytisieren.

Ein harmonischeres Bild nationaler und wirtschaftlicher Erfolge bietet zur Zeit Deutsch-Ostafrika. Die Montierung des Wismann-Dampfers auf dem Nyassa-See, die nunmehr beendet sein dürfte, und die Anlage der besetzten Station Langenburg am Nordende dieses Sees sind schon allein nicht zu unterschätzende Fortschritte zur Befestigung und Erweiterung unseres Ansehens und unserer Autorität auf der wichtigen Linie Tanganyika-Nyassa-Sambesi. Freilich hat das Unternehmen große Summen beansprucht; aber Deutschland mußte, wenn es die centrale Stellung seiner Kolonie verwerten wollte, dieses natürliche Eingangsthor doch einmal berücksichtigen, je früher, desto besser. Ob es aber jetzt schon angebracht ist, weiter zu gehen, wie Wismann dies beabsichtigt, und eine Station am Tanganyika anzulegen, erscheint uns sehr zweifelhaft. Es ist ja leicht begreiflich, daß Wismann den dringenden Wunsch hat, endlich einmal mit der deutschen Flagge an diesem Sklavenraubnest — so kann man besonders den südlicheren Teil des Sees wohl nennen — zu erscheinen und vor allen Dingen den am deutschen Ufer ansässigen alten Sklavenhändler und Häuptling Merere unschädlich zu machen, nachdem er ihm im März dieses Jahres schon einen vorläufigen kurzen Besuch abgestattet hatte. So wacker aber auch am See schon durch die Belgier in der Bekämpfung der Sklavenräuber vorgearbeitet ist, so würde doch die eine deutsche Expedition nur die Vorläuferin mehrerer nachfolgenden sein können, und hierzu fehlt es nicht nur an Mitteln, sondern vor der Hand an dem nötigen Rekrutierungsmaterial. Es ist daher zu hoffen, daß die europäische Post, die den Major bei Abgang der letzten Nachricht seit fünf Monaten nicht erreicht hatte, ihn inzwischen angetroffen hat und ihm besonders über die zusammengeschmolzenen Mittel des Antisklaverei-Komitees keinen Zweifel läßt. Ohnehin dürfte ihn der Uebergang der Dampferstation an das Reich

dazu bewegen, in neue Verhandlungen mit letzterem über seine künftige Beschäftigung zu treten. Bestehen wir uns nun auf diesem Wege in erfreulichem Fortschritt, so sind auf der wichtigsten Karawanenstraße, nämlich Bagamoyo-Tabora, ebenfalls zwei Erfolge zu melden, die endlich geeignet sein dürften, dem durch die Mafiti-Einfälle schon nach Norden abgelenkten und beunruhigten Handel zu neuem Schwung zu verhelfen. Am 3. März stürmte Lieutenant v. Bothermer die Tembe des Bagogo-Häuptlings Masenta mit 55 Mann, wobei er selbst verwundet, Feldwebel Erttel aber tödlich durch die Brust geschossen wurde. Der sehr erbitterte Kampf wurde durch den einzigen noch kampffähigen Weißen, Sergeanten Wilhelm, mit Ruhe und Entschlossenheit zu einem siegreichen Ende geführt. Hierdurch ist der stets gefährliche Wegeabschnitt zwischen Mpwapwa und Nyangwira neu gesichert. Die durch Soden im vergangenen Jahre angeordnete Anlage der Station Nyangwira, die dem Kampfe als Rückhalt diene, hat sich also voll bewährt. Der zweite Kampf ist durch Lieutenant Prince geleitet worden, er bestand ebenfalls in der Erstürmung einer stark befestigten Bagogo-Tembe, und zwar auf der Strecke Nyangwira-Tabora. Dieser Sturm ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Zunächst war der Gegner offenbar eine Persönlichkeit, die durch Ansätze politischer Berechnungen in Verbindung mit dem organisatorisch beanlagten Häuptling Sika von Tabora, mit dem er in der That verbündet war, den Deutschen äußerst gefährlich werden konnte. So zeugt die Erscheinung, daß die Bagogo sich bei ihrem der Erstürmung vorangehenden Angriffe auf die Karawane gleichmäßig zur Erde warfen, um dem Feuer zu entgehen, von einer gewissen Taktik, ebenso verrät das Gesecht mit den Wabehe, welche die Station Nyangwira oder die Prince'sche Truppe im Rücken fassen sollten, eine gewisse kriegerisch-militärische Anlage. Wenn sich Lieutenant Prince diesem Gegner gegenüber entschloß, ihn in seiner bis 400 Meter breiten Tembe durch nächtlichen Angriff anzugreifen, so stehen wir hier vor einer Initiative, die eines großartigen Zuges nicht entbehrt. Wag bei dem glücklich durchgeführten Sturme das grelle Licht der Magnesiumfackeln und das Unerhörte eines nächtlichen Sturmes die Hauptrolle für den schnellen und gründlichen Erfolg gespielt haben, immerhin bildet die Zerstörung der Tembe des Maini Mtwana eine der glänzendsten Episoden der neuesten deutsch-ostafrikanischen Geschichte, nicht sowohl durch die Entschlußfähigkeit des Führers, als auch durch die Disciplin der schwarzen Truppe, die sich Tags zuvor unter Verlust von 21 Mann durch einen ununterbrochenen Angriff in unübersichtlichem Terrain zur Station Nyangwira hatte durchschlagen müssen. Es liegt denn auch eine wohlverdiente Anerkennung darin, wenn dem Compagnieführer Prince nach seiner Ankunft in Bagamoyo sogleich die neue Station Langenburg am Nyassa überwiesen wurde, welche zur Zeit den gefährlichsten und verantwortungsvollsten, aber auch selbständigsten Posten in Deutsch-Ostafrika bilden dürfte.

Neben diesem kriegerischen Erfolg bleibe nun auch der Kulturfortschritt nicht unerwähnt, welcher sich aus dem jüngst veröffentlichten Geschäftsbericht der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ergibt. Hiernach scheint man das vielbesprochene Experiment der Einführung chinesischer Arbeiter auf den Plantagen der Gesellschaft als gelungen betrachten zu können, nicht sowohl wegen der ja bekannten Arbeitskraft und Intelligenz dieses Materials, als auch besonders wegen der Wirkung, welche dieses Beispiel ruhiger und stetiger Arbeit auf den Eingeborenen gemacht hat. Die unvernünftig hohen Arbeitslöhne sind gefallen und die Schwarzen bequemen sich bereits dazu, nicht sogleich davon zu laufen, sobald ihr Verdienst zum Ankauf irgend eines Genußmittels oder Schmuckgegenstandes anreicht. Bemerkenswert ist auch die Thatsache, daß zwei der Gesellschaft gehörige Faktoreien sich bereits rentieren, ein Beweis, daß die oft von Kolonialgegnern aufgestellte Behauptung, der weiße Kaufmann werde niemals mit dem Indier konkurrieren können, weil er einfach nicht stundenlang mit ihm um die Wette zu feilschen vermöge, falsch ist.

Wir müssen für heute mit Ostafrika schließen, um noch einige Worte über die Kamerunfrage anfügen zu können. Im Streit der französischen und deutschen Presse

hat sich die Angelegenheit bereits bedeutlich zugespitzt, seitdem feststeht, daß die Franzosen thatsächlich in vertraglich von ihnen garantierten deutschen Gebiete Erwerbungen gemacht und politische Verträge geschlossen haben. Daß die jahrelange Unthätigkeit Deutschlands schließlich einladend auf den französischen Annexionsseifer wirken mußte, war schon lange klar. Daß Deutschland aber diesen eklatanten Vertragsbruch nicht schweigend hinnehmen kann, erscheint uns ebenso zweifellos. Charakteristisch ist es schon, daß Pariser offiziöse Blätter zwar zugeben, daß der Vertrag von 1885 verletzt sei, aber unverfroren hinzufügen, daß ihre Offiziere bleiben würden, wo sie einmal seien, ja daß die „politique coloniale“ in echt chauvinistischer Weise, wie sie gleich thöricht eben nur in Paris vorkommen kann, für die Proteste in deutschen Blättern — Genußthuung verlangt. Wie sich die deutsche Regierung dieser täglich ernsthafter entwickelnden Frage gegenüber verhalten wird, ist noch nicht klar; für unseren Geschmack läßt ein bestimmtes Auftreten schon lange genug auf sich warten. Wir nehmen aber an, daß man erst die Beendigung der Wahlangelegenheit im Innern abwarten will. Ist auf diesem Gebiet Ruhe eingetreten, so darf man erwarten, daß Regierung und Volksvertretung einmütig in einer Frage zusammenstehen werden, deren materielle Tragweite vielleicht nicht Vielen klar sein mag, weil sie den Wert der streitigen Länder nicht schätzen können, deren ernste formale Gestaltung aber eine feste Haltung der Nation erheischt, denn es handelt sich um nichts weniger, als um die Unwertlosigkeit ihrer Grenzen.

### Wirtschaftspolitik.

Während wir dies schreiben, finden in den meisten deutschen Staaten die Stichwahlen zum Reichstage statt. Die Bedeutung dieser Neuwahlen für die künftige Gestaltung der deutschen Wirtschaftspolitik wird von keiner Seite unterschätzt; obwohl die von der Regierung ausgegebene Parole „die Militärvorlage“ lautete, hat doch der Reichskanzler selbst im zweiten Wahlgange einem Gegner der Militärvorlage seine Stimme gegeben, um an seinem Teile den Sieg eines Socialdemokraten, als eines Gegners unserer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung, zu verhindern zu helfen. Von den Socialdemokraten freilich ist unseres Erachtens auch im neuen Reichstage eine Aenderung unserer Wirtschaftspolitik nicht zu erwarten, wohl aber von den sehr gestärkten Anhängern einer entschiedenen agrarischen Reform.

Große Hoffnungen kann man augenblicklich auf diese künftige Gesetzgebung noch nicht setzen, denn die Ernte-Ansichten in Deutschland und die Lage des Getreidemarktes sind für unsere Landwirtschaft so niederdrückend, daß Gesetze und Verordnungen kaum etwas ändern können. Rußland meldet triumphierend allwöchentlich eine Besserung seines Saatensandes, auch in Ungarn haben sich die Saaten vortrefflich erholt, und das Gleiche gilt von Amerika, wo außerdem noch sehr große Vorräte von Weizen lagern. Die Getreidepreise werden also in Deutschland voraussichtlich den mittleren Stand nicht überschreiten, und daraus folgt, daß unsere Landwirte im Westen und Süden, sowie in Mitteldeutschland nicht das geringste Äquivalent für den Ausfall in der Futterernte zu erwarten haben. Hebt man auch die Bölle auf Hafer, Mais und andere Futtermittel auf und setzt die Frachttarife der Staatsbahnen für diese Artikel auf den niedrigsten Satz herab, ja gewährt man dazu noch den notleidenden Gemeinden Darlehen aus staatlichen Fonds zum niedrigsten Zinsfuß bei langer Rückzahlungsfrist: der Not kann doch nur in geringem Maße gesteuert werden. Sie wird sich auch in der Ernte des nächsten Jahres noch fühlbar machen, da es an Zugvieh und an animalischem Dünger zur Bestellung der neuen Saat fehlen wird.

Unter solchen Umständen gereicht es der Landwirtschaft zum geringen Trost, daß nunmehr die Verhandlungen über einen Handelsvertrag mit Rußland gescheitert sind.

„Gehesert“ ist wohl nicht das richtige Wort. Wir haben nie daran geglaubt, daß es Herrn Witte Ernst war, als er die Verhandlungen anknüpfte. Unser Vertrag mit Oesterreich-Ungarn legte ihm die Pflicht auf, uns um Zubilligung des niedrigeren Getreidezolles anzugehen; doch steht er so entschieden auf Seiten der russischen Industriepartei, daß er nicht daran gedacht haben kann, den Zoll auf deutsche Maschinen und deutsches Eisen herabzusetzen. Er hat nur einen Vorwand gesucht, um einen prohibitiven Maximaltarif gegen uns aufzurichten. Weil wir dies wußten, haben wir die Erregung vieler Agrarier über die Verhandlungen unserer Reichsregierung mit Petersburg nicht teilen können, wenn uns auch das ihr zu Grunde liegende Mißtrauen wohl verständlich war. Es fehlt nun nur noch, daß Rußland, wozu es wohl im Stande wäre, seine Valuta regulierte und eine modifizierte Goldwährung einführt, um unsere Landwirtschaft vor der Erdrückung durch die russische Konkurrenz sicher zu stellen. Der Plan zu einer solchen Valutaregulierung besteht offenbar. Die gewaltsame Unterdrückung der Arbitrage und der Ultimosppekulation in Rubelnoten, sowie die kolossale Goldansammlung für Rechnung des Staates sind Vorkäufer dieser „Reform“. Allerdings kann über Nacht die Sachlage sich wieder ändern. Witte steht nicht allzusehr auf seinem Posten und die russische Agrarpartei wird kein Mittel unversucht lassen, ihn durch einen ihrer Anhänger verdrängen zu lassen.

Ueber die Lage des deutschen Handels und der Großindustrie ist wenig Günstiges zu berichten. Der Außenhandel belebt sich wieder, die Eisenbahnen haben etwas bessere Einnahmen, aber mit Ausnahme der Textilindustrie klagen alle Gewerbe über niedrige Preise. In der Eisenindustrie hat die Produktion nicht unerheblich zugenommen. Mit Ausnahme der Schweißeisenerfabrikate haben alle Produkte im vorigen Jahre eine Quantitätssteigerung von mehreren Prozenten zu verzeichnen. Ihr Gesamtwert ist trotzdem zurückgegangen. Ähnlich liegen die Dinge auf dem Kohlenmarkt. Die Syndikate haben bisher den Niedergang der Preise nicht aufhalten können. Der Walzwerksverband sah sich genötigt, seine fiktiven Preise, die niemand mehr bewilligte, fallen zu lassen, und es den Verkaufsstellen anheimzugeben, wie sie mit der Konkurrenz der nicht kartellierten Werke fertig zu werden gedenken. So verkaufen jetzt alle Werke zu Schleuderpreisen, und es ist sehr fraglich, ob der Verband die Outsiders zum Beitritt wird zwingen können. Das rheinisch-westfälische Kohlsyndikat steht ebenfalls vor einer unlöslichen Aufgabe. Die Bechen, die ihr beigetreten sind, hatten bereits vor Abschluß des Vertrages die Produktion dieses Jahres und zum Teil auch die des nächsten Jahres unter dem offiziellen Marktpreise an Händler und Eisenwerke verkauft, und die Händler sehen sich jetzt sogar vielfach genötigt, das abzunehmende Quantum noch unter dem Einkaufspreis loszuschlagen, da der Konsum mit der Produktion nicht gleichen Schritt hält und die Auslandsöfferten den Preis immer weiter herabdrücken. Es ist daher noch sehr fraglich, ob das Syndikat am 1. August, wie versprochen, seine Thätigkeit wird aufnehmen können.

Die große Unsicherheit der nächsten Zukunft spiegelt sich getreu in dem Verkehr der Börsen wieder. Was hier in Berlin noch zuweilen einige Bewegung erzeugt, das ist die Wiener Arbitrage. Mit einer Hartnäckigkeit, die allerdings durch die Not geboten ist, hält die dortige Spekulation an ihren Hausspositionen fest und versucht zuweilen einen Vorstoß, um die Berliner Kontremine zu Deckungen zu zwingen. Bisher hat diese Taktik nur geringen Erfolg gehabt. Wieder und wieder müssen die Engagements prolongiert werden, und das Geld hierzu wird aus dem Berliner Markt gegen hohen Zins entnommen. Das Steigen dieser Zinssätze hat seinen Grund nicht in einem Mangel an verfügbarem Kapital, sondern in dem Mißtrauen der Darleiher. Wir haben die Situation der Wiener Börse bereits früher geschildert und wüßten nicht, daß sie sich im vergangenen Monat zu ihren Gunsten geändert hätte. Es hat vielmehr den Anschein, als ob besonders für die Valutasppekulation eine Krisis herannahe. Der Marknotenkurs steigt fortwährend infolge der zunehmenden Verschuldung Wiens an Berlin und Frankfurt. Die sogenannte Valuta-Regulierung hat also bisher nur zu einer großen Entwertung



der österreichischen Valuta geführt. Von einer „Aufnahme der Barzahlungen“, also von der Goldwährung in Oesterreich-Ungarn, ist schon lange keine Rede mehr. Die drastischen Mittel, mit denen Kalnoth in seiner friedeschwärmenden Rede vor den ungarischen Delegationen der heimischen Spekulation Luft schaffen wollte, haben ihre Wirkung verfehlt; er mußte nachträglich so viel Wasser in seinen Wein gießen, daß sich niemand mehr daran berauschen konnte.

Zur Ernüchterung der Wiener Optimisten trugen auch die Krisen auf dem internationalen Geldmarkte bei. Die australische Krisis ist durch großartige Anstrengungen der englischen Hautefinance einstweilen überwunden, der entstandene definitive Verlust muß aber getragen werden. Nun kam die Krisis in den Vereinigten Staaten. Zahlreiche Banken des Westens stellten ihre Zahlungen ein. Der Weizen-Corner brach zusammen, die lombardierten Borräte müssen verkauft werden. Infolge dessen nehmen die Verschiffungen nach Europa zu, die Wechselkurse verschieben sich zu unseren Ungunsten, es wurde bereits Gold aus London nach New-York remittiert. Es ist vorläufig nicht daran zu denken, daß der noch verbleibende Goldbedarf Oesterreich-Ungarns (120 Millionen Gulden) aus Amerika beschafft werden kann, denn die Getreide-Ausfuhr Amerikas wird zunehmen und voraussichtlich Gold dorthin zurückströmen. Das wird nicht nur für Wien bedenkliche Folgen haben, sondern für ganz Europa, da unsere Centralbanken den Diskont werden erhöhen müssen.

In drei Jahren seit Inkrafttreten der Sherman-Akte sind der Union 280 Millionen Dollars Gold für Europa entzogen worden. Nun sieht sich die Regierung der Vereinigten Staaten gezwungen, den Kongreß um Aufhebung der Silbergesetze zu ersuchen. Nach dem Bericht des Schatzamtssekretärs befanden sich am 1. Juni dieses Jahres von den seit der Gold-Akte 1878 geprägten 389 886 374 Dollars Silbergeld nur 58 016 019 Dollars im Umlauf, über 330 Millionen also im Schatzamte. Nach dem Gesetz vom 14. Juli 1890 wurden dazu noch weitere 29 406 461 Dollars ausgeprägt, seit 1878 also insgesamt 419 294 835 Dollars. Außerdem wurde in Folge der Sherman-Akte seit 1890 für 114 299 920 Dollars Barrensilber aufgekauft (124 Millionen Unzen), worauf bis heute 10 888 530 Dollars Verlust ruhen. Die hierfür ausgegebenen Schatzamtsnoten sind nach Wahl des Schatzamtssekretärs in Gold oder in Silber einzulösen, praktisch aber mußte die Einlösung seit einem Jahre in Gold geschehen, um die weitere Entwertung des Silbers hintanzuhalten. Bis ins Unendliche kann diese Ansammlung und Einsperrung von Silber, das völlig unwerthbar ist, nicht fortgesetzt werden. Mit der bloßen Einstellung der Silberkäufe aber ist auch nichts gebessert, denn sie würde eine Entwertung des weißen Metalles zur Folge haben, von der es sich wohl nie würde erholen können. So rückt die Notwendigkeit einer internationalen Regelung der Silberfrage immer näher, und es will uns scheinen, als ob auch in Deutschland an entscheidender Stelle diese Situation jetzt begriffen würde.

Der Monat Juni hat die erwartete Bankrott-Erklärung Griechenlands gebracht. Wir wollen mit der griechischen Regierung nicht darüber rechten, daß sie sich den Anschein giebt, als ob die „Bezählung“ der fälligen Conpons und verlosten Stücke mit einem Papier, das nur mit 67 % diskontiert wird, nicht einen eigentlichen Bankrott bedeute. Zunächst wollen wir abwarten, ob die Kammer diese durch Dekret verfügte Zinsföhrung genehmigt, oder ob sie, was längst geplant wird, eine Unfizierung der Staatsschuld mit Herabsetzung des Kapitals und der Zinsen beschließen wird. Für diese Operation dürfte sich leichter ein Bankensortium finden, als für eine neue, dringend notwendige ausländische Anleihe, deren Zinsen der kleine und arme Staat aber nicht mehr erschwingen kann.

Die allgemeine Krisis bringt auch die mexikanischen Anleihen in eine akute Gefahr. Das Goldagio hat dort eine Höhe von 50 % erreicht, zwei Mißernten haben die Staatsfinanzen zerrüttet, die Zölle liefern einen sehr geringen Ertrag, die Silberminen ebenfalls infolge des niedrigen Silberpreises, die Eisenbahnen erfordern Zuschüsse, die 6prozentigen

Goldanleihen verlangen jetzt ihre jährlichen Amortisationsquoten — und der öffentliche Kredit versagt in England wie in Deutschland. Allerdings scheint Bleichröder es noch einmal haben wagen zu wollen, eine neue Anleihe unterzubringen. Darauf ließ der schnelle und unaufgehaltene Rückgang der mexikanischen Anleihen schließen; eine solche zeitweise Entwertung pflegt meist dem Abschlusse eines neuen Anleihegeschäftes vorherzugehen, da sie den Ueberrahmenturs herabzubringen geeignet ist und dann einige Zeit vor der Emission ein stetiges Aufsteigen der Kurse, das Käufer anlockt, erleichtert. Es scheint aber, als ob die Reichsregierung ähnlich wie bei dem Projekt einer neuen brasilianischen Anleihe unter der Hand abgewinkt habe. Als trotzdem die Unterhandlungen fortgesetzt wurden, gab die Norddeutsche Allgemeine Zeitung einen öffentlichen Wink, der auch beim Publikum verstanden wurde, und so verwandelte sich die Anleihe in ein bloßes Vorschußgeschäft, bei dem die beteiligten Banken sich ganz gewiß Sicherheiten ausbedungen haben, wie sie einer öffentlichen Anleihe selten geboten werden.

Eine neue rumänische Anleihe dagegen hat die Regierung passieren lassen. Hier waren offenbar politische Rücksichten maßgebend. Im Vertrauen auf die oft bewährte Urteilslosigkeit der deutschen Kapitalisten konnten es daher die Emissionshäuser wagen, die Anleihe zu einem unvershämt hohen Kurse anzubieten, und sie werden voraussichtlich keinen Mißerfolg haben. Wie viel von dem nach Rumänien ausgeführten Kapital seinen Weg nach Deutschland jemals zurückfinden wird, ist nicht ihre Sorge. Diesmal wird das Geld in Hospital, Kirchen-, Kasernen- und andere öffentlichen Bauten gesteckt, die keine Zinsen bringen; was übrig bleibt, wird auf das Heer verwandt, das vielleicht einmal dazu berufen ist, die Türkei gegen Rußland zu verteidigen.

Wir haben alle Ursache, auf unseren Reichtum stolz zu sein, der Oesterreichs Kriegsschatz dotiert, Italiens Großmachtstellung finanziell anrecht erhält und die Vorkosten des Dreibundes im Orient, Rumänien und Bulgarien zu Kulturstaaten macht, daneben aber auch noch Griechenland den vielleicht für uns gefährlichen Luxus einer großen Kriegsrüstung ermöglicht, die franzosenfreundlichen Portugiesen und Spanier reich beschenkt und selbst in Central- und Südamerika mit vollen Händen Gold austreut. Das alles geschieht, damit wir im Auslande Bedürfnisse nach unseren Industrieartikeln wecken, die freilich mit unserem Gelde bezahlt zu werden pflegen. Es geschieht aber auch, um billige landwirtschaftliche Produkte auf unseren Markt zu ziehen, damit unsere Industriearbeiter billiges Brot haben. Was aus unserer eigenen Landwirtschaft wird, darüber geben sich unsere Emissionsbanken keinem Grübeln hin. Hoffentlich findet sich im neuen Reichstage eine entschlossene Mehrheit für eine durchgreifende Reform des Bank- und Börsenwesens in agrarischem Sinne!

Die Börsen haben im Juni in aller Welt gefeiert. Die Umsätze waren sowohl in New-York, wie in London und auf den Festlandsbörsen überaus gering. Die Unregelmäßigkeit des Geschäfts prägte sich auch in den Zinssätzen für den Börsenbedarf aus. In New-York schwanken sie zwischen 3 und 20 Prozent, in London zwischen 1 und 10 Prozent, in Berlin erreichte Ultimogeld den für diese Jahreszeit sehr hohen Satz von 5 Prozent. Und das alles, obwohl flüssige Gelder im Ueberflusse in den Banken lagern. Ueberall steht die Spekulation unter der Furcht, daß die bisher gewohnten Wege müheloser Bereicherung sehr bald ungangbar werden dürften. Die angesehenen Völker sind hinter das Geheimnis der Börse gekommen, und es wäre daher höchst unbesonnen, wenn die Führer der Spekulation jetzt mit der früher üblichen Rücksichtslosigkeit die sinkende Konjunktur in Baissé-Operationen oder in weit aussehenden Haussé-Spekulationen auf dem Getreidemarkt ausbeuten wollten. Dazu kommt, daß die Währungsfrage überall in Fluß kommt und Verschickungen zur Folge haben wird, die sich nicht voraussahnen lassen. Möchten diese Feiertage der Börsen sich ins Endlose fortsetzen! Die produzierende Bevölkerung und der ehrliche Handel empfinden diese Ruhe als einen Segen; sie wird uns helfen, die Krisis zu überwinden.

## Kirche.

Die politischen Wahlen geben uns diesmal Veranlassung, auch in einem kirchlichen Bericht einige Erwägungen gewisser Umstände vorzunehmen, die bei ihnen zu Tage getreten sind. Sie lassen sich, während ich dies schreibe, noch gar nicht vollständig übersehen, denn es ist heute erst der Tag der Stichwahlen. Aber uns interessieren an dieser Stelle auch nicht die zahlenmäßigen Wahlergebnisse, sondern es sind nur die Veränderungen in der Partei des Centrums, welche hier berührt werden sollen. Das Centrum ist eine religiöse Partei. Um die Interessen der Kirche und ihre Forderungen im öffentlichen Leben zu vertreten, haben sich die verschiedenartigsten politischen Elemente zu einer geschlossenen Phalanx zusammengethan und haben Jahre lang auch wirklich zusammengehalten. Die konservativen oder liberalen, monarchistischen oder republikanischen Grundsätze der einzelnen Glieder mußten dabei stets zurücktreten, wenn es galt, eine politische Frage so zu behandeln, wie es das augenblickliche Interesse der Kirche forderte. Und es ist auf diese Weise auch wirklich viel erreicht — im Sinne des Centrums. Die auf die Rechte der katholischen Kirche gerichteten Angriffe sind fast sämtlich abgeschlagen, und dieselbe ist zu einer politischen Ehrenstellung gelangt, wie sie sie vorher nicht einmal genoß.

Allein dies ist nicht der einzige Erfolg. Vielmehr sehen jetzt diejenigen Glieder der Centrapartei, welchen das Vaterland, die Monarchie, die konservativen Gedanken für das politische und das sociale Leben wirklich am Herzen liegen, zu ihrem Schreden, in welche Schule das katholische Volk unter ihrer eigenen Mitwirkung Jahrzehnte lang gegangen ist. Bismarck hat einst die Fortschrittspartei als Vorfrucht für die Socialdemokratie bezeichnet — doch eben deshalb, weil die beständige Hezerei und die Phrasen von Freiheiten aller Art, verbunden mit verächtlichen Reden über die Regierung seiner Majestät, die Gemüter am besten vorbereitet hat für das Maß von gottlosen und empörerischen Reden, das die Socialdemokratie sich erlaubt. Nun, wir sehen eine weitere Vorfrucht für den radikalen Socialismus in der hegenden Praxis, die sich die unteren Organe der Centrapartei angewöhnt haben. Das katholische Volk ist dadurch dafür vorbereitet, jetzt Führern Gefolgschaft zu leisten, deren Reden sich an den Grenzen des Hochverrats bewegen.

Wenn aber eine solche Gesinnung in den katholischen Massen zur Herrschaft kommt, eine Gesinnung, die weder patriotisch noch gesetlich, weder sitzlich noch christlich ist, — so erhebt sich die Frage: ist das nun das Interesse der Kirche? Wohl ist es an sich durchaus berechtigt und christlich notwendig, daß alle politischen Parteirücksichten zurücktreten, wenn es sich um Sachen handelt, welche direkt dem religiösen Leben des Volkes, der Predigt des Evangeliums, dem christlichen Glauben und christlichen Leben zuwider sind. Jedoch es rächt sich nun hier der Fehler der katholischen Kirche, daß sie die ewigen Ordnungen Gottes, welche allerdings für das Gedeihen des Einzelnen sowie der Familie und der Völker, für das rechtliche und das gesellschaftliche Leben die notwendige Grundlage bilden, nicht zu unterscheiden vermag von den menschlichen Rechten, welche der Kirche als Korporation im Laufe der Zeiten durch die Staaten eingeräumt sind. Das Wesen der Kirche Jesu Christi wird damit verkannt, sie wird selbst zu einem Rechtsorganismus, zu einem Universalstaat, der mit anderen Staaten Kriege führt, und da ist es nicht zu verwundern, wenn sich auch die entfittlichenden Folgen zeigen, welche Kriege allemal zu haben pflegen.

Im Gegensatz dazu hat die evangelische Kirche sich auf den Standpunkt zu stellen, daß sie im letzten Grunde nicht für das Recht, sondern für die Wahrheit eintritt. Und auch bei der Verteidigung bestimmter kirchlicher oder christlicher Stellungen im Volksleben ist nicht der Gesichtspunkt geltend zu machen: der Staat tastet hier ein

Recht der Kirche an, sondern vielmehr der: der Staat schädigt hier sich selbst, indem er eine der Grundlagen seiner Existenz aufhebt. In diesem Sinne sind wir vor zwanzig Jahren in den Kulturkampf eingetreten und haben ihn auch in diesem Sinne durchgeführt. Es war unsere Lösung schon im alten Volksblatt und dann auch von vornherein in der Konferv. Monatsschrift: es handelt sich nicht um das Recht, sondern um die Wahrheit, — es handelt sich nicht um die Existenz der Kirche, sondern um die Wohlfahrt des Volkes. Die Kirche kann auch rechtslos existieren, wie das Evangelium dreihundert Jahre lang im römischen Reiche widerrechtlich verflündigt wurde, — sein einziges Recht war: verfolgt zu werden. Aber Staat und Reich können nicht existieren, wie wiederum die ersten dreihundert Jahre des Christentums beweisen, wenn sie sich mit dem Evangelium in Widerspruch setzen. Jede Kirche oder kirchliche Partei oder Richtung, die sich auf das Recht stellt, im Sinne des positiven Rechts, der juristischen Garantie der Existenz, handle es sich dabei um Rechte der Bischöfe oder um Rechte des Bekenntnisses, ist innerlich dem Tode verfallen, und das zeigt sich entweder im Verlust ihres Einflusses auf das Volksleben (wie wir dafür evangelische Beispiele zeigen könnten), oder in einer Verwüstung des Volkslebens, wofür das Centrum jetzt das Beispiel beigebracht hat.

Es ist von Wichtigkeit, daß die evangelische Kirche diesen klaren grundsätzlichen Standpunkt einnehme auch für denjenigen Kampf, welcher gegenwärtig in ihrer Mitte um das Recht einer modernen Auffassung des Evangeliums von neuem entbraut ist, den Kampf für das Apostolikum gegen die Ritsch'sche Schule. Diejenige Stellung würde von vornherein einem verlorenen Posten gleichen, von welcher aus man sich nur auf das bestehende kirchliche Recht beruft: die Bekenntnisse gelten nun einmal in der Landeskirche, wir werden darauf ordiniert, sind darauf verpflichtet und das geschieht so schon seit tausend und mehr Jahren. Hat nicht das Papsttum ein historisches Recht für sich, wie sich eine menschliche Institution nur wünschen kann? Und beneiden wir darum die päpstliche Kirche um diese ihre Position? Wir stehen auf etwas viel Älterem und viel Gesichertem als dem geschichtlichen Recht. Wir stehen auf dem Evangelium und bezeugen von ihm, daß wir unsere Aufgabe, dasselbe rein und wirksam zu erhalten, bis der Herr kommt, nicht erfüllen können, ohne es in seiner alten Kraft und seinem alten Umfang zu bezeugen, in der Gestalt der Thatfachen des Heils, welche das Apostolikum so bündig zusammenfaßt. Damit ist nicht gesagt, daß für uns die Ordinationsformel etwas Gleichgültiges wäre. Thatächlich haben die Organe, welchen die Verwaltung des bestehenden Rechtes anvertraut ist, demgemäß zu verfahren. Eine kirchliche Gemeinschaft, welcher es gleichgültig ist, was für ein Evangelium in ihr gepredigt wird, verdient diesen Namen nicht mehr. Aber neben dieser Betonung des Rechtsstandes her muß die Widerlegung der gegnerischen Stellung von dem Wesen des Evangeliums und des Glaubens gehen. Und dies ist die eigentliche Aufgabe, welche der Kirche und Theologie unserer Zeit gesetzt ist.

Soweit es sich erkennen läßt, wird auch von den Vertretern des Apostolikums diese doppelte Aufgabe und das Verhältnis derselben richtig erkannt. Auf den meisten Konferenzen der jüngsten Vergangenheit ist die Frage nach dem Apostolikum wieder behandelt. In den bereits früher genannten aus der Osterzeit (der Berliner der positiven Union, der Gnadauer, der Chemnitzer) ist noch die sog. Niederröhlwarther Konferenz der konfessionellen Geistlichen Hessens nachzutragen, die am 13. April in Frankfurt getagt hat und mit einem Bekenntnis zum Apostolikum beschlossen wurde. Von den Konferenzen der Pfingstzeit ist in erster Linie die hannoversche Pastorkonferenz zu nennen, die für die Entwicklung des Gegenjares der beiden Richtungen in unserer Kirche insofern eine gewisse Bedeutung hat, als zum erstenmale in der Mitte der lutherisch orthodoxen Majorität der Konferenz einige Stimmen der Ritschlianer sich hören ließen. Sup. Freyde referierte über „unsere Verpflichtung auf das Bekenntnis der Kirche“. Die in der Diskussion eingreifenden Jünger Ritschls haben mit gewohnter Wärme ihre christliche

Ueberzeugung betont, ihr Bekenntnis zu Christus, das sie mit des Thomas Worten (Joh. 20, 28) ablegen könnten, und mit gewohnter Herzlichkeit gebeten, die Kunst nicht für so schlimm anzusehen, die sie von den anderen trenne. Ihnen gegenüber kam es zu ziemlich scharfen Auslassungen und sie mußten auch auf die offene Frage, ob sie Luthers Worte: wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, für eine richtige Erklärung des Thomaswortes hielten, mit einem offenen Nein antworten. Wenn darum auch eine Richtung der Konfessionellen mehr freundliches Entgegenkommen zeigte (u. a. Dr. Wynken), so wurde doch auch von ihnen erklärt, daß in dem Falle eines solchen Dissensus, wie er hier zu Tage trate, die reformatorische Kirche, mit ihrem Wertlegen auf die Seite der Erkenntnis, eine Trennung der Gegensätze zu verschiedenen Kirchen fordere, — ganz wie auch die Berliner Osterkonferenz der positiven Union dies ausgesprochen hatte.

In dem literarischen Kampfe scheint vorläufig eine Art Stillstand eingetreten zu sein. Nachdem die Hauptvertreter der Ritsch'schen Schule alle gesprochen haben und eine große Anzahl von Gegenschristen gegen Harnack von Geistlichen und Laien erschienen sind, — sind von akademischer Seite noch zwei wertvolle Ergänzungen der geschichtlichen Seite des Streites beigebracht. D. Böcker hat eine gründliche und gelehrte Studie „Zum Apostolikumsstreit“ herausgegeben (München, C. F. Beck), in welcher er sich hauptsächlich mit der Stellung des hl. Geistes im Symbol und mit der Bedeutung des Ausdrucks „Gemeinschaft der Heiligen“ beschäftigt und außerdem eine eingehende Polemik treibt gegen die ausgesprochene Ansicht, daß das abendländische Taussymbol schon in ältester Zeit zwölfgliedrig aufgefaßt sei. D. Haußleiter in Dorpat, kürzlich als Schlatters Nachfolger für neuteamentliche Exegete nach Greifswald berufen, hat in einem „Beitrag zur Symbolforschung“, die er „Zur Vorgeschichte des Apostolikums“ betitelt (in demselben Verlage) eine höchst geistvolle Hypothese über die Art der Entstehung der drei Artikel ermittelt, die gewiß auf allen Seiten viel Beachtung finden wird. Doch wenn auch die geschichtliche Seite der Frage von Bedeutung, und in der Gegenwart von ganz besonderem Interesse ist, so liegt die Entscheidung des Apostolikumsstreites auf dogmatischem Gebiete. Auf demselben bewegt sich eine dritte Greifswalder Veröffentlichung: „Warum können wir das Apostolikum nicht aufgeben? Zweite Streitschrift zum Kampf um das Apostolikum von D. F. Cremer (Berlin, Wiegandt & Grieben). Cremer stellt die christologische Frage in den Mittelpunkt. Darum wollen die Gegner dem Apostolikum eine andere Stelle geben, weil sie einen anderen Christus haben. Auch Cremer tritt, wie das ausnahmslos von der positiven Seite auch in dem Referate Freybes in Hannover geschehen ist, für möglichste Milde in der Beurteilung des theologischen Standpunktes der Kandidaten ein, aber er schließt: „Gewiß muß die Kirche darauf Rücksicht nehmen, daß sie es bei der Besetzung des Dienstes am Wort mit Jünglingen zu thun hat, welche auch in ihrem inneren Leben größtenteils noch in den Anfängen stehen und wesentlich aus diesem Grunde, wenn sie selbst auch meinen, aus wissenschaftlichen Gründen weder mit dem Apostolikum, noch mit irgend einem anderen Bekenntnis der Kirche ins reine kommen zu können. Da wird es die Aufgabe sein, einen Weg zu finden, welcher ebenso die Gemeinden — und zwar diese in erster Linie — schützt, wie den ehrlichen Anfängern im Glauben und in der Erkenntnis gerecht wird. Denen aber, die mit dem Apostolikum fertig sind und nun das Recht der Propaganda für sich begehren, kann ein Recht auf Annahme in den Dienst der Kirche nicht zugestanden werden.“ — Daß ich selbst in eine Behandlung der Frage getreten bin, habe ich an dieser Stelle früher schon angekündigt. In meiner „Kerufage im Streit für das Apostolikum gegen die Schule Ritsch's“ (Stuttgart, Belfer) habe ich den Ton gelegt auf das Verständnis des Begriffes des Glaubens. Dem christlichen Glauben ist es eigentümlich, daß er die Gewißheit über bestimmte geschichtliche Ereignisse und die Gewißheit über sein ewiges Heil in unlöslicher Verbindung faßt. Darum kann der Heitigs glaube nicht gewedt werden ohne die Predigt jener geschichtlichen Ereignisse, welche uns die Person Christi in einem ganz besonderen Lichte zeigen, das durch keine wissenschaftliche Forschung, sondern nur

durch religiöses Erleben zur Erkenntnis kommt. Zwar braucht der Einzelne, wenn er zum Glauben kommt, noch keine klare Erkenntnis von Christi Person zu haben, aber die Kirche muß eine solche haben, wenn sie zum Glauben führen soll.

Von denselben Gesichtspunkten geht das Referat Jahns aus, das er auf der mit dem Nürnberger Landesfest für äußere und innere Mission verbundenen Pastoralconferenz über den Kampf um das Apostolikum gehalten hat (5. bis 8. Juni). „Es handelt sich in diesem Kampf nicht sowohl um die Wahrheit, wie um die Unwahrheit einzelner Stücke des christlichen Glaubensbekenntnisses, als um eine grundverschiedene Stellung zu den in der Bibel bekrundeten, im Symbolum kurz zusammengefaßten Offenbarungsthatsachen Gottes.“ Aud: „Ein Glaube, der sich von den im Symbolum ausgesprochenen Thatsachen unabhängig erklärt, ist nicht mehr der christliche Glaube.“ Neben diesen entschiedenen und deutlichen Zeugnissen seiner 4. und 5. These finden wir auch bei Jahns die Empfehlung einer milden Praxis in Bezug auf die abweichenden Geistlichen. „In Erwägung der Mängel der kirchlichen Unterweisung, des vielfach irreführenden akademischen Unterrichts und der allgemeinen Unklarheit der kirchlichen Verhältnisse muß die Beurteilung solcher Personen eine milde sein.“ Aber freilich — der Theologe kann wohl „mit einem schwachen, aber nicht mit falschem Glauben der Kirche dienen“.

Von Versammlungen hätten wir noch nachholend zu erwähnen die Frühjahrsversammlung der Evangelischen Vereinigung in der Provinz Sachsen zu Halle (29. Mai), wo sich eine sehr lebhaft Diskussions knüpfte an Haupt's Referat über die Frage: „Wie ist die Spannung zwischen theologischer Wissenschaft und dem Leben der Kirche zu überwinden?“ Entsprechend dem vermittelnden Charakter der hier vertretenen Gruppe wurde nach keiner Seite hin eine sehr bestimmte Stellung eingenommen. Vorschlag trat für die Wahrhaftigkeit ein, welche in dem gegenwärtigen Kampfe zu retten sei, und die freie wissenschaftliche Ausbildung, die unseren jungen Theologen gewahrt werden müsse. Erfreulich war Professor Hering's Aeußerung, daß er zum Ausdruck gebracht zu sehen wünsche, daß die Besorgnisse der gläubigen Kirche vor grundstürzenden Irrtümern in der Gegenwart doch leider vielfach durchaus berechtigt seien.

Auch in Württemberg hat sich die Frühjahrs-Predigerconferenz zu Stuttgart (24. Mai) mit der brennenden Frage der Zeit beschäftigt, die ja dort ganz besonders brennend geworden ist durch den Konflikt des Pfarrers Schrempf, welchen derselbe mit Energie in der Gemeinde wirksam zu machen bemüht gewesen ist. Die Folge seiner Agitationen war die Eingabe von gegen 80 Laien an das Konsistorium, worin sie um Abhilfe des Nothstandes bitten, der in der gegenwärtigen Bekenntnisordnung liege. Das Konsistorium hat darauf geantwortet und die Zumutung, auf eine Beseitigung der bestehenden kirchlichen Lehrordnung hinzuwirken, mit aller Bestimmtheit zurückgewiesen. Die 80 Laien haben behauptet, „daß die bestehende Lehrordnung unserer Kirche die ehrliche Aussprache einer redlichen, aus christlichem Geist und zugleich freiem Denken erwachsenen Ueberzeugung seitens unserer Geistlichen mit Gefahr bedrohe.“ Das Konsistorium nimmt keine gläubigen Geistlichen gegen die hierin liegenden Verdächtigungen ernstlich in Schutz. Die Predigerconferenz, unter Leitung des Prälaten von Burk, kam auf alle diese Fragen in einer freien Besprechung, die sich an die einleitende Ansprache über Eph. 4,3 von der Einigkeit im Geiste anschloß. Die Einigkeit habe doch ihre Grenzen, wurde betont; in dem gegenwärtigen Kampf handele es sich nicht um verschiedene theologische Ansichten über christliche Thatsachen, sondern um diese Thatsachen selbst, und da könne es nur heißen: Entweder — oder.

Ganz richtig wird in den Vorträgen und Brochüren immer auf die praktische Frage nach der Behandlung der Kandidaten eingegangen. Den Lesern wird noch in Erinnerung sein, daß einem Kandidaten von Lüpke in Hannover das Zeugnis der Wahl-

fähigkeit zum geistlichen Amte verjagt worden ist, weil er in seiner Prüfungsarbeit einen frischen fröhlichen Krieg gegen die Lehre von der unio mystica angekündigt hatte. Der „Fall Vöple“ ist nun dahin erledigt, daß er sein Examen in Weimar gemacht und dort sehr ehrenvoll angestellt ist, wie die „Christliche Welt“ berichtet, die auch von äußerst gnädigen Audienzen beim Großherzog berichtet, welcher gleichfalls gemeint habe, daß er auf ein Verständnis der Gegenfälle über die Lehre von der unio mystica verzichte. — Ein anderer Kandidatenfall ist leider durch eine unbefohlene Nachricht in der Chronik der „Christlichen Welt“ als ein solcher in die Welt gesetzt worden. Ein unglücklicher, von Schwermut und Verfolgungswahnsinn geplagter Kandidat war in Stettin in das Examen gegangen und hatte in demselben durchweg nicht bestanden. Er erschöpfte sich noch in Stettin. Die genannte Chronik berichtete nun, auf einen Brief eines Verwandten hin, ohne jede nähere Prüfung der Sache, ein junger Theologe sei wegen seiner dogmatischen Richtung zurückgewiesen und dadurch in den Tod getrieben. Für alle kirchenfeindlichen Blätter eine willkommene Beute, — denn es lag nun nicht mehr fern, den Kandidaten als einen freisinnigen zu bezeichnen, der an der Engherzigkeit des pommerischen Konsistoriums gescheitert sei. Nachdem nun die Nachricht in dieser Form durch die Blätter gegangen, berichtet die „Chronik“, es lägen ihr jetzt Zuschriften vor, die die Sache anders darstellen, und begnügt sich damit, ihre, leichtfertig ausgestreuten Verdächtigungen als „mit äußerster Vorsicht“ mitgeteilt zu bezeichnen, die für den Mißbrauch der Nachricht durch andere Blätter unschuldig seien. Diese äußerste Vorsicht bestand darin, daß sie auf den Brief eines Verwandten hin zwei Thatfachen berichtete, die auf Erkundigung bei irgend einem der Sachkundigen ihr sofort hätten als falsch bezeichnet werden können.

Wir haben zum Schluß noch über den evangelisch-socialen Kongreß zu berichten. Die Aufgaben desselben erstrecken sich seiner Natur gemäß nach drei Seiten: es muß das christliche Verhalten in den socialen Bewegungen gezeichnet werden, wie es sich sowohl in der privaten Stellungnahme des Einzelnen, als auch in der Anregung und Beförderung christlich-socialer Einrichtungen und Unternehmungen kundgibt, — es müssen ferner die Forderungen festgestellt werden, welche von unserem Standpunkt aus an die Rechtsordnungen zu erfüllen sind, damit sie sich in den Dienst der christlich-sittlichen Forderungen stellen können, — und endlich ist die christlich-socialer Thätigkeit grundsätzlich, also theologisch zu begründen und gegen alle erhobenen Einwände und Bedenken zu sichern. Alle drei Aufgaben kamen auf der Tagung des Kongresses von diesem Jahre zur Geltung. Der Stöcker'sche Vortrag beschäftigte sich mit der zweiten der obigen Aufzählung, indem er von den bisherigen Resultaten der neuen Sonntagsgesetzgebung sprach, wobei sich freilich die Ermüdung der Versammlung darin störend zeigte, daß die Diskussion nicht mit der Ausführlichkeit und Frische geführt wurde, die der wichtige Gegenstand und das treffliche Referat verdient hätten. Mit der ersten der drei Aufgaben hatte es das Referat Pastor Cronmeyers über Heimatkolonien zu thun, an welches sich eine gehaltvolle Besprechung seitens der verhältnismäßig wenigen Sachverständigen knüpfte, — und ebenso das Referat des Hospredigers Braun über die Annäherung der Stände, was zusammen mit der belebigen Diskussion darüber recht eigentlich den Höhepunkt der Kongreßverhandlungen bildete. Das Referat ging von der Behauptung eines bereits sich vollziehenden Ausgleichs der Standesunterschiede aus und zwar auf den Gebieten der allgemeinen Geistesbildung und der äußeren Lebenshaltung -- und stellte schöne, praktische und verständige Forderungen, um diesen Ausgleich zu einem christlichen zu machen, der nicht die Unterschiede aufheben, sondern nur den Zerklüftungen wehren will. In Bezug auf das praktische Verhalten traten in den Besprechungen keine erheblichen Differenzen hervor, wohl aber teils in der Beurteilung der Gegenwart, teils in den künftigen Zielen. Ich kann den Ausführungen Raumanns nur zustimmen, daß in der Gegenwart ein größerer Ausgleich in Bezug auf Lebenshaltung nicht zu konsta-

tieren ist. Zwar ist die Lebenshaltung der Arbeiter ungemein gehoben gegen den Stand vor einigen hundert Jahren, aber doch nicht in dem Maße, wie die Lebenshaltung der höheren Stände gegen ihre Standesgenossen jener Vergangenheit gestiegen ist. Die Forderung desselben Raumann aber, daß für die Zukunft die Reform der Stände im Sinne einer weiter gehenden Aufhebung der Unterschiede in Angriff zu nehmen sei, enthielt Aeußerungen und Gedankengänge, gegen die sich der Kongreß mit Recht ablehnend verhielt, weil sie mit der christlichen Besonnenheit sich schwerlich vertragen hätten.

Die grundsätzliche Stellung der evangelisch-socialen Arbeit zu behandeln, war die Aufgabe Kastans in seinem Referat über Christentum und Wirtschaftsordnung. Zuzustimmen ist durchaus den Thesen, die er aufstellte, darin, daß das Christentum auf das Ewige, die Wirtschaftsordnung auf das Zeitliche ansehe, und daß darum sowohl das Christentum in jeder Form des wirtschaftlichen Lebens seine Existenz behalten und seine Wirksamkeit entfalten könne, als auch daß das wirtschaftliche Leben seine eigenen natürlichen und technischen Gesetze habe. Aber wie sind nun beide in Beziehung zu setzen? Des Referenten Weg war der, daß er diese Beziehung suchte von der sittlichen Persönlichkeit aus, die an dem wirtschaftlichen Leben einen Stoff ihrer Bethätigung haben müßte. Ich konnte nicht anders, als darin eine Abschwächung des christlichen Gedankens finden. Viel näher kam Raumann dem richtigen Gedanken in dem, was er — in ziemlich gewagten Wendungen — über den Chiliaismus sagte. Es liegt in dem Gedanken der Gottesherrschaft, den das Christentum verkündigt, auch die Ausschließung gewisser wirtschaftlicher und socialer Verhältnisse, also in dem Evangelium sind Ideale aufzufinden für die sociale Ordnung und diese Ideale sind freilich für die sittliche Bethätigung des Christen da, aber sie sind unabhängig von der subjektiven Bethätigung vorhanden. Auch Stöder stimmte in der Debatte diesen Ausstellungen zu. Und so trat doch in dem Referat und den folgenden Verhandlungen ein Gegensatz der Anschauungen hervor, der freilich den meisten Teilnehmern verborgen geblieben zu sein scheint, — ein Gegensatz, der sich ganz und gar nicht deckt mit dem von Stöder scherzhaft hingeworfenen Wort von den Alten und den Jungen, — gerade über diesem letzteren Dissensus, der sich nur auf das Tempo des Vorgehens bezieht, wurde jener erstere viel tiefer liegende übersehen. Kastan steht grundsätzlich nicht erheblich anders zur christlich-socialen Arbeit wie die Männer, welche eine solche bisher immer bekämpft haben, Benschlag, Uthorn u. s. w. Der Gegensatz trat in seinen Schlußworten gegen Stöder fühlbar zu Tage; denselben aber zum vollkommenen Verständnis zu bringen, dazu fehlt hier im Bericht der Raum. Ich hoffe bestimmt auf andere Gelegenheit dazu.

Es sind vielfach Bedenken dagegen ausgesprochen, daß wir auf dem evangelisch-socialen Kongreß mit den Männern zusammen arbeiten, welche wir in dem Apostolikumstreit so entschieden bekämpfen. Die letzte Tagung hat bewiesen, daß ein großes weites Gebiet für die gemeinsame Arbeit und die gegenseitige Förderung vorhanden ist. Aber er hat uns auch gezeigt, daß es unsere und unserer Freunde Aufgabe ist, in Bezug auf die grundsätzliche Zeichnung der Stellung, welche wir in diesem Zweige der Reichsgottesarbeit einzunehmen haben, die christlichen Gedanken und Aufgaben vor einer Verklärung zu bewahren, der sie schließlich ausgelegt sein würden, wenn sie einseitig unter den Gesichtspunkten der Ritsch'schen Ethik angesehen würden. Hier öffnet sich ein Weg, um die Differenzen auch zwischen den theologischen Schulen der Gegenwart zum Austrag zu bringen, der lichtvoll für das Verständnis der Grundrichtung beider Schulen werden kann.



## Verschiedenes.

### Zuschrift.

Erleben, N.-B. Magdeburg, 14. Juni 1893.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Im Maihefte Ihres geschätzten Blattes finde ich auf Seite 561 einen Satz, zu dem ich nicht schweigen kann, weil er eine thatsächliche Unwahrheit enthält. Die qu. Stelle lautet:

„Die Schulmedizin hat sich in Hamburg unfähig gezeigt, auch nur einen Fall von Cholera zu heilen, vielmehr haben lediglich die Homöopathen einen nennenswerthen Erfolg ihrer Heilmethode aufzuweisen; bei dieser schwankt die Sterblichkeitsziffer zwischen 4—8 Prozent, während sie bei der Schulmedizin 50 Prozent beträgt.“

Herr Medicinalrath Dr. Reinde in Hamburg, an den ich mich um Auskunft wandte, theilt mir mit, daß jene Behauptung von einem homöopathischen Kurpfuscher Namens Paasch herrühre; derselbe habe Alles, was ihm während der Cholera unter die Hände gekommen sei, Cholera getauft, stets habe er die gefährlichen bez. tödlichen Fälle an die Aerzte abgeschoben, da er keine Todesbescheinigungen ausstellen durfte. Verschiedene Aerzte, deren Namen mir zur Hand sind, haben wiederholt Todtenscheine für solche Leute ausgestellt, welche Paasch „behandelt“ hatte. Für die Behauptung, daß die Homöopathie irgend welchen besseren Erfolg als die wissenschaftliche Medicin gehabt habe, dafür liegt nicht der leiseste Anhalt vor.

So hochachtungsvoll

wie ergebenst

Dr. med. Hermes, pr. Arzt.

Wir bringen vorläufig diesen Brief zum Abdruck, behalten uns indessen das audiatum altera pars vor.

Die Redaktion.



Briefwechsel des Generals Leopold von Gerlach mit dem Bundestags-Gesandten Otto von Bismarck. (Berlin, Wilhelm Herp.) 1893. 355 S. Pr. M. 5.—.

Es ist sehr zu bedauern, daß bei diesem Buche jede Vorrede und jeder Herausgeber-Name fehlt. Wo kommen die Briefe her? Wer hat sie redigiert? Sind sie unverändert oder verändert? Sind einzelne unterdrückt? Auf alle diese Fragen müßte man Antwort haben, wenn der Wert des Buches als Geschichtsquelle richtig gewürdigt werden soll. Fürst Bismarck hat seit vielen Jahren daran gearbeitet, ein bestimmtes, von ihm für richtig gehaltenes Bild seiner politischen Wirksamkeit auf die Nachwelt zu bringen. Wie weit sind diese Wünsche bei dem vorliegenden Buche maßgebend gewesen, oder nicht? — Offene Fragen, auf die es keine Antwort giebt, die aber, wie gesagt, den Wert des Buches beeinträchtigen! — Doch interessant genug bleibt es, auch wenn man einiges kritisch, einiges vielleicht sogar skeptisch ansieht. Es führt uns in die Regierungszeit Friedrich Wilhelms des Vierten, da Manteuffel Minister, Leopold Gerlach General-Adjutant, und Otto Bismarck preussischer Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. war.

Otto Bismarck war ein Schülning Gerlachs, dieses chef du gouvernement occulte, wie er sich selber scherzend nennt. Offizielle Berichte Bismarcks gehen regelmäßig aus Frankfurt an den Minister des Auswärtigen, aber ebenso oft laufen die Privatbriefe an Gerlach nebenher, in denen der Briefschreiber Politik und auch wohl Klatsch berichtet, Notizen, die zunächst für den einflussreichen Gönner, dann aber auch für den König bestimmt sind. Und Gerlach antwortet pünktlich und regelmäßig, und fordert stets seinen Schülning auf, ihm thunlichst oft über alles Bemerkenswerte zu schreiben — offenbar legt er großen Wert darauf, nicht nur auf Mitteilungen des auswärtigen Ministeriums angewiesen zu sein, sondern eigene Informationen aus erster Hand zu haben.

Und nun der Inhalt der Briefe? Sie enthalten unzählige Einzelheiten, Erörterung schwebender Sachen, die auch nur andeutenden den Raum einer Recension weit überschreiten würde. Die Hauptsache aber, der rote Faden, der durch das Ganze hindurchgeht, ist und bleibt der Gegensatz des Preußen gegen Oesterreich. Dieser Gegensatz beginnt ganz faust. Bismarck schreibt einmal — und es mag aufrichtig wahr gewesen sein —, daß er ganz gut österreichisch nach Frankfurt gekommen sei. Aber allmählich beginnen die Reibereien. Er durchschaut die österreichische Politik, die rein negativ nur darauf aus ist, Preußen herabzudrücken und ihm keinen Einfluß in Deutschland zu gönnen, dabei aber positiv sich völlig impotent zeigt und auch nicht einen einzigen vernünftigen gesetzgeberischen Gedanken zu Tage fördert. Er erkennt ferner, daß die Mittel- und Kleinstaaten durch fortwährende Konspiration bald mit einer der beiden deutschen, bald auch mit der einen oder anderen der auswärtigen Großmächte eine Bedeutung gewinnen, die ihren geringen politischen Machtmitteln absolut nicht entspricht. Und nun reißt allmählich die weitere Erkenntnis, daß für Oesterreich und Preußen zusammen kein Raum in Deutschland ist, daß also der eine weichen oder „gewichen werden“ muß. Dies allmähliche Reifen legt der hier publizierte Briefwechsel dar, und dabei entwickelt sich ebenso allmählich eine immer wachsende Meinungsverschiedenheit zwischen Bismarck und Gerlach über die Mittel, welche moralisch und politisch zulässig sind, um zum Ziele zu kommen. Gerlach vertritt dabei den schlichten biblischen Standpunkt, daß man nicht Böses thun dürfe, damit Gutes herauskomme, „denn solcher Verdammnis ist gewiß“. Bei Bismarck entwickelt sich dagegen eine immer größere Unbedenlichkeit in Bezug auf die Mittel, welche zum Ziele führen. Schon im Jahre 1854 warnt Gerlach: „Wenn ich auswärtiger Minister und mein König und Herr weiches Wachs in meiner Hand wäre, würde ich auch anders mit Oesterreich verfahren, aber doch nicht zu solchen drastischen Mitteln, wie die Ihrigen, meine Zuflucht nehmen“ — aber die Warnung hat keinen Erfolg. In dem letzten Brief desselben Jahres aus Bismarcks Feder findet sich eine umständliche Befürwortung der Annäherung an Napoleon. Er (Bismarck) halte nicht für gut, irgend jemand glauben zu lassen, „daß wir nie und unter keinen Umständen uns mit Napoleon alliciren würden“. Dieser Glaube schwäche die Stellung Preußens erheblich. Gerlach antwortet darauf: „Ich glaube, daß wir einig sein würden, wenn Sie hier wären, d. h. in dem, was zu thun wäre, wenn auch nicht im Prinzip, denn ich halte mich an die heilige Schrift, daß man nicht Böses thun darf, damit Gutes daraus werde. Mit Bonaparte und dem Liberalismus buhlen ist aber böse, im gegebenen Falle meines Erachtens aber auch unweise. Sie vergessen dabei (ein Fehler, in den jeder fällt, der eine Weile von hier fort ist) die Persönlichkeiten, welches doch das Entscheidende ist. Wie können Sie an solche indirekten Finasterien mit einem Minister, der prinzipaliater Bonapartist ist, und mit einem unberechenbaren, eigentümlichen Herrn, wie der König es ist, denken.“

Zwei Jahre später schreibt Bismarck zu demselben Thema: Alliance mit Napoleon: „Sie gehen davon aus, daß ich einem vereinzelten Manne, der mir imponiere, das Prinzip opfere. Ich lehne mich gegen Vorder- und Nachsatz auf. Der Mann imponiert mir durchaus nicht. Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für

Vorzüge ist. Was aber das von mir geopferte Prinzip anbelangt, so kann ich mir das, was Sie damit meinen, konkret nicht recht formulieren, und bitte Sie, diesen Punkt in einer Antwort wieder aufzunehmen, da ich das Bedürfnis habe, mit Ihnen prinzipiell nicht auseinanderzugehen. Meinen Sie damit ein auf Frankreich und seine Legitimität anzuwendendes Prinzip, so gestehe ich allerdings, daß ich dieses meinem spezifisch preussischen Patriotismus vollständig unterordne. Frankreich interessiert mich nur insoweit, als es auf die Lage meines Vaterlandes reagiert, und wir können Politik nur mit dem Frankreich treiben, welches vorhanden ist, dieses aber aus den Kombinationen nicht ausschließen.“ — „Sympathien und Antipathien in Betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienste meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an Anderen; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient.“

Nun scheiden sich die Wege Gerlachs und Bismarcks immer mehr. Im Mai 1857 schreibt Bismarck: „Das Prinzip des Kampfes gegen die Revolution erkenne auch ich als das meinige an, aber ich halte es nicht für richtig, Louis Napoleon als den alleinigen, oder auch nur *κατ' ἐξουχίαν* als den Repräsentanten der Revolution hinzustellen, und halte es nicht für möglich, das Prinzip in der Politik als ein solches durchzuführen, daß die entferntesten Konsequenzen desselben noch jede andere Rücksicht durchbrechen, daß es gewissermaßen den alleinigen Trumpf im Spiele bildet, von dem die niedrigste Karte noch die höchste jeder anderen Farbe sticht. Wie viele Existenzen giebt es noch in der heutigen politischen Welt, die nicht in revolutionärem Boden wurzeln? Nehmen Sie Spanien, Portugal, Brasilien, alle amerikanischen Republiken, Belgien, Holland, die Schweiz, Griechenland, Schweden, das noch heute mit Bewußtsein in der gloriosen revolution von 1688 stehende England; selbst für das Terrain, welches die heutigen deutschen Fürsten teils Kaiser und Reich, teils ihren Mitständen, den Standesherrn, teils ihren eigenen Landständen abgenommen haben, läßt sich kein vollständig legitimer Besitztitel nachweisen, und in unserem eigenen staatlichen Leben können wir der Benützung revolutionärer Grundlagen nicht entgehen. Viele der berührten Zustände sind eingestarrt, und wir haben uns an sie gewöhnt; es geht uns damit, wie mit allen den Wundern, welche uns täglich 24 Stunden lang umgeben, deshalb aufhören, uns wunderbar zu erscheinen, und niemand abhalten, den Begriff des „Wunders“ auf Erscheinungen einzuschränken, welche durchaus nicht wunderbarer sind, als die eigene Geburt und das tägliche Leben des Menschen. Wenn ich aber ein Prinzip als oberstes und allgemein durchgreifendes anerkenne, so kann ich das nur insoweit, als es sich unter allen Umständen und zu allen Zeiten bewahrheitet, und der Grundsatz: „Quod ab initio vitiosum, lapsu temporis convalescere nequit“, bleibt der Dektirn gegenüber richtig. Aber selbst dann, wenn die revolutionären Erscheinungen der Vergangenheit noch nicht den Grad von Verjährung hatten, daß man von ihnen sagen konnte wie die Hege im „Faust“ von ihrem Höllentrant: „Hier habe ich eine Flasche, aus der ich selbst zuweilen nasche, die auch nicht mehr im mindesten stinkt“, hatte man nicht immer die Keuschheit, sich liebender Verhüllungen zu enthalten. Cromwell wurde von sehr antirevolutionären Staaten Herr Bruder genannt und seine Freundschaft gesucht, wenn sie nützlich erschien; mit den Generalstaaten waren sehr ehrbare Fürsten im Bündnis, bevor sie von Spanien anerkannt wurden; Wilhelm von Oranien und sein Nachfolger in England galten, auch während die Sturts noch präntdirten, unseren Vorfahren für durchaus loscher, und den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben wir schon in dem Haager Vertrage von 1785 ihren revolutionären Ursprung vergiechen. Der jetzige König von Portugal hat uns in Berlin besucht, und mit dem Hauje Bernadotte hätten wir uns verschwägert, wenn nicht zufällige Hindernisse eintraten. Wann und nach welchen Kennzeichen haben alle diese Mächte aufgehört, revolutionär zu sein? Es scheint, daß man ihnen die illegitime Geburt verzeiht, sobald wir keine Gefahr von ihnen besorgen, und daß man sich alsdann auch nicht prinzipiell

daran stößt, wenn sie fortfahren, ohne Buße, ja mit Rühmen sich zu ihrer Wurzel im Unrecht zu bekennen.“

Und weiter antwortet Bismarck auf einen Brief Gerlachs, der leider — zufällig? — fehlt: „Wie Sie den Unterschied stellen zwischen Recht und Revolution, Christentum und Unglauben, Gott und Teufel, so kann ich nicht mit Ihnen diskutieren, sondern einfach sagen, ich bin nicht Ihrer Meinung, und Sie richten in mir, was nicht Ihres Gerichtes ist. Ich habe weder den königlichen Dienst noch eigene Ehre in demselben, lehteres wenigstens nicht vorbedachterweise, gesucht, und der Gott, der mich unerwartet hineingesetzt hat, wird mir auch lieber den Weg hinauszeigen, als meine Seele darin verderben lassen, so lange ich ehrlich suche, was seines Dienstes und meines Amtes ist, und gehe ich fehl, so wird er mein tägliches Gebet hören und mein Herz wenden oder mir Freunde schicken, die das vermögen. Ich müßte die Dauer und den Wert dieses Lebens sonderbar überschätzen, nachdem ich vor sechs Monaten nicht glaubte, noch einmal grünen Rasen von oben ansehen zu können (Bismarck hatte damals eine akute Krankheit überstanden. Anm. des Ref.), wenn ich mir nicht gegenwärtig halten wollte, daß es nach dreißig Jahren und vielleicht sehr viel früher ohne alle Bedeutung für mich ist, welche politische Erfolge ich und mein Vaterland in Europa erreicht haben. Ich kann sogar den Gedanken, daß Rechberg und andere ungläubige Jesuiten über die alt-sächsische Mark Salzwedel mit römisch-slavischem Bonapartismus und blühender Korruption absolut herrschen sollten, ohne Zorn ausdenken. Ich bin ein Kind anderer Zeiten als Sie, aber ein ebenso christliches der meinigen, als Sie der Ihrigen.“

Die Briefe Bismarcks sind eine mit vollendeter Dialektik geschriebene Apologie des Opportunismus, der Zweckmäßigkeitspolitik, die von Fall zu Fall arbeitet, und der die meisten Mittel recht sind, wenn sie zum Ziele führen. Selbstredend ist es ganz unmöglich, in dem engen Rahmen einer Recension zu der schwierigen Frage Stellung zu nehmen, wie weit der Opportunismus eines Staatsmanns gegenüber feindlichen Mächten gehen darf, und wo er seine Grenze findet, so daß wir hier die Controverse als solche ganz unerörtert lassen. Wir beschränken uns auf die These, daß, wer in Zukunft über diese Frage schreiben will, sehr gut thun wird, den Briefwechsel Gerlach-Bismarck zur Hand zu nehmen.



### Victor Hehn und die Juden.

In der trefflichen Biographie V. Hehns, die D. Schrader in Jena in dem Zw. Müller'schen biographischen Jahrbuche (Berlin 1891) veröffentlicht hat, wird unter anderen auch auf die Stellung hingewiesen, welche der geistvolle Mann zu der jetzt so sehr in den Vordergrund gerückten Judenfrage einnahm. In früheren Jahren war V. Hehn Philosemit. In einer Abhandlung der baltischen Monatschrift (VI. 2. 1862, p. 93), Blick auf die Geschichte der Juden in Europa mit dem Motto des Verf. aus dem Gedichte des Lucretius: tantum religio potuit suadere malorum giebt er einen Ueberblick über die Jüdingenreue der europäischen Geschichte. Ergreifend wird hier geschildert, wie am Oftertage oder am Feste des Schutzheiligen die ehrenfesten, stattlichen Handwerker und die sittigen Frauen in Niedereu und Schleiern in den Dom zur Messe wandeln; die Arbeit ruht, blank glänzen die Eisenbeschläge der schweren Hausthüren, die Orgel tönt über den stillen Markt hinüber und abgelegen zur Seite, in einer eigenen kleinen Stadt, dem

jüdischen Ghetto, da schreit's, da gestikuliert's, da geht der schmutzige Trödel fort, heute wagt sich niemand hinaus in die christliche Stadt; uur schüchtern lauschen die Kinder-  
gesichter mit schwarzen Locken und stehenden Blicken durch die Mauerspaltten hinüber;  
über das, was im Innern jenes Ortes vorgeht, sorgsam dem Auge verborgen, weiß  
niemand etwas Bestimmtes und nur schauerliche Sagen erzählen davon, das Blut er-  
hitzend. Mit Staunen, sagt Schrader, sehen wir den Verfasser selbst für den nachher  
arg von ihm mitgenommenen jüdischen Journalismus gegen die Anklagen der „Wort-  
führer christlich germanischer Treue“ die Lanze brechen. Börne, der kluge und böshafte  
mit scharfer Witzung begabte Guom (Gedanken über Goethe, S. 162), ist hier noch  
ein Charakter, der mit der feinsten nervösen Empfindlichkeit einen unverrückbaren Adel  
der Gesinnung verband. Der Aufsatz schließt: Wie jeder Volksindividualität haften  
freilich der jüdischen ihr eigentümliche Schwächen an, sie ist nicht frei von manchem  
abstoßenden, schneidenden, und grellen Zuge. Hoffen wir, daß die Teilnahme an Staat  
und Recht, an Wissenschaft und Gesellschaft diese Härten mildern wird; denn wie lange  
ist es denn her, daß die Juden nicht bloß leidend sich bewähren, sondern auch positive  
Menschen sein dürfen? Der Sturmwind konnte dem Wanderer den Mantel nicht ent-  
reißen, die Sonne aber vermochte es mit ihren milden Strahlen (Schrader, S. 32).  
Im Jahre 1873 siedete Hehn, nachdem er in Petersburg seine Stelle als Oberbibliothekar  
niedergelegt hatte und mit dem Prädikate Excellenz geschmückt war, nach Berlin über.  
Hier änderte sich allmählich seine Ansicht über die Juden. Anfanglich hatte er auch in  
der Hauptstadt des deutschen Reichs noch in jüdischen Kreisen verkehrt. In der Berliner  
Luft, sagt Schrader (S. 69), ward er zum entschiedenen Antisemiten, der den nach  
seiner Meinung verderblichen Einfluß der Juden in der Presse, der Politik, der Kunst  
und Wissenschaft in den schwärzesten Farben malte und unerschöpflich in den Berichten  
pitanter, für das Leben und Treiben der Juden charakteristischer Anekdoten war.  
Während in der Zeit vom Wiener Kongreß, heißt es in den Gedanken über Goethe  
(S. 160), bis zur Julirevolution und nachher das Judentum durch geniale rechnende  
Finanz, mit scharfem Blick für die Schwächen fremder Völker und den daraus zu  
ziehenden Nutzen, in ungeheurer Akkumulation des Reichthums allmählich seine Herrschaft  
gründete — trat es auch in der Litteratur in zwei glänzenden Gestalten auf, die Zeit-  
genossen blendend, eine neue Epoche eröffnend, mit Jubel empfangen. Da beide, Heine  
und Börne, die Reichen Israels in eminenter Schärfe und Deutlichkeit an sich trugen,  
so glichen sie einander wie zwei Brüder, und bewunderten anfangs gegenseitig ihre blante  
Rüstung. Sie verfügten über einen Witz, wie ihn die vielen Millionen Deutschen in  
langen Jahrhunderten, wenn sie all ihr Können hätten zusammenlegen wollen, nicht ent-  
fernt aufzubringen vermocht hätten, und dieser Witz richtete sich stehend, da der Witz  
überhaupt stehend ist, gegen alle enterbten, in langsamem Wachstum von der Zeit ge-  
schaffenen und von der Volksnatur gegebenen, objektiven Bildungen und Mißbildungen.  
Künstler waren Heine und Börne nicht, auch nicht Humoristen; zu dem letzteren fehlte  
es ihnen an Idealität, zu dem ersteren an Tiefe und Ruhe; sie arbeiteten im Augen-  
blicklichen und Gelegentlichen, in Briefen, Fragmenten, kleinen Aufsätzen, Kritiken, Bildern  
von der Reise, Berichten über Kunstausstellungen u. s. w., alles nur geistreiche, elektrische,  
zudende Kapriccios. Sie waren, wie alle ihre Stammesgenossen, geborene Journalisten  
— wie denn auch zuletzt noch kaum eine Zeitung erscheint, die nicht dieser Hülfe be-  
dürfte. Nach wenig Jahren aber that sich ein doppeltes Element auf, das in der  
jüdischen Anlage liegt, in jedem der beiden Dioskuren wechselweise rein ausgeprägt, und  
führte sie zu Streit und Feindschaft: das eitel-frivole und das starr-fanatistische. Dem Einen  
ist nichts heilig als sein Ich, der Andere haßt alles, außer dem einen Punkt, auf dem  
sein Auge ruht, heiße dieser nun Allah, oder das Gesetz, oder die Freiheit, oder ein  
anderes Idol. Beide Geistesformen standen dem Gemüt und der Anschauung Goethes  
so fremd gegenüber, wie etwa im Altertum Semitismus und Hellenismus. Wenn der  
zweite oder spätere Jesaias, der ungefähr in der Zeit Solons oder Pisistratus lebte,

oder der Prophet Ezechiel nach Athen gekommen wären, wie glaubt man wohl, daß ihnen Sitten und Gedanken der Athener, die Gesetzgebung und das politische Streben und Widerstreben, die Schönheit der Jünglinge und Frauen, die Pflege und Übung des Leibes nicht minder als die des Geistes, der Vortrag der homerischen Gefänge und ihr Inhalt, die Götter und ihre Geschichte als mythische, durchsichtige Einkleidung natürlicher und sittlicher Verhältnisse — wie glaubt man, daß dies alles ihnen vorgekommen wäre, auf sie gewirkt hätte? Oder wie hätten Ezra und Nehemia, die Stifter des neuen „Buches der Lehre“ geurtheilt, wenn man sie vor die gleichzeitigen Kunstgebilde des Phidias und Polyklet gestellt oder ihnen im Theater die Antigone des Sophokles zu schauen gegeben hätte? Das Eine wäre ihnen unverstänlich gewesen, das Andere profan und abstoßend oder widervärtig, ein Drittes kindisch, ein Viertes vergeblich. Ganz ebenso traten die Juden an Goethe heran, in dem neuen Goetheschen Zeitalter mußte Goethe weichen und anderen die Führerschaft überlassen. Zwar waren Berliner Jüdinnen, in deren Mitte Rachel Levin, die ersten gewesen, die seine Größe verkündigten, aber nicht, weil natürliche Sympathie sie zu ihm zog, sondern weil der jüdische Scharfsinn, unterstützt durch weibliche nervöse, sensitive Ahnung, unter den gangbaren litterarischen Münzen den Perlen- und Lafatamewort der Goetheschen Dichtung am frühesten erkannte. Als Heine auftrat, gab es in Berlin, wo eben der Hegelianismus sich entfaltete, natürlich auch begeisterte Goethe-Jünger und da es gerade dieselben Personen waren, die auch ihm, dem jungen jüdischen Dichter, freundlich entgegenkamen und ihn aufmunterten, so durfte er diese Berliner Gömmer durch Herabsetzung Goethes nicht beleidigen. Börne durchschaute ihn auch darin (16. März 1833): Goethe, den er so wenig achtet wie ich, streicht er heraus, um den Berlinern den Hof zu machen u. s. w. Man möge über Heine und Goethe das Weitere nachlesen. In dem so wichtigen Buche Kulturpflanzen und Haustiere etc., 5. Auflage, Seite 400, heißt es: Schon seit Ciceros und Caesars Zeiten füllten sich alle Städte, darunter Rom selbst, mit Beschnittenen, die sich unter einander verstanden und, so sinnlos, so allem Menschlichen abgekehrt ihre Meinungen den Römern erschienen, doch in der Hartnäckigkeit ihrer Anlage unbemerkt das allgemeine Bewußtsein umwandelten. Die jüdischen Gemeinden waren es, die dem Christentum zunächst die Wege bahnten und dessen Keime in allen Provinzen, wie in den entfernteren Quartieren der Hauptstadt austreuten. Wer behaupten wollte, nicht die Germanen, sondern die Juden hätten das römische Reich zerstört, würde in dieser Schroffheit der Worte zwar zu viel sagen, dennoch aber der Wahrheit näher kommen, als es Unkundigen scheinen möchte. „O wäre Judäa nimmer“, so klagt Rutilius Namantianus in seinem Itinerarium, „von Pompejus und Titus bezwungen worden!“ Von daher kommt jetzt weit und breit der Stoff der Ansteckung und die einst Besiegten werfen den Siegern das Joch über den Nacken!

Atque utinam numquam Judaea subacta fuisset  
 Pompei bellis imperisque Titi!  
 Latius excisae pestis contagia serpunt,  
 Victoresque suos natio victa premit.\*)

G. L.

\*) Rutilius Namantianus war ein geborener Gallier (I. 20 indigenamque snm gallica rura vocant), aber am weströmischen Hofe magister officiorum und in Rom praefectus urbi. Der Dichter lebte zur Zeit der Teilung des Reichs des Theodosius des Großen (395 u. Chr.). Die Veranlassung der Heimreise war die Zerstörung seiner Güter (416 n. Chr.) wohl durch die Westgoten. Die beste Angabe ist die von Lucian Müller (Leipzig, B. G. Teubner, 1870). Das Christentum ist dem Dichter (I. 525) deterior Circensae secta venens, er polemisiert besonders gegen dessen Aesete und gegen das Mönchssewesen. Treffend römische Litteraturgeschichte S. 425. Uebrigens sei allen Freunden Victor Dehns die Biographie Otto Schraders, der auch die Besorgung der neuen Ausgabe der Kulturpflanzen etc. übernommen hat, aufs wärmste empfohlen.



## Neue Schriften.

### 1. Politit.

— Christentum und Staat. Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm. Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge. (Leipzig, 1893. Fr. B. Grunow.) Feste zur „Christl. Welt“ Nr. 9.) 60 Pf. — Und Politit und Christentum. Eine religiös-politische Studie von A. Stopnit, Superint. a. D. u. Pfarrer. (Berlin, C. Stopnit.) 1893. 3 M. 50 Pf. — Unserer Zeit drängt sich immer entschiedener die Frage auf, inwiefern das Evangelium mit seinen Lebenskräften zu einer eingreifenden Wirkung auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens in Gesetz und Recht berufen sei. Es war für die Zeit, die dem Jahre 1848 folgte, ungünstig, daß die Verfassungsfragen in dem Vordergrunde standen, und darum gewannen die Antworten auf die Frage nach Christentum und Staatsleben manches Schiefe. Gegenwärtig sind wir in der günstigen Lage, daß wir jenes Verhältnis an den socialen Fragen zu studieren und zu beleuchten haben. Ich habe in meiner „Mitarbeit der Kirche“ etc. 1 dies als die Kernfrage bezeichnet, ob das Christentum seinen Vertretern eine Beeinflussung der socialen Ordnungen durch das Evangelium gestatte oder auflege. Zu der That wird sich an der Stellung zu Gesetz und Evangelium, an der Ansicht über das Verhältnis der religiösen und der sittlichen Wirkungen des Evangeliums und über die sittlichen Vorbedingungen dieser letzteren immer der Standpunkt des Christen zur Politit orientieren. . . Von den beiden vorliegenden Schriften ist die erstere, obwohl nur den sechsten Teil vom Preise der zweiten kostend, die weitaus wertvollere. Denn in ihr sind die Probleme scharf erfaßt. Wo wir dem Verfasser entgegen treten müßten, liegt es daran, daß er sich ein Herrbild von der Idee des „christlichen Staates“ zurecht gemacht hat, gegen das er kämpft. Die Forderungen positiver Art, die er unter den Ergebnissen unter 2, a—c ausstellt, sind im Wesent

lichen auch die unserigen. Bei den „Einzelforderungen“ im 2. Teil zeigt sich öfter der parteiische Standpunkt des Verfassers. Seine Polemik gegen „die Monarchie von Gottes Gnaden“ ruht fast durchweg auf Verleumdung des Standpunktes seiner Gegner und enthält manche schiefe Beurteilung der Zeit. z. B. hat nicht erst die Entlassung Bismarcks viele Herzen der Monarchie entfremdet, sondern nur gezeigt, daß das Regierungssystem dieses politischen Titanen die Herzen der Monarchie allmählich entfremdet hatte u. dgl. m. — Das Buch von Stopnit nennt sich eine Studie, ist aber mehr eine Sammlung weitsehiger Ausführungen allgemeiner Art mit sehr viel Gemeinplätzen und sehr viel parteiischen Urteilen. Ich kann weder in der Darlegung vom Wesen des Staates noch in der vom Wesen des Christentums eine konkrete Anschauung gewinnen, die zur Beantwortung unserer Fragen etwas beitrüge. Ich will nicht verschweigen, daß ich viel Wärme in der Vertretung seiner Ansichten und einige interessante historische Erinnerungen und dankenswerte Litteraturhinweise gefunden habe. Und ebenso kann sich die „hochkirchliche und hochkonservative Partei“ manche Kritik dieses Gegners gefallen lassen. Aber betreffs der Eignetheit des Verfassers zur Behandlung der hier einschlagenden Fragen genügt es wohl, sein Urtheil über Stahl mitzutheilen, in dem er „mehr einen außerordentlich gewandten und wortreichen (!) Redner, als einen scharfen consequenten Denker“ sieht.

M. v. N.

— Weder Kommunismus noch Kapitalismus. Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage. Von Carl Jentsch. (Leipzig, 1893. Fr. B. Grunow.) 4 M. 50 Pf. — Aufknüpfend an ein Buch von Wolf in Zürich geht der den Lesern der „Grenzboten“ bekannte Verfasser an eine Beurteilung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse und der verschiedenen Vorschläge zu ihrer Besserung. Dabei wird eine

wirklich tiefgehende Kritik geübt, in blickartiger Beleuchtung, mit scharfem Biss, originellen Aufstellungen und den Kennzeichen einer gründlichen kulturgeschichtlichen Bildung. Eine unendliche Reihe trefflicher Bemerkungen und beherzigenswerter Wahrheiten ließe sich aus dem nirgends langweiligen und überall feststehenden Buche zusammenstellen. Hingewiesen sei auf die Bemerkungen über Legalität und Sittlichkeit (S. 10), die Darlegungen über das Verhältnis der Stände im Mittelalter (S. 142), über unser Gefängniswesen (S. 229), den Konstitutionalismus (S. 234), die Stellung der Behörden zur Sonntagsfrage (S. 246) u. s. w. Daneben ließen sich freilich auch manche Stellen aufzählen, die unseren ernststen Widerspruch hervorrufen. Ich würde das nicht an sich von allen denjenigen sagen, welche in der Kritik sehr scharf werden; doch gewinnt diese Schärfe durch einen Umstand eine besondere Bedeutung. Ich lasse mir gern eine vernichtende Kritik der Zustände gefallen, wenn sie praktische Ratschläge zur Besserung vorbereitet. Allein worauf läßt nun des Verfassers „Lösung der europäischen Frage“ hinaus? Auf den Rat eines möglichst baldigen vernichtenden Angriffskrieges gegen Rußland, um für Europa und Deutschland das natürliche Kolonisationsgebiet zu gewinnen. Durch diesen im Grunde tomlischen Schwanz macht das Ganze einen wiederholenden hoffnungslosen Eindruck, und das ist schade. Aber ich wiederhole, daß für einen verständigen Leser, der an sich nicht schon an Pessimismus leidet, sehr viel Treffliches, Anregendes und Lichtvolles in dem Buche mit dem nicht ganz passenden Titel enthalten ist.

M. v. N.

## 2. Kirche.

— Einiges Christentum. Volkschrift zur Förderung der Bestrebungen M. von Egidius. Herausgegeben von Lehmann · Hohenberg. Heft 2. 83 S. 50 Pf.

Nachdem wir in der Besprechung des ersten Heftes der „Volkschrift“ unseren Standpunkt den Egidiuschen Bestrebungen gegenüber präzisiert haben, genügt es wohl, von den weiteren Erscheinungen nur das Bemerkenswerteste in Kürze zu erwähnen. Das zweite Heft enthält eine Fortführung der Ersten Gedanken, die immer crasser und bedeutender werden, sobald einen Aufsatz über das Rechtsleben in einer christlichen Gemeinamkeit, einen anderen über die Forderung eines für alle gleichen, kostenfreien Elementarunterrichts, eine Darlegung des Fortgangs der Egidiuschen Bestrebungen in anderen Ländern, eine Zusammenstellung der aus ca. 50 Nummern bestehenden Egidius-Literatur und einen Aufsatz des Herausgebers der Zeitschrift über die religiöse Bewegung in Deutschland.

Herr von Egidius hält die Ideen, die er vertritt, für die „gegenwärtig beachtenswertesten“, weil sie alle anderen berechtigten Ideen in sich aufnehmen. Seine Darlegungen betrachtet er des-

halb als „Dauerschriften“. Er schreibt „für den Erzbischof und für den sogenannten Freidenker, für den Fürsten und für den arbeitslosen Nothleider“, läßt also seine Sätze scheinen über Gerechte und Ungerechte. Und doch wird das Egidiusche Christentum immer schwieriger. Es handelt sich nämlich jetzt, nachdem die Bewegung so weit gediehen ist, darnum, „für zahllose Worte andere Begriffe anzuerschließen, als sie heute maßgebend sind, und wir müssen gewisse Begriffe ganz abschaffen, wenigstens außer Gebrauch setzen.“ Das ist nötig, um eine Verständigung zu finden mit den vielen vortrefflichen Menschen, die „ihr Wollen noch nicht anlehnen an das Banner unjeres Christentums.“ — Ob dem arbeitslosen Nothleider diese Umgestaltung seiner Begriffe in genügender Weise gelingen wird? Und ob es je dahin kommt, daß ein Erzbischof sein Wollen anlehnt an das Banner des Egidiuschen Christentums? Das sind Fragen, die wir nicht zu bejahen wagen. Dem Fürsten trauen wir auch nicht recht, höchstens dem sogenannten Freidenker. Denn einzig berechtigt ist: unser eigenes Bewußtsein. „Was das öffentliche Bewußtsein als ‚berechtigtcupfinden, das gilt; das ist das geoffenbarte Recht. Eine andere Offenbarung, als die sich in unserem Bewußtsein, in unserem Empfinden äußernde Offenbarung, giebt es — neben der in der Natur sichtbar sich darstellenden — nicht.“ — Wir stehen vor einem Wandel der Dinge, wie ihn die Menschheitsgeschichte noch nicht erlebt hat. Der Wandel der Dinge, wie er „in den nächsten, sagen wir fünfzehn Jahren erkennbar werden wird — der Ausban liegt in den Jahrhunderten — ist der eingreifendste, den die Menschheit bis heute durchgemacht und — wie ich glaube, je durchmachen wird.“ — Wer anders aber, als Herr von Egidius hat den Anstoß zu dieser Weltumwälzung gegeben? Es wird Alles anders werden. Den Krieg bannen wir am sichersten durch den rückhaltlosen Entschluß, das Christentum anzunehmen — — aber das richtige, nicht ein mit Kirchenthum belastetes und durch Kirchenthum unhaltbar und unannehmbar gewordenenes, sondern selbstverständlich das Christentum des Herrn von Egidius, dann ist die Welt gerettet.

Der von dem Herausgeber der Zeitschrift verfaßte Aufsatz „Zur Religionsbewegung in Deutschland“ gipfelt in dem Wunsche, daß bald recht viele Geistliche sich der Egidiuschen Bewegung anschließen möchten, sie tragen vor der Weltgeschichte eine ungeheure Verantwortung, mögen sie bereitwillig sagen können: „Wir haben den Ruf des Volkes gehört und haben selbstlos uns in den Dienst des wahren Christentums gestellt.“ — Wäre es nicht besser, wenn sie bereitwillig sagen könnten: „Wir haben den Ruf Christi gehört und haben uns selbstlos in den Dienst des Volkes gestellt?“ — Interessant ist die Erweiterung des Ausspruchs, den Kaiser Wilhelm am 31. Oktober vorigen Jahres gethan: „Es giebt in Glaubenssachen keinen Zwang. Hier entscheidet allein die freie Ueberzeugung des Herzens, und die Erkenntnis, daß sie allein entscheidet, ist die gesegnete Frucht der Reformation“ dahin: „Niemanden darf ein Amt verstoßen bleiben, der



auf dem Boden der allgemeinen menschlichen Moral steht. Man verlange also auch keine Bekenntnisse mehr, namentlich nicht von unmündigen Kindern. — Die Allgemeinheit hat kein besonderes Interesse, zu erfahren, was Jeder glaubt; ihr genügt es, wenn sich Jeder bemüht wird, daß er einer Entwicklung zum Besseren fähig und hierzu verpflichtet ist.“ Ob das Er. Majestät wirklich so gemeint hat? Aber Egidy muß es ja wissen!

Sch. K.

— Der Menschensohn und seine Sendung an die Menschheit. Von Dr. Martin Kähler. (Güterloh, Bertelsmann.) 1893. 32 S.

Ein Vortrag, welchen der berühmte Halle'sche Dogmatiker auf der Missions-Konferenz in Halle gehalten hat. Was Kähler schreibt, pflegt, selbst wenn es ein populärer Vortrag sein soll, kein leicht verständliches Ding zu sein, und so kann ich mir denken, daß die Hörer dieses Vortrages mit etwas denkmüdem Kopfe, und doch ohne schon alles verstanden zu haben, heim gegangen sind. Um so viel lieber wird es ihnen nun sein, daß sie das Gehörte auch lesen und so dentend verarbeiten können. Aber nicht bloß den Hörern, sondern jedem ernstlichen Missionsfreunde ist aus der Verküre, oder besser aus dem wiederholten Studium dieses Vortrages reicher Gewinn zu versprechen. Was mich am meisten ergriffen hat, ist die Schilderung der Missionsmethode Jesu und der Apostel, die denn nicht bloß für das missionarische, sondern auch für alles pastorale Wirken vorbildlich sein muß. Jesus blieb fern von einer geschichtlich gestaltenden Thätigkeit, er war sätcherdings kein Gründer, auch kein Religionsstifter. Er hat nur mit zwei Dingen gewirkt, mit seinem sorglos ausgestreuten Worte und mit seiner Liebe werbenden Person, welche eben die Liebe in Person war, und er hat nur auf zwei Erfolge gezielt, und das waren: Vertrauen auf ihn und treue Bewahrung seines Wortes. Aber gerade hierin zeigt sich sein weltumspannender Anspruch. Er sucht nicht bloß diesen oder jenen in bestimmter geschichtlicher Besonderheit, sondern er sucht in jedem den immer gleichen Sünder, er sucht ihn nicht als religiöser oder socialer Reformator, sondern als Seelsorger. Und was ist Seelsorge anders als vollste Uebung einer Nächstenliebe, deren Richtmaß bleibt: „Was hätte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und läme um seine Seele?“ Nächstenliebe ist das Tagewort und der innerste Trieb des Menschensohnes. Sein Weg zum Universalismus geht durch den Individualismus, sein Weg zur Menschheit durch jeden Menschen. „Er war nie in großen Geschäften, wie denn die Geschichtsschreiber seiner Zeit und seines Volkes nichts von ihm zu erzählen wissen. Die Wirbel, welche sein Rabbinat und sein Prozeß erregt hatten, verließen sich nur allzubahd. Er war nie in großen Geschäften, sondern in unermüdetem treuen Kleinbetriebe, und mir wenigstens tritt seine königliche Erhabenheit fast am meisten heraus, wenn ich sehe, wie er diesem Kleinbetriebe mit der Unendlichkeit seiner Ansprüche, der Enge seines Inhaltes nach Menschen

Urteil und dem Uebermaße des darin sich darstellenden Jammers gewachsen bleibt ohne Zerrissenheit, ohne Kleinlichkeit, ohne Kleinmut. Hatten sich die großen Geister das Kleine, das Alltägliche vom Leibe, der Schauplatz des Größten, solange er ihn sich hat wählen dürfen, war die Alltäglichkeit, vor die Bornehmen und Spigen hat man ihn mit Schergen holen müssen. In diesem unermüdeten Verkehr mit den einzelnen Menschen hat er sein Herz für die Menschen bewiesen, dem kein Mensch fremd bleiben kann.“ Und wie haben die Apostel ihre weltumfassende Aufgabe angegriffen? Paulus kennt keine Wirksamkeit in Dausch und Bogen, keine Wirksamkeit in institutioneller Amtserhabenheit; wie die Amme, wie der Vater für ihre Kinder sorgen, so hat er jeden Einzelnen versorgt. So weit sein Blick auch geht, so hat er doch nur im Kleinbetrieb des Dienens an den Einzelnen die große Sache Gottes durchgeführt. So also gehört die Menschheit dem Menschensohne, er will sie aber gewinnen durch die suchende Hirten-treue, nicht aber durch große kirchenpolitische Maßnahmen. — Recht angelegentlich möchte ich diesen Vortrag Predigern wie Laien zu erster Ermüdung empfehlen. Wer die erforderliche Geistesarbeit nicht scheut, wird reichen Gewinn haben.

J. P.

— Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika von A. V. Gräbner, Professor der Theologie am Konfordia-Kollege in St. Louis. Erster Teil. (St. Louis, 1892.) 726 S.

Dem auch in Deutschland bekannt gewordenen englisch geschriebenen Werke von Wolf, the Lutherans in America 1890 (vergl. die Anzeige Monatschr. 1890 S. 979) ist jetzt der erste Band einer sehr umfanglich angelegten Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika von Prof. Gräbner am Konfordia-Kollege der Missouri-Synode gefolgt, hinter welchem jenes andere Buch von Wolf sowohl hinsichtlich der Erforschung der Quellen, wie auch hinsichtlich der schriftstellerischen Kunst bei weitem zurücksteht. Das Werk ist im Auftrage der Missouri-Synode verfaßt und es wurde ihm eine doppelte Aufgabe gestellt, nämlich die Sammlung eines großen Teiles des einschlägigen Materials und die Verarbeitung desselben in zusammenhängender historischer Darstellung. Am meisten war das Material bereits gesammelt für die Geschichte des deutsch-lutherischen Kirchenwesens in Pennsylvania. Wer die „Halle'schen Nachrichten“ aus dem vorigen Jahrhundert kennt, wer die vorzügliche neue Ausgabe derselben mit den gründlichen Anmerkungen und Exkursen von Mann, Schmuder und Hermann, und wer dann noch die schöne zusammenhängende Darstellung in Mann's Life and times of Mühlberg gelesen hat, dem bringt allerdings für dies Kirchengebiet Gräbner nichts wesentlich Neues, wenngleich seine Beurteilung der geschichtlichen Thatsachen eine etwas andere ist, als die von Mann. Beide wollen als Lutheraner urteilen, aber das Urteil des Missouri-ers weicht doch nicht unwesentlich von dem des zum General-Konzil gehörigen Theologen ab.

Waren zu Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die führenden Theologen in Amerika, der Pietist Wüstenberg und der Orthodoxe Berkenmeyer, Männer, die bei aller Anerkennung, die jeder für den anderen hatte, doch grundverschieden waren, so wiederholt sich dieser verschiedene Standpunkt nun auch bei den beiden Geschichtsschreibern. Man erkennt Berkenmeyers Bedeutung an, aber er sieht doch alle Verhältnisse wesentlich so, wie Wüstenberg sie ihn sehen gelehrt hat, er teilt den Standpunkt des von Franke ausgegangenen, noch nicht methodistisch entarteten Pietismus Wüstenbergs und der „vereinigten Pastoren“. Gräbner dagegen verkennt nicht den im Pietismus liegenden Zug zur Preisgebung der reinen Lehre und der festen Bekenntnisschrauben, er sieht im Pietismus wesentlich den Vater des Unionismus und Rationalismus und so stellt er sich denn zu Berkenmeyer, weil er sich dessen Grundfäden innerlich verwandt fühlt. Hierzu hatte er aber um so mehr Veranlassung, als er Berkenmeyer viel besser kennt, als einer seiner Vorgänger ihn gekannt hatte. Berkenmeyer war von Hamburg aus für die alten holländisch-lutherischen Gemeinden in New-York und am oberen Hudson gekannt worden. Aber lüdenhaft war bisher, was man von der Geschichte des holländischen Luthertums in America wußte. Now der letzte Geschichtsschreiber der Kirche von New-York, Pastor Nicum, mußte auf genauere Nachrichten verzichten, weil die Archive der holländischen Gemeinden angeblich bei dem großen Brande von 1776 untergegangen sein sollten. Gräbner aber ist es gelungen, die verloren geglaubten Akten zum größten Teile wieder anzufinden und so die blaß gewordenen Gestalten der alten Lehrmeister Dominus Goetwater, Justus Faldner, Berkenmeyer und Kuoll deutlich ins Licht zu stellen und uns damit tiefe Blicke thun zu lassen in das kirchliche Leben, das sie umgab und das sie gestalten halfen. Wie für die kirchliche Geschichte von Pennsylvanien, so war auch für die der südlicher gelegenen Staaten, namentlich der beiden Carolinas, das urkundliche Material ziemlich schon gesammelt, aber von dem selten Standpunkte Gräbners empfängt man doch der historischen Verlauf eine etwas andere Beurteilung, als wohl sonst geschehen ist. Es handelt sich hier besonders um die Gemeinde der vertriebenen Salzburger mit ihrem blühenden Mittelpunkte, der Gemeinde Eben-Ezer unter den beiden halleischen Pastoren Polzins und Gronau. Wie früher Dr. Mann, so erkennt auch Gräbner gerne das rege Leben an, welches sich dort entfaltete, aber ihm ist es auch klar, daß es nicht recht geinuder Art war, sondern von einem seuchtig pietistischen Wesen angefrant. Er hat nicht bloß Worte der Entschuldigung für den Einfluß, den man sowohl in Ebenezer wie in den pennsylvanischen Gemeinden dem Vater des Methodismus Whitefield einräumte, sondern er zeigt immer wieder, wie in der Unionstendenz des Pietismus die Keime des so bald und mächtig hereinbrechenden Rationalismus gelegen haben. So ist denn auch sehr interessant, zu beachten, wie die Salzburger Pastoren so ganz

anders über die Orthodoxer am Hudson urtheilt, als es Gräbner thut. Für die Salzburger ist Berkenmeyer „der Feind aller rechtshaffenen Lehrer und frommen Christen nach dem Exempel seiner jämmerlichen Vorgänger in Deutschland, die er oft mit Voberschreibungen als tapfere Berserker der Orthogorie ansührt“, für Gräbner dagegen „hat er fest und treu in der Lehre und in der Praxis sich und der Gemeinde den streng lutherischen Charakter bewahrt, der seinen Gedanken an irgend welche Verdrüderung mit Falschgläubigen auskommen ließ“. Ganz neu durchgearbeitet ist die Geschichte der schwedischen Lutherauer am Delaware. Alles, was wir darüber wußten, beruhte bisher auf dem von dem Propste Aurelius 1756 veröffentlichten Material. Gräbner hat sämtliche Urkunden neu durchsicht und hat somit eine wesentlich berichtigte Darstellung dieser interessanten Geschichte geben können. Vor allem liegt es aber dem Verfasser daran, zu zeigen, wie es dahin kommen konnte und mußte, daß dies alte, einst blühende Kirchengeliet der lutherischen Kirche ganz verloren gegangen ist. Schon Wüstenbergs Freund, der geistig bedeutende schwedische Propst Wrangel, neigte sich der englischen Episkopal-Kirche zu, in der er eine ecclesia Lutheriana zu erkennen glaubte. Seit 1789 aber traten die Gemeinden in Union mit den Episkopalen, um dann allmählich, erst der Sache nach und dann seit 1846 auch dem Namen nach, zu ihnen hinüberzugehen. Gräbners für sein ganzes Buch bezeichnendes Urtheil über diesen Geschichtsverlauf ist folgendes: „Nicht ein unzeitiges ähnes Festhalten an der schwedischen Sprache war es, das man weder den Pastoren noch den Gemeinden nachsagen kann, sondern das Aufhören lutherischen Zuwachses von anhen durch Einwanderung aus Schweden, das Ausbleiben lutherischen Zuwachses von innen insolge der Vernachlässigung des lutherischen Gemeindebewußtseins, auch der Umstand, daß die Gemeinden nicht ihnen zu eigen gehörige, sondern meistens nur zeitweilig gesiehene Prediger erhielten, vor allem aber die unionistische Praxis der meisten dieser Prediger, wodurch die Grenzen verwischt wurden, bei deren treuer Bewahrung es möglich gewesen wäre, zwar nicht ein schwedisches Luthertum, wohl aber eine gesund lutherische Kirche englischer Zunge in den alten Schwedenskirchen und in weiten Kreisen um dieselben her auf unsere Tage zu bringen, eine ameritanisch-lutherische Kirche, die jetzt auf eine ununterbrochene historische Vergangenheit von mehr als 250 Jahren zurückzuweisen vermöchte.“ — Bei der Darstellung des Herabstehens der lutherischen Kirche in den Rationalismus ist eine Vergleichung mit dem Buche von Nicum über das Ministerium von New-York sehr interessant. Am Ende des Jahrhunderts hielt Kunze noch die Fäden des lutherischen Glaubens anrecht, weungleich die zu seiner Zeit verfaßte Ministerialordnung das lutherische Bekenntnis schon nicht mehr nennt. Nicum sucht zu erklären, wie das so habe kommen können, und er meint, es habe das Bekenntnis damit noch nicht verleugnet werden sollen. Gräbner dagegen urtheilt zwar im übrigen günstig über Kunze,

erklärt aber, daß er für einen treuen Lutheraner nicht zu halten sei, weil er bewußtmaßen unionistisch gefinnt gewesen, und über die Ministerialordnung, die zugleich die von Pennsylvania war, bemerkt er, durch Annahme derselben hätten beide Synoden angehört, als lutherische Synoden dazustehen, und seien bekennend geworden. Bis zu Kunges Tode 1807 wirkte der Nationalismus in New-York latent, dann brach er plötzlich alles überflutend hervor. Zu der Beurteilung des Mannes, der mit Energie die Kirche von New-York dem Nationalismus anstieferte, in der Beurteilung Luitmanns sind beide Geschichtsschreiber eins, nur daß Gräbner geradezu sagt, Luitmann sei nicht nur kein Lutheraner, sondern überhaupt kein Christ mehr gewesen. — Der vorliegende erste Band von Gräbners Werk führt die Geschichte bis zur Gründung der General-Synode durch die Konstitution von Dagerstown 1821. So gab es also seitdem in America eine „evangelisch-lutherische General-Synode“, die weder evangelisch-lutherisch, noch eine General-Synode war, denn sie war prinzipiell bekennungslos, und von den sechs damals bestehenden Synoden war sie nur von dreien, nämlich von den Synoden von Pennsylvania, von Nord-Karolina und von Maryland und Virginia angenommen, während die Synoden von New-York, Ohio und Tennessee den Beitritt verweigert hatten. Der Grund, der sie abhielt, lag aber auch nicht in bewußter lutherischer Bekenntnisstellung, sondern mehr in äußerlichen Verfassungsbestimmungen der Konstitution. Es beginnt die Frage von Wichtigkeit zu werden, ob die Beschlüsse der General-Synode für die einzelnen Synoden, und ob die Beschlüsse der Synoden für die Einzelgemeinden bindende Kraft haben, oder ob diese größeren Verbände nur die Aufgabe haben, die kleineren zu beraten und sie aus der drohenden Vereinzelung zu starker Gemeinschaft zu verbinden. — Es ist ein farbenreiches Bild, welches uns Gräbner gezeichnet hat. Aber so frisch es geschrieben ist, so erfordert es doch bei seinem Umfange Zeit und Geduld, um es zu bewältigen. Wird der Verfasser mit einem zweiten ebenso starken Bande sein Werk abschließen können? Wir bezweifeln es. Er verheißt es sich auch nicht, daß sein Buch weniger ein Leisbuch als ein Nachschlagebuch sein wird, und er hat ihm deshalb ein sehr genau gearbeitetes Register beigelegt. Referent hat das Buch mit viel Nutzen gelesen und er scheidet von ihm mit dem Wunsche, womit die Vorrede schließt, daß der Herr, „der sich aus großen Gnaden in diesem Abendlande zu dieser allerletzten Zeit als eine Stadt auf dem Berge ein rechtfäulbiges Zion baut“, auch dies Buch einen Stein zu diesem Baue sein lassen wolle.

J. P.

### 3. Geschichte.

— Die alten Deutschen während der Urzeit und Völkerwanderung. Schilderungen und Geschichten, zur Stärkung vaterländischen

Sinnes der Jugend und dem Volke dargebracht von Gotthold Klee. (Hüterlosch, E. Bertelsmann. 1893.) Preis 2 M. 40 Pf.

Das Buch, ein zweckmäßig gearbeiteter Auszug aus des Verfassers umfangreicheren „Geschichtsbildern der älteren deutschen Geschichte“, ist für Jugend und Volke oder, wie Verfasser im Vorwort sagt, „für Knaben von zarterem Alter“ bestimmt. Etwa der vierte Teil der 40 Bilder des Buches enthält Darstellungen des Lebens und der Sitten deutscher Stämme in der Urzeit, ihnen folgen Erzählungen aus den Kämpfen mit den Römern, aus der Völkerwanderung bis zum Zusammensturz des ostgotischen Reiches, und schließlich noch eine kurze Geschichte der Langobarden und ihres Reiches in Italien. Besonders anziehend sind die ersten 10 Abschnitte geschrieben, aber auch in den Einzelbildern aus der gotischen, vandalischen, fränkischen und langobardischen Geschichte hat der Verfasser es vortrefflich verstanden, frisch, begeistert und anregend, aber auch ohne Sentimentalität und Schönsüßerei zu erzählen. Das Buch kann in jeder Hinsicht empfohlen werden.

v. H.

— Jesuiten-Fabeln. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Bernhard Dühr s. J. Zweite unveränderte Auflage. (Freiburg i. Breisgau.) 1892. 832 S.

Der in Laing bei Wien wohnende Jesuitenpater Dühr hat dieses Buch für die Freunde in Deutschland geschrieben, damit es ihnen, wie es in der Vorrede heißt, „bei den sich wiederholenden Angriffen als Nachschlagebuch zur Lehr und Wehr diene“. Zu diesem Zwecke schließt ein genaues Personen- und Sachregister das umfangreiche Buch ab. Das ausführliche Register ist vor allem für die Redaktionen katholischer Blätter bestimmt. Dieselben brauchen zur Begründung des Antrags der Centrumsfraktion, welcher durch die Reichstagsauflösung für einige Zeit beiseite gelegt ist, das Dührsche Buch nur anzuschreiben. Ein solchem Parteitreiben dienendes Buch kann zu den wissenschaftlichen Werken nicht gerechnet werden. Es ist eine Adolatenarbeit, die um jeden Preis den Jesuitenorden verherrlichen will. Vieles, was Dühr unbedingt befreite und als Verteilung brandmarkt, hat jüngst der Jesuitenpater Graf B. v. Hoensbroech in einer Serie von Artikeln in der „Kreuzzeitung“ und später in den „Breussischen Jahrbüchern“ als wahr zugegeben. Der Umstand, daß der Graf B. v. Hoensbroech in seiner Schrift: „Warum sollen die Jesuiten nicht nach Deutschland zurück?“ das Gegenteil behauptet hat, braucht uns hier so wenig zu beschäftigen, wie der im Februar d. J. erfolgte Austritt des Grafen B. v. Hoensbroech aus der Gesellschaft Jesu. Das aber muß hier gesagt werden, daß die Aussagen dieses Jesuiten, trotzdem er in vielen Punkten den Jesuitenorden nach unserer Meinung noch viel zu günstig beurteilt, die dem Centrumsantrage auf Aufhebung des Jesuitengesetzes förderliche Strömung zum Teil zum Stauen gebracht und in katholischen Kreisen eine solche Verwirrung hervorgerufen haben, daß Pater Dühr heute noch

schwerlich glaubt, mit seinem Buche große Erfolge erzielen zu können.

Schon der Ueberschrift des ersten der 34 Kapitel des Buches, in welchem es für eine Fabel erklärt wird, daß der Jesuitenorden zur Ausrottung des Protestantismus gegründet sei, wird schwerlich ein historisch geschulter Leser Geschmack abgewinnen können. Gründliche Kenner des Jesuitenordens, wie Professor Johannes Huber, v. Töllinger, Renisch, Guettée, Lord Acton, Gothein u. a., haben nie behauptet, daß Ignatius von Loyola von Anfang an den Protestantismus auf das Korn genommen habe. Ein Licht über dessen Bedeutung ist ihm erst in späterer Zeit ausgegangen. Dann hat Ignatius allerdings — dagegen nützen alle geschraubten Nebensarten Duhrs nichts — die Niederwerfung des Protestantismus als *conditio sine qua non* der Hebung des Papsttums betrachtet, dessen Leibgarde die Gesellschaft Jesu nach der Absicht des Gründers sein sollte. Duhr citirt eine Reihe päpstlicher Breven, insbesondere diejenige, in denen das Institut der Jesuiten bestätigt wird, zum Beweise dafür, daß die Bekämpfung des Protestantismus seinen integrierenden Teil des Ordensprogramms gebildet habe. Duhr beliebt mit Worten zu spielen. In den Bestätigungsbreven ist als Zweck des Jesuitenordens ausdrücklich die Verteidigung und Verbreitung des katholischen Glaubens angegeben, wie Duhr S. 3 zugeben muß. Damit war zur Zeit der Reformation so deutlich als möglich der Kampf gegen den Protestantismus proklamiert, auch wenn der Name selbst aus nahegelegenen politischen oder diplomatischen Gründen verschwiegen wurde. Ignatius von Loyola hat sicherlich nicht aus Liebe zur evangelischen Kirche in einem Schreiben an den König von Portugal 1555 das Amt der Inquisitoren für die Jesuiten begehrt, und in bestimmter Aussicht gestellt, daß seine Gesellschaft „diesem heiligen Werke besser und mit größerer Erbauung“ obliegen werde, als die Dominikaner. Ganz im Geiste des Gründers schrieb der Jesuit Escobar: „Der Keper wird sogleich exkommuniziert, seine Ehe ist aufgehoben, seine Güter werden konfiszirt; er ist bürgerlich ehelos und wird, wenn er unbußfertig bleibt, mit dem Tode bestraft.“ Man braucht nur einen Blick in die Arbeiten der katholischen Dr. W. Ritter, v. Druffel, Vossen u. a. über die Gegenreformation zu thun, um den Veruch Duhrs, die Kriegslust der Jesuiten gegenüber dem Protestantismus abzuleugnen oder abzuschwächen, so tömisch als möglich zu finden.

Was Duhr in den folgenden Kapiteln: „Die verrathene Generalbeichte der Kaiserin Maria Theresia“ und „Die Vergiftung des Papstes Klemens XIV.“ als Fabeln behandelt, kann in jeder Jesuiten-Geschichte entbehrt werden, ohne das Urteil dem Orden günstiger zu gestalten. Der fabelhafte Charakter einer ganzen Reihe von Anklagen ist schon längst vor Duhr von vielen Historikern anerkannt, so daß Duhr mit seiner Zusammenstellung der Jesuitenfabeln nur Holz in den Wald getragen hat. Für die Wissenschaft hat es absolut keinen Wert, daß der Jesuitenpater

mit großem Fleiße und unter Mitwirkung einer Reihe von Konfessores aus einer Anzahl protestantischer Schriften die Fäde hübsch zusammenstellt, welche diese ohne Jagdschein der Kritik geschossen haben. *Peccatur intra et extra muros*. Mit leichter Mühe wäre ein dicker Buch zusammenzuschreiben, welches die tollsten Fabeln bekannter und minder berühmter katholischer Schriftsteller über die Reformatoren enthielte. Würde das etwa den künftigen Papst hindern, ähnlich wie Leo XIII. den Protestantismus als eine Pest und die evangelischen Missionare als Söhne der Finsternis zu stigmatisieren? Katholischen Redakteuren, welche zur Ersparung von Honorar und Zeit jesuitenfreundliche Artikel auf Lager haben müssen, mag das Duhrsche Buch eine willkommenen Hilfe sein. Auch dürfte den nicht-katholischen Schriftstellern, welche, ohne eigene Studien gemacht zu haben, gegen den Jesuitenorden schreiben wollen, die Vektüre des obigen Buches den Dienst eines nützlichen Bremsers leisten und sie vor Uebertreibungen hüten.

—ks.

#### 4. Litteraturwissenschaft.

— Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe, herausgegeben von Fris Jonas. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart i.) 16. bis 22. Lieferung. (Schluß des zweiten Bandes.) S. 193—484.

Die Briefe Schillers aus dem Jahre 1789. Fortgesetzte finanzielle Bedängnis, Fortsetzung des Verkehrs mit den Schweflern, Uebersiedelung, Abfassung des philosophischen Werdichs „die Künstler“, Mißstimmung gegen Goethe, den er noch gar nicht kennt, Klagen über seine Stellung als Professor und über das Leben in Jena, das ist ungefähr der Hauptinhalt dieser Briefe.

An Gottfried Körner schreibt Schiller von Weimar aus am 5. Januar: „Es liegt mir alles daran, binnen vier Jahren zu einer Besoldung zu gelangen, die mich ganz in Ansehung meiner Subsistenz sichert und einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden giebt. Diese letzteren verbittern mir das Leben, und bei dieser Seelenlage ist es ganz und gar um schriftstellerische Thätigkeit gethan. Ich schmachte nach Ruhe, nach Freiheit.“ — Und von Jena aus am 28. Mai: „Weißt Du mir übrigens eine reiche Partie, so schreibe mir immer; entweder sehr viel Geld, oder gar keines und desto mehr Vergnügen im Umgang.“ — Zehn Wochen später erfolgte Schillers Verlobung. Karoline von Weulwig hat das Verdienst, die Verbindung Schillers mit der jüngeren der beiden ihm seit langer Zeit teureren Schweflern gefördert zu haben. Wäre Karoline noch unverheiratet oder von Weulwig, der auch ein tüchtiger Mann und seiner Frau nur geistig nicht gewachsen war, bereits geschieden gewesen, so würde sich Schiller unzweifelhaft mit ihr verlobt haben, ging doch die Wertschätzung der älteren Schweflerin so weit, daß der glückliche Bräutigam Lotzens den Gedanken erwog, ob nicht Karoline demnach mit dem

Schillerschen Paare zusammen wohnen könne, ein Gedanke, der zum Glück nicht zur Ausführung gekommen ist. Fast alle Briefe Schillers an die Schwestern Karoline und Lotte sind an beide zusammen gerichtet. In einem Briefe vom 15. November sagt der Bräutigam der Schwester der Braut und dieser selbst: „Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest als Du bist. Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt Du sein. Deine Blüthe muß in den Frühlings meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest Du mir diese schöne Freude weggenommen. Dich für mich aufblühen zu sehen.“ Lotte von Lengefeld war nicht eifersüchtig auf ihre Schwester, darum hat sie auch die gemeinsamen Briefe sich gefallen lassen.

Die Lieferungen 16—22 enthalten die Bilder der Freunde Schillers: Gottfried Körners und Ferdinand Hubers, des Vaters Victor Aimé Hubers. O. K.

— Des Bergensfahrer Joch. Schlus Comedia von dem frommen, gottfürchtigen und gehoramen Isaac. Ein Schriftendental der deutschen Hanja, herausgegeben von Dr. Albert Freybe. Zweite erweiterte Auflage. (Norden und Leipzig, Diebr. Soltans Verlag.) 1892. 225 S. 6 M.

Mit diesem Buche hat uns der verdienstvolle Forscher das einzige erhaltene literarische Denkmal des deutschen Kontors zu Bergen gegeben, das für unsere Leser durch den augenblicklich in dieser Zeitschrift erscheinenden Roman aus der Zeit der Vitalienbrüder von ganz besonderem Interesse sein wird. Wohl hatte man bisher Kunde von jenen rohen Spielen, bei denen, ähnlich wie es bei den Schülern und Studenten des Mittelalters geschah, die neuauftretenden Kaufgesellen mißhandelt wurden, daß ihnen „Dals und Hüden knacten, auch Mund und Nase bluteten“; von dem geistigen Leben der Ansassen des Kontors aber giebt uns erst Schlus Komödie ein gutes Zeugnis, das von um so größerer Bedeutung ist, als der Verfasser das Leben und Treiben der Handelsgesellen aus eigener Anschauung kannte. In der Vorrede zu seinem Werke sagt Schlus ausdrücklich: „Weil ich dann auch eine geraume Zeit an dem löblichen Kontor vorleitet habe, weiß ich zum Theil auch umme die Sachen, so aldar vorlauffen.“ — „haben auch schon Ordnungen, mit ihren von Anfang des Kontors gebrauchlichen Spielen, welche mit herrlichen Comedien und Tragedien gezieret werden: Das man da noch verstantige Gesellen sehe, die sich dann uben, wan sie sonsten nicht viel zu thun, und nirgends auffzuwarten haben.“

Was den Verfasser und die Deutung seines Namens angeht, so hat der gelehrte Herausgeber eine überaus sorgfältige Untersuchung geboten —

allein die Ethnologie des Namens Schlus nimmt drei Seiten ein —, aus der wir ersehen, daß Jochim Schlus 1577 auf dem löblichen Kontore die Kaufmannschaft erlernte, eine gute Erziehung genoss, den Katechismus in der Kirche aufstigte und Musik pflegte. Als Kaufmann und Mitglied der berühmten Bergensfahrer-Handelsgesellschaft ließ er sich dann in Kostod nieder und verfaßte 1606 seine Komödie, eine geringe, aber wohlvermernte Arbeit, wie er sie bescheiden nennt. Die Kenntniss der Persönlichkeit Schlus beschränkt sich somit auf die Mitteilungen, die er selbst auf dem Titel, in der Widmung und in der Vorrede giebt. Ganz vorzüglich sind die Bemerkungen des Herausgebers hinsichtlich der sprachlichen, der literarischen und der kulturhistorischen Würdigung seiner Komödie. Er zeigt, von welcher Bedeutung die in überwiegend niederdeutscher Sprache gedichtete und vor allem niederdeutsch gedachte Arbeit Schlus vor allem für die Geschichte der Hanja ist, für die Kenntniss des Lebens auf ihrer Niederlassung zu Bergen, wo die Jucht doch weit besser war, als man nach den keitherigen Zeugnissen glauben annehmen zu müssen. Man mußte nur von den Spielen, bei denen die Gesopften mit Bartolmeus kagen konnten:

„Id sonde von Buer und Rod nicht sehen,

So beden se my mit Buerbrenden slan,

Id sonde nicht gahn edder tahn.

Se seggen of nicht alle Minschen uth,

Dat Buer sloch en liddet weise end Egen uth.

Haddet noch ein tithed leuger wart,

Se hadden my udel vormordt.“

Von diesen Quätereien wußte man; daß aber hier in Bergen zur Zeit Shakespears auch deutsche dramatische Kunst gepflegt wurde, davon hatte man keine Ahnung. Die deutsche Literaturgeschichte wird diese Erweiterung ihres Gebietes freudig begrüßen. Wie dankenswert ist zugleich die Aussicht „auf die überraschend reichen und mannigfaltigen Beiträge, welche uns J. Schlus für ein uns noch immer fehlendes, zur Zeit aber gerade von bernsteinen Händen in nicht allzuweiter Ferne zu erhoffendes Westenburger Abitofion ipendet“.

Dem uermüdhlichen Forscher und gebiegenen Kenner deutschen Volkstums sind Literaturgeschichte und Germanistik für seine reiche Gabe zu bestem Danke verpflichtet, aber auch dem nicht gelehrten Freunde deutschen Volkstums hat er mit seiner sorgfältigen, umsichtigen Arbeit einen ganz besonderen Genuß bereitet. Sollte Dories S. 62 nicht von Sidorus abgeleitet sein? Vgl. Wilmars Namenbüchlein. Sch. K.

## 5. Biographie.

— Harriet Beecher Stowe. Briefe und Tagebücher, herausgegeben von Charles E. Stowe. Deutsch von Margarethe Jacobi. (Gotha, Verlag von F. A. Perthes.) 1892. 311 Seiten: Preis 4 Mark.

Es ist ein reiches Leben, das diese Biographie vor uns entfaltet. Harriet Beecher Stowe, die

Berfasserin von Onkel Toms Hütte, hat viel durchgemacht in ihrem äußeren und inneren Leben, und darum sind diese Briefe und Tagebücher wohl geeignet, das lebhafteste Interesse zu erwecken. Schon in ihrer frühesten Jugend zeichnet sie sich durch eine ungenöthliche Begabung aus; eben erwachsen, betheiligte sie sich an der Leitung einer von ihrer Schwester gegründeten höheren Mädterschule, bis sie als Gattin des Professors Stowe für einige Zeit die geistigen Interessen den praktischen Aufgaben opfern muß. Die außerordentlich glückliche Ehe wird reich durch Kinder gesegnet und die sehr beschränkten Verhältnisse — die Verfasserin erwähnt öfters, daß ihr Mann reicher an Griechisch und Hebräisch, als an Pfunden und Schillingen sei — nötigten die junge Frau zu angestrengter Arbeit. Doch lassen ihre Freunde ihr auch in dieser Zeit keine Arhe, ihr Talent schlummern zu lassen, und man kann auch jetzt ihren Namen öfters in Journalen und Zeitschriften finden. Schon jetzt bewegt die Sklavenfrage manche Gemüther und Harriet Beecher kommt durch die Verheirathung ihres Mannes in den Westen in persönliche Berührung mit den Unglücklichen, und ihr warmes Herz empört sich ob aller Grauel und Unmenslichkeiten, die ihr begegnen. Onkel Toms Hütte ist ein aus tiefstem Herzen kommender „Kochfrei“ dieser edlen Frau für die armen Unterdrückten. Das Buch selbst ist bekannt und bekannt auch der Erfolg und Einfluß desselben. Eine großartige Verbreitung hat eine schnelle Stellungnahme für und wider zur Folge und ist vielleicht der Hauptanlaß zu dem Bürgerkrieg zwischen Süden und Norden 1860. — Eine Anerkennung, wie sie Frauen wohl selten zu teil wird, findet Harriet Beecher in England, und sie folgt, nichts ahnend von den Triumpfen, die ihrer dort harren, mit ihrem Manne einer Einladung dorthin. Mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten tritt sie dort in Verbindung, die alle befeelt sind von demselben Eifer für die Sache der Aufhebung der Sklaverei. Wiederholt finden wir sie seitdem in Europa, und nimmer ruhend bleibt bis in ihr hohes Alter ihr Herz und ihre Feder für die Sache, die sie mit ganzer Seele vertritt. — Von besonderem Interesse neben den ähneren Ereignissen ist die innere Entwicklung dieser hochbegabten Frau, und ihr fester christlicher Glaube macht die Lektüre des Buches zu einer doppelt anregenden und fördernden. Aus dem Umstande, daß die Biographie aus Briefen und Tagebüchern besteht, ergibt sich von selbst, daß die Verfasserin persönlich redend eingeführt wird. Die von ihrem Sohne herausgegebene Sammlung ist nur durch kurze erläuternde und vermittelnde Zusätze versehen.

Wir empfehlen das sehr interessante Buch auf das wärmste.

### 6. Poesie.

— In hoc signo vinces! Historisch-apologisches Drama in 4 Akten von Carl Wald. (Druck und Verlag von Carl Wald, Patriotisches

Bereinsdruckerei u. Verlagsanstalt. Berlin SW. 61.) 128 S.

Der „Berliner Brief“ der letzten Mainummer hat bereits von der glorreichen Ausführung dieses Sieges des Christentums auf der „germanischen Volksbühne“ berichtet. Der Schriftsteller Wald war früher Kolportageromanfabrikant. Wir betrachten es für ihn persönlich als einen Schritt zum Guten, wenn er sich nun dem christlichen Drama zugewandt hat, und können ihm daraus keinen Vorwurf machen. Ob freilich für die deutsche Litteratur seine frühere Thätigkeit nicht am Ende gerade so erprießlich war, wagen wir nicht zu entscheiden. Nach Heinrich Haris Urteil in der Täglichen Rundschau „hant Wald die deutsche Grammatik in die Pflanne und gehardt Verse, als ob es Topfbedel wären“, und Johannes Siegbal meint, das Drama dürfte selbst vor einem Parlett von Tertianern kaum auf einen Erfolg zu rechnen haben. Er nennt das Werk eine „graufame Diätantenarbeit“, und das nicht mit Unrecht, wenn wir auch gestehen müssen, schon viel geringere Arbeiten der Art gelesen zu haben. Es kommt dem Dichter nicht zu statten, daß er sich an einen so großartigen Stoff gewagt hat. Von seiner früheren Thätigkeit her hatten Herrn Wald noch allerlei Feßer an, die sich bei der Darstellung seiner Werke auf der Bühne bitter rächen. Das Publikum der Hestromane ist im großen und ganzen doch ein anderes, als das der religiösen Dramen. Die sichtig, wie verkehrt ist oft die Charakteristik! S. 27 erklärt die tüchtige Valeria, die Gemahlin des Galer, ihrem Freunde Konstantin, der ebenfalls verheiratet ist:

„Ich hab' Dich immer herzlich gern gesehn. —  
— Wahre Freundschaft süßt mein Herz  
Seit langen Jahren schon für Dich, Du Held!  
O, häit' ich Dich doch früher schon gesehn!  
Der Vater konnte Dich zum Cäsar machen,  
Mich, seine Tochter, Dir zum Weibe gebeu.  
Weich andres Los erblühte dann den Christen,  
Weich andres Los wär' dann auch mir erbüht!“

Nach diesen liebevollen Worten wendet sich die treue Gattin „still weinend“ ab. Konstantin häit nach dem erlöthuernden Tode seiner aufopferungsvollen Gattin eine Rede von 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Seiten! Die Sprache des Stüds ist dem Stoffe durchaus nicht angemessen. Konstantin prophezeit z. B.:

„An dem Galerius wird die Welt erfahren,  
Was vom Materialismus ist zu halten!“

Valeria giebt „ausenden Bericht“. Auch stören Fremdwörter, die registrierten, abdicieren, ebenso wie die moderne Form klassischer Ortsnamen: Mailand u. a.

Herrn Carl Walds patriotische Vereinsdruckerei wird durch den Verlag von Herrn Carl Walds Dramen ihr Geschäft nicht fördern, und nur aus Patriotismus wird doch wohl auch nicht gedruckt?

Sch.-K.

— Fides. Eine Dichtung von A. Weidenmüller. (Leipzig, Verlag von Georg Wigand.) 103 S., geb. 2,50 M.

Die romantischen Lebensschicksale einer Förstertochter werden uns in „Fides“ in so lebenswüthiger, natürlicher, poetischer Sprache erzählt und, trotz aller widrigen Schicksale, so zu verjöhnendem Schlusse geführt, daß das kleine Büchlein gewiß viele Freunde finden wird. Die Dichterin gewinnt durch ihre gesunde Auffassung, ihren richtigen Blick, ihre anmutige Darstellung unsere vollste Sympathie. Wie vernünftig spricht sie z. B. über moderne Erziehung:

„Du weißt, wie ich die Modethorheit hasse,  
Die jetzt mit unbrauchbarem Fittertraum  
Die jungen Geister lächerlich heranspuckt,  
Und sich für jeden Feiden unglös können  
Mit einem Stück Natur bezahlen läßt. —  
Weh aber denen, die mit dreifcher Hand  
Der Sittē Fesseln abzustreifen suchen  
Und in der Männer Reichen, frei wie diese,  
Den Kampf ums Dasein mitzulämpfen trachten!“

Aus der ganzen Erzählung weht uns frischer Waldeshauch erquickend an; das sehr geschmackvoll ausgefeilte Büchlein sei deshalb aufs angelegentlichste empfohlen. Sch.-K.

## 7. Unterhaltungslitteratur.

— M. G. Conrad. Bergfeuer. Evangelische Erzählungen. (Erste Reihe.) (München, Dr. E. Albert & Co.) 103 S. 2 M.

Nach dem Belegzettel des Verlegers sollen diese Erzählungen den „Kämpfer“ genannten Geistes Harnad, Egiby u. s. w. durch künstlerische Interpretation „der neuen Lehre“, d. h. durch Herabziehung des heiligen Evangeliums in den Staub unheiliger Schriftstellerei, Bestand leisten. Die „evangelischen Novellen“ sollen „ein Zeitdokument von eminenten Wirkung“ sein. Ein Zeitdokument sind sie und zwar ein recht klägliches, aber die eminente Wirkung wird ausbleiben, gerade so wie bei Harnad, Egiby, Menau, Strauß, Paulus, Wegscheider und anderen Nationalisten. Entweder das Evangelium der Jünger Jesu Christi, oder kein Evangelium! Ein professorenhaft, nach der jeweiligen Sorte von Bildung und Aufklärung ausgestrichenes Evangelium ist eine Thorheit. — Conrad hat sechs Erzählungen geschrieben, die biblische Anlänge haben. In der ersten, „Bergfeuer“ überschrieben, erniedrigt er den Besterlöser zu einem unaufrichtigen, trögigen, unsicher nach einem Beruf suchenden Brivaldozenten. — „Das Weib am Brunnen“ erzählt die Geschichte ihrer verchiedenen Liebeshafteu, die der Besterlöser geduldig anhört, während er sie nach der heiligen Schrift längst kennt. — „Der Träumer“ ist der Herr Christus, er muß Conrads Erfindung und Traum vom Jahrtausend der Jahrtausende träumen.

Dieser Traum wird dann noch in dem, den sechs Erzählungen angehängten Bantafelstück „Lehrer und Priester“ („der Geist des Jahrtausends der Jahrtausende spricht“) zu Gunsten des ungläubigen, naturwissenschaftlich hantierenden, modernen Lehretums in thesenartigen Abstraktionen weiter geträumt. — „Die Vernählung“ zu Cana macht den Leser mit dem Nationalisten-Gesunter bekannt, daß Christi Versuchung nur im Traum vor sich ging. In diesem Stüd hat sich überdies der naturwissenschaftlich auf der Höhe der Zeit stehende Verfasser zu einer Erklärung „des ersten Zeichens, das Jesus that“ in einer Weise herbeigelassen, die eine wahre Spottgeburt aus — Wurzel und Wasser genannt werden muß. Johannes hat auf dem Wege nach Cana süße Wurzeln gefunden, mitgenommen und in Cana mit diesem Zeug „den Brunnen gefüllt“, und das Süßwasser beiseitebesen Geschmades hat den jüdischen Hochzeitsgästen wie Wein geschmeckt!! — Auf diese der menschlichen Natur, dem ordinären Geschmacksinn jedes Menschen vom Anbeginn der Welt Hohn sprechende Weise soll das Wunder von Cana zu stunde gekommen sein. Das soll der „menschlich edhte und lebendige Sinn“ des Wunders sein, während es doch nichts anderes ist als eine Albernheit, eine Lächerlichkeit und abgeschmackte Taschenspieleret untersten Ranges. — So weit ist man also in der Naturwissenschaft, als der Grundlage der modernen Dichtung, gekommen, daß man dem gemeinen Geschmacksinn des Menschen eine Täuschung zutraut, die noch nicht vorgekommen ist und nicht vorkommen wird, so lange es Menschen mit Gaumen und Zungen giebt! Und nun gar die Juden, ein Volk, das sich in Sachen des Gaumens am allerwenigsten ein F für ein U vor-machen läßt! — Im Grunde kann man sich ja über solche Erzeugnisse des Antichristentums nur freuen und bedauern kann man nur, daß ein so talentvoller Mann, ein dichterisch so begabter, die deutsche Sprache so trefflich handhabender Schriftsteller wie Conrad fortfährt, die ihm von Gott verliehene Gabe zu Dichtungen zu gebrauchen, die — mild angedrückt — Gott nicht dienen — und darum den Menschen, die eines guten Willens sind, auch nicht. O. K.

— Johanna Volter. Ein Roman aus dem Leben von Emma Gräfin Kesperling-C. . . (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1893.) Preis 5 M.

Das Buch trägt seine Bezeichnung „Roman“ mit Unrecht, wenn man unter einem solchen nicht nur die Schilderung der Lebensschicksale, sondern in erster Reihe die der Liebesgeschichte des Helden versteht. Letztere fehlt zwar im Leben Johanna Wolters nicht, aber sie tritt doch völlig gegen den übrigen Inhalt zurück, ist auch so sehr der unwichtigen aufspredende Teil des Buches, daß wir sie gern missen würden. Johanna Volter ist ein durch einen unglücklichen Fall in der Kindheit so entstelltes Mädchen, daß ihr Gesicht, ungleich und überaus häßlich gestaltet, abschreckend wirkt, so abschreckend, daß es unmöglich ist, sie unvorbereitet

mit Fremden zusammen zu bringen, daß die Landbevölkerung entsetzt vor ihr flieht, sie als Hexe bezeichnet u. s. w. Aber in dieser äußerlich häßlichen Hülle regt sich ein klarer Verstand, ein gütiges freundliches Herz, ein Sinn für alles Hohe und Schöne. In einem großen, wohlhabenden, nicht gerade christlich gesinnten Familienkreise aufgewachsen und erst als erwachsenes Mädchen mit Fremden in Berührung gebracht, muß sie sich mit den schwersten Seelenkämpfen durch die Hindernisse hindurcharbeiten, die ihr ihr Aussehen in den Weg legt; durch Verkehr mit gläubigen Christen erringt sie inneren Frieden, wird zur überzeugten Christin und erlangt endlich durch den Unterricht von Blinden einen geeigneten Wirkungskreis. Die Verfasserin hat dieses eigenartige Wesen mit so warmen Farben geschildert, daß viele Leser von dem Inhalt ihrer Arbeit ergriffen sein werden; der christliche Standpunkt drängt sich nirgends vor, das ganze Buch ist vielmehr von ihm durchgeistigt und getragen. Wie schon oben bemerkt, ist die Liebesgeschichte Johanna Wolters der schwächste Teil des Buches; war die Heldin des Buches — die nach der Versicherung der Verfasserin tatsächlich gelebt hat — wirklich so häßlich, wie sie immerfort, wieder und wieder geschildert wird, so ist die Leidenschaft eines Mannes ihr gegenüber unangenehm und unnatürlich, ihre Darstellung wirkt unangenehm und vermindert den guten Eindruck des Ganzen. Leider hat die Verfasserin hier und da etwas zu breit erzählt, Verhältnisse und Personen hineingezogen, die in ganz lose Verbindung zu der Heldin stehen; wir meinen hier namentlich den sich auf die Revolution 1848 beziehenden Abschnitt, der der Verfasserin auch sonst nicht recht geeignet ist. Allerdings lag es im Plane des Buches, nicht nur das Leben Johanna Wolters zu beschreiben, sondern zugleich auch ein Bild süddeutschen Lebens um die Mitte unseres Jahrhunderts zu geben, aber wir glauben, daß diese Absicht durch etwas kürzere Form wirksamer erreicht worden wäre. Das Buch ist reich an anziehenden Gestalten, eigenartig erdacht und klar durchgeführt; es enthält zahlreiche schöne Gedanken und tief empfundene Wahrheiten. Wir möchten wünschen, daß es viel gelesen wird und glauben auch, daß es solchen zum Segen dienen kann, denen durch äußere Gebrachen der Lebensweg erschwert ist.

v. H.

— Und Bebel sprach! Von ? Zeitroman in zwei Bänden. (Leipzig, Emil Herrmann sen.) 1893. 320 und 295 S.

Ein fesselnd geschriebener Roman aus der socialistischen Bewegung der Gegenwart. Der Held ist ein intelligenter Buchdrucker in Leipzig, Sohn frommer Eltern, christlich erzogen, der Vater, der Schullehrer war, ist tot, die Mutter führt mit dem Sohne, der treulich für sie sorgt und wohl dazu im Stande ist, da er gut verdient, einen eigenen kleinen Haushalt. Da bemächtigen sich die Socialisten des ideal gerichteten jungen Mannes und mit der Begeisterung der Jugend und der Halbbitdung nimmt er das neue Evangelium des

Fleisches in sich auf. Er avanciert in der Partei seiner Talente wegen sehr bald zum Führer, giebt den Warnungen seiner Prinzipale entgegen seine gute Stellung auf und gerät in unheilbares Zerwürfniß mit seiner braven Mutter, die nicht glauben kann und will, daß ihr Sohn zu den Umstürzern gegangen, bis der Augenschein sie davon überzeugt. Aber Frischmuth — so heißt der Held — nimmt auch dies der Partei zu Liebe auf sich, die ihn ihrerseits nicht unbesorgt läßt. Er wird deputiert zum Parteitag in Kopenhagen. Dort verliebt er sich sterblich in Helga, die Tochter eines dänischen „Genossen“, ein eigentümlich herbes, verstandesmäßig angelegtes Franzenszimmer, die ihn schließlich auch heiratet, aber nicht aus Liebe, sondern gewissermaßen um ein nationales Unrecht Dänemarks gegen Frischmuth zu sühnen, da ein dänischer Polizist ihm antisch ein vermeintliches Unrecht gethan. Die Ehe mit der kalten Dänin wird Frischmuths Unglück. Als begeisterte Genossin, der die Partei über alles geht, liebt sie Bebel's Buch von der Frau, das ihr vollends das Gleichgewicht raubt und Kopf und Herz verdreht. Sie verläßt schließlich den Gatten und beide enden ihre unheilbar zerrüttete Ehe durch Selbstmord. Bei Frischmuth kommt hinzu, daß er bei näherer Berührung mit den Partei-Korruptionen alle Ideale seiner Jugend hat dahinschmelzen sehen und statt für das Volkswohl begeisterter Männer im Ganzen nur Streber findet, die sich an die Parteitrippe drängen. Bei Helga kommt hinzu, daß sie — und dies ist die schwächste Partie des Buches — sich plötzlich in den alten Bebel verliebt und diesem bedenkliche Anträge macht, aber entschieden zurückgewiesen wird. Bebel, sein Buch und die abentheuerlichen Grundzüge desselben hätten sich auch wohl anders und feiner als absurdum führen lassen. Neben den Hauptpersonen finden sich Nebenfiguren, die, gleichfalls mit sicherer Hand gezeichnet, ein lebhaftes Interesse erwecken: ein trunksüchtiger Schriftsteller, der schließlich zu den Anarchisten übergeht, eine arme Näherin, die aus Nahrungsjorgen zeitweilig der Prostitution verfällt, dann aber bei einem evangelischen Geistlichen Rettung sucht und findet, ein russisches Ribistinnenpaar, das freilich etwas stark mit abentheuerlichen Jügen ausgestattet ist, und Andere mehr.

Der Roman ist flott geschrieben und nirgends langweilig — man liest ihn mit Spannung bis zu Ende; auch kann er für Manden recht instructiv wirken. Dabei ist der Realismus im Ganzen nicht übertrieben; nur hier und da findet sich Vertegenes, z. B. ist es I, 41 doch recht anstößig, daß das momentane Verlassen des Zimmers mit einem natürlichen Bedürfnis motiviert wird. Ober S. 52, wo die unglückliche, erbliche Belastung heringezogen wird: „Das schlechte Blut, die einzige Erbschaft seiner Eltern“ u. s. w. Die Unparteilichkeit des Verfassers ist zu loben; man bleibt lange im Unklaren, welchen Standpunkt er eigentlich vertritt. Doch sind einzelne Stellen prinzipiell zu beanstanden. II, 19 findet sich eine mehr oder minder sentimentale Beschönigung der Laster des Trunkes und der Unacht; sie werden



teils auf „Belastung“, teils auf Not und Elend zurückgeführt. Anna fühlt, daß ihr Schicksal mit dem Hans Frischmuths verknüpft sein werde „mit der Deutlichkeit, mit der ewige Wahrheiten sich uns aufprägen.“ An Einzelheiten erwähnen wir (I, 39), daß ein „im vornehmen Dienst geschulter Diener“ niemals „tiefe Verneigungen“ vor seiner Herrschaft macht. S. 189 steht Empfangnis statt Empfänglichkeit. S. 182 ist zu beanstanden, daß ein dänischer Polijist bei Frischmuth einen falschen Boh findet, worauf es heißt: „Iur Bechlagnahme dieses Passes lag für den dänischen Polijisten auch nicht der geringste Grund vor.“ Danach dürfte man in Dänemark offiziell mit solchen Pässen reisen.

Immerhin — trotz dieser Ausstellungen im Kleinen und im Großen bleiben wir dabei, daß der Roman kein unbedeutendes Buch ist. Daß er nur gereizten Lesern in die Hand gegeben werden darf, wird schon die Inhaltsangabe zur Genüge ergeben haben.

— Im alten Schloß und andere Erzählungen von Carl Hecker. Altstrich von H. Albrecht. (Stuttgart. Verlag von C. Krabbe.) Preis 2 M.

Die fünf Erzählungen des kleinen Buches sind die Liebesgeschichten eines halben Tugend junger Marsjöhne, frisch und munter erzählt, aber ohne jeden tieferen Gehalt. Man würde die kleinen Geschichten auch harmlos nennen können, wenn nicht die erste derselben unangenehm lästern und schlüpfriß geschrieben wäre. So kann denn dieses Hecker'sche Buch nicht einmal als Reisellectüre empfohlen werden, obwohl einige der kleinen Erzählungen, namentlich die vierte, „Die Geschichte eines Briefes“, und die in diese Liebesabenteuer eingeschobene Skizze „Randver“ ganz hübsch erdacht und geschrieben sind. v. H.

— Das edle Blut. Erzählung von Ernst von Wildenbruch. (Berlin, Freund & Jodel.) 80 S.

Die dramatischen Dichtungen E. v. Wildenbruchs hätten meines Dafürhaltens ungeschrieben bleiben können, aber schade wäre es, wenn diese kleine Erzählung nicht veröffentlicht worden wäre. Zunächst ist der Erzähler von des alten, der Jugenderlebnisse sich erinnernden Majors aus beste getroffen. Die Geschichte selbst, die von zwei ungleichen Brüdern im alten Berliner Kadettenhaus handelt, ist nach dem Leben mitgeteilt. Ja, es war edles Blut in dem liebenswürdigen, jüngeren Bruder, dessen früher Tod so tragisch war. Wie er für den unedeln älteren Bruder eintrat und wie er die wahrhaft teuflische Ungerechtigkeit strafe, die ein elender Kamerad an dem Jüngeren beging, während nicht einmal der ursprünglich schuldige Ketterer von einem Schwachwort hätte getroffen werden dürfen, wie dann aus der Leidenschaft der vollzogenen Strafe sich die tobbringende Krankheit entwickelte und wie zuletzt die Kadetten

von der Leiche des Lieblings Aller Abschied nahmen, es ist eine herzergreifende Geschichte, die dem alten Erzähler am Schluß den Atem versetzt, es ist eine nicht im geringsten auf Nüchtern berechnete, durch schlichte Lebenswahrheit und Seelenadel rührende Geschichte. — Sonst pflege ich nur Recensionsexemplare zu recensieren. „Das edle Blut“ ist mir von Freundeshand gegeben und empfohlen worden, nicht damit ich eine Recension schreibe, aber es drängt mich, mit diesen Zeilen auf das ganz vortreffliche kleine Buch aufmerksam zu machen. Es wird Alt und Jung erquicken.

O. K.

— Ein Fröhling. Von Wilhelm Raabe. 3. Aufl. (Berlin, O. Jaule.) VIII u. 224 S. 3 M., geb. 4 M.

Die erste Auflage ist 1856 die zweite 1870, die dritte 1893 erschienen, das Buch hat also nachhaltigen Beifall gefunden. Der Raabes Darstellungsweise kennt den fortwährenden Wechsel der Szenen, auch der Zeiten, die Umrise der Gedanken, die oft nur angedeutet werden, und sich im Gegensatz dazu die breite, wortreiche und gedankenaarme Entwicklung gewöhnlicher Romanschreiberei vergegenwärtigt, deren Produkte gar beauen zu lesen sind, wird zu dem Ergebnis kommen, daß nur ein erlebtes, verständnisvolles Publikum Gesellen finden kann an W. Raabes Erzählungen. „Ein Fröhling“ führt die Repräsentanten des gelehrten und kaufmännischen Mittelstandes, der hohen Aristokratie, des Theaters, sogar des kleinbürgerlichen Subtums in buntem Wechsel zu und von einander. — An märchenhaften Liebertreibungen und handgreiflichen Thorheiten läßt es Raabe auch in diesem Buche nicht fehlen. S. 55 ist von der die Rolle des bösen Dämons spielenden Theaterfängerin Alida die Rede, von ihrem schwarzen Haare, ihren großen Augen und weißen Schultern. „Solche Augen waren es, welche jene Sünderin einst zu dem schönen heiligen Essäer emporhob, der in ihrem feuchten Schimmer das ewige Wort fand: sie hat viel geliebt, viel Sünden werden ihr vergeben werden.“ Und wenn Alida eine große Künstlerin wird, dann gehört sie „zu jenen Voten, welche das Schicksal durch die Böler seufzt, das Evangelium vom höchsten Menschentum zu verknüpfen.“ (S. 174.) Das sind gelinde gesagt Verbanntenlosigkeit. Das höchste Menschentum wird nicht durch Theaterfängerinnen verknüpfend, nicht einmal die landläufige „Humanität“.

O. K.

— Der Schüler. Roman von Paul Bourget. (Deutsche Verlagsanstalt.)

Wer ist Paul Bourget? Ein Romanschriftsteller aus dem modernen Frankreich. Er faßt seine Ausgabe in einer Weise sehr ernst, er will der Jugend seines Volkes helfen, er ruft ihr zu: Sei weder ein roher Positivist, der die Sinnenwelt mißbraucht, noch der verachtende Sophist, der die geistige und Empfindungswelt seinen Zwecken nutzbar macht, er ruft sie auf zu zwei

Tugenden, zur Liebe und zur Willenskraft, er erinnert sie, daß an der Grenze der Analyse das Unendliche steht, etwas anderes als der Abgrund des Todes und des Nichts. Dabei ist er Chauvinist. Für den Machtkrieg will er die Jugend Frankreichs erziehen. „Wir Alten haben nie daran glauben können, daß der Friede von 1871 Alles für immer geregelt hat. Ich möchte wissen, ob du ebenso denkst. Aber gewiß, du sähst dich traurig berührt, wenn du an dem Arc de triomphe vorbeikommt, unter dem jene Anderen hindurchgezogen sind, selbst wenn es mit deiner Geliebten und an schönen Sommerabenden geschähe, du würdest sie frohen Herzens verlassen, wenn die Notwendigkeit morgen eintritt.“ Zugleich faßt er seine Aufgabe eigen. Er ist Psychologe, er analysiert die inneren Vorgänge des Seelenlebens, wie mir vorkommen will, reichlich fähig, reichlich unbeteiligt. Dies Verfahren macht seine Romane schwer. Vielleicht sind sie in der Uebersetzung, so gut diese sein mag, noch schwerer als in der eigenen Sprache. In dem Schüler giebt er einen Beweis zu dem Wort Jesu Christi: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Ich mußte dabei an einen nun längst verpöhlten Roman denken, der in die letzte Zeit meiner Gymnasialperiode fällt: Eritis sicut Deus. Da sollte auch das wirkliche Leben die Philosophie richten, aus der es hervorzunehmen.

Paul Bourget führt uns einen Philosophen vor, Adrien Sizte. Derselbe lebt in Paris einsam, abgetheilt, vom Leben der Wirklichkeit abgetheilt. Er denkt nur und er schreibt nur. Er arbeitet wie der Anatom, der den menschlichen Körper zerlegt, nur daß er so Gott zerlegt und den Willen des Menschen. Seine Theie besteht darin, die notwendige Entwicklung und Gestaltung des als Hypothese gefassten Gottesbegriffs durch die Ausübung einiger psychologischer Gesetze zu erklären, die sich selbst wieder an einige Umgestaltungen des Cerebralsystems durchaus körperlicher Art anschließen, und diese Theie wird mit ausgeprägtem Atheismus aufgestellt und entwickelt. Die kritische Analyse war scharf bis zur Grausamkeit, atmete aber eine Ghit der Verneinung, die an die Verzückung des Fanatismus streift. Etwas dunkel! Aber man ahnt doch, wohinans das will, wenn man weiter liest: Uuter Anwendung des Gesetzes der Entwicklung auf alle Vorformnisse des menschlichen Lebens beweist er, daß unsere feinsten Empfindungen, unsere edelsten moralischen Eigenschaften ebenso wie unsere schmachvollsten Ansichweisungen das letzte Ziel, die höchste Metamorphose einfachster Naturtriebe, und diese wieder die Verwandlung der Eigentümlichkeiten der Urtzelle sind. Die Liebe ist etwas Tierisches. Den Unterschied von Tugend und Laster giebt es nicht. Nun, zu diesem Philosophen ist ein junger Mensch in Beziehung getreten, Paul Grestou. Das ist „der Schüler“. Er hat die Lehren des Meisters mit dankbarer Begeisterung in sich aufgenommen und ist nun eifrig bestrebt, die psychologischen Erfahrungen so viel als möglich zu vermehren. Wie er das thut, das giebt den Roman. Er tritt als Hauslehrer in eine vornehme Familie ein. Er beschließt zu jenem Zweck, also aus rein wissen-

schaftlichem Interesse, die Tochter des Hauses zu verführen. Er geht dabei ganz analitisch zu Werke, nur daß er nun auf dem Wege jenem Tier, der Liebe, begegnet, so daß schließlich der tierische Mensch einen ebenso großen Anteil an der Verführung hat wie der denkende Mensch. Es gelingt ihm. Sie wollen dann zusammen sterben. Aber im letzten Augenblick weicht er feig zurück. Sie vergiftet sich, und er bleibt unter der Ansdubnung, sie vergiftet zu haben, zurück. Da er bebarlich schweigt, ist seine Verurteilung gewiß. Im Göttinger schreibt er für seinen Meister eine Biographie in Selbstbekenntnissen. Wie er zu jener That gekommen, das legt er darin mit grobenvoller Selbsterkenntnis dar. Die Wurzeln dazu findet er in dem, was ihm angeerbt und was ihm erzogen ist. Es soll ja ein Fatalismus herauskommen, und der kann nur in der Natur liegen. Es entwickelt sich in ihm eine Fähigkeit zur „Entdoppelung“, wie der Uebersetzer es nennt, ein Anknang übrigens, ein ferner, an den Uvicipalt zwischen Geist und Fleisch. In der Oberprima, der philosophischen Klasse, ist er unter die Einflüsse des Meisters getreten. Bald genug beherrschten ihn dieselben. So kommt er in das hochadlige Haus, seit entschlossen, nur sich und in sich zu leben, und sein Ich gegen jeden Eingriff von Außen zu verteidigen, das Schloß und seine Bewohner nichts weiter als einen Gegenstand des Studiums, als Experimente für sein Denken sich sein zu lassen. Gleich an der Schwelle des neuen Leben begegnet ihm der älteste Sohn des Hauses, Graf André, ein Gegenja zu ihm, wie er schärfer nicht gedacht werden kann, ein Mann der körperlichen Ueberlegenheit, der Kraft, des Willens, der That, zu dessen Waffensammlung ein preußischer Helm gehört: „Den habe ich selber erbeutet. Aber Sie kennen die Empfindung nicht, wenn man einen Feind vor der Mündung des Gewehrs hat und sich sagt: Wieder einer weniger. Es war in einem Dorf bei Orleans. Ich stand bei Tagesanbruch in einer Ecke des Kirchhofs auf Posten. Da sehe ich, wie über der Mauer ein Kopf erscheint. Es war jener Meugierige dort, er wollte nur nachsehen, was wir treiben. Na, er ist nicht zurückgekehrt, es zu melden.“ Instinktiv erregt sich in Grestou ein Neid, ein Haß gegen dies so andersartige Menscheneemplar. Liegt hierin nicht eine Erklärung für die Abneigung eines Teils der Bourgeoisie gegen den Adel, gegen den Militarismus, besonders der studierten Bourgeoisie? Per geheime Grund, warum unsere Lehrer auf den höheren Schulen oft so wenig Herz und Verständnis haben für Knabennaturen, die sich nach jener anderen Seite hin auslegen? Jede Klasse will ein ausschließliches Recht für sich haben, und sie sollen doch nebeneinander bestehen, denn das Volkleben gebraucht beide, jede in ihrem Recht. Nun beginnt auch die Geschichte der Verführung der Tochter des Hauses. Grestou schildert uns die Krisen, welche die Verführung durchmacht. Das arme Mädchen will eine Schranke gegen ihn aufrichten, sie verläßt das Elternhaus, aber er verfolgt sie mit seinen Briefen, sie verlobt sich, um ihn für sich unmöglich zu machen, aber als sie

zurückkehrt, erliegt sie doch seinen psychologischen Berechnungen und seinen tierischen Trieben. Die Umstände ihres Todes wälzen auf ihn den Verdacht des Mordes. Aber nun folgt die Lösung des Trauerspiels. Sie hat vor ihrem Selbstmorde an ihren Bruder, den Grafen André, einen Brief geschrieben, worin sie sich als Entsetzte und als Selbstmörderin bekennt. Kommt dieser Brief vor Gericht zur Verlesung, muß Greslou freigesprochen werden, aber dann wird auch die Schande der Schwester öffentlich. Graf André säufligt einen schweren Kampf, endlich verbrennt er den Brief und glaubt damit das Geheimnis vertuscht. Aber Greslou wußte um jenen Brief, er hatte in seinen Selbstbekenntnissen desselben gegen den Meister erwähnt, und dieser richtet nun an den Grafen André einen anonymen Brief: Der Herr Graf von Jassat hat einen Brief seiner Schwester in Händen, welcher einen Beweis für die Unschuld Robert Greslous enthält. Der Kampf beginnt von neuem. Nein, man soll nicht sagen, daß der Graf von Jassat eine Freigebung begangen hat. Er bekennt Alles vor Gericht. Greslou wird freigesprochen. Aber Graf André laßt sich einen Revolver, läßt sich den Greslou aus dem Hotel rufen und schießt ihn wieder mit den Worten: „Man schlägt sich nicht mit Leuten Ihres Schlages, man richtet sie; ich habe Gerechtigkeit geübt.“ Dann läßt er sich verhaften. Abends sitzt der Meister, der große Philosoph, am Fußende des Bettes, auf dem der Schüler als ein Toter liegt. Die Mutter kniet, weint, betet neben der Leiche des Sohnes. Der Analytiker aber fühlt, daß sein Denken hier ohnmächtig ist, ihn aufrecht zu halten, und beugt und demütigt sich vor dem undurchdringlichen Geheimnis des Schicksals. Die Worte des einzigsten Gebets, dessen er sich ans seiner Kindheit erinnert, drängen ihm wieder zu Herzen, es begann mit den Worten: „Vater unser, der Du bist im Himmel.“ — „Du würdest mich nicht suchen, hättest Du mich nicht gefunden.“ an diesen Anspruch Bastals erinnerte er sich in dieser Minute vermöge der Klarheit des Denkens, welche die Gelehrten in allen Tagen des Lebens begleitet. Und als die Mutter sich erhob, konnte sie ihn weinen sehen. Das ist freilich nicht genug, nach diesem schauerlichen Drama, aber es ist etwas, und vielleicht wird dies Etwas der Anfang einer Wandlung. Wir wollen es hoffen. Zimmerhin ist es gut, daß der Roman Paul Bourget's etwas schwer Zugängliches hat. Er ist auch nicht für Jedermann, er kann reichlich so viel schaden als nützen. Ich meine auch nicht, daß nur der Roman berechtigt sei, der irgend ein psychologisches Problem behandelt. Aber es könnte nichts schaden, wenn auch der deutsche Roman sich der Aufgabe mehr zuwendete, wie solche Lehre das Leben verdirbt und Früchte zeitigt, die nach der Hölle schmecken. An Anlaß dazu fehlt es auch bei uns nicht. 1).

— Out of the jaws of death by Frank Barrett. 2 vol. (Tauschnitz ed.)

„Aus Todesstachen“ ist eine Nihilistengeschichte, nur für ziemlich gewöhnliches Lesebedürfnis be-

rechnet, vielleicht gut genug, um sich auf der Eisenbahn ein Stündlein die Zeit zu vertreiben. Gar manche Kugeheuerlichkeit und Unwahrscheinlichkeit muß man mit in den Kauf nehmen. Den Verlauf der Geschichte auch nur in allgemeinen Zügen zu skizzieren, ist nicht der Mühe wert. Am besten geschrieben ist der Anfang: ein Nihilist wird von der russischen Geheimpolizei in eine Londoner Hasenpeline geodt, um dort überwältigt und auf ein russisches Schiff gebracht zu werden. In ziemlich abenteuerlicher, aber doch recht anschaulich geschilderter Weise wird er von einem gewöhnlichen Londoner Straßenmädchen, einem wais aus dem East-End, gerettet, und das Verhältnis dieser beiden Personen bildet nun das Thema, von dem Mädchen selbst in einem Ich-Roman uns erzählt. Der Verfasser weiß ja in London Weisheit, und solange die Geschichte in London spielt, bleibt sie wenigstens anschaulich, wenn auch oft recht unwahrscheinlich. Aber in den weiten Steppen Rußlands und Sibiriens ist der Verfasser wohl nie gewesen, seine Phantasie läßt ihn im Etiche und er bringt uns langweilige Allgemeinheiten und Unmöglichkeiten. Kurz gesagt, der Roman liegt unter dem Niveau dessen, was einem ernsten und gebildeten Leser als Erholungslektüre empfohlen werden darf. J. P.

— The Heir presumptive and the heir apparent by Mrs. Oliphant. (Tauschnitz edition.) 2 volumes. 1892.

In der englischen Peerage, dem Adelshandbuche, steht neben dem jedesmaligen Träger des Titels der Name des Erben und zwar entweder des unbestreitbaren (apparent), nämlich des ältesten Sohnes des Inhabers, oder des vermutlichen (presumptive), nämlich des nächsten Seitenverwandten. Der englische Roman, namentlich der von Damen geschriebene, spielt mit Vorliebe in den Kreisen des hohen Adels und behandelt dann gerne die Frage nach der Erbfolge und die damit zusammenhängenden Intrigen. Wer etwas mit dem modernen englischen Roman Weisheit weiß, faun sich nach dem angegebenen Titel des vorliegenden Buches schon ungefähr von dem Inhalt einen Begriff machen. Ein alter unverheirateter Lord; sein jüngerer Bruder hat sich immer selbstverständlich als seinen Erben angesehen; aber Alter schützt vor Torheit nicht, der Lord heiratet und ein Knäblein erzieht, das den präsumptiven Erben um all seine Aussichten bringt. Obwohl ich Frau Oliphant als eine geschickte Erzählerin taunte, so nahm ich dies ihr neues Buch doch mit einigem Vorurteile zur Hand, ich fürchtete gar zu ausgeführte Gelei. Ganz getäuscht hatte ich mich darin nicht, die Schwächen des modernen englischen Romans treten auch hier wieder zu Tage. Da sind keine tieferen Probleme, wir werden nicht hineingeführt in die großen, unsere Zeit bewegenden Fragen, wir bleiben immer nur in dem Intrigenspiel des Familienlebens, und wenn wir auch in recht vornehme Kreise geführt werden, so begegnen uns doch gar keine

klugen und geistvollen Leute, die an den ersten Tagesfragen teilnehmen oder gar darin eingriffen. Aber das Buch hat auch die Vorzüge des englischen Romans. Die Verfasserin beobachtet scharf, ihre Situationen sind lebensvoll und ihre Charaktere sind sicher und klar gezeichnet und entwickelt und dazu ist die Erzählung interessant und spannend, und sie würde es noch mehr sein, wenn die Verfasserin in der Ausmalung der Gedanken und Gefühle ihrer Personen etwas weniger breit sein wollte. Wer von einem Roman weiter nichts verlangt, als Unterhaltung in einer mäßigen Stunde, der mag zu diesem Buche greifen, und zweierlei wenigstens kann ihm versprochen werden: kein unflüchtiges Wort, keine ungemüthliche Situation wird ihm Aufstoß geben und er wird ein lebenswahr gezeichnetes Bild aus dem Treiben und Verkehren der englischen Aristokratie kennen lernen. Neue Gedanken, tieferes Eingehen auf die Zeit und ihre ringenden Kräfte aber wird man hier vergebens suchen. J. P.

### 8. Verschiedenes.

— Christliche Charakterbilder aus dem Hause Hohenzollern. Gezeichnet von H. S. Rogge. Mit 10 Brustbildern. Zweite Aufl. (Hannover, Verlag von C. Meyer (W. Prior). 1893. Preis 4 M. 25 Pf.)

Das Buch erzählt von 5 Fürsten und ebenso vielen fürstlichen Frauen aus dem Hohenzollernhause; von ihnen gehört Kurfürst Friedrich II. der Zeit vor der Reformation an, die übrigen, mit Elisabeth, der Gemahlin Joachim I., beginnend und mit der Kaiserin Augusta endigend, sind evangelischen Glaubens. Dem Zweck des Buches entsprechend sind Politik und Kriegsergebnisse so gut wie gar nicht berücksichtigt; den eigentlichen Inhalt bilden die Beziehungen der einzelnen Persönlichkeiten zum Christentum. Die Bemähung des Verfassers, patriotisch, gemeinverständlich und anregend zu schreiben, ist auch in diesem Buche nicht zu verkennen und gut gelungen; tieferes Eingehen auf den Grund der Dinge, richtige Verteilung von Licht und Schatten wird man dagegen hier und da vermissen. Wer beispielsweise einen Einblick in das Weisse- und Glaubensleben Friedrich Wilhelm IV. thun will, wird besser den von Manke herausgegebenen Briefwechsel des Königs mit Bunsen lesen, als den betreffenden Abschnitt im vorliegenden Buche. Befremdend wirkt es, daß der Verfasser viele Seiten dieses Wertes unverändert in einem anderen verwendet hat; so sind z. B. der größte Teil des Aufsatzes über Friedrich II., ferner Stellen aus den die Kurfürstin Elisabeth und Johann von Gästria behandelnden Abschnitten wörtlich in dem 1892 herausgegebenen Buche „Vom Kurhut zur Kaiserkrone“ enthalten, ohne daß der Verfasser diese Doppelverwendung erwähnt oder entschuldigt. Man bekommt den Eindruck, daß der Verfasser, nachdem er genügendes Material gesammelt hat, seine

Bücher außerordentlich schnell zusammenschreibt, ohne sich zu überzeugen, ob und wie die gesammelten Materialien, Auszüge u. s. w. schon einmal verwendet sind. Druck und Ausstattung des Buches, wie auch die Bilder der Fürstlichkeiten sind gut. v. H.

— Ein Jubiläum der Lateinischen Bibel. Zum 9. November 1892. (Tübingen, Hedenhauer.) 1892. 27 S. 40 Pf.

Das hier genannte Jubiläum ist meines Wissens vorübergegangen, ohne daß man, wie sonst so gerne, viel Aufhebens davon gemacht. Für die katholische Kirche könnte dies zunächst auffallend erscheinen, da es sich ja um die innerhalb derselben seit 300 Jahren ohne alle Veränderung gedruckte und gebrauchte Bibel handelt. Von anderen Gründen abgesehen, hat man vielleicht die peinlichen Erinnerungen, welche sich an die Entdeckung der Ausgabe von 1592 und ihr Verhältnis zu der Bibel Sixtus V. aus dem Jahre 1590 knüpfen, vermeiden wollen. Der Professor Nestle in Tübingen hat nun zur Würdigung jener Ausgabe den vorliegenden Aufsatz verfaßt, der ursprünglich als Zeitungsartikel gedacht war. Wenn nun auch unter uns Protestanten zunächst die Gelehrten jener Bibelausgabe ihre Aufmerksamkeit zuwenden werden, so ist das Heft doch interessant genug geschrieben, um auch bei anderen Teilnahme zu erwecken. Im ersten Abschnitt wird die Geschichte der lateinischen Bibel von ihren ersten Anfängen bis zum Jahre 1590 dargestellt, dann folgt ein zweiter, welcher hauptsächlich der jetzt offiziellen Ausgabe von 1592 gewidmet ist. Durch Heranziehen von Einzelheiten, die nur in den Betrieb der gelehrten Forschung hineinblicken lassen, wird die Darstellung stets belebt. Die Schrift will zugleich Anregung geben, daß man in Württemberg der Erforschung des erwähnten Gesichtsbereiches mit größerem Eifer sich widme, als es bisher geschehen. Ein Irrtum sei noch erwähnt. S. 8 heißt es: Wie heut die medlenburgischen Lutheraner mit Separation und noch Schlimmerem drohen, wenn man an der Lutherbibel etwas ändere, so ging es schon damals. Was hier als Tatsache angeführt wird, ist falsch. Von Seiten des Kirchenregiments ist in Medlenburg die Einführung der revidierten Bibel in den öffentlichen Gebrauch unterlag. Das kann aber hier nicht wohl gemeint sein, denn es paßt garnicht als Beweis, wie konservativ das Volk in kirchlichen Dingen sei. Von „Trohen mit Separation und noch Schlimmerem (!)“ ist nichts bekannt geworden. Wunderbar erscheint freilich solche Entstellung dem Medlenburger nicht mehr. Er ist es gewohnt als Hinterwälder und noch Schlimmeres zu gelten. Er sagt in solchen Fällen mit Neuters Dräsig: Laß ihn, Korl!

Wt.

— Handbuch der deutschen Tracht von Fr. Dottenroth. 1. Lieferung. (Verlag von G. Weise, Stuttgart.) Preis 2 M.

Dieses erste Heft des auf 15 Lieferungen berechneten Werkes verspricht Gutes. Verfasser ist

wohl bewandert in seinem Fach und versteht klar und übersichtlich zu schreiben. Die zahlreichen Bilder, ohne die ein solches Buch unverständlich sein würde, sind zweckmäßig ausgewählt, vielfach als Umrisszeichnungen, ohne Schatten, aber deutlich entworfen. Die 1. Lieferung behandelt die ältesten Zeiten bis in die Völkerwanderung hinein, über die in Betreff der Kleidung unserer Voreltern die Quellen nur spärlich fließen; Kombination und Annahmen spielen demgemäß hier noch eine große Rolle, werden aber vom Verfasser als solche auch deutlich gekennzeichnet. Weniger wie der Inhalt des Buches gefällt uns die vom Verfasser beliebte Anwendung der lateinischen Lettern und die Rechtschreibung; er gebraucht an Stelle des Schlußbuchstaben *p* stets *z* und schreibt infolgedessen *z. B.* setzen, Kopspuz, *W.* Kopspüze, Schaz, Rüge u. s. w., eine Abweichung von der jetzt geltenden Schreibweise, der wir keine Berechtigung zuerkennen können. Bei der großen Bedeutung, die die Kleidung für die Entwicklungsgeschichte des Menschen auch nach Ansicht des Verfassers besitzt, ist es verwunderlich, daß er einmal das Tier als den „urälteren Bruder“ des Menschen bezeichnet; in Bezug auf die Trachten haben sich beide „Brüder“ jedenfalls merkwürdig verschieden entwickelt! Nicht ganz zutreffend ist es, wenn der Verfasser sagt, der Brauch des Tätowierens und Bemalens reiche bis tief in die geschichtliche Zeit hinein — er reicht viel weiter, denn es tätowieren sich noch heute eine ganze Anzahl Männer Brust und Arme, und wie viele Frauen ihr Gesicht bemalen, wie viele Männer Haare und Bart färben, davon schweigt freilich die Statistik, denn die Zahl ist viel größer, wie manche denken. Indes Scherz bei Seite -- die 1. Lieferung des vorliegenden Handbuchs gefällt uns sehr, und wir hoffen, daß die späteren ihrer ersten Schwester an Wert gleichstehen werden. v. H.

— Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrich von Klinggräff). Von Heinrich Freiherrn Langwert von Simmern. Zweiter Teil. Staat und Kirche. Berlin. V. Behr (E. Bod.). IX und 570 S.

Der überwiegende Teil dieses Buches liegt auf dem staatlichen Gebiete, die kirchlichen Dinge kommen nur mit „wenig Material“ zur Geltung. Im Politischen wie in Kirchlichen war Klinggräff ein Mann, der seine eigenen Gedanken hatte, oft recht gesunde, nicht selten recht verkehrte. Klinggräff freute sich seiner Gedanken und fragte wenig danach, ob sie praktisch seien. So war er für ein deutsches Wahlfürstentum, das zwischen Oesterreich und Preußen wechseln sollte! Lieber dem Kaiser sollte der König stehen, der immer an die Stelle des früheren Kaisers zu treten hätte. — Das Wahlrecht in der Gemeinde will er einschränken, dagegen die Wahlfähigkeit nicht von den Erfordernissen jenes Rechtes abhängig machen. — Die Gemeinde soll jede Ehe genehmigen, bezw. bei schlechtem Vermögen ihre Genehmigung verweigern können. Verführung durch den Bräutigam soll von der Geltendmachung des schlechten Ver-

mundes nicht ausgeschlossen sein, was in direktem Widerspruch mit 5. Moj. 22, 28 und 29 steht. Für die kirchliche Einigung der Katholiken und Protestanten hält er eine Verallgemeinerung des Bekenntnisses für unvermeidlich. Haben ihn nicht die traurigen Folgen der preussischen Union gesdredt? Wußte er nicht, daß Rom mit demselben Augenblick aufhödt, Rom zu sein, in dem es irgend ein Dogma preisgibt? Luther soll auf evangelischer Seite „als unsehbar und fast sündlos vergöttert“ worden sein! Wo ist das geschehen? —

Die Vermittlung der Klinggräff'schen Vergangenheit mit der Gegenwart, auch mit der Zukunft der umsichtige, charaktervolle, aber nicht eigensinnig-verrannte Herausgeber durch Einleitungen, Anmerkungen und Nachworte eintreten lassen. Ich muß offen gestehen, daß mir die Bemerkungen des Herausgebers, der sich dabei vielfach auf treffende Aeußerungen Stübes stützt, mehr zusagen, als Klinggräff's Erörterungen. In S. 217 sei bemerkt, daß in Dessen-Darmstadt die Crisgerichte Hülsenorgane der Amtsgerichte sind und daß dieses zum Beiten des Volkes billig arbeitende Institut hoffentlich nie durch das sehr kostspielige, überflüssige Notariat ersetzt wird. Das fehlt uns noch, daß der Notar bei jeder Gelegenheit seine Privatsteuer dem Volke abnimmt, um sich für fast immer mechanische Arbeiten unverhältnismäßig hoch bezahlen zu lassen. O. K.

— Hegenprozesse und Geistesstörung. Psychiatrische Untersuchungen von Dr. med. Otto S nell, 1. Assistenzarzt der Kreisirenanstalt zu München. (München, Verlag von J. F. Lehmann.) 1891. 130 S.

Man wird dem Versuche eines Mediziners, sich dem Studium des schwierigen Gebietes der Hegenprozesse zu widmen, das in erster Linie den Historiker und Juristen beschäftigt, von vornherein mit einem gewissen Mißtrauen gegenübersehen. Und das wird umsomehr der Fall sein, wenn man sich selber an der Hand des einschlägigen Quellenmaterials eingehender mit diesem Gebiete beschäftigt hat und wenn man nun plötzlich in dem Titel, unter dem die oben genannte medizinische Untersuchung in die Welt hinausgeht, ein Anzeichen dafür glaubt wahrnehmen zu müssen, daß dieselbe eine neue Erklärung für das unheimliche, grauenvolle Hegenwesen des 16. und 17. Jahrhunderts geben will, eine Erklärung, der man ohne weiteres völlig ablehnend gegenüber zu stehen genötigt ist. Denn wer würde wohl beim Lesen jenes von einem Psychiater gewählten Titels nicht, gleich uns, zu der Annahme gelangen, daß der Verfasser beachtliche, die Hegenprozesse auf Geistesgesdredtheit der Betroffenen zurückzuführen? In unerer aufachtigsten Befriedigung müssen wir nach dem Lesen der Broschüre gestehen, daß wir uns mit unerer Annahme im Irrtum befinden haben. Zwar räumt der Verf. in seinem Vorwort selber ein, daß er zu Beginn seiner Untersuchung die Erwartung gehegt habe, „es werde sich nachweisen lassen,

daß ein sehr großer Teil der Verurteilten geisteskrank war". Er gesteht aber auch, daß er „beim tieferen Einbringen in den einen großen Zeitaufwand erfordernden Gegenstand“ zu der Einsicht gekommen sei, daß seine Voransetzung eine irrige gewesen.

Daß der Verf. wirklich mit gründlichem Studium in den Gegenstand „eingedrungen“ ist, wird man ihm ohne weiteres zugestehen müssen. Und das verdient umso mehr Anerkennung, als dazu ernste historische Studien erforderlich sind. Ebenjowenig darf ihm die Anerkennung verweigert werden, daß er mit echt historischer Auffassung an den Gegenstand herangetreten ist, daß er die beklagenswerten Ansichreitungen eines religiösen Fanatismus aus den Zeitverhältnissen selber, aus der ganzen Geistesrichtung jener Zeiten erklärt und darnach beurteilt, ohne, wie das sonst vielfach, gerade in Väntkreisen, üblich ist, bestimmte Stände oder Personen dafür verantwortlich zu machen.

Ob freilich die Ansicht des Verfassers gerechtfertigt ist, daß an den Hexenprozessen auch die „Unterdrückung der freien naturwissenschaftlichen Forschung durch die Kirche“ einen wesentlichen Anteil mit gehabt habe, erscheint mir zum mindesten zweifelhaft. Das mag ja zu einzelnen Fällen der Fall gewesen sein, umomehr, als die Vertreter der Naturwissenschaften teils mit, teils ohne Grund in dem Kufe standen, ihre Künste zu Zaubereizwecken zu verwenden (wie denn die Ausdrücke mathematisch und magisch oft geradezu als identisch gebraucht werden); einen wesentlichen Ein-

fluß auf die Entwicklung des Hexenprozeßwesens vermag ich aber nach meiner Kenntnis desselben darin nicht zu erblicken. In den zahlreichen, noch jetzt erhaltenen Akten der lippischen Stadt Vemgo, die noch heute im Volksmunde den Namen „das Hexenneß“ führt, habe ich ebenjowenig eine Bestätigung für die Annahme des Verfassers gefunden, wie in der übrigen reichen Litteratur über diesen Gegenstand.

Anders steht die Sache mit dem psychiatrischen Teile der Untersuchung. Hier scheint Snell unseres Erachtens der unwiderrlegliche Nachweis gelungen zu sein, daß Geistesranke nur in verschwindend geringer Zahl den Hexenprozessen zum Opfer gefallen seien. In der Erbringung dieses Nachweises liegt die Hauptbedeutung seiner Untersuchung. Wenn er weiter meint, daß viele Prozesse durch Geistesranke und Hysterische, welche man für Besessene hielt, hervorgerufen seien, so ist das auch gewiß richtig. Freilich hängt die Entscheidung darüber mit davon ab, welche Stellung man zu der Frage nach der Möglichkeit der Besessenheit, überhaupt nach der Möglichkeit der Zauberei, mit anderen Worten zu dem Glauben nach dem Dasein dämonischer Mächte und Kräfte nimmt.

Auf alle Fälle möchten wir die Schrift Snells allen Historikern und Juristen, überhaupt allen denen auf das wärmste empfehlen, die sich für die Geschichte der Hexenprozesse interessieren.

P. B.





## Aus Heinrich Leos geschichtlichen Monatsberichten und Briefen.

Son

—+ Otto Kraus. +—

### I.

Heinrich Leo, der geschichtliche „Monatsberichtler“ des Volksblattes für Stadt und Land, war von 1844 bis Januar 1848 und von August 1849 bis Mai 1860 ständiger Mitarbeiter dieses Blattes. Unter allen Mitarbeitern hat er sich durch seine gründlichen Kenntnisse des politischen und des kirchlichen Lebens, durch die Klarheit seiner christlichen Weltanschauung, durch geniale Rücksichtslosigkeit und Derbheit, wie durch treffenden Witz und Humor einen Namen gemacht, der zu den berühmtesten seiner Zeit gezählt werden muß. Sind doch „gestügelte Worte“ Leos heute noch in Übung, ein Erfolg, an dem der Judenwitz des „Kladderadatsch“ nicht geringen Anteil hat.

Einen Biographen hat Leo bis jetzt ebenso wenig gefunden als Stahl. Es werden jahraus jahrein Tausende von albernem Büchern geschrieben, warum bleibt das Leben so hervorragender Männer ungeschrieben? Nur über das erste Drittel von Leos Leben ist zwei Jahre nach seinem Tode ein Buch erschienen, das mit dem Titel „Bildungsmotive in meinem Leben“ für die Öffentlichkeit bestimmt war, bei seiner Veröffentlichung aber den Titel „Meine Jugendzeit“ erhalten hat. Wer dieses Stück Selbstbiographie kennt, muß bedauern, daß Leo seine Lebensgeschichte nicht um vier, fünf Jahrzehnte weitergeführt hat.

Glücklicherweise liegen Bruchstücke des Stoffes, aus dem eine Biographie Leos gestaltet werden könnte, in vier Sammlungen von Briefen vor, die der große Historiker an seine Freunde Karl von Rappard, Leopold von Gerlach, Ludwig von Gerlach und Philipp von Nathusius geschrieben hat. Der größte Teil dieser Briefe soll mit Auszügen aus den geschichtlichen Monatsberichten in der Monatschrift nach und nach veröffentlicht werden.

Knappflüchigen oder parteiverblendeten Lesern sei übrigens im voraus bemerkt, daß aus dem Abdruck der Auszüge aus den Monatsberichten und der Briefe nicht der Schluß gezogen werden darf, als ob die Redaktion der Monatschrift oder der Verfasser dieses Aufsatzes mit allen Ausprüchen Leos sich einverstanden erklären könnte. Wie bei allen genialen Menschen stößt man auch bei Leo auf wirkliche und scheinbare Widersprüche und Inkonssequenzen. Seine politischen Ansichten sind bisweilen, seine religiösen nicht selten, seine kirchlichen sehr oft anscheinbar. Wem ein Bild Leos zu gewaltig erscheint,

der mag die Enge des eigenen Gesichtskreises für das an sich Wahre und Richtige halten. Leo hat wirklich ab und zu über die Schnur gehauen; meist mehr im Ausdruck als im Gedanken. „Ein frischer fröhlicher Krieg“ mag das Volks- und Staatsleben erfrischt, aber fröhlich kann kein Krieg sein. Leo ist nicht frei von Triviolität, sogar von Roheit. Damit hängt seine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, seine Unbefangenheit und Gerechtigkeit zusammen, die sich der Historie gegenüber gerade so bewährt wie in der Selbstschau. Als vielbefragte Autorität ist er zuweilen der Schwäche erlegen, über Dinge Auskunft zu geben, die er nicht gründlich genug gekannt hat und Aussprüche zu wiederholen, die anstößig waren. So ging es mit dem angeführten „geflügelten Wort“, das dem Junibericht 1853 und der Ansicht auf den orientalischen Krieg angehört (Volksblatt S. 969): „Gott erlöse uns von der europäischen Völkerverfaulnis und schicke uns einen frischen, fröhlichen Krieg, der Europa durchtobt, die Bevölkerung sichtet und das strophulose Gefindel zertritt, was jetzt den Raum zu eng macht, um noch ein ordentliches Menschenleben in der Stiefkluft führen zu können. Jetzt spielt noch die Conaille des materiellen Interesses die große Rolle von Aesops Fliege, die sich ans Wagenrad setzt, und wenn dies im schnellen Laufe der Zeit herumwirbelt, schreit: Seht! Was für ein gewaltiger Kerl ich bin! Seht, welch einen Staub ich mache! Ein einziger, ordentlicher, gottgesandter Kriegsregen würde die prahlerische Bestie mit wenigen Tropfen schon zum Schweigen und Verkriechen gebracht haben.“ — Ph. Nathusius hat hierzu bemerkt: „Wir haben uns bereits früher eine Anmerkung über die kriegerischen Wünsche des Verfassers erlaubt, und geben sein Wort, wie gewohnt, unverändert.“

Denselben Gedanken hat Leo wiederholt ausgesprochen. So im Novemberbericht 1853 (S. 1676): — — „und so werden wir uns in impotenten Gefühlen und Belleitäten verzehren, immer dünnere Charaktere produciren, immer herzensschwindfüchtiger Gemüther, bis uns der Herr erlöst und macht, daß wir in einem frischen blutigen Kriege der Natur auch still halten müssen und den Herrn in seinen Wettern erkennen lernen. Diese Herzensschwindsucht, an der wir leiden, tritt überall zu Tage, im Staate wie im Hause, in der Politik wie in der Literatur — überall, überall — und schon mehr als einmal ist mir die Lust gekommen, diese Berichte nicht mehr geschichtliche Monatsberichte zu überschreiben, sondern: Bulletin aus dem Krankenzimmer der schwindsüchtigen Welt“. Der sehr kurze Märzbericht 1857 schließt mit den Sätzen: „Wer das Jahr 1848 recht unbefangen beobachtet hat, wird den Eindruck hinweggebracht haben, daß die damaligen Erscheinungen im Grunde nur als sekundäre Ursache die Sehnsucht nach Staatsformen hatten, die in einer bestimmten Richtung hin lagen. Die primäre Ursache war, daß eine Masse ungebrauchte Thatkraft zur Erscheinung zu kommen suchte. Gäßen die Regierungen dieser Thatkraft bei Zeiten nach anderen Richtungen hin eine Bahn eröffnet, es würde ein ganz anderes Jahr 1848 gegeben haben. Leben, dramatisches, hochgehendes Leben ist das seeligste und schönste, was der Mensch haben kann, jeder Mensch sehnt sich nach Thaten, und wenn er sie nicht selbst mitthun kann, will er sie wenigstens erleben, und es sind nur die abgelebten Heringsseelen oder die, welche gleich von der Geburt an ein miserables, schwächliches Rückgrat gehabt haben, deren Sehnsucht statt durch Thaten durch Eisenbahnbauten, Staatsanleihen und veruehrte Intraden, oder durch Sparkassen, technische Erfindungen u. s. w. gestillt wird. Europa vergeht in Thatendurst und man löscht seinen Durst in Haberchslein. Auf die Weise kann man noch viele Schandjahre erleben, die im innersten Grunde doch eigentlich Ehrenjahre sind.“

Auch die Ansicht auf den italienischen Krieg 1859 legte ihm den Gedanken an den „frischen fröhlichen Krieg“ im Februar- und Märzbericht (S. 547) nahe:

„Alles, was wir seit den Freiheitskriegen an Krieg erlebt haben, ist in einem gewissen Sinne lokalisirender Kampf, also als Krieg von untergeordneter Bedeutung geliebt; selbst der letzte russische Krieg ist ja nur auf einzelnen Punkten geführt worden,



hat außer den Kombattanten nur kleine Bruchtheile der Nationen unmittelbar berührt, und daß infolge dieser Verhältnisse in Europa eine Menge saurer Gährungsstoffe aufgehäuft ist, leugnet niemand. Darum thut uns ein frischer, fröhlicher, die Nationen, namentlich die die europäische Bildung tragenden Nationen tiefer berührender Krieg bitter noth.“ Und nach dem vorzeitig zu Ende gegangenen italienischen Krieg heißt es im Oktober- und Novemberbericht 1859 (S. 1650): „Jeder, der Fehstunde nimmt, begreift in den ersten Stunden, daß mit bloßem Pariren jeder zuletzt unterliegen muß; aber obgleich nun das Geschrei gegen revolutionäre Regungen schon fast 40 Jahre dauert, ist noch nie etwas anderes dagegen versucht worden als Pariren, kein einziger fester Stoß; und doch gehörte nur wenig dazu, um zu begreifen, daß jeder wirklich frisch und zu seinem natürlichen Ende geführte Krieg ein solcher fester Stoß wäre, er möchte ansbrechen um was er wollte (vorher ist die Rede vom gerechten Krieg); während freilich vor dem natürlichen Erlöschen abgebrochene Kriege die Dissolution notwendig weiter tragen.“

Wer das energische Gesicht Leos auf der seiner „Jugendzeit“ mit der Unterschrift: *Servitium Domini summa libertas Dr. H. Leo*

beigegebenen Photographie aufmerksam betrachtet, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß der kleine Mann ein mächtiger Held im Kampf der Geister war. Mut und Entschlossenheit, Thatkraft und Willensstärke waren Gaben, die ihm von Gott in sein natürliches Leben mitgegeben worden sind, er hat diese Gaben aber in den Dienst Gottes gestellt. Hieraus ergibt sich die grundverschiedene Würdigung, die Leo gefunden hat. Die christlichen Beurteiler rühmen ihn als einen Historiker, der die ganze Weltgeschichte ausschließlich im Lichte des Christentums sieht, die antichristlichen Beurteiler mißachteten das und loben nur seine natürliche Begabung.

Die Familie Heinrich Leos stammt aus Italien. Italien ist ihm von Kindesbeinen an ein Land der Sehnsucht geworden und geliebt, bis er sich an der Geschichte des Landes, an den fünf Bänden „Geschichte der italienischen Staaten“ (1829—30) müde gearbeitet hat. Am 19. März 1799 wurde dem Milizprediger Leo in Rudolstadt von seiner Gattin, einer Tochter des Konsistorialrates North, ein Sohn geboren, der in der heiligen Taufe den Namen Heinrich erhalten hat. Der Vater wurde bald darauf nach Braunsdorf auf dem Thüringer Wald veretzt. Der Gottesdienst ist von Leos Vater noch in althergebrachter Form gehalten werden. Der Geistliche trug noch das weiße Chorkemdb beim Altardienst, beim Abendmahl wurde noch die volle lutherische Liturgie gesungen. „Chorknaben dienen dabei am Altar und hielten vor den Abendmahlsgästen, wenn sie sich am Altar zur Kniebank neigten, ein seidenes Tüchlein auf, daß kein Körnchen der Hostien, kein Tröpfchen aus dem Kelche zur Erde fallen und etwa mit Füßen getreten werden konnte.“ — Der junge Leo ist „in rauhem Klima, bei höchst einfacher Lebensweise und in der Anschauung patriarchalischer Armuth aufgewachsen. In Feld und Wald führte er ein so freies, ein so reiches Kinderleben, wie es die Knaben wohlhabender Familien in der Stadt niemals gewinnen können.“ „Wenn mich der Zufall später zuweilen in der Pflingstzeit in die Waldgegend verschlagen hat und ich einen Bauernburschen lieblich auf dem Hirnblatte blasen hörte, hat mich wohl eine Wehmuth, eine Sehnsucht nach den Kinderjahren ergriffen, daß ich mich augenblicklich zu Boden werfen und laut losweinen mußte. O du deutscher, treuer Bauernstand, wie jammert mich, wenn ich jetzt auf allen Seiten sehe, wie auch dich, den frischesten Grund der Nation, den ewig neue Kräfte sprudelnden Quell unseres Volkslebens, der Fortschritt der Zeit mit all seinem armseligen Reichthume erfasst und dich dir selbst durch Verschleppung neuer Bedürfnisse in deine Mitte und damit deinem Schutzgeiste armer Einfachheit abwendig macht und mit eitlem Gedanken erfüllt.“ — Eine mehrmonatliche Krankheit in Folge einer schweren Kopfwunde weckte in der Zeit des Wiedergensens die Leselust des Knaben; immer wieder las er eine Geschichte der Versuche der Holländer, eine nordöstliche Durchsahrt nach Ostindien zu gewinnen. Der Major von Lynker, sein Pate, verschaffte ihm eine Sammlung historischer Charakterzüge in drei Bänden,

die, ursprünglich französisch geschrieben, für den französischen jungen Adel bestimmt war, in der Uebersetzung aber für den „bäurischen Pfarrerrungen“ vielleicht ein fruchtbareres Feld war als für zehn Junker. An den großen Männern der antiken Welt konnte Leo wegen des reflektierten, formenglatten Wesens der alten Schriftsteller keinen Gefallen finden. „Ich verabscheue alle Klassicität; wenn mir selbst die Fähigkeit derselben gegeben wäre; ich würde sie mit Stumpf und Stiel an mir zu vertilgen suchen, sie ist mir so ekelhaft, wie eine geschminkte Leiche.“ Nur Herodot und Aristophanes fanden Gnade vor seinen Augen. — Im Katechismusunterricht liebte ihn die dogmatischen Erörterungen kalt und interesselos, dagegen fesselte ihn die biblische Geschichte. „Wenn ich mich im Sommer zuweilen von dem Kirchenbesuche, der mir zu langdauernd und langweilig war, drücken und im Schatten des Hollunderbusches oder der Linde mir ein Plätzchen suchen konnte und dann, während die honigsuchenden Immen die Lindenblüthen ober den bunten Klee auf dem Grasplatze umschwärmten, während die Glucke mit ihren Hühnchen an der Mauer scharfte, oder eine Eidechse über die sonnenheiße Landstraße rasselte, die schönen Choralmelodien, die mir in der Kirche selbst durch den Anblick und die Unterscheidung der einzelnen Mitsingenden mit ihren zum Teil schlechten Stimmen und noch schlechteren Gesichtszügen verleidet wurden, herüberklangen, die Sonne auf den Blumen und im Laubwerk spielte und leichte Flüsse durch das Korn zogen, empfand ich ein inneres Wohlbehagen, eine harmonische Fülle des Gefühles in mir, die damals schon nicht ohne religiösen Inhalt gewesen sein kann, da mich dasselbe Gefühl in meinem späteren Leben bei den schönsten religiösen Erregungen wieder ergriffen und immer die Erinnerung an seine Bilder als an eine Umgebung seeliger Zustände wieder hervorgerufen hat. Nehmlich war es, wenn ich in dichten Wäldern herumstreichend den saftigen Duft des dunkleren Nadelholzes athmete und von fernher Glockentöne die Gegend durchzogen. Noch kann ich nicht, ohne einen religiösen, seeligen Schauer zu empfinden, durch ein Tännicht gehen: es ist als legten sich alle Engel meiner Jugend lockend und ziehend an meine Seele und wollten mich wieder zu sich holen. Wenn ich einmal mit Bewußtsein und, so Gott der Herr giebt, mit gutem Bewußtsein sterbe, werde ich das Gefühl haben, in den schönsten Tannenwald Gottes einzugehen, von den Glockentönen seiner Kirche und deren Chorälen umwoben, aber nicht von einer Predigt gepeinigt. Die unwiderstehliche Gewalt, mit der mich später allezeit mystische Lieder, wie das von der Nachtigall Christo, die auf dem Kreuzesbaume ihr schönstes Lied, das von der Erlösung, singt, niedergeworfen haben, wurzelt in diesen Empfindungen meiner Kindheit, und daß ich von der Möglichkeit solcher Empfindung im klassischen Alterthume im allgemeinen auch nicht eine entfernte Spur sehe, macht mir heute noch den äruften unserer Vauern zu einem reicheren, höheren Geiste als alle Weisen Griechenlands und Roms.“

Die Weltgeschichte der Wirklichkeit trat dem kleinen Pfarrersohn nahe genug, als er den Kanonendonner und das Kleingewehrfeuer des nahen Treffens bei Saalfeld hörte und kurz darauf die zahlreichen preussischen Davonsäufer sah. Während der Vater tieftraurig war über die preussische Niederlage, janchzte der Sohn im Frühjahr 1807, als er in Rudolstadt ein französisches Regiment durchmarschieren sah. Am 12. August jenes Jahres wurde Heinrich mit seinen Geschwistern durch den Ruf der Mutter morgens früh erschreckt: „Kinder, Kinder, euer Vater stirbt“; der Sterbende konnte noch segnend seine Hand auf das Haupt des Sohnes legen. Zum Schutze der Familie fanden sich nach einander verschiedene Verwandte ein, die das Leben mannigfach bereicherten. So lernte Heinrich die Dramen Schillers kennen; sie konnten ihm noch keinen Schaden bringen, „denn die Hohlheit der antikmodernen sittlichen Auffassung, das rhetorisirende Pathos solcher Figuren wie des Marquis von Posa und anderer bedürfen eine erwachener Seele, um sie herumzureißen und die konkret-sittlichen Mächte in ihr zu verderben“. Schädlich dagegen erwies sich das Lesen von Gual und Lina, „dies reichlich sentimentale, arnufelige Nachwerk schwächlicher Empfindung, Campes Robinson Crusoe, diese verderblichste Anleitung für die Jugend, sich in eine reizende isolirte Behüßlichkeit zu

denken, die gleichwohl von jedem allgemeinen, großen Streben verlassen ist; Münchhausens armelige Windbenteleien, die das Ergötzen an rein nichtigem Unfinn lehren.“ Ein heiliges Gegengewicht boten Campes Geschichte der Entdeckung Americas, Goethes herrlicher Götz von Berlichingen und das Zusammensein mit dem Oheime Ludwig Leo. „Ein Dohunensteig ward von ihm angelegt, und ich half ihm bei der Bereitung der Schlingen und Bügel; eine Weisenhütte ward gebaut, wobei ich fortwährend zur Hand ging; ich lernte locken, Netze stricken; während er in Rudolstadt war, beging ich die Dohunensteige und die Weisenhütte — kurz! ich blieb in der Natur, und das ist für einen Jungen in dem Alter, was ich damals hatte, etwas unbezahlbares. In diesen Jugendjahren ist in mir eine Liebe, ich will nicht sagen zur Schönheit der Natur, aber zum Leben in und mit der Natur gegründet worden, die dann unverwüßlich geblieben und in mancher Verwilderung und in manchem Gemüthsunglücke immer wieder meine Rettung und Behütung geworden ist.“ Als die Witwe Leo zu Ostern 1808 nach Rudolstadt zog, nahm Heinrich auch von dort aus an des Oheims Vogelfang teil. „Seine Stuben waren oft der Aufenthalt von vierzig oder fünfzig Stubenvögeln. Etwa anderthalb Stunden von Rudolstadt auf einer Höhe über Eichfeld hatte er einen festgebauten Tränkerb, wo ich manchen Nachmittag, oft von Sonnabend Mittag bis Montag früh und in den Ferien zuweilen noch länger mit ihm blieb. — Hier in den Tageszeiten, wo keine Vögel zu erwarten waren, unter den benachbarten Bäumen ausgestreckt, oder zu anderen Zeiten in der kleinen Hütte lauend, Nachts auf einfachen Holzbänken schlafend, habe ich die schönsten Herbstzeiten zugebracht und die Poesie unserer deutschen Baum- und Vogelwelt kennen gelernt, von dem lieblichen Zittern der Eiche und dem mystischen Rauschen der Hasel bis zu den melancholischen Tönen herbstfallender Ahornblätter, von dem mittägigen wilden Fluge der Waldtaube und dem herausfordernden Geträcz des Eichelhäbers bis zu dem leisen Wuschgesang des Rothkeldchens und der Amsel. Später hielt ich mir in Rudolstadt benachbarten Waldschluchten Tränkerbhütten, gefangen habe ich freilich wenig und das Gefangene fast immer freigelassen, nichts getödet; denn seitdem mein Oheim mir einmal erzählt hatte, mein Vater habe keinen Vogel todtmachen können, weil die Vögel so schöne Augen hätten, sah ich jedem Vogel, den ich fing, in die Augen und war dann gleich meinem Vater nicht im Stande, das schöne Leben zu vernichten.“

In Rudolstadt fand sich Heinrich Leo alsbald in einem Gegensatz zu den an die Kleinbürgerliche Stadtkluft gewöhnten Kameraden. „Der Bauer hat die Anlage, ein ganzer Mensch zu werden, und wenn ihn freilich die Umstände selten so begünstigen, daß er es wird, legt doch sein Gewerbe und das, was damit zusammenhängt, nirgends Hindernisse in den Weg, und wo die Umstände ihn begünstigen, entwickelt er sich auch nicht eben selten zum geistig-menschlichen Vollwuchse. Dagegen der kleine Handwerksmann ist mit seltenen Ausnahmen seiner ganzen Bildung nach zu einer gewissen geistigen Verküppelung prädestinirt, wenigstens zu einer einseitigen, meist ganz rationalistischen Verschrumpfung, und da sich solche Verschrumpfungen durch irgend einen beschränkten, sich in täglicher Wiederholung erneuernden Beruf den Familien mittheilt, sogar, wo daselbe Gewerbe in derselben Familie Generationen hindurch getrieben wird, den Physiognomien ausbrückt, ist die handwerkliche Geistes- und Bildungsphäre eine dem ländlich erwachsenen Bewußtsein widerständige und vice versa; denn die in der Regel scheinbar träge Ruhe und Schwerfälligkeit, das stets rege Mißtrauen eines ländlich aufwachsenden erscheint dem städtischen Wesen so beschwerlich als verächtlich.“ — Die Mutter Leos hatte noch nicht 20 Thaler Einkommen, sie mußte sich plagen, um sich und ihre drei Kinder durchzubringen: „Ich habe so von kleinsten Kindesbeinen an an meiner Mutter ein Muster und Vorbild treuester weiblicher und mütterlicher Aufopferung gehabt und wüßte nicht, wie ich Gott und ihr dafür meinen Dank heiß genug an den Tag legen könnte, darf aber nicht verschweigen, daß mich diese Anschauungen in meinem späteren Leben vielfach ungerecht gemacht haben gegen weibliche Charaktere, denn daß ich das,

was die heilige Schrift von einer Frau und Mutter verlangt, von meiner Mutter mit so fröhlichem Herzen und, als verstände sich alles von selbst, ausüben sah, war ich der Meinung und bin ich noch der Meinung, es sei vollkommen unnatürlich, wenn es sich irgendwo anders verhielte.“ — Auf dem Rudolfsstädter Gymnasium war Zuchtlosigkeit an der Tagesordnung, bis unter dem Direktor Abeken eine völlige Umwandlung eintrat, an der auch Abraham Voss seinen verdienstlichen Anteil hatte. Erst wollte Leo Seemann werden, dann unter Napoleon dienen, nach erfolgtem Umsturz der politischen Lage und Besinnung kam er auf den Gedanken, Naturwissenschaft und Medicin zu studieren, um Flottenarzt werden zu können. Bei der Vorbereitung auf den ärztlichen Beruf durch das Studium von Zoologie und Botanik entdeckte er einen Mangel seines Wesens: „So leicht ich zu rühren und zu ergreifen bin durch den Anblick sittlicher Schmerzen, sittlicher Erhebung oder sittlichen Untergehens, so gefühllos und hart läßt mich der Anblick physischen Schmerzes oder Todes. Ich kann keine ergreifende Predigt hören, kann keinen wahrhaft dialektischen Proceß menschlich-sittlichen Verderbens oder Obfliegens im Leben wie in der Dichtung betrachten, also namentlich keine Tragödie, die ein wirkliches, tragisches Moment in sich hat, mit ansehen, ohne in Thränen zu zerfließen, oder (falls die äußere Umgebung mir eine Bezwingung zur Pflicht macht), ohne mit marterndem Kampfe einen Strom von Thränen nach innen in den Hals fließen zu fühlen; dagegen schmerzhaft Krankheit, Wunden oder Tod lassen mich theilnahmslos, und Menschen, die unter diesem äußeren Leid jammern, machen mir höchstens einen widrigen, meine Ungebild aufregenden Eindruck. Es ist in dieser Hinsicht, wenn ich mich mit anderen Menschen vergleiche, geradezu ein Mangel in mir. — Als ich in Jena studirte, kam es vor, daß man Blutbrüderchaft trank, indem man gegenseitig das eigene Blut mit Wein mischte und trank. Noch habe ich auf meinem linken Arm die Narben von fünf zolllangen tiefen Fleischschnitten, die ich mir bei solchen Gelegenheiten in größter Seelenruhe mit dem Dolche, der sich noch dazu nicht immer in wünschenswerther Schärfe zur Hand fand, gemacht habe. Hundert andere Gelegenheiten haben mir Verletzungen gebracht; ich habe den Schmerz in allem Grimme gefühlt, aber allezeit hat ihn eine feine Wirkung für mein Bewußtsein aufhebende Wollust begleitet, so daß ich ihn nicht achtete. Es ist mir aber auch unmöglich, ihn an anderen zu respektiren, und vielleicht ist es ein unsittlicher, in mir noch mit Gottes Beistand zu vertilgender Zug, den ich aber, wo ich treu von mir reden will, nicht verschweigen darf; schon der Anblick eigener und fremder frischer Wunden hat für mich etwas Entzückendes, wenn das rothe Blut auf dem Fleische perlt und über es hinwegquillt und sprudelt; und es giebt nichts Schöneres als eine reingestoßene dreieckige Wunde, von der Schilfklinge eines ehemaligen Jenaer Stofsälagers in junges, frisches Fleisch gemacht. — Was aber hätte als Arzt, dessen Beruf gerade nach der Seite, wo in meiner Menschlichkeit eine Lücke ist, die größte Vollständigkeit fordert, was hätte als Arzt aus mir werden sollen bei dieser Freude am Schmerz, bei dieser Gleichgültigkeit gegen den Tod?“

Das Jahr 1813 trat Leo nur in kleinen unbedeutenden Bildern vor Augen. „Trotz der profanen Umgebungen aber, in denen ich im Allgemeinen in jener Zeit war, machte sie doch einen so tiefen sittlichen Eindruck auf mich, daß ich noch heute keine der in jener herrlichen Zeit gangbaren Liedermelodien hören kann, ohne daß ein Anklingen eines höheren Gefühls wie aus einer anderen Welt über mich kommt; denn leider sind im Volke, besonders in der jüngeren Generation, die Gedanken und Empfindungen, welche damals die deutsche Nation bewegten, schon so abgestorben und in Abgang gekommen, daß mau sich vollständig wie ein Greis vorkommt, der noch aus einem früheren Jahrhundert herumwandelt.“

Der Religionsunterricht Abekens entsprach dem sogenannten ehrlichen Nationalismus. Der „Sündenkläfrigkeit“, der „gemäßigten Sündenruhe“ entsprach die Unkenntnis „der wahren Natur des Gebetes“; der Rest religiöser Grundlagen, den Leo noch vom Dorfe mit zur Stadt gebracht hatte, ward von Jahr zu Jahr mehr zerfressen, so daß

er am Ende seiner Schulzeit „als ein religiös bodenloser, völlig indifferenter Mensch daftand“.

In den Sommerferien 1815 war Leo vierzehn Tage lang in Jena im Verkehre mit Studenten, was für Gymnasiasten fast immer etwas Verberblisches ist. Er ließ sich „in alle Collegien, auf alle Koumerse, auf alle Tanzböden und in alle Sauffhäuser“ mitschleppen und entwickelte trotz seiner Kleinheit und Zartheit „die größte Virtuosität in dem Mechanischen des Sausens“. Als er nach Rudolstadt zurückgekehrt war, ließ er sich die Haare lang wachsen, trug „eine rothe Mütze und einen beindicken Ziegenhainer trotz des rüdesten Bramarbas“. Um einer ansichtslosen Liebe zu einer gleichalterigen Base willen beschloß er, sich das Leben zu nehmen; die Liebe zur Mutter führte ihn darauf, sie nicht durch seinen plötzlichen Tod zu erschrecken, sondern sich durch unmäßiges Trinken allmählich ums Leben zu bringen. Gott aber hatte es anders beschlossen, und als das wilde Wesen zum Aeußersten gekommen war, schlug es um. Diese völlige Entartung war wesentlich eine Folge des Getrenntseins von der Mutter. Diese war nämlich Vorleserhin eines Mädchen-Erziehungsinstitutes geworden und mußte den Sohn in eine Pension geben, und diese Pension war in jeder Beziehung vom allerbesten Einfluß auf Leo. Nach Abekens Abgang sind Professor Göttling und ein ehemaliger sächsischer Offizier, die Leo tiefer in die antike Welt und Litteratur einführten, sittliche Autoritäten, „Gott gesandte Engel“ für den haltlos gewordenen und nach einer Stütze suchenden jungen Menschen geworden. Gleichzeitig wurde er begeisterter Turner, dem bald kein Rock altdeutsch, keine Hofe grobleinen, keine „antikuheneckerische Turubisziplin“ streng genug war. Einem Lehrer, der gegen die turnerischen Auswüchse auftrat, hat Leo eines Nachts die Fenster eingeworfen, ein Frevel, der hundertfach von andern gerächt worden ist, „indem mir oft genug als akademischer Lehrer später von Studenten — und gründlicher als ihm von mir — die Scheiben eingeworfen worden sind und ich die Bitterkeit der Empfindungen, die sich an solche kleine Ereignisse doch anhängen können, bis auf die Hefe zu kosten bekommen habe. Es rächt sich jede Sünde im Leben, wenn uns auch ein Kaufaluzus zwischen der Sünde und der Strafe oft gar nicht vorhanden zu sein scheint.“

Der Turuwater Jahn wurde ihm eine so erhabene Person, „als einem Franziskaner nur irgend sein General oder vielmehr der Stifter seines Ordens, der heilige Franz selbst, sein kann. Diesen Mann einmal von Angesicht zu schauen und nicht ganz verworfen zu werden vor seinen Augen, das war nun bald die größte Sehnsucht seines Lebens und sie sollte in nicht allzu langer Zeit erfüllt werden.“ Im Herbst 1816 wanderte Leo nach Breslau, auf Wunsch seiner Mutter, am liebsten wäre er nach Heidelberg gegangen. „Ich hatte mich mit einem alten, sehr niedlich gearbeiteten Haudegen meines Vaters behangen und bildete so mit dem Tornister auf dem Rücken und dem altdeutschen Varet auf dem Kopfe wohl eine sehr lustige Figur.“ Mit einem Empfehlungsbrief von Göttling kam er zu Luden in Jena, fand in ihm aber „einen überaus vornehm sich anstellenden Herrn, der mich nicht bloß nicht sehen hieß, sondern, nachdem er nur in Göttings Brief einen Blick geworfen und mich in meinem deutschen Röschchen und meinen leineuen Hofen von Kopf zu Fuß gemustert hatte, bald dem Gespräch eine solche Wendung gab, daß mir nichts übrig blieb, als mich zu entfernen.“ In Halle stieß ihn das äußerlich-zierliche, burckitos-eitle, innerlich-rote Wesen der Studenten ab. In Berlin erkannte ihn Jahn sofort an der Aehnlichkeit mit einem seiner Oheime als „kleinen Leo“. „Ohngeachtet einfache turnerische Anzüge in Berlin schon gar nichts Auffallendes hatten, war doch mein phantastischer, jenaischer Burckhenanzug eines mit schwarzem Sammet besetzten deutschen Rodes, eines großen, in der Weise eines Weibertragens gestickten Musselinhemdumschlages und eines geschlitzten Varet's den Leuten etwas so wunderliches, daß sie und zumal die Straßenjugend schon auf dem Wege zu Jahn, der weit oben in der Friedrichstraße wohnte, Ulrich (einen seiner Begleiter) durch ihr Lachen in große Verlegenheit gebracht hatten. Mir, der von

Jugend auf sich das dickste Fell gegen Böbelhohn erworben hatte, war es kaum aufgefallen. Nun aber im Thiergarten ward es Schlottmann zu toll, und er fing an, Zahn Bemerkungen zu machen, daß doch dergleichen närrische Kleidung nicht vom Rechten sei, und daß er mir zureben solle, das phantastische Zeug abzuthun. Zahn nahm die Partei meines Rockes: man solle mich lassen, so phantastische Kleidung sei für junges Volk ganz gut, und um das Straßenvolk brauche ich mich nicht zu kümmern. — Leo lautete auf Zahns Aeußerungen wie auf ein Evangelium, alle Aeußerungen des Turnwaters, auch die nicht verstandenen von einer fünftigen Verfassung, hafteten wie Katechismuskworte in seinem Gedächtnis. Es ist sich darum nicht zu verwundern, daß Leo dem Räte Zahns folgte und vom Studium der Medizin zur Geschichte überging; es komme alles darauf an, dem deutschen Volke ein neues Geschlecht zu erziehen. Auch in Breslau liefen ihm — anfangs November 1816 — die Straßensjungen nach, „denn seine Haare waren so stark und lang wie die eines Mädchens, sie deckten den ganzen Rücken und reichten fast bis zu den Schenkeln“. Die Buben schrieten ihm nach: „Verkleidete Mamfell!“ und „Der hat ein frisirtes Rückgrat!“ Die Breslauer Tante und ihre vier Töchter erschrafen über den jungen Vetter, Leo bemerkte das und fühlte sich unbehaglich.

Zunächst studierte er zur Ausfüllung seiner lückenhaften Schulkenntnisse Philologie. Ab und zu hörte er die öffentlichen Vorlesungen von Steffens, aber sein gespreiztes, poetisches Wesen in nur halbem Deutsch war dem jungen Deutschthümeler gründlich zuwider. Göttling schrieb einen langen Brief, der „geradezu lebensbestimmend“ für Leo geworden und darum (von S. 107—112) in die Geschichte seiner Jugendzeit aufgenommen ist. Göttling empfiehlt seinem Schüler, die Philologie historisch zu betreiben und neben Tacitus Thucydides und Herodot zu lesen; „an den Dichtern magst Du Dich frei und froh ergehen; es ist Sünde genug, sie nach gewöhnlicher Manier mit Rotendred zu bespritzen.“ — „Sei ein gründlicher Philolog, verschmähe anfangs das Kleinliche nicht, daß Du es nachher verschmähen kannst, wenn Du Historiker wirst, d. h. der die Geschichte darstellt, aber sie auch mit machen hilfst.“ Unter dem unansöflichen Eindruck dieses Briefes stürzte sich Leo mit enthusiastischem Feuer auf die vorgezeichnete Bahn.

Auf dem bald nach der Ankunft in Breslau betretenen Fecthobden nahm sich die Landsmannschaft Silsia et Marchia seiner an und schützte ihn vor manchen Widrigkeiten des von Frankfurt a. d. Oder nach Breslau verpflanzten wüsten Studentenlebens. „Zu diesen Widrigkeiten gehörte vor allem eine Sitte, die mir ein Rest des im 18. Jahrhundert auf vielen deutschen Universitäten gebräuchlichen Hutschens zu sein schien. Das Hutschens war nämlich eine feierliche Art des sogenannten Schmollis- oder Bräuberchafstrinkens, wobei beide Schmollirende alle eben am Leibe habenden Dinge als Kleider, Uhren, Börsen, Ringe, Degen u. s. w. tauschten. Dies Hutschens scheint von alten abgeriffenen Renommisten erkunden worden zu sein, um sich nach Bedürfnis neu zu equipiren; denn nur der ältere Bursch durfte es dem jüngeren ohne Beleidigung anbieten, und die Beschreibungen, die ich davon noch in meiner Jugend von alten Leuten, die in Jena und Erfurt studirt hatten, hörte, wußten nicht lächerlich genug hervorzuheben, wie lustig das gewesen sei, wenn ein so mit seiner Wäsche, guten Kleidern und Geld wohlversehenes Mutterböhnchen von einem alten abgeriffenen Burschen das Anerbieten des Hutschens erhalten und dann nur zu wählen gehabt habe, es auszuschlagen und in Folge dieser Beleidigung sich mit dem alten Burschen zu schlagen, oder aber ihm die schönen, nagelneuen Sachen zu überlassen und sich mit seinen Lumpen bedeckt noch mit freundlichem Gesicht, um nicht ausgelacht zu werden, nach Hause zu begeben. — Dies Hutschens nun war in Breslau schon völlig vergessen, aber die Sitte war geblieben, daß alte arme oder tieferliche Studenten einen angekommenen Fuchs bekneipten und sich nicht bloß mit Bier, Tabak und Butterbrot bewirthten, sondern sich auch seine Ausstattung zeigen ließen und bei dieser Gelegenheit das Gesicht nach diesem oder jenem Stück Wäsche

und dergleichen aussprachen, was sie gerade bedurften und was denn auch nicht gut ohne Beleidigung ungewährt bleiben konnte. Eine mildere Ausübung dieser Sitte bestand darin, daß ältere Bursche Fische auf der Straße ausgriffen und ihnen zumutheten, sie in einer Konditorei oder in einer Frühstückskneipe freizuhalten.“ Leo hat sich einmal der Zumuthung, einem Polen Konditor-Ledereien „zu setzen“, durch Berufung auf die dem Polen unbekante Mitgliedschaft des Turnerordens schlauer Weise entzogen.

Der Widerstreit von Leos Pflichten gegen sein Corps mit seiner Neigung für die Burschenschaft veranlaßte ihn, mitten im Semester Breslau zu verlassen und nach Jena zu gehen. Auf der Wanderung nach Jena begleitete ihn Wolfgang Menzel, der von ihm sagt: „Ich lernte ihn auf dem Turnplatz kennen als einen kleinen schlanken Jüngling mit einem fast mädchenhaften Gesichte und langen dunkelbraunen wunderschön herabwallenden Haaren. Er war unser aller Liebling, obgleich er ziemlich kritisch und jeden Augenblick schlagsfertig war.“ (Denkwürdigkeiten S. 88.) In Jena trat Leo sofort in die Burschenschaft ein: „Von allen Verbindungen, welche die Jugend unserer Universtität in ihrem natürlichen Drange nach korporativem Leben gestiftet hat, hat sicher die Burschenschaft das größte Aufsehen gemacht und die allgemeinste Bedeutung gewonnen. Sie ist eine Geburt der Freiheitskriege, und ihr Entstehen kann zum Theil nur verstanden werden, wenn man den unmittelbar vorhergehenden Zustand der Universtitäten in Betracht zieht.“ Mancherlei biblische Roheiten des 17. und 18. Jahrhunderts waren in Jena so gut als verschwunden. „Immerhin aber war auch bei so gemilderten Sitten noch genug vom alten Pennalismus übrig, als daß Männer, wie sie nun 1814 im Herbst zahlreich auf Universtitäten einrückten, Leute, die zwei Jahre im Felde, zum Theil schon Officiere gewesen waren, sie sich leichtlich hätten gefallen lassen. — Die Freiheitskriege hatten neue Aufgaben als Ziele, nach denen die deutsche Jugend zu streben habe, populär gemacht; allgemein deutsche Interessen waren populär, geistliche Interessen waren vielfach genannt, wenn auch wenig in jener Zeit erkannt. Zwar schimpften schon viele gewaltig über die neue geistige Verdummung (so nannte der damals herrschende Rationalismus bereits die neue christliche Anregung, welche die Kriegszeit gebracht hatte), von der man meinte, daß sie von Berlin ausgehen werde, und des Ergetzen und Dogmatikers Gabler frivole Wiße strömten ab und zu dagegen vom Katheder über; doch hatte der neuerdings so viel (und nicht überall mit Unrecht) geschmähte romantische Dichterkreis manche religiöse Sehnsucht geweckt, die der tieferregten Stimmung der Kriegsjahre entgegenkam, so daß, wenn auch der ehrliche, orthodoxe Schott ein größtentheils unter der Masse der Studenten verspotteter Mann blieb, man doch die Charakterisirung als Christ sich gern gefallen ließ, dabei auch allerhand, ob zwar nebelhafte, gute Gedanken hatte und besonders gern sich das Christliche im Haß gegen alles Jüdische und Halb-jüdische eifrig belegte. Aus dem Jahnschen Kreise heraus, der besonders in den Kreisen der Lützower, von denen eine ganze Anzahl nach Jena gekommen waren, stark vertreten war, war der Gedanke einer Verjüngung der deutschen Nation von den Schulen und Universtitäten aus lebhaft angeregt worden, und so verbreitete sich schon den ganzen Winter von 1814 auf 1815 hindurch unter den Kreisen der Jenaer Studenten eine gewisse Opposition gegen die Reste des Pennalismus Hand in Hand mit dem Gedanken gerade im Gegensatz der das Land trennenden Regierungen (gegen die man übrigens damals nicht den geringsten revolutionären Gedanken hatte, denn man wollte sie nicht beeinträchtigen, noch beeinträchtigen, sondern wünschte nur statt des Bundes wieder Kaiser und Reich als energischere Darstellung der Nationaleinheit), Hand in Hand also mit dem Gedanken der Christlichkeit. — Arndts Lied „Was ist des deutschen Vaterland“ übte eine wahre Zauber Macht über die Herzen der jungen Leute. Es war der eigentliche Zutreiber zur Burschenschaft.“ Politische Nebenabsichten lagen der Burschenschaft bis zum Wartburgfeste 1817 völlig fern. „Der Ruf des Jenaer Burschenlebens hatte damals so viel Anziehendes, daß sich ohnehin fast auf allen Universtitäten einzelne

bereit machten, zu Michaelis 1817 nach Jena überzusiedeln; — — und als nun der Gedanke, das Leipziger Siegesfest mit einem Reformationsfest zu verbinden und durch eine Zusammenkunft von Deputirten sämmtlicher protestantischer deutscher Universitäten auf der Wartburg zu feiern, in Jena zur Anregung kam, fand er den lebhaftesten Anschlag und man sprach den Wunsch aus, nicht bloß Deputirte, sondern auch andere Studenten, so viel nur zu der Reise Zeit und Mittel hätten, möchten erscheinen. Dabei war der Vorstand der Jenaischen Burschenschaft klug genug, nach kurzem Besinnen auf den Vorschlag, das Fest mit jenem Bücherverbrennen, was demselben nachher so böse Feindschaften zuzog, zu verbinden, zu antworten: Dergleichen liege gänzlich außer seiner und des Festes Aufgabe.“ Der von einigen Wenigen verursachte Haß, der jenes Autodafé traf, wälzte sich auf die ganze Burschenschaft. „Aber freilich das Fest im Ganzen war auch so bezaubernd in seiner Art, so hinreißend, daß ein solches Aufnehmen desselben in ungetheiltem Wesen nur zu natürlich war. Wer von denen, die damals das Fest mitfeierten, erinnert sich nicht noch jener Tage gewissermaßen wie eines Maientags seiner Jugend?“ Leo weiß diesen Maientag seiner Jugend (S. 153—162) in schlichter Anschaulichkeit trefflich zu schildern. — Im folgenden Jahre wurde in Jena der Privatdozent Karl Follenius, der in Gießen von dem radikalen, abstrakten System des Demagogen Weidig erfüllt worden war, dem besonnenen Professor Fries gegenüber der Mittelpunkt der von den Grauen (Gemäßigten) sich trennenden Schwarzen und damit „das Verderben der Burschenschaft“. „In diesem Kreise war die Burschenschaft mit ihren allgemeinen, hohen (aber ohne allen wesentlichen Inhalt sowohl des Christenthums als des Deutchthums gelassenen) Ideen ein völlig lächerliches Ding. Man sah mit einer gewissen mitleidigen Verachtung auf die Burschenschaft herab, obgleich alle Glieder dieses Kreises, mit Ausnahme von Follenius, Mitglieder und die meisten auch Vorsteher oder Ausschussmänner der Burschenschaft waren. Man sah in der Burschenschaft noch eine treffliche Schule, sich im öffentlichen Reden und Handeln zu üben, man sah in ihr einen sehr gut geeigneten Werbeplatz für einzelne weiter zu Gewinnende, man sah in ihr für gewisse untergeordnete Zwecke ein höchst geeignetes Werkzeug. — Hätten die Regierungen, als sie nachher ihre Untersuchungen begannen, ein klares Einsehen und Urtheil über die Verhältnisse gehabt, so hätten sie Karl Follenius und dessen Freund, den Rektor Weidig in Bugbad, herausgegriffen und sie höflich und wohlwollend behandelt als Leute, die nach Europa nicht mehr paßten, mit einigen Hülfsmitteln nach Amerika geschickt, aber für immer aus Deutschland verbannt, so wäre fürs erste die Aufregung gestopft worden ohne zu großes Geschrei. Leider aber wußte in den Regierungen niemand, wie die Sachen eigentlich ständen, und so hat man zu spät und in einer Weise zugegriffen, die nur zu unendlich gehässigem Gerede Anlaß gab, denn mit Ausnahme des Follenius und Robert Wesselhöft, die in die Sand'sche Untersuchung hereinbezogen wurden, sind die übrigen dem innersten Kerne dieser Verbindungen Angehörigen höchstens hier und da wegen Nebenbingen zur Ergänzung der Protokolle verhört, zum Theil aber von den Untersuchungen gar nicht berührt worden.“ Sand, obwohl zu den sogenannten Unbedingten zählend, war nicht einmal Mitglied des engeren Follenius'schen Kreises, er hatte sich in einem gewissen Dilettantismus des Deutchthums und der Freisinnigkeit herumgetrieben, „ohne je eine feste Theorie zu haben, wie ja auch seine persönliche Ungewandtheit und Unklarheit nicht eben geeignet war, ihm für praktische Zwecke großes Vertrauen zu erwerben. Dennoch hat seine That das Schicksal der Burschenschaft besiegelt, obgleich diese an derselben völlig unschuldig war und nicht einmal ein indirekter, moralischer Einfluß von da aus auf Sand stattfand.“ Im Winter 1818 auf 1819 wurde in Jena vielfach die Frage erörtert, ob man durch Zuhilfenahme und Einführung neuer Ueberzeugungen allmählich, also ohne Gewaltmaßregeln eine Besserung der politischen Dinge erreichen, oder ob man mit Gewalt solche herbeiführen solle. „Offenbar nun ist Sand von dieser Streitfrage ergriffen worden und hat seine Person an ein Experiment gewendet, „thatsächlich nämlich zur Entscheidung zu



bringen, ob das deutsche Volk über einen politischen Mord schauern und sich von ihm mit Empörung abwenden, oder ob es ihn verstehen und billigen werde, und er hat Kogebue gewählt, weil er sich einbildete, dieser sei damals bei dem besseren Theile der Nation in solcher Verachtung und so verabscheut, daß wenn die Nation überhaupt einen Muechelmord aus politischen Gründen vertrage, es der dieses als russischen Spions ausgeführten Mannes sei.“ Nach Sands That wurden alle in Jena studierenden Preußen abgerufen. „Als die Anordnung eintraf, riefen wir den Preußen entgegen: „Ihr dürft nicht fort! Ihr müßt dem tyrannischen Befehle trotz! Was? Ihr wollt freie deutsche Burtschen sein? Ihr werdet euch doch nicht ins Bodshorn jagen lassen!“ — aber als die bestimmte Frist verstrichen war, war kein einziger Preuße mehr in Jena, waren auch die fort, auf deren Troß wir am sichersten gerechnet hatten. Das war eine heilsame Ernüchterung und eine Erinnerung daran, daß wir seither im Rebel einhergeschritten waren und Wolkengebilde für Alpenketten gehalten hatten.“

Im geschichtlichen Monatsbericht für den Mai 1852 (Volkblatt S. 818) ist Leo bei Erwähnung des in Bremen entdeckten Totenbundes noch einmal auf jene Abberufung der Preußen aus Jena zurückgekommen: „Wer in den März- und Apriktagen 1819 in Jena studirt hat, wird sich erinnern, wie die erste Nachricht von Sands That eine Art fanatischer Trunkenheit erzeugt hatte; im Moment wären eine ganze Anzahl Nachfolger Sands zu haben gewesen. Als der Befehl Sr. Majestät von Preußen anlangte: alle seine Unterthanen hätten binnen dreien Tagen Jena zu verlassen, erscholl lautes Gelächter, aber als nach drei Tagen kein Preuße mehr in Jena war, hatte diese einfache, aber energische Thatfache solche eindringende sittliche Macht, daß von dem Tage Vieler und namentlich des Monatsberichtlers eigene Heilung von politischer Albernheit und ein Besinnen zum Rechten begonnen hat. Solchen Ernst ist jede Regierung ihren Unterthanen schuldig; und oft reicht sie ihnen Gift in gütiger, milder Behandlung (in Amnestien etwa) und herrlicher Arznei dagegen in Form von strengen Untersuchungen, ja selbst in der Pillenform abgeschossener Kartätschekugeln. Die heilende Hand wird gesegnet, die verführende aber, wenn sie eine regierende zugleich sein will, trifft doppelter Fluch.“

Als Bote der Burtschenschaft wanderte Leo im Juni 1818 nach Göttingen und von da über Marburg nach Sieben, wo Freund Emmerling, Sohn des aus Schwarzburg stammenden heftigen Oberberggrates und Professors Emmerling besucht wurde. Die Familie des Freundes nahm den sonderbaren Gast in höchst freundlicher Weise auf: „Ich war ein spärlich gewachsenes, leibarmes Kerlchen, was in der Regel sehr wenig Blut im Gesichte zeigte, sondern einen Teint hatte wie längere Zeit nicht in der Wäsche gewesene lederne Reithosen; infolge aber der starken Märsche der letzten Tage in der Sommerhitze — — waren Gesicht und Hände an mir einigermaßen nußbraun oder vielmehr olivenfarbig geworden, wie die eines Kalabresen: ich trug ja nur ein altdeutsches Barett ohne Schirm und niemals Handschuhe, hatte dabei unter der Last meines Studentenränzels weiblich geschwitzigt und den Schweiß von Luft und Sonne austrocknen lassen. Zierliche Redensarten und tiefe Diener oder Handküsse waren bei mir entfernt nicht Mode, sondern nur die sorglosen kurzen Manieren des Turnplatzes und Fechtbodens: da war es also gar kein Wunder, daß die Frau Käthe und deren Fräulein Töchter, denen der gute Emmerling nich, den er in Jena liebgewonnen, als eine absonderlich interessante Pflanze beschrieben haben mochte, sehr erstaunt waren, diesen kleinen Mohren zum Vorschein kommen zu sehen, — ich dagegen, indem ich hier auf die vornehmen Hausmanieren einer kleinen Universitätsstadt stieß und auf allerhand zierliche Umgebung und Lebensformen einen Werth legen sah, von dem ich bis dahin nicht die entfernteste Vorstellung hatte, auch in meiner Aeußerung übernaiv und ihnen gewissermaßen häurisch-grob erscheinen mochte, mich ganz decontenancirt meinerseits fühlte, als man seine Verwunderung aussprach, daß ich noch nie Handschuhe getragen und meine

grauleinere Turnhoose und Turnjacke für ein sehr empfehlenswerthes, auch Damen gegenüber nicht zu verleugnendes Kostüm erklärte und vollständig unsicher geworden war, wie sich etwa ein Wiber fühlen mag, wenn er plötzlich in europäisch gekleidete und geschulte Gesellschaft käme. Die Folge war also, daß ich mich von dieser ganzen Umgebung so viel als möglich zu emancipiren suchte. Es war mir in dem Hause völlig unheimlich geworden.“

In Gießen wohnte Leo einer Versammlung der schwarzen Brüder bei, „in welcher uns Sartorius (geb. 1796 in Sundernhäusen, † 1872 in Mirador), vulgo der Bauer genannt (der später lange in Mexiko lebte und über dies Land höchst interessante Aufsätze [Mexiko und die Mexikaner von C. Sartorius, London und Darmstadt, 1852] publiziert hat), einen Bericht abstattete über eine Rheinreise von Frankfurt am Main nach Köln, auf welcher er alle in diesen Gegenden Befreundete besucht und in schwarzer Weise angeforscht und mir dadurch noch mehr hinsichtlich der Pläne und Gesinnungen der Schwarzen imponirt hatte, fand ich es mir höchst bequeme, um Aufträge von Freunden nach Heidelberg und in den Odenwald an andere Freunde vorzuschicken und schon für den dritten Tag meine Abreise anzukündigen, gegen die man zwar in höflicher, aber schwacher Weise, nur zu formellem Genügen Abwehr suchte, aber im Grunde, wie ich glaube, recht froh war, mich turnerischen Rüpel loszuwerden.“ — Die alte Kaiserstadt Frankfurt bereite Leo auf dem Wege südwärts eine große Enttäuschung. In Darmstadt benutzte er die Gießener Erfahrungen und wohnte nur bei dem Burdenschaftler Heinrich Hofmann (Water des Professors H. Hofmann in Dresden und des Ministers a. D. Hofmann in Berlin), während er zu Tisch bei dem Bäcker Kahl war, dessen Söhne auch zu den Schwarzen gehörten. Der älteste Sohn war Kandidat der Theologie, der zweite Bäckergefell, der dritte sollte Buchhändler werden. Bei den einfachen, schlichten Bürgerleuten gefiel es Leo sehr gut: „Da es mir in Darmstadt sehr gut ging, blieb ich ziemlich eine Woche daselbst, bald mit dem Kandidaten in einem Garten, den die Familie besaß, weiland und auf den Kirschbäumen sitzend, tiefsinnige Gespräche führend, bald nach einem großen Weiher in der Umgebung der Stadt zu einem Bade im Freien gehend, sonst früh mit Hofmann, nach Mittag mit den jungen Kahls politische und turnerische Gespräche pflegend, und es ward mir ordentlich schwer, als ich endlich doch an meinen Ausbruch nach Heidelberg denken mußte. — Die Bergstraße mit dieser Meilen weit sich fortsetzenden prächtigen Ruhbaumallee, die fruchtbaren Auen der Rheinebene zu einer, der reizende Hügel- und Bergesrand mit seinen Weingärten und Burgruinen zur anderen Hand erfüllten mich mit einem romantischen Entzücken, wie ich es noch nie empfunden hatte.“ In Heidelberg nahm er erst im „goldenen Hefche“, dann bei Freund von Tucher Quartier. Ein Besuch bei Hegel, der mit einer Schwester von Tuchers verheiratet war, wurde von Leo in der Erinnerung an die Erlebnisse in Gießen dankend abgelehnt. Mit Ausnahme weniger in Michelstadt zugebrachter Tage blieb er über sechs Wochen in Heidelberg, hospitierte bei Thibaut, Hegel, Daub und Kreuzer, „die übrige Zeit wurde in Spazier- und Kneipgängen zugebracht, die Nachmittagsstunden oft im Schloßgarten auf einer der Bänke oder Tische auf dem Rücken liegend mit einer Weinflasche in abreichbarer Nähe, durch das grüne Laub in den Himmel schauend und das neue Testament lesend; denn dieses und Friedrich von Schlegels Schrift über die Sprache und älteste Weisheit der Indier nebst von der Hagens deutschen Gedichten des Mittelalters, welsch letztere mein Freund Tucher besaß, waren die einzige Lektüre, die ich im Zusammenhang trieb. Mein ganzes Leben aber verlief in einem geistigen Rausche, in den mich die ins Politisch-Phantastische verlaufenden Gespräche und Träume der Gießener und Darmstädter Schwarzen, die sich ins Leidenschaftliche steigende Liebe und Anhänglichkeit an meinen Freund Tucher, die durch ihn reichen Antrieb findende, schon früher geweckte Liebe zu mittelhochdeutschen, romantischen Dichtungen, die ganzen Heidelberger Umgebungen und Lebensweise versetzten. — Weitere Ausflüge wurden auf dem anderen Ufer des

Neckars bis nach Neckarsteinach durch die waldigen Hügel zu Fuß, rückwärts von Neckargemünd, wo wir zu Mittag aßen, zu Kahn auf dem Neckar gemacht, und die ganze politisch-romantisch-religiöse Atmosphäre, in die ich damals untertauchte, ist für die Empfindungsentwicklung meines ganzen Lebens von Einfluß geblieben; ich habe nie wieder so das Bewußtsein eines Vollgenusses meines Daseins gewonnen, wie ich ihn damals erfuhr. Um meine von Gießen her erhaltenen Aufträge zu erledigen, mußte ich nach etwa vierwöchentlichem Aufenthalt in Heidelberg noch einen Abstecher in den Odenwald nach Michelstadt machen, wo ich mit Justizrath Beck Namens Karl Follens Abrede zu treffen hatte über eine Zusammenkunft Follens mit Beck; sie war rasch erledigt und Follen, der inzwischen selbst nach Darmstadt gekommen, Nachricht geben, so daß er schnell ankam, während ich noch bei Beck weilte, in dessen Familie es mir, wie im Odenwalde, durchaus wohl ward. Wir drei in einer Laube von Beck's Garten (die Laube ist nicht mehr vorhanden, aber die erhöhte Stelle, auf der sie gestanden, ist in dem schönen zu den Kellereigebäuden des Grafen zu Erbach-Fürstenau gehörigen, damals wie jetzt gräßlichen Beamten zur Benutzung überlassenen Garten noch heute zu sehen) besprachen dann und entwarfen jene Petition an den Bundestag um Gewährung laubständischer Verfassungen, die nachher in den demagogischen Untersuchungen so viel Anstoß zu Nachforschungen gegeben hat. Mit dem Texte dieser Petition in der Tasche und dem Auftrage, sie dem Professor Welcker mitzutheilen und seine Unterschrift nachzusuchen, kehrte ich nach Heidelberg zurück. — Als ich nun wieder in Heidelberg angekommen, mit der Petition zu Welcker gehen wollte, litt Tucher durchaus nicht, daß ich diesen Gang in meiner gewöhnlichen Tracht, unter dem schwarzen Rocke nur mit Turnjacke und Turnhose versehen, barfuß in Schuhen zu Welcker ging, sondern ich mußte mich zu diesem Ende einer modischen Weste und eines Beinkleides aus seinem eigenen Vorrathe bedienen, fand bei Welcker eine sehr freundliche, aber von dem Augenblicke an, wo ich meine Aufträge ausgekratzt hatte, zwar immer noch höfliche, aber sehr zurückhaltende Aufnahme. Er suchte mir auseinander zu setzen, wie diese Petition zu gar nichts dienen werde, als alle die Leute, die sie unterschrieben, verdächtig zu machen und zu kompromittiren; er begleitete mich noch bis zur Treppe und machte durch alles das auf mich allmählich nach der politischen Seite hin schwarz betrunkenen Eindruck des höchst phylisterösen, feigen Kerls, und es half auch nichts, als mir nachher Justizrath Beck auseinander zu setzen suchte, was doch in seinen vorsichtigen Erwägungen Aufrichtiges läge, und mir versicherte, er sei überzeugt, Welcker meine es in politischer Beziehung treuer als viele andere, und werde in dem Streben nach freien Verfassungen noch fest stehen, wenn die meisten Anderen der Sache überdrüssig geworden seien, — darin hat Beck nun freilich, wenn man unter freien Verfassungen das verstand, was wir damals darunter verstanden, vollkommen recht gehabt; denn diese Anschauungen hatten sich damals bei Beck schon inkrustirt, während ich die äusersten Konsequenzen der Principien der schwarzen Richtung schon vollständig gezogen, diesen konstitutionellen Phylisterjammer weit überflügelt hatte in meiner Phantasie und gleich Karl Follen vollständig bei republikanischen, revolutionären Gedanken angekommen war. In späteren Jahren habe ich oft lachen müssen über jenen Besuch bei Welcker: denn wäre mir, als ich Professor war, irgend ein unreifer Junge, wie ich damals war, mit solchen Anträgen und Reden gekommen, wie ich Herrn Professor Welcker, den würde ich zwar nicht zur Thüre hinausgewiesen, ihn aber als einen gottgesandten Hanswurst betrachtet und mich auf das prächtigste mit seiner Verhöhnung belustigt haben." Zum Eulbacher Markt, dem s. B., so lange er noch auf der Höhe des Erbach'schen Jagdschlusses Eulbach gefeiert wurde, berühmten Volksfest kamen zahlreiche schwarze Gesinnungsgenossen von Heidelberg, Darmstadt, Rülz u. s. w. zusammen, um die nöthigen Verabredungen zu treffen. „Ich wohnte diesmal nicht wieder bei Justizrath Beck und dessen Schwiegervater, dem klugen, humoristischen, alten Herrn Seeger, der, wie es schien, eine Art Kanzler der Grafen von Erbach war (Kanzleidirektor Seeger, erster Verwaltungsbeamter

des Grafen zu Erbach-Fürstenaub, vor 70 Jahren in Amt und Dienstwohnung Vorgänger des Verfassers dieses Aufsatzes), einem Württemberger, der aus seiner Studentenzeit als naher Bekannter der zweiten (dritten) Frau Bürger's mancherlei Ergötliches, und aus der Zeit von Jourdan's Rückzug durch den Odenwald mancherlei Romantisches und Tapferes prächtig zu erzählen wußte, sondern mit Tucher zusammen in einem Gasthose (zum Löwen) am Markte in Michelstadt." Leo und Tucher gingen dann quer durch den Odenwald, am Schnellert und Rodenstein vorüber und über Fränkisch-Krumbach nach Darmstadt und von dort über Großgerau nach Mainz. „Es war das erstemal, daß ich diesen Strom (den Rhein), an dessen Namen ein ganzes Heer phantastischer Vorstellungen in mir hing, in der Nähe sah, und als wir nun so in einer Laube vor dem Wirthshause dicht am Flußufer mit Aussicht auf das fernere liegende Mainz saßen (in Geinsheim, nicht, wie Leo sagt, in Geisenheim), uns mit Wein und Brod erquickten und mir nun die Erzählungen, die ich bei meinen früheren Aufenthalten in Erfurt auch von den Verhältnissen meiner Vorfahren in Mainz und dessen Kurfürsten erhalten hatte (Leo's Ururgroßvater war kurfürstlicher Stallmeister an der Universität Erfurt), sich wieder im Gedächtnisse bewegten, ward mir überglücklich zu Muth." Mit einem Rachen kamen Leo und Tucher nach Mainz und folgenden Tages mit einer „Wasserbiligence“ nach Koblenz. Hier wurde Görres besucht. „Weder kannten wir ihn, noch hatten wir an ihn irgend eine Empfehlung oder Beziehung, aber wir hatten soviel von ihm gehört und gelesen, daß wir vor Begierde brannten, ihn kennen zu lernen, und das sagten wir ihm auch geradezu als Grund unseres Kommens; er schien durch unsere Naivetät sehr angenehm unterhalten zu werden, wir blieben über eine Stunde bei ihm, und er hat mich später, wenn ein Bekannter von ihm nach Jena und noch später nach Halle kam, unausgesetzt auf das freundlichste grüßen lassen. Auf mich hat sein mächtiger und doch mit einem so freundlichen Gesicht verlebener Kopf ebenfalls einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.“ Von politischen Dingen sprach Görres nicht, die Politik sollten die Studenten denen überlassen, denen Beruf und Stellung sie nahelegten, „wir dagegen möchten dafür sorgen, daß in uns selbst nichts künstlich Gemachtes, Eitles, Manierirtes hereinkomme, daß wir gegen uns selbst in Wahrhaftigkeit beständen und natürlich blieben, wie wir es zu sein schienen, auch überall sonst die Augen der Natur gegenüber offen und unser Leben ungeschminkt und ohne Ziererei erhielten und uns in dem uns angehenden Lebens- und Geisteskreise offen und voll frischen Lebensmutes. Es war für uns beide, ohngeachtet ich wenigstens für die abstrakte Lebensansicht der Schwarzen schwärmte, doch ein frisches, wohlthuendes, erquickendes Bad, dieses Gespräch mit Görres, und hätte ich öfter Gelegenheit gehabt, mit ihm ausführlich zu verkehren, es würde mich ohne Zweifel aus einer Menge verkehrten Zeugens, zu dem ich in den schwarzen Kreisen kam, behütet haben. Wir waren auch beiderseits sehr zufrieden, daß wir die Courage gehabt hatten, zu ihm zu gehen.“

Der Weg der beiden Freunde ging von Koblenz aus die Lahn entlang nach Gießen, wo Leo bei Karl Follens Vater noch einige Tage blieb und dann allein über Fulda, Suhl nach Rudolstadt wanderte. Der Rest des Sommersemesters war verloren, aber Leo hatte während dieses Verlustes „eine Reihe neuer Interessen und Bildungsmotive in sich aufgenommen“. Im nächsten Semester trieb er ein ziemlich planloses Studium, doch hörte er eine Vorlesung über Evangelienharmonie, eine Frucht der Vektüre des Neuen Testaments in Heidelberg. Die demagogischen Verbindungen führten ihn mehr und mehr dem Studium der Geschichte zu und von Sprachstudien ab. Um nach Göttingen überzufriedeln, erbat sich Leo eines Tages von Professor Hand, „die lahme Hand“ genannt, ein Zeugnis. Hand hatte gerade Besuch. „Da ich in meinem Aeußeren alle Zeichen der damals unter den Studenten herrschenden sogenannten altdeutschen Donquixotterie trug und er wohl dieses Auftreten in deutschen Rocke, leinernen Hosen und statt der Weste leinerner Jacke, mit überlangem Haar und ohne Halsstuch bei einer Visite dem fremden Herrn begreiflich machen wollte, fing er an,

freilich mit sehr ernsthaftem Gesicht, mich ein wenig zu verhöhnen. Ich weiß nicht, wie wir in ein Gespräch über Kogebue gekommen sind, dessen Eigenschaft als russischer Berichtersteller über deutsche Universitäten damals eben zu allgemeinem Skandal bekannt geworden war; aber er benutzte dies Thema, sehr ernsthaft seine Befürchtung auszusprechen, daß Kogebue aus diesen Dingen sehr üble Sachen entstehen möchten, er begreife nicht, wie Kogebue den Muth haben könne, so nahe bei einer deutschen Universität in Mannheim zu wohnen, es könne doch sehr leicht einem von unseren altdeutschen Enthufiansten, deren doch auch Heidelberg einige haben werde, einfallen, Kogebues Verätherei gegen die deutschen Universitäten in einer beklagenswerthen Weise zu rächen. Ich lachte über diesen Einfall gerade Hands, der wahrhaftig nicht aussah wie ein Mann, welcher seine Phantasia mit so heroischen Einfällen beschäftigen könne, aber Hand blieb bei seinem Sage und tarifirte noch seine Befürchtungen für Kogebue.“ Auf dem Heimwege traf Leo bei Sand, der mit ihm in demselben Hause eine Treppe hoch wohnte, noch zwei Schwarze, die, wie Leo, über Hands Furcht schlechte Wize machten. „Sand dagegen, der es ja überhaupt liebte, in kuriosen Sachen einen tieferen Sinn zu finden, meinte, es sei das garnicht so lächerlich, wie wir es fänden, denn durch eine solche That werde ja sofort ein Streitpunkt entschieden, der in letzter Zeit hundertfach Studenten-gespräche bewegt habe. Eine Partie der Studenten schreie ja immer, man müsse zu Gewaltthaten greifen, um der Freiheit eine Gasse zu machen, während eine andere behaupte, wer in Deutschland mit einem Morde oder dergleichen vorgehe, werde, statt der Freiheit eine Gasse zu machen, vom Volke gesteinigt werden.“ Leo ersuhr Sands That in Rudolstadt, und weil seine Verwicklung in die zu erwartende Untersuchung ihm in Jena wünschenswerter erschien als in Rudolstadt, so ging er sofort nach Jena zurück. Durch die Bekanntschaft seines Paten von Lynker mit dem Untersuchungsrichter kam er übrigens mit einem leichten Verhör davon. — Welchen Eindruck machte Sands That in Deutschland? Leo schweigt hierüber. W. Menzel dagegen sagt in seinen „Denkwürdigkeiten“ (S. 130): „Die Ermordung Kogebues machte ungeheures Aufsehen in der Welt, weil sie, wie Görres allein richtig erkannte, im Namen einer neueren besseren Generation das Verdammungsurtheil über die ältere schlechte Generation aussprach. Wie unbedeutend immer jener Komödienverfertiger war, so konnte man ihn doch in der That so ziemlich als Repräsentanten aller undentschen, unsittlichen und unchristlichen Frivolität und charakterlosen Niederträchtigkeit ansehen, die seit dem vorigen Jahrhundert mit der sogenannten Bildung und Aufklärung Hand in Hand gegangen war und am meisten dazu beigetragen hatte, uns der Fremdherrschaft zu überliefern. So fahte man nun auch fast überall die Mordthat auf, daher nicht der Ermordete, sondern der Mörder beklagt wurde. Die Sympathie im deutschen Volke für Sand war außerordentlich, wenn man auch mißbilligte und mißbilligen mußte, daß ein starker Jüngling einem wehrlosen Greise Gewalt angethan hatte. Obgleich man in Berlin auf dem Theater eine Todtenfeier veranstaltete, wobei eine Schauspielerin als Germania seine Büste bekränzen mußte, so blieb das eine unpopuläre Hofdemonstration. Germania hat für einen Kogebue keinen Lorbeer, sondern nur einen Fußtritt.“

Dem Plane Karl Follens, Mannheim, wo Sand gefangen saß, an vier Ecken anzuzünden und im Tumult den Mörder Kogebues zu befreien, widersetzte sich Leo und die meisten seiner Freunde aus guten Gründen. Von dieser Zeit an datirt die erste Trennung Veos von den Schwarzen, wenn er auch noch im ganzen ihre Wege ging. „Daß später die Untersuchung gegen diese demagogischen Verbindungen überhaupt in der jungen Welt in so üblen Geruch gekommen ist, lag weniger an der Sache selbst, als an den untergeordneten Persönlichkeiten, die mit der Ausführung der Untersuchung betraut wurden; denn da die meisten jungen Juristen doch so klug waren, einzusehen, welchen Nachreden und Verleumdungen sie sich bei der Betheiligung an der Untersuchung aussetzten, drängten sich zu diesen Untersuchungsrichterstellen nur theils ausgezeichnet urtheilslose, theils von dem Gedanken, bei dieser Gelegenheit sich bei der Regierung besonders

gut stellen zu können, trunksene Leute und brachten die ganze Angelegenheit zum großen Theile mit Recht in schlechtesten Ruf.“ In Uebereinstimmung hiermit sagt Savigny in einem Briefe an Jakob Grimm vom 8. August 1819: „Was nun die hiesigen Angelegenheiten betrifft, so scheint es, daß man Nachrichten von tabelnswürthen Verbindungen gehabt hat. Wie weit aber diese gingen und ob sie sich zu einem corpus delicti qualificirten, läßt sich noch nicht beurtheilen. Aber auch im äußersten Falle ist sehr zu tabeln: 1. Die Art der Behandlung. Die Papiere sind größtentheils von rohen Polizeileuten genommen und gelesen worden, z. B. selbst die Papiere eines so unbescholteneu Mannes, wie Reimer, und vor Gericht ist bis auf diesen Tag noch niemand gestellt. 2. Die Hände, in welche die Sache gelegt worden, nämlich die von Kampf, der nicht nur überhaupt ein sehr leidenschaftlicher Mann ist, sondern sich gerade in diesen Dingen in unwürdigen Parteilichkeit eingelassen hatte. 3. Die Wichtigkeit, womit man diese Sache behandelte und besonders die Art der Bekanntmachungen, wodurch man außer Preußen fast zu dem Gedanken kommen mußte, als sei hier im Lande eine Verschwörung, wohl gar unter bedeutenden Leuten. Jene Wichtigkeit ist auf jeden Fall taktlos. Denn wie auch Verbindungen unter einer Anzahl von jungen Leuten existiren mögen (was ich nicht wissen kann), so sind diese doch politisch ganz unbedeutend, sie würden es in jeder Rücksicht sein, wenn nicht aus Kobebues Ermordung der Gedanke an eine früher nicht geahnte Gefahr hervorging, aber selbst in dieser Rücksicht kann ich jenes Benehmen nur sehr unweise finden. Denn im unseligsten Fall, wenn Sands That ansteckend wirkte oder wenn Verbindungen beständen im Sinne jener That (was ich weit entfernt bin zu glauben), was kann thörichte und verkehrte sein, als den Wahnsinnigen merken lassen, daß man sich vor ihm fürchtet und daß man ihn für eine wichtige Person hält?“

In Göttingen umgab den ernüchterten Leo eine ganz andere Welt. Neue übte Erfahrungen mit Gießener Schwarzen entfremdeten ihn der Demagogie mehr und mehr. Eine Auseinandersetzung mit Karl Follen in Jena schloß damit, daß Leo ihm zurief: „Adieu, Wahnsinniger!“ worauf die Antwort erfolgte. „Leb wohl, Hanswurst!“ Auf dem Rückweg nach Göttingen belehrte ihn ein heffischer Bauernjunge: daß bei einer Revolution das, was seither oben gewesen sei, unten hinkomme und Geld unter die Leute. Leo begann viel darüber nachzudenken, daß er seither auch eine Revolution gewünscht habe. Er mußte dem Jungen im ersten Teil seiner Rede recht geben, während ihm der Schlußsatz nicht recht einleuchten wollte. Zuletzt heilten ihn Eichorns Staatsrecht und gelegentliche Unterhaltungen mit diesem Manne von der demagogischen Krankheit.

Im Mai 1820 wurde Leo in Jena mit einer Dissertation über Johannes Grammaticus Doctor der Philosophie, um einem Räte von Tüchers zu folgen und sich in Erlangen als Dozent der Geschichte zu habilitiren. Dieses Vorhabens wegen mußte er nach München reisen, wo er u. a. Cornelius kennen lernte. In Erlangen verwendete er alle Zeit auf die muratorischen scriptores, denn er hatte im Sinne, eine Arbeit über die Verfassung der lombardischen Städte zur Einleitung seiner Habilitation zu schreiben. Als Beitrag zur deutschen Altertumskunde ließ er 1822 in Erlangen erscheinen: „Ueber Odins Verehrung in Deutschland“. Hier bricht Leos „Jugendzeit“ ab.

Für den größeren Teil seines Lebens sind wir an den von Wegele über Heinrich Leo gelieferten ungerechten Artikel der „Deutschen Biographie“ gewiesen.

Das unbedeutende Erlangen vertauschte Leo 1823 mit Berlin, wo ihn besonders Hegel anzog. In demselben Jahre machte er, von der Fürstin Karoline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. Prinzessin zu Hessen-Homburg, unterstützt, eine Reise nach Italien und ließ 1824 seine Schrift über die Entwicklung der lombardischen Städte erscheinen, die über seinen Beruf, in diesen Fragen mitzusprechen, keinen Zweifel ließ, und die Richtung anzeigte, in der das Hauptwerk seines Lebens entstand: „Die Geschichte der italienischen Staaten“, ein Werk, das bestimmt war, einen Teil der von F. Berthez unternommenen „Geschichte der europäischen Staaten“ auszumachen.

Die Reise nach Italien hatte ihn mit J. F. Böhmer in Frankfurt a. M. in Verbindung gebracht, der ihn seinem gerade in Rom weilenden Freunde J. A. Passavant empfahl und den Versuch machte, den Freiherrn vom Stein für ihn zu interessieren. Aus Italien zurückgekehrt, habilitierte sich Leo in Berlin. Hier gestaltete sich seine akademische und sociale Stellung in günstigster Weise. Ein abgelehnter Ruf an die Universität Dorpat trug ihm die Beförderung zum außerordentlichen Professor ein. Aus nicht bekannt gewordenen Gründen verließ er plötzlich im November 1827 Berlin, um sich nach Rudolstadt zurückzuziehen. Im nächsten Jahre wurde er in Halle außerordentlicher, 1830 ordentlicher Professor. Hier that sich ihm ein weites Feld der Wirksamkeit auf. Als Dozent wie als Schriftsteller entfaltete seine große Arbeitskraft eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit. Seine Persönlichkeit, voll Originalität und überschäumender Kraft, konnte sich in dem kleinen Halle viel eindrucksvoller geltend machen als in Berlin. Im nahen Umgang mit Männern wie Reibsig und Bernice, Tholud und Ludwig von Gerlach haben die in Berlin angeknüpften Beziehungen zum „Politischen Wochenblatt“ und zur „Evangelischen Kirchenzeitung“ keine Unterbrechung erfahren. Leo und Tholud waren es besonders, die in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ den Aberglauben bekämpften, nachdem der tapfere Ludwig von Gerlach im Januar 1830 in dieser Zeitschrift die rationalistischen Haller Professoren Wegscheider und Gesenius mannhaft angegriffen hatte wegen ihrer „Frechheit, mit der sie die den zum Unterricht der jungen Gottesgelehrten bestimmten Katheder mißbrauchen, um die wesentlichsten Wahrheiten der christlichen Religion zu verwerfen“, wie der Freiherr vom Stein am 24. Januar 1830 (wenige Tage nach dem Beginn des „Halle'schen Streites“) an die Prinzessin Wilhelm von Preußen schrieb.

Was die Berührung Leos mit Hegel betrifft, so teilt W. Menzel in seinen „Denkwürdigkeiten“ (S. 318) folgendes mit:

„Leo hatte sich früher in Berlin zu meinem Bedauern zu viel mit Hegel eingelassen. Das war auch der Grund, weshalb wir, obgleich alte Universitätsfreunde und patriotische Gesinnungsgenossen, uns jahrelang entfremdet wurden. Aus dem Fruchtüberhang des Paradieses, in welches scheinbar Hegels Selbstvergötterungslehre einführte, fielen für Leo nur bittere Früchte ab, gleich den Teufelsköpfen, die aus dem Baum in Mikhammeds Hölle wachsen. Scheußlich grinst die junge Brut Hegels ihn an. Diese bösen Buben benahmen sich zugleich feig gegenüber der Polizei, und ich konnte sie nur, indem ich Leo im Literaturblatt von 1838 Nr. 96 gegen sie verteidigte, mit der äußersten Verachtung behandeln. Ich schrieb: „Auch Professor Leo in Halle hat sich also müssen einen Denuncianten schelten lassen, und zwar von derselben Partei, die uns vor einigen Jahren aus derselben Ursache (1835 Bekämpfung Guzkows) mit demselben Ehrentitel bedachte. Ein Denunciant ist, wer das, was ihm heimlich anvertraut worden, treulos verräth, oder unschuldige Reden und Handlungen verdächtigt, nicht aber, wer die in vielen Druckschriften ruhmredig ausgesprochenen Grundsätze einer Partei offen bekämpft. Dies springt in die Augen; und die unsinnige Beschuldigung des Denunciirens erklärt sich nur aus einer Schwäche der Partei, über die wir uns wie billig lustig machen wollen. Sind das Reformatoren?! Sie wollen die Welt zu unterst und oberst kehren, und wenn man ihnen glaubt und ihnen die Ehre anthut, sie als solche titanenhafte Wesen zu behandeln, so stellen sie sich auf einmal ganz befremdet, entschuldigen sich, sie seien die loyalsten Leute von der Welt, und klagen über gehässige Denunciationen. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Dreistigkeit sieht, mit welcher sie, gleich dem Popanz im gestiefelten Kater, im ersten Augenblick den grimmigen Löwen und im nächsten wieder das furchtsame Mäuschen und den treuergebenen Fubel vorstellen.“

Dem Görres'schen „Athanasius“ trat Leo mit einem „Sendfchreiben an J. Görres“ entgegen, in das er, wie er später (Volkstblatt 1852, S. 1471) bekannt hat, „die letzten wilden Ranken“ seiner „Schlingeleien“ gegen Rom hat hineinwachsen lassen. Hat Görres, aus der Verteidigung zum Angriff übergehend, dem Protestantismus ein Sündenregister vorgehalten, so entfaltete Leo ein noch greulicheres Verzeichniß der

Sünden des Katholizismus. „Beide handeln wie ein paar Advokaten, die in ihrem Plaidoyer die Menge zu gewinnen suchen; beide suchen aufzureizen, die Parteilucht zu entflammen; beide suchen in der innerlichsten Sache nur einen augenblicklichen äußeren Sieg.“ So urteilt F. v. Florencourt in seinem Buche „Politische, kirchliche und literarische Zustände in Deutschland“ (1840) S. 33. —

In dem ungefährl. in dieselbe Zeit fallenden hannöverschen Verfassungskampf stand Leo auf seiten der Göttinger Sieben. Wilhelm Grimm theilt in einem Briefe vom 3. Januar 1838 dem Professor Julius Müller in Marburg mit: „Leo aus Halle hat geschrieben, nur ein Lump könne eine Volation hierher (nach Göttingen) annehmen, und es scheint bei den Gelehrten eine Ehrensache zu werden.“ Zwei Jahre später hat sich Philipp Nathusius an Leo gewandt und ihm den damals vielbesprochenen Plan der Gründung einer „freien Akademie“ vorgelegt. Leo hat sich im wesentlichen zustimmend geäußert und die Brüder Grimm zu den „geachteten und allgemein geliebten Gelehrten“ gezählt. Für selbstverständlich hielt er, „daß jede politische Tendenz rein ausgeschlossen sei, daß es lediglich und allein wissenschaftlichen Zwecken gelte.“ — Wenn man liberalerseits schon vor 1848 von der Befangenheit und Einseitigkeit Veos gesprochen hat, so ergibt sich schon aus dieser Teilnahme an der Gründung einer vom Staate unabhängigen Hochschule, daß jener Tadel unbegründet war. Dagegen ist nicht in Abrede zu stellen, daß Veos leidenschaftliches Wesen, die markige Art, zu urtheilen, von dem Jahre 1848 an in immer schärferen Gegensatz zu der herrschenden Zeitrichtung trat, und daß seine durch Keckheit und originellen, oft burlesken Ton und bitteren Humor berühmt gewordenen Artikel im „Volksblatt für Stadt und Land“ und in der „Kreuzzeitung“, welchen 1848 seine Schrift „Signatura temporis“ vorausgegangen war, auf seiten der Gesinnungsgenossen wie der Gegner großes und berechtigtes Aufsehen erregten. Friedrich Wilhelm IV. fand Gefallen an Leo und hat ihn zum Mitglied des Herrenhauses gemacht; galt er doch in politischen Dingen als eine Autorität ersten Ranges.

Auf die umfangreiche literarische Thätigkeit Veos einzugehen, muß unterlassen werden. Es mag genügen, die Titel seiner Hauptwerke zu nennen. Außer seinem bedeutendsten Werk, der „Geschichte der italienischen Staaten“ (5 Bände, 1829 und 1830) und seinem „Lehrbuch der Universalgeschichte“ (6 Bände, 1835 bis 1844) muß erwähnt werden das zweibändige Werk „Zwölf Bücher niederländischer Geschichte“ (1832 und 1835), das „Handbuch der Geschichte des Mittelalters“ (1830), die „Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates“ (1833) und die „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Reiches“ (5 Bände, 1854 bis 1867). Eine so rastlose Thätigkeit, wie sie Leo während eines halben Jahrhunderts entfaltete, mußte alle Kräfte in Anspruch nehmen. Auch die Briefe an seine Freunde zeigen, daß er sie nicht zur Unterhaltung und Erholung geschrieben, daß ihn auch dabei sein heftiges Temperament nicht selten völlig beherrscht hat. Seine an sich starke, ausdauernde und widerstandskräftige Natur mußte sich zuletzt aufreiben. Von 1868 an begann die langsam zunehmende Trübung und Umnachtung seines Geistes, „wie es solchen aufgeregten und dadurch überreizten Naturen am ehesten beschieden ist“. Sein letzter am 14. Juli 1872 an Philipp von Nathusius geschriebener Brief ist nach Inhalt und Form, wie auch nach der unsicher und trübend gewordenen Handschrift ein klarer Beweis dafür, daß Körper und Geist zurückgegangen sind, aber erst am 24. April 1878 ist er aus diesem Leben abgerufen worden.

Eine vielfach zutreffende, nur da, wo das Christentum, die vom Himmel herab geoffenbarte Religion in Frage kommt, unzureichende, ja völlig verkehrte Charakteristik Veos hat Julian Schmidt im 3. Bande seiner „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod“ gegeben.

Besser ist es, man lernt Leo aus seinen mitten aus der Gegenwart heraus geschriebenen Briefen und geschichtlichen Monatsberichten kennen.





## Am Pflicht und Recht.

Roman aus der Zeit der Vitalienbrüder.

Von

—: C. Beyer. :—

(Schluß.)

XI.

Zu des Henters Recht.

Am Hasen von Strassund, dort, wo das Blochhaus mit dem hohen Ausguck über die See errichtet war, standen Tag für Tag die Menschenmassen dicht geschart und schauten hinauf zum Wächter und hinaus auf die See. Sie gingen und kamen, es stutete ab und zu, einige hatten sich mit Speise und Trank versorgt und wichen nicht, sie warteten vom Morgen bis zum Abend und tauschten ihre Hoffnungen aus und redeten über Dinge, die sie verstanden oder nicht verstanden, entwarfen Pläne zum Angriff oder zur Abwehr und suchten ein Seegefecht nach allen Regeln durch. Abseits stand eine Gruppe, von welcher die rohe Masse sich ehrfurchtsvoll fernhielt — 's waren nur Weiber und Kinder; sie redeten nicht, sie aßen und tranken nichts — sie spähetem über die See, zuweilen riß ein Weib ihr Kind an sich und küßte es, und zuweilen wenn sich zwei ansahen — beider Blicke waren abgehärtet und ihre Augen lagen tief —, so fielen sie sich in die Arme und weinten sich aus; es begann wohl ein Weib zu beten und alle anderen stimmten ein — sie lagen auf den Knien und schriegen zu Gott — denn es handelte sich um die Errettung ihrer Männer aus unsagbaren Qualen. — Wenn der Abend kam und der Wächter am Blochhaus die Leuchte, zu welcher sechzig Stufen hinaufführten, anzündete, dann wankte eine nach der anderen zu Hause — kein Schlaf kam in die müden Augen, sie saßen daheim an den Betten der Kinder und wachten und warteten — und am Morgen gaben sie sich auf den alten Platz.

Ratsboten kamen und gingen, Ratmänner standen unter dem Volke und lauschten auf dessen Rede und gaben willig dem Geringsten Antwort, die Bürgermeister stiegen selbst hinauf auf die Warte oder ließen sich mit den Fischern, welche vom Fischzug aus der See kamen, in ein Gespräch ein.

„Ein Segel!“

Der Ruf durchzuckte die ganze Masse, die Müden sprangen auf, die Hungrigen warfen die Speise zur Seite, die Durstigen verschütteten ihren Trank, und mit einem Schlage ward es ganz still. Es war, als ob Gottes Atem über sie hinwehe.

„Zwei Segel!“

„Drei, vier — sechs Segel!“

Wie ein Erzittern lief es durch die Haufen, zuweilen kam ein dumpfes Brausen aus ihnen, dann war es wieder still, jetzt eilten auch schon Leute aus der Stadt herbei, die Menge wuchs.

Wer war es, der dort von der See kam? War es der Feind, der den Sieg errungen hatte und zum Angriff schritt? Unwillkürlich zogen sich die verantwortlichen Führer der Gewerke und der Geschlechter näher zusammen, einige Gewissenhafte machten sich davon auf ihre Posten und bezwangene die Reugierde.

Die Frauen standen alle bezungungslos, und nur zuweilen stieg ein flehender Blick zu der Warte empor und ging weiter und suchte darüber hinaus den Himmel.

Abermals begann sich die Spannung der Gemüter Luft zu machen durch dumpfanschwellende Unruhe. Ruhig, oh ruhig! Sie müßten bald so weit heran sein, daß man die Flaggen unterscheiden kann. — Totenstille lagerte sich noch einmal ringsum. Der Wächter muß erst reden, der Wächter hat scharfe Augen wie ein Falke, der allein kann zuerst Sicheres sehen.

Plötzlich fuhren alle zusammen, da oben ruft jemand, ungefüge kommt aus der rauhen Kehle des sonst so wortfargen Wächters plötzlich ein lauter Schrei, dann das Wort: „Herunter die blaue Flagge, überall der Strahl oben auf!“

Jetzt steigert sich die Stille der Massen bis zur Erstarrung, aber nur einen Augenblick! Dann bricht donnernder Jubelruf los — allüberall. Da sind die Unterschiede verwischt, der eine schreit: „Herunter die blaue Flagge!“ und der andere antwortet: „Der Strahl überall oben auf!“ Und wenn sie sich sonst nie im Leben beachtet haben, so schütteln sie sich nun die Hände, und andere, die zuvor Feinde gewesen sind, liegen sich in den Armen. — Ueber das Wasser hin schallt der Ruf der Massen, fernher kommt Antwort, man kann schon sehen, wie die Schiffskluedte, die wackeren Kämpfer für das Strafsunder Recht, dicht in den Wanten hängen und die Rappen schwenken und den Willkommensgruß erwidern. — Heran rauschen die sechs Kiele.

Also hielt der Meister Hugo seinen Einzug in den Hafen.

Ein Mark und Wein durchdringender Schrei — ein Kaufmannsweib hatte ihren Mann gesehen, er stand und winkte, verwildert und verfallen war er — und sie kannte ihn doch, sie hob ihr Söhnlein hoch empor — und siehe, es standen ranke, harte Knechte bei ihr, und sie weinten.

Ja, als man den Zug aus Land brachte und sah, wie die Männer, welche einst so kraftvoll und zuversichtlich geschieden waren, nun von anderen gestützt daher wankten und etliche ans schnell herbeigeschafften Wahren getragen werden mußten — die verzehrende Not ihnen ins Antlitz geschrieben — da weinten sie alle, und dann brach ihre Wut aus wie die wilde Wölfe. Hierig nach Rache, warteten sie darauf, daß man die gefangenen Räuber aus Land bringen sollte, sie wollten sie erwürgen, lebendig zerreißen.

Aber Hugo Degenhard kannte seine Leute, er hatte gleich anfangs Nachricht vorweg geschickt, jetzt kamen die Stadtknechte mit Wagen heran, da hinauf trug man die Tonnen und schichtete sie auf, daß nur die Köpfe frei blieben; der Rest der Gefangenen ging hinter den Wagen her in Fesseln, unter sicherem Schutze, aber umheult von den wütenden Massen. Dann erst kam der Sieger, den der gesamte Rat achtungsvoll am Strande empfing. Ohne Bewegung glitt sein Blick über die vielen leuchtenden Augen, sein Ohr wurde nur von dem Rujanchzen berührt, nicht sein Herz, er hielt es fest geschlossen, sein Herz sollte schlafen.

Am liebsten wäre er für sich allein gegangen, einsam zu sein für alle Zukunft hatte er sich ja als sein Loos erkoren, denn jede Verbindung mit ihm mußte Verderben bringen. Aber bei der Menge galt heute nicht sein Wint, nicht sein Befehl, die verstand ja nicht in den Augen zu lesen, sie wollte den Sieger feiern.

Mit unwirksamen Stößen bahnte er sich seinen Weg, und dennoch mußte er wieder still stehen, denn da lag vor ihm ein Weib auf den Knieen, er konnte nicht über sie hinwegschreiten, sie ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Küssen — sie zog zwei Kinder von jeder Seite heran: „Dankt ihm, oh dankt ihm, daß er euch euren Vater wiedergegeben hat.“ Der Knabe sagte: „Ich dank dir, Hauptmann, wenn ich groß bin, will ich für dich sechten.“ Und das Mädchen hielt ihm plötzlich seine Puppe, welche es bisher sorgsam an die Brust gepreßt hatte, hin, er mochte es wollen oder nicht, er fühlte das Spielzeug plötzlich in seiner Hand. „Da, Mann, ich will dir meine Puppe schenken!“ Was wollten doch die großen Kinderaugen, die ihn anschauten? Er wußte nicht, was er that — er küßte die Puppe und legte sie fein zurück in des Mädchleins Arm. „Ich will für dich beten Tag und Nacht, so lange ich lebe,“ sagte das Weib — und hinter ihr standen und knieten die übrigen und alle sagten. —

In ihm zuckt es wieder, als könnte doch noch einmal lebendig werden, was seiner Meinung nach längst erstorben ist — nein, nein, das Herz soll nicht so schlagen — er hat's ja in erbarmungslose Gewalt gegeben. — Er hat gelernt es zu bezwingen — — — — O Hugo Degenhard, wenn es nun aber doch einmal aufwachen muß?

Run kommen hohe, feierliche Klänge von ferne herüber, an der Marienkirche heben die Glocken an zu klingen, und von den anderen Thürmen her antworten sie. — Die Töne haben eine wunderbare Gewalt über alle — einer fügt sich zum andern — die Geretteten voran, getragen oder geführt — die Sieger hinterdrein und dann der Rat und alles Volk, wie es da ist, es geht ein feierlicher Zug unter dem vollen Geläute zur Thür des Gotteshauses, und unter Orgelklang hält er seinen Einzug — die Geretteten werden vor den Hochaltar getragen.

Hugo muß dabeistehen — er hat es vergebens gewünscht, entweichen zu können — nie, nie mehr will der ja ein Gotteshaus sehen, welcher Gott entsagt hat. Was der Priester, selbst gewaltig ergriffen von der Feier des Augenblicks, dort spricht, das ist es, was alle empfinden, sonst so trogige Herzen werden demüthig und widerstrebende Kniee beugen sich. Wenn Gott den Menschen sucht, dann weiß er ihn zu finden. Und du, Hugo Degenhard, du willst ihm entrinne? —

Ein Nachhall der großen Bewegungen des Tages war es, daß der, welcher trotz der Liebe zweier Töchter und eines Enkels sich zur Vereinsamung verurtheilen wollte, am Abend in seinem kleinen Gemach seine Gedanken von dem, was an Glück in der Vergangenheit für ihn versunken war, nicht abwenden konnte. Alles andere, Ehre und Macht, Sieg und Beute hätte er daran gegeben, wenn er neben sich die Eine hätte haben können, die sein Alles in der Welt gewesen war, seit deren Scheiden die Sonne, welche dem Menschen auf seinem Pfade leuchtet, für ihn keinen Schein mehr hatte. Wie ein Irrender war er seither gegangen. Und heute saß er nun und sann und immer wieder kamen seine Gedanken auf die eine Frage hinaus: „Hab ich's recht gemacht, Herburg?“ Er nannte sie nicht, aber er sah sie, und sie sah traurig drein und schüttelte das Haupt mit Thränen in den Augen. —

Hinweg, hinweg! Ich weiß wohl, was du willst! Das Eine thue ich nicht, deinem letzten Wunsche folg ich nicht, noch will ich mein Werk verfolgen bis zum äußersten Ziel, welches ich mir gesetzt habe, mag dann kommen, was will.

Am nächsten Tage holten ihn die Ratshdiener in voller Amtsstracht, den Stab, welcher ihre Würde kennzeichnete, in der Hand, um ihn auf das Rathaus zu geleiten. Der Bürgermeister Nikolaus Segefried begrüßte ihn, und alle erhoben sich, ihn zu ehren. Darnach ward ihm kund gethan, daß der Rat beschloffen habe, daß die schwer verwundeten Gefangenen zunächst auf dem Pferde stall bleiben, die übrigen aber am nächsten Tage alle durch das Schwert hingerichtet werden sollten, zum abschreckenden Beispiel für die, welche noch in Zukunft erwogen würden, gegen die Hansen räuberisch zur See zu streiten.

Hugo unterbrach ihn: „Ich möchte wohl eine Fürbitte einlegen für einen unter ihnen, den Hauptmann Wolke, ihr Herren. Er war allzeit ein wackerer Held und ein aufrichtiger Feind; daß er in den Treubruch verstrickt wurde, kann nur durch Lüge des eigentlichen Führers gekommen sein.“ — „Der Rat hat es erwogen, Hauptmann Hugo, aber er kann keine Gnade walten lassen über irgend einen, welcher in Verbindung mit den Räubern ausgezogen ist.“ — „Er war in ehrlicher Fehde gegen die Hanse,“ sagte Hugo, „denn er hat nicht veräußert, seine Fehdebrieife zu senden.“ — „Er war ein Räuber, welcher von Beute allein lebte, und alle Fehde war nur Vorwand; gerade die Häupter jener Genossenschaften muß die Hanse treffen, sonst wird niemals Friede zur See. Der Urtheilspruch ist überdies gefällt, und die Hauptleute sterben mit allen, welche sich ihnen zugeschworen haben für die Ausfahrt, auf dem Schaffot. Doch etwas anderes war es, was wir dir sagen wollten. Dein Sieg hat den angesehensten Geschlechtern in der Stadt liebe Verwandte gerettet. Sie wollen's dir und den Deinen lohnen und das Lösegeld, welches der Räuber für sie forderte, dir zustellen; ich darf es dir hier geben, nimm es hin.“

Hugo stand zaudernd, er erröthete und sagte eudlich: „Ich kann es nicht nehmen, wenn ich auch zur Zeit noch nicht weiß, wie ich die Meinen versorgen soll. Sagt den Herren, daß sie der Stadt zu danken haben, und nicht mir.“ — „Ich will es berichten, aber es wird die Häuser schmerzen, daß du nicht annehmen willst, was sie in Dankbarkeit dir anbieten.“ — Der Rat der Stadt weiß, daß der Sieg bedeutende Folgen für die Freiheit des Handels zur See haben wird. Wenn von den anderen Städten noch ein schneller Schlag geführt wird, so werden die Vitalienbrüder die Ostsee räumen und der ersehnte Friede kommt zurück. Der Rat von Stralsund aber will dir seinen Dank beweisen und bietet dir außer dem Anteil an der Beute der drei Schiffe an, zu fordern, was du willst. Steht es in unserer Macht, so soll es erfüllt werden.“ — „Vier Schiffe sind es, ihr Herren,“ sagte Hugo, „die ich für Strafsund gewonnen habe.“ — „Mit nichten,“ lautete die Antwort. „Der Wisent ist dein Schiff mit allem, was drinnen ist, weil er dir durch die Räuber genommen ist, und der Rat verzichtet auf seinen Anteil am Bergelohn.“

„Ich dank Euch!“ sagte Hugo. „Dann bitte ich nur noch um ferneren Schutz für die Meinen, wenn ich nicht daheim bin. Mein Leben gehört der See, und diese ist trügerisch.“ — „Alle, denen du in der Stadt Wohlthaten erwiesen hast, der Rat voran, werden sich weiteifernd um sie bemühen, übrigens sind sie nicht arm, denn die Schiffe bergen hohen Wert. Anscheinend trauten die Räuber ihren eigenen Genossen nicht in ihrer Abwesenheit, darum nahmen sie ihre besten Schätze bei der Ausfahrt mit sich. — Das alles, was auf deinen Anteil kommt, ist redlich von dir mit Daransetzung von Leib und Leben verdient. Wir aber würden uns freuen, wenn du uns eine besondere Gelegenheit geben wolltest, unsere Dienstfertigkeit zu zeigen und unseren Dank — nicht abzutragen, sondern zu beweisen.“

Hugo schwieg und kämpfte mit sich, und dann rief er plötzlich heftig: „Nun gut, Ihr Herren, so erbitte ich eine Wohlthat, wie sie mir größer nicht erwiesen werden kann: Unter den Gefangenen ist ein Mann, der mein Todfeind ist. Ich habe ihn bei meiner Ausfahrt gesucht, eigentlich nur ihn allein. Vor meinem Schwerte ist er feige entwichen, fast der einzig Unverwundete im Kampf geblieben. Gebt ihn mir, ich muß und will sein Blut nehmen mit meiner Hand. Er mag ein Schwert fassen oder eine Waffe, welche er will, und ich will mit ihm kämpfen auf Leben und Tod.“

Betroffen sahen die Männer sich an, und alle schüttelten das Haupt, als der Bürgermeister sich in der Runde umsah. Zögernd sagte dieser eudlich: „Was du begehrt, geht wider das Recht, Hauptmann Hugo. Sein Urtheil ist gesprochen, jetzt steht er nur noch unter dem Recht des Henters.“

„Mein Recht ist älter,“ sagte Hugo, „und ich muß den Vorrang haben. Entkommt er mir, so nehmt ihn für Euch, an beiden hat er sich vergangen. Fällt er, so seht es an, als ob ich Euer Hentler gewesen wäre.“

„Wir wollen ihm freie Wahl lassen,“ entschied der Bürgermeister. „Will er sich freiwillig dir stellen, bevor der Henker an ihn kommt, so mag es sein, zwingen können wir ihn nicht. — Es ist kein schönes Ding, was du begehrt hast, Hauptmann Hugo, die Stadt will dir Besseres gönnen. — Hast du nichts zu sagen von fernerm Dienst, nichts von besonderen Vergünstigungen, nichts von Vermittlung des Friedens mit deiner Vaterstadt? Du würdest uns Liebe thun, wenn du es uns sagen würdest.“

„Ich danke Euch, Ihr Herren,“ sagte Hugo, „weiter begehre ich nichts. Ist geschehen, was ich will, so fahre ich auf meinem Schiffe, wohin der Wind mich treibt.“

„Und du gedenkst nicht im Dienste der Stadt weiter am Friedenswerke zu wirken?“

„Nein, ich bin denn fertig, und mein Lebenswerk ist gethan.“

„Heute Nachmittag magst du dir Nachricht aus meinem Hause holen, Hauptmann Hugo, die Stadt entläßt dich ungern aus ihrem Dienst.kehrst du einst zurück, so thue es als Freund, und als solcher sei stets willkommen.“

Hugo ging, und am Nachmittage holte er sich seinen Bescheid bei dem Bürgermeister, daß sein Gegner sich ihm nicht zu stellen gedächte. Mit ungezügelter Heftigkeit brach Hugo plötzlich heraus: „Ich will sein Blut, ich muß es sehen, meine Hand soll es vergießen, und wenn ich in sein Gefängnis dringen soll, Nikolaus Segefried.“ — Bekümmert sah ihn der Bürgermeister an und sagte: „Ich sehe, daß du noch immer deinem Eigensinn folgst, Hugo, wie einst in Rostock auf dem Hansetage, so auch hier. Du redest noch immer von deinem Recht. Du kauft — und ich fragte nicht woher; du gehst — und ich forsche nicht wohin. Hast du denn gar keine Pflichten mehr? Fragst nicht mehr nach den Deinen und fragst nicht mehr nach deinem Gott?“ — „Ich frag nicht mehr nach den Meinen und frag nicht mehr nach dem Andern dort oben,“ sagte Hugo. „Eins nur weiß ich, daß ich mir etwas zugeschworen habe, was ich halten muß.“

— „Du raufest, Hugo. Höre doch den Freund! Wenn nicht nach Gott, nach wem denn?“ — Hugo schwieg lange. Endlich sagte er mit dumpfer Stimme: „Er nahm mir den Sohn von der Seite durch seinen schlimmen Rat, er verriet mein Weib, er raubte meine Tochter, er stieß zum Schluß mich und die mühsam Gefuchten und endlich Gefundenen auf die See,“ — und plötzlich schrie er: „Er verhöhnete mich noch in der letzten Stunde, und sein Lachen über seinen Sieg gelte mir in den Ohren Tag und Nacht auf der See. Die eine Tochter krank, die andere am Verhungern, — erbarmungslos Wind und Wellen. — Du nennst dich meinen Freund — sag an, was würdest du thun gegen diesen Feind? Ich hab's gelobt, ich will es halten, ich will sein Blut, ich will sein Henker sein, ich trete auf das Schaffot, ich nehme das Beil und töte ihn, dann will ich ruhig sein, und alle können mit mir machen, was sie wollen.“

„Unseliger Mann,“ entgegnete der Bürgermeister Nikolaus entsetzt. „Du hast Furchtbares getragen, ja, aber was du im Sinne hast, ist noch furchtbarer. Ein Henker stößt sich selbst aus menschlicher Gemeinschaft aus, und du wärest verloren für die Welt.“

„Rebe mir nicht ab, Freund,“ sagte Hugo nachdrücklich. „Meine Gedanken verwirren sich, und wenn nicht geschieht, was ich will, dann ist es mir, als müßte ich im nächsten Augenblick wie ein Töbuchtiger durch die Straßen laufen und die Thüre des Gefängnisses sprengen. Hernach sprich, was du willst.“

„Da redest nichts Menschliches aus dir, das ist der Satan!“

„Ja, das ist er ganz gewiß. Er kriegt seinen Willen, du kannst dagegen sagen, was dir beliebt.“

Vollständig ratlos sah der Bürgermeister um sich, die Augen des Hauptmanns blickten so unstät und scheu umher, als ob im nächsten Augenblick der Irrsinn bei ihm ausbrechen wollte. „Sobald du angefangen mit dem blutigen Werk auf dem Schaffot, so mußt du auch fortfahren bis auf den letzten Mann.“

„Ich will's thun!“ sagte Hugo.

„Es soll so sein, wie du sagst!“ versetzte Nikolaus. „Dann versprich mir wenigstens, eine Maske vorzunehmen, daß kein Mensch dich erkennt, es geht nicht gegen das Recht.“

„Ich will es thun,“ sagte Hugo.

„So will ich mit dem Henker reden, und du magst sein trauriges Amt mit ihm tauschen. Von dem Augenblick an, daß du den ersten Streich thust, sind wir geschiedene Leute. Straßfund kann die Heimat der Deinen sein, wie wir versprochen haben, du aber mußt die Stadt meiden und schnell davonziehen.“

„Ich will es thun,“ sagte Hugo.

Es war ein schriller Ton, der am nächsten Morgen vom St. Marienturm anhub, gleichförmig schallte er über die Stadt dahin, schallte hinüber zu den Thoren des Gefängnisses, daß sie aufsprangen, an das Ohr der Schar, die nach so viel Irrfahrten ihren letzten Gang in dieser Welt thun sollte, und er drang den einen bis auf Mark und Bein, und an dem Vachen der anderen glitt er ab; er schallte zu dem unseligen Mann, welcher des Henkers Mantel und Schwert nahm und sein Angesicht hinter der schwarzen Maske verbarg und mit des Henkers Knechten, die nicht verwundert genug drein sehen konnten und sich vergeblich fragten, wer der Fremde sei, an seinen Platz, zu seinem schaurigen Werk ging. — Er schallte zu der Bürger Häuser und drang durch die Fenster und rief die Bewohner heran, daß doch die, welche die Greuel der Hinrichtung zu sehen vermieden, den armen Sündern nachschauen und für sie ein Gebet oder deren etliche sprechen sollten.

Auch Oda und Breta traten unwillkürlich ans Fenster mit ihren Gastfreunden. Voran gingen die schwarzen Mönche, in ihrer Mitte, gestützt von zwei Brüdern, der gefürchtete Magister, es schien, als ob er den Ausbruch schwerer Krankheit nur mit Aufbietung ähnerster Willenskraft zurückhielt. Schanrig tönte der Gesang der dunklen Gestalten. Es folgten die Verurtheilten, alle gebunden, mit Ketten, welche bei jedem Schritt an allen stürzten und rasselten, zwischen den Reihen gingen Geistliche der Stadt, welche dumpe Gebete murmelten oder den Männern zur Bekehrung redeten. Etliche der letzteren lachten dazu, etliche wandten sich von ihnen und grüßten die Mönche an den Fenstern, etliche horchten und versuchten noch zu sprechen, was sie seit vielen Jahren verlernt hatten. An beiden Seiten schritten Bürger und Knechte, finster und schweigsam umgaben sie den ganzen Haufen und hielten ihre Waffen zur Hand und sich bereit, jeden Fluchtversuch sofort zu unterdrücken.

Plötzlich fuhr Oda zusammen, sie wollte sich an Breta wenden, da sah sie, daß auch diese sich vorgebeugt hatte, als müßte sie etwas, was ihr im Zuge aufgefallen war, noch genauer erfassen. Hastig trat die Frau vom Fenster zurück, faßte Oda beim Arm und zog sie mit sich fort in ihr Stübchen. „Wach schnell!“ sagte sie, indem sie sich in ihren Mantel hüllte. „Wir müssen dem Zuge nach — nimm deinen Schleier, verhülle dein Gesicht, niemand darf uns kennen, nur eilen!“ Zitternd that Oda alles, was ihr gesagt wurde. „So hast du ihn auch gesehen?“ flüsterte sie. „Es kann doch nicht sein, unsere Augen müssen sich geirrt haben.“ — „Komm, komm!“ drängte Breta, „der Augenblick ist jetzt Menschenleben wert. Sehen will ich, ob ich mich geirrt habe, selbst mit meinen Augen sehen. — Hier, Knabe, du kannst nicht allein bleiben, hurtig, nimm deine Kappe über — ich trag dich, denn wir müssen laufen. — Rein, gewiß, ich habe mich geirrt — Oda, wir haben falsch gesehen — aber wir müssen's doch aus eigenem Anschauen wissen, daß wir's thaten.“ —

Der Zug langte vor der Richtstätte an und mußte zunächst die gewaltigen, erregten Volksmassen durchbrechen und darnach den Platz freimachen. Wilde Verwünschungen aus dem Haufen wurden nur durch ein verächtliches Lächeln der Vitalienbrüder erwidert, alle Augenblicke versuchten besonders Erregte das Geleite zu durchbrechen, um mit den Fäusten noch in der letzten Stunde ihrem Haffe gegen die Geseßelten Ausdruck zu geben, aber die kräftigen Stöße der Wächter hielten sie zurück.

Die üblichen Formen und Formeln wuden von dem Richter und seinen Beisitzenden erledigt, man übergab die Verurtheilten aus der Stadt Recht in das Recht des Henkers. Halb gedrängt, halb drängend schritt der Haufe vorwärts auf die Stelle zu, wo auf

einem erhöhten Unterbau der vermummte Henker am Bloß stand, auf das Richtschwert gestützt. Die gefangenen Hauptleute gingen voran, offenbar bemüht, den Gleichmut zu bewahren; Rambold nahte den beiden verhängnisvollen Stufen zuerst.

Als er herantam, erbebte der Henker — und dann, während die Rechte das Schwert fest umklammerte, hob sich die Linke langsam und nahm die Maske vom Gesicht.

Entsetzt fuhr Rambold zurück, als er in das steinerne Antlitz seines Gegners schaute. Ein einstimmiger Ruf der Ueberraschung aus tausend Kehlen folgte, und es tobte wie ein Sturm durch die Massen. Die Besseren wandten sich ab und verbargen ihr Antlitz vor der Verirrung eines edlen Mannes. Aber aus dem Haufen schrie plötzlich eine Stimme: „Ueber sie, Meister Hugo!“ Und nun brach Jauchzen und Schreien und Hohngelächter von allen Seiten los. Der Sieger schien seinen Triumph bis auf den Grund auszunutzen zu wollen, und das war nach dem Sinne der Verrathen, der Edle that einen tiefen Fall und sie nahmen ihn bereitwillig als den ihren an.

Noch hatte aber die Ueberraschung nicht ausgetobt, als plötzlich ein furchtbar gellendes Gelächter ausbrach, das klang, als läme es aus der Hölle. Rambold stieß es aus, als er auf die erste Stufe trat, er schaute rückwärts in die Reihen, welche ihm gefolgt waren, seine Augen leuchteten, wie im gräßlichen Triumph, unwillkürlich folgte Hugo seinen Blicken und suchte unter den Gefesselten. Da war es, als ob das Gerüst bebte, das Schwert fiel klirrend zu Boden, der Mantel flog zur Seite. „Werner!“ Er schrie es, wie wenn ihn plötzlich ein Todesstreich getroffen. Und abermals schrie er noch lauter: „Henning, mein Sohn!“ Mit einem Sprung war er herunter vom Gerüst und beide Gerufenen lagen plötzlich in seinen Armen. —

Zu zwei Frauen aber war der Ruf gedrungen, welche im Hintergrunde vergebens die dichtgedrückten Massen hatten zu durchbringen versucht. „Hinweg!“ rief die eine plötzlich. „Dort ist mein Mann.“ Mantel und Schleier waren ihr entsunken, im Gedränge weggerissen. Ihre Augen flammten. Wer sie sah, der glitt beiseite — die Erscheinung war wie etwas, was nicht von dieser Erde war. Auf einem Arm trug sie ein Knäblein, mit dem anderen stützte sie ein todblaßes Mädchen, dessen Lippen nur wie im leisen Flehen sich bewegten — sie trug beide, als wär's keine Last. — „Hinweg — dort ist mein Mann!“ Eine breite Gasse that sich plötzlich vor ihnen auf. Hugo hörte ihre Stimme und sah sich nicht um, er wußte, wer dort kam, trat zurück und verhüllte sein Antlitz. Also fanden sich wieder, die sich so lange, lange in Schmerzen gesucht hatten. — Der Mann sein Weib und sein Kind, und die Braut den Verlobten.

— — —  
Todesstille war ringsum, die Menge beugte sich vor der Nähe Gottes. — — —

Nach einer Weile aber hörte man die Stimme der Fran wieder. „Was ist das, Henning — geliebter Mann? — Was sollen diese Ketten an den Händen? — Wer wagt es, meinen Mann zu binden?“ — Sie sprach es erregter, denn sie ahnte wohl das Verhängnis, aber sie wehrte sich dagegen, sie verzweifelte nicht. Mutig sah sie umher, als suchte sie den Gegner, trat festen Schrittes hervor und riß einem der Geleitknechte sein Schwert von der Seite, der rührte sich nicht. Und sie nahm dem zweiten seine Hellebarde aus der Hand. Das Schwert gab sie ihrem Manne in die gefesselte Rechte und die Hellebarde faßte sie selbst mit festem Griff. „Heran, Oda, Werner, es gilt mehr als das Leben!“ Trotzig sagte der kleine Henning: „Sieh mir auch ein Schwert, Mutter!“ — Aber Breta sah sich weiter um und rief: „Wo ist nun der Vater? Wo ist Hugo Degenhard?“

Da lag er, der gewaltige Mann hinter ihr, auf ein Knie gestützt, und hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen. „Wehe, wehe!“ höhnte er. „Entsetzlich ist Gott, wenn er straft!“

Eine Hand legte sich teilnehmend auf seine Schultern, er fuhr erschrocken herum, der Bürgermeister Nikolaus Segefried stand vor ihm. „Rette sie,“ schrie Hugo Degen-

hard, er umklammerte seine Kniee. „Rette sie!“ — Angstvoll sah er in die Augen und las darin. — Gen Himmel hob er seine Hände: „Erbarme dich, du großer Gott des Himmels — nicht meiner, ich hab's nicht verdient — nur meiner Kinder. Vernichte mich — nur erbarme dich meiner unschuldigen Kinder!“ —

Man hörte diesen Rostschrei über den ganzen Platz und es begann in den letzten Reihen unruhig zu werden, es wallte das Herz in harter Brust; die Weiber schluchzten, und den Männern traten die Thränen in die Augen.

Der Bürgermeister aber schüttelte traurig den Kopf und sagte: „Zu spät, zu spät. Das Urtheil ist gesprochen, der Stab ist gebrochen.“

„Hör mich an,“ flehte Hugo mit fliegender Hast, „so wahr du auf Gottes Gnade hoffst. Du hast mir selbst gesagt, daß ich den Rat zu Dienst haben soll, wo ich seiner bedarf. Hier flehe ich um Gnade — der Rat kann Gnade ergehen lassen für jeden Verbrecher — diese hier haben nichts Unrechtes gethan, sie gehören nicht in die Schar der Vitalienbrüder — sie werden sagen können, wie sie auf jene Schiffe gekommen sind, da muß ein unselbiges Mißverständnis vorliegen — sprich mit ihnen, sie können nicht der Stadt Feinde sein; dies ist mein Sohn, und jener ist der Sohn des Bürgermeisters Gerwin, meines und deines Freundes in Kostock.“

„Habt ihr euch nicht in den Bund der Räuber geschworen?“ fragte der Bürgermeister. — „Nein, Herr, wir suchten Hugo Degenhard und kamen durch Zufall an Bord des Meerweibes, kaum zwei Tage sind wir bei ihnen gewesen.“ — „Bei eurem Eide?“ — „So wahr Gott lebt und richtet!“ — „Ihr seid aber mit den Waffen in der Hand gefangen worden?“ — „Wir wehrten uns, denn die Strassunder führen mit Kolben und Schwertern auf uns ein, ohne unseren Ruf zu hören. An feindseligen Angriff gegen die Hansen haben wir nie gedacht.“

„Die Stadt hat sich dem Hugo Degenhard zur Willfährigkeit gelobt, und ich mache in ihrem Namen von dem Recht zu Gnade Gebrauch. Ihr sollt Urfehde schwören und könnt gehen, wohin ihr wollt. — Hat Hugo Degenhard viele Stadtkinder befreit, dann soll er nicht zugleich seine eigenen ins Verderben gebracht haben. Laßt sie frei!“ befahl Nikolaus den nächsten Knechten. „Sie haben mit den Räubern nichts gemein. Es liegt ein Irrtum vor, sie sind frei!“ Da erhob sich in der Nähe ein betäubender Jubel, donnernd schallte es von hinten zurück, und wenn er erlösen wollte, dann war immer noch einer, der seinem Herzen nicht genügend Lust machen mußte, er weckte ihn wieder durch seinen jauchzenden Schrei, und die Massen fielen ein.

Aber die Armsünderglocke tönte fort und fort. Daß zwei jugendfrische Männer plötzlich aus dem Tode wieder zum Leben gerufen wurden, veränderte nicht den Klang des harten Erzses, es blieb eine große Schar zurück. Als Hugo Degenhard seinen Blick mit unansprechlichem Ausdruck auf den Beurtheilten ruhen ließ, entdeckte er einen Mann, welcher sich bisher hinter den Rücken der Nächsten zu verbergen gesucht hatte.

„Erpo!“ sagte er und stürzte auf ihn zu und umarmte ihn. Hastig wandte er sich zu dem Bürgermeister. — „Nikolaus — das ist mein treuester Knecht; als alles mich verließ, war er bei mir. Ihm allein verdanken wir unsere Rettung auf dem Boot!“ Bittend sah er ihn an. „Kann er es erweisen, daß er nicht zu den Vitalienbrüdern geschworen hat, so mag auch er mit dir gehen!“ versetzte der Angerufene.

Erpo ließ seine Blicke auf der Gruppe der Geretteten haften, er sah Oda glückstrahlend ihre Arme um Werner schlingen, unwillkürlich begegnete sie seinem Blick, erröthete und ließ langsam Werner los.

„Herr, ich dank Euch,“ sagte Erpo fest. „Ich glaube, ich bin nie in meinem Leben besser an meinem Platz gewesen als jetzt. Seit Wochen schon habe ich mich dem Dienste des Hauptmanns Moltke gelobt auf ein ganzes Jahr, und ich meine, ich hab's den Strassundern gezeigt, daß ich seines Dienstes würdig war.“

„Unglücklicher, du bringst dein Haupt auf den Block — Nikolaus, hör ihn nicht, er weiß nicht, was er sagt.“



„Meister,“ sagte Erpo in der Absicht, durch seine launige Weise seinem Herrn zu zeigen, wie sein Schicksal ihn nicht drücke. „Das mit dem Bloch ist ein Glück für mich, das Hängen hätte ich nicht vertragen, ich bin am Hals so kitzlich.“ —

„Gieb ihn mir wieder,“ bat Degenhard. „Als Knabe kam er zu mir, und in zwölf Jahren ist er nicht von meiner Seite gewesen. Mehr als zu sagen ist, hat er für mich gethan, und noch in Wisby wollte er für mich sterben. Gieb ihn mir wieder!“

„Hugo Degenhard, du hörtest selbst, was er sprach. Sag an, ob's recht ist, einen aus diesem Haufen nach Willkür zu nehmen, während die anderen sterben. Er nimmt dahin, was er erwählt hat. Meine Macht hört hier auf, den ganzen Haufen kann ich nicht begnadigen.“

Betäubt stand Hugo; abermals suchten Erpos Augen die Verlobten, dann aber sprach er: „Laßt es Euch nicht ansechten, Meister. Ihr wißt ja, daß es mir in Eurem Dienst auf einen Gang in den Tod nicht ankam. Dies mag so dazwischen hingehen; ich weiß ja, daß mit dem Euren nun alles gut ist. Und wenn ich den rechten Weg finden kann, so will ich Frau Herburg erzählen, daß die Euren alle glücklich sind.“ —

„Entsetzlich!“ sagte Hugo. „Ich überliefere ihn dem Henker, und er ist mein treuer Knecht! — Gott — Gott — du lebst — ich bekenne es — und du straffst den ohne Erbarmen, welcher dich verleugnete.“ —

Als er verzweifelt sich umsah, da löste sich Oda langsam von Werner los und trat auf den Knecht zu. „Es sollte nicht sein, Erpo,“ sprach sie, nur ihm verständlich. „Gott lenkt der Menschen Wege, und der meine ging von deinem ab. So lang ich lebe, du Treuer, will ich deiner gedenken. Ich habe erraten, was dein Mund einst aussprach. Du zürnst mir nicht?“ — „Rein, Oda, so wahr Gott lebt, ich freue mich!“ — „Ich danke dir, Erpo. Und so sage ich dir Lebewohl.“

Sie neigte sich und küßte ihn.

„Jungfrau, Jungfrau — was thut Ihr?“ stammelte Erpo. „Ich will sterben — vorwärts — nun will ich sterben — in meiner letzten Stunde noch mein größtes Glück!“

„Hoho,“ sagte nahe bei ihnen eine rauhe Stimme. „Das geht ja in des Henkers Recht!“ Damit trat der Scharfrichter, der auf Geheiß des Richters zum Schaffot gerufen war und soeben ankam, aus der Menge hervor: „Wollt ihr's, so trau ich euch unter meinem Schwerte. Denn das ist der alte Brauch in Stralsund: Der lebige Missethäter, welcher eine reine Jungfrau aus unbescholtenem Blut zur Ehe begehrt auf seinem letzten Gange vor allem Volke, der soll frei sein, wenn er die Ehe schließt, und kann sogar ehrlich gesprochen werden, daß er reiner ist, als der Henker selbst. Nur darf er nicht ein Meineidiger, Verräter der Stadt, ein Dieb oder gar ein gemeiner Mörder sein, nicht unter dem Strid, sondern unter dem Schwerte stehen. Seefriedensbruch entehrt nicht, wenn er auch mit dem Schwerte gesühnt werden soll. — Sprichs aus, Mann, und ich hebe mein Schwert und schwing es über euch! Die Jungfrau wird schon wollen, das hab ich gesehen.“

Hugo Degenhard wußte nicht, wie ihm geschah, er blickte verwirrt auf Oda, sie sah den Jammer ihres Vaters, erbebt, und stand da, als erwartete sie ein vernichtendes Urteil. Dem treuen Erpo that sich plötzlich eine neue Welt auf, in deren Schönheit er einen raschen, durstigen Blick hineinsandte. Er schloß die Augen, und als er sie wieder öffnete, sah er an Oda vorüber.

„Ich will nicht!“ sagte er. „Hab mir den Stand des Junggesellen gelobt, seitdem ich einmal nahe dran war, mit des Henkers Tochter Hochzeit zu halten. Frisch auf, ihr Leute, der Blödnar wird müde!“

Der Scharfrichter zuckte die Achseln und ging, und der Zug ordnete sich langsam wieder: „Vergieb mir, Erpo!“ bat Hugo Degenhard. „O vergieb mir, daß ich dir alle Treue so lohnen muß!“ — „Meister“, entgegnete Erpo, wüßtet Ihr, wie es in mir aussieht, dann würdet Ihr sagen, daß ich mein Schicksal loben muß. — Ich bin

nicht traurig, sondern froh. Und wenn jetzt einer käme und wollte mir die Fesseln abnehmen und sagen: Geh! dann wollt ich ihn sofort niedererschlagen, daß doch der Henker zu seinem Recht käme.“ —

Hugo flüsterte etwas, was Erpo vor der beginnenden Unruhe nicht verstehen konnte. Aber er sagte schnell: „Meister, da vorne mag wohl jemand sein, zu dem ein freundliches Wort zu reden besser angebracht ist, als bei mir!“ Sein Meister verstand ihn und eilte vorwärts. Rambold machte sich zum zweitenmale bereit, um gegenüber der schaulustigen Masse mit guter Haltung das Schaffot zu ersteigen, da rief hinter ihm jemand seinen Namen. Als er sich umwandte, stand Hugo hinter ihm: „Vergieb mir, Rambold!“ — Festig wandte der Räuber sich ab, aber er kam nicht vorwärts, hinter ihm kniete Hugo Degehard, umfakte ihn und flehte mit beweglicher Stimme: „Vergieb mir, oh Rambold, sag, daß du mir verzeihst!“ — „Nein!“ schrie der Unselige, „verdammst seist du mit deinem ganzen Hause.“ Hugo wollte ihn nicht loslassen, da stieß er ihn mit dem Fuß, daß der Knieende zurücktaumelte und von dem nächststehenden Hauptmann Moltke gestützt werden mußte. „Bruder Hugo,“ sagte dieser. „Kein Wort mehr zu ihm! Er konnte nicht anders, als lügen und trügen. Mich belog er auch, als er erzählte, daß die Stralsunder mit sechs Schiffen kämen zur Auswechslung, mein Lebttag hätte ich sonst mich nicht beim Vertragsbruch finden lassen. — Kein ehrlicher Mann, nicht Freund noch Feind, wird dich schelten. — Wenn du es machen kannst, laß ein paar Seckelmessen für mich lesen und“ — setzte er leise hinzu — „sag meinen Vettern in Mecklenburg, was hier geschehen. — Doch nun geh, ich muß mich hauneln, denn von dem da kann kein ehrlicher Vitalienbruder lernen, wie man sterben muß!“

Er hatte recht, der biedere Ritter, denn als der eine Knecht dem Räuber die Fesseln abgenommen hatte und der Henker ihm winkte, nieder zu knien, sprang Rambold plötzlich vom Block zurück und schrie: „Ich will nicht sterben! — Laßt mich — er soll nicht glücklich werden. — Er soll die Seinen nicht alle um sich sehen — Frau Herburg — ha — ha, ha, ha — nein, ich will nicht sterben, ich will nicht — O Satan, steh mir bei, laß mich los! — Ich will nicht. — — —“

Er kämpfte mit rasender Verzweiflung gegen die starken Männer, aber sie bemeisterten ihn schnell, und seinen Schrei nach dem Leben schnitt der Schlag mit dem Schwerte ab.

Seine Seele aber ging an ihren Ort.

Kein Mensch hatte es in dem Tumult beachtet, was in der Schar der Mönche vorgegangen war.

Als Hugo vor Rambold kniete, da war plötzlich einer herausgetreten, mit erhobenen stehenden Armen, als wollte er auf ihn zustürzen, aber er war zusammengebrochen und auf den Boden gefallen, wie ein Mensch in tiefster Buße und Reue. Die Brüder hoben ihn auf. Er mußte hören, wie Rambold schrie, er wollte noch lauter schreien, aber konnte nur flüstern:

„Laßt mich hin — ich will auch sterben — ich bin ein zehnfacher Mörder — — —  
O weh mir, weh mir! Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“  
Das Armsünderglöcklein tönte mit schrillum Klang gleichförmig fort bis auf den Rachmittag, den einen läutete es zum Tode, den anderen zum Leben.

Aber der Mönch, der in seiner Zelle einsam auf hartem Lager lag, empfand jeden Schlag, als träfe er sein Herz und sagte ihm, daß er in Zukunft lebendig im Tode sein sollte. —

## XII.

Die wieder vereinigte Familie bezog eine besondere Wohnung in der Stadt und richtete sich auf längeren Aufenthalt ein, denn mit aller Macht brach plötzlich der Winter herein.

Er kam mit der Fülle seiner Schreden. Das graue Gewebe am Himmel zerfetzte der Sturm, weithin in lange schmale Streifen wurde es anfangs ausgezogen und dann durchbrochen und zerrissen. Wenn eine schwere Wolke der ungestümsten Wucht eine Zeitlang Widerstand zu leisten schien, dann presste ein mächtiger Anprall sie zusammen, daß sie schwarz wie die Nacht den Himmel verfinsterte, darauf entlud sie Massen scharfer Eisnadeln, die strichen scharrend an den Häusern entlang, knatterten und prasselten an den Thüren und sammelten sich in allen Winkeln und Ecken, als wollten sie sich dort einnisten. Dazu rüttelte der Sturm an den Laden, daß sie krachten, die Thüren wurden aufgerissen und flogen dröhnend wieder zu. Warf er mit seiner Wucht sich sogar gegen die Mauern des Hauses, daß sie bis in ihre Grundfeste erzitterten, dann trat jeder Anprall den Mann, welcher dem schlimmsten Wettergraus sein Lebtag unerschütterter Widerstand geleistet hatte, so daß er erbebt, sein Antlitz wurde bleich wie der Schnee, er murmelte etwas, das niemand von den Seinen verstand, in ihm selbst sprach es mit lauter Stimme: „Er kommt, um sein Recht geltend zu machen!“ —

Sprang Hugo Degenhard dann auf, um den unheimlichen Lauten, welche durch Flur und Stuben und Kammern, vom Dach bis in den Keller, überall das Haus füllten, zu entrinnen, dann ging er, wie von unsichtbarer Macht getrieben, zu dem Hasen, an den Strand. Die Schiffe lagen fest vertaut, aber sie rissen an den wuchtigen Balken und Bollwerken, die sahen Masten schienen ihm zu winken, wie ein aus den Wellen heraufstehender Finger: Weg! fort von hier! in die Ferne! Schaurig schwarz kämpfte das Wasser, wie bis auf den Grund gepreißt, gegen seinen Peiniger, der mit schwarzen Fittichen darüber herfuhr und unter Brüllen und Tosen es wach erhielt. Der Mann, den es bei diesem Unwetter bis ins Mark hinein fror, stand regungslos und blickte in das wüste Toben. Eine Woge stürmte hinter der anderen her im rastlosen Zagen, sie alle hatten Haß, an ihn zu kommen; noch mußten sie zu seinen Füßen zerschellen. Wenn aber auf der fernern Höhe eine Welle besonders dunkel und drohend sich aufwürfte, unerschütterter alles bestiegend heranstürmte, dann schien es dem Hugo Degenhard, als müßte dort hinten her sein Verhängnis kommen und ihn treffen, er atmete erst wieder auf, wenn der Gipfel, der eben noch so dräuend und schäumend unwiderstehlich herangestürzt war, einen Augenblick wie erstarrt stand und dann in schäumenden Gischt zerrann. —

Nach Wochen erst hörte das Ungeßüm von Wind und Wellen auf, aber als es in den Gassen wieder still wurde, rieselten leise, leise weiße Flocken vom Himmel, sie legten sich auf das Gewand des Wanderers, sie deckten die Dächer an den Gassen. Der kleine Henning jauchzte über das Spiel der Himmelsgäfte, die zum bevorstehenden Feste die Erde schmücken wollten. Hugo Degenhard konnte stundenlang sitzen und in das gleichförmige Treiben schauen. Wenn ihm jemand der Seinen nahte und ihn durch Bureden zerstreuen wollte, dann ergriff er die ihm gebotene warme Hand, auf Fragen hatte er kaum eine Antwort, seine Lippen flüsterten vielleicht: „Es war mein Knecht, mein treuer Knecht!“

Henning zumal, sein verlorener und wiedergesundener Sohn, durfte viel bei ihm weilen. Er freute sich an dessen blühendem Aussehen, nichts war mehr von jener elenden Mönchsgestalt zu entdecken, die einst bei den Heiligenhöhlen dem Vater so feindselig entgegengetreten war. Die Augen blühten in früherer Feiterkeit, die Gestalt wurde hoch und schlank aufgerichtet getragen, der Schritt war leicht, und sein Drang, zu schaffen und zu arbeiten, trieb ihn hinaus zu den Stätten, wo die jungen Männer sich in der Führung der Waffen übten.

Hugo Degenhard bat dann wohl den Sohn, der zu vollem Lebensglück wiedererwacht war, ihm wieder zu erzählen, was er schon manches Mal vernommen. „Ich konnt's nicht vergessen, Vater, was die Mutter mir prophezeit, was du mir gesagt und was Erpo zu mir gesprochen und Bruder Radeward, und eigentlich alle Welt, bloß mein Inneres nicht und mein Führer nicht. Ich stand plötzlich, bevor ich es wußte,

unter dem Zauber des Buches. Du warst, ich hatte es ja erlebt, in dem Augenblick, daß du es angefaßt hattest, ein anderer geworden, und der Magister gab es mir hier in Straßwand mit zitternder Hand. Er hieß mich lesen und deutete nach seiner Weise, und wenn er sprach, dann kam das alte Streben über mich, daß ich gerne für alle, die mir lieb gewesen, den Himmel verdienen wollte, und wenn er schwieg, dann fing heimlich im Herzen eine andere Stimme an, die raunte mir zu: „Es ist dein Vorfaß Thorheit und Wahn eines eiteln Menschen.“ Heimlich in der Nacht las ich allein in dem Buch, dann stieg aus ihm ein ganz neuer Geist herauf, alle Heiligen und alle Päpste versanken, da Jesus Christus ihnen gegenübertrat. Ich las dort von einem armen Böllner, welcher in der Ferne stand und betete und seine Augen nicht aufheben konnte vor Scham über seine Sünde und nichts weiter sagte, als „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Er ging hinab gerechtfertigt und hatte doch nicht Meßopfer gehalten und nicht fromme Werke gethan und nicht vor Reliquien gekniet, und so las ich auf jeder Seite eine neue Offenbarung Gottes, bis eines Tages mir es wie das Sonnenlicht in die Seele drang, daß meine arme gerichtete Mutter das wahre Heil durch dieses Buch gefunden hatte und mein Lehrer, der es treu und gut mit mir meinte und an der Rettung meiner Seele arbeitete, in einem Irrglauben befangen war, der zu diesem Buch nicht stimmte. Mir blieb so vieles unklar, aber ich wagte nicht mehr ihn zu fragen, denn er verwirrte mich mit seiner Auslegung, und ich mochte nicht mehr mit ihm lesen. Das schien ihn zu freuen, aber seine Freude schmerzte mich. Ich suchte im Kloster nach einem, der es besser verstände, mir meine Fragen zu beantworten. Aber als ich nur ganz vorsichtig von ferne gleichsam einem, welcher am meisten nächst meinem Lehrer zu mir hielt, Andeutungen von meinen Zweifeln machte, da sah er mich gar seltsam an und schwieg und eilte schon von meiner Seite. Ich merkte sodann, daß mein Lehrer mich mit ängstlicher Sorgfalt überwachte, konnte aber nicht schweigen, als er mich auf mein Gewissen fragte. Mit großer Bestürzung hörte er meine Bedenken an, plötzlich stand er auf und nahm das Buch, welches so lange in unserer gemeinsamen Zelle offen gelegen hatte, und verschloß es in einem Schrein. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen,“ sagte er ernst, fast streng. „Deinem Vater versprach ich, daß du in diesem Buche lesen solltest, aber Gott giebt mir zur rechten Zeit das Zeichen, daß ich ohne ihn zu fragen mein Versprechen abgeben. — Ich breche es deinem Vater, um mein Gelübde Gott zu halten. Dies Buch liest du nicht eher, als bis du dein Mönchsgelübde abgelegt hast, und dann auch nur, wenn ich dabei bin. Wir werden unsere heiligen Uebungen, die wir über dem Lesen vernachlässigt haben, morgen wieder eifriger beginnen.“ — In der Nacht versuchte ich den Schrein zu öffnen, und er überraschte mich dabei, sein Schmerz und sein Schrecken waren groß, heftig stürzten seine Worte auf mich ein; von diesem Augenblick an war mir klar, daß ich nie und nimmer in den Klostermauern die sehnlichst gesuchte Ruhe für meine Seele finden konnte. Da dachte ich an dich, Vater, wie du die Mutter so innig liebst und immer, immer, immer mich geliebt, und wie ich dir vergolten, und es drängte mich, dir abzubitten auf meinen Knien. Ich glaubte, daß du mit der Mutter im Verein gelernt hättest, was recht sei und was die Pflicht des Menschen sei, und daß du damals dich gezwungen, deinen Feind freizulassen, nur weil ein Wort aus dem Buche zu dir gekommen war. Da wußte ich, daß auf der Welt mein Platz an deiner Seite sein mußte. In einer Nacht, wo die argwöhnische Aufmerksamkeit der Mönche nachgelassen hatte, entfloh ich — der Magister war in dem Gotteshaufe und wollte dort betend durchwachen, ich eilte, und da ich Sorge hatte, daß man mich auffangen und ins Kloster zurückbringen könnte, so machte ich mich flugs auf den Weg nach Danzig, hoffte ich doch, von dort nach Wisby gelangen zu können und dort dich oder wenigstens Nachricht von dir zu finden. Unterwegs holte mich ein Reiter ein, der dasselbe Ziel hatte, also fanden wir, Werner und ich, uns auf der Landstraße. — Nach Wisby gab's keine Fahrt von Danzig aus, obgleich Werner reichlich Geld bieten konnte, aber nach Stockholm fuhr, nachdem wir lange ungeduldig

gewartet, eine Rogge, die uns mitnahm gegen das Versprechen, im Notfall auf der See gegen feindliche Angriffe zu kämpfen. Von Stockholm aus war es möglich, ein Fahrzeug, welches Handel mit den Vitalkienbrüdern zu treiben gewohnt war, zur Fahrt nach Wisby zu bewegen.

Als wir in den Hafen einfuhren, begegnete uns eine Rogge, die hieß der schwarze Peter, auf derselben sahen wir, an uns vorüberfahrend, Erpo stehen. Ich weiß nicht, ob er uns erkannt hat, aber wir waren schnell entschlossen, erwogen, daß wo Erpo sei, auch du sein würdest, sahen, daß ein zweites Schiff, das Meerweib, sich anschickte, dem ersten zu folgen, schlossen auf eine kriegerische Unternehmung unter deiner Führung und begaben uns an Bord; vorsichtigerweise nannten wir nicht unseren Namen, als wir einen uns unbekanntem Hauptmann dort sahen. Man hielt uns für Abenteurer und nahm keinen Anstand, uns zu behalten. Zur Umkehr war es bald zu spät. Den Fragen nach Hugo Degenhard wich jeder aus. Also mußten wir wider Willen die Fahrt mitmachen; und hernach gab uns die Not unter dem heftigen Angriffe der Stralsunder das Schwert in die Hand. Was der Ruf „Ueber sie, Meister Hugo!“ bedeuten sollte, begriffen wir nicht eher, als bis du plötzlich, wie aus dem Wasser gestiegen, an Bord erschienst. Da war es zu spät, da verhalte unser Ruf im Kampfgetöse, wir wurden gebunden und in den Schiffsraum geworfen. Die Stralsunder hielten schnell Gericht und ließen sich auf keine Erörterungen ein. Der Kerkermeister, dem wir unseren Namen und Stand nannten, lachte uns aus und sagte, daß unsere Lügen uns nicht retten würden, es sei auch alles gleich; da wir mit dem Schwerte in der Hand gefaßt wären, so müßten wir sterben. Und unser Leben wäre zum traurigen Ende gekommen, wenn nicht Gott im letzten Augenblick noch alles gut gemacht hätte. — Nun frisch auf, Vater! Wir sind ja alle beieinander, kräftig und gesund, und das Leben liegt wieder vor uns. Wenn jetzt die Mutter vom Himmel auf uns herniedersieht, so wird sie ihre Freude haben und uns segnen.“ —

„Wir sind nicht alle beieinander,“ sagte Hugo.

„Einer fehlt!“ versetzte Henning. „Ich weiß es wohl, und so lange ich lebe, werde ich des treuen Erpo gedenken. Aber ich zweifle, daß er bei uns jemals glücklich geworden wäre.“ Er erzählte dem Vater, was er von dem, was im Herzen des treuen Mannes still verborgen geheimt hatte und gehegt war, wußte. — „Wenn Gott überhaupt den Menschen nimmt nach seiner Treue,“ schloß er, „dann wird der Himmel den Einzug Erpos durch alle seine Engel feiern. Denn was ein Mensch an Treue und Liebe für den andern thun konnte, hat er gethan.“

Hugo schwieg, und dann fragte er schein: „Was sagt darüber das Buch?“

Verlegen antwortete Henning: „Ich weiß es nicht, Vater. Es stand etliches davon da, aber ich habe nicht alles behalten.“

„Du hast es dem gelassen, der es haßte!“

„Nicht also, Vater; so war der Magister nicht. Hassen konnte er nicht, nur irren, und mich hat er sehr lieb gehabt, Gott hat er eifrig mit Darangabe seines Lebensglückes gesucht, ach, leider zu sehr vertrauend auf das, was ihm der Papst in Rom gesagt hatte.“

„Gieb mir das Buch!“ murmelte Hugo. „Mag es sagen, was es will, und sollte es mein letztes Gericht sein, ich will es lesen.“

„Ich will es holen,“ sagte Henning zögernd. „Er muß es herausgeben, weil es von dir ihm anvertraut ist.“

„Nein, nein,“ rief hastig der Vater. „Ich will es nicht, ich weiß nicht, was ich sage — ich befehle dir, es dort zu lassen. Sie halten dich fest und sie geben es nicht heraus — und ich fürchte es!“ —

Da öffnete sich die Thür, und, von Breta und Oda geführt, kamen drei Stralsunder Frauen, deren Männer Hugo gerettet hatte, herein. Draußen hatten Kaufmannsdiener reiche Gaben auf der Vorhalle niedergelegt, und nun nahten die dankbaren Weiber, wie

schon so oft in allen Wochen. Ihr Herz ließ ihnen keine Ruhe, weil sie jedesmal, wenn sie ihre Männer frisch und thatkräftig von Ausgängen ins Hans zurückkehren sahen, das Bewußtsein hatten, daß sie in ihrem ganzen Leben dem entschlossenen Ketter nicht genug Dank abtatten konnten. Hugo hörte gerne, was sie von ihrem Glück erzählten, ihm war es so, als ob er sich in solchen Augenblicken freier fühlte. Aber wenn sie gingen, dann fiel er in sein trübes Sinnen zurück. Seinen Frieden hatte er nicht gefunden.

Werner glaubte den Schlüssel zu seiner räthselhaften Stimmung gefunden zu haben, er rechnete darauf, daß Hugo seine Unthätigkeit nicht ertragen könnte und vor allem unter dem Zerrwürnisse mit seiner Vaterstadt litte. Hier aber war leicht Abhülfe zu schaffen. Sobald es die Witterung erlaubte, machte er sich zu einer Reise nach Rostock auf und kehrte in Begleitung seines Vaters zurück.

Das war ein Wiedersehen der beiden Freunde! Beide gealtert unter der Sorge, aber Gerwin, einst der Kranke und Fiebergeplagte, übertrage jetzt an Rüstigkeit bei weitem den einst so trotzigen, gefürchteten Feind der Hans. Die schwebenden Fragen wegen Beseitigung der Fehde wurden schnell erledigt, Hugo Degenhard erklärte sich bereit, seine ganze Habe daran zu wenden, um die einst durch ihn Geschädigten zu befriedigen. Aber der Bürgermeister theilte ihm mit, daß die Stadt schon manches ausgeglichen habe, und daß, wenn nur der Austausch des Wisent gegen den Kraken vorgenommen werde, alles gut sei. Ja, er erbot sich sogar, den Versuch zu machen, die Wiederaufnahme Hennings mit Weib und Kind zu vermitteln. Weder Hugo noch sein Sohn wollten etwas davon wissen, daß die Satzungen des Bundes zur Begünstigung eines Einzelnen durchbrochen würden. In dem anderen Punkte aber ließ sich Gerwin nicht abweisen, die Zustimmung zur Hochzeit Werners mit Oda setzte er durch. Alsbald nahm die dankbare Stadt die Ausstattung des Festes sofort als Ehrensache für sich in Anspruch, und noch einmal sah sich Hugo Degenhard aus der Stille in den Mittelpunkt einer Feier gezogen, die nur darauf berechnet war, einen Teil der Schuld gegen ihn abzutragen. Hatten seine Angehörigen aber gehofft, daß dieses Ereignis ihn aus seiner Stimmung aufrütteln sollte, so sahen sie sich schmerzlich enttäuscht. Sobald die jungen Eheleute mit Gerwin im ehrenvollen Geleite der Stadt ihren Ritt nach Rostock angetreten hatten, sank Hugo Degenhard in seine trüben Gedanken zurück, und seinen Frieden hatte er nicht gefunden. —

Des Winters Herrschaft neigte sich dem Ende zu, und der grimelige Geselle rüstete sich, zu scheiden. Die Leute erzählten sich, daß die Saaten unter dem Schnee gesund geblieben wären, die Kinder liefen zu den munter flutenden Bächen und holten von den Weiden, welche sich zu ihnen neigten, die von summenden Bienen umschwärmten blühenden Zweige, wanderten weiter in die Stadthölzung unter Singen und Springen und pflückten Frühlingsabblumen mit blauen oder weißen Kelchen und brachten soviel davon nach Hause, daß sie Zimmer und Stur schmücken konnten. Als Hugo Degenhard, der allezeit zuerst nach war, an einem der nächsten Morgen die Laden aufstiege, da erfüllten die Klänge der Osterglocken die Luft, zogen über die ganze Stadt hin und zu den Laden herein und schwebten um ihn, als suchten sie einen Weg, um weiter, tiefer zu dringen bis in sein Herz. Er neigte sein Haupt und lauschte, nahm seinen Stab und Hut und ging hinaus — aufangs gedachte er das Freie aufzusuchen, dann aber zog es ihn zu dem Friedhof, der sich um die mächtigen Wände der Marienkirche hinzog. Hier wußte er einen stillen Platz, wo er im Winkel der Mauern, geschützt gegen Späherblick, so oft gefessen hatte an dem Grabhügel, unter welchem er seinen treuen Knecht hatte betten dürfen. Die Leute kamen in Scharen den ganzen Morgen von früh bis Mittag — und wo sich zwei begegneten, Fremde oder Fremde, hörte man Worte wie: „Der Herr ist auferstanden — er ist wahrhaftig auferstanden“ oder „Gelobt sei Jesus Christus“. — Durch die steinernen Mauern drang der Chöre wunderbarer Ostergesang; alles, was singen konnte, bis hinauf zu der Lerche, die hoch oben im Blau schwebte, das sang ein

Auferstehungslieb. Ja, wenn es ringsum auf eine Weise recht still wurde und die Fülle von Glanz und Sonnenschein sich über den Boden breitete, dann hörte Hugo Degenhard, wie es dort knisterte und sich regte, die vielen Halme und Keime stemmten sich gegen die Decke der welken Blätter und wollten hinaus zum Leben und zur Auferstehung.

Er saß wie ein Büßender draußen vor dem Gotteshause, das er einst trotzig gemieden hatte; es lockte ihn in seinen Frieden, aber er wagte es nicht, unter die andächtige Gemeinde zu treten — nur von ferne stehen, nur lauschen wollte er, denn auch sein Herz sehnte sich nach Leben und Auferstehung.

So warm die Sonne, so hell der Tag, so froh die Menschen, so feierlich der Gesang und der Orgelklang — es war ihm beim Aufbruch nach Hause zu Mute, als wäre ihm eine Verheißung geworden, daß auch bald sein Ostern nahen müßte, und es verging der Tag zum erstenmal seit langer Zeit nicht mit schleppendem Gange, die Nacht stieg nicht herauf, um ihm ihre Schrecken zu bringen.

Henning war in der Dämmerung zu Freunden gegangen, und der Knabe schlief, Hugo saß mit Breta allein im Gemach, als es draußen klopfte. Es klang verzagt und schüchtern, und Breta fand an der Schwelle einen Mann in der Tracht der Dominikaner, welcher sein Angesicht mit seiner Kapuze trotz der Dunkelheit verhüllt hatte und leise nach dem Meister Hugo fragte.

„Komm herein,“ sagte sie freundlich, „der Vater ist hier. Ich werde Licht anzünden.“ „Daß es dunkel bleiben,“ murmelte der Fremde. „Hugo Degenhard, ich muß dieses bei dir abgeben, und dann will ich wieder gehen.“

Mit diesen Worten ging er auf den Angeredeten, den er in der Dämmerung erkannte, zu, und legte etwas in dessen entgegengestreckte Hand.

Man konnte nicht sehen, was es sei, Hugos Hand glitt über den Gegenstand, plötzlich fuhr er zusammen. „Da — was ist das?“ sagte er. — „Um Gottes willen — es ist das Buch! Licht, Licht, daß ich sehe, ob ich nicht getäuscht werde.“

„Es ist das Buch!“ Der Fremde war es, der's murmelte. Das Licht flammte auf und fiel auf seine gebengte Gestalt. Breta erkannte ihn, aber Hugo sah das Buch an, küßte es, drückte es an die Brust und rief: „Herburg, Herburg, ist das dein Ostergruß?“ Er wandte sich rasch an den Fremden und sagte: „Bruder Mönch, weißt du, was du mir gebracht hast? — — — Das ist der Ketzerrichter! — Du giebst mir das Buch?“ Der Fremde schwieg.

„Ich hab dich einst gesucht!“ sagte Hugo. „Wie eine Wölfin, der man ihr Junges geraubt hat, heftete ich mich an deine Spuren. — Ich habe dich frei gelassen, als ich dich in der Gewalt hatte“ — fuhr er heftiger fort. — „Kommst du mir jetzt nach, um abermals heuchlerisch in meinem Hause für deinen Ungehorsam ein Opfer zu suchen?“ — „Vater!“ bat Breta. „Sieh den Mann an, ehe du urtheilst!“ — „Ich seh ihn an,“ sagte Hugo hart — „er ist der Ketzerrichter Eylhard, der um dieses Buch willen einst mein Weib Herburg auf den Scheiterhaufen gebracht hat.“

„Erbarmen!“ rief Eylhard und fiel in der Stube auf seine Kniee und rechte die Hände nach Hugo aus, „erbarme dich meiner, Hugo Degenhard. Stoß mir dein Messer ins Herz — nur sprich nicht dieses fürchterliche Wort aus.“

Hugo ließ ihn knien und sagte: „Sprich, Heuchler, wozu gabst du mir das Buch? Stehen deine Häsher draußen, um mich und die Meinen mit Hülfe solches Fallstricks zu fangen?“

„Ich las es mit deinem Sohne,“ sagte Eylhard. „Und als er, den ich liebte, mich plötzlich fluchtweise verlassen hatte, las ich es, um zu finden, was ihn mir entfremdet hatte. — Es ließ mich nicht los, ich mußte lesen, mußte lesen und sehen lernen. Dann kam eine Seite, die für mich wie eine Mauer quer über dem Weg dastand. Ich las sie Tag und Nacht, ich lernte alles, was darauf stand — ich sprach es, wo ich

ging und stand. — Sie haben mir geboten, daß ich schweigen sollte — ich hab's gerufen laut im Gotteshause. Sie haben mich gezeißelt, und ich wimmerte es unter den Streichen — sie haben mich als irrsinnig in meine Zelle gesperrt und mir gedroht, daß sie mich gebunden nach Rom senden wollten, aber sie ließen das Buch in meinem Schrein, und ich mußte es lesen und immer wieder lesen: „Weh euch, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen; ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, laßt ihr nicht hinein. — Siehe, ich sende zu euch Propheten und Weise und Schriftgelehrte; und derselben werdet ihr etliche töten und kreuzigen, und etliche werdet ihr geißeln in euren Schulen und werdet sie verfolgen von einer Stadt zur andern, auf daß über euch kommt aller der Gerechten Blut, das vergossen ist auf Erden.“ — Ich sehe die Buchstaben hier vor mir, ich höre die Worte überall. Als ich floh aus meiner Zelle, da kamen die Worte mit mir, sie trieben mich durch die Gassen, und da ich hier bin, so schlagen sie an mein Herz — das Buch ist dein — aber die Last ist mein — — oh schrecklich, schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ — Er wäre wohl umgefallen, wenn ihn Breta nicht gestützt hätte. „Vater,“ sagte sie. „Was hast du gethan? Du suchst Gottes Erbarmen und kannst selbst nicht vergeben?“ —

Sie bemühte sich um den Mönch, der kam zu sich und richtete sich an ihrer Hand mühsam auf und stand vor Hugo Degenhard, welcher die Lippen fest zusammengepreßt hatte. „Ich gehe,“ sagte er leise, „wie ich gekommen. Ich bin gestohlen aus meiner Zelle zu euch und glaubte meine Last durch dieses Buch los zu werden — ich kehre zurück wie ein Flüchtling, zwiefach beladen. Sieh mich an, Hugo Degenhard, und sag dir selbst, ob ich zu fürchten bin — ich bin es, der dich fürchtetest Und dann fürchtetest ich nur noch eins — und das ist das Ende. — Leb wohl, du gutes Weib, die du vergessen kannst, daß ich auch dir bitteres Herzeleid thun wollte — du siehst, wie weit ein Mensch von Gott abirren kann — wenn ich noch wieder beten lerne, dann will ich für dich und dein Haus beten, denn ich habe deinen Mann sehr geliebt. — Leb wohl!“

Er stand noch eine Weile zögernd still und sah schen auf Hugo, aber der schwieg — er wollte ihm seine Hand hinrecken — aber Hugo überseh es. So wandte er zur Thür und schloß sie hinter sich, langsam verhallten seine Schritte auf dem Fluß.

Hugo blickte auf und begegnete einem Blick aus Bretas Augen — er wollte anderswo hinsehen, aber er vermochte es nicht, sie hielt ihn gleichsam gebannt — seine Hand wollte sich auf den Tisch stützen, und sie legte sich auf das Buch — ihm war es, als ob eine Stimme fernher mahnend sprach, und wie ein warmer Lebensstrom ergoß es sich durch sein starres Wesen — er wandte sich ab und schritt der Thür zu, und als er sie hinter sich geschlossen hatte, da eilte er. Wenige Schritte nur, da fand er auf der Straße den armen kranken Mönch liegen. — Die Gegend war still und menschenleer, kein Jenge war zugegen, er hob ihn auf seine Arme und trug ihn ins Haus und flüsterte ihm unterwegs zu: „Bruder, Bruder, ich vergeß dir, wir sind in gleicher Not, vergieb du mir auch. — Ins Kloster sollst du nicht zurück — laß mein Haus dein Haus sein.“

Eine schwere Krankheit brachte den Mönch bis an den Rand des Grabes, aber er befand sich in treuer Pfllege. Drei warmherzige Menschen wetteiferten, und was die Arzeneien sicher nicht zu stande gebracht hätten, das bewirkte die Nähe der langentbehrten, treuen Liebe. — Stundenlang konnte jetzt Hugo Degenhard bei ihm sitzen und die mageren Hände umschließen, ihm war es dann, als ob er noch immer die Osterglocken läuten hörte, er erlebte gleichsam den schönen Tag an Erpos Grabe wieder, die Lerche sang, und die Menschen grüßten sich: „Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden.“ —

Es war an einem Abend, bald nachdem Eylhard als ein Geuesender sein Lager hatte verlassen können. Dennung kam nach Hause von seinen kriegerischen Uebungen zurück und erzählte, wie die Mönche überall in der Stadt ausprengten, daß Eylhard



weiter in andere Hausstädte gezogen sei, heimlich aber nach ihm suchen ließen. Nach einiger Ansprache über Gottes Fügung, daß Eylhard seine Zuflucht gerade zu dem Hause genommen hatte, wo man ihn am allerwenigsten in der ganzen Stadt suchen würde, stand Hugo auf, holte das Evangelienbuch und legte es auf den Tisch. Alle betrachteten es mit heiliger Scheu, und als er es aufgeschlagen hatte, da war es plötzlich, als ob eine andere Welt nahe heranrückte. Der Fuß stand auf der Schwelle, aber man zögerte, sie zu überschreiten. Endlich sagte Hugo: „Es muß sein! Mag es lauten, wie es will, wir müssen's hören! Du, Breta, bist die einzige in unserer Mitte, welche vom rechten Wege nicht abgewichen ist, weder zur Rechten, noch zur Linken. Willst du die heiligen Worte lesen, daß wir sie hören und dazu reden, daß wir's verstehen? — Sieh nach, Kind, ob noch ein Zeichen an der Ecke eingebogen ist, und dann sag mir die Worte, die mir einst mein Weib vorsprach, sie wollte sie mir deuten, darüber hat Gott entschieden. Ich meinte, daß der Herr einst von den Pflichten gegen den Hausebund geredet, heute ist es mir, als müßten die Worte auf etwas ganz anderes zielen.“ — „Ich lese, weil ich mich auf die Wahrheit freue,“ sagte Breta; und sie las: „Ihr sollt nicht wähen, daß ich gekommen bin, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider die Mutter und die Schur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht wert. Wer sein Leben findet, der wird es verlieren; und wer sein Leben verlieret um meinwillen, der wird es finden.“ —

„Halt ein,“ sagte Hugo. „Zu viel der Fülle quillt aus dem Buche hervor. Von der Hand spricht es nicht, aber von wem denn sonst?“ — Alle schwiegen, aber keiner vermochte klar zu deuten, noch einmal mußte Breta lesen. Endlich sagte Henning: „Was da geschrieben steht: „Des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein,“ das geht auf mich. Ich habe mich gegen Vater und Mutter aufgelehnt und gelaugt, daß ich sie meistern müßte und gegen sie gefrevelt, Gott möge es mir verzeihen.“ — „Wer sein Leben verlieret um meinwillen, der wird es finden, steht hier geschrieben,“ sagte Breta, „das geht auf die Mutter; wir hören jetzt bestätigt, daß sie bei Gott ist.“ — „Das andere Wort geht auf mich!“ sagte Eylhard leise. „Ich war so sicher, das Leben in der Hand zu halten, ich fand es gegen den Herrn an — ich hab's verloren!“

„Der Weib und Kind mehr geliebt hat, als Gott, das bin ich,“ sagte Hugo traurig. „Ich habe mein Kreuz nicht tragen wollen — und ich bin des Herrn nicht wert. Und nun weiß ich, was es heißt, daß Christus nicht gekommen ist, den Frieden zu senden auf Erden, sondern das Schwert. Ich fühlte es, wie es mich durchdringt. Meinen Frieden kann ich nimmer finden. Und das ist so sicher, wie es wunderbar ist, daß Christus alles schon vorausgesehen hat, daß es so mit uns werden würde. Dies ist für uns geschrieben, und sein Finger war es, der mich auf diese Worte einst warnend wies. Die Frommen trägt es in den Himmel und die Gottlosen verwirft es in die Hölle, wir können uns nicht beklagen, denn es ist Gottes Recht.“

Große Bestürzung malte sich auf allen Gesichtern, denn was man sehnlichst aus dem Buche erwartet hatte, das war wie der Schatten entschwunden. „Wir thun unrecht, daß wir sofort verzagen,“ sagte endlich Breta und schloß das Buch. „Ich weiß nicht, was ich sagen soll, aber daß des Vaters Deutung nicht richtig ist, das weiß ich, denn Christus ist gekommen, um Frieden auf Erden zu bringen, wie es die Engel bei seiner Geburt gesungen haben. Meine Mutter hat es mir an der Wiege gesungen, und ich singe es meinem Kinde, und davon lasse ich nicht, mag sonst gesagt sein, was will. — Wüßten wir nur jemanden, welcher die Worte dieses Buches richtig versteht! Denn wir sind alle zu verzagt, um die weisen Sprüche recht zu deuten. Auch dünkt mich, daß

man nicht irgend etwas aus der Mitte, sondern von Anfang an lesen soll.“ Da sagte Henning: „Laßt uns den Bruder Radeward fragen, der weiß es gewiß, denn der wußte ja fast alles auswendig, und was er damals sagte, das klang so klar und deutlich, daß es mir nicht wieder aus dem Sinn gekommen ist.“ — „Es sei, wie du sagst, mein Sohn,“ entgegnete Hugo. „Hier können wir auf die Dauer nicht bleiben, denn unser Bruder ist in zu großer Gefahr. Wenn die Menschen hier auch freundlich zu uns sind, so ist unsere Heimat nicht hier, es erinnert uns zu viel an schwere Stunden. Laßt uns den Aufbruch rüsten je eher, je besser. Vielleicht, daß wir dort unsere Heimat wieder finden.“ — Also ward es beschlossen, und die so mühselige Pilgerfahrt schon auf Erden gehabt hatten, begaben sich von neuem auf den Pfad, um die Wahrheit zu suchen.

Die Kofse, welche sie ritten, der Wagen, der, hoch beladen mit allem, was zur ersten Einrichtung des Haushaltes bei der Hand sein mußte, dahin schwankte — alles war ein Geschenk der Freunde, welche sie verließen. Der kleine Henning jauchzte über das Neue, was er erlebte, das Noß des Vaters, dessen Zügel er fassen durfte, die freie Ebene, auf welcher die Blicke in weite Ferne gehen konnten, die gewaffneten Reiter, welche im Antrage der Stadt den Schutz der kleinen Schar übernehmen mußten, und den Dahinziehenden war es, als ob in der schönen Frühlingsluft die vielbedrängte Brust leichter atmen lernte und Kindeslust in sich aufnehmen konnte. Aber die ungewohnte Weise des Reisens ermüdete Vreta bald, und die Begleiter rieten, den Marsch ein wenig zu ändern und die erste Nacht in Barth an der Küste zu verbringen. Doch dort angekommen, stellte sich unvermuthet ein Hinderniß in den Weg. Ein Fischer war von Ribnitz gekommen und hatte die Nachricht mitgebracht, daß im Mecklenburgischen die Wolke sich rührten und zu einem Nachzuge gegen die Stadt Stralsund rüsteten. Die Stralsunder hielten es für ihre Pflicht, nach Hanse zu eilen, um der Vaterstadt die Nachricht zu bringen und bei einem etwaigen Ueberfall bei der Hand zu sein. Man mußte also eiliche handfeste Knechte aus Barth werben und sogar einen Ritter von einer benachbarten Burg befehlen, um nur das dürftigste Geleit zum Weiterzuge fertig zu stellen. Die Stralsunder ließen es sich nicht nehmen, auch diese Sorge für die Schutzbefohlenen zu tragen, bevor sie umkehrten; trotz aller Ermüdung aber galt es, am nächsten Tage schon in Eile nach Ribnitz zu kommen, bevor die Strahlen durch die heranziehenden Wolke unsicher gemacht wurden. Der Weg war sandig, und langsam nur kam man vorwärts, aber man erreichte endlich am Abend ungefährdet die mecklenburgische Grenzstadt.

In der That erhielt man dort genauere Nachricht, daß von einigen verwegenen Rittern die Hinrichtung ihres Betters an den Hansen gerächt werden sollte.

So beschloß Hugo, den Wagen einstweilen in der Stadt zu lassen und, nur mit dem Nötigsten versehen, den Weg durch die weite Heide anzutreten. Da der Wald bis nahe an die Stadt reichte, so umfing er mit seinem Schatten bald die kleine Pilgerschar und schützte sie vor Entdeckung.

Im wilden Tann, in tiefen Sandwegen oder durch fenchte Gründe, über nralte, morsche Kiefern, welche den Winterstürmen erlegen und quer über den Weg gefallen waren, den Blick durch die gewaltigen Stämme und das wuchernde Unterholz beengt — also rückten sie vorwärts. Der Knabe jauchzte und wünschte immerfort also zu reisen, er ahnte ja nichts von dem, was den Erwachsenen das Herz schwer machte, aber auch diese ließen sich alle Mühe nicht verbrießen. Die einsame Wohnung eines Waldwärters, die ärmlichen, zerstreuten Häuser des Klosterdorfes Müriz und endlich die Strohdächer der Bauern in Graal, das waren Stationen auf dem Wege, und das Ansehen des Bruders Radeward wuchs gewaltig in den Augen der Leute, als sie erfuhren, daß die Weitgereisten seine Höhle sich zum Ziel ihrer Wanderung ausersehen hatten.

Der Waldbruder war fleißig dabei, seinen Garten zu bestellen, als ihm das Gehen seines treuen Hausgenossen das Raufen der Fremden anzeigte. Die Hacke auf der Schulter, trat er ihnen entgegen, ein Mann, gegen den das Alter vergebens seine Angriffe gerichtet

hatte, aufrecht war noch seine Haltung, fest seine Hand — frisch sein Auge und klangvoll seine Stimme, als er die Ankommenden begrüßte, von denen die meisten einst schon ein so wunderbares Zusammentreffen an diesem Orte erlebt hatten.

„Wir kommen als müde Wanderer und wollen anklopfen bei dir, Bruder Radeward,“ sagte Degenhard, „und auch als solche, die etwas suchen, was sie in der weiten Welt nicht finden konnten. Hier an dieser Stätte des Friedens möchten wir weilen und Frieden finden.“

„Wer sucht, der findet,“ sagte Radeward, ohne Ueberraschung zu zeigen, „und wer anklopft, dem wird aufgethan. So hab ich's gelesen und so ist's wahr. Willkommen alle miteinander, auch du Eylhard. Gepriesen sei Gott, der aus Feinden Freunde gemacht hat. -- Die Hütte ist nur klein und mag für Frau und Kind kaum reichen, aber der Wald ist groß, und Gott ist überall. — Ruhig, Waldmann! Wie du dich seltsam stellst — mir scheint, du hast in dem Leben noch kein Kind gesehen. Komm, Knabe, fürchte dich nicht, er hat guten Menschen noch nie etwas zuleide gethan!“ In der That hatte der mutige Knabe kaum mit seinen Händchen das struppige Fell des Waldbewohners berührt, da winkelte das Tier in Freuden und umschmeichelte das Kind, und in Zukunft sah man nicht mehr eines ohne das andere.

„Wes ist der Knabe?“ fragte Radeward. — „Mein Kind und mein Weib!“ sagte Henning. -- „Wie reich bist du und wie arm warst du!“ lautete die Antwort. „Führt die Kofse ein wenig abseits, Freunde, sie fürchten sich vor dem Wolfe; dort hinter den Bäumen werden sie reiche junge Weide finden. Was ihr sonst mitgebracht, mögt ihr in dem Schuppen unterbringen, er ist im Winter leer geworden, ich werde inzwischen die Hütte herrichten.“ — „Das sei mein Werk, Vater,“ sagte Breta, „ich will dich von dort nicht verdrängen, nur sehen möchte ich, ob in einem Winkel sich Platz findet für den Knaben.“ — „Manche Nacht schlafe ich im Walde,“ sagte Radeward, „und in dieser schönen Maiennacht sicherlich. Aber wenn du mir so in meine Arbeit greiffst, was soll ich dann thun? Komm her, kleiner Henning, ich will dir einmal etwas Wunder schönes zeigen. Merk auf — siehst du dort oben im Winkel der Zweige wohl den schwarzen Haufen? Drin ist ein warmes Nestchen. Setz dich hierher, sei ganz stille und hör zu.“ Er lockte, und zwei Eichhörnchen huschten aus dem Baum herab, und es kamen zwei Rehe aus dem Walde mit eiligen Sprüngen, ein Rabe slog herbei und trächzte schon von ferne in Unruhe, weil er fürchtete, zu spät zu kommen und nun gar begann es im Gebüsch zu schwirren, da kamen Vögeln gestattert, und das alles stand und saß um und auf Radeward, seine Augen strahlten von Glück, als er das freudige Staunen aus den hellen Augen leuchten sah. — Der Knabe hielt schier den Atem an und konnte die Wunder nicht fassen. Dann plötzlich jauchzte er: „Mutter, Mutter, hier draußen ist das Paradies!“ Husch, da saulte alles im plötzlichen Schrecken über die helle Stimme davon, und der alte Mann lachte über sein verduptes Gesicht — ach, vielleicht seit vielen, vielen Jahren zum erstenmale wieder, so hell, daß der Wald schallte. „Ja, Junge,“ sagte er dann, „du sprach Kindermund wieder einmal die Wahrheit. So ist es mit dem Paradiese auf Erden, merke dir's für später, wenn du groß bist; man hat ein Stückchen davon, und das kommt ganz unvermuetet, aber ebenso unvermuetet schwindet es wieder, und nicht eher werden wir es sicher besitzen, bis Gott uns von dieser Erde ruft. Aber jetzt komm, Waldmann, geh mit. Doch erst versprich mir, ohne Erlaubnis niemals von dieser Hütte zu gehen, denn der Wald ist groß und für Kinder, die allein sind, lauert hinter jedem Busch schon eine große Gefahr. — So — jetzt will ich dir etwas noch Schöneres zeigen. Es ist nicht weit von hier — wenn ich diese Büsche bei Seite schiebe und heb dich ein wenig auf — jetzt sag, was siehst du dort? Das ist ein Vogelneest, und drin sind vier kleine Vogel-Kinder, die sperren den Schnabel auf, weil sie hungrig sind, und dort auf dem Busch sitzt die Mutter — wenn wir zurückgehen, dann füttert sie sie? Nicht wahr? Das ist schön. In dem Walde sind viele hundert solche Nester und solche Vögelchen, und alle kennt der liebe Gott und zu allen freut er sich und sorgt

für sie. Könntest du ihnen wohl etwas zuleide thun?“ — „Nein,“ sagte der Knabe, „aber ich will ihnen beistehen, wenn ein Junge kommt. Ich hab schon ein Schwert, und der Vater sagt, wenn ich groß bin, dann soll ich lernen, wie man's gebraucht. Dann will ich hier bei dir bleiben und alle wilden Tiere totschlagen.“ — Während also der Waldbruder sich der unverhofften Freude, ein Kinderauge seine Geheimnisse sehen zu lassen, erfreute, rüsteten die Erwachsenen alles, was zu einer längeren Raft nötig war, Obdach war vorhanden, dazu hatten sie Speise und Trank und alles, was jemand im Walde gebraucht, mitgebracht. Unter solchen Arbeiten kam der Abend heran. Langsam neigte sich die Sonne dem Untergange zu. Die Vögel schlüpfen zu ihren Nestern, noch einmal huben die Drosseln ihren vollen Schlag an, und als sie verstumten, da hatte sich Dämmerung hernieder gesenkt. Der Knabe war übermüdet bei seinem Freunde Waldmann eingeschlafen und hatte den Kopf auf das raue Fell gebettet, und das Tier duldete es augenscheinlich nur mit Widerstreben, daß die Mutter den Knaben in die Hütte trug und auf die weiche Streu bettete.

Die Stille des Frühlingsabends lud die Erwachsenen ein, zusammenzurücken, und die Herzen thaten sich gegen einander auf.

Hugo Degenhard erzählte, was ihn hierher getrieben, Eysward ließ einen Einblick in seine Herzensqualen thun; Henning und Breta — sie alle waren wie die rastlos Suchenden, denen der Frieden versagt war. Es waren nicht viele Worte, aber sie eröffneten den Blick in einen Abgrund von Leiden.

Ueber die Wipfeln strich ein leichter Wind, über die jungen Blätter glitt er und über die Knospen an den Ääumen, sie alle neigten sich sachte, als horchten sie auf seine frohe Botschaft. Der Boden strömte milden Hauch aus. Wie im Traum lag der Wald, wie in der Ahnung von Leben und Lieben, von Ruhe und Frieden. Hoch oben in der Luft strichen die Scharen von Wandervögeln, welche aus dem heißen Süden durch die Sehnsucht nach des Nordens grünen Matten und Wiesen zurückgetrieben wurden. Zuweilen senkte sich von den Wipfeln der Duft der Maien auf den Boden, leise zirpte ein Vöglein im Schlafe, und aus der Ferne, aus dem Gebüsch am Bache, tönte der Gesang der Nachtigall.

„Was Ihr mir sagt,“ begann Radeward mit bewegter Stimme, „weckt mir in meinem Herzen alte verschollene Stimmen wieder auf. Auch ich habe einst in der gleichen Not gestanden, auch in mir war es einst finster wie das Grab, und die Finsternis war durchbraust vom Haß, von Rachsucht und wildem Fluchen, vom Vergehen und Verzweifeln. Ich suchte bei Menschen Rat und Trost und fand nichts als kalte, tote Werke und leere Gebete, Wallfahrten, Kasteien und Flehen zu Götzen, die mit Händen gemacht waren. Der König Waldemar Atterdag, der nun lange vor Gott steht, hegte gegen mich schlimmen Groll, weil er glaubte, daß ich gegen ihn Verrat bei den Hanfen verübt hätte. Er lockte darum meine zwei Söhne tückisch in seine Gewalt. Vor ihm auf den Knien habe ich gelegen und ihn gebeten: „Nimm mich und laß mich leiden, aber laß meine Söhne frei, Herr!“ Ich versprach, mich zu reinigen von allem Verdacht, und er gelobte mir, meine Bitte zu erfüllen. Am nächsten Tage befaß er mir, in ein Boot zu steigen, und als ich hineintrat, da fand ich meine Söhne darin — ermordet, treulos ermordet — und hohnlachend stieß der König mit eigener Hand das Boot vom Strande und sagte mir: „Welche draußen in der Welt den Ruhm, wie Atterdag die Verräter freiläßt.“

Die Fahrt war nicht weit, aber mein Leid war unermesslich. Ich strich durch die Lande wie jemand, der dem Irrsinn verfallen war, und also kam ich nach Wismar. Bei einem Manne, der mir Zeug zu einem Wams verkaufen sollte, dem frommen Bernhard, hörte ich zum erstenmale Worte, die wie Flammen in meine Seele drangen und seitdem mich verfolgten, wo ich ging und stand. Das Schiff, mit welchem ich von dannen fuhr, scheiterte im Sturm bei Müritz am Strande, und ich blieb allein übrig; zwischen den Dünen verbrachte ich mein Dasein, fristete mein Leben mit Beeren vom

Moor und wanderte darauf durch den Wald und die Dörfer, bis ich hierher auf diesen freundlichen Platz kam, der mich weit ab von Menschen führte und mich mit meinem Gott allein sein ließ. Hier beschloß ich zu bleiben, und hier lebe ich seitdem. Ich diene den Leuten aus den Dörfern, die zu mir Rat suchend kamen, mit meiner Erfahrung und war froh, als ich Vertrauen und Liebe gewann. Zuweilen kam ich nach Kostock und suchte und fand einzelne Häuser, in welchen man nach Wahrheit, die durch das verfallende Kirchewesen nicht getrübt war, trachtete. Aber im Gottesfrieden stand ich erst, als ich von Frau Herburg das Buch als teures Vermächtnis erhielt, welches ich euch hernach übergab. Ich habe gelernt in vielen Nächten, auswendig gelernt, was darin stand, es prägte sich meiner Seele wie mit eisernem Griffel ein, denn ich ahnte, daß es mir noch einmal wieder genommen werden könnte, da es nicht mein war — und nun hört, was das Buch sagt!

Radeward sprach von dem Gottessohn, der ausgegangen war in die Welt, getrieben durch göttliches Erbarmen, um sich der Menschen anzunehmen, und daß er für sein Werk wie ein Opferlamm den Tod erlitten hatte. Er erzählte davon, wie er gesandt sei, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben, und die Sünder gesucht und ihnen die Sünden vergeben und keine Gegenleistungen, keine Werke, keine Fußgänge und Geißelungen verlangt habe, sondern nur lautere, demüthige Reue über die Sünde und Vertrauen auf Gottes Liebe; daß er so arm durch diese Welt gegangen, wie sonst kein Mensch, und den Prunk und Glanz vermieden habe und nichts weiter gewollt, als die Seelen gewinnen zu seinem Reichthum, habe auch nicht verordnet, daß zwischen ihn und seine Erlösten sich Fremde als Vermittler drängen sollten, sondern den Zutritt zu seinem Vater und seinem Reich allzeit jedermann, der nur nahen wollte, möglich gemacht. Und alles, was Frau Herburg aus dem Buche an Freiheit und Wahrheit gefunden, an Licht und Wärme, an Liebe und Frieden, mitten im öden, verkücherten Wesen der Kirche und dem entarteten Leben ihrer Diener — das quoll nun berebt aus seinem Munde hervor. Der Heiland sprach, und Gottes Wort bewies seine alte Kraft zur Erneuerung.

Hemming und Breta hörten mit flammenden Augen, der Blick in die reine Gotteswelt, der nicht durch menschliche That entstellt und durch menschliche Leidenschaft verderbt wurde, saßte sie mit voller Macht an.

Eylhard rannen heiße Thränen über die Wangen, als er klar erkannte, welchen Schatten er bisher nachgejagt hatte, und wie tief er durch die um ihre Macht besorgte und auf Kezervernichtung begierige Kirche gestürzt war. Ein Werk schien ihm zusammenzubrechcn, an welchem Jahrhunderte gebaut hatten. Was wurde nun aus all denen, die im Vertrauen auf die seligmachende Kraft der Kirche, deren Opfer und guten Werke und Heiligen gestorben waren und hatten über allen fremden Thaten den allein seligmachenden Erlöser vergessen? Und was wurde aus seiner mit vieler Blutschuld beladenen Seele? Ihm war es, als sei er jetzt der arme Zöllner, der hinaufging in den Tempel, zu beten, und er mußte von ferne stehen und an seine Brust schlagen und flehen: „Gott sei mir Sünder gnädig.“

Hugo Degenhard saß unbeweglich auf seinem Platz. Zuweilen durchzuckte ihn ein Wort des Waldbruders, bald wie der Blick, der zerschmettern will, bald wie der Sonnenstrahl, der durch Wolkendunkel bricht. — Als Radeward geschlossen hatte und alles schwieg, stand er langsam auf, mit einer Stimme, aus der das Leben entwichen schien, begann er:

„Hört mich an, denn die Stunde ist da, daß ich reden muß. Alles, was auf meiner Seele von Not und Herzleid lag, das trug ich bisher allein. Bruder Radeward hat gesprochen, und ihr habt erkannt, wo das Heil zu finden ist. Ich aber muß noch eine Not behalten, von der befreit zu werden nicht möglich ist. Als ich auf der See die Nächte einsam durchwachte und alle schliefen, da habe ich mich an Gott gewandt und um Rettung gefleht, und er erhörte mich nicht. Meine einzige Stütze, Breta, brach

zusammen und lag anscheinend im Sterben, über mir Wolkendunkel, um mich die starken andrängenden Wellen, hinter mir das höhnische Lachen meines Feindes und vor mir die Meinen in Todesnot — da war es mein trotziger Sinn, der sich nicht vor der Macht Gottes beugen wollte, der mir ein heillofes Gebet an den Satan in den Mund legte, ich rief ihn an in der Not, das war mein letztes Wort. Gott wich zurück, der Satan erhörte mich. Wir wurden gerettet, ihr geht zum Heil — ich aber gehe in meine selbst-erwählte Verdammnis.“

Ein stärkerer Windstoß hub sich von der See her, kam heran, indem er rauschend durch die Wipfel strich, und verlor sich in der Ferne.

Dann sagte der Waldbruder: „Der Herr hat Macht gehabt, daß er die unsauberen Geister aus solchen Besessenen austrieb, die sich gegen ihn wehrten und nichts von ihm wissen wollten. Er wird auch hier sein Erbarmen offenbaren. — So lange die Erde steht, ist durch den Satan nichts Gutes geschaffen worden. Wenn ihr gerettet wurdet, so ist es nicht sein, sondern Gottes Werk. Oder meint ihr, daß der böse Feind seine Freude an dieser Stunde hätte und euch dazu aufgepart, daß ihr zur Erkenntnis der Wahrheit kommen solltet? Was jagst du? Merkst du es denn nicht, daß hier Gott mitten unter uns ist? Sag an, Hugo Degenhard, kannst du und magst du zu Gott beten? Verlangt dich nicht nach deinem Erlöser? Dem Satan gehörte Judas Ischarioth, aber des Herrn Eigentum ward Simon Petrus, als er nach seiner Verleugnung in die Nacht hinausging und weinte bitterlich. Laß uns hier knien und erhebe deine Stimme mit mir. Noch niemals hat der Herr jemanden verstoßen, der ihn in der Not angerufen hat.“ Ergreifend hallte die Stimme der Rufenden durch den mächtigen Dom.

Stärker erhob sich der Wind, frischer war die Luft, und als Hugo Degenhard sein Amen, Amen! gesprochen hatte und seine Augen aufhob — siehe, da trat die Herrlichkeit Gottes ihm entgegen, das Morgenlicht leuchtete durch die Zweige, und die ersten Strahlen übergossen die Baumwipfel mit wunderbarem Glanz. Der Tag des Herrn brach an für diese kleine Gemeinde, um nicht mehr unterzugehen.

Die Zeit des Maienmonats verweilten sie hier bei einander und wurden nicht müde zu hören, was Rabeward aus dem Buche des Lebens ihnen vorlas und deutete.

Darnach aber trat die Frage nach der Gestaltung des ferneren Lebens allmählich unabweisbar hervor. Wenn es auch zunächst feststand, daß Cylhard sich von seinem neugewonnenen Freunde nicht trennen sollte, so fühlten doch Hugo Degenhard und sein Sohn, daß sie in Thätigkeit und in die frische Arbeit für ihre Mitmenschen zurück mußten. Rostock war ihnen verschlossen, aber das Mecklenburger Land war groß, und irgendwo mußte sich doch für starke Männer in bewegter Zeit ein Gelegenheit zum Schaffen finden. Nach mancherlei Erwägungen beschloßen sie endlich, sich an den früheren König von Schweden, den Herzog Albrecht, zu wenden. Einstweilen ließen sie ihren besten Schatz, das Buch, in den Händen der beiden Waldbrüder zurück.

Der Herzog Albrecht hielt in Sternberg Hof, als sich die beiden Männer bei ihm melden ließen. Er erkannte den Hugo Degenhard sofort wieder und begrüßte ihn mit den Worten: „Meister Hugo, Meister Hugo! Als wir bei Agentwalde geschieden wurden, hätte ich nicht geglaubt, daß wir uns jemals auf Erden wiedersehen würden.“ — „Herr, mein Lebtag will ich denken an jenen traurigen Tag.“ — „Hab sieben Jahre hindurch Tag und Nacht Zeit dazu gehabt, jetzt will ich ihn vergessen. Aber daran will ich denken, daß du meine Hauptstadt durch deine Wintersahrt gerettet hast und gegen die Dänen zu Eise gestritten, daß sie noch heute keine Rake sehen können. Wir hörten davon im Gefängnis und konnten's nicht lassen, den Ritter, unseren Gefangenwärter, um eine Rake gegen dänische Mäuse zu bitten. Ei, poß Blix, das Gesicht hättest du sehen sollen. Und daran will ich denken, daß du meine Mecklenburger den Hanfen zum Troß ledlich nach Gotland gebracht hast, Schiffe geraubt, Wehrbaum gesprengt — Meister Hugo, den Streich werden sie dir dort lange nicht vergessen. — Wie kommt es, daß du hernach zu den Straßundern und gegen meine Vitalienbrüder hieltest?“ —

„Herr Herzog, das ist eine lange Geschichte,“ sagte Hugo. „Auf Gotland hatten sie mich ausgestoßen und in Stralsund mich aufgenommen.“ — „Nun, an denen, welche du fahstest, war wohl nicht viel Freude für Mecklenburg, überhanpt an den Seeräubern nicht mehr seit dem Frieden, sie lassen sich nicht leuten, sondern wollen die Herren spielen, mein Sohn hat genug über sie zu klagen. Einer war darunter, auf den ich allein noch rechnen konnte, aber dem haben die Stralsunder ja den Kopf vor die Füße gelegt. Um den Moltke ist es mir leid alle Tage.“ — „Er war nicht zu retten, Herr Herzog, ich hab's versucht. Die Hanse und die Vitalienbrüder stehen schon seit lange schlimmer gegeneinander, als der Deutsche gegen den Dänen.“ — „Nun, ich kann's nicht schelten, bin ich doch jetzt bei einem ähnlichen Geschäft, unter den Räubern zu Lande aufzuräumen, die in unserer Abwesenheit gewaltig emporgewuchert sind. — Aber um den Moltke ist es mir doch leid, 's war ein treuer Mann. — Hast du gehört, daß die Stralsunder seine Vettern mit blutigen Köpfen heimgeschickt haben?“ — „Rein, Herr, aber ich hab's mir gedacht, denn die Städte waren gerüstet. Wer solchen Zug thun will, darf es nicht über die Landstraßen anrufen lassen.“

Der Herzog lachte. „Es ist ein tapferes Geschlecht, und es mag gerne Händel mit aller Welt, aber dem Fürsten ist es treu, mein Vater hat's erfahren, als es ihm gegen die Lauenburger und Rinstower half, und ich gedenke mit vielen Schmerzen daran, daß einst zwölf Moltke für mich auf demselben Schlachtfelde gefallen sind. Wenn ich's jetzt könnte, dann wollte ich den Stralsundern zeigen, daß ich zu meinem Mann halte, aber ich bin in meinem eigenen Lande noch nicht fertig. — Nun, Meister Hugo, und was führt dich hierher zu mir?“

Der Herzog hörte aus seinem Munde die Bitte um Uebernahme in den Dienst. Prüfend maß er den Sohn, der groß, kräftig und in blühender Gesundheit vor ihm stand. „Ein Kaufmann in Bergen war er. Da brauchen sie Leute, die Schwert und Feder führen können. Was fällt dir leichter, junger Mann?“ — „Je nachdem, Herr Herzog,“ sagte Henning, „vor dem Feinde ist mir das Schwert leicht, vor dem Händler die Feder.“ — „Dich könnte ich schon brauchen, für dich habe ich sofort einen Platz, denn einen, der die Schliche der Hansen kennt, hat ein Herzog selten zur Seite.“ — „Mit Verlaub, Herr,“ bat Henning, „Rostock ist meine Vaterstadt.“ — „Nun, nun,“ beruhigte ihn der Herzog, „es geht nicht gegen diese, in Rostock und Wismar wohnen Leute, denen wir sehr verpflichtet sind, und wir wollen gerade ihnen zum Dank hier im Lande die Handelsstraßen sicher machen; ein Duzend Räuber ist schon gehent, und andere sollen bald folgen. Ich denke an Lübeck und Hamburg, nun, und wohin sonst ein treuer, wackerer, erfahrener Vermittler gehört. — Aber dich, Meister, wohin bring ich dich? Zu Roß kann ich dich nicht setzen,“ sagte er lächelnd, „denn dazu fehlt dir der Schluß im Sitz, die See hat dich dazu verdorben. — Du sollst mein Hauptmann in Ribniß werden; der dort ist, hat es zu sehr mit den Seeräubern gehalten. Dem Störtebeker ist es anscheinend auf Gotland zu un bequem geworden, vielleicht weil er vor dir geflohen ist, er soll sich auf Rügen eingenistet haben, um den deutschen Küsten näher zu sein, und bei Wustrow, so sagt man, hat er sich seinen Hafen gesucht, um von dort aus nach Ribniß zu handeln, er ist sogar einmal die Redniß hinaufgefahren und hat eine Woche lang in einer verlassen Burg bei Marlow gehaust — was — du irrstest? — Ha, mir fällt ein, daß du die Fahrt ihm vorgemacht hast. Nun, um so besser wirst du ihm sein Handwerk legen. Das Raubgesindel muß aus dem Lande, das soll mein Dank für Mecklenburgs Treue sein. — Zu Wasser und zu Lande brauche ich dort den erfahrenen Mann, und das bist du. Willst du, so schlag in meine Hand, und du bist mein.“

„Herr,“ sagte Hugo Degenhard zögernd, „darf ich eins bitten?“ — „Bitte nur,“ sagte der Herzog, „ich gewähre gern.“ — „Wenn's einmal Streit wegen des Hafens mit Rostock giebt —“ — „Gut, so ist das meine und nicht deine Sache. Ich ehre es, daß Vater und Sohn die Vaterstadt achten. Gib mir deine Hand.“ — „Noch eins,“

bat Hugo. „Herr, man nennt mich einen Ketzer, und das, was die Kirche so nennt, bin ich auch.“ — „Ei, laß hören!“ sagte der Herzog neugierig. Als Hugo ihm seine Sache erzählt hatte, sagte er: „Nun, Freund, uns entzweit das nicht. Wenn's darauf ankommt, bin ich auch ein Ketzer, und einer der Päpste muß auch ein Ketzer sein, denn von Rom und Avignon aus verfluchen sie sich gegenseitig, daß die Kriegsknechte bei ihnen zur Schule gehen können. Höre, Freund Hugo, ich weiß, daß es sich in Böhmen seltsam regt, und in Paris reden sie seltsame Dinge von einer Reformation an Haupt und Gliedern. Wir ahnt es, daß noch einmal eine Zeit kommt, wo eine große Umwälzung stattfindet, denn der Kirche Verderbniß schreiet gen Himmel, ich bete darum in der Stille. Also was mach's mir aus, ob du ein Ketzer bist, da siehe du zu. Der Ketzerrichter ist ja weggezogen, wie ich hörte, mit der Kirche aber mußt du allein fertig werden, da kann ich dir nicht helfen, deinem Sohne auch nicht. Tragt euren Glauben nicht auf der Zunge, sondern im Herzen, und wartet auf Gott. — Wann kannst du in Ribniß sein?“ — „Von heute an den zweiten Tag!“ — „Warte hier ab, bis ich dir deine Berufung habe zustellen lassen, das soll morgen sein. Man wird dir sagen, was du zu thun hast. Hilf mir gegen die Räuber zu Wasser und zu Lande und sei gegen meine Bauern ein Vater. Im Bauern steckt des Landes Kraft, wenn es auch der Ritter nicht glauben will. Du, Freund Henning, wirst hier bei mir bleiben und mir sofort einen Beweis deiner Federgewandtheit ablegen. Mein Schreiber ist krank. Setz dich dorthin und schreibe was ich sage! — Heute Abend könnt ihr euch beide Lebewohl sagen. Geh mit Gott, Hugo Degenhard, treuer Mann! Wollt ich doch, daß ich überall hin meine Hauptleute so ruhig senden könnte.“

Henning kämpfte für seinen neuen Herrn manchen Strauß gegen das Raubgesindel zu Lande und schrieb für ihn manchen Brief und ritt für ihn manche Fahrt zu den Hansen; und Hugo Degenhard lag dem Störtebeker scharf an, daß dielem schließlich auch seine Zuflucht auf Wustrow und Rügen verleidet wurde, er die Ostsee gänzlich räumte und in die Nordsee ging. Eysward aber erschien eines Tages in Ribniß und brachte das Buch seinem Besitzer. Er erzählte ihm, daß er mit Adeward eins geworden, daß er nicht unthätig sich verbergen dürfte vor der Welt, sondern dem, der ihn von Rom ausgesandt zu seinem Zug durch die Ostseestädte, die Nachricht von der Art, wie er seine Aufgabe gelöst hätte, bringen müßte.

Der Mönch ging und legte Zeugniß ab vor dem Papste in Rom und war alsbald in den Klöstern Italiens verschollen, niemals kam Kunde, wie und wo er sein Ende gefunden hatte. —

Hugo Degenhard aber fand oft Gelegenheit, den Waldbruder zu sehen, und als derselbe alt wurde und mit den Unbilden des Waldes nicht mehr kämpfen konnte, da bewog er ihn, zu ihm nach Ribniß zu ziehen. Dort lasen die beiden das Buch, und es blieb ihre Stärke und ihr Trost.

Der treue Erpo lag in der Ferne auf dem Friedhofe von Stralsund, und Hugo Degenhard saß alljährlich zu Ostern an seinem Grabe, und das that er so lange, bis seine Stunde gekommen war, daß er zu Frau Herburg ging.

Das Buch wanderte weiter als ein heimlicher Schatz in das Haus des Henning Degenhard und vererbte von Kind auf Kindeskind. —







## Portugiesische Volksfeste und Volkspoesie.

Rom

— L. Ey. —

Nicht mit Unrecht nennt der Portugiese die Provinz Minho den Garten Portugals. Es ist die Provinz, wo die Felder am grünsten sind, selbst in den Monaten, wo die Hundstagssonne den Süden des Landes in eine braune, versengte Landschaft verwandelt; wo das Maisrohr höher aufsteigt in dem wohl durchrieselten Boden, wo die Kolben schwerere und goldnere Körner tragen, wo die Weinrebe anmutiger und üppiger als sonst irgendwo sich rankt und mutwilliger selbst an ehrwürdigen Eichstämmen emporstettert; wo die hellen Häuser freundlicher aus dem Grün blicken und die Frauen am malerischsten gekleidet gehen; die Provinz endlich, wo man mehr lacht und singt, als in dem düsteren, felsig-pittoresken Troços Montes, der schweißgetränkten Beira mit ihren fensterlosen Lehmhütten und ihren schwärzlichen Häusern; oder auch dem sonnverbrannten Alentejo. Portugal ist in der That, wie Alexander Herculano singt, „o jardim da Europa, á beira mar plantado“, der am Meeresgestade gepflanzte Garten Europas, und wie überall, so hat auch hier die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes Einfluß auf die Charakterentwicklung der Bewohner gehabt. —

Es ist ein besonderes Völkchen, voller Eigentümlichkeiten, das die ackerbautreibenden Gegenden Lusitaniens bewohnt, und in manchen Theilen — wie in der Beira — ein Leben harter Arbeit führt, daneben aber auch liebt, sich ein Vergnügen zu machen, sei es ein Tanz mit Castagnetten- und Mandolinenbegleitung im zauberhaften Mondenscheine, sei es eine Serenade vor dem Fenster der Auserwählten, ein Stiergefecht oder die Teilnahme an einer Prozession. — Als Höhepunkt des Vergnügens werden die Jahrmärkte und Wallfahrten angesehen, die jung und alt Gelegenheit geben, sich zu sehen und sich sehen zu lassen. Da strömen die Bewohner ganzer Ortschaften in ihrem höchsten Putze zusammen, die Männer in ihren besten, pelzbesetzten Jacken, mit silbernen Knöpfen verziert, die leuchtendste Schärpe um die Hüfte geschlungen und den breitkrämpigen Hut noch einen Grad vorwegener aufs Ohr gedrückt. Die Frauen geben ihnen natürlich nichts nach; über dem seidenen, buntgeblühten Tuche, das Hals und Busen verhüllt, tragen sie ein Vermögen an Schmuck, oft sechs bis sieben Ketten übereinander, jede mit einem stattlichen Anhängel versehen, einem Herzen in natürlicher Größe, Kreuzen, Ordensstern oder dergleichen, oft mit farbigen Steinen verziert. Aber heller als diese leuchten die dunklen Augen der Trägerin unter dem bunten Seidentuche hervor, über das nicht selten noch ein Filzbarett mit mannigfacher Ausschmückung gesetzt wird, wenn sie nicht auf dem Wege die hübschen Lactantoffeln mit den hohen Holzsohlen auf dem

Kopfe tragen, wo sie ihnen bequemer sind, als an ihrem natürlichen Plage, denn da sie gewohnt sind, barfuß zu gehen, so fühlen sie sich in dieser Galatracht beengt, und erst am Ziele angelangt, pflegen sie die Schuhe anzulegen.

Es giebt wohl kaum eine wichtige Angelegenheit, die nicht auf diesen Volkszusammenkünften geordnet würde. Prozesse und Streitigkeiten werden besprochen und oft beigelegt, die Wasserfrage geordnet — denn da die Fruchtbarkeit eines Feldes davon abhängt, wie nahe die Möglichkeit der Bewässerung liegt, so pflegen Streitigkeiten um die Benützung einer Quelle nicht selten zu sein; Verheirathungen werden vorbereitet, Liebeshändel angeknüpft. Daneben fehlt es natürlich nicht an allerlei Klatsch über sulano und sulana, den lieben Nächsten. Ein heiteres, farbenreiches Bild von dem Leben und Treiben des portugiesischen Landvolks entrollt uns vor allem eine Romaria, eine Wallfahrt.

In endlosen Zügen sieht man die Bewohner der meist hoch auf einem Berge gelegenen Kapelle zuströmen, deren Heilige sich besonderen Anspruch auf ihre Verehrung erworben. Hier kommen Züge mit Fahnen und allerlei geistlichen Emblemen von bekränzten Kindern getragen, dort mit voranziehender Musik — Trommeln, Pfeifen und Triangel, damit es doch viel Lärm macht —, nahen sich die Fogassas, reich gepudzte Mädchen und Frauen, die Körbe, angefüllt mit Mais, Weizen und anderen Feldfrüchten, auf dem Kopfe tragen; hohe, mit buntpfarbigen Bändern verzierte Reifen sind darüber gespannt. Es ist die Opfergabe, die sie bringen, und welche — fogaga geheißen — ihnen den Namen verleiht. Wer ein besonderes Anliegen an die Heilige hat, drückt es ihr in Wachs geformt aus, und die wächsernen Füße und Hände, ja Herzen und andere Körperteile, die auf dem Altare, zu Füßen des reich geschmückten Heiligenbildes niedergelegt werden, sind ebenso viele Zeugen von dem heilkräftigen Rufe des Bildes, wie von dem unerschütterlichen Vertrauen der Landleute.

Ist aber dem frommen Bedürfnis Genüge geschehen, so beginnt ein gar lustiges Treiben unter den schattigen Bäumen, die das weiße Kirchlein umgeben. Zelte sind errichtet, in denen Kaffee und Limonade geschenkt wird; hier hat ein spekulativer Weinbauer eine ganze Pipe „Grünen“ aufgestellt, und genug hat er zu thun, den Vorgehenden die Krüge zu füllen; dort lagern sich die Familien um die mitgebrachten Vorratskörbe und massenweis verschwinden die Hühnchen in Reis und die gebackenen Stodfischklöße, der Einfachheit halber mit den Fingern verpeist. Am lustigsten geht es aber natürlich da zu, wo die Jugend sich im Kreise dreht, wo Chula und Ramalda zu ihrem Rechte kommen. Da ist ein Wetteifer unter den jungen Burschen, wer die Viola am besten spielen kann — denn man begleitet sich meist selbst beim Tanze —, die Mädels am kräftigsten schwenken und sich am höchsten emporzuschellen. Anmutig drehen sich die Mädchen in ihren malarischen Kostümen, mit Castagnetten und Fingerschnalzen ihren Tanz begleitend und stets mit schlagfertiger Antwort zur Hand, um die oft recht anzüglichen Scherze und Stichelreden zu erwidern.

Dort hat sich ein dichter Kreis gebildet, aus dem zuweilen herzliches Gelächter oder lautes Bravo ertönt — zwei Burschen singen Truhliedern, beide sind als große Improvisatoren bekannt und deshalb eines dankbaren Publikums gewiß. Ueberall aber sieht man Paare beisammen stehen, die mit einander „sprechen“, wodurch sie sich als Liebhaber erklären. Auf seinen langen Verapen gelehnt, den Quittenstod, der den Burschen nie verläßt und in Liebesreden und Liebeshändeln eine große Rolle spielt, „redet“ der Bursche mit seinem Mädels, das ein paar Schritte von ihm entfernt steht und bald lustig auflacht, bald die Augen schämig zu Boden schlägt. Ist der Remorabo der den Hof machende Bursche, schlagfertig und die Remoraba nicht gerade einfältig, so kann man bei diesen Gelegenheiten oft die anmutigsten Improvisationen zu hören bekommen.

Das Landvolk Lusitaniens, dem man sonst nicht viel Gelehrsamkeit nachsagen kann — mag es doch manch einen dort geben, der nie die Schwierigkeit des Alphabets kennen gelernt hat —, besitzt die Gabe der Improvisation in hohem Grade. Bei jeder Gelegen-

heit hört man Rede und Gegenrede in gereimten Bierzeilen — Quadras — hinüber und herüber fliegen, oft rein persönlicher Natur, oft auch in wirklich reizender poetischer Fassung, wohl wert, aufgezeichnet und der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Es giebt kaum etwas aus der sie umgebenden herrlichen Natur, das ihnen nicht als Gleichnis dienen müßte, mit dem sie den geliebten Gegenstand und ihre Liebe selbst vergleichen und messen, denn natürlich ist sie das Hauptthema dieser vierzeiligen Stanzas, wie sie denn nicht nur der Grundton der Volkspoesie ist, sondern, wie Rückert singt, „Kern und Stern aller Dichtung.“

Die Sprache der Cantigas ist nicht nur lyrisch, sie malt auch, ja sie stellt plastisch dar, indem sie sich ihre Beispiele aus der nächsten Umgebung nimmt. Zumeist sind es Blumen, die angeführt werden, dienen sie doch den Liebenden aller Völker dazu, ihre Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Man begegnet nicht nur den traditionellen kosmopolitischen Rosen und Nelken, dem Rosmarin, der weißen Lilie, sondern auch der Citrone und Olive, dem Weinstock, Fichtenbaum (pinheiro), der Weide, ja sogar der Petersilie, von der ein ländlicher Troubadour singt, daß bei dem Anblick seines Mädchens seine Augen den „gosto“-Geschmack und Vergnügen — der Petersilie hätten. —

Wir wollen eine Anzahl Cantigas auswählen, an deren Hand wir zugleich einen Blick in das ganze Leben und Treiben, in Herz und Gemüt des portugiesischen Landvolks thun werden. Wir werden sie begleiten von den ersten schüchternen Werbeversuchen bis zur Hochzeit, ja wir werden die Leichensackeln bei den Begräbnissen lodern sehen, die fast ausnahmslos beim Aveläuten, abends, und bei Fackelschein geschehen.

Als erster, schüchternster Annäherungsversuch eines Burschen kann folgende Cantiga gelten:

Er: Mädchen, die du alles weißt,  
Gieb mir Antwort auf die Frage:  
„Welche Weisheit hat das Meer,  
Daß es so viel Wasser trage?“

Sie: Eines Meeres Weisheit nimmt  
Mich so leicht nicht wunder;  
Wiebt es doch nicht Fluß noch Bach,  
Der nicht geht drin unter.

Folgende Cantigas erzählen uns, wie die Annäherung von Erfolg gekrönt worden ist:

Er: Wer wohl in treuer Liebe  
Von uns beständ'ger ist?  
Ich such dich, wie die Sonne,  
Du, wie ein Schatten, fliehst.

Sie: Du bist der Rosmarin, ich bin die Rose;  
Wer besser die Treue wohl hält?  
Die Rosen blühen in Gärten,  
Der Rosmarin auf dem Feld.

Beteuerungen der Beständigkeit klingen in den Versen:

So viele Jahre, als Blätter trägt  
Der Weinstock, will ich dich lieben.  
Du hältst mich für falsch, Geliebter;  
Bin immer dir treu geblieben.

Von hingebender Liebe zeugen folgende Verse in rührend einfältiger und inniger Weise:

Ich habe die Augen mein gewöhnt,  
Zu blicken so tief in die deinen,  
Daß ich sie ganz verwechselt hab',  
Weiß nicht mehr, welches die meinen.

Die Ungeduld des Liebenden bricht feurig aus in den Bierzeilen:

Wenn monatlich doch mein Liebchen  
Ich dreißigmal sehen könnt!  
Siebenmal in der Woche,  
Einmal in jedem Moment!

Ich warf mit einer Olive  
Dem Liebchen ins Fensterlein;  
Die Olive fiel in die Kammer, —  
Wann, Liebchen, wirst mein du sein?

Die öffentlichen „Conversas“ genügen bald dem Memorado nicht mehr und er sucht die Gelegenheit zu einem intimern Zwiegespräch:

Ich ging bis zu deiner Thüre  
Und fand sie zugesperrt; —  
Da ließ ich dir mein Herze,  
Und bin wieder umgekehrt.

Das erste Fehlschlagen erhöht nur seine Liebe, ein zweiter vergeblicher Versuch erweckt ihm schon eine leise Verstimmung:

Ich stand vor deiner Thüre  
Und drückte leis daran;  
Du aber, hartes Herze,  
Hast mir nicht aufgethan.

Aber schließlich schmilzt ihr Widerstand vor dem treuen Werben, sie läßt ihn ein zum traulichen Zwiegespräch und wird dabei vom gestrengen Vater überrascht:

Mariechen, dich hat dein Vater erwischt,  
Und gäbe dir billig Prügel;  
Nun hast du dein Süppchen eingebracht,  
Und schmutzig Teller und Tiegel.

Und nun stecken die Nachbarinnen und Gevatterinnen die Köpfe zusammen und reden bösen Leumund; auch davon weiß die Cantiga zu erzählen und die Liebenden in Schutz zu nehmen:

„Am Himmel zieht eine Wolke“,  
Und alle: da seh nur eins!  
Und jeder gaffet und murret,  
Und auf sich selbst sieht leins!

Vor meiner Thür ist's schmutzig,  
Vor deiner steht der Schlamm;  
Th' du bei andern fegeft,  
Fang bei dir selber an.

In größten Uebermut verfehlt den Burschen das Herannahen der Hochzeit:

„O Rosa, o schöne Rosa,  
O mein Citronenhain,  
Am übernächsten Sonntag  
Wird's Aufgebot schon sein!“

Man meint ordentlich die Sprünge zu sehen, die er macht, um der Geliebten die Nachricht zu bringen. In seinem Ungestüm genügt es ihm nicht, sie mit dem Rosenamen einer Blume, einer Frucht zu nennen, er nennt sie gleich einen ganzen Fruchthain: im Original „großer Korb voll Citronen“.

Und nun gehen sie auch wohl in gemeinschaftlichem Spaziergang auf das Feld hinaus, recht zum Troß den lästernden Nachbarzungen, die dann auch alsbald spötteln:

Jegund werd ich erst gewahr,  
Wer da spazieren geht!  
Die Rose ist's und Rosmarin,  
Es ist ein ganz Bouquet.

Und weiter weiß die Cantiga zu berichten von glücklicher Ehe:

Wir hatten uns lieb und ließen uns trau'n,  
Ich thät es nimmer bereu'n;  
Je länger ich mit dir zusammen bin,  
Je wen'ger kann ich ohne dich sein.

Und nun läßt die Volkspoesie die junge Mutter, mit einem halb lächelnden, halb seufzenden Rückblick auf die sorglose Mädchenzeit, singen:

Als ich noch eine Jungfrau war,  
Da trug ich Schleifen und Kragen;  
Jetzt, da ich Frau und Mutter bin,  
Ruß ich mein Kindlein tragen.

Aber Kummer und Sorgen bleiben auch in der glücklichsten Ehe nicht aus; bald singt die junge Frau:

Es muß wohl fröhlich singen,  
Wer Kinder wiegt im Arm.  
Wie oft, wenn ich wiege und singe,  
Wöcht' ich weinen in bitt'rem Harn.

Vielleicht ist die Ursache ihres Harns der Umstand, daß der Gatte Schiffer ist und die junge Frau oft Wochen und Monate einsam zurückläßt, denn die Bierzeile bricht leidenschaftlich aus:

Berwünscht sei, wer erfunden  
Die Schifffahrt auf den Meeren,  
Denn dieserhalb entstuden  
Zwei Flüsse aus meinen Zähren.

Die Schmerzen des Abschieds, der Trennung, leiblicher und seelischer, finden ergreifenden Ausdruck in den Zeilen:

Die Trennung hat eine Tochter,  
Die heißt mit Namen „Weide“;  
Nun muß ich Mutter und Tochter  
Ernähren alle beide.

Die Schmerzen der Trennung vorsühelnd, warnt das Lieb vor leichtfertigem Spiel mit derselben:

Ich möcht', und wärs auch nur zum Scherz,  
Nicht Lebewohl dir sagen.  
Wer geht, nimmt mit den Trennungschmerz,  
Wer bleibt, muß auch ihn tragen.

Gequält und erzürnt macht sich die Ungebuld des einen Liebenden gegen den anderen, der in Scherz oder Ernst immer mit Verlassen droht, in den Worten Lust:

„Adieu, Lebewohl!“ so red'st du immer,  
Hersüßst mir alle Lebenslust!  
O wolte Gott doch, daß du nimmer  
Mir Lebewohl mal bieten müßt!

Voll liebenden Vertrauens ist das Mädchen einer anderen Bierzeile, die dem fortziehenden Schatz noch Vermahnungen mit auf den Weg giebt:

Du gehst nun fort, mein 'lieber Schatz,  
Schreib mir ein Briefchen balde,  
Und wenn du keinen Boten hast,  
Giebs Bögelein im Walde.

Die Erkaltung wird vorgefüßt und zugleich ein wunderbares Zartgefühl ausgedrückt mit der Befürchtung, dem anderen durch zu viel Leidenschaft beschwerlich zu fallen, in der Strophe:

Wenn meine Lieb' dir lästig wird,  
So muß ich dich wohl lassen;  
So lehre mich, die nur lieben kann,  
Geliebtes Herz, dich lassen.

Von Eifersucht, Untreue und Mißtrauen, diesem unergründlichen Brunnen, aus dem die Liebenden immer neue Schmerzen schöpfen, süngen eine Menge Verse. So unter anderen:

Das Meer durchlief ich im Rund,  
Mit weißer, brennender Kerze;  
Im Meer überall fand ich Grund,  
Nur grundlos dein trügerisch Herz.

Deine Augen gleichen Seiden  
Von Guinea, liebes Kind;  
Seiden, weil sie ohne Glauben,  
Von Guiné, weil schwarz sie sind.

Wenn ich hätte, hät ich niemals  
Niemand nichts auf dieser Welt;  
Darum, weil ich sie nicht habe,  
Bitt' um Treu ich, wer sie hält.

O Rosmarin, König der Blumen,  
Einst wuchstest du an meiner Brust.  
Jetzt hast du ein anderes Liebchen,  
Andern Boden und andere Lust.

Der Rosenbusch hat Rosen,  
Die Rose hat den Dorn;  
Die Lieb' ist eifersüchtig,  
Und Eifersucht macht Horn.

Nicht alle Mädchen nehmen indessen ihre eigene oder ihres Ritters unerwiderte Liebe tragisch, so sagt eine in sehr verständiger Schlußfolgerung:

Ich stieg auf den Kirchenaltar,  
Entzündete darauf die Kerzen;  
Es wäre wohl thöricht, zu sterben  
An liebegebrochenem Herzen.

Du tauschtest für mich 'ne andere,  
Und thatest daran sehr wohl;  
Nur mußt du nicht erwarten,  
Daß ich dir treu bleiben soll.

Ich hatte mich in den Wind verliebt,  
Und hatte sehr übel gethan;  
Der Wind ist ein Windbeutel,  
Der niemand lieben kann.

Die Fluten steigen und fallen,  
Der Strand bleibt unbedeckt;  
So nimmt man ein anderes Liebchen,  
Wenn uns das eine geneht.

Die Erle geht an mit der Wurzel,  
Die Weide mit dem Reis;  
Näh'n' nicht, du hätt'st mich verlassen,  
Ich machte dir längst was weiß.

Aber so groß auch ihr Stolz ist, der Schmerz des Verlassenseins ist noch größer; so herb ihr die Worte von den Lippen fallen, herber strömen ihr noch die Thränen aus den Augen:

Und wenn schon das Feuer erloschen ist,  
Die Asche bleibt noch warm;  
So bleibt auch von der gestorbenen Lieb'  
Im Herzen zurük der Harm.

Ich lieb dich so sehr, so sehr,  
Wie die Sonne die Erde liebt;  
Doch du hast ein anderes Schätzchen,  
Das macht mich herzbetrübt.

Es weinen die grünen Saaten,  
Die Vöglein tragen Leid,  
Beim Anblick deiner Falschheit  
Und meiner Traurigkeit.

Doch bald faßt den Treulosen ein menschlich Nühren, es schlägt ihm das Gewissen, er bittet:

Laß uns, Liebste, Frieden schließen,  
Wie wir thaten dazumal,  
Wer da liebt, verzeihet immer,  
Ein, auch zwei, ein drittes Mal.

Sie aber ist noch erzürnt und wehrt, obwohl schon halb bezwungen, ab:

Will mit dir nicht Frieden schließen,  
Wie wir thaten dazumal!  
Wer da liebt, der thut nicht wehe,  
Wär's auch nur ein einzig Mal.

Aber er fleht dringender:

Kehre, Geliebte, mir wieder,	Ein grünes Schilfrohr werf ich
Kehre zurück mir aufs neue,	Zum Spiel der blauen Welle;
Zurüd zu treuer Liebe,	Wenn ich dich nicht versöhnen kann,
Zurüd zu liebender Treue!	So bleib ich Junggefelle.

O Mondenschein der Mitternacht,  
O Nacht, voll Lust und Bangen!  
O Mondschein, der so trügerisch  
Mir nahm mein Herz gefangen.

Aber das einmal in das Herz eingedrungene Mißtrauen ist nicht so leicht zu besiegen. Sie erwidert:

Du sagest mir, du liebest mich,	Du sagst, du liebst mich glühend,
Setzt mich im Herzen an;	Doch zieh ich in Betracht:
Doch wer da liebt, der tränket nicht;	„Ich lieb dich!“ mit dem Munde
Du hast mir weh gethan.	Ist das gar leicht gesagt.

Du sagst, du liebst mich thöricht,  
Du liebest mich allein —!  
Die Welt ist — ach! — voll Truges,  
Wer steht mir dafür ein?

Die Sprüdigkeit der Schönen oder die Flatterhaftigkeit des Geliebten führen endlich zum Bruch, den der oder die Verschmähte bald, wie der Fuchs in der Fabel, mit schnippischer Rede und bitterem Spott, bald mit herben Thränen begleitet:

Citronen sind 'ne saure Frucht,  
Die man zum Braten serviert.  
So zier dich doch nur nicht so sehr,  
Bist längst nicht so scharniert.

Ich liebte dich einst, ich lieb dich nicht mehr,  
Alles vergeht in der Welt;  
Ich hab dich in meinem Herzen  
Einstweilen in den Winkel gestellt.

Mit der Sonne hab ich dir Briefe gesandt  
Und Grüße durch die Sterne;  
Ich that genug, — so wünsch ich dir  
Bergnügen in der Ferne.

Ich weiß wohl, wem du schon gesagt,  
Du wollest mich verlassen!  
Schon gut! Wer keine Karter hat,  
Der muß so lange passen!

Ich habe einstens dich geliebt,  
Davon blieb keine Spur.  
Blick ich noch manchmal nach dir hin,  
So ist's Gewohnheit nur.

So geh denn hin, verlaß mich nur,  
So gehe weit von hinnen;  
Dieweil aus meinen Augen heiß  
Zwei Thränenbächlein rinnen.

In der letzten Strophe bricht schon die mühsam aufrecht erhaltene Ironie des ver-  
schmähten Mädchens zusammen und läßt uns, wie durch einen Riß im Vorhang, das  
sehen, was sich dahinter abspielt. — Sehnsucht nach dem fernem Lieb äußert sich in den  
folgenden Strophen:

Die weiße Lilie im Wasser  
Biel Monde leben mag;  
Ich ohne dich keine Stunde,  
Biel weniger Jahr und Tag.

Hätt'it du so große Sehnsucht  
Nach mir, wie ich nach dir,  
Wacht'it aus den Armen Flügel  
Und flögest her zu mir.

Lieben und nichts als lieben!  
Küssen und nichts als küssen!  
Ich liebe nur dich, o Mädchen,  
Willt von den andern nichts wissen!

Ach, tötete die Sehnsucht,  
So stürben viele Lent';  
Doch ist zum Glück sie tödtlich  
Nur in der ersten Zeit.

Ein Ring mit sieben Steinen  
Zust aus der Schleiferei —.  
Ich kann von dir nicht lassen,  
Es scheint mir Degerrei!

Der Quendel ist unr wüzig,  
Und doch deckt er den Grund;  
Und daß so ojt du ferne bist,  
Macht mir das Herze wund.

Mit süßen Worten wird um eine Zusammenkunft gebeten:

O frage doch die Liebestent',  
Was denn wohl schlimmeres Leiden,  
Ob lieben und sich ferne sein,  
Ob nah und doch sich meiden!

Ich will dich lieben bei der Nacht,  
Wenn Dämmerheit uns bedet;  
Sprich leise, Schatz, so werden nicht  
Die Leute aufgewedet.

O mitternäch't'ger Mondeusein,  
Sei freundlich mir gesunt!  
Ich kann doch nicht mit dir hinein  
Zu meinem trauten Kind!

Die Stimme der bösen Erfahrung giebt guten Rat, aber da rate einmal einer den  
Verliebten:

Rosen im Dornbusch,  
Knospende Rosen,  
Wehrt mit den Dornen  
Den Knaben, den tojen!

Es regnet und es sprühet  
Wohl aus Passilienkraut:  
Ein Mädchen ist wohl thöricht,  
Die Männerchwüre traut.

Rose im Dornbusch,  
Laß dich nicht pflücken,  
Nicht süße Worte  
Den Sinn dir berücken!

Niemand traue doch den Männern  
Oder ihrem teuren Schwur!  
Haben Honig auf den Lippen,  
Gibt jedoch im Herzen nur.

Sie antwortet zwar schnippisch und selbstbewußt:

Bin weiß wie Birnenblüte,  
Und schlank wie Schilt im Nährdicht;  
Thät mich ein Schelm berücken,  
Ich wäre wohl sein thöricht!

Ihr mögt nun bitten, was Ihr könnt,  
Versprechen, was Ihr wollt,  
Der muß wohl sterbenskrank schon sein,  
Wer nachts den Reich't'ger holt.

Bald aber singt sie:

Mein Schätzchen will ich lieben,  
Die Welt red', was sie will;  
Die Lieb läßt sich nicht raten,  
Hält nur dem Liebchen still.

Nicht Vater und nicht Mutter,  
Nicht Barrer noch Prophet,  
Soll'n mich daran nicht hindern,  
Daß ich zum Liebsten red.

Mein Herz, das ist ein Uhrwerk,  
Das Feudel ist mein Seelen,  
Die, wenn mein Liebchen ferne ist,  
Stund und Minuten zählen.



Schäkernd singt sie dem Liebsten zu:

Wirf gefälligst nicht mit Steinen,  
Während ich beim Letterwaschen,  
Küsse wirf mir zu statt dessen,  
Will getreulich sie erhaschen.

Das Nieder mir zu umfassen,  
Wie bist du doch gar so begehrlisch!  
Bis ans Nieder darfst du noch kommen,  
Bis ans Leibchen aber wohl schmerzlich!

Ziehst du wohl gleich deinen Fuß mir vom Kade,  
Sage von weitem mir dein Begehrl!  
Du, als ein Burische, hast nichts zu verlieren,  
Aber beim Weib ist zerbrechlich die Ehr'.

Er aber sucht in frivolen Scherzreden ihren Ehrgeiz lächerlich zu machen:

Mariechen, gib der Welt dich hin,  
Woll nicht als Jungfer sterben!  
Du kannst doch deine Jungfernschaft  
Auf andre nicht vererben.

Und sie:

Von deinem Willen unterjocht,  
In Leidenschaft und Leben,  
Hab ich die Freiheit eingebüßt,  
Und dir mein Herz ergeben.

Aus freien Stücken thät ich mich,  
Dein Lieb zu sein entschließen;  
Doch will ich nicht, daß außer uns  
Das auch noch andere wissen.

Wehklagen und Reue folgen indes bald:

Als ich zu lieben begann,  
Hört ich auf zu sehen;  
Als ich wieder sehen konnt',  
War es gesehen!

Schnitt schon das Haar mir ab,  
Meine schönste Zierde!  
O daß Gehör ich gab  
Einer Begierde!

Senzend und stöhnend, ach,  
Von Reue zernaget,  
Schlepp ich die Klädte hin,  
Bis daß es taget.

Dem Wehklagen folgen Anklagen und der Wunsch nach Rache:

O Meer, das nicht zerronnen ist,  
O Schiff, das nicht zerbrochen!  
O Schelm, der nicht gehalten hat,  
Was er dereinst versprochen!

O Schelm, der so ein armes Kind  
So arg bethören können!  
Der Höl! gehört du sicherlich,  
Da mußt du ewig brennen!

Und endlich bricht die Verzweiflung in die düstern Worte aus:

Aus Liebe zu dir vergaß ich Gott,  
Aus Liebe vergaß ich auch mich.  
Und jegund sind' ich mich allein,  
Ohne Liebe, ohne Gott, ohne dich.

Die folgende Cantiga drückt das Mitleiden aus, welches der vertrauenden und hingebenden und darnum getäuschten Liebe gezollt wird:

Und siehst du ein verloren Weib,  
So tränke sie nicht durch Spott;  
Die Strafe und die Sühne steht  
Bei Menschen nicht, bei Gott!

Gram und Kummer finden ergreifenden Ausdruck in den folgenden Quadras:

Viel Rosenkränze mache ich  
Aus meinen heißen Zähren,  
Bis daß der Tod mich holen wird,  
Die Stunden dran zu zählen.

Ich weiß nicht, was das Unglück hat,  
Künst hinter mir drein so lange;  
Will stehen bleiben, daß es sieht,  
Mir ist vor ihm nicht bange.

Das Unglück thu ich lieben,  
Weil's nie von mir gelassen,  
Das Glück aber thu ich hassen,  
Weil's nie mir treu geblieben.

Nicht wiederzugeben in der Uebersetzung sind jene rührendsten aller Cantigas, die von den Penas handeln. Pena bedeutet zugleich Leid und Feder. So singt eine: Das Papier, auf dem ich dir schreibe, ist der Baß meiner inneren Handfläche — von der Balme meiner Hand —. Die Tinte — im Portugiesischen ist tinta zugleich Tinte und Farbe — nehme ich aus den Augen und die Feder — das Leid — aus dem Herzen. Eine andere sagt: Ich habe ein Federnleid — ein Kleid aus Gram und Leid —, kein Schneider hat es gemacht; ich habe es mir auf den Körper zugeschnitten und Stich um Stich, eine Feder nach, der anderen — ein Leid nach dem anderen — aufgesteckt. Und wiederum eine andere: Wüßte ich, daß ich im Fluge das, was ich ersehne, erreichte, so ließe ich mir Flügel wachsen, Federn — Leid — dazu sind gar reichlich vorhanden.

Auch der Tod findet poetische Verherrlichung und manchmal gutmütigen Spott:

Ich schlief und träumt' voll Entsetzen,  
Daß er im Grabe läg,  
Ich wachte auf und schrie:  
Kimm! Tod auch mich hinweg!

Führt dich dein Weg zum Kirchhof hin,  
Wenn Leichensackeln mir lodern,  
So bitte doch die Erde schön,  
Sie möcht' meine Flechten nicht modern!

Wenn ich in deinem Hause sterb,  
Begrab mich in einer Eden;  
Laß mir die Rippen unzugedeckt,  
Sie zum Kuß dir entgegen zu strecken.

Noch einige wenige Cantigas seien angeführt, die ihre Bilder aus der Blumen- und Pflanzenwelt entlehnen:

Rot kleidet sich die Rose, grün  
Der Epheu auf der Mauer,  
In weiß hüllt leusch die Lilie sich,  
Mein Herz allein trägt Trauer.

Als Königin der Blumen  
Sollt' eigentlich Männertreu gelten;  
Alle andern wuchern gar üppig,  
Nur Männertreu findet man selten.

Blonder Weizen, blonder Weizen,  
Hätt' ich deine Farbe,  
Opfert' ich zum Erntefest  
Mich als Opfergarbe.

Hart ist die Marterblüte,  
 Sie fällt, rührst du daran;  
 Daß du so hart sie sahstest,  
 Das war nicht wohlgethan.

Du fragst, was doch bedeuten soll,  
 Die Citrone, so vielfach durchschnitten?  
 Das bedeutet alle die Martern,  
 Die ich um dich erlitten.

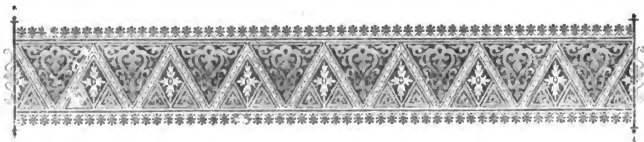
Den eigentlichen Duft erhalten diese einfachen Blüten der Volkspoesie erst durch de. fado, die eigentümliche Weise, in der sie gesungen werden. Wie alle Volkslieder, bewegt sich auch der fado fast ausschließlich in Molltönen, die ihm ein eigentümlich schwermütiges Gepräge verleihen, was durch den meist getragenen, recitativähnlichen Takt noch erhöht wird. Die Begleitung ist überaus einfach, nur wenige sich wiederholende Akkorde werden auf Gitarre oder Mandoline gerissen.

Es giebt Weisen, die ihren Namen von bestimmten Orten haben, fado Lisbonense, fado da Nazareth und dergleichen mehr; andere, die an gewisse Cantigas geknüpft sind: fado da Juan e Helena, doch würde es schwer sein, ihrem Ursprung nachforschen zu wollen, denn fortwährend werden mit den Cantigas auch neue fados improvisiert. —

Selten machte ich einen Ausflug, der nicht mein Taschenbuch mit einer Anzahl neuer Cantigas und ihrer Weisen bereichert hätte; besonders günstig dafür sind Bootsfahrten, es scheint fast, als ob das Wasser ihr großer Zuspulator wäre. Gewöhnlich rudern zwei kräftige Frauen, wenn nicht das Boot stromaufwärts von Burschen an langen Seilen gezogen wird, die mit unbegreiflicher Sicherheit auf gemspfadähnlichen Steigen dahin laufen und sich mit ihren nackten Füßen an Orten festhalten, wo unser schwerbeschuhter Fuß unfehlbar gleiten würde. Mag aber die Arbeit noch so schwer sein, alsbald stimmen sie ihren Wechselgesang an, der besonders interessant wird, wenn sich zwei Boote begegnen oder im Wettkampfe eine Zeitlang neben einander her fahren.

Einen unvergeßlichen Eindruck macht dieser Gesang in mondscheinerleuchteten oder sternentklaren Nächten, wenn man, durch das Schaukeln des Rahnes in Träume gewiegt, die Stimmen wie aus weiter Ferne zu hören glaubt, leisem Nixengesange ähnlich. Es trägt diese Gesangslust des Volkes nicht wenig dazu bei, den Zauber zu erhöhen, den schon die ganze wunderbar schöne Vegetation und die Eigentümlichkeit des Volkes in Sitte, Tracht und Gewohnheiten für uns Nordländer hat.





## Panama-Briefe.\*)

Von

E. Frhr. von Hugeru-Sternberg.

V.

Das Urteil des Kassationshofes. — Millvone und Norton. —  
Constans. — Die Studenten.

Der Panama-Scandal schien abgeschlossen zu sein. Alle Versuche, das öffentliche Interesse an den dabei zur Erörterung gelangten Dingen wieder zu beleben, blieben vergeblich. Man hatte an dem in's Hoch aufgehäuften Schmutz „genug“, man war es müde geworden, den französischen Namen in zahllosen Blättern daheim und in der Fremde einiger parlamentarischer Ganner wegen bloßgestellt und verhöhnt zu sehen. Allerdings stand nicht das berechtigte Ehrgefühl dabei voran, sondern die verletzte Eitelkeit sprach das erste Wort; indessen es war nun einmal so, „Paris“ wollte von der Sache nichts mehr hören. Selbst die Enthüllungen über die Hafenanbauten in Marseille, die Tuchlieferungen für das Heer, die gewaltigen Zollunterschlagungen der letzten Zeit — selbst das „lieb kalt“. Da kam der Urteilspruch des Kassationshofes von Paris, der die Panamaleute, Ferdinand und Charles von Lesseps, Eiffel und Fontane, außer Verfolgung setzt (Charles von Lesseps muß allerdings seine Strafe wegen Vesteckung abbüßen), und das hat wieder ein wenig „Leben in die Bude“ gebracht. Die antisemitischen Blätter — „Libre Parole“ voran — hatten diesen Ausgang freilich längst vorausgesagt. Keinen Augenblick war es ihnen zweifelhaft gewesen, daß der ganze Panamaprozess nichts als ein riesenhafter „Humbug“ sei, nur dazu bestimmt, der „dünnen Welt“ Sand in die Augen zu streuen, sie darüber hinwegzuzwischen, daß es in dem Frankreich der „blauen Republik“ unmöglich ist, die „Säulen“ des herrschenden Systems für die Sünden eben dieses Systems ernsthaft verantwortlich zu machen. Die „kleinen Diebe“ hängt man nirgend mit solcher „Bonne“ auf, als in eben diesem Frankreich, wie es heute ist; ihnen gegenüber kennt man kein Erbarmen. Dazu gehört aber als Seitenstück ganz unbedingt, daß man die großen Betrüger laufen lasse, ihnen durch die Finger sehe, coüts qui coüte, weil eben das „Wohl der Allgemeinheit“, wie es die Gegenwart versteht, das schlechtweg bedingt. Wo käme man auch hin, wenn die Machthaber ihre eigenen Lente, ohne die sie nichts zu Wege bringen, nicht mehr schützten? Was würde aus dem „Vertrauen“, was aus der

\* Inzwischen zeigt die Lage schon wieder ein verändertes Bild. Der Verf.

Sicherheit, und mit ihnen aus jenem nimmer ernüchternden Eifer, der das „Unmögliche“ zu Wege bringt, so lange er dabei „verdient“?

Wenn irgendwo, heißt es hier „solidarisch“ sein. „Einer für Alle, Alle für Einen“ muß die Lösung sein, oder die Sache ist verloren. . . Eine Zeitlang schien sie wirklich verloren zu sein, weil der Panamaskandal die Bande gelöst hatte, die doch „geheiligt“ waren. In dem ersten Schreden gab's ein: *sauve qui peut!* Ein jeder ließ den anderen fallen, um nur sich selbst zu retten; der Wirrwar hinter den Coulissen kannte keine Grenzen. Auf seinem Höhepunkte glaubte man ihn angelangt zu sehen, als das Urteil gefällt wurde, welches die „Panamalente“ mit längeren Gefängnisstrafen belegte. Jetzt aber scheint es klar, daß es sich dabei um eine bloße Komödie gehandelt. Der Kassationshof hat sich in seinem Erkenntnis lediglich an Formfehler gehalten, die ohne Zweifel leicht hätten vermieden werden können — wenn — — — ja wenn — — —!

Der ohnehin recht kranke Carnot muß das alles als einen Schlag gegen sich selbst empfinden, weil nun alle seine Nebenbuhler bei der kommenden Präsidentschaft, wie Floquet, Freycinet u. s. w., die unter dem Trude der Mitschuld an dem „gebrandmarkten“ Handel standen, sich als „Phönixe“ aus der Panama-Afche erheben und ihren Wettbewerb mit frischen Kräften aufnehmen werden. Ueberdies ist Constaus schon auf dem Plan und ihnen allen einstweilen um ein gutes Stück voraus. Seine Rede in Toulouse hat, obwohl oder weil sie nur Gemeinplätze enthielt, eine geradezu wunderbare Wirkung geübt. Man glaubt den „kommenden Mann“ zu sehen, und man ist entzückt. Daß Constaus persönlich noch mehr „Dreck am Stecken“ hat, als die anderen alle, daß er unter den „Fragwürdigen“ der „Fragwürdigste“ ist, daß er es im offenen Parlament als Minister nicht verschmäht hat, einen Vertreter der „Volksouveränität“ zu prüfeln, — das kommt nicht mehr in Betracht, das ist vergessen. Wem es um „Zeichen der Zeit“ zu thun ist — da hat er eins! Die brutale materialistische Dentweise der Franzosen von heute könnte sich gar nicht drastischer äußern. Wer die „Bestie“ zu zügeln verspricht — kann im übrigen sein und thun, was ihm beliebt; man fragt nach nichts. „Nous voulons le repos, le repos, et encore le repos“ — darin faßt sich die „Moral“ des gallischen Philisters der Gegenwart zusammen. Wer ihm „Manns genug“ zu sein scheint, die „Geschäfte“ im flotten Gange zu erhalten, dem juchzt er zu. Nach den hundertjährigen Wirren, die das Land durchgemacht, ist das begreiflich, „schön“ aber kann es doch nicht werden, weil es die politische Charakterlosigkeit zum Grundsatz macht.

Bei alledem hat das Urteil des Pariser Kassationshofes doch arg verstimmt. Das ließ das Auftreten Déroulèdes und Millévoyes gegen Clémenceau erkennen, der als einer der Hauptschuldigen im Panamaskandal angesehen wird, und überdies in eingeweihten Kreisen als Vertreter englischer Interessen gilt. An ihm wollte man sich rächen, da die „Anderen“ doch „unnahbar“ schienen. Déroulède und Millévoye fielen deshalb in der Kammer wütend über ihn her und schlachten ihn förmlich ab, ihre Verachtung aber zeigte sich namentlich dadurch, daß Déroulède die Forderung Clémenceaus als eines nicht mehr „Satisfaktionsfähigen“ ablehnen durfte. Etwas Schlimmeres kann einem Franzosen dieser Tage nicht geschehen. Clémenceau galt ein paar Tage hindurch als „toter Mann“, den niemand „kannte“. Da begingen die beiden Freunde einen „Vollstreich“ ersten Ranges. Sie traten mit angeblich neuen Enthüllungen über die Beteiligung französischer Politiker an englischen Machenschaften gegen Frankreich hervor, die zunächst bleiches Entsetzen erregten, namentlich auch die englischen Diplomatenkreise im höchsten Maße benommen zu haben scheinen (der Botschafter Lord Dufferin reiste unmittelbar, nachdem bekannt geworden war, daß gewisse „Geheimpapiere“ gestohlen seien, nach London, wohl um mit Lord Roseberry Rücksprache zu nehmen). Als aber Millévoje die Naivetät beging, den Inhalt dieser „Geheimpapiere“ von der Tribüne der Kammer herab vorzutragen, war der „Bann“ gebrochen. Jeder

sch sogleich, mußte bei einiger Kenntnis der Welt und Menschen sehen, daß man es hier mit einer plumpen Fälschung zu thun habe und mit sonst nichts. So thörichtes Zeug kam dabei zu Tage. Für Clémenceau war das die Rettung. Alles näherte sich ihm wieder ganz „gerührt“. Die hereingefallenen „Woulaugisten“ aber wußten nicht, wohin sie sehen sollten, so furchtbar fühlten sie den Eindruck ihrer „Schmach“, so ohrenbetäubend klang es in den Schilderungen der Judenpresse wider, deren innere Solidarität mit dem Panamaringe bei dieser Gelegenheit überraschend klar zu Tage trat. Nachdem sie selbst, wenngleich nur utgedrungen und mit höchstem Widerstreben, Monate hindurch gegen die Verderbtheit des modernen Frankreich gepredigt, war sie im Handumdrehen bereit, auf die „Verläumber“ loszugehen, sie „moralisch“ zu spießen und zu braten! Konnte darüber, daß man eine Fälschung frechster Art vor sich habe, bald kein Zweifel sein, so ist doch bis heute unaufgeklärt geblieben, von wem diese Fälschung im letzten Grunde ausgegangen, und was ihr Zweck in Wahrheit ist. Die seltsamsten Vermutungen sind laut geworden. Bald soll es Clémenceau selber sein, der sich auf diese Weise zu „rehabilitieren“ hoffte, bald gar das Auswärtige Amt in „Downing-Street“, das, um die Spuren seiner wahren Verbindungen mit französischen „Größen“ zu verdecken, dafür gesorgt habe, daß gefälschte Papiere an den politisch-internationalen Markt gebracht worden seien u. s. w. . . . .

Diese Ansicht vertritt u. a. der Marquis von Morès, der andererseits selbst dafür sorgte, daß die gefälschten Aktenstücke vom „Figaro“ veröffentlicht werden konnten. Wie reimt sich das zusammen? Der Wirrwarr ist unendlich. Man muß darauf verzichten, den Faden in den Händen zu behalten, der in dem Labyrinth sicher führt. So viel ist jedoch gewiß, daß sich hinter alledem ein Uebermaß von Niedertracht verbirgt, ein politischer und sittlicher Schmutz, der gen Himmel stinkt, wie früher kaum jemals etwas sonst. Daß die gefährlichen Papiere gestohlen worden seien, haben die Nächstbeteiligten ganz schamlos eingestanden und einen Eynismus an den Tag gelegt, vor dem man förmlich schaudert. Der britischen Diplomatie aber traut man ohne weiteres zu, daß sie hinter alledem verborgen sei, ohne es ihr sonderlich zuwer denken — wohlgemerkt! Das ist nun einmal so in dieser Welt, die als „le meilleur des mondes possibles“ gilt!

Ueber dem Ganzen aber schwebt natürlich wieder der Geist des Cornelius Herz, der übrigens noch am Leben ist, nachdem ihn die Judenpresse hochaufatmend tot gelagt. Sie hat es in der That dringend damit, ihn unter die Erde zu bringen, ihren Cornelius Herz. So lange er noch da ist, können schlimme Dinge stets erwartet werden, ungleich schlimmere offenbar, als man bis jetzt noch ahut. Das behauptet u. a. der eisig kalte Andrieux, der sich jetzt wieder still im Hintergrunde hält, vermutlich doch, weil er einen Hauptschlag im Schilde führt, für den die Lage noch nicht ganz „reif“ ist, es aber nun bald werden dürfte. Die Wahlen zum Abgeordnetenhaus sind auf den 20. August d. J. festgesetzt. Was da ist, muß also nun doch nächstens wohl heraus.

Ein Geruch der Verwesung steigt aus all dem hervor, wie aus der Kothölle, die uns das „Inferno“ Dantes malt. Man weiß nicht immer, was im Einzelnen vorgeht, hat aber das unabweisliche Gefühl, daß hier alles Lüge ist, eisige Berechnung, die nur Selbstsucht atmet und keine sittliche Schranke anerkennt, sondern sich nur nach solchen richtet, die von dem Gesetz und seiner kalten Form gezogen sind.

Bielleicht ist es in gewissem Sinne immer so gewesen; was aber nicht immer so gewesen, ist das feige Schleichtum, das, wenn es mit dem nötigen Geschick begabt ist, mit Sicherheit die Oberhand behält. Vor allem bezeichnend für die heutige Lage scheint ja das, daß die eigentlichen „Macher“ stets im Dunkeln bleiben, daß man ihre Hand wohl fühlt, aber niemals sieht. Hier und da mag ein Zipfel des Schleiers wohl gelüftet werden. So ist z. B. Coustant in den Senat von einem sonst übrigens wenig

bekanntem und genannten „Kollegen“ beschuldigt worden, daß er auch hinter der An-  
gelegenheit Ducret-Morton (die gefälschten Aktienstücke) stecke. Constans glaubte das  
so übernehmen zu müssen, daß er dem „Verleumder“ seine „Zeugen“ sandte. So  
wird in Paris alles „abgemacht“. Man giebt sich ein paar leichte „Kisse“, und der  
„Ehre“ ist genügt! Auch das ist Lüge. Im Stillen ist jedermann sicherlich  
geneigt, die gegen Constans erhobenen Anschuldigungen für begründet anzusehen. In  
seiner „Vergangenheit“ ist nichts, was dem widerspräche, das steht fest. Aber was will  
das sagen? So lange ihm nichts bewiesen werden kann, ist man zufrieden, und hat  
man nicht im Grunde recht? Die „Anderen“ sind in keinem Falle besser, Constans  
aber kann doch wenigstens etwas; man traut ihm zu, daß er die „Bestie“ zügeln werde,  
wenn es nötig ist. Das aber sagt im heitigen Frankreich viel, wo die Gemeinderä-  
te sich zum Teil in corpore gegen den Staat und die äußere Ordnung kehren, von  
der Kirche und deren Ordnung nicht zu reden. Die sind vogelfrei. Haben die Vor-  
gänge zu St. Denis das nicht gezeigt? Auch die Studentenuunruhen in Paris  
sind ein sehr böses Zeichen. Jedes Pietätsgefühl ist untergraben, ja wohl ganz zerstört,  
und nichts geschieht, um es wieder neu zu gründen. Panama mit seinen Folge-  
wirkungen — kann es anders sein? Wie soll die Jugend vor diesem heuchlerischen  
Börsestaate Achtung haben, was soll sie bewundern und verehren? Selbst die  
„Ehre“ und „Größe“ Frankreichs, die sonst in jedem Franzosenherzen mächtig lebten  
und im gegebenen Augenblicke alles zusammenführten, was sich haßte — selbst dieses  
Moment beginnt seinen Einfluß, wenn auch langsam, zu verlieren. So manches spricht  
dafür, daß das aufwachsende Geschlecht das alles ziemlich kühl betrachtet, nicht so  
chauvinistisch denkt, als man bei uns wohl meint, weil in der Presse mit dem  
„Revanche“fabel viel gerasselt wird. Nein — es ist nicht mehr, wie es zu sein scheint:  
teils die socialen Gesichtspunkte, die die Völker unter dem Banner des Antisemitismus  
einen, teils die Schlassheit, die nichts mehr auf eine Karte setzen möchte — thun das  
Ihre, um die Strömung zu verstärken.

Gewiß darf man solche Erscheinungen in ihrer praktischen Tragweite nicht über-  
schätzen. Noch sind die überlieferten Vorstellungen bei alledem sehr stark, und es wäre  
nicht das erste Mal, daß sie, obwohl innerlich schon überwunden, nach außen hin noch  
einmal eine große Wirkung üben. Wenn die Entscheidung aber nicht bald kommt,  
wird sie wahrscheinlich gar nicht kommen — das darf man wohl vermuten.

In diesem Sinne aber mag auch „Panama“ eine „providentielle“ Bedeutung  
gewinnen. „Aufhaltend“ hat der Wirrwarr, den es in den leitenden Kreisen Frank-  
reichs hervorgebracht, jedenfalls gewirkt. Monate hindurch konnte es zweifelhaft erscheinen,  
ob sich eine feste Ordnung wieder herstellen ließe, und selbst heute ist es noch nicht  
ausgemacht, daß dies gelingt. Solche Zeiten sind nicht dazu angethan, zu äußeren  
Abenteuern aufzufordern; es sei denn etwa, daß ein neuer Bonaparte käme. Von  
einem „Pékin“ werden sich die Franzosen nicht in den „Weltkrieg“ führen lassen, das  
ist gewiß. Welches aber könnte die weltgeschichtliche Aufgabe sein, die ein solcher  
„Soldat des Glückes“ jetzt zu lösen hätte? Was ihm vor hundert Jahren zu thun  
oblag, das ist klar. Ein neues Europa mußte er schaffen helfen. Auch heute mag  
ein „neues Europa“ im Werden sein. Allein, wenn nicht alles trägt, wird es dazu  
des Blutvergießens nicht bedürfen, das zu Napoleons Tagen nicht vermieden werden  
konnte. Die große Umwälzung, in der wir sicherlich begriffen sind, vollzieht sich langsam  
ohne Anwendung äußerer Gewalt; das allgemeine Stimmrecht sorgt dafür. Die  
Art, wie es dafür sorgt, mag, ja wird in den einzelnen Ländern sehr verschieden sein.  
Im ganzen und großen kann aber, wie gesagt, angenommen werden, daß es dabei ohne  
so ausgedehnte Anwendung von Gewalt abgehen wird, wie sie vor einem Jahr-  
hundert nötig war, um den alten Feudalstaat zu zerstören. Der Krieg widerstrebt der  
heitigen Menschheit ganz entschieden. Man spricht noch viel von Krieg, weil das lebende  
Geschlecht ein ziemliches Stück davon gesehen; im Grunde aber wird man sich mit der

Wirklichkeit des Krieges kaum mehr abzufinden wissen. Nicht, weil die Welt, wie wir sie vor uns sehen, mehr Gemüt befähigt als die alte, wohl aber, weil sie schwächere Nerven hat als jene, und weil sie, das darf hier wiederholt werden, zu tief im Geschäft darinnen steckt. Der Krieg ist der Vaukerott für unzählige Existenzen; das kann nicht anders sein. Darum scheint ihn jedermann naturgemäß wie Fener. Dieses Gefühl aber kann sich unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts wohl zur Geltung bringen und wird es sicherlich in stets erhöhtem Maße thun.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, obwohl das, streng genommen, nicht zu „Panama“ gehört -- daß die oben berührten Straßenunruhen, an denen ursprünglich meist Studenten beteiligt waren, die aber später, wie in solchen Fällen immer, zu einer Art Erhebung des Pariser Pöbels wurden, einen Anlaß gehabt haben, der zum Ganzen, wie wir es hier geschildert haben, trefflich paßt. Die Erbitterung der Studenten, zu denen aber auch in erster Reihe die Kunstschüler zu rechnen sind, ist darauf zurückzuführen, daß mehrere junge Leute, welche an einer schamlosen Orgie (genannt *le bal des quatr'Arts*) teilgenommen, vom Zuchtpolizeigericht zu übrigens geringen Freiheits- und Geldstrafen verurteilt worden waren, während sie auf „Maskenfreiheit“ gerechnet hatten. Diese würde ihnen vermutlich auch nicht verweigert worden sein, wenn nicht gleichzeitig ein noch tollereres „Adamsfest“, das von bekannten „Pornographen“ ausgegangen war, die Strenge des Gesetzes herangefordert hätte. Da mußte es wohl oder übel heißen: mitgefangen -- mitgehungen; es war nichts zu machen. Die Studenten und Kunstschüler aber wollten das eben nicht einsehen, und daraus sind die Straßenunruhen denn entstanden. Anfangs beschränkte man sich auf eine „Raketenmusik“, die dem „Papa la Pudeur“, d. h. dem für „sittenstreng“ geltenden Senator Béranger, sowie Jules Simon gelten sollte. Beide werden nämlich als die eigentlichen Urheber der stattgehabten Verurteilungen angesehen; Jules Simon ist Vorsitzender des Pariser Sittlichkeitsbundes und scheint als solcher in der That zu thun, was er nur irgend kann.

Das Weitere, d. h. die Ausgestaltung der „Raketenmusik“ zu einer Art Straßenkampf, gehört nicht hierher. Kann es aber etwas Charakteristischeres geben, als daß die französische Jugend heute unter dem Baune der offenen Schamlosigkeit und Liederlichkeit auf die Strafe stürzt? Papa la Pudeur! — Conspuez Béranger! das ist ihr Schlachtruf. Die Helden der „Kunstschlacht“ und der dreitägigen Kämpfe von 1830 standen sittlich gewiß nicht hoch; diesen „Epigonen“ gegenüber aber erscheinen sie als Idealgestalten ersten Ranges.







## Brief aus Chicago.

(Schluß.)

Kommen wir nun endlich zum Inhalte der Ausstellung, so bietet von ihm wohl das reichste Bild der Industriepalast. — Er ist jetzt, zu Anfang des Juni, noch immer von großen Lücken durchsetzt, und zur Beurteilung und Vergleichung forderten bisher eigentlich nur die Anstellungen des deutschen Reiches, Oesterreichs, Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten auf, aber immerhin ist hier ein Rundgang doch schon lohnender als in den meisten anderen Palästen.

Er bietet freilich wenig Neues, wenig, was nicht in gleicher Güte schon frühere Ausstellungen gezeigt hätten, und fast nichts, was nicht der Bewohner oder Besucher in den Bazaren jeder unserer Großstädte täglich finden könnte. Aber dennoch ist es interessant genug, innerhalb Stunden gleichsam von Land zu Lande, von Weltteil zu Weltteil zu fliegen und die spezifischen Kunst- und Industrieprodukte der einzelnen Nationen mit einander zu vergleichen, namentlich, als die Art und Weise, wie sie zur Ausstellung gelangt sind, häufig noch weit mehr als das verrät und hier und da die feinsten Züge der Völkereien vollendet zum Ausdruck bringt.

Man kann sich noch immer beim Durchwandern des Industriepalastes auf die sog. Columbian Avenue beschränken, welche in geräumiger Breite von Süd nach Nord den ganzen Raum des Gebäudes durchschneidet und von den Ausstellungen fast aller bedeutenderen Kulturstaaten hüben und drüben eingefasst ist. Nur selten, daß sich abseits von ihr ein Pavillon mit wertvollem Inhalt erhebe, ja selbst die unmittelbar an ihr plazierten Staaten sind in ihren hinteren Reihen noch zum Teil recht weit zurück, und die völlige Vollendung des Palastes dürfte sich gewiß bis ans Ende des Juni oder noch weiter erstrecken. Inzwischen heißt es nun doch einmal einen Anfang machen mit dem Schauen und Urtheilen; die noch ganz unfertigen Staaten müssen, ob verschuldet oder unverschuldet, es in den Kauf nehmen, wenn ihre Produkte die Anerkennung heute nicht finden können, welche ihnen in vier Wochen vielleicht gebühren würde.

Es ist zu bedauern, daß diese Unfertigkeit gerade unter denjenigen Staaten Europas eine große Rolle spielt, welche, wenngleich klein als Industriebezirke, doch als Entwickler origineller Kunst- und Gewerbetätigkeiten gewiß eine nicht unbedeutende Rolle spielen würden, wenn ihre Sammlungen schon weiter vorgeschritten wären. So empfängt den von Süden Eintretenden rechter Hand zunächst der Pavillon Rußlands, daran anschließend derjenige der skandinavischen Halbinsel, und ihnen gegenüberliegend die italienische und dänische Abteilung — alle vier noch auf demselben Standpunkt der Unfertigkeit, welche bei den drei nördlichen Reichen bis jetzt nur soviel erkennen läßt, daß sich ihre Pavillons

durch die kräftige Betonung einer eigentümlich nordischen Holzarchitektur einen sehr originellen Charakter bewahrt haben. Italien ist im Begriff, innerhalb einer klassischen, von einem römischen Triumphbogen überragten Bogenstellung seine Marmor- und Bronzekunstwerke aufzustellen, und ein Spaziergang durch die engen, von Arbeitsmaterial noch überfüllten Gänge zeigt uns das Kunstgewerbe dieses Genres in Italien auf einer Höhe, welcher nur Frankreich in Hinsicht auf seine Bronze gleichkommt. Die freilich noch ungeordneten Sammlungen der Gebr. Lavin in Florenz, Boscellis in Rom und anderer zeigen fast nur Vorzügliches, und eine Kolossalbüste König Humberts, von Federico ausgeführt, hätte einen Platz im Palast der freien Künste verdient. Bedauerlich ist es, daß in der ohnehin so unfertigen Ausstellung die Vertreter einiger Firmen, welche recht Wackeres geleistet zu haben scheinen, sich durch die, auch der Presse gegenüber durchgeführte rigorose Beobachtung der Abschließung ihrer Ausstellung bis zur Fertigstellung den Weg zur Berücksichtigung selbst verschlossen haben.

Hinter der italienischen Ausstellung erhebt sich auf überraschend großem Raume eine im Stil der Alhambra erhabene Dekoration, welche die Schätze Spaniens beherbergen soll, und neben ihr ist die persische Ausstellung im Entischen, ohne daß bis jetzt eine von beiden das mindeste Bemerkenswerte enthielte. — Dagegen locken die kleinen Abteilungen der Niederlande und der Schweiz durch ihre vollendete Aufstellung bereits viele Besucher an; hier ist das Porzellan von Delft, dort sind die Uhren von Genf der Mittelpunkt der ausgestellten Schätze. Joost Thoolst und Labouchère haben in Delfter gemaltem Porzellan wahre Kunstschätze angepfeichert; ihre Krüge und Vasen, mit Metallfarben gebrannt, zeigen Farbentöne von entzückender Stimmung und ihre großen Porzellan gemäße, nach Halsischen, Rembrandtschen und Rubensschen Bildern ausgeführt, erregen mit ihren gedämpften und doch wunderbar wahren und wirklichen Farbentönen ungeteilter Bewunderung. Die Schweiz hat in ihren Uhren, ihren Präzisionsinstrumenten, unter deren Materialien das Aluminium eine Rolle zu spielen beginnt, und ihren Holzschnitzereien eine recht kleine, aber um so wertvollere Sammlung aufgestellt; besonders die Holzschnitzereien, unter denen sich echte Kunstwerke finden, stellen eine von keinem anderen Staate wiederholte Haltung des Kunstgewerbes dar, welche aller Pflege und Belohnung würdig ist.

Wir müssen wieder zur rechten Seite der Columbian Av. hinüber, um in die Ausstellung von Belgien zu gelangen, welche in kunstgewerblicher Hinsicht ebenfalls ganz Vorzügliches enthält. Die Compagnie des Bronces in Brüssel hat gleich am Eingange des reich ausgestatteten, großen Pavillons einige riesige Basen und einige Bronzestatuen aufgestellt, welche zu den besten Stücken der ganzen Halle gehören dürften. Ein „Leonidas“ von Gefs, eine Statue der Unschuld, beide à cire perdue, in Wachsguß unter Verlust des Modells ausgeführt, sind von vollendeter Schönheit und reichen an Wert den besten Bronzen Italiens und Frankreichs die Hand. Eine reichhaltige Ausstellung der bekannten Brüsseler Kunstmöbelfabrik von Rosel lehrt im Vergleich zur letzten Möbelansstellung in Berlin, wieviel wir noch in dieser Beziehung zu lernen haben, und eine große Sammlung von Porzellan- und Majolikastücken, durch die Firma Boch Frères in La Vallière aufgestellt, zeigt in der Vereinigung von Bronze und vorzüglich emailliertem Porzellan einige unübertreffliche Muster, untermischt freilich von vielem minder schönen Material in meist japanischem Geschmack, das seinen Ursprung nur der närrischen Vorliebe für die bizarren Muster Japans verdankt. Belgiens Ausstellung gehört, der Reichhaltigkeit der belgischen Industrie entsprechend, in die erste Reihe der konkurrierenden Staaten, wobei es freilich nicht ausbleiben konnte, daß der Gesamteindruck, wie bei England und Nordamerika, hin und wieder ins Langweilige übergeht. Neben der Keramik gehört der breiteste Platz naturgemäß der Textilindustrie; Teppiche und Spitzen füllen große Abteilungen aus und bilden für die Frauenwelt einen vielumschwärmten Mittelpunkt, während die ebenfalls recht umfangreiche Vertretung der

belgischen Waffenschmiedekunst bisher von den Besuchern ziemlich vernachlässigt wurde. Die umfassende Ausstellung der belgischen Kolonialprodukte hätte man wohl lieber im Agrikulturgebäude als hier im Industriepalast gesehen, denn wenn dort die aufgestapelten Kakaos, Zunder- und ähnlichen Schätze wenigstens zur Vervollständigung des Gesamteindrucks der irdischen Bodenschätze ihr Teil beitragen, so wirkt ihre Anhäufung hier zwischen den Produkten des Kunstgewerbes wenig anmutend.

An Belgien stößt Frankreich, ein der vier Hauptkulturländer der Erde, die hier, um den Mittelpunkt der großen Halle gruppiert, um die Palme ringen und unter allen vertretenen Staaten am dringendsten zum Vergleich auffordern. — Ein weißer, mehr durch seine Höhe als durch seine Formen wirkender Glockenturm bezeichnet, am Str. 13, punkt der beiden großen Avenuen aufgestellt, das Centrum des Gebäudes; die vier Großmächte, welche sich, wie Löwen um die Beute, um ihn gelagert haben, sind im Süden Frankreich und Großbritannien, im Norden, ihnen kreuzweis gegenüber gelegen, Deutschland-Oesterreich und die Vereinigten Staaten. Man braucht die Einzelabteilungen kaum zu betreten, um die grundsätzliche Verschiedenheit der Anordnung hier und dort zu empfinden, schon der erste Eindruck, wie er sich von der Columbian Av. aus bietet, zeigt davon hinreichend genug. Hier die deutsche Ausstellung, welche, mehr wie einmal schon die Perle des Industriepalastes genannt, durch ein wahrhaft großartiges und künstlerisches Portal, zwischen hohen Ecktürmen und schweren Arkaden von drei vollendet schönen Eisenthoren gebildet, sich schon von Außen einen würdigen und prächtigen Eindruck sichert und denselben durch den hinter diesen Thoren sich öffnenden Pavillon, welcher die ausgewähltesten Stücke der deutschen Goldschmiedekunst und Keramik und vor allem die prächtigen Ehrengeschenke des deutschen Kaisers, Bismarcks und Moltkes enthält, zum künstlerischen Höhepunkt des ganzen Gebäudes steigert; daneben Oesterreich-Ungarn, das gleichfalls seine kunstgewerblichen Schätze gegen die Columbian Av. durch eine würdige Umfassung mit hohen Portalen abgeschlossen und einem künstlerischen Inhalt auch eine künstlerische Fassung gegeben hat. Dort drüben Frankreich, dessen reiche Sammlungen, gleichfalls zu dreiviertel kunstgewerblichen Inhalts, in derselben Weise durch eine hohe, karyatidengetragene Vogensstellung, welche wiederum ein hohes Portal krönt und beherrscht, erfaßt und zusammengehalten werden, — und dann diesen Thüren des Palastes gegenüber die Union und England mit wahrhaft manchesterlichen Bazarausstellungen, welche hier jeder Umfassung und jeden Schmuckes entbehren, dort durch eine kümmerliche, des britischen Weltreiches ziemlich unwürdige Holzgalerie recht dürftig, aber doch etwas besser hervorgehoben und konzentriert werden. Es ist in der That ein tiefwurzelnder Unterschied in der Volksseele, der hier so reiche Staaten wie die Union oder England ohne jedes geeinte Auftreten nur in wider Konkurrenz Pavillon neben Pavillon, Glasspind neben Glasspind aufbauen und mit den heterogensten Dingen in teilweise entseflich geschmackloser Weise anfüllen ließ, während andererseits nicht allein die in ihren Mitteln so viel beschränkteren Industrien Deutschlands, Oesterreichs und Frankreichs es für unwürdig hielten, ohne eine geschlossene, die Landesausstellung einende Dekoration aufzutreten, sondern selbst soviel kleinere Reiche, wie Schweden und Norwegen, wie Belgien und die Niederlande, wie Spanien und die Schweiz, ja während selbst die meisten außereuropäischen Staaten es für notwendig erachteten, durch einen Pavillon, eine geeignete Umfassung, eine charakteristische Dekoration ihren Sammlungen ein nationales, einheitliches Gepräge aufzudrücken.

Dem Inhalte nach dürften Oesterreich und Deutschland die am besten vertretenen Staaten sein, wiewohl sie an Umfang des zur Schau Gestellten von England und den Vereinigten Staaten bei weitem und in Sachen des Geschmacks von Frankreich hier und da übertroffen werden. Deutschland ganz besonders hat sich jedenfalls durch die kräftige Initiative seiner Regierung und die rastlose energische Arbeit ihres Kommissärs zu einem Gesamteindruck aufgeschwungen, der es zum Mittelpunkt der Halle macht, den Namen Deutschland auf alle Lippen zaubert und in gleicher Weise der heimatischen,

besonders kunstgewerblichen Industrie als den hier lebenden Deutschen ein nachhaltiges Ansehen verschaffen wird. Der große Mittelpavillon wird, in der gediegenen Pracht eines Kunstgewerbemuseums aufgestellten Ehrengescheuken, seinen Meisterwerken der Hanauer Gold- und Silberschmiedekunst und seinen prächtigen, aufs glücklichste ausgewählten und geordneten Glanzstücken aus den königlichen Porzellanwerken zu Charlottenburg wimmelt seit seiner Eröffnung von Besuchern, und wohl mögen die Vertreter fremdstaatlicher Ausstellungen, wohl mag das rechts benachbarte England, die links gegenüberliegende Union scheel sehen, wenn sie diese drängende, bewundernde Besucherzahl mit den dürftig gefüllten Gängen ihrer Sammlungen vergleichen. Und doch ist dieser Ehrenhof mit seinen wundervollen Seitennischen wohl das Schmuckkästchen, aber doch lange nicht der Schwerpunkt der deutschen Ausstellung. Der daneben sich öffnende Pavillon der sächsischen Porzellanmanufaktur ist in Formen und Malerei den Berliner Produkten mindestens ebenbürtig. Die Zimmer aus den Schlössern Ludwig des Ersten von Bayern auf der anderen Seite zeigen eine Pracht und einen Geschmack, der zum zweitenmal in der ganzen Halle vergebens gesucht werden dürfte, will man ihnen nicht etwa ein allerdings heterogenes, aber in gleich erfahrener Wahl zusammengestelltes Zimmer in der österreichischen Abteilung zur Seite stellen, das, den Fürst Metternichschen Salons entnommen, von Sandor Yervay in Wien ausgestellt ist. — Der Schwerpunkt in der deutschen Abteilung scheint mir, wenigstens wenn die Wichtigkeit für den Export berücksichtigt werden soll, die Goldschmiedekunst und die Kunstgießerei in Bronze zu bilden; wird doch der Amerikaner, wenn sein unerhöchliches Land und die stetig anwachsende Bevölkerung auch in allen Gebrauchsartikeln, in allen Dingen der Industrie und Technik in Kürze zur Emancipation von Europa führen dürfte, in Ansehung des Kunstgewerbes die alte Kultur am allerlehten entbehren können. Und wahrhaft herrlich wirkt die Reihe der Kunstgebilde in Gold, Silber und Bronze, wie sie hier von Firmen wie Hagenius, Arndt & Markus, Stubbe in Berlin und anderen zur Ausstellung geschickt worden sind! In der Vereinigung von Glas und Edelmetallen zu Vasen, Tafelaufsätzen, Schreinen und Aehnlichem ist da Unübertreffliches geleistet worden, in Bronzen stehen dort Wertstücke genug, die sich mit Frankreich vollauf messen könnten, ja die es, wenn man den Durchschnitt berücksichtigt, fraglos übertreffen. An Waffen und Werkzeugen haben Prinz Stolbergs Eisenwerke und Hentels Solinger Fabriken ihr Bestes geschickt, und die erstere Ausstellung dürfte sich mit ihren prächtigen alten Rüstungen auch hier viele Freunde erwerben. Eine Zierde des deutschen Könnens bilden endlich die Schmiedearbeiten der Frankfurter Gebr. Armbrüster, welche außer den, längst zur Berühmtheit des Hauses gewordenen Eingangsthoren zum deutschen Ehrenpavillon — Arbeiten beiläufig, welche die berühmten neuen Schloßthore am alten Kaiserhof in Berlin übertreffen dürften — einen ganzen Pavillon ihrer besten Sachen zur Schau gestellt haben. — Betritt man von der großen Querstraße des Gebäudes die hintere Hälfte der deutschen Ausstellung, so zeigt eine umfangreiche Tropfsteinhöhle aus blau leuchtendem, künstlichem Gestein, von den vereinigten Ultramarinfabriken Stuttgarts und Nürnbergs errichtet, den Eingang zur Schaustellung unserer chemischen Industrien an. Die westlichen Distrikte Deutschlands sind es, welche hier das Wort führen; Ludwigshafen mit seinen Anilin- und Sodafabriken, Elberfeld, Stuttgart und andere Orte, welche der Katalog besser aufzählt als der Berichterstatter, haben ihre Schätze hergeschickt, und können diese Pavillons voller Säuren und Salze, voller Farben und Stärken, voller Hilfsmittel der Technik und Pharmazentil auf die Dauer auch selbst den Fachmann nicht fesseln, so haben sie doch alle ein erfreuliches, sie vor den gleichartigen Ausstellungen Englands und Amerikas auszeichnendes Merkmal: die Promptheit, Gefälligkeit und Uebersichtlichkeit in ihrer Anordnung. Und schließlich kommt man ja auch durch dieses Reich der Chemikalien, Bürsten und Pinsel hindurch wieder in erfreulichere Gebiete, von denen ich eines, bevor ich Deutschland verlasse, mit kurzen Worten hervorheben muß. Es ist der Pavillon der vereinigten Städte Nürnberg und Fürth, dessen Betrachtung den schon mehrmals erwähnten Vorzug der deutschen

Ausstellung wiederum und im stärksten Maße empfinden läßt. Man glaubt sich nicht mehr in Chicago, wenn man diesen irantischen, reizenden Raum betritt. Leichte Gaze deckt die Beleuchtung dämpfend und gleichmäßiger machend, die Eisenrippen des hohen Gewölbes zu, ein vortrefflich gemaltes, breites Diorama im Hintergrunde versetzt uns auf das Pflaster von Nürnberg selbst, dessen schöner Brunnen, dessen liebliches Frauenkirchen-Portal hinüberwinkt und von den ehrwürdigen Spitzen der Sebaldkerche, vom altertümlichen Giebelwerk des alten Rathhauses und den Zinnen der Thor- und Burgtürme hoch überragt wird. Und, in diesem Rahmen entfaltet, Nürnberg und Fürth's ganze Schätze; die langen Schränke voll des sinnvollsten Spielwerks, voller Dampfmaschinen und Lokomotiven, Dampfer und elektrischer Apparate, optischen und mechanischen Unterhaltungswerkes, bei dessen Anblick dem Kinderfreunde, nach der Oede, welche in dieser Beziehung die Straßen Chicagos bieten, das Herz angeht; da sind auch die Tisch- und Schreine voll zierlichen Kotillontandes, voll metallgesponnener und gewirkter Spitzen und Bänder, da sind die Farben- und Lackkasten, die Beleuchtungs- und Anschauungsmittel aller Art, die Zirkel und Zeicheninstrumente, die Präzisionsapparate — kurz, da ist, geeint und durch die Einheit mächtig, die ganze große „Kleinindustrie“ der altehrwürdigen Schwesterstädte.

Oesterreich bietet ein nicht minder erfreuliches Bild, das an Reichhaltigkeit in kunstgewerblichen Gegenständen Deutschland sogar noch übertreffen möchte. Das böhmische Glas zeigt sich hier in wahrhaft entzückenden Formen und in einer Verschiedenartigkeit der Bearbeitung, welche jeder Schilderung spottet. Krystallfeine Becher, Gläser, Kaminen, Karaffen mit wunderbar filizierten matten Goldfadennestern, Platten und Teller mit lamacnartig geschnittenem Grunde, Krüge in Bronzefassung, Schiffe von jeder Form und Feinheit, und alles in unendlichem Reichtum der Muster! Gleich am Eingang, hinter den schweren, würdevollen Portalen hat die Firma Lobmeyer in Wien eine Ausstellung veranstaltet, von deren Stücken jedes einzelne ein Kunstwerk ist. Graviertes Opalglas, mit Goldfäden eingelegt, gebrannt und dann geschliffen, bildet bei den meisten Stücken das Material. Aber welch ein Farbenschmelz, welch eine Formenschönheit in diesen Hunderten verschiedener Gläser und Krüge! Selbst Künstler und zur Ausführung seiner Ideen stets nach künstlerischen Kräften ersten Ranges ausschauend, hat Herr Lobmeyer hier wirklich eine Sammlung geschaffen, welche, ungeteilt in das erste Kunstgewerbemuseum überführt, demselben zur Zierde gereichen würde. Ob hier in Amerika mit diesen Dingen der gewünschte Zweck, trotz der euornen Kaufkraft des Publikums und der verhältnismäßig — man denke an den leidigen Zollzuschlag von 60—80 Prozent — billigen Preise, erreicht werden wird, steht dahin; — der amerikanische Geschmack geht seine eigenen Wege, und, was Musterschönheit betrifft, nicht eben die besten, ein Uebelstand, der noch dadurch vermehrt wird, daß der Deutsche sich, wie den französischen, so auch den bizarren oder langweiligen englischen Sitverirrungen sehr viel leichter unterwirft, als der Engländer oder Amerikaner sich den deutschen. Begleite man die Damen unserer oberen Stände auf ihren Gängen durch die Kunstgewerbe-Magazine unserer Großstädte, so wird man in dieser Hinsicht Wunder sehen. — Ganz nahe bei Lobmeyer hat Ernest Wahlitz aus Wien seine Sammlungen aufgestellt, und was jener in der Vervollkommnung der Glasindustrie, das ist Wahlitz in der Keramik. Man müßte die auserwähltesten Stücke der sächsischen und preussischen kgl. Porzellanmanufakturen hervorzuheben, um sie den Meisterwerken dieser österreichischen Ausstellung zu vergleichen. Einige Teller und Vasen, nach berühmten Delgemälden unserer ersten Meister gemalt und gebrannt, eine kolossale Vase des Kaisers Franz, von Hofrat Stark entworfen, von Prof. Klotz modelliert, aus Majolika, Bronze und Rubin gebildet, zählen unter die ersten Stücke der ganzen Ausstellung. Hier, wo der wundervolle Farbenschmelz der ans dem blendenden Material vorzüglich reproduzierten Gemäde eine ursprünglichere Wirkung auf das Auge ausüben, als die feinst modellierten Gläser es vermögen, lehren denn auch die zahlreichen Besinder und die vielen angehefteten „Sold by Mr. oder Mss. Soundso“, daß der Zweck der

Ausstellung kein verfehlter ist, wobei freilich wiederum nicht zu vergessen ist, daß sich die Bahlhische Manufaktur dem englischen Geschnad — Ungeschmack sollte ich sagen — bereits in vielen Stücken stark genähert hat. Die Silberausstellung von G. A. Schmid, die Perlmutter-Schätze von Krehom in Wien beweisen die Universalität des Wiener Kunstgewerbes wieder auf anderen Gebieten, und betritt man schließlich die Pavillons von G. Müller in Albrechtsthal, Böhmen, so findet man die Glaskunst nahezu auf den Gipfel des irgend Erdentkaren getrieben. Rubin und Krystall, Kupfer und Gold, Bernstein und Perlmutter, das ist alles mit einer Raffinerie nachgebildet und zum Ausdruck gebracht, welche ans Wunderbare grenzt, mit einer Vielseitigkeit der edelsten, feinsten Formen verbunden, die uns nach stundenlangem Schauen noch immer Neues finden läßt.

Es ist unmöglich, diese Sammlungen erschöpfend zu behandeln: die Liebhabergegenstände von Bolitzer in Wien, Miniaturkunstschrone und Aehnliches, die Wiener Drechslwaren Ausstellung, welche den einfachen Meister in seinen gleichsam angeborenen stannenswürdigen Leistungen zeigt, die Produkte der böhmischen Spielwarenindustrie, das und Anderes würde noch Seiten erfordern, welche mir nicht zur Verfügung stehen. — So mag denn auch über die französische Ausstellung lediglich ein generelles Urtheil erlaubt sein. Wie voranzusehen war, bewegte sie sich fast ganz auf dem Boden des Kunstgewerbes und vor allem der Bronzegießerei; und die Resultate sind derartig, daß Frankreich auf seine Ausstellung im Industriepalast stolz sein, ja damit manche Scharte, welche sein Ruf diesmal im Kunstpalaat erhalten wird, auswegen kann. Und doch, die Ungleichheit, welche dort in der Gemäldegalerie unter die wenigen eminenten Leistungen so furchtbare Lücken von Unfertigkeit und Mittelmäßigkeit reißt, dieselbe Ungleichheit macht auch hier dem Beurteiler viel zu schaffen. Hat man eben an einigen wirklich untadeligen Statuetten, an einer Büste, welche jeder Kunstgalerie Ehre machen würde, einer einfachen, wahren und schönen Genrescene seine Freude gehabt, so darf man sicher sein, in der nächsten Viertelstunde von der Bronzefabrikatur eines abscheulichen Negerjungen, dem eine Fliege auf der Nase sitzt, oder von der drastischen Geberde einer reitpfeischen-bewehrten Kofette wieder gegenteilig gestimmt zu werden. Inzwischen ist auf alle Fälle genug vorzüglichem Materials da, besonders in realistischen Meisterwerken naturwahrer Lebensscenen, um Frankreich seinen Ruf auf dem Felde der Bronzechnik zu bewahren. In Marmorskulpturen dürfte es von Italien geschlagen werden.

Und nun, schweren Herzens, betrat ich die Ausstellung der Vereinigten Staaten. Schwere Herzen? Ja, denn wenn Mäntel und Strümpfe und Strümpfe und Mäntel, Unterhosen und Regenröcke und Regenröcke und Unterhosen, wenn Blechfessel und Drahtwaren, Schleifsteine und Pflugscharen, Küchen- und Kellengeräte, Seife und Soda, Schwämme und Kämme und all die soustige Notdurft des täglichen Lebens schon unter gewöhnlichen Umständen eben keine anziehenden Ausstellungsobjekte sind — in dieser gräulichen Dede aufgebaut, in der kleinstädtischsten Weise ausgebreitet, ganze Morgen Landes bedeckend —, so wird die Sache einfach langweilig. Es sind das alles Gegenstände, welche, etwa mit Ausnahme afrkanischer Romadenstaaten, jedes Land fertigt, die meisten sogar bedeutend wohlfeiler als Amerika; es sind Dinge, die gut und nützlich sind, aber diesen ungeheuren Raum mit ihnen zu füllen, ist doch wider allen Geschmack! Ich bin stundenlang zwischen diesen schwarzen eintönigen Glasspinden umhergewandert, um etwas Charakteristisches, Bemerkenswerthes zu finden, aber die Ausbeute war mager. Die Seidenindustrie von San Francisco etwa, durch Chinas Nachbarschaft so lebhaft angeregt und in teilweise wirklich hübschen Mustern bethätigt, wäre auszunehmen. Dann weilte ich lange bei der Achatausstellung der „Drate Comp.“, welche die mächtigen Borräte der verkiefteten Wälder des Westens durch mühsame Arbeit in Tischplatten, Basen, Säulen und allerhand kleine, durch die wunderbaren Farben des Achatholzes entzündende Bier- und Luxuswaren verwandelt. Endlich fand ich teils gute, teils sogar formensöhne und geschmackvolle Porzellanwaren amerikanischer Fabrik in der Ausstellung der Internat.

Pottery Comp. zu Trenton, wenn auch hier in den meisten Stücken, wie bei den spärlichen Proben von Bronzegießerei, die ich fand, nur auf den teils verwahrlosten, teils überraffinierten ameritanischen Geschmack Rücksicht genommen ist.

Von der englischen Ausstellung ließe sich in vieler Hinsicht, besonders rücksichtlich der Komposition, dasselbe oder ähnliches sagen, merkwürdig genug bei zwei Ländern, von denen das eine, sobald ihm seine geringe Kunstentfaltung zum Vorwurf gemacht wird, stets auf die Jugend seiner Kultur hinweist, während das andere zu den ältesten Staaten des gegenwärtigen Europa zählt. Es muß eben doch noch ein anderes Moment hier und dort wirksam sein, um diese fabelhafte Entfaltung des praktischen und gewerblichen Lebens, des Handels und der Industrie, nicht zum mindesten aber auch des Reichtums, diese kräftige Blüte andererseits auch der Wissenschaft, soweit sie mit den Dingen des praktischen Lebens einen Berührungspunkt hat, zum Ausbruch zu bringen, wie wir sie in England und Amerika sehen, — und daneben das Gemüt und die Kunst doch so sehr verkümmern zu lassen, das Ideale so wenig zum Ausdruck zu bringen und das Materielle mit einem Eifer, einer Wildheit möchte man sagen, emporsichern zu lassen, welche, wenn der Anschein nicht trügt, schon jetzt zur körperlichen Degeneration zu führen im Begriff ist, — es muß ein tiefwurzelnder Hang in der Seele der Völker sein, dessen Wirksamkeit, wie die Losreißung der Union von England sie nicht zerstören konnte, durch die unaufhörliche Vermischung der Amerikaner mit den Völkern des Kontinents nicht aufgehoben werden kann.

W. Herdrow.





## Der Bug Schills durch Mecklenburg.

Aus den Akten des Großh. Geheimen und Haupt-Archivs in Schwerin

bearbeitet vom Generalmajor z. D. v. Schulz.

### III.

Der Major v. Pressentin befehlt 4 Compagnien in Damgarten, die Compagnie v. Kampff legte er nach Daskow — dreiviertel Meilen links von Damgarten —, die Compagnie v. Berg nach Tempel — dreiviertel Meilen hinter der Stadt — und seine eigene Compagnie — geführt vom Stabskapitän v. Spitznas — nach Büttnitz, 500 Schritte rechts von Damgarten entfernt. Den Compagniechef befahl er, bei dem ersten Kanonenschuß mit ihren Compagnien herbeizueilen. Diese Maßregel, angesichts eines vierfach überlegenen Feindes, dessen Erscheinen vor Damgarten man stündlich erwarten konnte, mußte notwendigerweise zur Folge haben, daß die Compagnien v. Kampff und v. Berg nicht mehr rechtzeitig zum Gefecht eintreffen konnten.

Die beiden einzigen Brücken über die Rednitz und über die Trebel waren zu damaliger Zeit bei Damgarten und bei Triebsee.

Damgarten liegt am rechten Rednitzufer, ca. 3—400 Schritte vom Fluß entfernt, über welchen eine hölzerne Brücke führt. Von der Stadt gelangt man auf einem aufgeschütteten Damm durch die in der Regel nassen Wiesen zur Brücke; jenseits derselben geht der Damm weiter durch eine ca. 500 Schritt breite Wiesenfläche in der Richtung nach Ribnitz zu. Am linken Ufer, dicht an der Brücke lag ein Hohlhaus, von dessen oberen Fenstern aus man die Brücke und das Terrain rechts und links derselben völlig beherrschte. Die Wiesen waren in dem sehr trockenen Sommer des Jahres 1809 von Infanterie bequem zu passieren, die Wassertiefe der etwa 20 Fuß breiten Rednitz aber von der Art, daß dieselbe nicht durchwaten werden konnte.

Der Major v. Pressentin traf folgende Dispositionen zur Verteidigung des Flußüberganges:

Der Grenadier-Compagnie v. Boddien wurde der Ehrenplatz zur unmittelbaren Verteidigung der Brücke hinter einer Brustwehr angewiesen, welche die Compagnie v. Esderhorst aus Schanzkörben angefertigt hatte und welche dicht hinter der Brücke links von Damm lag. Diese Brustwehr, welche ca. 4 Fuß hoch war, konnte von den Fenstern des Hohlhauses völlig eingesehen werden und hatte keine Flanken; sie konnte daher vom jenseitigen Ufer, da der Fluß hier eine Krümmung machte, von rechts her der Länge nach flankiert werden.



Dicht vor der Stadt links des Dammes sollte die Compagnie v. Elderhorst und rechts des Dammes die Compagnie v. Engel die Verteidigung übernehmen; für beide Compagnien wurde eine leichte Brustwehr von Planen aus Brettern errichtet. Die Compagnie v. Bülow wurde als Reserve auf dem Marktplatz aufgestellt.

Am 23., abends 10 Uhr, traf der General von Candras in Damgarten ein. In seiner Begleitung befanden sich die Capitän v. Bilguer und v. Balthasar. Von 2 Uhr morgens an mußten die Truppen unter das Gewehr treten, da man einen nächtlichen Ueberfall befürchten konnte; dieselben blieben so lange auf ihren Alarmplätzen stehen, bis die über Ribnitz hinaus entsendeten Offizier-Patronillen zurückkamen.

Am 24. Mai, morgens 6 Uhr, ritt der General mit dem Capitän v. Bilguer zum Refugnoszieren über Ribnitz auf der Straße nach Rostock vor. Nach Damgarten zurückgekehrt, befahl er, daß die Recknitzbrücke von Grund aus zerstört werden und daß für 2—6 Pfänder am Eingange von Damgarten ein Geschütz-Emplacement gebaut werden sollte. Die übrigen 4 Geschütze wurden, da für dieselben keine Munition vorhanden war, nach Stralsund zurückgeschickt. Darauf besprach sich der General noch eine Stunde lang mit dem Major v. Pressentin; in Damgarten sollte der hartnäckigste Widerstand geleistet werden; könne sich der Major aber der Uebermacht gegenüber nicht mehr halten, so solle er sich auf Richtenberg zurückziehen. In diesem Falle solle er rechtzeitig Meldung nach Triebsees schicken, wohin er das Bataillon Strelitz — 4 Compagnien à 50 Mann unter Oberst v. Bonin — von Greifswald beordert habe. Mit diesem Bataillon und der Compagnie von Schade wollte er dann ebenfalls nach Richtenberg marschieren und das 2. Bataillon dort aufnehmen. Die Idee des Generals war, nachdem er alle 3 Bataillone bei Richtenberg konzentriert und dort eine Reserve-Batterie von 6 6-Pfündern, welche er in Stralsund organisiert und nach Greifswald gesandt, an sich gezogen hatte, mit denselben nach Greifswald zu gehen, um von dort aus sowohl die Kommunikation mit Wolgast, wegen des Transportes mehrerer Schiffe mit Pulver und Armaturstücken, als auch einen etwa notwendig werdenden Rückzug nach Stettin über Anclam anzutreten. Wir sehen hieraus, daß dem General die Idee, dem Feinde Widerstand zu leisten, wozu er nach seiner Konzentrierung bei Richtenberg, an der Spitze von 18 Compagnien und 1 Batterie, sehr wohl befähigt gewesen wäre, überhaupt nicht gekommen ist, sondern daß er von vornherein nur Gedanken des Rückzuges gehabt hat. Nachdem er diese Anordnungen getroffen, setzte sich der General mit seinen Offizieren in den Wagen und fuhr nach Triebsees.

Inzwischen war der Major v. Moltke, welcher mit dem 1. Bataillon — 4 Compagnien — am 23. nachts aus Stralsund abmarschiert war, am 24. Mai, morgens 6 Uhr, in Richtenberg angelangt und hatte 2 Compagnien nach dem viertel Meile von Richtenberg gelegenen Franzburg detachiert. Im Laufe dieses Tages fanden sich die Compagnien v. Graevenitz vom 1. und v. Hartwig vom 2. Bataillon, welche von Rügen herbeordert waren, in Richtenberg ein, so daß der Major v. Moltke daselbst 5 Compagnien von seinem und 1 Compagnie vom 2. Bataillon vereinigt hatte.

Die Art und Weise, wie der General v. Candras über seine Truppen verfügte, war die verkehrteste von der Welt. Der General hatte 18 Compagnien Infanterie in der Stärke von etwa 1200 Mann zur Verfügung. Er wußte, daß sein Gegner doppelt so stark war und 500 Mann vortrefflicher Kavallerie hatte. Unter diesen Umständen war es unbedingt geboten, daß er seine Truppen eng konzentriert hielt und so dem Feind in einer vorteilhaften Stellung, etwa bei Damgarten, entgegentrat. Ging der Feind an einem anderen Punkt über den Fluß, etwa bei Triebsees, so konnte er, wenn er die Flußläufe durch seine Kavallerie hätte beobachten lassen, immer noch abmarschieren und sich dem Feinde rechtzeitig vorlegen oder sonst den Umständen gemäß handeln. Legte er aber, wie er es thatsächlich that, 7 Compagnien nach Damgarten, 6 nach Richtenberg und 5 nach Triebsees, so war es, da Damgarten von Triebsees  $3\frac{1}{2}$ , von Richtenberg fast 4 und Triebsees von Richtenberg 2 Meilen entfernt ist, für den Gegner ein Leichtes, jede

Abtheilung der mecklenburgischen Truppen vereinzelt zu schlagen, ohne daß die anderen Abtheilungen im Stande gewesen wären, der zuerst angegriffenen Hülfe zu leisten.

Da der Major v. Pressentin in Damgarten von Reitenden, welche von Rostock kamen, gehört hatte, daß die Schillschen Truppen früh morgens die Stadt aus dem Mühlenthor verlassen hatten, schickte er den Chasseur-Lieutenant Deril mit dieser Meldung zum General v. Candras nach Tribsees. Schon vorher hatte er den Stabskapitän von Riesenberg mit 18 Husaren nach Semlow detachiert, um nach Plesin und Marlow hin zu beobachten und um die Verbindung mit dem Hauptquartier in Tribsees aufrecht zu erhalten.

Mittags 1 Uhr zeigten sich die ersten feindlichen Reiter in der Ferne. Der Major begab sich auf den Boden seines Hauses und schickte einen Offizier auf den Kirchturm. Beide beobachteten nach einiger Zeit, daß der Feind in 4 Kolonnen aus dem Rostocker Holz in einer Entfernung von ca. 1 Meile debouchierte. Drei Kolonnen mit Geschützen marschierten auf Ribnitz und Damgarten, während sich eine Kolonne, bei welcher mehrere Wagen vorhanden waren, halbbrechts auf das Freidenberger Gehölz zuwandte. Der Major ließ sogleich Generalmarsch schlagen, und die Compagnien nahmen die ihnen angewiesenen Stellungen ein. An den General v. Candras sandte er Meldung und an die 3 in den Dörfern liegenden Compagnien den Befehl, sofort heranzurücken. Diese Meldung erreichte aber den General ebensowenig, wie die Befehle die Compagnien; vielmehr kam nur die in Pütznitz, 500 Schritt von Damgarten, liegende Compagnie von Spignas, welche auf den ersten Kanonenschuß herbeieilte, rechtzeitig an; die Compagnie v. Kampf aber erreichte die Stadt erst nach Beendigung des Gefechts, während die Compagnie v. Berg überhaupt nicht auf dem Kampfplatz erschien.

Gegen 4 Uhr nachmittags fuhr die Schillsche Artillerie — 3 Geschütze, darunter 1 12-Pfünder — auf einer Anhöhe Damgarten gegenüber auf und eröffnete das Feuer; die beiden mecklenburgischen 6-Pfünder erwiderten das Feuer lebhaft. Zu gleicher Zeit gingen starke Schützenwärfen vor, besetzten das Zollhaus, aus dessen Fenstern und Dachlukn sie ein sehr lebhaftes Feuer von oben herab und in unmittelbarer Nähe auf die hinter der Brustwehr liegende Grenadier-Compagnie v. Boddien eröffneten.

Erst jetzt, als es zu spät war, sah der Major von Pressentin den Fehler ein, den er gemacht, nämlich daß er das Zollgebäude nicht hatte besetzen oder niederbrennen lassen. Als nun noch andere feindliche Schützen, links vom Damn, bis an das Ufer vorgingen und, eine Krümmung des Flusses benutzend, die Verschanzung der Länge nach in der Flanke bestrichen, ließ der Hauptmann seine Leute über die Wiesen zurückgehen. Auf dem halben Wege zur Stadt traf ihn indessen der Befehl des Bataillons-Commandeurs, sofort auf seinen Posten zurückzukehren, worauf er mit der Hälfte der Compagnie — ca. 14 Mann — die Verschanzung wieder besetzte; die übrigen Leute suchten etwas weiter rückwärts und rechts Deckung hinter einem alten Erdwall.

Zu gleicher Zeit waren die Schillschen Abtheilungen an dem Flußufer mit den Compagnien v. Elderhorst und v. Engel in ein Feuergefecht getreten, welches aber, da die Entfernungen nicht viel unter 400 Schritt betragen, von beiden Seiten fast wirkungslos war. Die Schillschen Truppen holten nun immer weiter nach links aus; um dem entgegenzutreten, verlängerte der Major seinen rechten Flügel durch die soeben eingetroffene Compagnie v. Spignas.

Als aber feindliche Abtheilungen in Booten, die sie sich in Ribnitz verschafft, bei Pütznitz übergesetzt waren und von hier aus den mecklenburgischen rechten Flügel umgingen, auch einzelne Schützen von seitwärts und rückwärts her in Damgarten eindrangen, befahl der Major, da die Compagnien außerdem ihre 20 Patronen versenert hatten, den Rückzug. In diesem Moment überschritten die Schillschen im raschen Anlauf vom Zollhaus her die Brücke, die nur sehr unvollkommen zerstört war, und nahmen den Hauptmann v. Pressentin mit seinen Leuten, welche, trotzdem sie keine Patronen

mehr hatten, auf ihrem exponierten Posten ausgeharrt hatten, in der Schanze gefangen; der weiter rückwärts befindliche Teil der Compagnie rettete sich nach Damgarten hinein. Zuerst zogen die Geschütze, dann die Infanterie vom linken Flügel her ab. Die in Reserve stehende Compagnie v. Bülow, welche die entschieden am schlechtesten organisierte und ausgerüstete war — sie hatte nur 2—4 Patronen pro Kopf —, deckte den Rückzug aber so schlecht, daß die Schillschen Schützen dicht andrängten und den aus dem Thor nach Richtenberg retirierenden Compagnien auf dem Fuße folgten.

Da traf — der Kampf hatte kaum 1 Stunde gewährt — die Compagnie v. Kämpf von Daslow her im Eilschritt ein, die ebenfalls erst durch das Kanoneneuer herbeigerufen war. Diese, noch im Besiz ihrer 20 Patronen, warf durch ein überraschendes und heftiges Feuer den Feind wieder nach Damgarten hinein und nun konnte die Kolonne in Ruhe den Rückzug antreten. Voran 2 Compagnien, dann die beiden Geschütze mit den Munitionswagen, hierauf die übrigen Compagnien, als Arrièregarde die Compagnie v. Kämpf. So ging der Rückzug etwa eine viertel Meile weit in der Allee von Richtenberg, welche sich eine Strecke lang längs der Reduit huzieht, in der Ordnung vor. Da verlegte plötzlich eine feindliche Abtheilung der Kolonne den Weg; zu gleicher Zeit drangen feindliche Schützen in der rechten Flanke heran. Es war dies die 4. Kolonne, welche sich beim Anmarsch aus dem Rostocker Gehölz nach rechts gewendet, im Schutz des Freudenberger Gehölzes den Fluß in auf Wagen mitgebrachten Kähnen überschritten hatte und nun überraschend aus den Waldauern des Flusses vordrang. Um sich den Weg zu öffnen, befahl der Major dem Kapitän von Colleville, ein Geschütz abproben und mit Kartätschen feuern zu lassen. Unglücklicherweise vergaß man aber in der Eile, das Geschütz abzuproben; der Schuß ging in die Erde, die Pferde, durch den Knall in unmittelbarer Nähe und durch den heftigen Rückstoß wild geworden, gingen mit dem Geschütz durch, brachen in die vorderen Compagnien ein und sprengten diese vollständig auseinander. Das 2. Geschütz und der Munitionswagen stürzten in den Graben zur Seite des Weges und warfen um. Die hinteren Compagnien folgten dem Beispiel der vorderen und es begann eine allgemeine Deroute querselbein. Von einem Innehalten des Rückzugs nach Richtenberg zu war keine Rede mehr, alles stutete in der entgegengesetzten Richtung auf Barth zu. Die Schillschen schossen in die Fliehenden hinein, riefen ihnen aber auch zu, sie möchten doch zu ihnen übertreten, sie sollten hohes Handgeld bekommen. Infolgedessen liefen hauptsächlich die in allen Compagnien dienenden geworbenen fremden und einheimischen Landstreicher über und schossen zum Teil auf die eigenen Kameraden ihre Gewehre ab. Der Major v. Pressentin war vom Pferde gestiegen und hatte sich mit gezogenem Degen neben die Geschütze gestellt; neben ihm die Artillerieoffiziere. Sie wurden umringt und gefangen genommen, mit ihnen noch mehrere andere Offiziere und Mannschaften.

Sobald die Schillsche Abtheilung vom Zollhause her die Brücke genommen, hatte sie die gefangenen Grenadiere gezwungen, die Brücke wieder herzustellen. Rasch trabten nun die Husaren über dieselbe und durch die Stadt zur Verfolgung der Mecklenburger. Von 39 Offizieren, welche das Detachement stark gewesen war, wurden 34 gefangen, dazu die Mehrzahl der Unteroffiziere und Mannschaften. Nur wenigen gelang es, sich an die See und weiter nach Mecklenburg zu retten.

Dem Kapitän v. Kämpf mit etwa 7 Offizieren gelang es mit Sonnenuntergang, etwa 150 Mann in einem Pachtthofe wieder zum Stehen zu bringen. Bei ihm befand sich die Fahne des 2. Bataillons. Da der eigenhändig geschriebene Bericht des Kapitän v. Kämpf ein besonders anschauliches Bild der Situation bietet, so geben wir denselben hier wörtlich wieder:

„Wir beschloffen nun rasch: wohin?“ schreibt Kämpf, „und traten dann gerade mit Sonnenuntergang den weiteren Rückzug nach der einzigen noch offenen Seite, nach Barth, an, um von dort womöglich zu Wasser nach Wolgast oder Stettin zu gehen, um uns mit unserem 1. Bataillon zu vereinigen. Barth war aber noch zwei Meilen ent-

fernt und die Hoffnung, es noch vor der Kavallerie Schills zu erreichen, sehr gering. Aber wir versuchten es und hofften auf die Dunkelheit. Nach einer Weile rief jemand uns „Halt!“ zu. Es war einer unserer Offiziere, der bereits gefangen genommen war, der mit der (später unbefätigten) Nachricht angepörrt kam, daß der gefangene Major für das ganze Bataillon kapituliert habe, auf Freilassung gegen Ehrenwort; die Schillschen erwarteten deshalb, daß wir uns ergeben würden. Dieser Antrag ward aber abgewiesen, weil die Kapitulation eines Gefangenen für uns nicht verbindlich sein könne und weil wir überhaupt nicht kapitulieren könnten noch wollten.

In der Nacht ward aber unser kleines Detachement durch die verfolgenden Husaren teils zerprengt, teils gefangen. Wir gelang es, gegen Morgen mit 7 Offizieren, 20 Mann und der Fahne Barth zu erreichen, und gingen wir von dort nach der Halbinsel Darß über, wo wir 6 Uhr morgens ankamen. Hier entließ ich die Leute mit der Weisung, zu versuchen, nach Mecklenburg durchzukommen. Das Fahnenstück wurde von der Fahnenstange abgelöst und letztere zerschlagen. Mit diesem begaben wir Offiziere uns nach Pramerort zu Lande, um von dort nach Rügen überzusetzen. Die ganze Bevölkerung dieses Dorfes befand sich in großer Aufregung wegen des Gerüchts, daß am Abend vorher eine starke englische Flotte an der Ostküste von Rügen vor Anker gegangen sei und bereits die Insel besetzt habe. Niemand wollte es deshalb wagen, uns überzusetzen. Die Nachricht war falsch, obgleich wir frühmorgens zweimal Kanonendonner von jener Seite gehört hatten. Zur Aufklärung schickten wir verkleidete Diener nach Stralsund, die abends mit der Nachricht zurückkamen, daß die Schillschen Truppen Rügen besetzt hätten, und daß der Kanonendonner in Stralsund stattgefunden, wo man die Einnahme Wiens publiziert und gefeiert habe, wo dann aber bald darauf Schill eingerückt sei und mit der kleinen französischen Artillerie-Bezahlung ein mörderisches Gefecht gehabt habe.

Nun wollten mehrere von uns in einem Boot gerade durch die See nach Stettin oder Mecklenburg gehen; indessen wegen der Wassersehe einiger ward statt dessen in der mondhellten Nacht auf zwei Bauernwagen der Landweg durch die Darß und das Fischland eingeschlagen. Wir kamen am Morgen des 26. in Vorn, unweit des mecklenburgischen, seit gestern von Schill besetzten Passes auf dem Fischlande, an. Um letzteren zu umgehen, verlangten wir vom Schulzen gegen Bezahlung ein Boot. Die Leute zeigten aber trotz unserer Drohung viel bösen Willen und Langsamkeit, und plötzlich drangen Schillsche Husaren und Jäger in das Haus und wir waren gefangen. Zu Wagen wurden wir nach Jingsst, eine halbe Meile von dort, transportiert zu dem Offizier, dem Grafen v. Moltke. Die Schillschen gaben ihr Corps zu 14000 Mann an und betrachteten sich als Herren von ganz Niederachsen. Sie sagten, daß sie seit gestern auf der Halbinsel seien und die Engländer erwarteten, um sich mit diesen in Verbindung zu setzen. Vor Jingsst kam uns der Lieutenant Graf Moltke, dem uns ein Fischer verraten hatte, entgegen, bedauerte als Landsmann die Umstände dieses Rencontres, versicherte jedoch, daß Schill, zu dem er uns senden müsse, sofort unsere Freilassung versügen werde, gegen Ehrenwort, nicht gegen sie zu dienen. Auf meine Frage, wer diese „sie“ seien, sagte er, die Schillschen, die Oesterreicher und die Engländer, welche letztere bald da sein würden. Graf v. Moltke verlangte von uns Geld und Uhren, da das seinen Leuten geböre nach Kriegsbrauch. Dann wurden wir gegen unser Ehrenwort mit einem Husaren nach Barth eingeschifft und sandten dort den Lieutenant v. Alvensleben, der uns Erfrischungen gab. Dieser wollte mit uns im Triumphzug in Stralsund einziehen, aber wir verboten dies, da wir bereits unser Ehrenwort gegeben.

Gegen Abend in Stralsund angekommen, stiegen wir vor dem Hause des Herrn v. Parsenow ab, wo Schill Wohnung hatte. Niemand war zu Hause als sein Adjutant, Herr v. Lüchow, welcher aber am anderen Tage Schill verließ, weil er nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte. Als wir eine Weile vor dem Hause gestanden, kam Schill angeritten, bot uns sehr freundschaftlich „guten Abend“ und ließ uns unsere Degen

wiedergeben. Er trat vertraulich in unsere Mitte, sich fortwährend den Schmirrbart wirbelnd, und versicherte uns: „Ich bin den Franzosen feind, mit Ihnen ist es aber etwas anderes. Uebrigens wird Stralsund in drei Tagen wieder eine Festung sein, und dann werde ich Sie abreißen lassen. Die Sachen stehen jetzt so gut als möglich, und bald werden auch unsere roten Freunde da sein!“

Er entließ uns ohne Ehrenwort mit der Weisung, uns in seinem Hause einzufinden, wenn der Generalmarsch das Zeichen zum Anbruch gäbe, und ein Offizier begleitete uns nach dem Rathause, wo wir Quartierbilletts erhielten. Obgleich wir seit dreimal 24 Stunden nicht geschlafen, war es auch in dem geängsteten und terrorisirten Stralsund fast nicht möglich, wegen des endlosen Trommeln, Blasen, Schreien und Fahren während der ganzen Nacht. Unsere gefangenen Leute mußten Tag und Nacht an den Befestigungen arbeiten. Am zweiten Morgen wurden unsere übrigen gefangenen Offiziere eingebracht und einquartiert.“

Die Verluste der mecklenburgischen Truppen in dem Gefecht bei Damgarten waren sehr gering. Leider finden sich in den Akten nur die des 2. Bataillons angegeben. Diese betragen: 2 Mann schwer und 6 Mann leicht verwundet.

Während der Major v. Pressentin in Damgarten seine Truppen gegen den anrückenden Feind aufstellte, war der General v. Candras in Triebsees angekommen. Hier wurde ihm von Lieutenant Devil die Meldung gebracht, daß das Schillsche Corps frühmorgens Kostock aus dem nach Ribnitz und Triebsees führenden Thor — Mühlenthor — verlassen habe. Mit Ungehoß erwartete der General im Laufe des Nachmittags weitere Meldungen und horchte vergeblich auf den Schall des Kanonendonners, welchen der Wind nach entgegengesetzter Richtung davontrug. Endlich, gegen Abend, kam der Lieutenant v. Pressentin, welcher, von Kostock aus beordert, zum 2. Bataillon zu stoßen, Damgarten nicht mehr hatte erreichen können. Er hatte unterwegs eine Kanonade sowie starkes Mustetenfeuer gehört und hatte dann von einer Anhöhe aus den Rückzug des 2. Bataillons aus Damgarten gesehen. Er war nun nach Triebsees geeilt, um sich an die dort stehenden mecklenburgischen Truppen anzuschließen; von der Niederlage und dem weiteren Verbleib des Bataillons wußte er nichts, da das Geschütz an der Rednitz den weiteren Verlauf des Gefechts seinen Augen entzogen hatte.

„Da ich dem Major v. Pressentin befohlen habe, im Falle eines Rückzugs auf Richtenberg zu marschieren,“ sagte der General v. Candras zu seinen Adjutanten, „werde ich ebenfalls dorthin gehen, um ihn aufzunehmen und mich dort zu konzentrieren.“ Die Truppen brachen noch in der Nacht von Triebsees auf und erreichten Richtenberg am nächsten Morgen — am 25. Mai.

Der Major v. Mollke war, wie wir wissen, am 23. früh morgens in Richtenberg angekommen. Um die Leute, welche aufgeregter und unruhig waren, zu beschäftigen, hatte er am 24. abends von 5—9 Uhr exerzieren lassen. Da befam er abends 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr den Befehl, mit dem Bataillon unverzüglich nach Triebsees abzurücken. Diesen Befehl, den der Kapitän v. Bilguer auffallenderweise in seinem Tagebuche nicht erwähnt, den aber der Major v. Mollke in seinem dienstlichen Bericht ganz ausdrücklich anführt, muß der General v. Candras auf die oben erwähnte Meldung des Lieutenants Devil hin, daß Schill aus Kostock heranrückte, an den Major v. Mollke gesendet haben.

Nachdem das Bataillon eine Meile marschiert war, sprengte ein Adjutant heran und brachte dem Kommandeur den Befehl, bis jenseits Richtenberg zu retririeren und dort eine feste Stellung einzunehmen. Um 3 Uhr morgens zog das Bataillon durch Richtenberg und nahm die befohlene Position ein, erwartete den Feind aber vergeblich. Morgens früh 6 Uhr traf dann der General v. Candras mit den 5 Compagnien und den beiden Geschützen in Richtenberg ein.

Der General befand sich in einer lebhaften Unruhe. Es wurden Ordnonanzen nach allen Richtungen hin ausgeschickt, um Nachrichten über das Verbleiben des 2. Bataillons einzuziehen. Als es aber Mittag wurde, ohne daß man das Geringste

erfuhr, von rechts her aber die Annäherung Schillscher Infanterie-Patrouillen gemeldet wurde, ward es dem General klar, daß dem 2. Bataillon ein großes Unglück zugestoßen sein mußte.

Der General hatte in Richtenberg 11 Compagnien mit 2 Geschützen und so viel Kavallerie, daß der Aufklärungsdiensft, allerdings nur nothdürftig, versehen werden konnte -- 45 polnische Chasseurs --, vereinigt, auch erwartete er sündlich eine 6pfündige Batterie, und der Major v. Moltke hatte ihm gemeldet, daß seine Leute vom besten Geiste besetzt wären und unaufgefordert dem Herzoge Hurra gerufen hätten; aber er trante dem Geiste der mecklenburgischen Truppen doch nicht, unter welchen sich viele befanden, welche im Jahre 1-07 unter Schill in Stolberg gebient hatten und von denen er annehmen mußte, daß sie nur mit großem Widerwillen gegen ihren früheren Chef, den seine Soldaten vergöttert hatten, kämpfen würden. Er beschloß deshalb, jedem Rencontre aus dem Wege zu gehen. Gegen Mittag des 25. Mai befohl er den Aufbruch nach Greißwald über Grimmen, nachdem unter die Mannschaften etwas Brot und Branntwein verteilt worden war. Offiziere wurden nach Grimmen und Greißwald vorausgeschickt, damit es an beiden Orten den Truppen an nichts fehlen sollte.

Zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags kam das Detachement in Grimmen an; eine Arrièregarde, bestehend aus einer Compagnie, 20 Chasseurs und 1 Dreipfünder, blieb auf der Straße nach Richtenberg zu stehen. Die Truppen waren äußerst ermüdet, namentlich die Mannschaften des 1. Bataillons, welche zwei Nachtmärsche innerhalb dreier Tage zurückgelegt hatten. Die Infanterie-Kolonne verlängerte sich zusehends und trotz der größten Aufmerksamkeit und Hingebung der Offiziere blieben viele Soldaten am Wege liegen. Der General wurde sehr besorgt. „Wir befinden uns da in einer frappanten Lage,“ sagte er wiederholt zu seiner Umgebung, „glauben Sie wohl, meine Herren, daß im Falle eines Angriffs die Leute sich schlagen würden?“ Die Adjutanten blieben ihm die Antwort schuldig. In Grimmen erhielten die Mannschaften, aber nicht alle, etwas Fleisch und Brot. Nach 4—5 Stunden brach die Kolonne wieder auf und marschierte die Nacht hindurch. Das Zurückbleiben der Leute nahm zu; dabei rissen große Anordnungen in den Compagnien ein, die Leute verließen die Glieder und feuerten fortwährend ihre Gewehre in die Luft ab. Die Offiziere waren ratlos, sie hatten die Herrschaft über ihre Leute gänzlich verloren. Die mit dem General reitenden mecklenburgischen Offiziere empfanden am meisten das Unangenehme dieser Lage, da derselbe nicht aufhörte, über den bösen Willen und die Immoralität der Leute zu klagen; er endete jedesmal: „Ich weiß, daß Sie nichts dafür können, meine Herren, aber was sollen wir mit Leuten machen, von denen wir riskieren, daß sie sich nicht schlagen, und die am ersten Tage, wo sie einige Fatiguen erfahren, so entsehrlich insubordiniert handeln. Und welche Kosten werden dies für Ihren Souverän sein!“ schloß er seufzend.

Endlich spät in der Nacht erreichte die Kolonne das Dorf Levenhagen,  $\frac{1}{2}$  Meile von Greißwald. Hier erhielt der General Nachricht, daß letztere Stadt schon vom Feinde besetzt sei, und machte Halt. Ein Teil der Truppen übernahm die Sicherung gegen Greißwald und rückwärts gegen Grimmen, die übrigen wurden in die Häuser gelegt. Es wurden Kartoffeln gelocht und Brot verteilt.

Am 26. Mai, früh morgens 5 Uhr, wurde schon wieder aufgebrochen, da man vom Feinde gänzlich ohne Nachricht war und jeden Augenblick erwarten mußte, von der Kavallerie desselben überholt und niedergelitten zu werden.

Der General ließ die Truppen vor Greißwald rechts abbiegen und richtete seinen Marsch auf Anklam. Die Entfernung von Levenhagen bis Anklam beträgt 5 Meilen. Am Morgen waren die Compagnien mit nur 15—20 Mann angetreten und es war sicher anzunehmen, daß dieselben, wenn dieser fluchtähnliche Rückzug noch länger in dieser Weise fortgesetzt würde, sich gänzlich auflösen würden. Der General gestattete daher, daß Wagen in der Umgegend requiriert würden, auf denen die Mannschaften abwechselnd fuhren. Gegen Mittag wurde in einem Dorfe ca. 1 Meile jenseits Greißwald ein fünfständiger Halt gemacht, um abzukochen. Es wurden Kartoffeln, Speck und Brot verteilt. In der

Nacht vom 26. auf den 27., um 1 Uhr, kam das Detachement in Anclam an und wurde bei den Bürgern einquartiert. Hier stießen noch 100 Chasseurs, von Stettin kommend, zur Truppe.

Im Laufe des 27. erreichten viele Nachzügler das Bataillon; laut Stärkerapport des 1. Bataillons und der Voltigeurcompagnie des 2. Bataillons von diesem Tage waren die Compagnien im Durchschnitt 36 Mann stark. Jede derselben hatte also, da sie am Abend des 22. Mai in einer Stärke von ca. 90 Mann von Straßund abmarschirt war, in 6 Tagen 54 Mann verloren, ohne auch nur einen Schuß mit dem Feinde gewechselt zu haben. Wir dürfen aber, ohne ungerecht zu sein, dies traurige Ergebnis nicht allzu sehr der Truppe zur Last legen, denn das 1. Bataillon hatte in diesen 6 Tagen 4 Nachtmärsche zurückgelegt und war auch den ganzen 25. und 26. am Tage bei glühender Sonnehitze marschirt und war erst nachts 1 Uhr ins Quartier gekommen. Die Hauptschuld an dem großen Verluste trägt hier, ebenso wie an der Niederlage des 2. Bataillons, der General v. Candras, der durch den übereilten und kopflosen Rückzug bei Tag und Nacht die Kräfte und die Disziplin der Truppen völlig zu Grunde gerichtet hatte.

In Anclam brachten der Stabskapitän von Kiesenberg und der Lieutenant von Bastian dem General v. Candras die erste Nachricht von der Katastrophe von Damgarten. Am 27., 4 Uhr morgens, ließ der General die Truppen unter das Gewehr treten und mehrere Stunden in Bereitschaft stehen. Auch am 28., 29. und 30. Mai blieb das Detachement in Anclam, bivakierte aber auf dem Marktplatz, da die Desertionen der Mannschaften nicht aufhörten.

Endlich — am 30. abends — erhielt der General durch einen polnischen Chasseuroffizier, welcher über Demuin und das Mecklenburgische Patrouille geritten war, die 1 1/4 Meile vor Straßund datierte Meldung, daß der General Gratien mit dem holländisch-dänischen Truppencorps Schill verfolge und vor Straßund stehe. Unmittelbar nach Empfang dieses Berichts brach der General mit dem Detachement nach Straßund auf, erhielt aber schon am 31. Mai auf dem Marsche nach Greifswald die Nachricht von der Einnahme Straßunds und dem Tode Schills. Hierauf lehnte der General Candras für seine Person nach Straßund zurück; das 1. und das Strelitzer Bataillon erhielten Befehl, nach Greifswald zu marschieren und dort bis auf Weiteres zu bleiben. In letztgenannter Stadt sollten auch die Trümmer des 2. Bataillons gesammelt werden.

Der Herzog Friedrich Franz geriet über alle diese Vorgänge in die größte Bestürzung. Sie zeigten ihm nicht allein, wie wenig kriegstüchtig und zuverlässig seine neu organisierte Truppe noch war, sondern sie erfüllten ihn auch mit banger Sorge, mit welchen Augen der Kaiser Napoleon die allzu leichte Wegnahme der mecklenburgischen Garnisonstädte ansehen und von welchem Gesichtspunkte aus er die beispiellose Niederlage und Deroute der mecklenburgischen Truppen ansehen würde. Der Herzoglichen Regierung war es vom Jahre 1806 her in nur allzu lebhafter Erinnerung, welch wichtiger Vorwand für den mächtigen Imperator genügte, um mindermächtige Fürsten vom Throne zu stoßen. Der Herzog befahl deshalb, daß gegen alle, welche pflichtvergessen gehandelt hätten, kriegsgerichtliche Untersuchungen eingeleitet werden sollten. Um zu verhindern aber, daß der Kaiser durch ungünstig gefärbte Berichte Uebelwollender präoccupirt werde, schickte er zu gleicher Zeit einen Abgesandten nach Wien, um dem Kaiser Napoleon einen wahrheitsgetreuen Bericht über die jüngsten Ereignisse mündlich abzustatten.

Unmittelbar nachdem er sichere Kunde von der Einnahme Straßunds durch die holländisch-dänischen Truppen und von dem Tode Schills erhalten hatte, schickte er den Kammerherrn v. Derßen Anfang Juni nach Wien mit eigenhändigen Briefen an den Chef des Stabes, den Marschall Berthier und an den Minister des Aeußeren, den Grafen Champagny, sowie mit einem offiziellen Bericht, welchen der Kapitän v. Ballhasar über die ganze Schillsche Affaire ausgearbeitet hatte. Außerdem hatte Herr v. Derßen den Befehl, sich Audienz beim Kaiser zu erbitten, um demselben weitere mündliche Aufklärungen geben zu können. Derßen reiste mit geringen Unterbrechungen Tag und Nacht

und kam am 9. Juni, abends 11 Uhr, in Wien an. Er hatte das Glück, der erste zu sein, welcher dem Kaiser Napoleon über die Beendigung des Schillschen Unternehmens Bericht erstatten konnte. Wien war zu dieser Zeit Hauptwaffenplatz und mit französischen Truppen buchstäblich vollgepfropft. Alles Suchen nach einem Unterkommen in einem Gasthose war vergeblich und so blieb Herrn v. Derzen nichts weiter übrig, als in seinem Wagen auf dem Stephanskirchhofe zu bivakuieren. Erst am nächsten Tage gelang es ihm, in einer elenden Herberge Quartier zu finden.

Um 11 Uhr morgens begab sich der Kammerherr von Derzen zum Marschall Berthier, Fürsten von Neuchâtel. Im Kaiserlichen Hauptquartier wußte man von dem Verbleiben Schills seit seinem Uebergang über die Elbe, also seit dem 15. Mai, nicht das Allgeringste, weder von dem Gefecht bei Damgarten, noch von der Einnahme Stralsunds, noch von Schills Ende. Der Marschall Berthier las den Brief des Herzogs, sowie den Bericht des Kapitäns v. Balthasar mit dem regsten Interesse und nahm mit großer Freude die Erläuterungen Derzens entgegen.

Wir müssen uns daran erinnern, daß der Kaiser Napoleon sich gerade zu dieser Zeit in einer sehr prekären Lage befand. Am 21. und 22. Mai war die französische Armee in der Schlacht bei Aspern und Eplingen geschlagen worden, hatte enorme Verluste erlitten und sich auf die Donau-Insel, die Lobau, zurückziehen müssen. Hier suchte der Kaiser die großen Einbußen, welche er an Mannschaften und Pferden erlitten, durch Nachschube aus der Heimat zu ersetzen, auch die fast gänzlich verschossene Munition zu ergänzen. Unter diesen Umständen mußte ein Volksaufstand in Deutschland, der seine rückwärtigen Verbindungen bedrohte, eine ganz besondere Gefahr für ihn sein.

„Wir sind seit Mitte Mai ohne alle Meldungen von dort“, sagte der Marschall, „Se. Majestät wird sehr erfreut über die Nachrichten sein, die Sie uns bringen; dieser kleine Krieg hat uns viele Sorge gemacht. Ich werde dem Kaiser sofort Bericht erstatten. Bitte, erwarten Sie mich hier“.

Nach  $\frac{1}{2}$  Stunde kam der Fürst vom Kaiser zurück. Er war äußerst liebenswürdig und zuvorkommend gegen den mecklenburgischen Abgesandten und sagte ihm, daß Se. Majestät der Kaiser ganz außerordentlich zufrieden und vergnügt gewesen. Nachdem er sich hierauf noch eingehend nach den Verlusten erkundigt, welche Mecklenburg erlitten habe, entließ er Derzen mit dem Bemerken, daß Se. Majestät ihn noch selbst sprechen wolle.

Froh, daß seine Mitteilungen im Kaiserlichen Hauptquartier eine so gute Aufnahme gefunden, widmete sich Herr v. Derzen den Rest des Tags über seinen eigenen Angelegenheiten, d. h. er ging ins Theater, soupierte gut und verirrte sich beim Nachhausegehen gründlich in der Großstadt. Als er endlich, abends 11 Uhr, todmüde und abgespant von den sechs Tagen und Nächten, die er im Reisewagen zugebracht, in sein Hotel zurückkehrte — wer beschreibt seinen Schreck, als er in seinem Zimmer 3 Boten des Fürsten v. Neuchâtel vorfand, deren jeder ihm den Befehl überbrachte, sich unverzüglich zur Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser einzufinden. Die erste Ordonnanz, von der Kommandantur, war eingetroffen, als Derzen eben das Wirtshaus verlassen hatte; dann war ein Generalstabsoffizier und endlich um 10 Uhr abends eine württembergische Dragoner-Ordonnanz, beide aus dem kaiserlichen Hauptquartier, angekommen.

„Und wenn ich Ihnen raten darf, mein Herr,“ drängte der Generalstabsoffizier, „beeilen Sie sich; Se. Majestät liebt es nicht zu warten und faun dann sehr ungnädig werden.“

Herr v. Derzen warf sich in aller Eile in Gala und schickte seinen Lohndiener aus, einen Mietswagen zu holen. Als derselbe jedoch nach einer Weile zurückkehrte, ohne ein Gefährt aufgetrieben zu haben, mußte Derzen sich bequemen, in Eskarpins und seidnen Strümpfen, zum Gaudium des Wirtshauspersonals, das Pferd des württembergischen Dragoners zu besteigen und im scharfen Trab ging in die Nacht hinein, nach Schönbrunn zu.

Um Mitternacht kam man beim Schlosse an. Im Kaiserlichen Hauptquartier hatte sich bereits alles zur Ruhe begeben.



„L'empereur s'est déjà couché, à onze heures,“ lautete der wenig tröstliche Bescheid des wachhabenden Offiziers der alten Garde, als er das Thor aufschließen ließ. Der Generalstabsoffizier geleitete den mecklenburgischen Abgesandten in das Vorzimmer des Kaisers, übergab ihn der Obhut des dort befindlichen Adjutanten vom Dienst und zog sich mit freundschaftlichem Händedruck zurück.

Herrn v. Derzen blieb nichts anderes übrig, als es sich für die Nacht auf einem Stuhl bequem zu machen, so gut es ging, und verwünschte in der Stille seine Vergnüungslucht. Dabei konnte er sich des peinlichen Gefühls nicht erwehren, daß er vielleicht den Unwillen Napoleons erregt und damit der Sache seines Herrn einen schlechten Dienst erwiesen haben mochte.

Um 8 Uhr früh kam der Fürst v. Neuschätel, um sich zum Kaiser zu begeben. Derselbe wies höflich die wiederholten Entschuldigungen des Herrn v. Derzen zurück und bedauerte lebhaft das Mißgeschick desselben. Als letzterer die Befürchtung ansprach, der Kaiser möchte ernstlich erzürnt sein, sagte der Marshall lachend:

„Ich glaube nicht; ich werde dem Kaiser Ihr nächtliches Abenteuer erzählen.“

Von 8 Uhr an füllte sich das Vorzimmer, meist mit Generalen, die zum Leber des Kaisers kamen. Um acht ein halb Uhr erschien der Kaiser; der Marshall Berthier stellte den Kammerherrn v. Derzen mit dem Bemerken vor, daß derselbe im vorigen Jahr als Begleiter des Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin in Paris gewesen sei.

„Ich erinnere mich,“ sagte der Kaiser, erkundigte sich kurz nach dem Herzoge und dem Erbprinzen und that sodann einige rasche Fragen über Schill, die Stärke seines Corps, sowie der holländischen und dänischen Truppen. Nachdem der Kaiser hierauf noch mit jedem der Anwesenden einige Worte gewechselt, begab er sich zur Parade. Derzen mußte ihm dorthin folgen.

Nach beendeter Parade nahm der Fürst v. Neuschätel Herrn v. Derzen wiederum in das Vorzimmer des Kaisers mit. Von hier aus wurden die Personen, mit welchen der Kaiser eingehender sprechen wollte, in die inneren Gemächer gerufen. Bald traf die Reihe auch Derzen. Mit klopfendem Herzen betrat er das kaiserliche Kabinet. Der Kaiser stand am Schreibtisch, las und unterzeichnete ein Schriftstück. Dann wandte er sich um und trat dem Abgesandten rasch entgegen. „Nun, mein Herr, erzählen Sie ausführlich.“ Der Kaiser war offenbar in der besten Stimmung.

„Sire, der Herzog, mein Herr, hat es für seine Pflicht gehalten, Ew. Majestät so schnell wie möglich Bericht über die traurigen Begebnisse in seinem Lande zu erstatten,“ begann Herr v. Derzen.

„Wann sind Sie abgereist?“ unterbrach ihn der Kaiser schnell.

„Am 3. Juni, Sire! Sobald wir sichere Meldung über die Ereignisse in Stralsund hatten.“

„Das ist gut!“ erwiderte der Kaiser, „wir wissen seit Wochen nichts, absolut nichts von dort.“

Nun berichtete Derzen eingehend von dem Augenblick an, wo Schill den Boden Mecklenburgs betreten, bis zu seinem Tode, häufig unterbrochen von Napoleons kurzen und raschen Zwischenfragen, welche er alle das Glück hatte, zur vollen Zufriedenheit des Kaisers zu beantworten. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte der Kaiser den mecklenburgischen Gesandten an und über alles forderte er die genaueste Auskunft, so daß der letztere seine ganze Geistesgegenwart nötig hatte, um auf alle Fragen eine präzise und sachgemäße Antwort geben zu können.

„Warum verteidigte der Kommandant die Festung Dömitz nicht?“ fragte der Kaiser.

„Sire! es waren nur wenige Invaliden in derselben und die Festungswerke waren völlig verfallen.“

„Aber Rostock?! Sie sagten, der Gouverneur habe seine Truppen fortgeschickt, als Schill vor den Thoren erschien?“

„Sire! Das war gegen den Befehl des Herzogs. Der Gouverneur befindet sich als Arrestant im herzoglichen Schlosse zu Schwerin und in kriegsgerichtlicher Untersuchung.“

„In der That!“ sagte der Kaiser befriedigt.

Als Verzen von den strategischen Operationen des Generals v. Candras vom 24. bis zum 31. Mai berichtete, glitt ein verächtliches Lächeln über die Züge Napoleons, und er murmelte: „Ah, je connais ça!“

„Aber wie kommt der schlechte Geist in Ihre Truppen,“ fragte der Kaiser weiter, „Ihr Erbprinz rühmte mir den loyalen Charakter der mecklenburgischen Bevölkerung?“

„Ew. Majestät wollen guädigst berücksichtigen, daß die Truppen erst vor kurzem von Grund aus neu organisiert wurden und daß sich viele Soldaten in den Bataillonen befanden, welche i. J. 1807 unter Schill in Kolberg gedient hatten.“

„Aber warum das?“ rief der Kaiser scharf und ungeduldig. „Habt Ihr nicht Landesfinder genug, die Ihr ausheben könnt!? Warum werbt Ihr Landstreicher und Brigands an? Ich kann den Krieg mit solchen Leuten nicht führen! Sagen Sie das Ihrem Herzog!“

„Zu Befehl, Sire! Und Ew. Majestät können versichert sein, daß Se. Durchlaucht alles anfechten wird, um sich die Zufriedenheit Ew. Majestät zu erlangen.“

„Wie stark waren Ihre Bataillone?“ fragte der Kaiser weiter.

„Nicht ganz 500 Mann, Sire!“

„Wie, nicht stärker?“

„Es war dem Herzog trotz aller Bemühungen nicht möglich, eine höhere Präsenzstärke zu erreichen.“

Der Kaiser machte eine Handbewegung, als ob er damit ausdrücken wollte, daß es bei gutem Willen keinen Unmöglichheiten nicht gäbe.

„Wie kam es, daß es Ihren Truppen an Patronen fehlte?“

„Sire! Das General-Gouvernement ließ die Patronen in Stralsund aussteilen; es waren nicht mehr vorhanden.“

„Seit wie lange waren denn Ihre Truppen dort?“

„Seit Mitte März, Ew. Majestät.“

„Aber das ist unglaublich!“ rief der Kaiser und durchmaß das Zimmer mit raschen Schritten.

Als Herr v. Verzen seinen Bericht beendet und alle Fragen des Kaisers in Bezug auf den Tod Schills und die Gefangennahme seiner Anhänger beantwortet hatte, erkundigte sich Napoleon in wohlwollendster Weise nach dem Herzog, besonders eingehend aber nach dem Erbprinzen, auf welchen der Kaiser seit dessen Pariser Mission große Stücke hielt; ferner auch nach den Verlusten, welche das Land erlitten.

Damit war die Audienz zu Ende. Der Kaiser entließ den Abgesandten mit kurzem Kopfnicken, rief ihm aber noch nach:

„Sie sind gut instruiert, mein Herr! Entwerfen Sie von dem Allen ein Memoire und geben es dem Marschall!“

„Zu Befehl, Sire!“

Verzen hatte im allgemeinen den Eindruck gewonnen, daß der Kaiser, wenn auch ungehalten über die geringe Stärke des Kontingents und die schlechte Beschaffenheit desselben, durchaus nicht den Argwohn gefaßt hatte, als könne der Herzog Friedrich Franz in irgend welcher Weise das tollkühne Unternehmen Schills in seinem Lande begünstigt haben, und damit war der Hauptzweck seiner Mission erreicht. Der Herzog hatte einen ungemein geschickten Schachzug gethan, daß er der erste war, welcher dem Kaiser die diesem so wichtige und erfreuliche Nachricht von der Beendigung des seinen Rücken bedrohenden Volkstrieges überbringen ließ.

Die mecklenburgischen Truppen verblieben noch in Stralsund, bis der Friede zwischen Schweden und Frankreich abgeschlossen war, und kehrten dann Mitte März des Jahres 1810 in die Heimat zurück, um dort in den verschiedenen Küstenplätzen des Landes zur Aufrechterhaltung der Kontinentalsperre verwendet zu werden.



## Monatschau.

### Politik.

Causa finita! Die Militärvorlage, die ein Jahr und länger ganz Deutschland in Atem gehalten, ist vom Reichstage gebilligt und ihre Ausführung sofort von der Regierung in die Hand genommen worden. Die zweijährige Dienstzeit für die Infanterie ist nunmehr Gesetz im deutschen Reiche, und eine nicht unerhebliche Vermehrung des stehenden Heeres tritt gleichzeitig in Kraft.

Hat der Reichstag nur wenige Sitzungen gebraucht, um das Resultat zu erzielen, und sind lange Reden und Debatten nach Möglichkeit vermieden worden über ein Thema, das bis zum Ueberdruß erschöpft war, so wird erst recht jetzt der Presse alles sachliche Zurückgreifen auf die Streitpunkte erlassen werden. Wir beschränken uns kurz darauf, unserer Befriedigung Ausdruck zu geben, daß ein Prinzip, dem wir schon das Wort redeten, als es im konservativen Lager fast noch unzulässig war, überhaupt laut davon zu sprechen, zu offizieller Geltung gelangt ist.

Diese Befriedigung wird freilich in weiten Kreisen nicht geteilt. Zum letztenmal in letzter Stunde ist dem Gegensatz gegen die zweijährige Dienstzeit und gegen die damit verbundene Heeresverfärbung im Reichstage Ausdruck gegeben worden durch den Grafen Herbert Bismarck, der eine längere mit allerlei Spitzgen gegen den Reichstanzler durchsetzte Rede hielt, welche übrigens der Angegriffene gewandt und entschieden mit gleicher Münze zurückzahlte. Aber auch dieser letzte Angriff hat uns in keiner Weise überzeugen können, daß Graf Caprivi mit dieser Vorlage im Unrecht sei. Am wenigsten stichhaltig erscheint uns das gegen ihn verwertete Argument, daß die preußischen Siege der letzten dreißig Jahre auf Grund der dreijährigen Dienstzeit errungen seien. „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort“ — richtiger: wie leicht kann das in der Vergangenheit Gesunde und Richtige für Gegenwart und Zukunft zu Krankheit und Irrtum werden! Die Welt ist nicht auf Stillstand, sondern auf Fortbildung angelegt, und ein Ausruhen auf den Lorbeeren früherer Generationen niemals weise gewesen. Besser ist es, unter respektvoller Anlehnung an bewährte Institutionen den Bedürfnissen neuer Zeiten rechtzeitig durch Reform gerecht werden. Wie sehr z. B. am Ende des vorigen und im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts das Vertrauen auf friedericianische Einrichtungen, deren Tradition auch mit vielen Siegen verknüpft war, sich unheilvoll erwiesen hat, kann in jeder geschichtlichen Darstellung der Befreiungskriege nachgelesen werden. Und wenn irgend etwas

im letzten Kriege sich deutlich herausgestellt hat, so ist es die Bedeutung der Zahl, das Moment der ziffermäßigen Ueberlegenheit oder Inferiorität für die Entscheidung der Schlacht. Würden nun die größeren Zahlen auf Kosten der Ausbildung erreicht und eine leicht gezimmerte Miliz geschaffen, die man aus zusammengelaufenen Leuten lose fügen wollte, so könnte mit Recht von Leichtsinne und Rückschritt die Rede sein. Im Grunde aber bleibt alles hinsichtlich der Ausbildung wie es war, nur daß per Compagnie noch ein oder anderthalb Duzend Leute mehr als bisher auf Urlaub geschickt werden. Das wird die Qualität des Heeres in seiner Gesamtheit nicht erschüttern. Vollends die Socialdemokratie und ihr Eindringen in das Heer hat mit dieser Frage absolut nichts zu schaffen. Kommt sie, so kommt sie, gleichviel, ob zwei oder drei Jahre gedient wird. Findet aber hier oder da im Heere die Belehrung eines Socialdemokraten statt, so ist sie wohl nur im ersten, ganz gewiß aber nicht mehr im dritten Jahr zu erwarten.

Gerade dies Kapitel der Socialdemokratie und ihrer Bekämpfung führt uns freilich vom Vertrauen zum Grafen Caprivi auf militärischem Gebiet zum größten Mißtrauen wider ihn auf dem socialpolitischen. Und doch — das muß gesagt werden — das socialpolitische ist im Augenblick viel wichtiger als das militärische. Herr Bebel hat jüngst im Reichstage stark renommiert hinsichtlich des Einflusses, den er und seine Partei schon in der Armee zu üben behaupten. Daran mag viel Uebertreibung sein. Im ganzen ist das Gefüge unseres Heeres noch nicht gelockert, und wo immer bewußte Socialisten hineingelangen, ziehen sie es vor, zu schweigen und zu gehorchen. Aber Gewähr, daß dies immer so bleiben wird, kann niemand geben. Und so gut man schon 1848 unterscheiden mußte zwischen „sicheren“ und „unsicheren“ Regimentern, so gut kann sich derselbe Unterschied in 10 oder 20 Jahren wiederholen. Es muß ja schon jetzt bei der Rekrutierung und Garnisonierung alle erdenkliche Vorsicht geübt und allerlei künstliche „Geometrie“ getrieben werden. Aber wann haben jemals kleine äußerliche Maßregeln dieser Art einen großen Ideengang aufgehalten? Daher sollte es nun die fürnehmste Sorge sein, nicht nur viele Soldaten zu bekommen, sondern vor allem dafür zu sorgen, daß die Leute, die Soldat werden, nicht schon Socialdemokraten sind, ehe sie eintreten.

Wie aber erreicht man das?

Unsere socialpolitischen und kolonialpolitischen Ansichten haben wir oft genug hier dargelegt, als daß wir sie zu wiederholen brauchen. Wie immer man aber zum Socialismus und zur Kolonisation stehen und welche Pläne man hegen mag, um das Proletariat in Mittelstand zu verwandeln und der Uebervölkerung zu wehren — soviel ist gewiß, daß nur durch thatkräftige Reformen, und nicht lediglich durch Erledigung laufender Nummern, zunächst der latente und (wer weiß wie bald) der bewaffnete Bürgerkrieg hintangehalten werden kann. Gerade das aber fürchten wir vom Grafen Caprivi, daß er weder ein gutes noch ein böses, sondern überhaupt gar kein Programm auf socialpolitischem Gebiet verfolgt, und daß wir daher, wenn nicht Zeichen und Wunder geschehen oder äußere Ablenkungen eintreten, den größten inneren Wirren entgegengehen.

Gäbe es irgend eine Partei im Reichstag, bereit, entschlossen und stark genug, die „Reichsregierung“ zu dieser oder jener Aktion zu drängen — wir könnten noch hoffnungsvoller in die Zukunft blicken, als es uns jetzt möglich ist. Aber wir sehen noch nirgends die Richtung der mittleren Diagonale zwischen Kapitalismus und radikalem Socialismus. Ein großer Bruchteil des Volkes sucht nach dieser Richtung. Bei den Konservativen vermißt derselbe die Initiative, bei den Socialdemokraten das treue Festhalten an Thron und Altar, die man unerschütterter bewahrt sehen will. Und in diesem Taften nach einem „unbekannten Etwas“ wendet man sich den Antisemiten zu, bei denen man Reformeifer und staatserkaltende Gefinnung in glücklicher Vereinigung zu finden hofft.

Für uns hängt übrigens auch die vielberufene noch offene Deckungsfrage, d. h. die Frage nach der Aufbringung der Kosten für die Heeresverfärkung aufs engste mit der sozialen Frage zusammen. Während man jetzt umherfucht und einen Gegenstand nach dem anderen als Steuer-Objekt emporhebt und wieder fallen läßt, ließe sich in trefflichster Weise die Sorge für die Arbeiter mit der Sorge für die Finanzen kombinieren, wenn man sich nur zur Herstellung einer Reihe von Monopolen entschließen und diese dann nicht allein von fiskalisch-kapitalistischen, sondern von socialpolitischen Gesichtspunkten aus organisieren und leiten wollte. Warum nicht vor allem die Verstaatlichung des gesamten Steinkohlenbergbaus, der jetzt zum großen Teil ein gewissenloser Raubbau ist, ein Verschleudern unserer großen Nationalschätze an das Ausland durch Großkapitalisten, die, in Schlefien durchweg, und auch sonst vielfach Juden sind? Warum nicht Branntweinmonopol? Tabakmonopol? Warum nicht Streichholzmonopol?

In Anlaß unseres letzten Berichtes sendet uns ein Streichholzfabrikant, Herr Schwiening, eine kleine Schrift „Steuer oder Monopol“, die er im Jahre 1890 hat erscheinen lassen. Verf. führt darin den ziffermäßigen Nachweis, daß allein das Zündhölzer-Monopol dem Reiche jährlich rund 30 Millionen einbringen könnte. Und wie viel mehr können die anderen bringen! Und wie wohlthätig können sie in socialer Richtung wirken, weil die Verteilung des Gewinns zwischen Arbeiter und Unternehmer viel gerechter zu Gunsten der Arbeiter erfolgen kann, als in der Privatindustrie, und der Unternehmer auch wieder noch der Staat ist, dessen Gewinn der Gesamtheit zu gute kommt.

Allerdings gehört zur Verwirklichung solcher Pläne, daß die liberale Geheimratsbureaucratie in Berlin und anderen Orten einen Tag von Damaskus, oder auch ein Sedan erlebt. Sollen die Monopole so verwaltet werden, wie z. B. das preussische Eisenbahnetz, dann sind Aktiengesellschaften socialpolitisch richtiger, weil das Odium der kapitalistischen Rücksichtslosigkeit dann wenigstens nicht auf den Staat fällt. Die preussische Eisenbahnverwaltung läßt bisher das nötige Verständnis für die sozialen Dinge stark vermissen. Die großen und mittleren Beamten haben ihre schönen festen Gehälter — bei den kleinen Leuten aber spart man die Pfennige. Wenn auch nur ein Zehntel von dem, was von dieser Sparsamkeit der „Vorwärts“ jeden Tag berichtet, wahr wäre, so reichte es vollkommen aus zur Rechtfertigung unseres Urteils. Wir fürchten aber, daß die Wahrheit sich auch noch auf andere Zehntel, als auf das erste, erstreckt.

Wenn jetzt Herr Miquel mit den bundesstaatlichen Finanzministern verhandelt und eine noch bessere Ordnung und Abgrenzung der Steuerobjekte anstrebt zwischen Reich, Staat, Provinz, Kommune, so gilt es abwarten, wie die Reform gedacht ist. Auf alle Fälle handelt es sich wohl nur um ein formales Umrangieren, das vielleicht wohl den einen oder anderen Vorzug bietet, sehr leicht aber doch auch sich im ganzen und großen als das Gegenteil einer Verbesserung ausweisen könnte. Die finanzielle Organisation des Reiches halten wir entschieden für eine seiner besseren Einrichtungen, die Fürst Bismarck aus den großen Mißständen der früheren bundesstädtlichen Praxis heraus ganz richtig konstruiert, ja besser überlegt hat, als das allgemeine gleiche Wahlrecht, das leider nicht aus der Praxis, sondern nur aus der Theorie heraus zur beklagenswerten Wirklichkeit gelangt ist. Unseres Erachtens liegen die finanziellen Mißstände der Gegenwart nicht so sehr in der Organisation, als vielmehr in den großen Ausgaben, die nun doch einmal, so oder so, getragen werden müssen.

Sehen wir aber im ganzen mehr dunkle Wolken als hellen Sonnenschein am politischen Horizont, so weisen wir gern auf einen kleinen Lichtpunkt hin. In der Judenfrage scheint endlich angefangen zu werden, was stetig wachsenden Antisemitismus als Reaktion gegen den ungeheuren jüdischen Einfluß ein Beginn der Umkehr auch in Berlin sich zu vollziehen. Zunächst nicht allgemein, aber in bestimmten Bezirken hat man begonnen, auf dem Verwaltungswege die richterliche Karriere den Juden zu verschließen. So erfreulich das ist, so erheben doch die Judenblätter ein großes Lamento über Gewalt und

Verfassungsbruch — sie merken, daß es mit ihrer Herrschaft zu Ende gehen muß, sobald sie erst aus allen autoritativen Stellungen vertrieben sein werden, in denen sie bisher so rücksichtslos ihr jüdisch-nationales Interesse vertreten haben. Es bleibt nur zu wünschen, daß der Fortgang dieser Gegen-Emancipation auf dem Verwaltungswege dem Anfang entsprechen möge, und daß auch der Lehrerstand und sonst alle autoritativen Stellungen, besonders in Preußen, für das Christentum zurückerobert werden, dann aber auch, daß man dem zu erwartenden Lärm in Presse und Reichstag gegenüber fest bleiben möge. Spät genug kommt ohnehin die Umkehr. Denn zu befürchten ist, daß wenn weiter philosemitisch regiert würde, der Antisemitismus nach Art der Ahlwardt und Bödel weiter wachsen und allmählich in eine socialpolitische Revolutionspartei ausarten müßte, die sich von der Socialdemokratie nur dadurch unterscheiden dürfte, daß die Herren Singer und Genossen durch zweifelhafte „Arier“ ersetzt werden. Das ganze antisemitische Demagogentum würde aber, wie wir schon einmal oben andeuteten, gar nicht emporgekommen sein, wenn nicht einerseits die Konservativen unter Herrn von Hellendorff jeder Initiative enttagt, und andererseits nicht die Regierung unter dem Fürsten Bismarck der christlich-socialen Bewegung Stöckers alle erdenklichen Steine in den Weg geworfen hätte. Daß die gegenwärtige antisemitische Fraktion, die nun in vollem Gegensatz zu Stöcker steht, nicht eine besonnene Partei unter seiner Führung geworden, ist die Schuld des vormaligen Kanzlers. Stöckers Verbrechen in den Augen desselben war seine Selbständigkeit. Für selbständige Charaktere ueben Bismarck war aber in der Aera Bismarck kein Raum. Stöcker nun verantwortlich zu machen für die Ausschreitungen der „Jungen“, ist Irrtum oder Ungerechtigkeit; er ist am unchristlichen Antisemitismus nicht stärker schuld, als etwa Luther an den Schwarmgeistern oder am Bauernkriege des Thomas Münzer.

Dem Reichstagseschluß, der die kurze Session beendete, ist übrigens diesmal ein eigentümliches Nachspiel gefolgt: es sind eine Anzahl Führer derjenigen Parteien, die sich bedingungslos auf Seite der Regierung gestellt haben, von Sr. Maj. dem Kaiser durch hohe Ordensauszeichnungen für ihr Wohlverhalten belohnt worden. Es kann nun gewiß keinem konservativen Politiker einfallen, im allgemeinen Kritik zu üben an der Art und Weise, wie der Monarch seine Gaben und Auszeichnungen verteilt. In dem vorliegenden Falle wird aber doch vielleicht ein ehrerbietiger Ausdruck der Sorge gestattet sein, daß solche Belohnung nicht bestimmter Thaten, sondern bestimmter Gesinnungen auf die Deforirten leicht anders wirken könnte, als beabsichtigt. Statt ihnen Stärkung zu geben, kann der Orden sie in unliebsame Stellung sowohl ihren Freunden, als auch besonders ihren Segnern gegenüber bringen. Welches liberale Blatt wird sich z. B. später bei wichtigen Abstimmungen die Verdächtigung entgehen lassen, daß dem zustimmenden Botum eines Konservativen die Hoffnung auf Titel und Orden zu Grunde gelegen habe? Wir lassen die mancherlei weiteren Gedanken, welche dies delikate Thema anregt, unausgesprochen, speziell auch soweit sie sich auf die Polen beziehen und das auswärtige Gebiet berühren. Mit Freuden würde es, soweit wir sehen, nicht eine einzige Partei begrüßen, wenn die Praxis, daß nach wichtigen Abstimmungen eine Deforierung der governementalen Führer eintritt, sich in ein parlamentarisches Gewohnheitsrecht verwandeln sollte.

Der preußische Landtag ist ebenfalls geschlossen worden, nachdem er eine ziemlich durchgreifende Steuerreform zu Wege gebracht, deren Grundzüge in der Richtung der Billigkeit und ausgleichenden Gerechtigkeit liegen, insofern einerseits die bisher überlastete Landwirtschaft ein wenig entlastet, andererseits das mobile Kapital da schärfer herangezogen werden wird, wo man es bisher noch schonte. Von noch größerer prinzipieller Bedeutung erscheint uns indes ein Beschluß der letzten Sitzung, wenn wenigstens demselben regierungsseitig Folge gegeben werden sollte, wir meinen die Annahme des Antrags Loë, welcher „die korporative Organisation des Berufsstandes der Landwirte unter Schaffung eines besonderen, der Natur dieses Standes entsprechenden

und die ihm eigentümlichen Verhältnisse berücksichtigenden Agrarrechts“ von der Regierung verlangt. Unsere Leser wissen, daß wir ein gut Teil unserer Hoffnung auf friedliche Begleichung der sozialen Wirren und auf Erlangung eines weniger verderblichen und unsittlichen Wahlrechts, als das gegenwärtige Reichstagswahlrecht, nur in die Organisation der Berufsstände setzen. Der Liberalismus auf der ganzen Linie findet diesen Standpunkt „mittelalterlich“; wir finden es christlich, deutsch und vor allen Dingen ehrlich, daß jeder sein eigenes Interesse vertritt, und daß die entsetzliche Heuchelei aufhört, die jetzt unser ganzes öffentliches Leben durchzieht. Der Liberalismus macht bekanntlich den Einwand, daß der Interessenvertreter über den eigenen Wünschen alles Recht der anderen vergessen werde; wir meinen, daß es schlimmer, als es ist, nicht werden kann. Wenn man überdenkt, wie in den letzten 20 Jahren die Börse den Liberalismus und der Liberalismus das allgemeine Wahlrecht ausgenutzt hat, um die Produktivstände bis aufs Notdürftigste zu entkleiden, so ist klar, daß dies niemals möglich gewesen wäre, wenn die Herren Lasker, Bamberger, Richter, Ridert und Konsorten nicht als Vertreter ganzer Wahlkreise und aller Stände hätten reden dürfen, sondern als das, was sie waren und sind, als Agenten des Großkapitals und der Börse. Gewiß sind auch die Nebenzwecke der Landwirtschaftskammern sehr wünschenswert, so die Aussicht, daß sie gehört werden, ehe man Handelsverträge abschließt. Weit wichtiger aber erscheinen sie uns als Grundlage des Wahlrechts der Zukunft. Mag jedem Deutschen, der mit Gut und Blut dem Vaterlande zu dienen hat, sein Bruchteil Einwirkung auf die öffentlichen Dinge gewahrt bleiben. Aber geübt werden soll dies Wahlrecht in ständischer Gliederung. Nur dann ist Aussicht, daß wir loskommen von der Gefahr, die größten Schwäger und Demagogen in den Reichstag gewählt zu sehen; nur dann ist Aussicht, daß wirklich verständige, geachtete und wirklich angesehene Männer des höchsten Ehrenamts teilhaftig werden, und nicht, wie jetzt so oft, Abenteuer, die man im Privatleben meidet.

Die Annahme des Antrags Voß durch den preußischen Landtag ist aber um so wertvoller, als ein freikonservativer Abschwächungsantrag gleichzeitig mit großer Mehrheit verworfen wurde.

\* \* \*

In den Beziehungen des deutschen Reiches zu den auswärtigen Mächten ist das bedeutendste Ereignis der nunmehr offen ausgebrochene Zollkrieg mit Rußland. Rußland hat, unbefriedigt durch die letzte bei den „Verhandlungen“ abgegebene deutsche Antwort, einseitig einen erhöhten Maximaltarif eingeführt und damit den Krieg erklärt. In dem Augenblick, da wir schreiben, werden Gegenmaßregeln in Berlin vorbereitet, die allem Anschein nach ebenfalls auf Prohibitivzölle hinauslaufen dürften. Mit anderen Worten: die deutsch-russischen Grenzen werden demnächst für alle mit Zoll belegbaren Waren beiderseits gesperrt sein. Vom Standpunkt der deutschen Landwirtschaft aus wird diese Entwicklung der Dinge nicht beklagt werden können, da sie dem Abschluß eines Handelsvertrages, bei dem die Landwirtschaft die Beche gezahlt hätte, weitaus vorzuziehen ist. Uebrigens ist es beachtenswert, wie gering der Ärger auch in der liberalen Börsenpresse ist, wie verhältnismäßig unbedeutend also das deutsche Interesse am industriellen Export nach Rußland sein muß. Tatsächlich haben viele der russischen Zollpositionen schon bisher prohibitiv gewirkt. Jedenfalls ist die Ueberzeugung allgemein, daß das russische Interesse am Roggen-Export weit größer ist, als unser industrielles, und daß es an und für sich am wenigsten Aufschub leidet, da niemand weiß, was nun aus dem überflüssigen Getreide werden soll, für welches Deutschland so ziemlich der einzige Auslandsmarkt war und welches in Frankreich und England, die den Weizen bevorzugen, kaum Abnehmer findet. Freilich ist ja Rußland auch das Land, in welchem alle Privatinteressen sich blind der Staatsraison fügen müssen. Eben darum kann mutmaßlich auch nicht die Schädigung des Ackerbaues, selbst wenn sie noch so verderblich

für die Landbesitzer wäre, sondern nur ein wirklich empfindlicher Steuer-Ausfall oder auch ein Hülfse heischender Notstand zum Einkunften der Wächthaber in Petersburg führen. Wohl sollen angeblich die deutsch-russischen „Verhandlungen“ fortgesetzt werden. Indessen bedeutet dies Versprechen der Fortsetzung wohl nur eine höfliche Form der Ablehnung.

Zum Glück ist alle Aussicht vorhanden, daß die zwischen Berlin und Petersburg vorhandene Spannung bis auf weiteres eine akademische bleiben wird — von sonst vielleicht zu erwartenden Versuchen Frankreichs, die Kluft zu erweitern, ist bisher trotz Krieg-in-Sicht-Artikel offiziöser Blätter noch nichts bemerkt worden. Ohnedies hat es die französische Regierung für gut befunden, sich auf eigene Hand in auswärtige Abenteuer zu stürzen, die ihre finanzielle und maritime Kraft in hohem Grade in Anspruch nehmen. Es ist von ihr mit dem ziemlich wehrlosen Königreiche Siam ein Konflikt vom Zaun gebrochen worden, zu dem sich ein Vorwand um so leichter finden ließ, als Siam das Hinterland der französischen Protektorate in Hinterindien bildet. Da der Handel Siams in chinesischen, englischen und deutschen Händen ist, so kann von der Wahrung berechtigter französischer Interessen kaum die Rede sein. Das Ganze wird auch allgemein als Theatercoup aufgefaßt, als eine „Eroberung“, die von der Pariser Regierung ganz geschickt in Scene gesetzt worden ist, weil Wahlen bevorstehen. Sind doch die „Vorbeeren“ nicht nur ziemlich unblutig errungen, sondern auch bei der Agitation werden sie sich in wirksamer Weise zum Besten einer Regierung benutzen lassen, die nach üblicher Formel „Frankreichs Ansehen im Auslande zu wahren weiß“. Etwas Patriotismus zu entfesseln, schien aber um so wünschenswerter, als auf dem ganzen modernen Republikanismus in Paris doch immer noch in den Augen der besseren und unverdorbenen ländlichen Wähler der Riesenbetrug von Panama als unausgetilgte Schande haftet.

Der einzige bedenkliche Punkt in der ganzen Sache blieb für Frankreich die Frage, was denn wohl England zu der groben Verletzung seiner indischen Interessen sagen werde. Hier aber hat die französische Regierung ganz richtig gerechnet, wenn sie sich auf die tatsächliche Ohnmacht der englischen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande verließ und auf die zweifellose Ueberlegenheit der eigenen Kampfmittel. Englands Flotte mag größer sein, als die französische, aber sie ist nicht mobil. Nun droht wohl die britische Presse, daß England sich dem Dreibund anschließen werde. Da man aber in Paris einstweilen nicht die Absicht hat, mit dem Dreibund zu kriegen, überdies auch bekannt ist, daß dieser Anschluß den auswärtigen Traditionen Englands widersprechen, mithin gerade in diesem Punkt die Ausführung nicht allzusehr der Drohung folgen würde, so haben die Franzosen sich nicht abhalten lassen, zu thun, was ihnen gut dünkte. Zu staten kommt ihnen endlich, daß in London nicht Lord Salisbury, sondern der alte deutschfeindliche und russenfreundliche Gladstone am Ruder sitzt, der von jeher in den auswärtigen Fragen energielos war, und nur mit zäher Ausdauer sein tolles Homerule-Projekt im Parlamente verteidigt.

Wenn hier und da dem französischen Vorgehen ein groß angelegter, weitgehender franco-russischer Aktionsplan gegen England-Indien untergeschoben wird, so glauben wir nicht recht an diese Kombination, zu viele Gründe sprechen dagegen. Es geht aber den Diplomaten und ihren Plänen oft nicht besser mit der Kritik, wie den Dichtern:

Man interpretiert sie lustig und munter,  
Legt man nichts aus, so legt man 'was unter!

Freilich könnte man unter Anwendung auf die Diplomaten neben Goethe auch Weibels Wort über die Dichter citieren:

Der hat es wahrlich als Poet  
Noch nicht sehr weit getrieben,  
In dessen Liebern mehr nicht steht,  
Als er hineingeschrieben!



## Kolonialpolitik.

Die Hundstage sind immer eine günstige Zeit für die Erörterung kolonialer Fragen gewesen; fehlt es der Presse an hochpolitischem Stoff, so werden die kleinen und großen Ereignisse, wie sie das „Kolonialblatt“ bringt, gewissenhaft abgedruckt und wohl gar kommentiert. Dabei ist meist im Publikum für den aufmerksamen Beobachter eine koloniale „Zeitbestimmung“ bemerkbar, je nachdem die „afrikanischen“ Nachrichten günstig oder ungünstig lauten. In diesem Sommer ist die Stimmung geteilt. Die schon ziemlich verbreiteten Interessentkreise für Ostafrika sind guten Muts; kommen auch die Plantagenberichte von Lewa und Derema u. s. w. etwas spärlich, so hat die Sache im ganzen ein gutes Ansehen. Die ostafrikanische Gesellschaft, als die bei weitem größte Unternehmung, hat zum zweitenmale für die Vorzugsaktien Dividende gezahlt und läßt hoffen, daß nun bald die Zeit kommt, wo jeder Aktionär den klingenden Lohn für die jahrelang bewahrte Ausdauer einheimst. Die neugegründete Usambara-Kaffeebau-Gesellschaft hat ihre erste Expedition mit gelernten Sumatra-Plantzern abgesandt und kann sich, da die erste Ausschreibung überzeichnet ist, eine Erhöhung ihres Kapitals von 250,000 auf 350,000 Mark gestatten. Große Sprünge freilich sind auch hiermit noch nicht zu machen, da man immerhin auf eine fünfjährige Arbeit gefaßt sein muß, ehe der Ertrag die Jahresausgabe deckt oder übersteigt. Glücklicherweise kommt der Gesellschaft der Umstand zu gute, daß neuerdings wieder eine Ernte ostafrikanischen Kaffees von der Missionsstation Mrogoro in Hamburg auffallend günstige Beurteilung gefunden und den hohen Preis von 0,90 Mark für das Pfund erzielt hat. Erfreuliche Fortschritte macht auch das Antislaverei-Unternehmen auf dem Nyassasee. Zwar haben wir noch nicht die Nachricht erhalten, daß der Dampfer „Wisemann“ fertig montiert ist und seine Fahrten aufgenommen hat, doch sind einige andere Ergebnisse, z. B. die Feststellung, daß der an dem deutschen Teil der Küste befindliche Amelia-Hafen sich als vorzüglich herausgestellt hat, ganz über alle Erwartungen günstig. Allerdings steht außer Frage, daß die Befegung dieses Hafens, der in der letzten Zeit lediglich zur Vermittlung von Sklaventransporten zu den berüchtigten europäerfeindlichen Wayao gedient hat, späterhin eine ziemlich starke Mannschaft erfordern wird; aber nach Wisemanns letztem Bericht ist auch an dem praktischen Nutzen dieser Maßnahme nicht zu zweifeln, da von hier aus eine früher viel benutzte Karawanenstraße zur Ostküste geht. Ueberhaupt dürfte, falls am Nyassa keine Unglücksfälle eintreten, der deutsche Einfluß bald einen hervorragenden Aufschwung nehmen, sobald es gelingt, eine ständige und sichere Verbindung zur Ostküste herzustellen. Nach dem Innern zu ist Wisemann mit seinem unermüdbaren Unternehmungsgeist im Begriff, die Kommunikation mit dem Tanganika herzustellen. Eine vorläufige Gesandtschaft, geführt von Dr. Bumiller, zu dem bislang sehr gesürchteten Häuptling Merere ist vom besten Erfolg gewesen; legt dieser den Deutschen keine Hindernisse in den Weg, so steht der Anlage einer festen Station — der ersten deutschen — an dem großen Binnensee nichts mehr entgegen, und sicherlich wird Wisemann auch die Ueberführung des Stahlbootes „Liebert“ bewerkstelligen. Sollte endlich der Mannschaftsbestand der Schutztruppe in dem Maße erhöht werden können, daß für die Nyassastationen einmal ein größeres Expeditionscorps frei ist, so wird sich auch die lang empfundene Notwendigkeit erfüllen lassen — eine „Wisemann-Aufgabe“ ersten Ranges —, vom Nyassa aus in nordöstlicher Richtung gegen das eigentliche Heimatgebiet der Wasche und Mafiti vorzudringen unter gleichzeitigem Eingreifen der Schutztruppe von Kisaki im Osten und Lusolve im Norden. Gelänge es einmal, jene furchtbaren Feinde allen Kulturlebens in ihren Schlupfwinkeln zu stellen und in einem Entscheidungskampfe zu besiegen, so würde man, abgesehen von den Ufern

des Tanganyika, sagen können, daß die kriegerischen Aufgaben der deutschen Nation in Ostafrika erfüllt seien. Vorläufig aber darf man mit Genugthuung feststellen, daß Deutsch-Ostafrika das Bild kraftvoller und sicher vorwärtsschreitender Entwicklung bietet.

Wir hätten nun gewünscht, eine ähnlich erfreuliche Darstellung von dem Stande unserer Interessen in Kamerun geben zu können. Leider sind wir dazu außer Stande und können unseren Lesern nur einige Ereignisse mitteilen, deren Bedeutung in einer traurigen Bestätigung aller jener Vorwürfe liegt, welche von einer Anzahl deutscher Kolonialpolitiker in Wort und Schrift schon seit mehreren Jahren, in der deutschen Presse aber besonders seit der letzten Beratung im Reichstage erhoben worden sind. Wenn das Gouvernement in Kamerun auf einer etwa vierzig deutsche Meilen von der Küste entfernten Station einen Offizier und einen Unteroffizier mit 48 notorisch minderwertigen Soldaten ein ganzes Jahr lang inmitten zahlreicher und kriegerischer Stämme ohne Unterstützung und Nachschub läßt, so ist dies eine Veräumnis, die im Interesse unserer aufopferungsfreudigen und mit Begeisterung ihrer nationalen Aufgabe hingeebenen Offiziere und Beamten auf das Schwerste verurteilt werden muß. Ob Lieutenant von Volkammer-Kirchensittenbach, der im Frühjahr vorigen Jahres die Station Walinga am Mbam-Fluß übernahm, als Chef Ramjah seinen Rückzug zur Küste antrat, sein bald darauf eingehendes Abberufungsgeheiß so oder so begründet, ob er, wie sein Bruder jetzt in der Presse öffentlich behauptet, ganz unzulänglich mit Munition ausgerüstet, oder ob er für Jahresdauer damit versehen gewesen ist — was uns trotz der „Nordd. Allg. Ztg.“ wenig wahrscheinlich ist —, ob er endlich dem Gouvernement seine prekäre Lage, besonders auch seinen Gesundheitszustand offen dargelegt oder verschwiegen hat, alles dies berechtigt nicht, eine so schwache Besatzung selbst im besetzten und vielleicht sturmfreien Kasstell in so unglaublichem Maße zu isolieren. Nur so konnte es geschehen, daß der tüchtige Offizier schließlich in einen Kampf eingegriffen hat, für dessen Durchführung die elenden Dahomeyflaven, seine „Truppe“, nicht die nötige Besonnenheit und Feuerdisziplin besaßen, daß das Gouvernement von diesem Schritte nichts erfuhr, und erst wochenlang nachher eine des Wegs kommende Expedition feststellen mußte, daß beide Europäer gefallen sind — unter welchen Umständen, ist unheimlicherweise noch nicht bekannt — und auf der verlassenem Station völlige Anarchie ausgebrochen war. Wenn offiziöserseits geltend gemacht wird, daß der Stationschef sich einfach nicht auf jenen Kampf außerhalb der Station hätte einlassen sollen, so muß die Kritik schon deshalb zurückgewiesen werden, weil man noch nicht festgestellt hat, durch welche Umstände von Volkammer gezwungen gewesen sein mag, in dem Kampfe zweier mächtiger Stämme aktiv Partei zu nehmen. Es kann dies z. B. sehr wohl geschehen sein, um sich durch eine Partei die notwendigsten Lebensmittel zu verschaffen. Dann müssen wir aber auch gesehen, daß es uns unvereinbar erscheint mit der Würde eines militärischen Vertreters der deutschen Nation, zuzusehen und „sich auf seine Station zu beschränken“, wenn in unmittelbarer Umgebung seines Amtssitzes Nord und Totschlag herrschen. Man sollte einem deutschen Offizier eine solche Popanzrolle nicht erst zumuten, geschweige sie hinterher als verletzte Dienstpflicht gegen ihn auszuspielen. Könnte man sich wundern, wenn sich für solche Posten eines Tages kein Offizier von Selbstbewußtsein und Aussichten auf Karriere daheim mehr fände? — Wir müssen hier freilich auf einen Einwand zu Gunsten des Gouvernements gefaßt sein. Man könnte sagen, daß die Herabsetzung des Expeditionsfonds von 100,000 auf 60,000 Mark für das gegenwärtige Etatsjahr dem Gouvernement eine derartige Beschränkung der Expeditionen auferlegte, daß eine engere Verbindung mit Walinga und Zauade unterbleiben mußte. Ist dem so — und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür —, so hätte nach guter preussischer Beamtentradition der Gouverneur Zimmerer, der die Lage übersehen mußte, die Verantwortung bei einer solchen Beschränkung der unentbehrlichen Mittel ablehnen, d. h. seinen Abschied einreichen müssen. Sollte aber der Chef der Kolonial-Abteilung auf seine etwaigen Vorstellungen eingegangen sein und seinerseits dem Reichskanzler berichtet haben, daß der Fonds von

60,000 Mark für sechs Stationen bis zu 15—20 Tagemärschen Entfernung von der Küste völlig unzureichend sei, wie sich das in einzelnen zahlenmäßig nachweisen läßt, sollte der Reichstanzler seinerseits auf Verkleinerung des Fonds bestanden haben, um so mußte Geheimrat Dr. Kayser gehen. Dann hätte der Reichstanzler für die Entwicklung der Zustände im Kamerun-Hinterland die Verantwortung allein getragen, und man wüßte heute, mit wem man dieserhalb zu rechnen hätte. So aber hat das überaus traurige Ereignis wohl keine anderen Folgen, als einen Nachruf für die Gefallenen im Kolonialblatt, eine Zeitungspolemik zwischen dem Bruder des gefallenen Offiziers und der „Nordd. Allg. Zig.“ und die in kolonialen Kreisen sich erneuernde Ueberzeugung, daß hier wieder einmal ein Fall vorliegt, der die Folgen eines parlamentarisch zurechtgestuhten Kolonialbudgets, das jeder Kenner afrikanischer Verhältnisse als höchst unzulänglich erachten muß, mit jener schrecklichen „Vemeistkraft der Thatfachen“ klarlegt. Die Sache liegt doch thatsächlich so, daß es nur durch die Verminderung des Expeditionsfonds möglich gewesen ist, einen Etat für Kamerun zu konstruieren, der keinen Reichszuschuß verlangt. Wohl hat sich Kamerun hiermit dem Beifall der Gegner unserer Kolonialpolitik im Reichstag gesichert, es bildet sozusagen die Paradedolonie für den Fall, daß die Rentabilität der Kolonialwirtschaft im allgemeinen bezweifelt werden sollte. Aber wenn dies der einzige Vorzug der billigen Hinterland-Wirtschaft ist — ein anderer ist wenigstens nicht ersichtlich — und wenn dabei zwei wichtige Stationen, nämlich außer Balinga noch Bali, aufgegeben werden müssen, also ein unverkennbarer Rückgang unseres Einflusses aus Mangel an Mitteln zu konstatieren ist, dann muß man sich schließlich doch fragen, ob es nicht Pflicht der kolonialfreundlichen Reichstagsabgeordneten wäre, in einer Interpellation die Reichsregierung zu fragen, wie sie sich denn eigentlich die Möglichkeit, mit dem geradezu lächerlich kleinen Fonds auszukommen, gedacht hat und ob sie nicht endlich eine Nachtragsforderung für ein neues Vorgehen und ein Wiederausbessern der erlittenen Schäden einbringen will. Kann sich Graf Caprivi nicht aus eigenem Antrieb zu einer sach- und sinngemäßen Kolonialpolitik entschließen, gleichgültig, ob aus Rücksicht gegen die Linke des hohen Hauses und ihre Presse oder aus Besorgnis vor kolonialen Abenteuern, so ist es eben Sache zielbewusster Volksvertreter, ihn in die Bahn zu drängen, die er aus sich heraus nicht beschreiten mag. Daß er nicht ablehnen kann, wenn ihm der Reichstag die Mittel zu kräftigerem Auftreten in Kamerun anbietet, glauben wir doch zu seinen Gunsten annehmen zu sollen.

Wir sind damit auf ein Thema gekommen, welches wohl noch häufiger nach dem Wiedereintritt der Reichstagsverhandlungen die kolonialfreundlichen Elemente im Reichstag beschäftigen dürfte: die Bildung einer kolonialfreundlichen Vereinigung. Eine Anregung in diesem Sinne ist kürzlich an einzelne Mitglieder der neugebildeten „wirtschaftlichen Vereinigung“ ergangen, ob mit Erfolg, muß abgewartet werden. Uns erscheint es auch zweifelhaft, ob es ratsam ist, die wirtschaftliche Vereinigung zum Träger des kolonialen Gedankens im Reichstage machen zu wollen. Das Centrum ist kolonialfreundlich und nicht zu entbehren, da die freisinnige Vereinigung nach wie vor die Fahne des negierenden Doktrinarismus entfalten dürfte, sobald erhöhte Kolonialforderungen an sie herantreten werden. Jedenfalls ist das Projekt der Kolonialpartei eine berechtigte Konsequenz der kolonialen Lage. Kann der Reichstag der Regierung für Ostafrika ruhig Initiative und Führung überlassen, so muß er für Westafrika selbständig mit der Forderung kräftigerer Machtentfaltung hervortreten. Wenn irgendwo, so ist er auf diesem Gebiet im stande, im nationalen Sinne auf die Richtung des neuen KurSES einzuwirken; er sollte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, zumal doch kein Zweifel mehr darüber aufkommen kann, daß die koloniale Frage bestimmt ist, einen wichtigen Faktor unserer sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung zu bilden.

Auf die diplomatische Seite der Hinterlandfrage, insbesondere den Streitpunkt mit Frankreich, näher einzugehen, müssen wir uns heute versagen. Nur soviel sei erwähnt, daß nach den französischen Berichten über die Thätigkeit de Brazzas im Gebiet

des Sultanats Adamana Grenzverletzungen schwerer Art gegen die deutsche Interessensphäre vorliegen. Vorläufig mag man sich damit beruhigen, daß die Expedition von Stetten unterwegs ist, um die bisher nur aus französischer Quelle bekannten Thatfachen auch unfererseits an Ort und Stelle festzustellen. Sie dürfte, während dieser Bericht erscheint, bereits in der Gegend von Gasa, dem einen Schauplatz der französischen Vertragsverletzungen, angekommen sein. Werden diese, wie zu erwarten steht, bestätigt, so bedarf es keines besonderen Hinweises, um die ernste Natur dieses Grenzkonfliktes klarzulegen. Doch dürften die ersten entscheidenden Schritte dieserhalb nicht vor Anbruch des Winters erfolgen.

Südwestafrika und der Kampf mit Hendrik Wittebooy bietet zur Zeit noch nicht das Bild endgültiger Entscheidung. Der von Hoornkrans vertriebene Häuptling hat sich wenige Stunden entfernt wieder festgesetzt und gut verschanzt. Hoffentlich erfolgt mit Hilfe der endlich angekommenen Geschütze und der neuerlichen Verstärkung der Schutztruppe alsbald die Aufhebung des neuen Raubnestes. Daß die Reichsregierung in dieser Hinsicht alles thut, um die Sache energisch und definitiv zu Ende zu bringen, mag uns die Hoffnung geben, daß auch in Kamerun und Togo demnächst eine andere Praxis zur Geltung kommen wird. Möchten die Kolonialfreunde im Lande und im Reichstag das Ihrige dazu thun.

## Wirtschaftspolitik.

An Stelle des Wirtschaftsberichts — unser Berichterstatter ist diesmal behindert — bringen wir die nachfolgende Erörterung, welche ein altes Problem in origineller Weise behandelt.

### Mehr Zoll als Steuer!

An den Bund der Landwirte.

Die Bücher liest man heutzutage nicht. Drum bring ich kurze Thesen, obwohl sie nicht erschöpfen. —

Die deutsche Landwirtschaft ist in Gefahr. Die Landwirte fordern Hilfe — zunächst: Aufrechterhaltung der bisherigen Zölle.

Abgesehen von Charakterlosen, sind manche — auch patriotische — Staatsmänner und Parteien entgegengelegter Ansicht. Dieser hochwichtige Meinungsstreit ist ein Teil des Jahrhundertes in allen Kulturstaaen geführten Streites über die Frage: Ob Schutz Zoll oder Freihandel. Der Kurs vieler Staats-Regierungen schwankte zwischen beiden Richtungen vielfach hin und her: das einemal galt als Grundsatz: „Schutz Zoll“, das anderemal: „Freihandel!“

Aber schließlich muß es doch für diese Frage, ob Schutz Zoll oder Freihandel, eine richtige, wahre, endgültige, klardenkende Männer überzeugende Lösung geben.

Der Bund der Landwirte giebt im 1893 vorliegenden Fall die Lösung der Frage richtig. Aber seine landläufige Begründung dieser Lösung ist unzureichend. Darum überzeugt er viele seiner Gegner nicht.

Richtig sind, für sich allein, und sollen auch von allen Landwirten anerkannt werden, die zwei Lehrsätze:

1. „Für alle Verzehrter (Konsumenten) — und alle Menschen sind Verzehrter — ist wünschenswert, daß alle nützlichen Waren, besonders die notwendigen Nahrungsmittel, namentlich Brot, billig sind.“

2. „Mögen andere Faktoren (gute Ernten, Zwischenhandel) auch vielleicht mehr Einfluß auf die Preisbildung haben, — jedenfalls kann Zoll auf einer Ware diese nie billiger machen, sondern nur ihren Preis steigern.“

Gestützt auf diese beiden an und für sich richtigen Grundzüge fordern Socialdemokratie und Freisinn Minderung der Zölle, um billiger Brot zu haben.

Aber keineswegs nur der Auslandszoll, sondern alle Abgaben und Lasten, welche die Erzeugung einer Ware belasten, verteuern dieselbe, keineswegs nur der Zoll, den die Auslandswaren geben, sondern auch die Steuer, welche die Inlandsware tragen muß.

Denn: Man denke sich den — thatsächlich allerdings nicht durchführbaren — Zustand, daß die inländische Landwirtschaft, namentlich der Kornbau, also das Brot, durchaus keine Abgabe und keine Last trüge, daß die ganze deutsche Landwirtschaft vollständig befreit wäre von jeder Abgabe und Leistung für das Gemeinwesen — daß sie keinerlei Einkommen, Grund-, Gebäude- oder Gewerbe-Steuer, weder für den Staat noch für die kommunalen Verbände, keinerlei Schul-, Wege-, Armen- oder Versicherungs-Beiträge zu leisten hätte und die ganze Wehrpflicht für sie abgeschafft wäre, dann würde die deutsche Landwirtschaft so über alles Maß lohnend und profitabel werden, daß Milliarden von Mark in dieselbe verwandt, daß Hunderttausende von Menschen ihr zuflöhen, daß die landwirtschaftliche Produktion maßlos gesteigert, die Masse ihrer Erzeugnisse sich unglaublich vermehren, und Korn und Brot — ungeheuer mehr produziert — schon durch die Inlandskonkurrenz auf einen ganz ungemein billigen Preis heruntergedrückt werden würde.

Deshalb ist der obige zweite Lehrsatz der Socialdemokratie und des „Freisinns“: „Der Zoll verteuert die Ware“ total einseitig. Nein! Er muß lauten: „Jede Abgabe und Last verteuert die Ware. Die Steuer und persönliche Leistung (Wehrpflicht) verteuert jede Ware (namentlich Korn und Brot) ebenso sehr, wie der Auslandszoll.“

Wollten die Konsumenten (die Verzehrter) rücksichtslos billiges Brot, so müßten sie streben, alle Lasten, welche auf der Broterzeugung der Landwirtschaft liegen, Steuer wie Zoll, gänzlich aufzuheben.

Dies ist nun aber unmöglich. Denn das Reich mit seiner Kriegsmacht, der Staat mit allen seinen Staats Einrichtungen, die kommunalen Verbände: Provinz, Kreis, Gemeinde, die Schulen u. s. w. bedürfen Einkommen, auch von der Landwirtschaft.

Darauf aber kommt es an, wer dieses Einkommen schaffen und diese Last tragen soll: der Deutsche oder der Ausländer; — ob es mehr durch Zoll oder mehr durch Steuer aufgebracht werden soll, — kurzum, auf das Verhältnis zwischen Zoll und Steuer.

Da Steuer wie Zoll jede Ware verteuert, so ist es, wenn eine Abgabe darauf doch unvermeidlich ist, für den Verzehrter (Konsumenten) allein ziemlich einerlei, von wem diese Abgabe erhoben wird. Denn der Verzehrter (Konsument) an sich will vor allem die Ware billig haben; ob vom Ausland oder Inland, ist ihm zunächst einerlei. Ob durch Herabsetzung der Auslandszölle und Steigerung der Staatslasten, die auf der inländischen Brotproduktion liegen, oder durch Steigerung der Auslandszölle und Minderung der inländischen Produktionslasten das Brot billig und zugleich das erforderliche Staatseinkommen aufgebracht wird, ist völlig gleichgültig für die Verzehrter (Konsumenten).

Vernichtend dagegen wirkt die Herabsetzung der Auslandszölle und Steigerung derjenigen Staatslasten, die auf der inländischen Brotproduktion liegen, auf die inländischen Erzeuger (die Produzenten), also auf die deutschen Landwirte. Denn das Ausland, dessen Abgaben an das deutsche Reich gemindert werden, hat den Vorteil, die inländischen Erzeugungen haben den Nachteil davon. Die ausländische Landwirtschaft

muß dadurch aufblühen, die inländische Landwirtschaft muß unter den heutigen Verhältnissen dadurch zu Grunde gehen.

Ist es billig, ist es gerecht, ist es weise, wenn das russische Reich, an Volkszahl dem deutschen doppelt überlegen, welches von Jahr zu Jahr seine Kriegsmacht vergrößert und von Jahr zu Jahr mehr seine Heeresmassen zum Kampf gegen Westen schiebt, immer weniger Abgaben von den Waren zahlen soll, welche es auf den deutschen Markt bringt, der deutsche Produzent, der deutsche Landwirt dagegen immer höhere Lasten für das deutsche Reich tragen muß?

Suum cuique! Jedem das Seine. Für den Schutz der Deutschen ist die deutsche Regierung da, nicht für den Schutz der Russen. Für die Russen möge die russische Regierung sorgen.

Aus Obigem ergibt sich das staatswirtschaftliche Gesetz, dessen Anerkennung als feste Richtschnur für die deutsche Gesetzgebung vom Bund der Landwirte unbedingt errungen werden muß, wenn die deutsche Nation nicht wirtschaftlich ruiniert werden soll:

„Jede Ware, auf deutschen Markt gebracht, muß, wenn im Ausland erzeugt, dem deutschen Gemeinwesen immer höheren Zoll bezahlen, als die Produktion derselben Ware innerhalb des deutschen Reichs für das deutsche Gemeinwesen Steuern und Lasten trägt.“

Oder kurz ausgedrückt: „Mehr Zoll als Steuer!“

Dies staatswirtschaftliche Gesetz gilt allgemein, also nicht nur für Korn und Brot, sondern auch für die Bekleidungswaren, also Wolle, Baumwolle, Leinen, ferner für Tabak, Kohlen, Holz, Gartenfrüchte u. s. w.

Insbefondere ist der Ruin des deutschen Tabaksbaues durch Mißachtung obigen Gesetzes verursacht.

Wie konnte es aber kommen, daß dieser staatswirtschaftliche Grundsatz: „Mehr Zoll als Steuer“ so verkannt, verdunkelt und verkehrt wurde, daß sogar Se. Excellenz der Herr Reichskanzler sich in den entgegengesetzten falschen Kurs freihändlerischer Irrlehren führen ließ, obwohl Jahrhunderte lang fast alle Kulturstaaten den Grundsatz: „Mehr Zoll als Steuer“ befolgten, obwohl seit Jahrtausenden dieser Grundsatz bei den Kulturvölkern für anerkannt richtig galt (siehe Evangelium Matthäi 17, 24—26) und obwohl Se. Durchlaucht Fürst Bismarck in seiner Zollpolitik schon in den richtigen Weg wieder eingelenkt hatte??

Einfach deshalb, weil nicht die Produzenten im wahren Sinne, die Landwirte, Handwerker u. s. w., obwohl sie mit Weib und Kind wohl über 80 Prozent des deutschen Volkes bilden, sondern der Kaufmannsstand in allen wirtschaftlichen Fragen durch die Presse, die Handelskammern und Gutachten das große Wort geführt und die Ansichten der Regierung gelenkt hat. Und dies um so leichter, als die Beamten des auswärtigen Amtes nicht nur auf den auswärtigen Stationen, sondern auch in Berlin — (in den Provinzen und auf dem Lande sind ja keine) — mit Kaufleuten sehr viel, mit Landwirten, Handwerkern u. s. w. sehr wenig zu thun haben.

Der Kaufmannsstand aber lebt und blüht allein vom Zwischenhandel. Er hat keinerlei Profit von der Ware, welche der deutsche Produzent direkt an den Konsumenten, von dem Korn, welches der deutsche Landwirt direkt an den Müller und Bäcker abführt. Aber ungeheurer Profit kann er als Zwischenhändler haben von der Auslandsware, welche von fern her nach Deutschland transportiert wird. Kein Wunder ist es daher, wenn der Kaufmannsstand sich überall und stets für Begünstigung des Handels mit dem Ausland, für den Freihandel, also für Herabsetzung oder Aufhebung aller Zölle auspricht.

Derjenige Teil des deutschen Kaufmannsstandes aber, welcher beim Import ausländischer Ware beteiligt ist, die Großkaufleute, Importeure und Banquiers, werden — mit ihren Gehülfen und mit Weib und Kind — wohl nur 2 bis höchstens 5 Prozent des deutschen Volkes ausmachen. Trotz dessen hat dieser ganz kleine Bruchteil des deutschen Volkes, von seinem eigenen, nicht von der Gesamtnation Nutzen geleitet, in allen wirtschaftlichen Fragen das große Wort geführt, im Besitz der Tagespresse die öffentliche Meinung, durch die Handelskammern und in Parlamenten die Regierung beraten und mittelbar geleitet und ist meist zu unerhörtem Reichtum gelangt, während der weit überwiegendere Teil der deutschen Nation in wirtschaftlichen Niedergang geriet.

Es ist die höchste Zeit, diesem die deutsche Nation ruinierenden Einfluß des Kaufmannsstandes, dem Eigennutz spekulierender Kapitalisten, der Herrschaft der Plutokratie und den freihändlerischen Irrlehren siegreich entgegenzutreten.

Die deutsche Landwirtschaft wird zu Grunde gehen, wenn sie nicht nach ihrem verfassungsmäßigen Recht rücksichtslos für jede Ware, sei's Korn oder Wolle, sei's Tabak oder Kohle, den Grundsatz wieder zur Geltung bringt:

Mehr Zoll als Steuer!

B. v. G.

## Kirche.

Wir haben uns längere Zeit in diesen Berichten ausschließlich mit den Angelegenheiten der heimischen Kirche beschäftigt. So wichtig dieselben sind, so dürfen wir über ihnen den großen Gang des Reiches Gottes durch die Welt nicht vergessen oder übersehen. Wir Deutschen sind in kirchlicher Beziehung ganz besonders dazu geneigt, Kirchturmspolitik zu treiben und die Schicksale des Reiches Christi auf Erden nach den zeitweiligen Gegensätzen in unseren Grenzen oder gar nach dem wechselnden Eindruck zu bemessen, den irgend ein neuer Einfall eines Mannes der modernen „Wissenschaft“ auf die „Gebildeten“ gemacht hat.

Aber nicht nur um den weiten Blick uns zu erhalten, ist es nötig, daß wir in den kirchlichen Berichten je und je auch das Missionsgebiet ins Auge fassen, sondern es erwächst uns daraus die wertvollste Belehrung in Bezug auf die Beurteilung des kirchlichen Lebens bei uns. Treten doch auf dem Gebiete der Heidenmission nicht nur die Gegensätze zumeist viel schärfer hervor, sondern es wiederholt sich dort oft deutlich vor unseren Augen derjenige Prozeß, den auch unsere heimischen Kirchen dereinst durchgemacht haben, bis in viele Einzelheiten hinein. Und das muß zu einer richtigeren Beurteilung des Gewordenen dienen.

Und endlich schon aus einem ganz äußerlichen Grunde dürfen wir an dieser Stelle die Mission nicht unberücksichtigt lassen. Denn die heimischen kirchlichen Kreise werden durch die Teilnahme an ihren Arbeiten in der mannigfaltigsten Weise in Anspruch genommen. Zwei wichtige Ereignisse haben stattgefunden, welche die Missionsleitungen stark beeinflussen, ein erfreuliches und ein sehr schmerzliches. Das erstere ist das Aufgehen der gesonderten bayerischen lutherischen Mission für Ostafrika in die der lutherischen Gesellschaft in Leipzig. Die erstere war durch Pfarrer Zittmeyer begründet, um den nationalen Schwung, von dem bei den Anfängen der deutschen afrikanischen Kolonien weite Kreise getragen waren, für das Missionsinteresse auszunutzen. Die Kreise, auf welche sich die neue Gesellschaft in der Heimat angewiesen sah, waren aber wesentlich dieselben, wie die der alten Leipziger lutherischen Mission. Und da auch in den Grundsätzen keine erheblichen Differenzen obwalteten und ohnehin die Leipziger daran

dachten, neben ihrer indischen Mission unter den Tamulen auch in Deutsch-Ostafrika eine Thätigkeit zu beginnen, so lag der Zusammenschluß beider mit einer Uebernahme der afrikanischen bayerischen Stationen unter den Wakamba durch die Leipziger sehr nahe. Diese Vereinigung ist mit dem Beginn dieses Jahres ausgeführt und wird hoffentlich die neue Arbeit dieser ältesten evangelischen Missionsgesellschaft — denn die Leipziger ist bekanntlich die Fortsetzung der alten Dänisch-Holländischen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts — neuen Segen bringen.

Betrübend ist dagegen ein Zwiespalt, der in der noch ziemlich jungen schleswig-holsteinschen Mission in Brecklum ausgebrochen ist und der den ganzen Bestand dieser Gesellschaft zu erschüttern droht. Der Gründer dieser Mission ist Pastor Jensen in Brecklum, der, von brennendem Eifer für die Sache Jesu Christi getrieben, sich im ganzen dem gut lutherischen Wesen jener Provinzialkirche einordnete, aber doch einen starken pietistischen Zug in sich hat. Durch die kirchlichen Kreise jener Provinzen geht dieser doppelte Zug, wie es scheint, allgemein hindurch: neben einem schroffen lutherischen Kirchentum, wie es besonders von Kropp aus gepflegt wird, wo ja gegen die Lutherische eine neue lutherische Kirchenzeitung gegründet wurde, — hat man in den Gemeinden eine ansgeprägt pietistische Richtung. Die Missionsarbeit Pastor Jensens in Brecklum fand immerhin die Teilnahme aller kirchlichen Kreise. Als Direktor wurde ein alter Gnadener aus der Provinz Sachsen, Pastor Fienisch, angestellt. Und die Sache schien sich recht erfreulich zu entwickeln. Allein die Gegensätze haben sich nicht länger vereinigen lassen. Der nüchterne lutherische Direktor fand das Treiben des Pastors Jensen, in das derselbe auch die Böglinge einführte, ungeeignet, zerstreuend, ungesund, methodistisch. Er verbot den Böglingen, Bibelstunden in den Gemeinden zu halten u. dgl. Kurzum: Pastor Jensen, der eigentliche Gründer des ganzen Werkes, trat, da das Kuratorium für den Direktor Partei nahm, aus demselben aus und sagte sich ganz von der Arbeit los, um eine neue Brecklumer Missionsgesellschaft zu gründen. Die fünf im Hause vorhandenen Böglinge aber traten gleichfalls aus und hielten zu Jensen, — wie es scheint: ein Zeichen dafür, aus welchen Kreisen die schleswig-holsteinsche Mission ihre Hauptkraft bisher entnommen hat. Zwei Gesellschaften aber für diese Provinzen, noch dazu an demselben Orte, würden auf die Dauer unhaltbar und unerträglich sein und müßte dieser Zustand zu steten Konflikten und zu einer sehr bösen Konkurrenz führen. Im ganzen ist es sehr betrübend, zu sehen, wie Leute, die auf demselben Grunde stehen und dasselbe Ziel vor Augen haben, zu solchem Streit kommen können. Wir haben keinen Verfaß, denselben hier in seinen Einzelheiten zu verfolgen oder das Maß der Schuld abzumessen, das auf beiden Seiten vorhanden ist. Hier führen wir die Sache nur an als ein Zeichen der Zeit und als Mahnung an alle christlichen Kreise, die Grundlagen immer wieder zu untersuchen, auf denen ein jeder steht, damit die Welt an der Einigkeit erkenne, daß wir Gottes Kinder sind. —

Von den Gebieten der Heidenwelt, in der das Evangelium gepredigt wird, heben wir diesmal zwei heraus, um an ihre Zustände einige Betrachtungen zu knüpfen. Zunächst wenden wir den Blick nach Indien. Wir sind dazu veranlaßt durch sehr genaue statistische Zusammenstellungen, welche jüngst über die Epoche von 1881—1890 aus der ostindischen Missionsarbeit veröffentlicht sind, und ferner dadurch, daß die Behandlung eines der Thematata der kontinentalen Missionskonferenz, die im Mai in Bremen gehalten wurde, nämlich das sich mit der Qualität der gegenwärtigen heidenchristlichen Gemeinden und den Lehren, welche für die Missionspraxis sich ergeben, beschäftigte, speciell nach Ostindien führte. Sehen wir uns den Länder- und Völkertafel an, der mit diesem Namen gemeint ist, so bilden die zu Christen bekehrten Heiden auch heute noch eine verschwindende Anzahl. Es kommt noch nicht ein Christ auf hundert Einwohner, selbst wenn man die europäischen Christen mitrechnet. Die Christen in Indien zusammen, europäische und indische, katholische und evangelische, machen 2¼ Millionen aus — neben 207½ Millionen Anhängern des Hinduismus, 57 Millionen



Muhammedanern, 7 Millionen Buddhisten u. s. w. Aber von jenen  $2\frac{1}{4}$  Millionen waren eingeborene protestantische Christen Ende 1890 nur ca. 560,000, — das sind zwar ca. 142,000 mehr als vor neun Jahren, jedoch in dem Jahrzehnt vorher hatte sich die Zahl um 200,000 vermehrt. Daraus ergibt sich, daß in Indien eine stetig wachsende Zunahme der eingeborenen Christen nicht stattfindet. Und doch findet ein Wachstum überhaupt statt; denn während Muhammedaner und Hindus nur um diejenigen 10 Prozent zugenommen haben, welche dem Wachstum der Bevölkerung überhaupt entsprechen, betrug die Zunahme der Christen 22 Prozent.

Immerhin sind die mitgeteilten Zahlen dazu angethan, uns von allzu kühnen Hoffnungen frei zu halten, als ob wir schon jetzt in dem Stadium der Missionserfolge (wenigstens in Indien) wären, wo die großen Ernten eingeheimt werden könnten. Vielmehr steht die Arbeit noch wesentlich im Stadium der Grundlegung. Aber sie konsolidiert sich doch. Besonders erfreulich ist die steigende Zahl der Missionare und unter ihnen ganz besonders wieder die der eingeborenen ordinierten und nicht ordinierten Hilfskräfte. Europäische Missionare gab es Ende 1890 in Indien 857, ordinierte Eingeborene 797, eingeborene Laienprediger 3491, und außerdem noch 711 Missionarinnen, Lehrerinnen u. s. w.

Ich füge hier gleich an, was die oben erwähnte Bremer Missionskonferenz in der Debatte über die Qualität der heutigen Heidenchristen für Resultate förderte. Dem Hindu, so hieß es da, fehlten gewisse christliche Begriffe gänzlich, andere gingen ihm schwer ein; die pantheistische Anschauung, in der das Volk seit Jahrtausenden lebt, faßte die Idee einer persönlichen Verantwortung und einer dementsprechenden Verschuldung ungemein schwer auf. Von Tugenden fehlte ihm besonders die Wahrhaftigkeit — wie ihn denn auch gar nicht interessiere, wie etwas wirklich genau stattgefunden habe (eine merkwürdige Parallele mit dem klassischen Altertum und eigentlich auch noch dem ganzen Mittelalter, wo man den modernen Begriff der wissenschaftlichen Gewißheit, der geschichtlichen Genauigkeit nicht kannte); — ferner werde ihm die Keuschheit ganz besonders schwer. Eigentümlich bleibe dem Hindu auch die dauernde Abhängigkeit vom Missionar, wie überhaupt ein Mangel an Initiative. Es sei im ganzen ein kindlicher Standpunkt des Glaubens- und Heiligungslebens; bei den Kindern sei ja auch oft eine merkwürdige Mischung von starkem Glauben und Unfertigkeit in der Willensübung zu bemerken.

Alles in allem müssen wir sagen: in Indien zeigt sich deutlich, welche Hindernisse die Gnade in der menschlichen Natur zu überwinden hat. Wir in der Heimat haben, auch bei unterschiedenen Bekehrungen, doch immer mit Leuten zu thun, die in der Zucht einer Jahrhunderte alten christlichen Tradition stehen. Das ist auf dem Missionsfelde anders. Auch dort giebt es Unterschiede, je nachdem das Evangelium einem kräftigen Naturvolke mit verhältnismäßig reinen religiösen und sittlichen Begriffen gebracht wird, oder einem blasierten Kulturvolke, das in seinem Heidentum überlebt ist. Hier ist die schwierigste Aufgabe. Ähnlich ging es dem Christentum im alten römischen Reiche; aber da kam der Christianisierung der Umstand zu statten, daß es überall jüdische Gemeinden gab, deren Glieder an allen Hauptorten den Stamm der christlichen Gemeinde bildeten. Ohne die Judenchristen mit ihrer Gewöhnung an die sittliche Zucht des göttlichen Gesetzes hätte die alte Kirche schwerlich so schnellen und festen Bestand im römischen Reiche gewonnen. Was muß es dem Evangelium für Schwierigkeiten machen, wenn die Christen in einer geistlichen Atmosphäre leben, die es z. B. nötig macht, daß Paulus den Titus darauf achten heißt, daß sich die alten Damen der Christengemeinden nicht betrinken. Nur keine zu idealen Bilder von den apostolischen Gemeinden und darum Mißstimmung in der Gegenwart und Unbilligkeit gegen die Missionsgemeinden! Uebrigens waren bei aller Anerkennung der Schwächen der Heidenchristen, wie schon aus den obigen Andeutungen hervorgeht, die in Bremen versammelten Häupter und Sachkenner voll von dem, was sie an den jüngeren Gemeinden zu rühmen hatten.

Interessant ist nun in Indien, welche starken Gegenwirkungen von dem Islam und besonders dem Hinduismus, auch dem Buddhismus gegen das Christentum ausgehen. Der Hinduismus ist sogar seit kurzem eine missionierende Religion geworden, nur in der Erkennung der Gefahren, die ihm durch das Christentum drohen. Und die Hoffnung, daß durch das höhere Schulwesen der englischen Regierung und durch die mit demselben gegebene europäisch-christliche Kulturbildung im ganzen dem Christentum vorgearbeitet würde, ist eitel gewesen. Im Gegenteil haben vielfach die hier gebildeten Hindu sich auf das Studium ihrer alten Litteratur geworfen, und beweisen daraus, daß auch in den Vedea vor treffliche sittliche Ideen enthalten seien, die denen des Christentums gleich kämen oder sie überträfen. Ein lehrreicher Wink für das, was eigentlich Christentum ist. Die „sittlichen Ideen“ desselben sind sehr schön, aber diese — losgelöst von dem Stamme, aus dem sie entsprossen sind — können die Welt nicht erneuern, können dem Hinduismus so wenig besiegen wie die Socialdemokratie. Die Lebenskraft liegt nur in dem Wort vom Kreuz, in der ganzen unverhüllten göttlichen Thorheit von dem Gottessohn, der Mensch ward, der weiser ist denn die Weisheit der Menschen, der man aber — wie kläglich! — durch Worte menschlicher Weisheit, Anpassung an den Zeitgeist, Erhebung ihres sittlichen Gehalts u. s. w. aufzuhelfen sucht. Zu China und Indien giebt es auch sittliche Ideen, aber sie haben keine Kraft, weil der fehlt, von dem wir predigen: Gott war in Christo und verhöhte die Welt mit ihm selber. —

Auf Hinterindien sind gegenwärtig die Augen der politischen Welt gerichtet, weil Frankreich dort mit Siam in bedrohliche Konflikte geraten ist. Es ist für jedes fremde und heidnische Land ein Unglück, in französische Hände zu geraten; das würde sich auch hier zeigen. Die Mission hat auf jener ganzen Halbinsel sehr verschiedenartige Fortschritte gemacht. Neben den gesegneten Erfolgen unter manchen der unterdrückten Bergvölker, besonders der Karenen, steht die große Unempfänglichkeit bei den eigentlichen Birmanen.

Doch wir wollten heute noch auf einen anderen Weltteil die Aufmerksamkeit lenken, der ja für uns Deutsche jetzt besonderes Interesse hat, das ist Afrika, besonders das mittlere und östliche, das Seengebiet und die deutsche Küste. Wie kurz liegt die Zeit hinter uns, in der wir über der großen leeren Fläche saßen, die im Stielerischen Atlas im Inneren Afrikas gelassen war, — nur hier und da einige Striche von Andeutungen und Vermutungen. Dann kamen die Entdeckungen der Seen, die Heldenthaten Livingstones, die Krönung seines Werkes durch die Kongobefahrung Stanleys. Und kaum war das Land erschlossen, so machten die evangelischen Missionen ihre ersten Versuche darin. Und heute — im Mittelpunkte Afrikas ist ein mächtiges Reich in die gewaltigsten Erschlüchterungen geraten; blutige Schlachten sind geliefert, aber nicht um Sklavendeute, wie noch vor einem Menschenalter, sondern — eine katholische und eine protestantische Christenpartei ringen an den Ufern des Viktoria-Nyanza um die Herrschaft! Und Uganda ist nicht die einzige Stätte der Evangelisation in den neu erschlossenen Ländern. Eine ganze Reihe von baptistischen und methodistischen Missionen haben wir am Kongo, von Süden dringt die Mission über den Limpopo vor und ist, dem Laufe des Schire gefolgt, zu den Seen gelangt, wo besonders die Schotten schon herrliche Erfolge aufzuweisen haben. In den deutschen Gebieten gegenüber von Sansibar hat die englische Universitätsmission schon alle Stationen; nördlich davon, auf englischem Gebiet am Tanafluß, arbeitet die Neukirchener Mission mit 5 Missionaren, weiter südlich folgen die oben bereits erwähnten 3 Stationen der Bayern unter den Walamba. Dann folgen die Stationen der englisch-kirchlichen Gesellschaft im Bezirk von Nombas, von den Hauptorten an der Küste aus hat die Berliner Ostafrikanische Missionsgesellschaft schon mehrere Stationen gegründet unter den Wajaramo und Waschamba. Und endlich im Süden des deutschen Gebietes, am Nyassasee, hat die Brüdergemeinde und die ältere Berliner Gesellschaft (1) ihre Stationen angelegt. Fast alle diese Missionen aber, außer der der Universitäten-

mission, befanden sich in den allerersten Stadien: Schulen und Kirchen bauen, unterrichten, das Land anbauen, die Stämme kennen lernen und mit ihnen Freundschaft schließen, die Sprache lernen und die hl. Schrift übersetzen — darin bewegt sich ihre Arbeit; hie und da wird von einigen Erstlingen der Getauften berichtet.

Die Gefahr, daß die Missionare sich durch die Wünsche der Kolonialleute in ihrer Praxis beeinflussen lassen, fürchten wir nicht. Auch die deutschen Leitungen sind sich über ihre Aufgaben und ihre Methoden völlig klar. Mit dem etwas einseitigen Pietismus früherer Zeiten, der über den einzelnen Seelen das Volk vergißt, ist zwar gebrochen. Auch auf der mehrfach genannten Bremer Konferenz wurde es ausgesprochen, daß die Völker zu Jüngern Jesu zu machen der Auftrag des Herrn sei. Aber niemals wird die evangelische Mission in die Einseitigkeit nach der anderen Seite geraten, daß sie über Kulturerfolgen an einem Volke im ganzen die einzelnen Seelen und ihre Gewinnung unterschätzt.

Die bereits kurz erwähnten Zustände in Uganda haben in den ganzen letzten Monaten die Aufmerksamkeit aller Missionsfreunde und auch weiterer Kreise in hohem Maße erregt. Unseren Lesern ist bekannt, daß sich auf diesem so hoffnungsreichen Missionsgebiet der englisch-kirchlichen Mission sehr bald die Katholiken eingefunden hatten. Bei den schrecklichen Verfolgungen durch den Wüterich Mwangi hatten beide christlichen Gemeinden, die katholische und die evangelische, gemeinsam zu leiden. Da auch die dritte Partei im Lande, die der Muhammedaner, mit dem Könige unzufrieden war, so erfolgte eine Revolution und Absetzung des Königs. Die nun sich entspinnenden Verwirrungen im einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht der Ort; zuerst gewannen die Muhammedaner die Herrschaft, die dann den vereinigten Christen unterlag, bis diese miteinander in Kampf geriethen, der unter Beistand des Vertreters der englischen Uganda-Gesellschaft, Kapitän Lugard, für die Protestanten günstig verlief und durch ein friedliches Abkommen endlich beendet ist. Nach dem Frieden ist der englische Bischof Tucker bereits zweimal in Uganda gewesen und hat jedesmal eine ganz ungewöhnliche Empfänglichkeit und eine wahrhaft vollständige Bewegung für das Evangelium gefunden.

Völlig fremdartig und rätselhaft sind uns die ganzen Zustände dieses Landes und seiner Mission. Eine halbe Million Einwohner, die im Jahre 1878 noch ohne jede Berührung mit dem Christentum, ja mit irgend einem christlichen Volke sind, — und im Jahre 1890 spielt das Heidentum schon keine Rolle mehr. Man spricht nur von Muhammedanern, Katholiken und Protestanten. Und dabei steht fest, daß es damals nur ca. 250 getaufte evangelische Christen gab. Es geht daraus hervor, daß die großen Volksmassen das Heidentum fortgeworfen und sich unter den Einfluß der christlichen Idee gestellt haben, wobei aber politische und sociale Parteien die Gestalt des konfessionellen Gegensatzes annahmen. Leider haben die französischen katholischen Missionare nicht zum Frieden unter diesen Parteien beigetragen. Ihre die Protestanten heftig anklagenden Berichte wurden zwar in Deutschland zuerst bekannt, sind aber inzwischen durch die englischen Berichte richtig gestellt. Eine sehr empfehlenswerte, nicht nur ganz genaue, sondern auch lebensvolle und im besten Sinne orientierende Darstellung der ganzen Verhältnisse giebt Pastor Richter in seinem soeben erschienenen Buche „Uganda“ (Gütersloh, Bertelsmann. 3 M.). Wir haben hier auf diese interessanten Verhältnisse hingewiesen, weil sie für die Geschichte der Kirche sehr wichtig und lehrreich sind. Das steht fest, daß eine ähnliche Empfänglichkeit der Gemüter und eine gleiche Schnelligkeit der Erfolge die Mission in Afrika wohl kaum aufzuweisen hat. Möchte dem begabten Volke nach so schweren Verfolgungen und Verwirrungen nun bald eine Zeit des gesegneten Friedens kommen.

Im allgemeinen, will mir scheinen, machen sich unsere christlichen Kreise, die für die Sache der Mission eintreten, von deren Arbeit und ihren Erfolgen eine Vorstellung,

die dieselbe zu sehr heraushebt über unsere eigenen Sphären. Die Missionare haben über keine anderen Kräfte zu verfügen, als die Verkündiger des Evangeliums in der Heimat. Und wo in Deutschland und England mit derselben Einfalt und Kraft der Ueberzeugung, mit derselben Unabhängigkeit von hindern den Rücksichten Christus bezeugt wird, da hat es auch denselben Erfolg. Daß sich in unseren heimischen Gemeinden weniger Leute bekehren als in der Mission, hat doch wesentlich darin seinen Grund, daß zahllose Namenschristen, die zu Christus im letzten Grunde keine andere Stellung einnehmen als ein gebildeter Chinese oder Hindu, eben als Christen gelten und nicht als Objekte für die Mission; wie sollen sie denn eine „Mission“ des Evangeliums an sich empfinden? Die Geistlichen sind froh, wenn sie noch eine kleine Schar haben, die sich um ihre „Kultusreden“ am Sonntag versammelt, und hoffen auf bessere Zeiten oder auf das Ende der Welt. Damit würden die Missionare drüben nichts anrichten. Es bleibt bei unserem alten Sage: Die „Ungläubigen“ haben noch niemals das Werk des Herrn gehindert, das Hindernis liegt immer auf seiten der „Gläubigen“. Denn daß ein Ungläubiger keinen Glauben hat, ist nicht verwunderlich. Aber wenn ein Gläubiger keinen Glauben hat, dann kann auch der Herr durch ihn nichts erreichen.

Greifswald, 23. Juli 1893.

W. v. Nathusius.

### Für Bücherkäufer.

Recht anschaulich hat Herr D. Kraus im Septemberheft 1892 der Allg. konst. Monatschrift den Büchermarkt einer einzigen Woche geschildert, auf Grund von Material, welches ihm ein Buchhändler, „der als streng rechtlicher und sittlich denkender Mann sein Geschäft betreibt“, geliefert hatte.

Ein Geschäftsgewisse dieses Buchhändlers, welcher sich ebenfalls zu dessen Betriebsweise seines Berufs bekennt, möchte hiermit jene Darstellung nach einer anderen Richtung hin ergänzen, indem er auf einen Uebelstand hinweist, welcher das anständige Büchergeschäft zu Grunde richten hilft, ohne irgend jemand anderem als einigen „kapitalkräftigen“, für den Bücherbezug aber gänzlich überflüssigen Spekulant einen Nutzen zu bringen.

Es handelt sich nicht um die in dem Kraus'schen Artikel noch viel zu zart behandelte Produktion der Berliner Mischpote und ihrer auch an anderen Orten vorkommenden Genossen semitischer wie arischer Abkunft, sondern nur um eine das Gemeinwohl schädigende Betriebsweise an sich guter, ja hervorragender Bücher.

Eine Klage hierüber würde zunächst vor das Forum der buchhändlerischen Vereinigungen gehören, deren Organisation und Zusammenhalten ja oft gerühmt wird; sie würde dort aber erfolglos sein, weil auch in diesem Kreise die Interessen der Großen maßgebend sind und sich so bequem mit dem Mantel der Gewerbefreiheit decken lassen, an welcher ja der Buchhändler als Träger der Bildung (wie er sich bei Festessen gern nennen läßt) am wenigsten rütteln darf. So möge sie denn dem nicht buchhändlerischen Publikum vorgetragen werden, welches ja den Uebelstand am besten abschaffen kann.

Dieser besteht in dem Vertrieb großer Werke, wie z. B. der Konversationslexika, theologischer, medizinischer und anderer vielbändiger Encyclopädien, durch Reisende, welche

für irgend eine „Reise- oder Export-Buchhandlung“ beim Publikum Subskribenten sammeln oder vollständige Exemplare auf Abzahlung verkaufen, also etwa daselbe, wie das sogenannte Detailreisen mit Manufakturwaren, aber mit den in der Natur der Ware liegenden Unterschieden.

Zahlreiche Reisende, teils gewandt auftretende Leute von höherer Schulbildung, die irgendwie Schiffbruch gelitten haben, teils höhere Strömer durchziehen das deutsche Reich, um für die von ihnen vertretene Firma Abnehmer jener großen Werke „auf Abzahlung“ zu werben. Ihrer Redegewandtheit (höflich gesagt) gelingt es in unglaublich häufigen Fällen, zum Ziel zu kommen, und zwar nicht bloß bei Leuten, welche die eingegangenen Verpflichtungen leicht erfüllen können, sondern namentlich auch bei solchen, die sich aus Leichtsinne oder Mangel an Umsicht keine klare Vorstellung von diesen Verpflichtungen machen und dann nach einiger Zeit in schlimme Verlegenheiten geraten.

Für Leute letzterer Art bildet die ratenweise Zahlung den wirksamen Köder, und wenn dann die Monatsquittungen nicht mehr bezahlt werden können, sieht sich mancher gezwungen, das kaum erworbene Werk zur Hälfte des Kostenpreises oder darunter (da ja bekanntlich Angebot und Nachfrage den Preis bestimmen) loszuschlagen, nur um mit dem Erlös die noch laufenden Raten decken zu können. Ist die letzte bezahlt, dann hat er für sein Geld — nichts. Solchen Notverkäufen ist es vielfach zuzuschreiben, daß man alle jene großen auf diesem Weg untergebrachten Werke im Antiquariatsbuchhandel immer weit unter dem eigentlichen Preis kaufen kann. —

Ein noch empfindlicherer Schaden entsteht, wenn der Subskribent aus Mangel an Zahlungsmitteln den Fortbezug des begonnenen Werkes aufgibt. Er behält dann für sein gutes Geld ein Bruchstück, welches ganz wertlos ist, da es niemand brauchen kann, es entsteht also, um einen hochtrabenden modernen Ausdruck zu gebrauchen, „Verlust am Nationalvermögen“, während der Verlust, den der Verkäufer eines vollständigen Werkes erleidet, wenigstens dem Käufer, der es dadurch billiger erwirbt, zugute kommt. Die Fälle, in denen dem Antiquar die Anfangsbände encyclopädischer Werke, natürlich erfolglos, zum Kauf angeboten werden, sind sehr häufig, und dem Verfasser dieser Zeilen sind in den letzten sechs Wochen zwei solche Fälle vorgekommen, in denen mittellose Witwen, welche Zimmer an Studenten vermieten, und an den schönen Bänden des gelehrten Werkes ein gutes Pfand zu haben glaubten, die Verlustträger waren!

Der richtige Manchestermann wird nun freilich sagen, man hätte das Werk nicht kaufen sollen, wenn man es nicht bezahlen kann, indessen liegt doch eine Ausbeutung der Unüberlegtheit vor, welche durch gesetzliche Beschränkung verhindert werden sollte, denn die Herren Reisenden wenden sich gerade am liebsten an unselbstständige Leute, weil sie bei diesen das leichteste Spiel haben, und es ja nur auf die Unterschrift ankommt. Wie weit dies geht, beweist die Thatsache, daß in dem mit Büchern und Buchhändlern gewiß genügend versorgten Leipzig die Studenten von Reisenden der Berliner, Breslauer u. a. Abzahlungs-Buchhandlungen aufgesucht werden!

Nun ist aber das Buch eine Ware, bei der es keinen Qualitätsunterschied giebt; wer Brochhaus' Konversationslexikon bei irgend einem kleinen Buchhändler in Dingstädt kauft, erhält ein Exemplar, welches dem in der größten Buchhandlung in Berlin oder Leipzig gekauften durchaus gleich ist. Der Reisebuchhändler könnte daher höchstens hinsichtlich des Preises einen Vorteil bieten, was ihm aber die hohen Kosten der Reisenden sowie die unvermeidlichen Verluste, die mit dem Verkehr auf Abzahlung mit Unbekannten verbunden sind, auch nicht gestatten. Er kann also gar keinen Vorteil bieten, denn ratenweise Zahlung wird jeder andere Buchhändler einem ihm vertrauenswürdig erscheinenden Kunden ebenfalls einräumen. — Man würde nicht begreifen, wie unter solchen Umständen das Reisegeschäft mit Büchern solchen Umfang annehmen konnte, wenn man nicht wüßte, daß die Spekulation auf die Unüberlegtheit und auf den Leichtsinne immer den größten Erfolg hat. Derselbe Mann, welchem es nicht einfällt, bei einem

Buchhändler seines Wohnorts oder der nächstgelegenen Stadt das geeignetste Konversationslexikon auszuwählen, subskribiert unbedenklich beim ersten besten Reisenden auf dasjenige, welches dieser ihm vorlegt und anpreist.

Es ist ja nicht abzustreiten, daß die ungeheure Verbreitung, welche derartige Werke gefunden haben, zu einem Teil durch den geschilderten Reisevertrieb erzielt worden ist, aber ob durch diese intensive Bewirtschafung der Boden nicht auch einmal mit einer Art Rübenmüdigkeit reagieren wird, könnte ebenfalls in Betracht kommen. Freilich würde der Rückschlag erst die Nachkommen treffen, und für diese sorgt die Industrie nicht. Die großen Verlagsanstalten, deren Umsatz durch die Reisebuchhändler sich wesentlich vergrößert hat, und denen ihre großen Einrichtungen keine Produktions-einschränkung gestatten, die auch natürlich ihren Jahresgewinn nicht gemindert sehen möchten, würden natürlich alle Hebel ansetzen, ihre Abzugwege nicht durch gesetzliche Beschränkungen des Reisegeschäfts schmälern zu lassen. Sie würden durch die Presse und in geeignenden Körperschaften die Volksbildung in Gefahr erklären, wenn man versuchte, jener Ausbeutung der Unerfahrenheit und der Gedankentlosigkeit entgegen zu treten; es ist daher vielleicht nicht ganz zwecklos, wenn einmal von seiten eines in das Geschäftliche Eingeweihten öffentlich hervorgehoben wird, daß der Reisevertrieb oben beschnittener Art nur für wenige Unternehmer einen Nutzen, für das Publikum und die im ganzen Reich ansässigen Buchhändler aber einen empfindlichen Schaden ergibt. — Man hat öfters das über das ganze Reich verbreitete Netz von Buchhandlungen als eine Notwendigkeit für die Hebung der Kultur bezeichnet, und nicht ganz mit Unrecht, wenn auch der bei Phrasen angemessene Rabatt in Abzug gebracht werden muß. Wenn man aber den Buchhändlerstand, besonders an kleineren Orten, zu diesem schönen Zwecke leistungsfähig erhalten will, darf man ihm nicht das Brot entziehen zu Gunsten einiger ganz überflüssiger Spekulanten.

Wie man den Handwerker und Kleinkaufmann in Schutz zu nehmen beginnt, damit er nicht durch Wanderlager, Warenhäuser, Beamtenvereine u. dgl. zu Grunde gerichtet und der Socialdemokratie in die Arme getrieben wird, so könnte das Publikum auch den Buchhändlerstand am Leben erhalten, indem es seinen Bedarf in der Nähe kauft und dem Bücherreisenden, der ja nicht den geringsten Vorteil zu bieten in der Lage ist, unverrichteter Sache abziehen ließe. Hebt sich dadurch das Geschäft des Buchhändlers, dann wird er sich auch wieder mehr auf die Würde seines Standes besinnen und sich nicht mit dem Vertrieb jenes Alltagschundes abgeben, der in den Schaufenstern vieler Buchhändler ganze Breitseiten einnimmt. Es wird zwar immer Buchhändler geben, die dem non olet hulldigen oder in anderer Beziehung den berechtigten Anforderungen des Publikums nicht genügen, aber man brauchte sich dann ja nur an denjenigen seiner Konkurrenten zu wenden, welcher eine bessere Auffassung seines Berufes hat. Die Herstellung eines gewissen Vertrauensverhältnisses zwischen dem Kunden und seinem Buchhändler sollte wieder erstrebt werden, von jener Seite dadurch, daß man sich nicht von Reisenden unbekannter Abzahlungsbuchhandlungen einfangen läßt, von seiten des Buchhändlers aber durch Sachkenntnis und Aufmerksamkeit, auch das Interesse des Kunden berücksichtigende Bedienung, die es sogar mit dem Geschäftsinteresse für vereinbar hält, im gegebenen Fall vom Ankauf dieses oder jenes wertlosen literarischen Fabrikats abzuraten. —





## Neue Schriften.

### 1. Politiz.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg in Berlin und Piarer S. Diez in Wiesel. (Heft 118. Bd. XVI. Heft 6: Die lutherische Kirche im Kampf mit Pan slavismus und Orthodoxie. Von Friedrich Waldorff.) (Stuttgart, Chr. Beyer'sche Verlagshandlung.) 1891. 56 S. Gr. 8<sup>n</sup>. 1 M.

Die Broschüre schildert ein Trauerspiel, welches sich unmittelbar an den deutschen Grenzen vollzieht an Stämmen deutscher Abstammung, lutherischen Glaubens. Man will dort die Zustände wieder zurückfrachten auf jenes Niveau, welches sie in Folge der berückichtigten Konversionen der vierziger Jahre in den Ostseeprovinzen gewonnen hatten, resp. man will Verhältnisse schaffen, in welchem deutsches und kirchliches Volksbewußtsein dort erstehen muß. In jenen vierziger Jahren hatte man unter Vorpiegelung von Vorteilen, Landverteilung und Erbhöfen zc. Tausende von Lutheranern zur „orthodoxen“ Kirche „befehrt“. (1864 nannte das der von Alexander II. zur Untersuchung der betr. Verhältnisse hingefandte Flügeladjutant Graf Bobrinski in seinem Bericht an den Kaiser „offiziellen Betrug.“) Als die Enttäuschung und Gewissensangst diese verführten Leute zur lutherischen Kirche zurückdrängte, durften die ev. Pastoren nach russischen Gesetze sie nicht wieder aufnehmen. Die „Ketovertriten“, wie sie in den Ostseeprovinzen genannt werden, versuchten alles mögliche, um wieder lutherisch zu werden, resp. ihren Kindern die Wohlthat zu verschaffen. Sie ließen ihre Kinder lieber als unehelich eintragen und behandeln, als daß sie dieselben in der „orthodoxen“ Kirche taufen ließen. Dem entsetzlichen Zustande machte, dank der Vermittlung des Königs von Preußen, Alexander II. 1863 durch geheimen Befehl ein Ende. Erst mit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers, 1881, unter dem verhängnisvollen Einflusse seines Erziehers Vobe-

donoszew und unter der Regide der Moskauer Zeitung unter Katkow, wurde rüchichtslos gegen den „gansen deutsch-protestantischen baltischen Landesstaat“ (ein etwas sonderbarer Ausdruck) vorgegangen, und es gehört allerdings zu dem Haarsträubenden, was der Verfasser in dieser Hinsicht bringt. Ein solche Behandlung von Recht und Gesetz, von Vermögen und Menschen sollte man doch auch in Rußland nicht mehr für möglich halten; am allerwenigsten in Sphären, welche sich des unbedingten kaiserlichen Vertrauens rühmen und mit dem Namen des Kaisers arbeiten. Uebrigens zeigt der Verf., daß die letzten Feile dieser Gesellschaft noch lange nicht verlohren sind. Der Verf. schließt mit den Worten: „Man hat so oft Gelegenheit, die Gerechtigkeitsliebe Alexanders III. rühmen zu hören. Den Ostseeprovinzen gegenüber ist das „audiatur et altera pars“ — ein fremder Begriff für den Haren. Als Samaritan vor Jahrzehnten seine Giftspieße gegen die Ostseeprovinzen schenkte, da wußte man nicht, daß die „Grenzmarken Rußlands“ das Regierungsprogramm der Zukunft enthalten. Vobedonoszew und Manassin (Justizminister) haben zur That gemacht, was damals angeündigt ward und Sinowjew ist der Büttel, der das Werk zur Ausführung bringt. Die Verwaltung ist den Ostseeprovinzen genommen, das Recht gleichfalls! Die Schule soll verderben, die Kirche vernichtet werden. Noch wird die Fahne des Lutherthums hoch gehalten; aber die Lage ist hoffnungslos — —! Wenn alles, was Blüte und Kultur der Ostseeprovinzen ausmacht, tot, wenn nichts mehr da ist, was ein russisches Auge mit Reid erfüllt: dann ist die Westmark Rußlands in eine Wüste verwandelt, und wie weiland vor Peter dem Großen Scheremetjew, so kann vor Alexander III. Vobedonoszew einst sprechen: Herr, dein Befehl ist erfüllt: es giebt nichts mehr zu verwüsten!“ Eigentümlich hat uns berührt, daß das Gesamtkonsistorium in Petersburg, dem die Konsistorien der Ostseeprovinzen unterstehen, sich ziemlich so schwach erwies. —

A.

F.

— Die wirtschaftlichen Verträge Deutschlands. Band I: Die deutschen Konularverträge. Band II: Die deutschen Handels- und Schiffsahrtsverträge. Herausgegeben von Dr. Heinrich von Poschinger, kaiserlicher Geheimer Regierungsrat. (Berlin, R. v. Deckers Verlag, G. Egen, königlicher Hofbuchhändler.)

Die von dem deutschen Reiche abgeschlossenen Verträge, welche seinen wirtschaftlichen Verkehr mit dem Auslande regeln, sind in den Gesammmlungen des Reiches und der Einzelstaaten zerstreut. Die Kenntnis der Bestimmungen derselben ist aber nicht nur für die direkt beteiligten Reichs- und Staatsbehörden unentbehrlich, sondern auch für alle Private, die an dem Exporthandel beteiligt sind, wie Exporteure, Banken, kaufmännische Korporationen u. s. w. Dies gesamte Material ans allen Gesammmlungen zum bequemen Handgebrauch für die Beteiligten zusammen zu stellen, ist der Zweck dieses Wertes. Daß die Zusammenstellung das Ziel erreicht, dafür bürgt der Name des Herausgebers.

Der erste Band, die deutschen Konularverträge, schließt sich in Gruppierung und Anordnung des Stoffes einer älteren, jetzt veralteten, die gleiche Materie behandelnden Publikation an, welche ebenfalls in Dederichs Verlage erschienen war. Das neue Werk enthält nicht bloß die eigentlichen Konularverträge, d. h. jene Verträge, welche ausschließlich eine ins Einzelne gehende Regelung der für eine erprießliche Gestaltung der konularrechtlichen Wirksamkeit zu treffenden Maßregeln bezwecken, sondern auch jene Verträge, welche sich darauf beschränken, die Amtshätigkeit der Konsuln im allgemeinen oder in einzelnen Punkten zu ermöglichen, im übrigen aber noch andere Rechtsverhältnisse regeln. Die konularrechtlichen Bestimmungen der letzteren Art sind in Handels-, Schiffsahrts-, Freundschafts-, Friedens-, Hinterlassenschafts-, Auslieferungsgesetzen, zum Teil auch in internationalen Verträgen zerstreut. Erst die nach Wiederherstellung des Reiches abgeschlossenen Konularverträge beziehen sich auf das gesamte Gebiet derselben. Die vorher abgeschlossenen umfassen nur einzelne größere oder kleinere Teile, je nachdem der Abschluß durch die einzelnen deutschen Bundesstaaten, durch den deutschen Zoll- und Handelsverein oder durch den norddeutschen Bund erfolgt war.

Der zweite Band bringt eine Zusammenstellung aller vom deutschen Zollverein, dem norddeutschen Bund und dem deutschen Reiche abgeschlossenen und zur Zeit noch in Kraft befindlichen Handels- und Schiffsahrtsverträge. Diese sind nach der alphabetischen Ordnung der Staaten, mit welchen dieselben deutscherseits abgeschlossen sind, aufgeführt. Einzelne handelspolitische Materien sind in Verträgen geregelt, welche Deutschland gleichzeitig mit mehreren Staaten abgeschlossen hat. Diese internationalen Verträge reihen sich an jene mit den einzelnen fremden Staaten an und sind unter sich in chronologischer Ordnung aufgeführt. Im Anhang sind auch die handelspolitischen Abkommen Deutschlands mit Frankreich, Groß-

britannien und Portugal erwähnt, welche sich auf die deutschen Schutzgebiete beziehen. Dem Ganzen ist eine Einleitung vorangestellt, welche die deutsche Handelspolitik der letzten zehn Jahre und den Umschwung, welchen dieselbe 1892 genommen, darstellt. So kurz dieselbe auch ist, so wird ihre Niederschrift dem Verfasser doch sehr schwer geworden sein. In seinen bisherigen hervorragenden wirtschaftspolitischen Veröffentlichungen hat er die Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck gefeiert. In dieser neuen unter dem neuen Kurs mit Benutzung amtlichen Materials geschriebenen Arbeit darf er selbstverständlich als Beamter das Werk seiner Vorgesetzten nicht kritisieren. Dies neue Werk zu loben, kann er aber mit Recht nicht über das Herz bringen. Er bemerkt daher in einer Anmerkung, daß die Ausführungen der Einleitung der dem Reichstage vorgelegten Denkschrift zur Erläuterung neuer Handels-, Zoll- und Schiffsahrtsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien und Belgien unentnommen sind. Wenn man von dieser kurzen Einleitung, die der Verfasser selbst genügend stigmatisiert hat, abliest, hat man im übrigen ein Werk vor sich, welches rasch und korrekt über alle den internationalen Handel Deutschlands regelnde Fragen Auskunft giebt und für alle an dem Export beteiligten Produzenten und Händler von großem Wert ist. tz.

## 2. Kirche.

— Deutsche Hansbibliothek. Band IX. Glaubensheilung. Von Alfred T. Schofield, M. D. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Gräfin Elisabeth Groeben. (Auskant, A. Schmidt.) 142 S.

Ein christgläubiger, nächster Engländer hat dieses kleine Buch geschrieben, um den Irrlehren der Healer (Glaubensheiler) entgegenzutreten. „Es giebt anerkanntermaßen drei mögliche Arten der Heilung: durch Gebrauch von Mitteln, die unmittelbar auf den Körper wirken; durch diejenigen, welche durch den Geist auf den Körper wirken, und durch Wunder. Nun sind diese drei alle in gleicher Weise von Gott verliehen, und die dritte anzunehmen und die beiden andern zu leugnen, ist unrecht. — Wir hatten daran fest, daß jede Heilung eines Gott im Gebet anbesprochenen Leibes immer von Gott ist, ob sie durch Medicamente, ob sie durch das Gemüt, oder ob sie durch ein Wunder bewirkt wird.“ — Im 2. „Die Geschichte der Glaubensheilung“ behandelnden Kapitel ist die Rede von Farrer Humbarbt in Boll und von Dorothea Trudel und ihrem Nachfolger Jeller in Wännenborn. Diese deutschen Männer bez. Frauen unterscheiden sich durch ihr nächsteres, maßvolles Urteil sehr vorteilhaft von den Leitern englischer Heilanstalten — Das 5. Kapitel ist den „Glaubensheilungen unter den Katholiken“ gewidmet: Lourdes; Prinz Hohentsope — hier wird freilich nur ein Brief des bairischen Kronprinzen Ludwig vom



3. Juli 1822 mitgeteilt — der evangelisch gewordene Vater Chiniquy: „einer der schwächsten Punkte unserer Religion sind die lächerlichen Wunder, die täglich mit den sog. Reliquien und Knochen von Heiligen verrichtet werden. Wissen Sie nicht, daß diese Reliquien meistens nichts als Hühner- und Schafsknochen sind?“ — Die angeblichen Wunder des angeblichen h. Kodes in Trier. — Die Frage: wie kuriert die Glaubensheilung? wird im 6. Kapitel beantwortet: durch Glauben an die persönliche, geistige oder magnetische Kraft eines Menschen, durch Amulette, Götzen, Reliquien und dergl., durch wirkungslose Arznei und sonstige unschädliche Mittel. Karl II. von England, der Mesmerismus und seine Nachkommen, der Brauidismus und der Hypnotismus werden als Beispiele verwendet, ebenso Louise Letailon. — Das letzte (8.) Kapitel ist dem Dogma (Ariehören) der Glaubensheilung gewidmet. — Der kritische Verf. leugnet nicht die Möglichkeit an sich, wohl aber die Nachweisbarkeit der „wunderbaren“ Heilung von organischen Krankheiten, im Gegensatz zu sog. funktionellen Krankheiten. O. K.

— Zum Apostolikum-Streit. Gedanken und Untersuchungen insbesondere aus Anlaß der Schriften von A. Harnack und F. Kattenbusch. Biblische und kirchenhistorische Studien von D. Zöckler. Erstes Heft. (München, 1893. C. S. Verlagsbuchhandlung [Dostar Bed.] 85 S. 1,60 M.

Les extrêmes se touchent — vor einigen Jahrzehnten umhete gegenüber Grundtvig und seinen Anhängern der gelehrte Kenner und Herausgeber der Quellen des Apostolikums Professor Caspari in Christiania gegen die Behauptung aufzutreten, daß das Apostolikum den kanonischen Schriften des neuen Testaments gleich zu stellen sei, und unsere heutige Zeit nötigt die gläubigen Theologen, es gegen den Vorwurf zu verwahren, daß es ein Produkt einer dogmatisch von der eigentlich christlichen Lehre bereits abgerritten Theologie sei. Zöckler stellt sein außerordentliches Wissen in der vorliegenden Broschüre in den Dienst dieser Verteidigung. Man erkennt leicht, daß man es mit einem wissenschaftlichen Meister zu thun hat; schon an der Anerkennung und maßvollen Behandlung der Gegner. Kennt Z. doch Kattenbusch' Beiträge zur Geschichte des altkirchlichen Taufsymbols (Wiesbaden 1892) unfraglich eine der gehaltvollsten Publikationen des Vorjahres über unseren Gegenstand (das Apost.). Diese Art ist gewiß allseitig zu empfehlen; selbst ganzen Parteien gegenüber. Wir möchten den Ausdruck: „die von Wissensdübeln geblühte und über die Räthen subjektivistische Fortschrittstheologie unserer Zeit“, so viel Berechtigtes er auch zahlreichen Vertretern dieser Richtung gegenüber haben mag, in dieser Allgemeinheit in der Broschüre (S. 85) gern eutreiben. Wir möchten hier auf die Erfahrung hinweisen, welche Friedr. Dehninger in seiner neuesten Schrift „Miniaturbilder aus persönlichem Verkehr mit Vertretern verschiedener Kirchen und Richtungen“ (Basel, 1893. S. 225—229) nieder-

gelegt hat. Zöckler wendet sich zunächst gegen die Behauptung, das abendländische Taufsymbol sei ursprünglich 12gliedrig, nicht 3gliedrig verfaßt. Man will es so mit jener Behauptung, daß jeder der Apostel einen Satz des Bekenntnisses gesprochen habe, zusammenwerfen und so mit der Behauptung preisgeben. Die Behauptung selbst ist auf Hypothesen statt auf historische Zeugnisse gebaut; und Hypothesen wissen scharfsinnige Köpfe, wenn sie nichts anderes zu machen haben, sehr fein aus sich herauszuspinnen. Uebrigens hat sich auch Harnack in seiner Rezension von Kattenbusch' Programm in der theologischen Litt.-Ztg. für die ursprüngliche Dreigliederung ausgesprochen. Z. bespricht dann die Aussagen des Apostolikums bezüglich des hl. Geistes im II. und III. Artikel und zeigt, daß dieses hier als persönliche Lebensmacht zu fassen ist; stellt den gemeinen Sinn des Satzes „Gemeinschaft der Heiligen“ fest, als in seiner Beziehung zum Heiligtum stehend (erst Augustus Keisers, † 493, weist darauf hin), und zeigt überhaupt, wie sicher die Sätze des Apostolikums schon in ältester Zeit beglaubigt sind. Nur hinsichtlich des Satzes „und ein ewiges Leben“ herrscht während einiger Jahrhunderte ein Schwanken, welches aber keinen dogmatischen Untergrund hat. Mit Recht laun Z. gewiß die Erklärung abgeben, daß eine Revision des Bekenntnisses, welche einige Sätze streiche und die Auserstehung des Fleisches in eine solche des Leibes umwandle, keineswegs hinreichend, um es der modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung annehmbar zu machen, dagegen können wir den Versuch, das Apostolikum als das gemeinsame Bekenntnis der ganzen Christenheit nachzuweisen, nur als misslungen bezeichnen. Die griechische Kirche hat es nicht. Auf dem Kongreß der Altkatholiken in Grindelwald 1892 hat man bekanntlich mit Rücksicht auf diese Stellung der orientalischen Kirche zum Apostolikum vorgezogen, das Nicænum zu bekennen. Es wird sich deshalb auch empfehlen, bei dem öffentlichen Bekenntnis des Apostolikums statt des pompösen: „Lasset uns mit der gesamten Christenheit unseren allerheiligsten Glauben bekennen u.“ lieber einfach aber wahr zu sagen: „Lasset uns unseren allerh. Glauben bekennen, auf den wir getauft sind.“ Zöcklers Arbeit laun bei unbefangenen Studium nur die Zuversicht erwecken, daß, da die Fundamente noch so intakt sind, auch der ganze Streifzug gegen das Apostolikum nur zu seiner Festigung bei denen dienen wird, die überhaupt eine Offenbarung der Liebe Gottes in Wundern glauben wollen. Wer dies nicht glauben will, braucht selbstverständlich kein Glaubensbekenntnis; dem wird das einfache: Ich glaube an Gott, das der Rationalismus vulgarius noch festhielt, sich schließlich im Pantheismus und Atheismus verflüchtigen. Denn das ist die richtige Position in Nietsch's System: einen zwingenden Beweis für das Dasein Gottes außer Christo giebt es nicht. Es wird richtig bleiben auch im gegenwärtigen Kampfe das Wort, das Herder einst über die Bekenntnisse überhaupt geschrieben hat: „Sie sind Denkmale des Ursprungs, Insignien . . ., historische Ehrenmonumente, Panierel

Schlechter Soldat, der die Siegestandarte weg-  
wirft und will einer Kinderflapper folgen" ic.  
(Herber: Zur Nel. u. Theol. Bd. XV, S. 243.)  
M. F.

— Ein Beitrag zur Christologie des  
Alten Testaments mit Berücksichtigung  
von Dr. R. Kömhels theologia sacro-  
sancta von A. Schaffnit, ev.-luth. Pfarrer zu  
Langstadt. (In Kommission bei Roths Buchhand-  
lung in Stuttgart.) 39 S. 60 Pf.

Der Verf. tritt für das große theologische Wert  
seines vollendeten Freundes ein, ist aber nicht  
blind gegenüber einzelnen Einseitigkeiten, ins-  
besondere gegenüber der Auslegung des „Vater-  
uniers“. —

Die klare, wie sich von selbst versteht, offen-  
barungsgläubige, dem ungläubigen, hochmütigen,  
unwissenden Professorenium entgegengetretene Ab-  
handlung Schaffnits erörtert folgende Sätze: 1.  
Der Name „Jehovah“ wird für den geoffenbarten  
Gott, für die Gesamtheit der drei Personen in  
dem einen göttlichen Wesen gebraucht, aber dieser  
Name wird auch den einzelnen Personen der  
Gotttheit beigelegt. 2. Der Engel Jehovah, der  
im alten Bunde wiederholt erscheint, ist Jehovah  
selbst und zwar der Jehovah-Sohn. 3. Der Jeho-  
vah-Sohn oder der Engel Jehovah ist der, welcher  
als wahrer Mensch in dem Christus erscheinen soll,  
der Jehovah-Christus.

Gott gebe, daß diese Abhandlung vielen, nament-  
lich vielen Studenten als Brille diene, um in den  
von Kömhel als einem frommen Gärtner ge-  
pflanzten Garten der Offenbarung Gottes einzu-  
treten und damit die sich als Gärtner gebenden  
Wörter der theologischen Fakultäten als solche zu  
erkennen und zu meiden. O. K.

— Zwei köstliche alte Erbauungsbücher, Berlen  
der ascetischen Litteratur der Lutherischen Kirche,  
liegen uns in neuen Ausgaben vor. Wer sich in  
diese Alten hineingelesen hat, der weiß, daß aus  
ihnen eine Fülle von Trost und Kraft quillt, wie  
wohl in keinem der neueren Bücher zu finden ist.  
Das geht da alles aus Glauben in Glauben. Da  
schrieb 1643 Joachim Lüttemann (geb. 1608  
in Demmin, zuerst Professor in Kofod, dann  
Generalsuperintendent in Wolsenbüttel, wo er  
1655 starb) in Antehnung an Psalm 31 den  
„Vorjchmad göttlicher Güte“, der in vielen  
Ausgaben, zuletzt noch 1864, erschienen ist. Nun  
hat ein Nachkomme des Verfassers, Pastor Hein-  
rich Lüttemann zu Wese, einen Auszug aus diesem  
alten Buche „in Erinnerung an die 250jährige  
Wiederkehr des Zeitpunktes der ersten Ausgabe“  
zusammengestellt. (Dermannsburg, Verlag der  
Missionshandlung. 206 S. 60 Pf.) Möge auch  
von dieser neuen Ausgabe das gelten, was im  
Vorworte der ersten Ausgabe steht: „Der Güte  
Gottes zu Lob ist geschrieben und denen aller-  
meist zu Ruh, welche die Güte Gottes bereits  
erkannt haben. Kommt Einer darüber, der noch  
weltlich gesinnt ist, dem wünsche ich von dem  
gütigen Gott, daß, was er liebt, ihm möge ein

Freuer sein, dadurch sein Herz erleuchtet und  
angezündet werde, die Güte Gottes zu erkennen,  
zu loben und derselben von Herzensgrunde und  
in der That anzuhängen.“ — Wohl noch belau-  
ter als Lüttemann ist sein etwas jüngerer Zeitgenosse  
Christian Scriber (geb. zu Reudburg 1629,  
in kirchlichen Aemtern zu Stendal, Magdeburg  
und Quedlinburg, gestorben 1693), vor allem sein  
„Seelenschatz“ zählt zu den großen Hauptwerken  
unserer Erbauungslitteratur. Zum Gedächtnis  
des 200jährigen Todestages Scribers hat der  
Dr. J. Kober in Babel nun ein anderes liebliches  
und allezeit viel gebrauchtes Büchlein Scribers  
neu herausgegeben: „Gottsholds zufällige An-  
dachten oder erbauliche Reden auf jeden  
Tag des Jahres geordnet.“ (Babel, Jaeger  
& Kober, Spittlers Nachfolger.) Wie Jesus in  
seinen Gleichnissen aus Vorgängen in der Natur  
die Geheimnisse des Reiches Gottes vertheilen lehrt,  
so ist auch für Scriber in diesem Büchlein jedes  
äufferliche Erlebnis Veranlassung zu geistlichen  
Gedanken. Es ist wahr, was ein älterer Theologe  
von dieser Parabelsammlung gesagt hat: „Scriber  
entwickelt ein Talent, in jedem Blatt am Waume,  
in jedem Blüthelein am Wege die Größe, die  
Herrlichkeit, die unendliche Liebe Gottes aufzu-  
decken, in der ganzen Natur die Gottheit Gottes  
lehrend, tröstend, warnend vorzuführen, und das  
alles so ungesucht, so sündlich, wie etwas Gleiches  
in dem ganzen Bereich unserer Andachtsbücher  
schwerlich gefunden werden dürfte.“ — Doch es  
giebt auch neuere Bücher, die nicht veralten  
werden, zu ihnen gehört die köstliche „Katechi-  
smustehre“ von Pastor L. W. Friede in Hannover  
(Hannover, Stephansbist. 571 S. 4 M.), die  
uns auch in zweiter Auflage vorliegt. Das ist  
nicht so sehr ein Buch für Lehrer und Schüler,  
als vielmehr für das „liebe deutsche Christen-  
volk“, eine Auslegung der heiligen Gebote, die in ihrem  
treuerherzigen Tone am meisten an Debel's Schatz-  
kästlein erinnert. Das Buch ist entstanden aus  
einzelnen Artikeln im „Monatsboten des Stephans-  
bistens“ und hat sich in Buchform schnell viel  
Fremde erworben. Da die Auslegung meistens  
durch köstlich erzählte Geschichten geschieht, so  
wird sich das Buch auch zur gemeinamen  
Familienlektüre eignen. Ich glaube nicht fehl-  
zugehen, wenn ich vermute, daß diese zweite Auf-  
lage nicht die letzte sein wird, die dies treffliche  
Werk erlebt. J. P.

— Der „Verdienst“-Begriff in der christ-  
lichen Kirche. Dargestellt von Dr. phil. Karl  
Germann Wirth. I. Der „Verdienst“-Begriff  
bei Tertullian. (Leipzig, Dörffling & Franke.)  
1892. 74 S. Preis 1,20 M.

Eine sehr gelehrte Abhandlung. Aus einem  
Einzelgebiet ein Einzelbegriff nach seiner geschicht-  
lichen Entwicklung. Es ist mir eine Weispredung  
begegnet, welche meinte, der Verfasser möge seine  
Kraft einem fruchtbareren Gebiete zuwenden.  
Diese Auffassung wird jedoch der Aufgabe wissen-  
schaftlicher Forschung nicht gerecht, welche gerade  
durch Untersuchungen von Einzelheiten sich be-

reichern muß und darüber nur nicht den Blick auf das Ganze verlieren darf. In diesem Hefte über den Verdienstbegriff bei Tertullian kommt der Verfasser zu dem Resultate, daß in demselben das christliche Element das bei weitem geringste ist, hingegen mancherlei heidnische Faktoren es sind, die gerade das Wesen desselben bedingen. Ob diese Behauptung richtig ist und nicht, namentlich in Bezug auf den Nachweis der Quellen, zu weit geht, indem der Wunsch, ein bestimmtes Resultat zu erzielen, der bei der Wissenschaft zu ihrem Schaden eine zwar verborgene, doch sehr wirksame Rolle spielt, sich zu sehr geltend gemacht hat, mögen die Fachgelehrten ausmachen.

Wt.

— Siegespalmen aus Ostindien. Von J. H. C. Nasch, Missionar a. D., Prediger der evangelischen Landeskirche Preußens. (Güterstoh, C. Bertelsmann.) 1893. 133 S. Preis 1,20 M.

Allorten, wo kirchliches Leben sich regt, sucht man den Missionssinn zu wecken und zu fördern. Es geschieht dies durch Veranstaltung von Vorträgen, durch Verbreitung von Schriften. Die letzteren sind notwendig, um die Kenntnis der Arbeit in der Heidenwelt und ihrer Erfolge zu fördern. Die dazu bestimmten Schriften werden unter dem Volk ihren Zweck am wenigsten erreichen, wenn sie nur Uebersichten geben; anschauliche Einzelbilder müssen es sein. In dieser Hinsicht wird bereits Treffliches geboten, z. B. in den „Geschichten und Bildern aus der Mission“ aus dem Holschen Reisenhaus. Während nun in diesen die verschiedensten Gebiete der Mission in Vergangenheit und Gegenwart berücksichtigt werden, bietet in dem vorliegenden Buche ein früherer Missionar aus seiner eigenen Thätigkeit in Indien sechs Erzählungen, denen eine allgemeine Einleitung vorangeschickt ist. Die Geschichten zeichnen sich durch die Anschaulichkeit und Frische aus, mit der alle Verhältnisse geschildert werden. Es sind nicht einfache Befehlungsgeschichten, wie der Titel vielleicht vermuten läßt, es sind Bilder aus dem wirklichen Leben, wo es mit der Befehlung nicht immer so glatt geht, wie es in manchen Geschichten zu lesen ist. Da geht es auch nach dem Wort des Herrn: Wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes, s. p. 126, wo die fünfte Geschichte mit dem Rückfall in das Heidentum endet. Das Buch ist zu empfehlen, auch die Jugend wird an einigen, z. B. der sehr romantischen Geschichte „Roy, der Ränberhauptmann“, ihre Freude haben.

Wt.

— Die praktische Vorbereitung der evangelischen Theologen für das geistliche Amt. Vortrag von A. Veberl. (Gotha, Schöckmann.) 1893. 40 S. 80 Pf.

Wer nimmt sich namentlich jetzt, da der Zubrang zum theologischen Studium stärker wird, der jungen Kandidaten an und wer erzieht sie für das geistliche Amt? Diese Frage wird immer mehr eine brennende, auch die Konferenz der deutschen evangelischen Kirchenregierungen in Eisenach hat

sich damit beschäftigt und Ullhorn hat sein dort gegebenes Referat über „die praktischen Vorbereitungen der Kandidaten der Theologie für das Pfarr- und Schulinspektorateamt“ bereits in den *Trud* gegeben. Auch der oben genannte Vortrag eines Sachverständigen, des hiesigen Superintendenten, beschäftigt sich mit dieser Frage und bestimmt, nachdem er den tatsächlichen Zustand der Dinge und die bereits getroffenen Anstalten zur Abhilfe geschildert hat, dasjenige, was als Ideal zu erstreben ist. Er will dafür Sorge getragen haben, daß die Kandidaten die während des akademischen Studiums gesammelten Kenntnisse in praktisches Wissen umsetzen können, damit so eine sichere Glaubensüberzeugung bei ihnen angebahnt werde. Zugleich müssen sie in ihre künftige Thätigkeit eingeführt, mit der nötigen Gewißheitskenntnis versehen und vor allem zu würdiger amtlicher wie außeramtlicher Haltung erzogen werden. Im wesentlichen kann es sich bei Lösung dieser Frage nur um Predigerseminare und Vikariate handeln; das Richtige wäre der Durchgang sämtlicher Kandidaten durch ein Seminar, ungefähr nach Art von Vocuum oder Wittenberg, und dann durch ein Vikariat, nicht bei frankem und altersschwachen, sondern bei rüstigen und tüchtigen Geistlichen, je ein Jahr lang. Doch müßten sich alle zu treffenden Einrichtungen nicht unmittelbar an das Universitätsstudium, sondern in der Regel erst an das zweite Examen anschließen, auch müssen sie unter Leitung der Kirche (also nicht des Kultusministers) stehen, damit diese auf ihre künftigen Diener den gebührenden Einfluß gewinne. — Bedenkt man, wie viel der Staat zu einer auf das Universitätsstudium folgenden praktischen Vorbildung der Juristen, Mediziner und Philosophen thut, so wird der Mangel genügender praktischer Vorbildung der Theologen erst recht in die Augen springen. Weil aber auf diesem Gebiete jede Neueinrichtung viel Geld kosten würde, so darf man die Kirche, die aber meist kein Geld hat, nicht zu sehr anklagen oder ihrer Verschämung. Aber allerdings ihre Stimme wird sie immer wieder erheben müssen, damit ihr für das, was ihr wirklich noch thut, von den geordneten Instanzen das Geld gegeben werde. Dann wird zu erwägen sein, ob Seminar oder Vikariat, oder ob Seminar und Vikariat? Unser Vortrag fordert letzteres, vielleicht aber wird man in vielen Landeskirchen sich freuen, wenn man nur erst eins von beiden haben kann. Wo aber zu jeder von beiden Einrichtungen das Geld fehlt, was kann da geschehen? Sehr nachahmenswert scheinen uns die Einrichtungen im Königreich Sachsen, wo die Kandidaten jeder Eparchie unter Aufsicht des Superintendenten stehen und von diesem in ihrer wissenschaftlichen und praktischen Fortbildung geleitet und zu Arbeiten, Predigten und Katechese herangezogen werden. Die Kandidaten müssen es wissen und werken, daß sie unter Leitung und Aufsicht der geordneten kirchenregimentlichen Instanzen stehen. Von diesem Gedanken aus würde sich dann auch die Forderung unseres Vortrages rechtfertigen, nämlich „eine Vereinbarung der deutschen evangelischen Kirchenregierungen über Beaufsichtigung aller innerhalb

ihres Bereiches in irgend einer Stellung befindlichen Kandidaten der evang. Theologie durch die berufenen kirchlichen Organe des Aufenthaltslandes und Sammlung derselben zu Kandidatenvereinen". Doch würde bei dergleichen Ordnungen die Bekennnisfrage nicht außer Augen zu sehen sein. Aber endlich, wo es an Institutionen fehlt und wo die kirchenregimentliche Aufsicht zu wünschen übrig läßt, da sollen die Pastoren sich wenigstens der Kandidaten annehmen und sie nicht kirchlich verwidern lassen. Nebenfalls ist die Sorge für die Kandidaten eine der wichtigsten Obliegenheiten des Kirchenregimentes und des Pfarramtes; wer sich nur orientieren will über das, was not thut, und über das, was sie und da bereits geschehen ist, der wird in unserem Vortrage das nötige Material bestimmen finden. J. P.

— Theologisches Handwörterbuch, illustriert. Unter Mitwirkung von F. Braun (Hofprediger, Dr., Stuttgart); F. Eitle (Prof., Urach); Th. Bernann (Diat., Göppingen); J. Hesse (Miss., Calw); D. Rin (Dr. Lic., Dozent der Theol., Basel); Chr. Kolb (Stadtpfarrer, Stuttgart); H. Köstlin (Prof. Dr. theol., Friedberg); K. Kiefer (Lic. theol., Leipzig); K. Schmid (Oberhofpred., Prälat, Stuttgart); A. Schreiber (Miss.-Zusp., Dr., Barmen); Th. Traub (Stadtpfarrer, Schramberg); F. W. Zahn (Miss.-Zusp., Bremen) und anderen Theologen redigiert von Lic. theol. F. Zeller und herausgegeben von dem Calver Verlagsverein. 2. Bd. gr. 8° mit 251 Illustrationen. 1008 und 996 S. (Calw und Stuttgart, 1891 und 1893). 16 M. Einbanddecken sind zu dem Preis von 1,50 M. pro Band zu haben.

In zwei stattlichen Bänden, welche bei ihrer schönen Ausstattung und den mitgelieferten stattlichen Einbanddecken auch für jede Bibliothek eine Zierde sind, liegt jetzt das treffliche Werk vor, welches Gründlichkeit und Vollständigkeit der Artikel mit Kürze und Uebersichtlichkeit verbindet. Ist für gewöhnliche Privatbibliotheken Herzogs Real-Encyclopädie zu ausführlich und sind ihre Artikel, wenn es sich nicht gerade um Studium oder Vorbereitung auf einen Vortrag handelt, zu weit ausgefallen: so hat gerade das Calver Theologische Handwörterbuch unter so tüchtiger Redaktion des Lic. Zeller das richtige Maß getroffen, um ein richtiges Nachschlagebuch herzustellen. Es ist aber um so wertvoller, als überall die neuesten Forschungen berücksichtigt sind, wie denn auch die Quellenangaben dem, der sie nachschlägt, ein weitergehendes Studium ermöglichen. Artikel wie Bonifacius, Christus, Comenius, Ortinger, Schietermacher können geradezu in biographischer Hinsicht mustergeräthig heißen; während Artikel wie Choral, Liturgie, Orgel u. s. w. beweisen, daß auch der kirchlichen Kunst ihre Würdigung geworden ist. Daß bei einer großen Anzahl von Mitarbeitern mannigfache Ungleichheit in der Behandlung der Artikel unvermeidlich war, wird jedem einleuchten. Manche Artikel sind entschieden zu kurz und knapp ausgefallen, z. B. der Artikel Mainz. Dagegen muß anerkannt werden, daß der Geist der Theo-

logie, welcher sich im ganzen Handwörterbuch erkennen macht, der der positiven evangelischen Lehre ist, wie sie Württemberg in so zahlreichen Theologen ausgeprägt hatte und hat. Auch für die Mystik, die sich innerhalb der Grenzen evangelischer Lehre hält, hat das Kirchenregiment das richtige Verständnis. Das bezeugen auf der einen Seite der Artikel Sebastian Brand, welcher trotz seiner persönlichen Frömmigkeit und unumandelbaren Wahrfastigkeit doch mit Luthers Worten unter die „Enthusiasten und Geisterer“ versetzt wird; während einem Ortinger trotz manchem Versehen der Name eines evangelischen Theologen und Theosophen gewahrt wird. Die im I. Band etwas zahlreichen Bilder sind zwar recht wertvoll, aber mit gutem Grunde im II. Band beschränkt worden, da die Absicht nicht bestand, ein Bilderbuch zu liefern, und sie für ernstes Studium bei zu großer Zahl störend wirken. Daß auch die lebenden Theologen und theologischen Schriftsteller aufgenommen sind, wenn sie auch nur knapp charakterisiert und mehr nach dem äußeren Lebensgange vorgeführt werden, wird den praktischen Wert des Nachschlagewerkes nur heben. Wir können nur mit Dank anerkennen, daß mit demselben der ev. Christenheit, Theologen wie gebildeten Laien auf positiver ev. Grundlage eine Arbeit geboten ist, die ganz gewiß einen geeigneten Gang weit über Deutschland hinaus machen wird; denn die praktischen Deutsch-Amerikaner evangelischer Konfession werden bald darnach greifen.

A.

F.

### 3. Pädagogik.

— Schulreden von D. Dr. D. Frid, weiland Direktor der Französischen Stiftungen zu Halle a. S. Herausgegeben von Dr. Georg Frid. (Gera, Hofmann.) 1892. 117 S. 1 M. 50 Pf.

Die aus dem Nachlasse des verstorbenen Direktors Frid herausgegebenen 14 Schulreden sind, wie der Herausgeber hofft, sicherlich auch solchen willkommen sein, denen das durch persönliche Beziehungen gegebene Interesse fehlt. Hes hat in Beziehungen zu dem Verstorbenen gehabt, aber er hat diese Reden doch mit immer wachsender Teilnahme gelesen und er hat die Gymnasien glänzend geliebt, die von einem solchen Direktor geleitet worden sind. 1864 finden wir ihn in Wurg, 1869 in Potsdam, 1874 in Ainteln und zuletzt in Halle. Die Reden sind teils beim Antritt der einzelnen Ämter gehalten, teils sind es Weisreden neuer Gymnasien und Gymnasialgebäude, teils Königsgeburtstagsreden und Gedächtnisreden auf Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., teils Entlassungsreden beim Abgange der Abiturienten. Wenn wir unter Vorzüglichem das Vorzüglichste nennen sollen, so haben uns die mitgeteilten 6 Entlassungsreden am meisten interessiert, denn sie zeigen, worin für den Redner der Schwerpunkt aller Gymnasialerziehung lag und zugleich wie hohe Anforderungen er schon an das philosophische Denken seiner Primaner und Abiturienten stellen durfte. Die erste

dieser Reden beschäftigt sich mit der Stellung, welche die Schule zum Leben des Volkes einnimmt. In der Art hat sie an der Erzeugung, Väterung und Erfüllung einer großen Volkspersönlichkeit mitzuwirken, daß sie die unverlierbaren, mit dem Leben des Volkes verwachsenen Hüter der Sprache, des Glaubens, der Sitte, der großen Traditionen der Sage und Geschichte, der klassischen Meisterwerke der Dichtung überliefert, nicht um bloße Vielwisserei zu bewirken, sondern um dem Volke die Einheit der Bildung zu erhalten, den Charakter zu stärken und damit die Persönlichkeit vorzubereiten, daß sie nach dem Maße der Kräfte befähigt sei, bereinst mit geistigem Urtheil und mit Freiheit die übrige Welt sich selbst zu erobern. Die zweite Rede giebt den Abiturienten drei Mahnungen mit auf den Weg: sie sollen danach trachten, alles Wissen umzusetzen in Ideen, also nicht bloßer Gedächtniskraft, sondern verständnisvolles Einbringen in die hinter den Dingen liegende Gedankenwelt; sie sollen weiter alles Wissen umsetzen in Besinnung und Charakter, und sie sollen endlich alles Wissen umsetzen in ein Suchen Gottes, bis ihre Seele Frieden gefunden hat und Ruhe in ihm. Die dritte Rede bringt eine freie Ausführung des Sages: pudor est fundamentum virtutis. Ausgehend von dem Begriff der Ehre als der Anerkennung der sittlichen Idee des Menschen, zeigt der Redner, wie sich die Ehre für die verschiedenen Altersstufen verschieden gestaltet. Ist es des Mannes Ehre, daß er, in die Mitte der Lebensarbeit gestellt, in der Energie ihrer Erfassung seine Lust findet, ist seine sittliche Idee aber die virtus, die Mannhaftigkeit, die etwas taugt, so besteht die Ehre des Jünglings als des werdenden Mannes darin, daß er sich wohl seiner sittlichen Bestimmung bewußt wird, aber daneben sich bewußt bleibt der noch vorhandenen Unfreiheit seines Wesens, welche liegt in der mangelnden Reife seines Urtheils und der Unzulänglichkeit seiner Kraft. So ist des Jünglings Ehre pudor, d. h. ehrfürchtige Besinnung, Gefühl für alles Hohe und Tiefe, für das Ideale, Keuschheit des Gemüthes, Scheu vor dem Heiligen und Empfänglichkeit auch für das Wehen des göttlichen Geistes und seiner Offenbarungen. Gerade diese Rede, die in das: „seitig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“ anstingt, muß an erster gerichtetste Jünglinge von bleibendem Eindrucke gewesen sein. — Die vierte Rede knüpft an den Vers von Rüdert an: „Vor jedem steht ein Bild des, das er werden soll; so lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll“ und erörtert den Begriff „Bildung“. Die fünfte Rede hat als Thema das Wort von Claudius: „sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest“ zusammen mit der Frage des Plato nach dem Prinzip des Werdens und Vergehens: „warum da werde alles und vergehe und warum es ist“ und untersucht Begriff und Bestimmung des Lebens, ausstingend in das: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist und den du gesucht hast, Jesum Christum erkennen.“ Auch die sechste und letzte Rede lehnt sich an einen Ausspruch von Claudius: „Die Wahr-

heit richtet sich nicht nach uns, sondern wir müssen uns nach ihr richten.“ Nicht bloß die künftigen Theologen, sondern alle Abiturienten werden da entlassen mit dem Wunsche: „Wollte Gott in Gnaden geben, daß all euer Verlangen nach Wahrheit sich umsetze in ein recht hungertes Suchen dieser, nämlich der von Gott geoffenbarten Wahrheit, daß ihr selbst, recht erbauet, auch geschickt werdet, an dem Reiche dieser Wahrheit zu bauen zu Gottes Ehre.“ — Wer einem ideal gerichteten Abiturienten eine gute Gabe mitgeben will, der schenke ihm diese Schultreden. J. P.

#### 4. Philosophie.

— Geschichtsphilosophische Gedanken. Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens von Carl Jentsch. Leipzig, 1892.

Das ausgezeichnete Werk, dessen Inhalt bereits in den Grenzboten erschien und nun in Buchform vor uns liegt, enthält kulturhistorische Betrachtungen geistreichster Art. Der Verfasser mag ein Mann sein, der vieler Menschen Städte gesehen, ihren Sinn erkannt, selbst viel erfahren und viel studiert hat. An seiner Hand werden wir durch die Widersprüche des Lebens geführt, gewinnen Ein- und Ausblicke in das Leben der Menschen und so Stoff zur Bildung und Befestigung unserer eigenen Welt- und Lebensanschauung. Mit seinem Sinn hat er sich in die Geschicke der Geschichte der Völker vertieft und seine Betrachtungen in einzelnen Kapiteln, welche jedem Leser das größte Interesse bieten, zusammengestellt. Wer hört nicht gern einen geistreichen Mann reden über Gott (Kap. 1), über den Weltgewalt (Kap. 2), über Glückseligkeit und Vollkommenheit (Kap. 3), vom vermeintlichen Fortschritt (Kap. 4), von der vermeintlichen Bergeitigung (Kap. 5), über den Zweck aller Veränderungen und den wahren Fortschritt (Kap. 6), über Parteien und Volksvertretungen (Kap. 7), über Reformation und Freiheit (Kap. 14); darüber, ob eine Wiedervereinigung der Konfessionen zu erstreben ist? (Kap. 16), wie die Konfessionen einander brauchen (Kap. 17), über Staat und Kirche (Kap. 19), über die Zukunft der Kirche (Kap. 20), über Freiheit (Kap. 21), über die nächsten Aufgaben der christlichen Welt (Kap. 22) u. s. w. Man erkennt schon aus diesen Kapitelüberschriften, welche Fälle von tiefgehenden Betrachtungen hier zu finden ist. Für jeden gebildeten Menschen ist es wichtig, über die in dem vorliegenden Buche behandelten Gedankenkreise nachzudenken, sich über die Aufgaben des menschlichen Lebens und über alles, was damit zusammenhängt, Klarheit zu verschaffen. Bei der Betrachtung der so überaus zahlreichen Parteien auf dem Gebiete des staatlichen und kirchlichen Lebens hebt sich im Inneren des Menschen die Frage empor: worauf kommt es denn eigentlich an? Nur darauf, sagt u. a. unser Verfasser in dem 1. Kapitel über Gott, daß man an einen selbstbewußten persönlichen Gott glaube, nicht darauf, welcher theologischen oder philoso-

phischen Meinung über die Weltordnung aus oder durch Gott man beipflichtet, oder ob man solche Fragen als unlösbar und daher als unverständlich beiseite läßt. Etwas anderes ist es, wenn die Seele im buchstäblichen Sinne des Wortes ein Kind Gottes sein möchte. Diesem Trange entspricht der Semipelagianismus besser als der streng dualistische Theismus, und daher sind alle Kritiker unter den Philosophen und Theologen von jehor Pantheisten gewesen. Hier entscheiden nicht Gründe der Wissenschaft, der Moral und des praktischen Lebens, sondern Herzensbedürfnisse des Einzelnen, und wo das Wissen aufhört, da hat die Philosophie freien Spielraum, sich die Beziehungen zu Gott so schön, so mannigfaltig und so innig auszumalen, wie sie nur wünscht und kann (S. 7). Auch das, was der Verfasser an den verschiedenen Stellen (S. 203, 207, 270, 272, 262) über die Reformation sagt, hat ganz unseren Beifall. S. 204 heißt es: Die Reformation ist gleich jedem anderen Ereignis Wirkung und Ursache zugleich. Daher konnte sie nur bei geistig hoch entwickelten Völkern eintreten und mußte auf die weitere Erhebung der Geister eine Rückwirkung ausüben. Was aber die Freiheit anlangt, so war diese weit weniger Folge, als vielmehr unerlässliche Vorbedingung der großen Umwälzung. Als sich Trümpermann, fährt der Verfasser fort, in einem feiner vielen Prozesse auf Luther berief, da ward ihm die Antwort: Lebte Luther heute und ertönte er sich, die Sprache zu führen, die er geführt hat, so würde er eben eingesperrt werden (S. 204). Hier liegt wohl ein Irrtum des Herrn Verf. vor, nicht Trümpermann, der ein sehr fruchtbarer Herr ist, sondern der Pfarrer Thümel in Westfalen wird gemeint sein. Sehr richtig ist es, daß die verschiedenen Konfessionen weder der ideellen noch geschichtlichen Berechtigung entbehren können, sie sind in der Entwicklung des menschlichen Geistes völlig begründet. Dem Katholizismus, dem Luthertum, dem Calvinismus sind gewisse Charismata eigen, die eine Konfession kann von der anderen lernen, sie hängen eben aufs innigste mit der Natur der Volksindividualitäten zusammen. Als der Schreiber dieser Zeilen in Italien war und in Rom an den Obergottesdiensten im Vatican und St. Peter teilgenommen hatte, wurde er von einem befreundeten Künstler, der Jahrzehnte in der ewigen Stadt lebte, gefragt, wie ihm die Gottesdienste gefallen hätten; es wurde geantwortet, daß das gar zu äußerliche Wesen derselben nicht zulagend gewesen wäre. Ja, sagte der Künstler, das glaube ich, aber führen Sie einen Italiener in eine Kirche in Berlin, wo er den besten Prediger hört, und fragen Sie dann, was er zu dieser Art des Gottesdienstes meine und er wird sagen: ich lobe mir die den Sinnen etwas bietende katholische Kirche. — Sehr billigenwert ist, was über Calvin und seine großen Verdienste um Wiederherstellung einer besseren Sittenzucht geäußert wird. Neu war uns das über den Calvinismus S. 276 erwähnte Urteil Niebuhrs: er nennt die calvinistische Religion plump, tyrannisch und sagt, sie habe alleenthalben in England, Holland, in Genf ihre Blutgerüste ebenso aufgerichtet, wie die Inquisition, ohne ein einziges

von den Verdienten der katholischen Kirche zu haben. Es sind dunkle Blätter in der Geschichte der christlichen Kirche, welche uns Berichte von den Opfern der Inquisition in Spanien und von den Opfern des Calvinismus in Genf und an anderen Orten liefern. Die Scheußlichkeiten der Hexenprozesse und die Verfolgung der Juden sind und bleiben eine Schmach. Dergleichen Grausamkeiten waren dem griechischen Volk fremd, auch die Römer kannten wohl nicht direkte Bestrafung der Religionsfrel, *doorum injuriarum illis curae!* Was der deutsche Katholizismus dadurch gewonnen hat, daß der Klerus zur Gymnasial- und Universitätsbildung geführt wurde, ist gewiß unbestritten. Uebertrieben scheint uns, was Seite 353 in dem Kapitel (18) über das Verhältnis der Sittlichkeit zu Christentum, Staat und Kirche vorgebracht wird: anständige Frauen, die ein Wärtorium der Schamhaftigkeit befehen wollen, müssen sich schon nach Berlin oder Breslau bemühen, wo es ihnen begnügen kann, daß sie von Studenten, unseren zukünftigen Richtern und Gesetzgebern, als Dirnen angesprochen, oder mit Särcinen und Stöcken ins Gesicht geschlagen werden. Auch das vermögen wir nicht zu unterschreiben, was S. 386 im 19. Kap.: Staat und Kirche, behauptet wird, daß aus dem Umstande, daß die höheren Staatsbeamten an Hochschulen gebildet sind, deren Lehrer der Mehrzahl nach dem Christenglauben nicht allein entsagt haben, sondern ihn auch für unverträglich mit der modernen Wissenschaft, mit der vernünftigen Erkenntnis überhaupt erklären, geschlossen wird, daß die Mehrzahl der Gebildeten mit der Kirche gebrochen habe. Es giebt Städte in Deutschland, heißt es weiter, wo ein Mann aus dem Honoratiorenkreise seine gesellschaftliche Stellung gefährden würde, wenn er die Kirche besuchen wollte. Ebenso stimmt der Schreiber dieser Zeilen dem nicht zu, was S. 409 gesagt wird: gefährlich, heißt es da, nicht zwar für den Christenglauben an sich, aber für jeden orthodoxen Glauben ist die Geschichte, deshalb wird sie von Eiferern aller Konfessionen mit Mißtrauen betrachtet, und wo man sie nicht entbehren kann, fleißig gefälscht. Wer aber den Glauben am ärgsten in Gefahr bringt, das ist die Theologie, sie führt ihrer Natur nach fast notwendig zur Fortjörung des Glaubens. Man mag die weiteren Ausführungen in dem Werte nachlesen. Daß ein so geistvoller Mann wie der Verfasser den Wert der Naturwissenschaften zu würdigen weiß, versteht sich von selbst. Was über die Griechen (S. 109 fig.), über den Segen, welchen die Kleinstaaten doch auch gehabt hat (S. 120), was über Italien vorgebracht wird, verdient ebenfalls unsere volle Anerkennung, aber die Bedeutung Englands, in dem ja allerdings der Industrialismus seine dunkeln Schatten wirft, wird nach der kulturhistorischen Seite nicht gerecht beurteilt. Außer dem größten Dichter Shakespeare verdamnt wir ihm die Anregung, welche von England aus Gibbon, Macaulay, Grote, Carlyle, Richard Bentin, Byron und andere hervorragende Männer auf deutsche Wissenschaft und Kultur geübt haben. Sehr viel weiter auf die geistvollen Ausführungen des Verfassers ein-

zugehen, verbietet der uns zugemessene Raum. Allen Freunden erster Lektüre sei das auch von der Grunowischen Verlagsbuchhandlung trefflich ausgestattete Werk dringend empfohlen, insbesondere eignet es sich zum Weihnachtsgeschenk für nachdenkliche Leser.

L.

### 5. Naturwissenschaft.

— Jahrbuch der Naturwissenschaften, 1892—1893. 8. Jahrgang. Von Dr. Max Silbermann. Mit 31 Holzschn. und 1 Kärtchen. (Freiburg i. Br., 1893. Verdersche Verlagsbuchhandlung.) 8°. 558 S. 6 M., geb. 7 M.

Ein Buch von außerordentlich reichem Inhalt, das seinen Zweck sehr gut erfüllen wird, indem es aus allen naturwissenschaftlichen Fächern kurze Referate über die wichtigsten literarischen Erscheinungen giebt. Wer sich in der Naturwissenschaft auf dem Vorkursen halten will, wird dies Buch mit Erfolg benutzen; einige Artikel sind mit Holzschnitten versehen, der Text ist klar und verständlich.

Vielleicht würde das Buch noch mehr gewinnen, wenn jedem Abschnitt außer den Einzelbesprechungen eine Generalübersicht des betreffenden Fachs beigegeben wäre.

Dt.

— Brehm's Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. 2. Aufl. gänzlich neu bearbeitet von R. Schmittlein. 1. Band: Die Säugetiere mit 1 Chromotafel und 226 Abbildungen im Text. (Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut.) 1893. Gr. 8°. 747 S. Geb. 10 M.

Brehm's Tierleben ist ja weltbekannt, und es ist unnötig, zu seiner Empfehlung noch viel zu sagen. Wir begrüßen es mit besonderer Freude, daß die Verlagsbuchhandlung nach der neuen Ausgabe auch von der kleinen eine neue Auflage erscheinen läßt, von der uns der 1. Band vorliegt.

Die äußere Ausstattung ist vorzüglich, die Bilder sind wohl fast alle neu geschnitten und bedeutend lebensvoller als die alten, man sehe nur das hübsche Familienbild vom Fuchs auf Seite 287. Der Text ist für den Zweck recht erschöpfend und enthält vieles biologisch Interessante aus dem Leben der Säugetiere. Wir hätten aber gewünscht, daß darwinistisch angehauchte Erörterungen in der Einleitung und bei Durchnahme der Affen unterblieben wären, denn dieselben gehören trotz Büchner, Döbel und Haedel in das Gebiet der Hypothese und daher nicht in Volk und Schule, für welche dieses Buch doch bestimmt ist. Im übrigen ist alles sorgfältig, was als unzulässig erscheinen läßt, den „großen Brehm“ Anhaben in die Hand zu geben. Wir wünschen, daß auch dies letzte Hindernis vermieden würde, damit das Buch wirklich ein Buch für die Jugend wäre.

Dt.

— Ueber den Mechanismus der Lebensvorgänge im tierischen Organismus. Populärwissenschaftliche Betrachtungen von Dr. med. Arthur Sauer, prakt. Arzt. (Mittweida, 1893.) 8°. 41 S.

Wenn doch nicht jeder glaubte, er müsse seine Gedanken, gleichviel ob geistreich oder nicht, drucken lassen! Welch ein Verlust an Zeit, Papier und Geld wird doch durch die moderne Schreibweise hervorgerufen! Wir bebauern die schöne Zeit, die Verfasser, Setzer und Leser auf diese Schrift verschwenden. „Populärwissenschaftlich“! weder das eine noch das andere! Wir möchten den Laien sehen, der den Verfasser wirklich versteht, und was die Wissenschaftlichkeit anbelangt, so läßt dieselbe oft zu wünschen übrig. Nach der Einleitung will der Verf. es offenbar unternehmen, „dem Menschen seinen angemessenen göttlichen Nimbus zu rauben und ihm zu zeigen, daß er in nichts, in gar nichts von dem von ihm verachteten Tier abweicht“. Ein wirklich Kühnes Unternehmen! Die Unwissenschaftlichkeit des Verfassers mag aus folgender Blüthenlese geschlossen werden: die anziehende Kraft des Magneten erklärt er für „Leben“; „der Krystall ist dasjenige Wesen, das den Uebergang vom organischen zum organischen Reiche bewerkstelligen hilft“, den älteren Krystall, an dem ein jüngerer anwächst, nennt Verf. — — — „Rutterkrystall“; bei der Krystallbildung soll ein Kampf ums Dasein stattfinden; wohl kaum ist ein unglückliches Schlagwort so mißhaudelt worden, wie dieses in der modernen Litteratur. Unter den Krystallen soll „Züchtung“ stattfinden; „das Skelet der Schwefelkristalle ist von den Eltern ererbt“. Den Diamanten nennt er ein „vorweltliches Krystalloid“, ein „ellenähnliches Gebilde“. Der Krystalloid soll „sektflüssig“ sein. Ein Magnet soll an das Eisen, das er magnetisiert, kinetische Energie abgeben. „Kohlenstoff ist ja an und für sich schon schwer zu sättigen.“ Der naive Standpunkt des Verf. geht aus folgendem genugsam hervor: „Daß Eiweiß ohne Zellvermittlung entstehen kann, ist nach dem jetzigen Stande der Chemie kaum noch zu bezweifeln. Ist es doch nur eine Frage der Zeit, daß man Eiweiß, Stärke, Zucker chemisch herstellen wird. Schon das nächste Jahrzehnt dürfte zur Lösung dieser Probleme genügen.“ Dann kann ja das sozialistische Paradies anfangen!

Dt.

### 6. Biographie.

— Jüge aus dem Leben von Ludwig Deventer, Dr. med., homöopathischer Arzt und Wundarzt in Berlin, entschlafen am vierten Juli 1892. Gezeichnet von Ludwig W. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1893. 29 S. 8°.

Das für die Freunde des entschlafenen bekannten Homöopathen Deventer geschriebene Büchlein schildert in kurzen Jügen das Leben dieses gläubigen Arztes und erweckt auch bei fernem Stehenden den Wunsch, es möchte möglich sein, Eingebenderes aus dem reichen Glaubensleben dieses Raumes zu erfahren, besonders auch deshalb, weil Deventer zu den — leider muß man sagen — wenigen Ärzten und Forschern gehörte, welche zu einem tiefen und innigen Christenglauben hindurchgebrungen sind.

Dt.

## 7. Literaturwissenschaft.

— Geist und Wesen der deutschen Sprache. Von Georg Hef, weil. Direktor des königl. Gymnasiums zu Erfurt. Eingeleitet durch eine kurze Lebensbeschreibung des Verfassers von Dr. Karl Heinrich Kef, Gymnasial-Direktor a. D. (Eisenach, Wildens.) 1892. 95 S. 1.60 M.

Ein Freund eines Schülers Tholuds und eines tüchtigen Schülers der Grimnichschen Schule (geb. 1834 in Stettin, 1852 ein Schüler Tholuds, der diesen auch in die Schweiz begleiten durfte; dann aber im höheren Lehrfach thätig in Stettin, Altona, zuletzt in Erfurt, gest. 3. Februar 1892). Die innere Beanspruchung des deutschen Volksgesistes für das Christentum wird denn auch sehr kräftig betont. Die Arbeit verdient sehr, in weiten Kreisen bekannt zu werden, besonders auf Gymnasien zc. Sie ist geschrieben mit außerordentlicher Kenntnis der einschlägigen Literatur (nur Bilmars diesbezügliche sehr instruktive Arbeiten haben wir nicht citirt gefunden; während seines Schülers und späteren Mitarbeiters Fiderit Arbeiten ihre Würdigung finden) und mit seiner eigenen Beobachtung für den Volksgesit und seinen Körper: die Sprache. Wer nicht selbst große Werke studieren kann, findet hier einen frühen anschaulichen Führer zur Erkenntnisquelle.

A.

F.

— Deutsches Wörterbuch von Moritz Henne, Dr., ord. Professor an der Universität Göttingen. Viertes Halbband (Luft — Luittung). (Leipzig, S. Hirzel.) 1892. S. 1—XXIII, 642—1238.

Von diesem bedeutenden Werke erscheint in jedem Jahre ein Halbband, mit dem vorliegenden ist der 2. Band beendet. Gleichmäßig weitergearbeitet, hält das Werk, was es versprochen. Diesem Bande ist nun auch das erste Quellenverzeichnis beigelegt, das uns ahnen läßt, eine wie mühsame Arbeit ein solches Wörterbuch mit sich bringt. Literaturdenkmäler aller Perioden, Wörterbücher und Zeitschriften in großer Zahl sind die Quellen. Daß der Herausgeber bei der Auswahl der neuesten Schriftsteller, welche den Sprachgebrauch der Gegenwart darstellen, einige hätte weglassen können, wird vielleicht mancher befinden, doch da das Urtheil hier noch nicht gefäkt, war es unzweifelhaft schwer, allen Wünschen gerecht zu werden; gut ist es jedenfalls, daß die Historiker berückichtigt sind.

Wt.

## 8. Poesie.

— Bilder vom Eichsfelde. Frei zusammengestellt nach Urkunden und alten Sagen von Georg von Alvensleben-Austere. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 91 S. 1 M. 60 Pf.

Frau und Kinder haben dem Verf. „durch ihre freundige Teilnahme erst die rechte Schaffenskraft

gegeben“, darum hat er seine Bilder vom Eichsfelde ihnen und den Freunden gewidmet, „die für das veranante und doch so schöne Eichsfeld ein warmes Herz haben“. Das erste und das zweite Bild („Aus der Zeit der Römerlände“ — „Zur Zeit, als die ersten christlichen Sendboten nach dem Eichsfelde kamen“) ist in gereimte Prosa, die übrigen Bilder („Der Taufstein des Bonifacius“ — „Zur Zeit Kaiser Heinrichs IV. Einnahme und Zerstörung der Burg Hanstein“ — „Aus der Zeit Kaiser Heinrich IV. Die Vision des Friedrich von Hohenstaufen — Der gebannte Geist des Rutebergs“) sind in pathetische, poetisch klingende Prosa gefaßt. Das Gebiet der Metrik und des Reims ist nicht die starke Seite des Verfassers. Trochäen wechseln nicht selten mit Jamben; manchmal ist ein bestimmtes Versmaß überhaupt nicht festzustellen. Reime wie Herr und Allwater scheinen mir nicht gerade musterträchtig zu sein. Die häufige Verwendung des Wortes da am Anfang einer Verszeile (auf S. 9 und 10 achtmal, auf S. 16 viermal) dürfte des Guten zu viel bieten. Jedemfalls bereitet die ungereimte Prosa mehr Genuß als die gereimte, in der übrigens das Lieblingswort da gleichfalls seine Seltenheit ist, z. B. in den vier ersten Zeilen auf S. 29 viermal. Von sonstigen formellen Mängeln will ich absehen. — Meines Erachtens hätte das Ganze als Manuskript gedruckt und unter die nahe gesypten und ungehypten Freunde auf dem Eichsfelde verteilt werden sollen. Diese bringen jedenfalls ein lebendigeres sachliches Interesse mit, wenn sie an die Lektüre gehen, und übersehen leichter die Mängel in der Form, die bei mir keinen eigentlichen Genuß aufkommen ließen. O. K.

— St. Elisabeth, Landgräfin von Hessen und Thüringen. Vaterländisches Gedicht in dreizehn Gesängen von Eduard Grebe. (Darmstadt, G. v. Niguer.) 170 S.

Zu April 1870 hat Luise von Plönies in Darmstadt ihre Dichtung „Die heilige Elisabeth“ veröffentlicht. Dieser Dichtung gegenüber kann das kleine Epos von Grebe nicht aufkommen. Nach Inhalt und Form zu urteilen, scheint mir der Verfasser seine Begabung zu überschätzen. Mit der bloßen Hefen-Befinnung, die sich auch in der Widmung ausdrückt — Königin Luise von Dänemark, geb. Prinzessin von Hessen-Kassel, und Prinz Wilhelm von Hessen und bei Rhein — ist es nicht gethan. Schon die Unordnung, die das Gedicht beherrscht, macht seinen günstigen Eindruck. Von der überflüssigen Einleitung abgesehen, warum beginnt der Verf. mit der Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig V., um nach ganz unorganischen Zwischenstufen, wie der Sängerkrieg auf der Wartburg, Klingsohr, zur Brautwerbung und dann erst zur Jugend Elisabeths zurückzufehren? Ludwigs Tod, die Fortsetzung der Fahrt nach dem heiligen Land und die Rückkehr von dort — zwei ganz unnütze Abschnitte — werden dann mit den Kapiteln Hochzeit und Ehestand gemischt. Warum ist der Verf. nicht streng chronologisch, wie Luise von Plönies, zu Werk gegangen? Von der reichlich vorhandenen Prosa, von manchen Sprach-



fehlern, von verfehlten Reimen und a. D. will ich schweigen. Ich glaube, der Verf. sollte auf anderen Gebieten, als denen der Versbildung, seine litterarische Neigung bethätigen. O. K.

### 9. Unterhaltungslitteratur.

— Der Ausweg. Eine Erzählung von Clara von Sydow. (Berlin, Wilt. Herb.) 306 S. 4 M.

Wie ist die sociale Frage zu lösen? Wo ist ein Ausweg aus der socialen Verwirrung unserer Zeit zu finden? Der Weg der Socialdemokratie, der Idealismus Satans führt zur Hölle; das sagt die Verf. nicht, wohl aber die tägliche Erfahrung. Auf diesem Wege befindet sich der streitende, dem Trunk verfallene, seine Frau und sein neugeborenes Kind roh behandelnde Maurer Schwarzloß, auf diesem Wege befindet sich auch der Maurer Frau, ebenso der banterotte Bauer Pante und andere Inassen des „auf der Mühlenbrücke“ heißenden Teiles eines Spreedorfes. — Auf dem Wege der Humanität, der Verbreitung von Bildung im vierten Stande sucht der brave, energische Oberförster Satorius die sociale Frage zu lösen und fängt, weil charity begins at home, mit den dienenden Hausgenossen an. Viel Glück hat er nicht dabei. — Auf dem Wege der Liebe wird des Oberförsters treffliche Schwiegermutter, eine Berlinerin, die Ketterin für die Frau des Manners und diese selbst für ihren Mann. „Liebend erzieht euch selbst, damit ihr sie erziehen mögt. Gebet ihnen nicht tote, äußerliche Wohlthaten, ohne Wandel der Gesinnung, lehrt auch sie das Höchste, was Menschen besitzen können: aufopfernde Hingabe ihrer selbst!“ „Neue Gesinnung“, „Selbstverleugnung“, also die alten Wege des Christentums, der christlichen Charitas werden dahin führen, daß der in Gestalt des roten Socialismus erscheinenden alten Schlange die Giftzähne ausgebrochen werden; das letzte sagt wiederum nicht die Verf., wohl aber die tägliche Erfahrung und im Grunde auch die Erfahrungen, welche die Oberförster- und die Maurerfamilie machen. — Diese Familien sind nicht ferne vom Reiche Gottes, wenn sie auch vom Schicksal und dem Glauben an die Menschheit als der Quelle unserer moralischen Kraft reden. — Das in sehr gutem, schlichtem, klarem Deutsch geschriebene Buch macht in gesundem Realismus den Leser nur mit Personen bekannt, wie wir sie im täglichen Leben kennen lernen. Gedanken und Ausdrucksweise der vom socialdemokratischen Gift angelegten, aber noch nicht vergifteten Leute werden von der Verf. in meisterhafter Weise wiedergegeben. Man sieht, die Verf. hat sich im Leben umgesehen und versteht, was sie gesehen und gehört und erlebt und erfahren hat, wahrheitsgetreu und darum eindrucksvoll wiedergegeben. — Um so mehr ist es zu beklagen, daß sie es entweder nicht verstanden oder nicht gewagt hat, die so laut und frech von der Socialdemokratie verhöhnzten geistigen Mächte des christlichen Glaubens und der christlichen Sittlichkeit

als den Weg, die Wahrheit und das Leben zu kennzeichnen, durch die, wie zu allen Zeiten, so auch in der Gegenwart alles Liebel überwunden werden kann. Die Andeutungen, daß sich die Maurerfrau nach beendeter Wochenzeit zum Kirchgang entschließt und von ihrem Manne die Einwilligung zur Taufe ihres Sohnes erhält, weisen zwar auf die Rückkehr zu Christentum und Kirche hin, aber die Oberförsterfamilie ist der Meinung, durch rein menschliche Anstrengung das Erreichen zu können, was nur durch die Wirkung des heiligen Geistes zu erreichen ist. — Ein bekannter socialistischer Lügenprophet hat consequent denkend sein System auf die Gottlosigkeit gebaut und darum gesagt: wenn es einen Gott giebt, dann sind wir geteilt. Dieser Gedanke hätte von der Verf. klar und bestimmt durch Bilder aus dem Leben, nicht durch predigtartige Ausführungen dem Leser zu Gemüt geführt werden müssen. O. K.

— Donovan. Lebensgeschichte eines Engländer aus unseren Tagen von Edna Hall. Deutsch von E. Vagge. (Weipzig, Georg Wigand.) 472 S. 5 M., geb. 6 M.

Donovan Farrant, der Sohn eines englischen Offiziers und Wirtschafers, hat eine schwere Jugend zu durchleben gehabt. Der Vater, lange Jahre in Indien abwesend, stirbt allzufrüh, die Mutter, eine oberflächliche, eitle Frau, bekümmert sich wenig um den Sohn und um das zarte Schwesterchen Donovan. Oberst Farrant wird uns als ein trefflicher Mann geschildert, er war aber so gebauelos, daß er das lieblich zu Gunsten seiner Frau errichtete Testament in, wie wie es scheint, formloser Weise wenige Stunden vor seinem Tode durch einen leichten Willen kriecht, der den Sohn zum Erben ernannt. Das zweite Testament wird einem Better des Obersten überliefert und von ihm zerrissen, weil er die Witwe honora heiraten will. Da diese Ehe zu Stande kommt, wird der zweite Gatte ausschließlicher Besitzer des ganzen Nachlasses und es ist nur guter Wille, wenn dem Stiefsohn eine kleine Jahresrente von 100 Mfr. ausgesetzt wird. Uns Deutschen steht bei solchem Erbrecht der Verstand still. Donovan, zu stolz, um die Unterstützung von dem zweiten Manne seiner Mutter anzunehmen, verläßt nach heftiger Auseinandersetzung mit seinem Stiefvater die Heimat, um sich mittellos eine Existenz zu gründen. Sein Unglück ist sein Spielgenie. Hatte ihn dieses verführt, auf der Schule das Kartenspiel in Übung zu bringen, was mit Ausweisung aus der Schule bestraft wurde, so läßt er sich in London als Teilhaber einer Falschspieler-Gesellschaft anwerben. Als erklärter Atheist und ruchlos um sein väterliches Vermögen Betrogener glaubt er eine gewisse Verächterung zum Falschspiel zu haben. Doch gehen ihm bald die Augen auf; er sieht eines Tages, daß die Eisenbahnreisenden vor Taschendieben und Falschspielern gewarnt werden. Mit seinen Genossen wendet er sich in Monaco dem Hazardspiel und Baccarat zu. In diesem gewinnt er eines Tages das große Vermögen eines Mitspielers. Die Folgen dieses

Glücksfalles bei dem Verzierenden und dessen Frau bestimmen ihn aber zur Zurückgabe des Gewinntes und zum festen Vorsatz, allem Spiel zu entsagen, auch dem Billard, und sich einem ernstlichen Lebensberuf zu widmen: der Heilkunde. Unterstützung findet Donovan in diesem Vorhaben bei dem letzten Arzte seines Vaters, der ihm als Testamentszeuge Kenntnis von der Anklösigkeit des Stiefvaters gegeben und durch liebevolle Aufnahme in seiner christlich gläubigen und christlichthätigen Familie zum erstenmale einen Blick in das ihm bisher nur als Heuchelei und Pietismus erschiene Christentum verschafft hat. Der von der Familie des frommen Arztes ausgehende Einfluß wird während des Londoner Studiums durch die Freundschaft mit einem Pfarrerssohn aus London und durch den Umgang mit dessen Vater so verstärkt, daß die völlige Nichtigkeit und Leere des Atheismus von Donovan klar erkannt und Herz und Wille bereit gemacht werden zur Aufnahme des Evangeliums. — Im Gegensatz zu den meisten christlichen Erzählungen geht die Umkehr sehr langsam von statten, sie nimmt eigentlich den Umfang des ganzen Buches in Anspruch. Auch das zarte, schließlich zur Verlobung führende Verhältnis mit der lieblichen, frommen Tochter des Arztes dient im wesentlichen nur dazu, den starren Atheisten vom Irrweg zurückzubringen. Eine schwere Prüfung besteht sein neuer Sinn am Sterbebett des Stiefvaters, den er pflegt, während Frau Honora aus Furcht vor der ansteckenden Krankheit den todkranken Mann im Stich läßt. Donovan verzicht das an ihm begangene Verbrechen und kann hoffen, daß der ährzlich orthodoxe, innerlich ruchlose Zerstörer seiner Jugendzeit als reuiger Schädler zu Gnaden angenommen wird. —

Die Uebersetzung des Buches kann ich nur loben; einzelne kleine Verstöße werden von der Rehrzahl der Leser nicht bemerkt werden. —

Die Verf. führt uns mitten in den Geisteskampf der Gegenwart hinein, sie weiß, daß es nur auf den Willen ankommt, nicht auf wissenschaftliche Beweise, ob man sich auf die Seite des lebendigen Gottes oder auf die Seite der Feinde Gottes, der Atheisten und Materialisten, stellt. Auch die Christen sind keine Heilige, aber sie geben sich redlich Mühe, das Ziel des Glaubens zu erreichen. Solche Mühe geben sich nicht die Schein- und Heuchelchristen, das tönende Erz und die klingenden Schellen. „Donovan“, die Jugendgeschichte eines Engländer's aus unseren Tagen, sei hiermit aufs wärmste den deutschen Lesern, nicht bloß der reiferen Jugend empfohlen. O. K.

— Gods Fool. A. Koopstad Story by Maarten Maartens. 2 vol. (Tauchnitz edition.) 1892.

Ob wohl schon jemand früher auf den Gedanken gekommen ist, einen Idioten, und noch obenein einen taubblinden, zum Helden eines Romans zu machen? Was sich aus so einem Stoffe machen läßt, hat unser Verf. vielleicht daraus gemacht, aber ein Mißgriff war es von ihm, und nur das Buch zu Ende gelesen hat, wird es mit dem

Gefühl aus der Hand legen, daß es trotz alles Talentes des Verfassers ein Mißgriff geblieben ist. Elias Vossell ist durch seine Mutter Erbe der großen Theerfirma Volderlooes Zonen in Koopstad, sein Vater war nur Geschäftsführer mit einem bestimmten Geschäftsanteil, welchen er durch Vöriengeschäfte zu Gunsten seiner Söhne zweiter Ehe, Hendrik und Hubert zu mehrern geteilt hatte. Doch als er stirbt, läßt die 19jährige Zwillingin infolge seiner unglücklichen Spekulationen vermögenslos. Im Spiel hatte früher der kleine Hubert seinem wenig älteren Stiefbruder Elias von einem Ballon herab einen Blumentopf auf den Kopf geworfen. Das Gehirn hatte gelitten und der Knabe wird taub und nach einigen Jahren auch blind, jedes Mittel der Verständigung mit der Außenwelt hört auf, doch da er als Tauber die Fingersprache gelernt hat, so gelingt es bei seinem immer feiner werdenden Gehör, ein Fingeralphabet auch für ihn zu erfinden. Er bleibt bis in sein Mannesalter hinein ein liebenswürdiges, herziges Kind, seine geistige Entwicklung bleibt auf der gewonnenen Stufe stehen. Allerlei Fragen aber kommen doch dem Leser: sollte, wer als Knabe taub und blind geworden und geistig immer ein Kind geblieben ist, wohl den Gebrauch der Sprache behalten haben? Elias hält oft wunderbar lange Reden. Und sollten wohl so erregte Unterhaltungen, wie sie uns bisweilen mitgeteilt werden, mittelst einer Faltprache geführt werden können? Vor allem aber, sollte der Idiot wohl ein so liebenswürdig kindliches Wesen geblieben sein, sollte in dem kräftig sich entwickelnden Manne nicht die sündlich fleischliche Natur sich geltend gemacht haben? Es ist doch bedenklich, Probleme der Idiotie in einem Romane lösen zu wollen. Nach dem Tode des Vaters halten die Brüder auf den Rat ihres Schwalmtes, übrigens eines Schurken, den Gedanken aufrecht, daß Elias, der Millionär, dispositionsfähig sei. Sie werden Geschäftsführer und zu geringem Teile Mitinhaber und erhalten das Recht, weitere Geschäftsanteile allmählich kaufen zu können. Elias war beim Tode des Vaters eben mündig, die Zwillinge werden zwecks Verwaltung des riesigen Vermögens für mündig erklärt und weigern sich kein Gericht um die Sache. Es muß doch ein wunderbares Vormundschaftsgericht zu Koopstad im Königreich Holland geben. Unter den Brüdern macht zunächst Hubert den besseren Eindruck. Hat er doch jenen Blumentopf vom Ballon geworfen, so fühlt er sich denn nun auch hauptsächlich verpflichtet, den Halbbruder zu schützen. Auf seinen Zutrieb schwören die Brüder es sich zu, für Elias und die Firma rechtshaffen zu arbeiten. Hendrik dagegen ist ein egoistischer, geldgieriger Mensch, daneben aber ein schwacher Charakter, geleitet von jenem Schwalmte Alers, dessen Schwester er bald heiratet. Hubert verschwindet für eine Reihe von Jahren vom Schauplatz, er vertritt die Firma in China und verheiratet sich dort mit einer einfach frommen Engländerin. Hendrik hat nur ein Streben, er will Inhaber des Hauses Volderlooes Zonen werden. Zu dem Zweck spart und spart er, nur so kann er weitere Geschäftsanteile an sich bringen.

Aber Cornelia Alers will, als sie seine Frau geworden, auf großem Fuße leben und der schwache Hendrit vermag nicht ihrer Verächwendung Einhalt zu thun. Da wird er von seinem Schwager zum Börsenspiele verführt. Immer wilder, aber auch immer unglücklicher werden seine Spekulationen und schon bleibt ihm nichts übrig, als sich von Elias eine Vollmacht zur Erhebung beliebiger Summen ausstellen zu lassen. Er hofft, durch glückliches Börsenspiel das Geld bald wieder restituieren zu können und so die ganzen Manipulationen vor Hubert, der gerade damals heimkehrte, verbergen zu können. Aber alles schlägt fehl und Millionen sind erforderlich, um vielleicht durch einen letzten Versuch das Verlorene wieder einzubringen. Alers versucht eine neue Vollmacht zu fälschen, um an das Geld von Elias zu kommen, doch Hendrit entdeckt die Fälschung und nimmt, indem es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Schwägern kommt, das Dokument an sich. Als er nun vergebens Elias zum Verständnis seiner Lage und zur Unterschrift einer neuen Vollmacht zu bringen sucht, wird von dem allein im Danke anwesenden Diener ein Karm im Zimmer gehört. Hubert wird herbei gerufen und man findet nun Hendrit ermordet, Elias aber erzählt, es sei jemand ins Zimmer gekommen und habe ihm einen ihn betäubenden Schlag auf den Kopf gegeben und er habe nun, als er wieder zu sich gekommen, wird um sich geschlagen und so den Bruder niedergestreckt. Doch Hendrit ist von hinten erstochen und es wird bald festgestellt, daß Alers im Danke gewesen sei, Hubert aber, der an demselben Nachmittage den ganzen Stand der Dinge entdeckt hatte, veranlaßt die Verhaftung von Alers, an dessen Schuld auch der Leser bis zum letzten Blatte hin nicht zweifelt. Da sagt uns Elias, er habe, als er wieder zu sich gekommen sei, mit seinem feinen Gefühl gemerkt, daß Hubert im Zimmer gewesen und niemand anders als Hubert habe den Bruder erstochen, er aber wolle die Schuld auf sich nehmen. Hubert selbst bleibt dem Leser ein ganz unklarer Charakter. Man erwartet in ihm, als er aus China heimkehrt, das gute Element in der Geschichte zu finden, aber er ist trotz seines glücklichen Familienlebens ein völlig unglücklicher Fatalist geworden und immer hat man den Eindruck, daß zu einer solchen Entwicklung eigentlich gar kein Grund vorliegt. Er durchschaut Hendrits unklaren Wege, er will den Elias sein Gelübde halten und die alte Handelsfirma retten. Da stößt er, wie er keinen Ausweg mehr sieht, den Bruder wieder und sucht dann die Schuld auf Alers zu wälzen. Das ist so unmächtig und unglaubwürdig wie nur möglich und wird durch Huberts Unglauben nicht wahrscheinlich gemacht. Als nun Elias, der so wunderbar scharfsinnig kombinierende Dbiot, hingeht, um sich vor dem eintretenden Staatsanwalt für schuldig zu bekennen, weiß der Verf. offenbar nicht, wie die Geschichte nun weiter gehen soll. „Hubert, im Zimmer allein geblieben, allein mit den Blutsleden auf dem Teppich, starrte einen Augenblick wie stumpfsinnig auf die Thür, die sich eben geschlossen hatte. Dann sprang er vorwärts mit einem Schrei, den niemand

als er selbst hören konnte: „Eias!“ Der Leser fragt: was nun? Ich weiß es nicht und der Verfasser scheint es auch nicht zu wissen. Ein unentbehrlicher Held, viele unklar gezeichnete Charaktere, manche talentvoll erzählte Begebenheiten und ein völlig unerwartetes und verfehltes Ende. Ich glaube nicht, daß jemand dies Buch bescriebigt aus der Hand legen wird. J. P.

— Der Trovatore vom Posilippo. Das Bild der Madonna. Barbarossa. Drei Novellen von A. Engel. (Wiesbaden, Moriz & Münzel.) 122 S.

Drei italienische Novellen. Der Trovatore vom Posilippo ist ein armer neapolitanischer Sänger, der sich trotz Blindheit in eine schöne Tochter aus dem Volk verliebt und den Schmerz erlebt, daß die Geliebte mit einem deutschen Opernsänger davongeht. — Die beiden anderen Novellen enthalten die reinste Romantik: ein Nonnenkloster, in dem ein blutjunger Mäler eine wunderliche junge Nonne als Madonna malen darf und ein Felsenkloß hoch auf Capri, das einem Seeräuber und Mörder so gut als offen steht. Die erste ist die beste der drei Novellen. Die Erfindung der zweiten ist schwach, die der dritten, mittelalterlichen, sehr schwach. — Der leidenschaftliche Stil spricht dafür, daß der „Engel“ eine ungola ist. Dafür sprechen auch mancherlei Begeben. Der blinde Gineppe hatte ein Pater noster gelernt, „als einzige religiöse Wissenschaft“ soll ein Pater noster „für das Gemüt nicht recht Hand noch Fuß“ haben. Was soll das heißen? Worte, da nichts hinter ist. Eines Tages fing der blinde Tronbadour an zu singen, die Verf. brüdt das aber leidenschaftlicher so aus: „er beschwor wieder seine Gesangsgabe“ u. s. w. — Gineppens Herz braunte eines Tages von Thränen und zwar von drei Thränen, „zwei weinte er, wie sie sonst in klaren Tropfen in des Auges Spiel glänzen, eine dem Frohgefühl, daß sein Gesang die Fesseln seiner Seelenmacht geprengt hatte, eine dem Jammer des kleinen (des Gesanges wegen gebundenen) Vogets — und eine, die nie verlegt in tiefstem Grunde ruhte, galt ahnungsvoll dem allgemeinen Weh der Welt und blieb die Quelle, aus welcher seine Lieder Nahrung zogen“. Weltlicher! Romantisch! Diesem Schmerz entspricht die Weltseele oder die Naturseele, die nur das Gute kennt und u. a. durch die Wellen des Meeres predigt (S. 8 und S. 55). „Das Mondlicht aber birgt sich glühend in den Höhlern, welche die Wellen zwischen ihren mächtigen Schaumhöfen bilden.“ Wie kann man das unruhige Spiel der Wellen einen Ort des Bergens und Ruhens sein lassen! Das Meer scheint es freilich der Verf. angethan zu haben. „Und der Himmel lachte, lachte, daß es dem Meere bis in den Grund der Seele drang und daß es zitterte und glühte unter der Sonne Strahlenbild.“ Ein Schulkamerad Schillers hatte für die Poesiestunde bekanntlich die Verse geschriebet: „Die Sonne dringt mit ihrer Strahlen Spigen bis auf des Meeres tiefsten Grund“ und Schiller hat dazu gereimt: „Die Fische sangen

an zu schweigen! O Sonne mach es nicht zu bunt!" —

Von sonstigen Verstößen seien nur noch wenige erwähnt. „Geheimnisvolle Unkörperlichkeit“ des Erwaßers, eine höchst aufsehende Behauptung. — Verweilen im Sinne von strafend bemerken regiert den Dativ. „Whita verwies sie“ ist also falsch. — Daß der blaue italienische, wolkenlose Himmel vor einem Gewitter schwefelgelb sein kann und zwar „wie eine einzige dicke schwarze Wolke“, scheint mir eine gewaltige Uebertreibung, eine leidenschaftliche Naturbeschreibung zu sein. — Heimlich S. 107 für das richtige heimlich und leiseren S. 4 für das richtige leisen sind wohl nur Druckfehler.

O. K.

— Um ein Abendbrot und zwei andere Novellen. Von B. W. Zell. (Berlin, Albert Gedtschmidt.) 112 S. 50 Pf.

Die erste Novelle „Um ein Abendbrot“ spielt in Berlin: Studententilichschaft, die ein Ende nimmt, wie der Betrogene wahrnimmt, daß die Geliebte um eines ihr bei einem Tanzvergügen nicht gebotenen Abendbrotes willen mit einem jungen Japaner vorlieb nimmt. Der vermeintliche Edelstein wird als gemeiner Glasfluß erkannt. — Die zweite Novelle „Künstlerleben“ macht den Leser mit dem in Schriftstellerkreisen vorkommenden Elend bekannt, schließt aber mit der Verlobung der Tochter des Schriftstellers mit einem reichen Amerikaner. — Die dritte Novelle „Im Lande des Gesanges“ spielt am Comerice. Ein Laun der Kindheit entwachsenes, musikalisch reich begabtes Mädchen, voll natürlicher Reize, wird von ihren Eltern als Volksfängerin, trotz der Warnungen eines edelbedenkenden deutschen Musikprofessors, so lange in Anspruch genommen, bis sie einer tobringenden Krankheit verfällt. — Die letzte Novelle ist die beste, die erste die am wenigsten befriedigende. Berliner Realismus unerfreulichster Art, die Macht des Gesanges poetisch verkärt, das sind Gegensätze, die nur einen Stumpfsinnigen sich für den Realismus können entscheiden lassen. — Die drei Novellen verdanken wohl einer Verfasserin ihr Dasein . . . „aktive“ Studenten binden ihre Verbindungsbänder nicht um und machen keine Visiten im Volkswichs. Soust sind die Novellen gut geschrieben, „für Haus und Reise“ bestimmte, jedenfalls besser für die Reise zu verwendende Dichtungen.

O. K.

— Der Verfasser der neuen Berliner Märchen und des socialen Romans: Im Osten Berlins, W. D. Schneidck, hat wieder eine Blaubeerei: Der letzte Weihnachtsmarkt (Berlin, 1892) erscheinen lassen. Der Ertrag dieser Schrift ist den Ferienkolonien bestimmt. Auch in dieser Blaubeerei treten uns die Vorzüge der Schneidckischen Muse entgegen: lebhaftc Phantasie, Humor und genaue Kenntnis der Berliner Verhältnisse, der Berliner Stadtgeschichte. In, sagt Sch., das sich sich nicht bestreiten, dieser Weihnachtsmarkt paßt nicht mehr hinein in das moderne Getriebe der Weltstadt, er muß als überlebt angesehen

werden. Es gatt also einen Abschied zu feiern und mit feierlicher Wehnut macht sich der alte Berliner auf, um zum letztenmale die Herrlichkeiten des Weihnachtsmarktes am Schlosse zu genießen. Der Weihnachtsmarkt hat seine Geschichte, er ist wohl so alt als die Stadt selbst und blieb wotöglich immer in derselben Gegend. Nicht weit von der heutigen Stelle, am köllnischen Fischmarkt, ist seine Geburtsstätte, dann zog er sich mehr ans Schloß heran über den Röhrendamm und in die heilige Geiststraße. Erst unter dem großen Kurfürsten gewann er Bedeutung und besonders die fleißigen Refugiés trugen viel zu seiner Hebung bei. Am die Mitte des vorigen Jahrhunderts schlug man die Bnden in der Breiten- und in der Scharnstraße auf und erst vor neunzehn Jahren wich man von der alten Stätte und siedelte um das Schloß herum an, das nun zum letztenmale die Feste und Schragen sehen sollte. Nun schildert uns der Verfasser in anziehender humoristischer Weise, was er alles an diesem Markte geschaut. Gruppen von Schaulustigen, die sich eingefunden, werden uns vorgeführt, das was in den Bnden zum Verkauf geboten, wird in ammutiger Weise geschildert, dabei Erinnerungen an Erlebnisje aus der eigenen Kinderzeit mit eingeschoben. Während er nun so herumnuschlendert, schreit ein Junge, der Hampelmänner zu verlaufen hat: Koosen S' doch, lieber Herr. A' Trostchen der ganze Hampelmann. Immer billig, billig. Er eßt nicht, er trinkt nicht, er kost' keine Steuern, er zerreißt keine Sträupe nicht und de Cholera kriegt er erst recht nicht, und das kaufmännische Talent des Jungen fand Anerkennung, der Hampelmann wird erworben, in die Tasche gesteckt, weiter gegangen, weiter beobachtet. Nicht lange währt es, da sieht der humoristische Besucher des Weihnachtsmarktes neben sich den Hampelmann, der gang heimlich aus der Tasche geschlüpft war und nun als knecht Ruprecht neben ihm herwandelnd nette Geschichten aus alter Zeit erzählt, welche der freundliche Leser sich von Sch. selbst berichten lassen möge. Demnächst wird das Erscheinen von Berliner Träumereien in Aussicht gestellt, wir freuen uns auf deren Vektüre und wünschen auch dem letzten Weihnachtsmarke zahlreiche Leser.

— Der Träumling. Von Wilhelm Kaabe. 2. Aufl. (Berlin, Otto Janke.) 168 S. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Die erste Auflage ist 1871 erschienen, Freunde des Dichters, die das Buch noch nicht kennen, werden sich über diese neue Erscheinung freuen. Wie „Gutmanns Reisen“ sich an eine Generalversammlung des ehemaligen deutschen Rationalvereins anschließen, so lehnt sich „der Träumling“ an die Schillerfeier von 1859 an. Der Verf. steht auf dem Boden des Genickluts, nennt er doch durch seinen Festredner den Dichter Schiller den Parallelet des deutschen Volkes! In Verbindung damit steht seine recht mathergische Polemik gegen die orthoboge Geistlichkeit, welche ihre Mißhilfe bei der Ausgestaltung jenes vom Schwindelgeist der Lüge und Heuchelei verdorbenen Festes „des germanischen Idealismus“ glücklicher- und schuldigerweise ver-

sagt hat. — Der Verf. nennt sein Buch bescheiden „eine harmlose Poesie aus der Kinderstube des Lebens“ und im großen Ganzen ist es recht unterhaltend, daselbe zu lesen. Der Raabe noch nicht kennt, muß sich darauf gefaßt machen, daß alle Personen nur wechselnde Masken sind, durch deren Mund der Humorist Raabe spricht. Ich muß gestehen, daß mich das unauffällige Gewirbel, das ewige Wurzelbaumstutzen, das wie Verrücktheit sich ausnehmende Uebergehen des Humors in die Sprache des Ernstes unangenehm berührt, vielleicht deshalb, weil ich so unvorsichtig war, den Träumling sechs Wochen nach einer anderen Raabeschen Dichtung zu lesen. Ich hätte sechs Monate verstreichen lassen sollen. — Die einzelnen Masken sind dem Verf. vortrefflich gelungen, ausgenommen die schöne Maske der Waisinle Mühlentopp, aus deren Mund so unbedeutende Aeußerungen kommen, daß man nicht recht versteht, wie sich um ihre Verlobung der ganze erotische Teil des Buches drehen kann. — Aber der Rektor und seine Frau, der Vater, der im Ansehnd lebende Prinzen-erzieher, der Gastwirt Ahrens sind lebenswahre Mieber der weitverzweigten Familie Raabe.

„Der Träumling“ hat mich an einen Träumling erinnert. Der Stuttgarter Pantheist Bischof hat folgenden Unsinn geträumt:

Wie hoch die Welt sich bäumt,  
Wie laut auf breiter Spur  
Das Leben schäumt;  
Uns alle träumt  
Der Weltgeist nur.

Pantheismus und Geniesult — Vater und Sohn.  
O. K.

## 10. Verschiedenes.

— Freudig bereit. Lebensskizze Harry Mac Ines von der Hand seiner Mutter. Nach dem Englischen von M. Karstens. Mit einem Porträt und zwölf Illustrationen. (Basel, 1892. Adolf Geering.) 168 S. 1. 8°.

Ein stilles Buch; so recht frisch, herzerquickend und ohne alle Manier: die Lebensgeschichte eines jungen, vornehmen Engländers, aus seiner Mutter Hand dargestellt. Geboren am 16. Juni 1863 in London, in frommer, seiner Familie angewachsen, von Jugend auf gewohnt, in Gebet und Buhhaftigkeit vor dem Herrn zu wandeln, trat Harry Mac Ines 1876 in den Dienst der Marine und brachte dort die üblichen zwei Jahre auf Ihrer Majestät Schiff „Britannia“ zu, wobei er nicht allein in englischer Rahstabe die Welt auf weiten Reisen kennen lernte, sondern auch aus nächster Nähe erkannte, wie plötzlich der Tod kommen kann. Zurückgekehrt, bereitete er sich 1 1/2 Jahre auf seine Universitätsstudien vor, wobei auch Schützenguhlanzen, Reiten zu Pferd und per Bicycle, Fischen und Bootfahren in frischer Jugendkraft getrieben werden, ohne daß der Jüngling den Herrn aus den Augen läßt. März 1881 wird der 18jährige Jüngling konfirmiert.

Seine Eltern wollen, daß er das Gelübde nicht als bloße Form, sondern mit völliger innerer Klarheit ausspreche. Eine jener Erweckungsveranlassungen, wie sie in England üblich sind und auch bei uns immer mehr in Aufnahme kommen, zu Keswilt machte 1883 einen mächtigen erwecklichen Eindruck auf ihn. Seit 1882 war er schon in das Trinity-Kollege in Cambridge eingetreten und lag sehr fleißig seinen Studien ob, fand aber auch Zeit, an dem fröhlichen Universitätstreiben teilzunehmen und Freundschaften anzuknüpfen. Ueberhaupt wirkte er durch herzlich frommes und charakterfestes Wesen tief auf seine Umgebung ein, wie zahlreiche Briefe beweisen. Hier lernte er auch persönlich den bekannten Erweckungsprediger Raaby kennen, dessen Gabe praktischer, pädagogischer Predigt ihn hoch begeisterte. Zu den Ferien wurden Reisen auf das Festland (Deutschland, Schweiz u.) gemacht. Als frischer und fühner Jüngling machten nicht nur die Schönheiten der Natur einen mächtigen Eindruck auf ihn, sondern er fand auch Gefallen daran, die Swizer hoher Berge zu ersteigen. Das sollte nach Gottes Rat seinen Tod herbeiführen. Bei einem Bergstieg mit seinem Bruder, bei welchem sie von dichtem Nebel überfallen und die Fäße durch heftigen Regen schlüpfrig wurden, stürzte er ab und war augenblicklich tot (September 1884); eine Nathanaelseele voll Glauben und Treue. Das Buch hat so gar nichts Gemachtes. Auch was englisch daran, ist anmutend. Die weiten Reisen zu Land und Wasser und die Erweckungen sind so schön und einseitig mitgeteilt, daß es ein wahrer Genuss ist, das Buch zu lesen, den wir recht vielen deutschen Jünglingen gönnen möchten. In vorliegender Gestalt merkt man die Uebersetzung aus dem Englischen nicht; es ist gutes Deutsch. Die Illustrationen sind leider überaus gering. —

A.

F.

— Der Feind im Land! Erinnerungen aus dem Kriege 1870/71. Nach dem Tagebuche von Franzosen herausgegeben von Lud. Halévy. Deutsche autorisierte Uebersetzung von Dr. Hans Altona. (Braunschweig, D. Sallé.) 124 S.

Die Erzählungen eines Jägers über Fröschweiler und Sedan, eines Meyers Bürgers über Forbach, eines Infanterieoffiziers über Gravelotte und St. Privat, eines Mobilitärarbeiters über Billerjexel (Starmee), sowie nicht genannter Berichterstatter über den Krieg im Westen (Tours und Etretat) machen durchweg den Eindruck der Wahrheit. Es ist von Wert, auch einmal von französischer Seite die deutsche und die französische Kriegführung besprochen zu sehen. — Was der Akademiker Halévy nach mündlichen und schriftlichen Erzählungen aus dem Kriegstreiben untergeordneter Persönlichkeiten mitteilt, kann nur der ungeschminkten Wahrheit willen nur ein willkommenes Gegengewicht gegen die Ausschweereien und Windbeutelereien des Pflaustafen und Revanche-Schreiers Zola genannt werden, die dieser berühmte Bücherfabrikant in seinem Roman La Débâcle, nicht in der Absicht, wohl aber mit der

Wirkung niedergelegt hat, daß das Franzosenvolk in seinem Selbstbetrug und in seiner grenzenlosen Eitelkeit erhalten wird. O. K.

— Der Frauenarzt. Ein ausführliches und gemeinverständliches Velehrungsbuch für Frauen. Von Dr. med. F. Ebner. 2 Bände. (Berlin, L. Frieße & A. Britschow.) 1892. 103 S. und 121 S. 8°, zuf. 3,50 M.

Das Buch ist klar und leicht verständlich geschrieben, und bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und der in Bezug auf ihn herrschenden Unkenntnis ist zu wünschen, daß des Verfassers Hoffnung in Erfüllung gehen möge und das Buch wie ein trefflicher Hausarzt Familienglück begründen und erhalten helfe. D.

— Die Fahrt nach der alten Urkunde. Geschichten und Bilder aus dem Leben eines deutsch-böhmischen Emigrantengeschlechts von August Sperl. (München, C. A. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.) 257 S. 3 M. 50 Pf., eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Ein Buch voll kernhafter christlicher und deutscher Gesinnung; realistisch im besten Sinn, gesund, lebensvoll geschrieben. Der Verf. ist ein hervorragendes Talent; kenntnisreich, erfahren, sprachgewandt. Es klingt paradox, wenn ich die Hoffnung ausspreche, daß er nicht, vom Erfolge verführt, viel schreiben möchte. Rosegger, mit dem Vornamen Petri Kettenfeier, ist ein warnendes Beispiel des Zuvielschreibens reichbegabter Schriftsteller. — Daß auch in bürgerlichen Familien dieses Buch mit seiner Geschichte eines alten adeligen Geschlechts gern gelesen wird, kann man aus folgenden Sätzen (Seite 254) abnehmen, in denen der Verf. die ursprünglichsten Tugenden des echten deutschen Adels zusammenfaßt: „Der furchtlose Blick ins Leben, auch wenn am Himmel die schweren Wolken hängen. Die innere Gleichgültigkeit gegen die vergänglichen Güter dieser Erde, die Wahhaftigkeit der Rede. Die Lauterkeit des Herzens.

Das sind Herrtentugenden! Sieh um dich, du findest sie da und dort, bald unter dem feinen Kede, bald unter dem groben Waus, bald auf einem Thron, bald in einer Hütte. Aber sie sind selten zu finden — denn der Knechtsielen giebt es tausendmal mehr als der Herrenherzen.“

Alle diese Herrtentugenden wurzeln in dem „ewigen Uradel des Menschengeschlechts“, den, wie der Apostel Paulus bezeugt, schon die hebräischen Dichter gesungen haben, wenn sie sagten: „wir sind seines Geschlechts.“ O. K.

— Heinrich Heine der Antijemite und Nihilist. Bausteine zum Heine-Denkmal aus Heines sämtlichen Werken zusammengetragen von Dr. F. Staarsteher. (Köln, J. P. Bachem.) 55 S. 1 M.

Eine recht geschickt zusammengestellte Blütenlese aus Heines Werken, die den Beweis liefert, daß aus deutschem Boden darum von keinem Heine-Denkmal die Rede sein kann, weil der zu Verherrlichende ein mauvais sujet war in des Wortes verwegenster Bedeutung. Die vollendete Charakterlosigkeit und Nichtsnutzigkeit ist Heines hervorstechendste Eigenschaft; nur völliger Mangel an Ehrgefühl könnte dazu verleiten, dem Heine-Denkmal einen Platz zu überlassen. — Der Verfasser hat dem Dichter Emil Rittershaus nachgewiesen, daß seine Dichtungen im schroffsten Gegensatz zu den Versen des zuchtlosen Heine stehen, und daß er nur in gedankenloser Weitzergigkeit sich dem Denkmal-Komitee hat einverleiben lassen. — Ein besonderes Verdienst ist es auch, daß der Verfasser die Schriftsteller der Socialdemokratie als Gesinnungsgenossen Heines kennzeichnet. — Daß Düsseldorf die „Ehre“, das Denkmal zu besitzen, abgelehnt hat, erleichtert jeder anderen deutschen Stadt den gleichartigen Beschluß. Aber selbst New York könnte man, mit dem Verfasser zu reden, „bemitleiden“, wenn man dort eine Stätte finden sollte für das mauvais sujet Heinrich Heine in effigie. O. K.





## Aus Heinrich Leos geschichtlichen Monatsberichten und Briefen.

Von

— † Otto Kraus. † —

### II.

Zu den Mitarbeitern am Volksblatt, die die Monatsberichte und die Geschichtswerke H. Leos zu schätzen wußten, gehört ein Mann, der durch diese geistige Verbindung in einen höchst fruchtbaren Briefwechsel und hieraus zum persönlichen Bekanntwerden mit Leo gekommen ist: Johann Karl Wilhelm von Rappard, Erb- und Patronats-herr auf und zu Pinne in der Provinz Posen. Sein einer niederländischen Familie angehörender Vater Wilhelm von Rappard, geb. 1. Septbr. 1758 in Cleve, gest. 22. Juni 1828 in Pinne, war Geheimer Seehandlungsrat und Besitzer eines Gutes, das in Konkurs geriet. Seine Mutter Charlotte, eine geborene Pölz, war eine fromme Frau, die den christlichen Glauben in dem Sohne von Kindheit auf pflegte. Er selbst ist geboren am 16. April 1794 in Berlin. Am 7. Februar 1822 verheiratete er sich mit der Freiin Adelheid von Massenbach (geb. 4. Januar 1790, gest. 16. Dezbr. 1869). Das aus dem väterlichen Konkurs gekaufte Gut in Pinne konnte in der ersten Zeit nur unter schwierigen Verhältnissen erhalten werden. Weider Gatten Eifer um das Reich Gottes hat die evangelische Kirche in Pinne gebäut, unter Ueberwindung unzähliger, im Glauben überwundener Hindernisse, doch mit huldreicher Unterstützung Friedrich Wilhelms IV. und mit Beihülfe der Gemeinde und Hausväter. Am 15. Oktober 1848, dem Geburtstage des Königs, ist die Kirche eingeweiht worden, wie eine Tafel in ihr sagt: „Zu einer Zeit, wo auf König und Vaterland die Schmach und Schande der Empörung, aber auch der Segen demuthsvoller Beugung unter Gottes strafende und züchtigende Hand ruhten.“ Bald nach seiner Verheiratung wurde Rappard durch eine bis zu seinem Tode am 2. September 1852 währende Lähmung heimgesucht, die ihn indes nicht hinderte, in lebendigem, persönlichem und brieflichem Verkehr mit Freunden des Reiches Gottes die Gemeinschaft des Glaubens zu pflegen und sich in der Stille des häuslichen Lebens vielfach litterarisch zu beschäftigen. An die Oeffentlichkeit sind jedoch nicht viele seiner Arbeiten getreten. Im Volksblatt für Stadt und Land sind zwei Aufsätze von ihm erschienen: „Ueber das Verhältniß zwischen Polen und Deutschen im Großherzogthum Posen“ (Nr. 61 u. 62, 1850) und „Beitrag zur Beantwortung der Frage, was ist Wahrheit“ (Nr. 47 u. 48, 1851). Im

September 1850 hatte K. v. Rappard die Freude, seinen Freund Leo bei sich zu sehen. Der Gast hat ins Fremdenbuch geschrieben:

„Le coeur d'un homme vaut tout l'or d'un pays — in einer Zeit, wo Menschenherzen theuer geworden sind, habe ich die seltene Freude gehabt, sie hier in frischster Kraft besammeln und in der Nähe zu finden — möchte ich den Theueren nicht ganz vergessen sein in der Ferne.

Den 7. Sept. 1850.

Dr. H. Leo.“

Zu den theologischen Gästen des Herrenhauses in Pinne haben als Prediger des Wortes Gottes gehört: Gohner, Kohlmeiser, Tholuck, Stumpf, Zahn, Kögel, Esner, Kaufmann, Otto v. Gerlach, Kavel, Ehlers.

Die von Leo in den Jahren 1845 bis 1852 an K. von Rappard geschriebenen Briefe sind sorgfältig aufbewahrt und in einem Altkasten gesammelt worden.

Der erste von Halle nach Pinne gefandte Brief ist vom 4. Dezember 1845 datiert:

„Ich habe immer gefunden, daß man Briefe, die nicht bloß Geschäftsbriefe sind, am besten auf der Stelle beantwortet, wo das Gemüth noch den ursprünglichen ersten Eindruck des erhaltenen Schreibens treu festhält, und sich die Variationen, welche in der Musik der Gedanken nachher zwischen das Thema hereinspielen, noch in keiner Weise eingemischt haben. Ich kann aber dieser Ansicht in diesem Falle um so unumwundener folgen, da mir Ihr Brief deutlich und klar entgegentritt, ich meine Antworten ebenso unmittelbar auf der Zunge habe, und es eines Bedenkens zwischen uns nicht bedarf. Doch ehe ich weiter zu Einzelnem fortgehe, lassen Sie mich meine herzlichste Freude aussprechen auch wieder über Ihren Brief, der mir so recht als ein Zeichen abermals gekommen ist von der Kraft des gliedlichen Zusammenhangs in dem Herrn, den ich als den milden Zuchtmeister meines Lebens erkenne und dem Sie mit so vieler Freundschaft dienen.“

Was nun erstens das Verhältniß zu Recht und Obrigkeit angeht, so greift Ihre Frage weit und wird deren Beantwortung wohl immer von rechter Erkenntniß des einzelnen Falles abhängen — indessen, meine ich, ist im ganzen der Unterschied festzuhalten, ob eine Obrigkeit den Grund der Treue, auf dem die ihr geleisteten Eide ruhen, selbst bricht oder nicht. Daß eine Obrigkeit, die aus der ihr sonst schuldigen Treue einen Strick dreht zu Erwürgung der Seelen, wie es Ludwigs XIV. Regierung gegen die Hugenotten gethan, die Unterthanen, die sie so behandelt, selbst von der Pflicht der Treue vor Gott lösspricht, zweifle ich keinen Augenblick. Ich halte den Kampf der Hugenotten gegen Ludwig für einen ehrlichen Krieg, und so wenig ich die Wegnahme feindlicher Rassen, Lebensmittel u. s. w. im Kriege für anders als erlaubte Nothwehr oder mit ihr zusammenhängend ansehen kann, so wenig das Entziehen des Privatvermögens in solchem Falle aus der Macht gottfeindlicher Obrigkeit. — Daß auch an solchem gerechten Kriege viel unbillige Spannung, Verwirrung u. s. w. zu hängen pflege, ja, hängen müsse, wer möchte das leugnen — aber an der feigen Verleugnung der höchsten Güter hängt absolutes Verderben und dem Menschen bleibt hier nur die Wahl zwischen minderem Unglück und unermesslichem. Ich bin mit Melancthon der Meinung, daß man der Obrigkeit gegenüber alle Zeit auch vieles, was man anders wünschte, zu ertragen habe, wie vom Wetter, als eine Schickung regierender höherer Mächte, und daß man, so lange Menschenkräfte reichen, schweigen und, wenn es nicht weiter geht, weichen solle — vorausgesetzt, es handle sich nicht um den Grund der Seligkeit, in welchem Falle meiner Meinung nach alle Bande gelöst sind. Nun versteht es sich von selbst, daß ich vorher unter Schweigen nicht verstehe ein feiges Maulzuhalten, sondern ein geziemendes, treues Unterordnen, wie des Sohnes zum Vater, wenn dieser thut, was jener nicht billigt. Da kann der Sohn wohl ziemlich zum Vater reden, aber unziemlich reden oder sich lössagen soll er wohl auch dann nie. Ferner versteht



sich von selbst, daß ich mit der Aeußerung, wo es sich um den Grund der Seligkeit handle, seien alle Bande gelöst, nicht meine, es solle jedem Narren ohne Zurechnung freistehen, sich auf eine eingebildete Seligkeit gestützt frech auflehnen zu können. Vielmehr müssen meiner Meinung nach in solchem Falle wirklich vorher alle Mittel des Leidens und Thuns in der Treue erschöpft sein und nichts übrig bleiben, als die Wahl zwischen sorglosem Gehorsam und der Seele eigentlichem Verderben und auf der anderen Seite zwischen Widerstand. Für unsere deutschen und preussischen Verhältnisse ist also diese Frage ganz unnütz, denn noch hat uns nie jemand wie mir scheint irgend einmal eine so desperate Frage in der Wirklichkeit nahe gelegt; denn den Schmalkalbener Krieg, sowie den dreißigjährigen, das sage ich Ihnen ganz offen, halte ich für strafbaren Aufruhr gegen kaiserliche Majestät, wie Sie denn auch (soweit sie das blieben und nicht, wie im Laufe des dreißigjährigen Krieges dann zum Theil geschah, durch das Benehmen des Kaisers eine Rechtfertigung erhielten) von Gott die Sache in dem Erfolge so angesehen schauen können. — — —

Was Sie über unsere kirchlichen Entwicklungen schreiben, finde ich in jeder Beziehung richtig. Gewiß, es sind Kräfte in unserer Zeit lebendig, die kein Individuum als seine auch nur entfernt anzusprechen kann, und gewiß sind auf der gläubigen Seite so viele Unklarheiten und Verwirrungen, wenn wir das Einzelne betrachten, daß es zuweisen zum Lächeln treibt, obwohl man selbst sein bescheiden, oder ich möchte von mir sagen, sein unbescheiden Theil daran trägt! — Der Unterschied ist nur: auf der Seite des Glaubens ist eine einende, magnetisch wirkende Kraft, die mehr und mehr den Einzelnen bereit macht, aus sich die trübenden Elemente anzukehren, und dieser gute Wille zieht andere; dagegen auf der anderen Seite sind immer neue und andere Anläufe, und die Menschen unter einander laufen einander in den Weg, so lange sie nicht gemeinsam gegen ein Drittes Sturm laufen. — Die *vis inertiae* halte ich ohne weiteres für erlaubt, wo es sich nur darum handelt, dem Herrn eine Thür offen zu halten. —

Die Vorwürfe, die Sie mir machen wegen meiner Orthographie, sind von Ihrer Seite vollkommen gerecht, doch kann ichs nicht gut ändern. Theoretisch das Richtige ist meine Orthographie; sie ist auch im ganzen und wesentlichen die Grimms und aller derer, die jetzt Forschungen über deutsche Sprache und Alterthümer treiben, und jährlich beschreiben sich mehrere dazu. Für meine Privatarbeiten habe ich diese Orthographie vor nunmehr siebzehn Jahren mir angeeignet und mir sie bald so angeeignet, daß ich die Correspondenz, weil ich alle Augenblicke beide Arten zu schreiben und in einander mischen wollte, nur mit Mühe in der alten Orthographie und mit deutschen Lettern führte. Nun sind schon der größte Teil der deutschen Bücher, die ich täglich unter Händen habe von Grimm, Lachmann, Wadernagel, Waig u. s. w. n. s. w. so gedruckt, fast alle Briefe, die ich bekomme, sind so geschrieben, da habe ich seit etwa 4 Jahren angefangen und auch alle Briefe an Leute, denen ich die Kenntniß lateinischer Buchstaben zutrauen durfte, so geschrieben. Manuscript in anderer Weise in die Druckerei zu liefern, würde mir sauer werden, ich würde es entweder nochmals abschreiben müssen, oder wollte ich es sofort so schreiben, so würde ich alle Unmittelbarkeit des Ausdrucks verlieren, da ich doch immer wieder an Aeußerlichem Anstoß nähme. Was nun aber aus meinem Manuscript in den Druckereien wird, das hängt wieder zumeist von den Correctoren ab. Die Berliner Jahrbücher lassen es rein abdrucken, aber mit Nachlässigkeiten des Setzers und Correctors; Huber im Jannus setzt es ganz in gewöhnliche Orthographie und deutsche Lettern um, aber mit derben Druckfehlern; Hengstenberg thut dasselbe, aber mit wenigen Druckfehlern. In meinen hier gedruckten Büchern ist sie größtentheils rein beibehalten; doch habe ich bei der Universalgeschichte dem Buchhändler nachgeben müssen, daß deutsche Lettern und große Anfangsbuchstaben gewählt würden. Ich hoffe, auch diese Verwirrung hat in Deutschland bald ein Ende und ehe zwölf Jahre hingehen, hat die Grimmsche Orthographie mehr und mehr obgesiegt. Sie bemerken diese Verwirrung noch nicht, weil ganze große Partien der Literatur noch nicht von der neuen Orthographie berührt sind;

dagegen hat diese in anderen, also namentlich im Gebiete deutscher Sprachforschung und deutscher Geschichte gelehrter Behandlung schon fast völlig obgesiegt. — Die alten Namen, die ich für Städte und Dörfer im Bereiche des heiligen römischen Reiches für die neuerlich gebrauchten französischen oder italienischen brauche, sind theils eine reine Spielerei, welche die Leute daran erinnern sollte, welch großes Stück von Frankreich und Italien einst unser gewesen, theils sollten Schüler und Studenten sie kennen lernen, weil sie in Italien deutschen Werken auf allen Seiten begegnen und dann die Leute oft rathlos davor stehen, theils endlich wollte ich den Fremden ein Paroli biegen, die ja auch nicht Regensburg schreiben auf ihren Karten, sondern Ratisbone oder Ratisbona. Indessen hierin haben Sie vollkommen Recht, es wäre besser unterwegs geblieben.

Um nun nochmals auf die Veranlassung der ersten Frage zurückzukommen, so denke ich, ist klar, wie ich einen Menschen wie jenen Kennepont, der nicht etwa für einen christlichen Glauben einen ehrlichen Krieg führt, sondern sich unter einer meideidigen Mäste mit seinem Vermögen durchzustehlen sucht, einen Dieb nennen kann, ja muß! ohne damit den tapferen, treuen Hugenotten im mindesten zu nahe treten zu wollen. Ich bin meinem Glauben nach selbst ein Hugenot und werde gewiß auf sie zuletzt einen Stein werfen. Wenn ich sonst zuweilen mit in der Geschichte gewöhnlich hochgestellten Persönlichkeiten scheinbar ungerecht umgehe, so geschieht es wahrhaftig nicht, weil es mich prickelt, etwas apartes zu sagen, sondern weil mir die Ungerechtigkeit der noch herrschenden Ansicht wirklich und in der Regel noch weit stärker, als ich es geltend zu machen wage, einleuchtet. Nochmals meinen herzlichsten Dank für Ihren lieben Brief. Ihre Grüße werde ich treulichst besorgen. Der Herr sei mit Ihnen!"

Der nächste Brief ist vom 27. Februar 1846 datiert:

„Nun dem Himmel sei Dank, daß Sie nicht bis zum Obliegen meiner Orthographie gewartet haben — das wäre ja eine harte Strafe —, aber richtig wird meine Prophezeiung doch bleiben, wenn wir sie auch beide nicht in der Erfüllung erleben. Vor dreißig Jahren stand die Sache in Schweden, wie heute hier, und dormalen wird kein schwedisches Buch mehr mit der eckigen Mönchsschrift gedruckt und niemand gibt mehr den Hauptbüchern einen großen Anfangsbuchstaben, der eine wahre Grille ist. In Dänemark ist es noch nicht so weit, aber doch weiter wie bei uns und im Fortschreiten. In Holland hat diese Schreibung schon über hundert Jahre gesiegt. Das aber wird die Hauptsache sein; wie weit man gehen will in der Ausmerzung der faulen h und e, ist geringfügiger; ich bin darin selbst nicht consequent, aber daß ein gut Theil dieser faulen Buchstaben fallen wird, bin ich auch gewiß.

Doch um nicht über Nebensachen die Hauptsache zu vergessen! Ich habe mit Tholud gesprochen und er findet den in Beziehung auf die Waadtländer [„Neben der Staatskirche ersfaltete sich unter schwerem Druck und Verfolgung von Seiten der rabiaten Regierung eine freie waadtländische Kirche“, Kurz Kirchengeschichte § 178, 6] beabsichtigten Schritt nicht nur ganz unverfänglich, sondern in jeder Hinsicht wünschenswert. Herr v. Gerlach hatte bereits mit ihm gesprochen, dieser hatte auf Herrn v. Thaddens Vorschlag selbst das Schreiben entwerfen sollen, er hat es Tholud zugehoben, der aber, wie es scheint, auch nicht recht daran will, denn es ist immer eine kuriose Aufgabe, in die Seele eines Anderen hinein ein Schreiben zu entwerfen; mir wäre so etwas auch eine fatale Aufgabe. Daran wird sich die ganze Verzögerung gehängt haben.

Daß nebenbei in der Waadt manches Menschliche untergelaufen sein wird — warum nicht? —, aber Haare findet man in jedem Essen, wenn man nur ordentlich suchen will, und ich denke, wir sind zu Besserem da, als uns mit absichtlichem Haarsuchen den Appetit zu verderben; man findet in hinlänglich vielen Gerichten, die uns das Leben vorsetzt, ein Haar ohne Suchen.

Ich gehe sogar in der Toleranz noch weiter als Sie. Die heilige Schrift ist nicht für mich allein in der Welt, sondern für Alle, und da ich kein universeller Mensch bin, ist Vieles darin zunächst für mich gar nicht, weil ich zu bornirt bin, es zu begreifen,

aber daß unser Heil in diesem Heiligthume ruht, glaube ich wahrhaftig, und wer nicht vor Christo abschneidet, wie die Juden, oder mir nicht tyrannisch sein Verhältniß zu diesen Dingen aufzwingen will, wie die Katholiken, soweit sie von mir abweichen und auf diese Abweichung den Accent legen, den erkenne ich gern als einen Bruder in Christo an, obwohl ich nach der Seite der Lehre decidirter Calvinist bin, d. h. mich in die lutherische Auffassung der Sacramente ebenso wenig finden kann, als in die nicht von Luther, sondern von den späteren Lutheranern herrührende Distinktion zwischen der praescientia und praedestinatio. Ich gebe aber gern zu, daß das eine Vorurtheil meiner Natur sein kann. Mein Licht reicht nicht weiter, und auf Disputationen ist das schlecht einlassen, denn es giebt nicht viel Leute, die so mit einem disputiren mögen, daß sie sich vor allen Dingen die Mühe geben wollen, einen ordentlich verstehen zu wollen.

Das ist auch mit ein Grund, weshalb ich schwerlich einmal zu der Zeit einer Ihrer Predigerconferenzen zu Ihnen komme, obwohl es mich sehr freuen würde, wenn ich die Ehre hätte, Sie persönlich kennen zu lernen, und gern einmal, wenn Sie mir erlauben, Sie zu besuchen, zu Ihnen komme, sobald ich einmal mich hier freier und nicht durch Geschäfte gefesselt weiß. Ich bin einige Male bei den Predigerconferenzen in Gnadau gewesen, habe aber immer das Gefühl mit hinweggenommen, daß ich eigentlich da nichts zu schaffen gehabt hätte. Ich liebe überhaupt Mengen und Massenverhandlungen nicht, und habe eine Apprehension vor jeder Versammlung, obwohl ich anerkenne, daß diese nötig und für viele Naturen geradezu Bedingung ihres Gedeihens sind. Das geht sogar so weit, daß ich in weit besserer Andacht bin, wenn ich mich in eine leere Kirche eine halbe Stunde hinsetzen und still beten und betrachten kann, als wenn ich im Gottesdienste bin; und in diesem wieder ist mir die Liturgie, die mich in ruhiger Folge und Betrachtung läßt, lieber als die Predigt, die mich aufregt, spannt und eigentlich aus meiner Weise der Andacht herausreißt, denn in der Regel kann ich nicht umhin, mich der Predigt gegenüber in steter kritischer oder wenigstens bewaffneter Stimmung zu befinden.

Auf den Baron haben Sie diesmal doch einen schärferen Accent gelegt als ich, denn mir ist er unbemerkt entschlüpft, wollte Ihnen sicher nicht weniger geben, als Ihnen zuläme und wählte deshalb das Mehrtheil. Dinehin ist ja der Unterschied nun ganz verwischt, Barone im alten Sinne sind höchstens unsere Standesherren. Ich habe eine Pietät gegen Alles, was mit dem Adel zusammenhängt, weil dieser einmal der Zubegriff dessen war, woran sich die Geschichte unserer Landschaften und ihrer Regierungen knüpfte. In diesem Sinne ist er freilich untergegangen; eine Menge Familien dunkelster Herkunft sind in den Adel gekommen und der Gesdweg ist dabei durchweg sogar der reinste gewesen, dagegen sind eine Menge edler Familien zuerst in ältester Zeit fast, als sich die Officianten der Fürsten zu adeligen Ehren aus höherem Stande aufschwangen und dagegen hunderttausende alter freier Grundherren in hörige Verhältnisse gedrückt wurden, dann wieder, als der Landadel den sog. ehrbaren städtischen Familien die adeligen Ehren bestritt und, mit Ausnahme von etwa ein Duzend Städten, in Deutschland damit durchdrang, herabgekommen und in Bauern- und Bürgerstand übergegangen. Hunderttausende hat persönliche Noth oder Armut um ihren Adel gebracht, und im eigentlichen Deutschland wird das Volk wohl so durcheinandergemischt sein, daß man nur von wenigen Familien mit Bestimmtheit sagen kann, es liege etwas ungetrübt Adliges in ihrer Herkunft und Haltung. Trotzdem, daß ich dieses Ruinenhafte unseres Adelsstandes anerkenne, habe ich doch, wie gesagt, gegen den Adel im Allgemeinen, als ein wenigstens seiner Bestimmung nach organisches Glied des Volkes, eine große Pietät.

Nun aber habe ich Ihnen genug vorgeschwätzt — und empfehle mich Ihnen, und Sie der Obhut unseres Herrn! Ihr

unterthäniger

H. Leo.

P. S. Als Antwort - auf den Theil Ihres Briefes, der sich auf das Verhältniß von Staat und Kirche bezieht, lege ich Ihnen einen kleinen Aufsatz von mir bei, den Sie gelegentlich lesen, oder auch nicht lesen mögen. Er ist Ihnen vielleicht selbst etwas zu abstrakt gehalten, dann martern Sie sich nicht mit dem langweiligen Zeuge."

Eine Reihe höchst interessanter Briefe hat Leo im Jahre 1847 an H. v. Rappard gerichtet, theils weltgeschichtlichen, theils tagesgeschichtlichen Inhaltes.

Der erste Brief trägt das Datum des 5. Januar:

„Vor allen Dingen meinen herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahre, und zwar in der Weise, wie man ihn noch vor dreißig Jahren in meiner thüringischen Heimath aussprach, daß man sich wünschte Alles, was an Leib und Seele nützlich und gut ist, denn dem einen dient ja nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse zum Heil, was dem andern zum Unheil ist; und habe ich immer im Stillen über die Menschen lachen müssen, die sich bestimmte Dinge wünschten, von denen sie gar nicht wissen konnten, ob sie gerade ihnen nützlich und gut sein würden.

Gerade so aber wie mit den Einzelnen ist es auch mit den Völkern. Das eine Volk wird durch ein gewisses Maß menschlicher Ungerechtigkeit gerettet, wie zum Beispiel das deutsche, was bei einer feineren, eine gewisse älhere Gerechtigkeit erstrebenden Behandlung durch Napoleon offenbar alle Anlagen hatte, sich selbst aufzugeben und zu Grunde zu gehen, während ein anderes Volk durch gleiche Ungerechtigkeit mit entfittlicht und wirklich zu Grunde gerichtet wird. Am Ende sind diese äußeren Gerechtigkeiten und Ungerechtigkeiten doch nur die Rahmen, in die das eigentliche Bild des Lebens eingeschlossen ist, und es kann der Rahmen herzlich schlecht und das Bild dennoch prächtig, strahlend, sonnenklar sein, oder der Rahmen golden und glänzend rein und das Bild darin eine Schmieralie. Ich glaube deshalb auch, wir thun am Ende gut, wenn wir den polnischen Krieg zwischen uns ruhen lassen, denn wir kommen dabei immer im Grunde auf ein Unausgleichbares, was in den verschiedenen Bildern liegt, die uns beiden vor Augen stehen. Sie haben dies polnische Leben in seinem Detail vor Augen, wo sich Ihnen das allgemein Menschliche auf jedem Punkte auch entgegendrängt, wir ist es in seiner lebendigen Breite fremd, ich kenne es nur theils aus der Geschichte, wo aber die Dinge, wenn die specielle Anschauung fehlt, leicht in ihren Farben verblassen und nur Massenaufnahmen zulassen, d. h. Auffassungen, bei denen das individuell Menschliche untergeht und die kalte politische Betrachtung das Uebergewicht gewinnt, theils aus einer Studenten-Erinnerung von Breslau her, wo ich viel mit Polen verkehrt habe, aller dieser Verkehr aber mir die widrigsten Eindrücke hinterlassen hat. Junge Leute aus vornehmen, reichen Familien, äußerlich wohlgezogen, auch mit einer großen Empfänglichkeit für edle Gefühle des Momentes, und dann immer ebenso haltlos den rohesten, wüthesten Sinnempfindlichkeiten preisgegeben, vom ersten Augenblicke an, wo ich ihnen als blutjunges Büchlein auf dem Fecthoden begegnete, und sie gleich das erste Schulschlagen benutzen wollten, mir, der ihnen nichts auf der Welt gethan und von dem sie wegen seiner knabenhaften Statur annahmen, ich könne mit der Klinge noch gar nicht umgehen, einen sog. Schnurrbart ins Gesicht zu hauen, durch alle die späteren Begegnungen hindurch, wo sie mich auf der Straße stellten und verlangten, ich solle mit ihnen zum Konditor gehen und mit ihnen trinken und sie freihalten, wo sie mich in noch schlimmere Häuser schleppen wollten; wie sie einem deutschen Studenten, der eine vortreffliche Klinge schlug, sich ihnen zum Duell stellte, aber sich nicht von ihnen Sekundant und Zeugen anfnötigen lassen, sondern diese selbst wählen wollte, die Heppreitsche auf offener Straße gaben [Vgl. Leos „Jugendleben“ S. 138]; wie sie, wenn die Väter mit Getreide- und Wollfuhrn in die Stadt gekommen waren und gefüllte Ventel hatten, mit den alten Herren gemeinsam das wütheste Leben führten, samt und sonders wie Milch und Blut zur Universität kamen und mit einem Gesicht, als wäre es aus Bleische und Mistjauche geknetet, wieder die Universität vertieffen, und in dieser Wüthheit,

Gedankenlosigkeit im allgemeinen immer das hysterische Auffahren, sobald die Worte Vaterland und Freiheit gehört wurden, kurz! ich habe von daher den Eindruck, in diesen Leuten lebt eine Seele, die ich nicht verstehe, der ihr Recht zu thun meine Sache nicht sein kann, denn ich thue ihr in meinem Unverstand vielleicht gerade das schreiendste Unrecht und zerrütte sie in ihrem organischen Gefüge, wo ich meinte, ihr nach meiner Weise Recht zu thun. Später habe ich mich einmal auf wissenschaftlichem Wege dieser Volksthümlichkeit nähern wollen, habe viel Zeit verloren in der Sprache, in der ich es nie zu mehr als elender Stümperei bringen konnte, weil mich der Inhalt dessen, was ich las, ganz gleichgültig ließ, sentimental oder hysterisch aufflackernde Lieder, in denen höchstens hier und da ein zarter Natursinn auszog, Geschichten, in denen das Moment der Anekdote überwog; dazu eine gewisse Ziererei in der Form, eine Art Affektation klassischen Stiles, die mich schon an manchen Italienern, die dem Einfluß der Lateinschreiberei zu sehr erlegen sind, anwiderete, und die ich nur mit holländischem Phrasenbombast vergleichen kann, kurz! auch da ward ich am Ende abgestoßen, ließ das ganze Zeug liegen und dachte, das alte Sprichwort: wenn auch nur ein Deutscher und ein Wende auf der Welt übrig sei, würden sie sich doch hassen, habe am Ende einen guten Grund. — Daß die gründliche Predigt des Evangelii den Leuten helfen könne, muß ich natürlich zugeben, aber ich möchte hinzufügen, wenn die Predigt gründlich eindringen soll, möge der Herr keine Deutschen dazu berufen, denn sonst erhält das Evangelium sofort einen Beigeschmack, der es den Polen wieder halb entfremden muß. Wenn ich bedenke, wie der Huz doch in der That und unleugbar vom Evangelium ergriffen war, dies aber in seinem dringenden Geiste sofort eine so slavische Gestalt annahm, daß er auf die Deutschen nur widerwärtig und wüst wirken konnte; wie er an der Spitze einer national-böhmischen Partei in widester Leidenschaft Alles, was wir Deutschen Recht nennen, auf der Prager Universität mit Füßen trat, den Deutschen ihr Recht nahm, sie aus Prag im Grunde mit Hohn und Gewalt vertrieb, den Reisepaß, den ihm Sigismund gegeben (denn weiter als ein einfacher Reisepaß ist ja das sog. freie Geleit, dessen Wortinhalt uns noch getreu erhalten ist, nicht gewesen), benutzte, um neue Unordnungen und Ueberschwänglichkeiten in Konstanz zu treiben, so finde ich es am Ende sehr begreiflich, wie man dazu kam, dies nach allen Seiten aus den Bahnen gehende Element mit Stumpf und Stiel auszurotten zu wollen. Es ist in allen diesen Slaven ein eigenthümliches Gemisch zarter, sanfterschwebender Empfindsamkeit und wilder, roh aufflackernder Leidenschaft — ich verstehe es nicht, es widert mich an — und ich habe an den ungarischen Slovaken, mit denen ich später auf den Universitäten in Jena und Göttingen als Mitstudent viel zu thun gehabt, auch die Erfahrung gemacht, daß sie immer bald, wie ich meinerseits mit einer Art mitleidigem Widerwillen gegen sie, so mit Ingrimm gegen mich erfüllt waren; sie haben mich immer kalt, eigenstünnig, hochmüthig gescholten, während es noch keinem meiner deutschen Bekannten eingefallen ist, mir gerade diese Fehler vorzuwerfen. Aber es muß noch etwas anderes in mir sein für sie, was ich gar nicht erkenne, denn alle zeigten nach einiger Zeit nicht bloß jene Vorwürfe, sondern eine Art innerer Scheu, die ich fast natürlichen Absichten nennen möchte, wie man ihn etwa gegen Eschlangen oder Kröten hegt, während mir ihre bombastische Begeisterung für ganz triviales Zeug in den Wissenschaften und Künsten, ihre servile Verehrung vor Leuten und Autoritäten, denen sie in einer Art Vorurtheil ihr Vertrauen einmal zugewendet hatten, immer lächerlich und lästig zugleich und ihr Umgang nach kaum Monatsfrist immer eine Plage war. Sie kommen mir vor wie Kinder, aber wie unliebenswürdige, die immer gerade für das Eifer zeigen, was einem zuwider ist. Diese gegenseitigen Eindrücke müssen aber fest an meiner Person haften, denn während wir hier immer einige zwanzig Slovaken unter den Studirenden haben, haben von diesen allen in den nur zu Oftern neunzehn Jahren meiner hiesigen akademischen Thätigkeit nur zwei gehört und Miene gemacht, mir näher zu treten, aber sie wurden beide bald so scheu vor mir, daß sie nicht einmal mehr kamen, wenn ich sie einlud, und die anderen haben wohl ab und zu bei mir

hospitirt, sind aber immer, auch wo ich gar nicht von slavischen Dingen entfernt zu sprechen halte, mit Widerwillen, mit innerer Bosheit aus meinen Vorlesungen herausgegangen zur Verwunderung und zum Theil zur Ergöblichkeit meiner deutschen Zuhörer.

Nun also, nach dieser langen Einleitung, komme ich zum Schlusse: in allen allgemeinen Dingen sind wir bei der Beurtheilung dieser Angelegenheiten eigentlich einig, aber im Besonderen können wir uns nicht recht verständigen, weil jedem von uns ganz andere Bilder vor Augen stehen. Wenn Sie sich auf Matth. VII, 12 berufen, so sage ich ganz einfach: wenn ich ein Pole wäre, oder vielmehr, wenn ich als Deutscher in einer ähnlichen Lage wäre, wie ich mir die jetzige der Polen denke, so wünschte ich mir einen recht harten, trotzigen Feind, der mich zum letzten Kampfe der Verzweiflung zwänge, durch harte Mahregeln zwänge, damit ich für die beeinträchtigten Güter des väterlichen Daseins siegreich die Klinge führe, oder mit ihrem letzten Unterliegen auch meinen letzten Blutstropfen ließe, oder wenn ich die Bürde des Lebens weiter tragen müßte, mit der reinen abgeschlossenen Ueberzeugung aus dem Kampfe trate, daß dieser Kampf nun zu Ende sei, daß ich die eine Grundlage sittlichen Lebens unter den Menschen, die nationale, auszustreichen hätte aus der Reihe der für mich daseienden Dinge, und mich nun mit allen Kräften allein nur noch an der mir bleibenden religiösen, kirchlichen hielte, daß ich entschieden durch Sieg, Tod oder hoffnungslose Resignation aus der Duplicität des Wollens und Nichtkönnens, aus dem Zweifel und der ihn begleitenden hysterischen Aufregung des Hoffens und Grämens, mit einem Worte aus dem geistigen Unglück herans und zu entschiedenem Dasein käme. Nichts ist meiner Natur fremder, widerwärtiger, marternder, nichts erscheint mir unmenschlicher, schlächtermäßiger als diese sog. Humanität, die eine Volksart zum Tode an der Schwindsucht verurtheilt, weil sie einerseits sie nicht lange leben lassen kann und andererseits zum scharfen Weibhieb nicht Nervenfrische genug hat. Wäre ich ein Pole, ich setzte nun Gut und Blut an den letzten Kampf und an die Ausrottung der Deutschen in meinem Bereiche; das Menschlichste, Mitleidigste scheint mir deshalb ein solches Verfahren gegen sie, daß ihnen nur übrig bliebe, ehrlich und ritterlich unterzugeben, oder die völlige Thorheit des Haltens an dieser Rationalität zu erkennen und entweder nun ihr ganzes Leben in die religiösen, kirchlichen Interessen zu senken, oder soweit sie nicht gemein genug wären, ein inhaltsloses Leben zu führen, auszuwandern. — Das heißt: alles das sage ich jetzt, wo ich für keinen einzelnen Polen ein besonderes Interesse habe, freilich wenn ich vielleicht eine ganze Anzahl kennte und als liebenswürdige Menschen kennte, als Menschen, die guten, edlen, schönen Dingen auch in gesunder, nüchterner, nicht bloß in hysterisch aufflackernder Weise zugänglich wären, und ich den Seelenkampf in ihnen mit ansehen müßte und alle die einzelnen zarten Bänder sähe, die sie umschlungen halten; die Hoffnung hätte, daß diese Leute, wenn nicht selbst, doch vielleicht in den Nachkommen gewonnen werden könnten, daß sie wenigstens bei allem politischen Unglück der innigen Freuden häuslichen Daseins genössen, kurz! wenn ich ein anderes Bild von Polen hätte, als ich habe, spräche ich vielleicht anders — und so komme ich darauf zurück, wir können diesen Streit unter uns nicht ausgleichen, weil uns ganz verschiedene Anschauungen bei unseren Raisonnements begleiten.

Daß die Deutschen polnische Kriegsgefangene auch verkauft haben, ist richtig, aber nicht leicht an die Juden zur Exportation von Venedig aus nach den saragenischen Ländern, sondern ins innere Deutschland, wo ja die prächtigen Gärtnereien von Jena, Erfurt, Bamberg, Würzburg auf slavischem Ackerfleische erwachsen sind, sowie auch die bestgebauten Kluren in Deutschland, die mansfeldischen, altenburgischen und nürnbergischen slavischen Bauernstod haben. Der Name Sklav ist wohl ebenso zufällig dem slavischen Völkernamen ähnlich, wie der lateinische Ausdruck servus dem Völkernamen der Servier. Ich glaube, das Wort Sklav ist gallischen Ursprungs und ist von den Galliern in Frankreich und Oberitalien in das mittelalterliche Latein und dann in alle europäischen Sprachen übergegangen; in den keltischen Sprachen heißt slab ein schmutziger, gemeiner Mensch,

also etwa so viel wie das spätere französische vilain, was ja auch zur Bezeichnung des leibeigenen Mannes gebraucht ward.

Die Analogie zwischen Polen und Irland kann ich nicht ganz gesten lassen. Irland ist so abgelenkt behandelt worden, wie es noch nie jemandem eingefallen ist, Polen behandeln zu wollen. Es ist kolonisiert worden, und sobald eine Generation dort erwachsen war, die heimische Interessen faßte, hat man die Kolonisten wieder als Feinde behandelt und neue Kolonisten hinübergeführt, die nach zwei Generationen wieder dasselbe Schicksal hatten. Daß die Predigt des Evangelii in Irland helfen könne, bezweifle ich nicht; hier aber sind endlich die Engländer selbst so klug gewesen einzusehen, daß sie es nicht mit Erfolg können, daß ihre bloße Persönlichkeit ein Hinderniß des rechten Eindrucks ist, und hier ist man in dem glücklichen Falle, an einem protestantisch gewordenen Theile der schottischen Hochländer, die dieselbe mundartlich wenig verschiedene Sprache reden wie die sog. wilden Irländer, und welche ähnliche persönliche Art und Weise haben, das angemessene Werkzeug zu finden. Seit etwa zehn Jahren sendet man Glaubensboten dieser Art aus und hat nun auch ein national-irisches Institut zur Ausbildung protestantischer Geistlicher in dem College of St. Columba. Vielleicht haben wir in Preußen irgendwo ein ähnliches, zwar polnisches, aber protestantisches und iuniges christliches Bevölkerungselement; daraus sollte man sich ein ähnliches Instrument zu bereiten suchen. — Wer die oycyzyna als Götzen anbetet und der nationalen Seite der Sittlichkeit nur den zweiten Platz im Range einräumt, dem bleibt freilich bei einer Lage, wie die jetzige Polens ist, nichts übrig, als das Ende Catos, der auch, als die römische Republik unterging, nichts mehr hatte, was ihm des Lebens werth schien. Das Heidenthum muß nothwendig in allen entscheidenden Krisen den Tod allein als letzte Zuflucht haben. — Die besondere Wendung des letzten polnischen Aufstandsversuches gegen Oesterreich scheint doch auch durch den Zusammenhang der polnischen Emigration mit der italienischen einige Erklärung zu erhalten. Gegen den jetzigen Papst würde Gorecki wohl nicht deklamiren. Offenbar sind noch fortwährend combinirte Pläne gegen Oesterreich von slavischer und italienischer Seite her im Gange, wobei, wie mir scheint, Louis Philipp eine perfide Rolle spielt.

Schließlich stimme ich ganz mit Ihnen ein, wenn Sie sagen: „Es ist ein böser Handel; Gott allein kann helfen und wird auch helfen, aber freilich auf seine Weise.“

In der Weise, wie Sie das über Bildung und Bildungsfähigkeit Gesagte nehmen, haben Sie freilich sehr Recht, nicht viel darauf zu geben. Allein denken Sie daran, daß Karl der Große die Sachsen, die an seinen Grenzen nie Ruhe hielten, am Ende, wenn er die Pflichten gegen seine Unterthanen nicht verletzen wollte, betrogen, und da keine Schlappe, die er den Unterthanen beibrachte, half, am Ende blutig unterjochte, die Bevölkerung decimiren, einen großen Theil des Adels und der freien Leute aus dem Lande führen mußte, und daß hundert Jahre später dies selbe Sachsen ein Haupttheil des ostfränkischen oder deutschen Königreiches, daß hundertundzwanzig Jahre später ein sächsischer Edler ostfränkischer König war, daß von diesem selben Sachsen aus, was sich so verzweifelt gegen fränkische Herrschaft und Christenthum gewehrt hatte, hundertundfunfzig Jahre später ein großer Theil des skandinavischen Nordens bekehrt und zu den fränkischen Ländern in eine geistige Beziehung gesetzt war, die heute noch in der Einwirkung der deutschen Literatur auf Dänemark und Schweden fortwirkt, so werden Sie mir zugeben, hier hat Gottes Segen die Eroberung begleitet. Wenn Sie unser Mansfelder, Altenburger, Nürnberger Land, die Thuren von Erfurt, Bamberg, Würzburg betrachten, und daß die deutschen Hauptstaaten, Preußen und Oesterreich, großentheils auf ehemals slavischem Boden ruhen, und daß nun auf diese Stätten eine Fülle geistigen und sittlichen Segens ausgegossen ist, wie ihn kein slavisches Reich aufzuweisen hat, so denke ich, liegt darin eine Verpöhnung mit der Eroberung. Die deutsche Nationalität ist keine naturwüchsige wie die polnische. Millionen Ketten und Slaven sind, ganz

abgesehen von den später durch Religion oder Handel nach Deutschland gezogenen Franzosen, Italienern, Ungarn und Böhmen, ganz abgesehen auch von einer Unzahl im Laufe vieler Jahrhunderte bekehrter Juden, in der deutschen Nationalität aufgegangen; wie viel Schlachtigen sind allein durch den Kriegsdienst aus westpreussischen Gegenden der deutschen Nation nun in ihren Nachkommen amalgamirt, es giebt kein norddeutsches Städtchen, wo nicht ein paar polnische Namen daran erinnern, warum kann nicht der polnische Adel sich diesem Mißwolke der Deutschen (denn in Deutschland ist ja kein Mann, nicht einmal ein König, der nicht unter seinen Vorfahren Kelten, Slaven oder Romanen hat) anschließen? und in diesem Anschlusse in seinen Nachkommen höhere geistige, sittliche Bedeutung gewinnen, als ihm der rein polnische Boden je zu gewähren vermöchte? — Und wie viel Aehnliches bietet dagegen die polnische Geschichte? Ist nicht mit den polnischen Eroberungen fast überall, wohin sie reichten, lichterliche Wirtschaft gekommen? Sind nicht die deutschen, italienischen u. s. w. Familien, die unter den polnischen Adel gekommen sind, in dieselbe Wüstheit hereingezogen worden? Allerdings ist im sechzehnten Jahrhundert eine hohe äusserliche Blüthe der socialen, der gelehrten Bildung in Polen, aber ist das nicht eine Wucherblume, die schön ausfiehet, ohne etwas werth zu sein, wie Klatschrosen und Rittersporn, oder Raben und Cyanen unter dem Weizen — sobald nicht eine feste sittliche Grundlage der Volksbildung und Volksordnung ihren Boden bildet? Wie rasch und fast fruchtlos ist sie auch verblüht! — An Elsaß würden wir jetzt eine sehr schlechte, höchstens eine militärisch wichtige Erwerbung haben; ich danke Gott, daß er uns 1815 vor Elsaß und Lothringen behütet hat, und tröste mich sehr leicht, denn diese Landschaften hätten uns mehr wißte Elemente zugeführt, als unser schwacher Magen jemals hätte verdauen können. Gott behüte uns auch ferner vor dieser Wiedererwerbung, bis die französische Civilisation ihr Maß der Auflösung voll gemacht hat, und diese Landschaften uns erst um Gotteswillen bitten, daß wir sie nehmen. Zu weit, glaube ich, ist es nicht mehr hin. Civilisation, meine ich, ist überhaupt noch etwas anderes als Bildung, Sokrates war ein sehr gebildeter Mann und ging barfuß und hatte nur ein Kleid, und wenn er das einmal hatte reinigen lassen und ein Paar Sandalen unterband, war eine besonders festliche Gelegenheit. Der alte Quinctius Cincinnatus wird wohl auch ein sehr gebildeter Mann gewesen sein und doch ging er wohl auch barfuß hinter seinem Pfluge. Christus war auch nach menschlicher Weise der Allergeldeste und hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte, viel weniger goldene Knöpfe auf dem Rocke oder einen seidenen Schlips aus Lyoner Fabriken. Alles das, was man Civilisation nennt, gebe ich Ihnen sehr wohlfeil, und wäre den Polen nichts vorzuwerfen, als daß die Industrie nicht bei ihnen sich von hunderttausendfach eingebildeten Bedürfnissen nähre, ich mache ihnen gewiß keinen Vorwurf; daß sie aber als Wucherblume sociale Bildung und eingebildete Bedürfnisse nähren und nicht einmal Ordnung und nüchternen Sinn genug haben, um diese Dinge im eigenen Lande zu befriedigen, das bildet von langer Zeit her einen Grundzug ihrer lichterlichen Wirtschaft. An Civilisation liegt mir gar nichts, aber an sittlich geordneter Lebensbildung, dazu fehlt, soweit ich in meinem Leben habe Polen kennen lernen, diesen Leuten aller nüchternen, gesunde Sinn; sie sind ja auch in ihren guten Seiten immer aufgeregter und halbrunken, die Unruhe aber ist die Mutter der Sünde von Ewas Zeit an und die Sünde die Mutter des wirklichen Unglücks. Das Untergehen einer Nationalität ist noch kein absolutes Unglück für einen Menschen, aber das ist eins, daß man seine Nationalität untergehen sieht mit dem Gefühl, daß, wenn die nun hinweg ist, man gar nichts mehr hat, was des Lebens werth wäre, während man doch auch nicht Nüchternheit und Ordnungssinn genug besitzt, diesen Untergang abzuwenden.

Von Herrn von Haller habe ich in einer gewissen Zeit viel gelernt, d. h. er hat mich zu einer natürlichen Betrachtung der politischen Verhältnisse angeregt, später habe ich aber seine eigene Anschauung doch etwas spärlich und roh zugeschnitten, auch der wirklichen Natur der Dinge gewaltthuend gefunden, womit nicht gesagt ist, daß seine



Wahrnehmungen nicht in gewissem eingeschränktem Sinne und für einzelne Fälle sehr richtig sind. In der Auslegung der Stelle von Darreichung des anderen Vadens stimmen wir ganz überein, seine eigene Persönlichkeit soll jeder daran geben, aber nichts, was nicht zu dieser gehört, sondern ihm nur als Amt und Recht zur Handhabung oder Bewahrung anvertraut ist. Wer diesem anvertrauten Gute widerstandslos Ohrsfeigen geben läßt, wird sie auch beim jüngsten Gerichte zu verantworten haben.

Ihre Schrift, die ich wieder beilege, habe ich mit vollkommenster Uebereinstimmung gelesen; ich wüßte nicht, weshalb Sie irgend Ursache haben sollten, Ihrer historischen Ausführung nicht ganz zu trauen. Daß Gott ganz besonders mit dem brandenburgischen Hause gewesen, ist augenscheinlich; alle haben gerade das, was in ihrer Zeit das Rechte und Angemessene war, als Regenten getroffen und ausgeführt. Ich weiß kein anderes Land, wo solcher sichtbarer Fortschritt zu erkennen wäre.

Tholucks sind munter und wohl, aber von so vielen Seiten in Anspruch genommen, daß sie wohl ohne Schuld hier und da einmal rar werden.

Erhalten Sie mir im neuen Jahre Ihre Freundschaft, und der Herr erhalte uns und allen Freunden frische Zuversicht auf seine Gnade und Hilfe aller Orten."

War diesem Briefe ein Schreiben Rappards vorausgegangen, in dem sich eine gewisse Sympathie für die Polen kundgab, so muß dem nun folgenden fünfzehn Folioseiten langen Briefe Leo's vom 16. März 1847 ein Brief Rappards vorausgegangen sein, in dem sich neben derselben Sympathie die günstige Beurteilung Husiens, wie sie auf protestantischer Seite üblich ist, Luft gemacht hat. Hat man auf dieser Seite den bis auf den heutigen Tag fortdauernden starken Gegensatz von deutscher und böhmischer Art in der Geschichte des Fuß gering geschätzt, so kann man Leo, der es liebte, solchen Geringschätzungen gegenüber zu treten, den Vorwurf machen, daß er die religiöse und kirchliche Stellung des böhmischen „Vorreformators“ nicht genug hervorgehoben und gewürdigt hat.

„Also, mein hochverehrtester Herr und Freund! Durch dies Hussitische Drama muß ich hindurch, damit wir uns verständigen können! Nun, ich will sehen, ob ich Fassungskraft genug habe, darzustellen, wie ich diese Dinge ansehe. Finden Sie mir nur die ersten Auftritte nicht zu langweilig, in denen sich die Situationen zeichnen, um das Ende ist mir dann nicht bange.

Böhmen war damals ein vollkommen slavisches Reich. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hatte der arme Graf Heinrich von Lützelburg oder Luxemburg, den die Fürsten in Deutschland zum König gemacht, weil sie keinen mächtigen Herrn an der Spitze des Reiches wollten, sein Söhnchen Johann mit der Erbin von Böhmen verheiratet, einer etwas wilden, starkknochigen, brännlichen Slaven Schönheit, welche bedeutend älter war als das Söhnchen, und so war ein halbfranzösisches ritterliches Herrchen an die Spitze des Slavenadels in Böhmen gekommen, hatte sich leidlich einzurichten gesucht und zu dem Ende viel deutsches Gewerksvolk nach Böhmen gelockt, wo vorher fast nur zahlreiche Juden das deutsche Bildungselement repräsentirten, ward aber doch fast nicht heimisch in Böhmen, trieb sich viel in Deutschland, mehr noch in Frankreich an den ritterlichen Höfen herum, ward am Ende im Alter blind und ließ doch das Abenteuer nicht, bis er in der Schlacht von Cressy, wo er für Frankreich gegen England als blinder Mann in den Kampf ritt, den Tod fand. Die französischen Verbindungen hatten ihm die Freundschaft des päpstlichen Hofes eingetragen, der mit dem deutschen Hofe in Feindschaft war, denn die deutschen Fürsten hatten nach seines Vaters Tode wieder ein anderes Fürstlein zu ihrem Könige gemacht, den Herzog Ludwig von Bayern, der aber das Königthum zu nutzen wußte, in die Theilungen der bairischen Lande mit seinen Bettern feste Ordnung brachte, dem bairischen Hause Hennegan, Holland, Zeeland, Westfriesland und die brandenburgischen Marken verschaffte, während Johann nur in dem

einen Sohne Johann Heinrich, der die Graffschaften Görz und Tirol erheirathete, einen Zuwachs der Macht seines Hauses sah, aber die Gräfin Margareta lief am Ende ihrem Johann Heinrich davon, behauptete, ihr Mann tauge nichts, und da Tirol den Baiern so recht bequem lag, that König Ludwig einen Gewaltschritt, trennte diese Ehe, dispensirte einen seiner Söhne und die Gräfin Margareta von zu naßer Verwandtschaft, und brachte so auch Görz und Tirol an sein Haus. Damit hatte er entschiedene Rechte der Kirche usurpirt; der französische Lehrer der Söhne Johannis von Böhmen war aber selbst Papst geworden, Peter Roger von Limoges, dieser nahm sich aus eigenem Recht und aus Interesse für seine Zöglinge der Sache an, interessirte einige geistliche Herren für das böhmische Haus, was seit jenem Gewaltschritte Ludwigs entschieden an der Spitze der Opposition gegen König Ludwig auftrat, und setzte so die Wahl eines Sohnes König Johannis, Karls nämlich von Mähren, als Gegenkönig gegen Ludwig durch — unter diesen besonderen Umständen einmal die Wahl eines mächtigeren Herrn —, bald nachher fiel Johann bei Gressly, starb Ludwig am Schlagfluß auf der Jagd. Die Fürsten, welche nun gegen Karl einen neuen König der bairischen Partei in dem armen Grafen Günther von Schwarzburg aufstellten, konnten ihn nicht gegen das mächtige böhmische und geistliche Interesse halten, und mit Gift im Leibe hielt es Günther am Ende für das Beste, durch Vertrag vor seinem Tode gegen Aufgeben der Kronansprüche seinem Schwarzburgischen Hause noch einige Vortheile zu verschaffen. Er cedirte und Karl IV. folgte, halb ein Böhme, halb ein Franzos, ohne sonderliches Interesse für Deutschland suchte er die deutsche Krone nur zu nutzen, um sein Haus hochzuhalten und sein Böhmen der westeuropäischen Bildung aufzuschließen. Von dem bairischen Prinzen, dem die brandenburgischen Marken zugefallen und der mit seinen Brüdern zerfallen war, erwarb er die Marken, von denen die Fürsten slavischen Stammes in Mecklenburg und Pommern zu Lehen gingen. Von der Donau durch Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausiz, die Marken bis zu den Küsten der Ostsee reichte nun das böhmische Landesgebiet. Jenseits des Rheines gehörten noch die löselburgischen, deutsch-wallonischen Lande, denen aber Karl sehr entfremdet war, dazu. Die Königsrechte im Reiche gab er Kurfürsten und Fürsten preis für Geld und für die Wahl seines Sohnes Wenzel zum Nachfolger, andere Königsrechte gab er den Städten für Geld, überhaupt den kleinen Ständen alle kaiserlichen Gnaden, Fürstentitel, Adelsrechte, Wappen, Dispense, Hoheitsrechte, Begnadigungen, Legitimationen, kurz alles, was für Geld feil, und für das Geld hob er sein Böhmen, zog er nach Prag deutsche Kaufleute, Ritter, haute er in Böhmen Paläste und Kirchen, gründete er vor allem in Prag eine Universität nach dem Muster der Pariser Universität. Die Grundlage der Verfassung der Pariser Universität bildete die Eintheilung der Doctoren und Scholaren in vier Landsmannschaften, davon waren drei französische, deren einer sich die damals in Frankreich possessionirten Engländer, deren einer anderen sich die Spanier angeschlossen, die vierte Landsmannschaft war die deutsche, der sich auch Scandinavier und Slaven angeschlossen. — Ganz nach diesem Muster ward Prag konstituir, auch diese Universität erhielt vier Landsmannschaften, drei einheimische, wie Karl, der deutsche König, sich ausdrückte, und eine fremde; die einheimischen sollten sein: die Sachsen, d. h. in dem Theil des deutschen Reiches Geborene, wo der Herzog von Sachsen Reichsverweser in den Interregnen war, also in Niedersachsen, Friesland, Westfalen, Thüringen; sodann zweitens die Baiern, d. h. in dem Theil des deutschen Reiches Geborene, wo der Pfalzgraf bei Rhein (aus bairischer Familie) Reichsverweser in den Interregnen war, also Oesterreicher, Tiroler, Baiern, Schwaben, Schweizer, Elsäffer, Main- und Rheinfranken, Hessen und Lothringer; endlich drittens die Böhmen, d. h. die in Böhmen und Mähren Geborenen. Die vierte, fremde Landsmannschaft waren die Polen, deren Nationalität man aber nach der Ausdehnung des alten Erzbisthums Magdeburg, zu dem ja Posen und Gnesen gehört hatten, maß, also nicht bloß die eigentlichen Polen, sondern auch Schlesier, Lausitzer, Märker, Mecklenburger und Pommern gehörten zu den Polen. Nach diesen vier Nationen waren die Prager Scholaren, aber auch die Doctoren,

b. h. was wir Professoren nennen, getheilt, nach diesen Abtheilungen ward abgestimmt, verhandelt, gewählt, kurz! wurden alle akademischen Geschäfte erledigt. Da aber nun eigentliche Polen wenig und selten unter den Prager Doctoren waren, bestand die polnische Landsmannschaft fast ganz aus Schlesiern, Kaufleuten, Märkern u. s. w., also auch aus Deutschen, und vom Standpunkte der Böhmen erschien die Verfassung der Universität, von der Karl ausgesprochen, sie solle sein wie die Pariser, gerade umgekehrt — denn in Paris waren 3 französische Nationen gegen eine fremde, und in Prag nun drei fremde, und zwar vorwiegend deutsche, gegen eine böhmische.

Die Böhmen nämlich hatten sich wohl immer leidlich in das Verhältniß des Zugehörens zum deutschen Reiche gefunden, so lange sie eigene Fürsten hatten und in ihrem inneren slavischen Leben so gut wie gar nicht gestört waren, aber seit ihre lübelburgischen Könige mehr und mehr deutsche Elemente in das Land gezogen hatten, fühlten sie sich genirt und nach und nach erbittert, und diese nationale Erbitterung faßte nach und nach auch an der Universität Fuß. Karls Sohn Wenzel war nun ganz in Böhmen erwachsen, seine deutsche Bildung war nur eine künstliche, er war ein feiner, auch feingebildeter, aber gemeinen Leidenschaften ergebener, sinnlicher Mann, ohne allen Ernst für das Leben, im Gegentheil, in seiner schlemmerischen Lust ging ein ironischer Zug des Hohnes über heilige Dinge mit, alle höheren Aufgaben machte er sich durch Spott zuwider, um sich so bequemer einem gewissen faulen Genußleben hingeben und noch darüber klug reden zu können. Diese Stimmung des Königs gab nun schon dem Reid und Haß der Böhmen im Universitäts- wie im bürgerlichen Leben viel freien Raum, aber zu weit durften es die Böhmen doch nicht treiben, weil die Deutschen wenig Spaß verstanden und Wenzel doch, wenn es zum Treffen kam, die Böhmen fast immer im Stiche ließ, denn eine harte Stellung gegen die nun einmal in Böhmen etablirten deutschen Elemente hätten ihm im Reiche Ungelegenheiten gemacht, und davor hatte er in seiner Faulheit eine heilige Scheu.

Unter diesen Umständen reducirte sich die Bethätigung der Feindschaft der Böhmen an der Universität gegen die Deutschen lange darauf, daß sie eine andere Philosophie trieben. In der Kirche war im 14. Jahrhundert der Nominalismus (eine Art kantischer Philosophie; nämlich die Wurzel war, daß der Mensch nur das Allgemeine, Universelle, nur den Gedanken erkenne, nicht aber in diesen Gedanken das Reale, das wahre Wesen der Dinge finden könne) herrschend geworden; ihm huldigten namentlich alle deutschen Doctoren in Prag; gerade deshalb gaben sich die Böhmen dem früher im 13. Jahrhundert in der Kirche herrschenden Realismus (eine Art Hegelscher Philosophie; nämlich die Wurzel war, daß der Mensch in seinen Gedanken zugleich das Reale, das Wesen der Dinge habe) hin. Da stritt und disputirte man nun hin und her und die Leidenschaften erhigten sich immer mehr, da alle nationalen Antipathien in diesen philosophischen Streit der Professoren sich maskiren mußten. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts trat aber unter diesen böhmischen Disputatoren in ganz besonderer Leidenschaftlichkeit auf Johannes Huß Huzinez, ihn betrachteten die Böhmen als ihren Hauptstreiter in diesen Kathederschlachten und der Haß der Deutschen und Böhmen concentrirte sich in die Parteilung für oder gegen Huß.

Nun war durch die Heirath der Schwester Wenzels, der Prinzessin Anna, nach England ein Theil des studirenden böhmischen Adels auch auf englische Universitäten geführt worden, wo am Ende des 14. Jahrhunderts der Streit der Nominalisten und Realisten besonders lebhaft geführt worden war, da auch Wiclef als Realist aufgetreten war. Er hatte aber den Streit von dem Boden der Philosophie auf den der Kirchenverfassung verpflanzt, indem er zugleich deducirt hatte, die Kirche dürfe weder Güter noch Herrschaftsrechte, noch Zehnten, noch Gerichtsbarkeiten haben, sondern müsse mit den freiwilligen Gaben der Gemeinden zufrieden sein. Das hatte großen Spektakel gegeben; der Adel, so lange er Hoffnung hatte, wenn es an die Beraubung der Kirche gehe, könne er einen Theil der Bente haben, hatte sich dieser Doctrin angenommen; nachher als er sah, am Ende werde der König allein der reiche Mann werden, hatte

er Wiclef fallen lassen, und dieser war klug genug gewesen, auch seinen Frieden zu machen, und ist ruhig auf einer Pfarrei der Universität Oxford gestorben, hat sich auch recht gern die Zehnten, die er als solcher erhielt, gefallen lassen. Allein während des Streites waren manche Schriften gewechselt worden, und in diesen hatte Wiclef, um seine Ansicht in thesi zu behaupten, geltend gemacht, spätere Einrichtungen in der Kirche hätten keine Geltung, wenn sich aus den Evangelien eine ursprünglich andere Einrichtung nachweisen lasse — er hatte also auch in äußerlichen Kircheneinrichtungen das Evangelium als Rechtsquelle behandelt und sich auf dasselbe berufen —, ferner um seine Ansicht in praxi durchzuführen, da ihr die ganze actuelle Gestalt von Staat und Kirche und Obrigkeit entgegenstand, hatte er behauptet, der Mensch dürfe der Obrigkeit nicht überall Gehorsam leisten, es gäbe Dinge, wo der Mensch Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, worin ihm kein Vernünftiger Unrecht geben wird.

Schriften dieses Mannes kamen durch einen jungen, leidenschaftlichen, wildleidenschaftlichen, aber geistreichen Edelmann aus Prag, Hieronymus Faulfisch, nach Prag, und bald erkannte Huß, welches reiche Arsenal ihm die realistischen Schriften Wiclefs boten für den Kampf mit den nominalistischen deutschen Professoren; je gewaltiger er aber in diesem Streite antrat, je größer ward der Haß der drei anderen Landsmannschaften gegen ihn, je größer der Uebermuth seiner Böhmen.

So stand die Sache, als im Jahre 1409 die deutschen Fürsten Anstalten machten, den faulen Verfallener des Reiches, den liederlich-geistreichen König Wenzel, den sie schon abgesetzt, auch ferner und für immer von der Krone auszuschließen. Wenzel in seinem Grimm auf die deutschen Fürsten ging nun auf den Grimm der böhmischen Professoren gegen die deutschen ein, und gab dem Andringen der böhmischen Professoren und namentlich Hußens nach, die Verfassung der Universität zu ändern. Seither hatten die Deutschen drei Stimmen gehandhabt (die sächsische, bairische und polnische), die Böhmen eine, Wenzel gab nun den Böhmen drei und den Deutschen nur eine. Die Deutschen ließen sich das nicht gefallen und zogen, Scholaren und Doctoren und Alles was an ihnen hing, weit über 10 000 Menschen von dannen, wendeten sich hauptsächlich nach Leipzig, gründeten hier eine neue Universität, doch auch nach Heidelberg, Köln und anderwärts hin, und über das ganze deutsche Land durch alle Kreise des Gelehrtenstandes verbreitete sich Zorn und Unwille über diese Rechtsverletzung in Prag. Als der hauptsächlichste Verüber aber dieses Unrechts ward nicht sowohl der König Wenzel, den man für zu lässig und liederlich hielt, um selbstständig dergleichen zu unternehmen, angesehen, als vielmehr die böhmischen Professoren, und vor allen deren Führer und Vorkämpfer Huß. Da dieser einen Theil der Wiclefianischen Behauptungen aufgenommen hatte, Wiclef aber im Geruche der Keterei stand, suchte natürlich der Haß der deutschen Gelehrten die Kirche zum Nacheinstrument zu machen. Wenzel ward inzwischen wirklich weiter als abgesetzt behandelt, auch als 1410 der Gegenkönig Ruprecht gestorben war, und sein Bruder Sigismund, der König von Ungarn, ward erwählt, während die in Prag zurückgebliebenen böhmischen Professoren Huß zum Rektor der Universität machten und der Realismus in Prag ganz obfiel, Huß nun auch ohne Scheu die Opposition Wiclefs gegen die weltlich-herrschaftliche Stellung der Kirche aufnahm, das Evangelium für die einzige Quelle der Kirchenordnung erklärte, und Wiclefs Widerstandslehre gegen weltliche Obrigkeit auf eine ebenso gefährliche als alberne Spitze trieb; daß man nämlich keinem Vorgelegten zu gehorchen habe, welcher selbst in einer Todssünde befangen sei. Da wäre in damaliger Zeit keine Obrigkeit übrig geblieben und sobald man den einzelnen Menschen zum Selbstrichter in dieser Art über seine Obrigkeit macht, wird zu keiner Zeit eine Obrigkeit neben diesem Grundsätze sich halten können. König Sigismund sagte auch sehr einsichtig, als er von diesen Dingen hörte: kein Mensch ist ohne Sünde.

Gegen diese unwälzende Partei trat nun allerdings die hohe Geistlichkeit in Böhmen selbst auf, allein wie in Deutschland der Haß gegen Huß populär geworden war, war in Böhmen die Liebe zu Huß, zu dem Vorkämpfer gegen die Deutschen populär geworden

und als König Wenzel, um die Schererei mit diesen Dingen los zu werden, Fuß bewog, eine Zeitlang Prag zu verlassen, wurde dieser von dem böhmischen Adel auf dem Lande überall als ein Herrgott aufgenommen und seine Ansichten griffen immer weiter ins Volk. Namentlich schlug bei Allen durch, daß er ihnen zeigte, wie die Kirche die Form des Abendmahles verdorben habe, indem sie den Laien den Kelch vorenthalte. Einer der damaligen drei Päpste, und zwar gerade der, welcher in Deutschland und Böhmen anerkannt war, Johann XXIII., erließ damals Ansfordernngen gegen König Ladislaus von Neapel, der ihn aus Rom vertrieben hatte. Fuß, der denken mochte, mit diesem Papste sei es nun gar aus, predigte und schrieb gegen diese Kreuzpredigt. Da ergingen Bullen auch gegen ihn. Sein Freund Hieronymus Faulstich war so frech, die Bulle einer Hure auf die entblößte Brust zu hängen, sie so unter Zulauf des Pöbels und unter großem Tumult durch die Straßen von Prag zu führen und dann die Bulle unterm Galgen zu verbrennen. Kurz! man verdarb, was irgend an dieser hufitischen Richtung gut und ehrenwerth war, nach allen Seiten durch eine immer bestialischer werdende nationale und kirchliche Leidenschaft. Wenzel hatte noch für Fuß, der vor den Papst geladen war, vermittelt, hatte besorgt, daß er sich nicht selbst zu stellen brauchte, daß er sich durch Abgeordnete verteidigen lassen konnte, der Papst ward aber am Ende über die anderen Schritte der Böhmen wild und legte diese Abgeordneten ins Gefängniß.

So ungefähr stand diese Sache, als man der Eröffnung des Kostniger Concils entgegenging und Fuß gleich Anfangs eine Vorladung erhielt. Er wollte kommen, und König Wenzel besorgte für ihn von seinem Bruder ein sog. freies Geleit, d. h. nach unserer Art zu reden: einen Reisepaß. Allerdings gab es auch freie Geleitsbriefe, welche dem zum Gerichte Gehenden die freie Rückreise vollkommen sicherten, allein gewöhnlich wurden sie (die freien Geleitsbriefe) nur ausgestellt wie unsere Reisepässe, d. h. der anstellende Fürst forderte alle Obrigkeiten auf, den Inhaber des Briefes reifen und rückreisen zu lassen, ihm in Nöthen beizuspringen und ihm sein Gepäck nicht mit Hölzen zu beschweren, wobei dann Recht und Gerechtigkeit vollständig vorbehalten blieb. Nur einen solchen Reisepaß hat Fuß erhalten. Er selbst mochte zu unerfahren sein mit solchen Geschäften und meinen, er sei gesichert: König Wenzel mochte die Schererei satt haben und auch meinen, es werde genug thun — kurz! Fußens freies Geleit ist nichts als ein Reisepaß. Die Urkunde ist noch übrig und, die Titulaturen und unnöthigen Wiederholungen und Ausdrucksanhäufungen abgerechnet, lautet es: *Honorabilem magistrum Johannem Huss, sacrae theologiae baccalaureum, praesentium ostensorem — vobis omnibus et vestrum cuilibet pleno recommendamus affectu: desiderantes, quatenus ipsum — grate suscipere, favorabiliter tractare et in his quae ad celeritatem et securitatem itineris ipsius pertinent — promotivam ei velit et debeatis ostendere voluntatem; nec non ipsum cum famulis etc. — per quoscumque passus — sine ulla solutione tributis, telonei etc. — omnique prorsus impedimento remoto transire, stare, morari et redire libero permittatis.*

Mit diesem Passe kam er in Konstanz an, wo er die ihn verabscheuenden deutschen Gelehrten schon in ganzen Scharen antraf. Papst Johann XXIII., der auch schon da war, und nun in der Lage war, sich Freunde auf allen Seiten suchen zu müssen, nahm sich seiner sehr freundlich an, sprach ihm durchaus guten Muth zu. Dies nun hat ihn offenbar zu Grunde gerichtet, denn mit dem freien Geleite des Königs, wie er meinte, in der Tasche, und vom Papste so freundlich empfangen, wollte er, wie es scheint, seinen deutschen Gegnern auf dem Concil beweisen, was er für ein gewaltiger Mann sei, er wollte ihnen, wie man im gemeinen Leben sagt, eins antrumpfen, und fing sofort an, privatim und an öffentlichen Orten zu lehren und zu disputiren, das Volk zu agitiren, und hatte endlich die Frechheit, sogar predigen zu wollen, ohngeachtet er noch unter den kirchlichen Censuren stand. Der Bischof von Konstanz ließ ihn zu sich rufen, stellte ihm das unschickliche Benehmen vor, daß er an einem Orte, wo der Papst, der den Mann ausgesprochen über ihn, residire, predigen wolle, Fuß aber gab ihm eine ungezogene

Antwort. Nun wurde es den Vätern des Concils doch zu arg; sie nahmen nun erst die Auflage der hohen böhmischen Geistlichkeit gegen ihn, die sie seither noch abgelehnt hatten (denn auch sie scheinen bei ihrer Opposition gegen die päpstlichen Annahmen in ihm zuerst mehr einen Allirten geschont zu haben), an und citirten Hufz, waren aber, als er im Allgemeinen sich ganz mit der Kirche zu gleichem Glauben bekannte, damit zufrieden und ließen ihn wieder frei gehen und treiben was er wollte. Nur blieb er von diesem Augenblick an streng beobachtet. Er mochte das bemerken und nun erst gewahr werden, in welche gefährliche Lage er sich durch seine Betulanz gebracht habe. Er machte also Anstalten, zu entfliehen, da faßte man ihn und nahm ihn fest; auf dem Wege zur Haft gelang es ihm plötzlich, sich im Volksgedräng von seinen Häschern frei zu machen, abermals zu entfliehen; allein man fing ihn wieder und machte ihn nun sicher.

König Sigismund, als er zuerst von dieser Verhaftung hörte, ohne zu wissen, daß Hufz durch übermüthiges Benehmen in Konstanz selbst weiter herausgefordert habe, glaubte, man habe seinen Paß nicht respektirt, es sei ein unberechtigter Eingriff der geistlichen Herren, und er gab dem Magistrat den Auftrag, Hufz mit Gewalt aus dem kirchlichen Gefängniß zu befreien, allein man trug nun dem Könige die wahre Lage der Dinge vor, und er sagte, da möge Hufz im Gefängnisse bleiben, denn Recht und Gerechtigkeit sei bei seinem freien Geleite wie immer in diesen Fällen vorbehalten; nur solle man Hufz frei hören.

Dies ist nachher auch geschehen; aber allerdings scheinen die deutschen Doctoren des Rechts einen größeren Einfluß erhalten zu haben bei dem Prozesse, als für Hufz gut war. Zwei Dinge auf jeden Fall verdarben seine Sache gänzlich. Einmal die Kläger hatten aus seinen Schriften und Reden Einzelnes herausgerissen, was sich im Zusammenhang und, wenn man den Unterschied seines philosophischen Sprachgebrauches in Anschlag brachte, ganz anders anzahm, als man es verstand. Er leugnete also, diese Meinungen je gehabt zu haben. Da verlangte man von ihm, er solle sie abschwören, aber ohngeachtet er sagte, er habe sie nie gehabt, wollte er sie doch durchaus nicht abschwören. Sodann war die Besonderheit seines Sprachgebrauches überhaupt dem gegenseitigen Verständnisse hinderlich; er hatte sich in Böhmen in eine aparte geistige Sphäre hineingelebt, seine Voransetzungen waren die seiner Umgebungen, Alles verstund sich vortrefflich, in Konstanz verstund man sich gar nicht mit ihm, denn er machte in kirchlichen und philosophischen Dingen ganz andere Voransetzungen und wollte diese dem Concil aufdisputiren. Man kam nie zu einem Ende mit ihm; statt seine Richter zu verstehen suchen, auf ihren Sprachgebrauch einzugehen, wollte er sie fortwährend belehren und stritt sich mit ihnen, behauptete fortwährend, mit der Kirche übereinzustimmen und verstund doch unter der Kirche selbst etwas anderes als seine Gegner, kurz! er benahm sich auf das Unflügste und gab in diesem Hader, der an die Stelle der ruhigen Untersuchung trat, seinen deutschen Gegnern, die für die Verderbung aller ihrer Lebensverhältnisse in Prag, für tausendfache Anfeindung durch ihn, für tausendfachen Hohn durch seinen Anhang Sache zu nehmen hatten, alle möglichen Rechtsvorteile selbst in die Hände. Der König Sigismund, der sich seiner immer noch angenommen, redete ihm noch einmal freundlich zu, aber der Mann war nicht zu corrigiren, denn er hatte sich in den Kopf gesetzt, triumphirend als Sieger müsse er vom Concil kommen oder untergehen; es scheint vor Allem auch die Eitelkeit, seinen deutschen Feinden nicht den Triumph zu lassen, daß er nachgegeben habe, in ihm gewaltet zu haben. Kurz! Sigismund ward am Ende zornig und ließ ihn gehen. Das Gericht konnte nicht anders, als ihn als hartnäckigen Widersacher der kirchlichen Ordnung zu verurtheilen, das geistliche Gericht übergab ihn dem Reiche. Unglücklicher Weise war unterdessen Johann XXIII. geflohen und hatte nun nach allen Seiten hin ausgeschrien in Deutschland, Sigismund sei nicht bloß ihm, sondern der Kirche Feind, denn er nehme sich des Keizers, des Hufz an. Ohngeachtet nun Sigismund mit diesem immer noch ein menschliches Mitleiden und die Absicht gehabt zu haben scheint, ihn nur zeitweilig gefangen zu halten, konnte

er diese Absicht nicht ausführen, weil das ganze Reich gegen ihn in Bewegung gekommen wäre, alle kirchlichen und gelehrten Kreise in Deutschland hätten gegen ihn geschrieben, das Concil wäre gewiß gescheitert, er vielleicht in Folge davon auch abgesetzt, das Reich mit tausendfacher Unordnung erfüllt worden. Er suchte also Huß noch zum Nachgeben zu bewegen, er sollte abschwören, was ja seiner Behauptung nach ohnehin seine Meinung nicht war; noch auf dem Wege zum Scheiterhaufen ließ er Huß durch den Reichsmarschall von Pappenheim Gnade bieten unter dieser Bedingung, aber alles umsonst. Huß wollte nun den Triumph des Martyriums, da er den des Sieges nicht haben konnte; als Nachgebender in irgend einer Hinsicht wollte er nicht von dannen gehen.

Dies Beispiel ist nun so recht geeignet, die verschiedenen Volkseigenthümlichkeiten zu taxiren. Wäre Huß ein Deutscher gewesen, in ähnlicher Lage auf dem Concil und hätte zahlreiche Slaven gegen sich gehabt, wie Huß zahlreiche Deutsche, so hätte er bei der anfänglichen Fremdlichkeit des Papstes sich sehr bescheidenlich zu diesem gestellt, bis nach und nach die Franzosen und Engländer zahlreicher antaumen, der Bischof von Cambrai, der Kanzler der Universität Paris, der Bischof von Salisbury, und ihre mächtige Opposition gegen den Papst und das aktuelle Kirchenwesen entwickelten; dann hätte er erkannt, wie er in den Hauptsachen der Opposition mit diesen einig sei, hätte sich unter einigen sehr tugendhaften Redensarten vom Papste getrennt, den Franzosen und Engländern angeschlossen, hätte die unbedeutenderen Punkte seiner Opposition aufgegeben, sich ganz mit der Hauptopposition vereinigt, hätte die Slaven höhnen und schelten lassen darüber, daß er ein listiger Fuchs sei, und wäre ihnen mit gutem Gewissen in der Behauptung entgegengetreten, daß man um der Sache willen die persönliche Eitelkeit darangeben müsse. Er wäre gewiß nicht verbrannt worden. Wäre er aber ein Wälscher gewesen, so hätte er sich um die Sache keine grauen Haare wachsen lassen in dieser Lage, hätte sich dem Papste entschieden angeschlossen, hätte den Papst in irgend eine Lage gebracht, wo dieser sich kompromittirt sah oder ihn schützen mußte, und womöglich nicht bloß den Papst, sondern die ganze Kardinalspitschaft. Er wäre selbst als Kardinal vom Concile nach Hause gekommen. Was man in Constanz verbrannt hat, ist nicht eigentlich Huß, sondern der Slavismus. So ein guter Kerl von Slave denkt immer, wenn er sich einmal aus seiner gutmüthigen Naturfreundigkeit aufrafft, die Welt soll sich in Paroxysmen entwickeln, und dann bezahlet er oft genug den Handel mit seiner Haut, oder empört doch alles durch seine blasende Leidenschaft. Daneben sind wir Deutschen wie die Tuchmäuler, die bescheidenlich ihren Weg gehen, allenfalls mit der breiten Langweiligkeit und Gründlichkeit etwas todt machen oder uns ebenso langweilig trösten, aber gnade Gott dem armen Kerl, der in unsere Hände fällt, wo wir meinen, das formelle Recht auf unserer Seite zu haben, wenn er vorher unseren Haß rege gemacht hat. Von allen Slaven haben nur die Russen etwas uns Aehnliches; sie sind uns aber in den bösen Seiten des Charakters, auch in der bösen Geseitheit, weit überlegen.

Diese hussitische Geschichte bringt uns nun weiter auf das andere Kapitel, was Sie anschlagen, auf die Gerechtigkeit. Sie sagen, Sie verlangen für die Polen Gerechtigkeit. Ich sage: die ist ihnen geworden und wird ihnen werden, nur bilde sich kein Mensch ein, er sei gerecht oder könne gerecht sein. Gott allein ist es. Der Mensch ist nur der äunferen, formellen Gerechtigkeit fähig, mit welcher ohne Gottes besonderes Wollen nie den Dingen in ihnen selbst Gerechtigkeit gethan wird, die auch die Menschen selten allgemein, in der Regel nur der eine Theil, oft auch der nicht als wirkliche Gerechtigkeit gelten lassen. In dieser hussitischen Geschichte ist alles gerecht: daß die Böhmen die ihnen unter Hochmuth gebrachte fremde Bildung, als sie sie erfakt haben, zwar weiter, aber nicht deren hochmüthige Bringer, die deutschen Doktoren, wollen, finde ich gerecht; daß aber die deutschen Doktoren den Mann, der bei diesen Dingen den Vorkampf gehabt, der ihr formelles Recht mit Füßen getreten, dessen Anhang sie leidenschaftlich verhöhnt, vertrieben, nach bürgerlicher Weise zu reden, sie

unglücklich gemacht hat, hassen und das Mögliche thun, ihm ihre Verletzung zu vergelten, finde ich auch gerecht. Daß eine herabgekommene Kirche und ihr Regiment Widerpruch, Schmähung findet, achte ich vollkommen gerecht; daß aber der Mann, der diese Schmähung mit persönlichem Uebermuthe und Troß leitet und vertritt, der seine persönliche Gerechtfertigkeit nicht von der Sache, die er vertheidigt, zu trennen und für diese aufzuopfern versteht, zu Grunde gehe, finde ich auch gerecht. Daß man sich um den Reisepaß des Kaisers nicht kümmert, wenn es gilt, übermüthige Extravaganzen zu strafen, finde ich gerecht; daß aber der Kaiser, der diesen Reisepaß ausgestellt hat und wohl das Bewußtsein haben kann, daß man diesen Paß von ihm in dem Wahne angenommen habe, es sei ein eigentlicher Sicherheitsbrief, bis über die Ohren roth wird, wenn es sich nun öffentlich zeigt, daß dieser Sicherheitsbrief kein Sicherheitsbrief ist, finde ich auch gerecht. Kein einzelner Mensch hat Fuß verurtheilt, sondern die ganze Combination seines Lebens und seiner Zeit hat ihn verurtheilt; irgend ein Moment seines Lebens oder Handelns anders gedacht als es war, und er ging frei aus. Die Umstände haben ihn verurtheilt, die Vorsehung hat ihn verurtheilt, Gott selbst hat ihn verbrannt. (?) Aber indem Gott zu seinen Thaten die Menschen braucht als Werkzeuge, und hier immer ein Sünder den anderen straft, mischt sich auch in jede Strafe neue menschliche Sünde, und in wie weit deutsche Sünde sich in die Strafe Fußens in Constanz gemischt, hat dann Deutschland auch in den Hufitenkriegen eine fürchterliche Strafe erlitten, welche andererseits, in wie fern sie wieder mit Sünde in Fülle gemischt war, den Haß der Deutschen perpetuirlich gemacht und in der fast vollständigen Ausrottung des nationalen böhmischen Adels im dreißigjährigen Kriege ihren Revers erhalten hat, welcher Revers nun wieder in dem perpetuirlichen Haß der Böhmen gegen uns seine Strafe findet, in welchem Haß allmählich ein Theil des wieder national gewordenen deutschen und wallonischen Adels in Böhmen einstimmig ist, und über lang oder kurz erleben wir in Böhmen eine neue slavisch-deutsche Tragödie — in welchen Tragödien allen sich aber die Völker allmählich doch amalgamiren, ausgleichen in ihren Gegensätzen, zusammenschwimmen, um in größeren Rassen neuen massenhafteren Gegensätzen gewachsen zu sein, bis in gewissen geschlossenen Kreisen endlich (wie weiland im römischen Imperatorreiche) alle Gegensätze durchgekämpft sind und dann wieder die Lösung der großen gebildeten Masse beginnt, indem einzelne Theile derselben auf der gemeinsamen Basis sich doch verschieden entwickeln und zerreißende Gegensätze von innen heraus treiben. In allen diesen Dingen hat auch der Teufel sein Theil, aber als zitternder Slave Gottes, der, wie er sich auch schüttelt und sträubt, doch nur Gott die Wege bahnt für seine ewigen Ziele.

Auch der lächerliche faule Wenzel hat in jenem Drama seine gerechte Strafe gefunden. Mit seinem faulen Hass gegen die Deutschen hat er das hufitische Unrecht an der Universität von Prag gutgeheißен und besiegelt; mit seiner faulen Nachsichtigkeit hat er dann den Mann, der ihm hier als Werkzeug des Hasses gedient, ins Verderben rennen lassen, indem er ihm keinen besseren Sicherheitsbrief besorgte und ihn doch ziehen ließ, um die Sache loszuwerden, aber er wurde die Sache nicht los, wie denn niemand mit Faulheit eine Sache los wird, sondern sie kam ihm wieder in die Hände in dem wüthenden Toben seiner über Fußens Verbrennung empörten Böhmen, denen er überall die Sache darstellen mußte, als habe ihm sein Bruder Sigismund wirkliche Sicherheit für Fuß zugesagt; aber selbst in dieser Bedrängniß vertieß ihn sein loses Wesen nicht, und wie er sein Verbot mit dem Heiligen seinen Spott getrieben, trieb er es auch hier, denn als ein alter, sechzigjähriger Gesell an seinem Hofe, der seither immer einer der tollsten und unruhigsten und dabei doch schnurrig-lustigsten Kerle seiner Umgebung war, der alte Bischof, einen Eidswur that, er wolle Fuß an den Deutschen rächen, ging Wenzel in seiner Weise spaßhaft auf des alten Mannes Zorn ein und stellte ihm ein besiegeltes königliches Patent darüber aus, daß Bischof jenen Eid geleistet und zu dessen Ausführung vom Könige bestellt sei. Damals mag der Wenzel tüchtig über den alten



schnurrigen Kerl, den Ziska, gelacht und gemeint haben, es werde einen kostbaren Spaß geben, wenn der halbe Hofnar (denn dieses Königs ganze Umgebung bestand aus einer Art Hofnarren, die er denn auch alle mit Etelnamen: Dredel, Schmägel, Käusel u. s. w. nannte) an die Rache gehe, aber in dem alten Ziska brannte ein Licht und eine Energie, von der der faule Wenzel keine Vorstellung gehabt hatte. Wenige Monate nach Ertheilung jenes spaßhaften Patentes stund die Sache so, daß Wenzel entweder mit seinen Böhmen den Krieg gegen Deutschland und die Kirche aufnehmen, sich selbst zum Hüftengeneral machen, oder aus allen Kräften und mit aller Macht dagegen anstreiten mußte. Jenes war dem faulen, feigen Menschen über allen Spaß, da versuchte er dies — da hatte es mit ihm selbst ein Ende. Man glaubte seither, und ich selbst glaubte es und habe es noch in der zweiten Auflage meiner Universalgeschichte so drucken lassen, Wenzel habe in Zorn und Angst über die immer großartiger heraus tretende Wuth der Böhmen im August 1419 der Schlag gerührt, allein so ist nun, besseren Forschungen zufolge, die Sache nicht, sondern er ist, als er auf die hussitische Bewegung nicht weiter einging und die böhmische Leidenschaft hindern und dämpfen wollte, von seinen Hofleuten unter auf ihn geworfenen Betten erstickt worden. Auch eine Gerichtserkenntnis Gottes durch sündige Henker, die hernach alle wieder die Strafe ihrer Sünde gefunden haben!

Bei diesen Ueberzeugungen, daß sich im Leben doch nur die Wege Gottes vollbringen, habe ich nach und nach die vollkommenste Ruhe gewonnen, bei allem, was geschieht; mir ist vor nichts mehr angst als vor der Stellung des Teufels, vor der Stellung, als Sünder Gottes Werke zu schaffen, das heißt nun freisch wieder, es ist mir angst vor Allem, denn da die Sünde der Erbünde in der That eine so unabwehrbare ist, daß darin Luther meine innigste Ueberzeugung anspricht, daß der Gerechte selbst in seinen guten Werken sündige, bliebe hierbei nichts übrig, als die Sünde des Nichtsthuns auf sich zu nehmen, weil man doch nichts, gar nichts thun kann, in was sich nicht ein Stück Sünde mischt, aber eben hieraus ist mir auch die lebendigste Ueberzeugung gekommen, daß nur und ganz allein Gottes Gnade und Christi Blut uns helfen kann, und eben deshalb bin ich wieder vor gar nichts angst, denn der Herr trägt mich auf seinen Händen, meine Seele ist Ihon auf seiner Scheibe, mag er daraus ein Gefäß machen zu Ehren oder Unehren, ich bins zufrieden; lege mich alle Tage Abends mit dem Gebet um seine Gnade zu Bett und lasse dahinten sein, was dahinten ist, werfe alle meine Sorge auf ihn, und stehe jeden Morgen als ein neuer Mensch auf, der freilich am Abend wieder mit dem Blatmist sagen wird: alle Menschen lügen alle Tage, der aber den festen Vorsatz hat, den heilsamen Kelch zu nehmen, und darauf hofft, der Herr werde seine Bande zerreißen und mit ihm umgehen gnädiglich. — So mag uns nun auch der Herr den Weg finden lassen, wie wir aus diesem Sündenmäuel der polnischen Geschichten herauskommen; nur habe ich in mir die lebhafteste Empfindung, daß in allen zweifelhaften Fällen, und das sind die meisten, ich auf der Seite des Nationallebens stehen muß, wozu mich Gott hat geboren werden lassen. Ich werde auf dieser Seite freilich auch ein Mitträger der allgemeinen Sünde meiner Nation, aber davon erlöst mich doch kein Mensch, sondern Gott allein. Und hielt ich ein Verlassen meiner Nation für eine größere Sünde gegen das vierte Gebot, als ich irgend durch Einzelhandeln gutmachen könnte, ich vermehrte damit nur die ohnehin vorhandene Verwirrung der Ueberzeugungen, Ansichten und schadete im Ganzen mehr als ich im Einzelnen helfen könnte, wobei ich natürlich immer meine Stellung separire von der anderer, die eben in die Grenzen der Nationen mitten hineingestellt von Gott auch einen anderen Vernf, weil ganz andere Lebensansbilde und ganz andere Lebensaufgaben haben, als ich. Ich als einzelner Mensch dem einzelnen Polen gegenüber werde gewiß nicht vergessen, daß ihn mir Gott auch zum christlichen Bruder gesekt hat. Hat Gott mit den Polen als Nation noch Absichten, nun, so wird er ihre Leiden zu der Wurzel ihrer Auferstehung, ihres Triumphes machen, wie er früher unsere deutsche Nation hat von Fremden treten lassen, um sie siegesfähig zu machen, was sie ohne

dieses Getretenwerden nicht mehr war. Will er aber dies Element slavischen Blutes, was in den Polen liegt, den Nachbar-Nationen einimpfen und sie den Russen und Deutschen amalgamiren, nun, so wird er auch dazu ausreichende Gründe haben. In so allgemeinen Dingen gebe ich meinen Verstand ganz gefangen — ich sitze ja nicht im Regimente.

Als eine siegreiche Minorität ist aber Fuß keinesfalls zu fassen, denn die Vergleichung mit Fuß kam Luther auf der Leipziger Disputation so unerwartet, daß er eigentlich in seiner Unwissenheit über Fuß eine traurige Rolle spielte und ihn nun erst näher kennen lernte, wobei doch auch nur die äußere Ähnlichkeit der beiderseitigen Opposition gegen herabgekommenes Kirchenwesen übrig blieb, denn Luther ging weder von nominalistischer, noch realistischer Scholastik aus, sondern von Augustinischer Mystik. Gegen die Dinge, auf die Luther den höchsten Wert legte, als auf zu beseitigende in der Kirchenlehre, hat Fuß nur geringe oder gar keine Opposition gemacht, und am meisten begegneten sie sich noch in den äußerlichen Kirchensachen. Fußens Opposition ist wirklich nach der geistigen Seite untergegangen.

Was die Erlasse des 3. Februar anbetrifft, so habe ich allerdings an eine so rasche Ueberlegung nicht geglaubt. Nun sie da sind, sehe ich solche Dinge an wie gegebene Punkte auf dem Terrain des Schlachtfeldes unseres Lebens und gerbreche mir nicht den Kopf darüber, warum sie da sind und ob sie nicht anders sein könnten, so wenig, wie über einen Hügel, einen Graben, einen Teich, den ich auf einem wirklichen Schlachtfeld fände, sondern ich denke darüber nach, wie sich das Heer, zu dem ich gehöre, und in specie der kleine Armeetheil, bei dem ich stehe und auf dessen Aufstellung ich vielleicht einen Einfluß haben kann, diese gegebenen Terrainpunkte zum Nutzen oder doch zum mindesten Schaden machen kann bei der Aufstellung, welchen Vorteil man den eigenen Kampfgewinnen, welchen Nachtheil man den Gegnern dadurch bereiten kann. Meine Lebensanschauung ist im Wesentlichen die eines auf Gott vertrauenden Landsknechtes. — Die Regierung wird mit diesem Ständewesen noch einige Noth haben, doch hoffe ich, sie fühlt auch die Stärke ihrer neuen Position. Die Gegner sind furchtbar geschäftig, und nicht bloß von Leipzig her regnet es anregende Broschüren.

Vollkommen mortificirt bin ich über die Haltung unserer protestantischen Presse, auch der Regierungspresse (zu der ich wenigstens einigermaßen den „Rheinischen Beobachter“ zähle) vis à vis der bairischen Vorgänge. [Vergl. Märzheft d. J. S. 249.] Mügen die abgetretenen Minister übrigens Leute sein und Absichten haben, wie sie wollen, ihre Erklärung gegen den König ist ehrenwerth, christlich-tüchtig, muthig, prächtig; daß nun der Konfessionshaß so sehr überwiegt, daß man dem gekrönten Uebredner, der sein Lebtag nur den Künsten nachgehurt, alles, alles verzeiht, weil er eben die Vertreter katholisch-kirchlicher Interessen bei Seite wirft, wie einen alten Handschuh, sobald sie einmal den Muth haben, seine Sünde zu charakterisiren, daß man so ganz ohne Hochgefühl ist, diese Ministerialänderung als einen Sieg der protestantischen Interessen zu feiern, darüber schäme ich mich, ja wahrhaftig, ich schäme mich fürchterlich. Es ist empörend, scheußlich, dies Benehmen unserer Konfessionsverwandten ist fast so erbärmlich wie das des Herrn von Kaumer und seiner ganzen Sippschaft, oder vielmehr es ist erbärmlicher, denn diese Herren in Berlin werfen doch nur ihre eigene Ehre weg, indem sie erst einen reden lassen wie einen Gassenjungen und ihn dann im Stiche lassen wie die Gassenjungen, aber hier verschächern die Leute Christi Ehrenkleider, das gute Gefühl und die Ehre seiner Gemeinde. Wie mögen die Katholiken über dies Benehmen jubeln und lachen?“





## Bur Auslieferung politischer Verbrecher.

(Fall K ö s t e r.)

Von

—: A. v. Bruch. :—

Ablwardentrüstung, Militärvorklage und Reichstagsauflösung, vielleicht auch der Wunsch, gerade in einer Zeit, in der sich die Schweiz auf Grund des Bollkrieges mit Frankreich in ihren Sympathien ein wenig dem deutschen Nachbar näherte, Erörterungen zu vermeiden, die ihr unbequem sein könnten: all diese Umstände haben es zu Wege gebracht, daß die deutsche Presse sich nur wenig um diplomatische Auseinandersetzungen bekümmerte, welche sich im Frühjahr zwischen Deutschland und der Eidgenossenschaft abspielten. Gleichwohl verdienen sie die ernsteste Beachtung, denn sie berühren eine Frage, welche die Staatsrechtler noch sehr beschäftigen wird: die Auslieferung politischer Verbrecher von Staat zu Staat. Diese Frage wird immer mehr in den Vordergrund treten, je mehr es die staatsauflösenden Parteien dahin bringen, als politische angesehen zu werden.

Wir haben den Fall K ö s t e r im Auge, der auch aus dem Grunde besonders interessant ist, weil hier zum erstenmale ein neues schweizerisches Gesetz von internationaler Bedeutung zur Anwendung gelangte. Die Folgen der dabei getroffenen Entscheidung werden nicht ausbleiben.

Der Thatbestand ist nach übereinstimmenden Zeitungsmeldungen kurz der folgende. Im Januar d. J. stellte die deutsche Regierung bei dem schweizerischen Bundesrat einen Antrag auf Auslieferung des deutschen Socialdemokraten K ö s t e r, welcher der Majestätsbeleidigung und der Verleitung zum Meineide angeklagt wurde. Er hatte in einem zu Magdeburg gegen ihn anhängig gewesenen Prozeß wegen Majestätsbeleidigung als Zeugen vernommene Genossen zum Meineide zu verleiten gewußt und war auf Grund dieser Aussagen damals freigesprochen worden. Dann hatte er seinen Wohnsitz in Zürich genommen. Infolge des deutschen Auslieferungsvertrages ordnete der schweizerische Bundesrat die Inhaftnahme K ö s t e r's an und übergab die Angelegenheit dem Bundesgericht. Mitte Februar wurde K ö s t e r gegen die geringfügige Kaution von 2000 Frs. aus der Haft entlassen. Zwischen der deutschen und schweizerischen Regierung entspann sich ein Schriftwechsel, im Verlauf dessen Deutschland auf seinem Auslieferungsbegehren beharrte, weil es sich nach seiner Meinung nicht nur um ein „politisches“ oder auch nur „vorwiegend“ politisches Verbrechen, sondern um ein lediglich gemeines, die Verleitung zum Meineide, handelte. Dagegen gab die deutsche Regierung auf den Wunsch

der Eidgenossenschaft die formelle Zusicherung, daß Köster im Falle der Auslieferung wegen der begangenen Majestätsbeleidigung nicht zur Rechenschaft gezogen werden solle. Der Thatbestand, wie er dem deutschen Antrag zu Grunde gelegt war, wurde nicht angezweifelt; das schweizerische Bundesgericht zu Lausanne hat aber Mitte März dahin erlannt, daß die Auslieferung Kösters nicht stattzufinden habe, weil das in Frage kommende Verbrechen — die Verteilung zum Meineide — in diesem Falle einen vorwiegend politischen Charakter trage.

Um diese Entscheidung zu verstehen, müssen wir das neue Auslieferungsgesetz der Schweiz genauer ansehen. Die mit den einzelnen Staaten geschlossenen besonderen Auslieferungsverträge kommen weniger in Betracht, weil sie, wie im Artikel 1 ausdrücklich gesagt wird, nur innerhalb der Grenzen dieses Gesetzes abgeschlossen werden können.

Das neue schweizerische Auslieferungsgesetz datiert vom 22. Januar 1892; in Kraft trat es am 19. Mai 1892, nachdem seine Gegner den angeblichen Versuch gemacht hatten, es durch das Referendum zu Fall zu bringen: statt der zur Herbeiführung des Referendums erforderlichen 30000 Stimmen brachten sie es nur auf 21567. Der hier in Frage kommende Artikel 10 des Gesetzes lautet:

„Wegen politischer Verbrechen und Vergehen wird die Auslieferung nicht bewilligt.

Die Auslieferung wird indessen bewilligt, obgleich der Thäter einen politischen Beweggrund oder Zweck vorschützt, wenn die Handlung, um derentwillen die Auslieferung verlangt wird, vorwiegend den Charakter eines gemeinen Verbrechens oder Vergehens hat. Das Bundesgericht entscheidet im einzelnen Falle nach freiem Ermessen über die Natur der strafbaren Handlung auf Grund des Thatbestandes.

Wenn die Auslieferung bewilligt wird, so stellt der Bundesrat die Bedingung, daß der Anzuerkennende weder wegen eines politischen Verbrechens, noch wegen seines politischen Beweggrundes oder Zweckes verfolgt oder bestraft werden dürfe.“

Dieser Art. 10 war einer starken Partei in der schweizerischen Bundesversammlung, die sich hauptsächlich in der Winteression 1890 damit beschäftigte, ein Dorn im Auge. Man nannte ihn eine „rückläufige Bewegung“, und es gab manchen Volksvertreter, der überhaupt jegliche Auslieferung an das Ausland verweigern wollte. Dem gegenüber bemerkte die „N. Züricher Ztg.“ vom 17. Dezember 1890 mit Recht: „Bei der Auslieferung von Verbrechern handelt es sich um internationales Recht, um internationale Rechtshilfe. Als Glied der völkerrechtlichen Staatengemeinschaft kann die Schweiz, zumal sie nicht die Machtmittel eines Großstaates besitzt, auf dem Gebiete des Auslieferungsrechtes nicht absolut machen, was sie will.“

Dieser Gesichtspunkt schlug durch und die überängstlichen Verteidiger politischer Freiheit wurden durch den Schlusssatz beschwichtigt, der, beiläufig bemerkt, nach unserer Ansicht nicht allzu viel bedeutet. Wenn auch in dem einzelnen Falle die Anklage wegen des gleichzeitig verübten politischen Verbrechens nicht erhoben wird: ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß die Richter — selbstverständlich innerhalb des gesetzlichen Strafmaßes — einen solchen Nebenumstand als strafverschärfend ansehen werden? Die politische Behörde hat aber der richterlichen im Interesse der freien Rechtsprechung grundsätzlich drein zu reden; die Regierung wird niemals für die Rechtsprechung verantwortlich zu machen sein.

Das weiß man in der Schweiz sehr wohl, und deshalb hat man auch in dem obenangeführten Artikel 10 des Auslieferungsgesetzes die Entscheidung dem Bundesgericht zugeshoben. Fällt dessen Entscheidung unbequem für die Macht aus, welche einen Auslieferungsantrag gestellt hat, so kann der Bundesrat achselzuckend oder wohl gar mit höflichem Bedauern auf das Unumstößliche dieses Urteils hinweisen. Eine bundesrätliche Entscheidung hätte sich durch Fortsetzung des Schriftenwechsels über den Fall, durch neue Aufklärungen u. s. w., vielleicht sogar durch einen gelinden diplomatischen Druck abändern lassen; an dem Spruch des obersten Gerichtshofes des Landes ist nicht mehr zu rütteln. Wenn nun wenigstens das Eine erreicht würde, daß die Politik

hierbei wirklich aus dem Spiele bliebe! Das geschieht aber nur scheinbar. Schon in seinem „Politischen Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft“ für 1890 Seite 911 schrieb Professor Hiltz hierüber: „Die nächste Folge davon wird die sein, daß das Bundesgericht eine viel politischere Behörde wird, als bisher, und bei seiner Wahl dieser Gesichtspunkt stark in den Vordergrund tritt. Auch wird es nicht möglich sein, die öffentliche Diskussion dieses Gerichtshofes für alle Fälle (z. B. über einen Attentatsfall auf eine gekrönte Person) festzuhalten, und überhaupt wird der Entscheid mehr der kritischen Beurteilung anheimfallen. . . . Es wird auch mitunter schwer sein, den Anforderungen der Politik Genüge zu thun, ohne das Selbstbewußtsein des schweizerischen Volkes zu verletzen.“

Der letzte Punkt giebt sehr zu denken; was den politischen Charakter des Bundesgerichts anbetrifft, so wollen wir nur die Thatfache verzeichnen, daß im April 1893 gelegentlich von Neuwahlen die katholische Partei von den 14 Sizen im Bundesgericht statt der bisherigen 2 nun 4 verlangte. Dazu schreibt die „N. Z. Z.“: „Man scheint also in gewissen Kreisen die Bundesrichterwahlen lebhaftig zu einer Parteifache stempeln zu wollen.“ — Es scheint dann doch sehr fraglich, ob eine solche Behörde für die Entscheidung, ob eine Straftat einen politischen oder gar einen vorwiegend politischen Charakter trägt, besonders geeignet ist.

Ueber die Grenzen des „politischen Verbrechens“ ist man sich in der gelehrten Welt durchaus nicht einig, obschon es seit etwa 60 Jahren zu einem Satz internationalen Staatsrechtes geworden ist, politische Verbrecher anderer Mächte nicht auszuliefern. Das hat mit dem sogenannten „Asylrecht“ nichts zu thun. Jeder souveräne Staat hat das Recht, politische Flüchtlinge anderer Staaten anzunehmen und unbequeme Persönlichkeiten auszuweisen. Ausweisen ist aber etwas ganz anderes, als ausliefern. Wenn die Schweiz in vergangenen Zeiten in Bezug auf die Aufnahme politischer Verbrecher besonders dudksam gewesen ist, so war sie dazu weder verpflichtet, noch in besonderer Weise berechtigt. Sie kann ihre Praxis in diesem Punkte jeden Augenblick ändern, wie sie denn auch nicht zu allen Zeiten gleichmäßig verfahren ist. Mit den Pflichten und Rechten der „ewigen und garantierten Neutralität“ hat das sogenannte Asylrecht nichts zu thun, wenn auch gelegentlich der Schaffung dieses künstlichen Gebildes Zar Alexander dem Vertreter der Schweiz allerhand Sentimentales über die Bedeutung der Schweiz als Asyl der Verfolgten zu sagen wußte.

Was das Kriterium eines politischen Verbrechers betrifft, so bemerkte am 8. Dezember 1890 im Nationalrat Scherrer-Füllemann, dieser schwer zu entscheidende Punkt werde zu fortwährendem Streit mit den Antragsstaaten süßen. „Wir bewegen uns da auf abschüssiger Bahn. Die Schweiz wird nachgeben müssen, oder, wenn sie beharrt, so erfolgt die Kündigung der Verträge und es folgt die vertraglose Zeit. Auch unsere Geschichte sollte uns warnen: könnte Tels That als ein politisches Delikt gelten? — Nein!“ —

Im Falle Köster ist es auf Grund der Entscheidung des Bundesgerichtes zu einem Konflikt zwischen Deutschland und der Schweiz nicht gekommen. Die deutsche Regierung wird ihre guten Gründe für die Vermeidung eines solchen gehabt haben: daß sie aber die Ansicht des Bundesgerichtes nicht teilt, tritt klar zu Tage. Sonst würde sie den Antrag auf Auslieferung Kösters trotz des ihr wohlbekanntem Artikels 10 des schweizerischen Auslieferungsgesetzes überhaupt nicht gestellt und vor allen Dingen nicht weiter darauf bestanden haben, nachdem sie zugesagt, den Genannten wegen des anerkannt politischen Verbrechens — Majestätsbeleidigung — nicht verfolgen zu wollen. Ob aber beispielsweise Frankreich sich in einem ähnlich liegenden Falle in gleicher Weise friedfertig gezeigt haben würde, erscheint mehr als zweifelhaft. Wir erinnern nur an die Aufregung der französischen Behörden wie Zeitungsschreiber gelegentlich des harmlosen Baseler „Fastnachtscherzes“.

Von einem rein politischen Verbrechen oder Vergehen kann überhaupt kaum jemals die Rede sein, zumal wenn man die Entziehung der Wehrpflicht nicht dahin rechnet, wie es das schweizerische Auslieferungsgesetz thut, indem es in Artikel 11 noch besonders festsetzt, daß wegen reiner Militärvergehen die Auslieferung nicht stattfindet. Nach Professor Hiltys Ansicht herrscht in juristischen Kreisen die „ziemlich unbestrittene“ Auffassung, „daß ein politisches Delikt nicht ein solches sei, bei welchem subjektive politische Motive einwirkend gewesen seien, sondern daß ein solches bloß vorliege, wenn dasselbe auch ein politisches Objekt und einen politischen Zweck hatte, gewissermaßen eine Staatsumwälzung herbeiführen wollte“. Auch mit dieser Erklärung wird man, trotzdem sie den weitesten Spielraum läßt und zum Beispiel einen Mord aus politischen Beweggründen ganz einfach als politisches Verbrechen klassifiziert, bald stecken bleiben. Es kommt eben einzig und allein darauf an, was für Lebensanschauungen und Ziele man als politische anerkennt will. Hierin vollzieht sich aber ein beständiger Wechsel: „Das, was jetzt auf der einen Seite abstoßend wirkt, ist die Forderung, daß Menschen, welche aus Motiven gehandelt haben, die vielleicht von der Nachwelt als edle anerkannt und als solche gebilligt werden, jetzt gemeinen Verbrechern gleichgestellt werden sollen.“

Heute gelten die Socialdemokraten als anerkannt politische Partei, was noch vor 15 Jahren nicht der Fall war. Wird sich die Verschiebung nach links fortsetzen, so daß morgen etwa die Anarchisten in gleicher Weise anerkannt werden?\*)

Wenn dies einerseits zu befürchten erscheint, so muß doch andererseits festgestellt werden, daß sich im großen Ganzen die Neigung zeigt, die Nichtauslieferung wegen Vergehen, die mit politischen Motiven verknüpft sind, mehr und mehr zu beschränken. Das macht sich auch in dem neuen schweizerischen Auslieferungsgesetz geltend. Während früher die Auslieferung aller politischen Verbrecher — wie heute noch im italienischen Gesetz — rundweg abgelehnt wurde, soll sie jetzt in Erwägung gezogen werden, wenn die That einen vorwiegend gemeinen Charakter trägt. Das wird aber in jedem einzelnen Falle festzustellen sein. Denn rein politische Verbrechen — wir wiederholen das — giebt es überhaupt nicht. Selbst die „Majestätsbeleidigung“, bezüglich deren im Falle Köffler der schweizerische Bundesrat von vornherein den Charakter eines politischen Verbrechens annahm, ist nicht dahin zu rechnen, da sie zum mindesten ein gemeines Vergehen, die Beleidigung eines Mitmenschen, voraussetzt. Der Bundesrat war aber zu dieser Auffassung doch berechtigt, da die einfache Beleidigung nicht zu den Delikten zählt, wegen deren nach dem schweizerischen Gesetz Auslieferung stattfindet.

Genau dieselbe Neigung, in den KonzeSSIONen an die Auslieferung politischer Verbrecher weiter zu gehen als früher, gelangt in den Verhandlungen des Institut de droit international zum Ausdruck, die wohl als ein Niederschlag der Ansichten der zeitgenössischen Staatsrechtler anzusehen sind. Lange Jahre galten hier die sogenannten „Oxford Beschlüsse“ vom Jahre 1880 als Grundlage. Sie lauten:

„Art. 13. Wegen politischer Thaten kann keine Auslieferung stattfinden.“

Art. 14. Der zur Auslieferung aufgeforderte Staat entscheidet souverän, ob die in Frage kommende That einen politischen Charakter trägt oder nicht. Hierbei sind die folgenden Gesichtspunkte zu Grunde zu legen:

A. Handlungen, welche alle Merkmale gemeiner Verbrechen an sich tragen (Morde, Brandstiftungen, Diebstähle) dürfen nicht lediglich wegen der politischen Absicht der Thäter von der Auslieferung ausgeschlossen werden.

\*) Gelegentlich der Verhandlungen über das Auslieferungsgesetz in der Bundesversammlung kam der Nationalrat Rogelanger auch der Kommandos zu sprechen, die sich 1871 nach der Einnahme von Paris durch die Paroiser auf der Schweiz flüchteten: „Die Schweiz hätte (auf Verlangen Frankreichs) die Auslieferung zugetrieben müssen, obgleich es zweifellos ist, daß es sich bei der Pariser Erhebung offenbar nur um politische Vergehen und Verbrechen handelte.“

B. Bei Beurteilung der Handlungen, die im Verlauf einer politischen Revolution, einer Erhebung oder eines Bürgerkrieges verübt wurden, wird zu entscheiden sein, ob sie durch den Kriegsbrauch entschuldigt wurden, oder nicht."

Weiläufig sei bemerkt, daß auf Grund dieser letzteren Anschauung der englische Gerichtshof *Ducensbench* am 11. November 1890 die von der Schweiz verlangte Auslieferung des Bildhauers *Castioni* verweigerte, der gelegentlich des *Tessiner Putzches* einen politischen Gegner erschossen hatte. *Castioni* wurde dann von einem schweizerischen Gericht wegen Tötung des Staatsrates *Rossi* in *contumaciam* verurteilt. —

Im Jahre 1888 wurde von dem Institut de droit international ein sehr umfangreicher Fragebogen an alle Mitglieder versandt und durch die Antworten festgestellt, daß der Grundsatz der Nichtauslieferung politischer Verbrecher sowie der Verbrecher aus politischen Beweggründen überall — selbst in Japan — gefählich anerkannt sei, daß sich aber mehr und mehr die Neigung geltend mache, Morde, Totschläge und Vergiftungen davon auszunehmen. Dergleichen barbarische, unmenschliche Akte, Vandalismus jeder Art u. s. w. Man sieht deutlich, wie das Gespenst des Anarchismus drohend im Hintergrunde steht. Dementsprechend nahm die genannte Gesellschaft im September 1892 zu Genf ganz entschiedene Stellung gegenüber der „Propaganda der That“. Auch erweiterte sie die Fälle, in denen trotz des Zusammenhanges mit politischen Absichten und Zielen die Auslieferung doch erfolgen soll. Es werden aufgeführt: Mord, Totschlag, schwere Körperverletzung, Brandstiftung, Explosion u. s. w.

Durch diese Stellungnahme ist den Bestrebungen zu einem Zusammenwirken der Mächte gegen die Gefahren des Anarchismus der Boden geebnet. Thatsächlich hat denn auch dasselbe England, welches die Auslieferung *Castionis* verweigerte, den bei der Explosion im Restaurant *Verz* beteiligten Anarchisten *François* an Frankreich ausgeliefert.

Wenn übrigens das Institut de droit international es als allgemein anerkanntes Grundsatz hinstellt, daß auch die mit politischen Gründen in Zusammenhang stehenden gemeinen Verbrechen — abgesehen von den schwersten Fällen — nicht zur Auslieferung führen sollen, so hat es die Sachlage denn doch zu optimistisch angesehen. Im russisch-preussischen Vertrag von 1881 heißt es ganz ausdrücklich: „La circonstance, que le crime ou délit, à raison duquel l'extradition est demandée, a été commis dans un but politique, ne pourra en aucun cas servir de cause, pour refuser l'extradition.“ Das klingt ganz anders und steht nicht einmal vereinzelt da.

Eine besondere Rolle haben in den Betrachtungen und Verhandlungen über die Auslieferung politischer Verbrecher seit Jahrzehnten die Attentate auf gekrönte Häupter gespielt.

Sie galten, seit den politischen Verbrechern eine Ausnahmestellung hinsichtlich der Auslieferung eingeräumt war, anfänglich ohne jede Einschränkung als solche. Eine Aenderung trat ein, als 1856 nach dem Mordversuche der Gebrüder *Jacquin* auf *Napoleon III.* im französisch-belgischen Auslieferungsvertrage die sogenannte Attentats-Klausel entstand: „Ne sera réputé délit politique, ni fait connexe à un semblable délit, l'attentat contre la personne du chef d'un gouvernement étranger, ou contre celle d'un membre de sa famille, lorsque cet attentat constitue le fait, soit de meurtre, soit d'assassinat, soit d'empoisonnement.“

Dieser Artikel fand weite Verbreitung und noch 1881 ersuchte der deutsche Reichstag die Regierung, für seine allgemeine Anerkennung einzutreten. Auch bildet er nach der Versicherung schweizerischer Politiker den eigentlichen Grund für die Entstehung des neuen eidgenössischen Auslieferungsgesetzes. Oesterreich kündigte der Schweiz 1884 den bis dahin rechtsgültigen Auslieferungsvertrag und verlangte für die Aufstellung eines neuen die Einschaltung der Attentatsklausel. Die Schweiz hatte dies in früherer Zeit entschieden abgelehnt, aber bereits 1889 erklärte sie in einer Note an Serbien klipp und klar: „Der Königsmörder steht auf der gleichen Linie, wie der Mörder eines jeden Menschen.“ Trotzdem fand die Ausnahme der Attentatsklausel bei den schweizerischen

Volkvertretern hartnäckigen Widerstand. Der mehrfach genannte Professor Hilty schrieb noch in seinem „Politischen Jahrbuch“ für 1891 S. 466: „Die Schweiz wird niemals alle Königsmörder ohne Ausnahme ausliefern, sondern ein solcher Fall kann nur auch ein gemeines Verbrechen sein.“

Und der Schulmann Gobat, das Haupt der Schweizerischen Friedensfreunde, erklärte am 9. Dezember 1890 im Nationalrat: „Die Schweiz hat die gekrönten Häupter nicht zu schützen, so lange wenigstens nicht, als diese nicht auch ihre Richter haben.“ Der Mann, den das Schicksal auf den Thron gesetzt hat, gälte demnach für vogelfrei, sobald es nur der Mörder versteht, sich auf schweizerischem Boden in Sicherheit zu bringen!

Schließlich hat denn doch die Schweiz nachgegeben und wenn auch nicht die Attentatsklausel, so doch, wie wir sehen, die Auslieferungsmöglichkeit nicht vorwiegend politischer Verbrecher aufgenommen. Vielleicht hat auch der Druck der völkerrechtlichen Erörterungen gelegentlich des Wohlgemuthhandels zur Annahme des Gesetzes beigetragen, wenn man das in der Schweiz auch nicht gerne eingestehen will.

Bei jedem Gesetz kommt es auf die Auslegung an. Wenn das Bundesgericht zu Lausanne auf der mit dem Falle Köster betretenen Bahn fortschreitet, so hat die dem Rechtsbedürfnis der Nachbarstaaten gemachte Konzession keine praktische Bedeutung. Kösters Auslieferung wurde verweigert, „da das Verbrechen, die behaupteten Thatsachen als richtig vorausgesetzt, nur zu dem Zwecke verübt worden war, der für ein politisches Verbrechen in Aussicht stehenden Strafe zu entgehen“. Wir citieren nach den „Basler Nachrichten“.

Das scheint uns eine sehr bedenkliche Doktrin. Wenn nun jemand einen Mord begeht, um der für ein politisches Verbrechen verwirkten Strafe zu entgehen? Gilt dann dieser Mord an einem vielleicht ganz harmlosen Menschen auch als vorwiegend politisches Delikt? Dieser Fall zeigt so recht, ein wie schwankender Begriff das „vorwiegend politisch“ ist.

Er hat aber noch eine zweite Seite, und das ist die Gefährdung der Heiligkeit des Eides. Es ist bekannt, welche trostlosen Vorstellungen die Socialdemokratie über die Heiligkeit des Eides verbreitet und was für Folgen dieselben für die Rechtsprechung haben müssen. Da wird den Socialdemokraten die Entscheidung des Bundesgerichts in Sachen Köster besonders bequem sein. Der oberste Gerichtshof der Schweiz entscheidet, daß die Verleitung zum Meineid — das ist genau dasselbe wie der Meineid selbst — unter Umständen als politisches, also nach allgemeiner Ansicht nicht infamierendes Verbrechen angesehen werden kann. Wird es im Kampfe gegen die Bourgeoisie noch irgend einen Straffall geben, den das Gewissen des angeklagten Socialdemokraten, falls er noch einen Rest davon besitzt, nicht ohne weiteres, um sich zu beschwichtigen, zu einem politischen stempeln wird? —

Doch dürfen wir der weiteren Entwicklung auf dem Gebiete des Auslieferungsrechts vertrauensvoll entgegensehen, zumal wenn der noch schwebende Auslieferungsvertrag zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten in der gegenwärtigen Fassung zu stande kommt. Nach langjährigen Verhandlungen sind die beiden Mächte übereingekommen, Attentate gegen das Haupt ihrer Regierung und Mitglieder seiner Familie von den politischen Verbrechen auszunehmen und ihre Verüher auszuliefern, sobald ihre Thaten in Mord, Totschlag oder Vergiftung bestehen. Die gesetzgebenden Faktoren der Vereinigten Staaten haben den Vertrag im Februar dieses Jahres gut geheßen und es bedarf nur noch der Vollziehung durch den Präsidenten, um ihn in Kraft zu setzen. Diese Vollziehung läßt aber — es ist inzwischen der Präsidentenwechsel eingetreten — auf sich warten.

Jedenfalls konnten wir auf der ganzen Linie eine wachsende Neigung zur Auslieferung politischer Verbrecher, deren That einen vorwiegend gemeinen Charakter trägt, feststellen. Zum Teil ist diese Erscheinung wohl auf die Angst vor Nihilisten und Anarchisten zurückzuführen. Dann dürfen wir aber auch die tröstliche Vermutung aussprechen, daß das Rechtsgefühl in den einzelnen Staaten im Wachsen begriffen ist und sich von dem Trugbilde der gefährdeten politischen Freiheit in Zukunft weniger blenden lassen wird, als das vordem häufig geschah. —





## Bur Reform des Irren-Rechtes.

Von

F. u. Gergen-Woltow.

---

In ihrer Januar-Sitzung hat die Aerzte-Kammer der Provinz Brandenburg und des Stadtkreises Berlin einen geharnischten Protest erlassen gegen die in dem bekannten von 150 angesehenen Männern aus allen Teilen Deutschlands unterschriebenen Aufruf zu einer Reform der Irren-Gesetzgebung; ja, sie hat sogar ein gemeinsames Vorgehen gegen jene Bestrebungen in Aussicht gestellt. Diese Bestrebungen, welche übrigens in einem detaillierten Gesetz-Entwurf von einem tüchtigen Juristen ausgearbeitet sind, lassen sich kurz dahin zusammenfassen: Mitwirkung von Laien bei der Entmündigung geisteskranker Personen; für diese und zwangsweise Internierung in eine Anstalt soll nicht der medizinische Begriff „Geisteskrankheit“, sondern die erwiesene Hilflosigkeit oder Gefährlichkeit maßgebend sein — die Irren-Anstalten sollen einer schärferen Kontrolle unterworfen werden! — Der Berichterstatter der Aerztekammer nimmt dagegen „das Recht der Sachverständigen“ für den Arzt erstens als ein historisches, zweitens als ein sociales Recht in Anspruch. Ganz abgesehen davon, daß sich von einem „Recht“ des Sachverständigen überhaupt eigentlich nicht reden läßt, daß auch oft gerade die gewissenhaftesten Aerzte diese vom Gericht ihnen auferlegte „Sachverständigkeit“ nur als eine drückende Pflicht empfinden, scheint die gesetzliche Aufgabe des gerichtlichen „Sachverständigen“ dem Berichterstatter nicht klar zu sein. Dieselbe besteht lediglich darin:

1. aus anderweitig festgestellten Thatfachen diejenigen Schlüsse zu ziehen, zu denen ihn seine besondere, dem Richter abgehende Wissenschaft befähigt, und
2. zur Wahrnehmung und Feststellung von Thatfachen beizutragen, welche Anderen im Mangel besonderer Fachausbildung sonst entgehen würden.

Nun bauen sich die Voraussetzungen, unter denen das Vorhandensein der Geisteskrankheit anzunehmen ist, folgendermaßen auf:

- a) die Anamnese (Vorgeschichte), welche in die inneren Ursachen (Erblichkeit, Kretinismus u. s. w.) und die äußeren Veranlassungen (Sturz, Liederlichkeit, Morphiumgenuß, geistige Thätigkeit u. s. w.) zerfällt, und
- b) der status praesens, der gegenwärtige Befund.

Hierbei ist die Ermittlung und Feststellung der historischen Punkte eine Arbeit, zu der jeder sorgsame Richter selbst befähigt ist, wenn er Anleitung erhält, um zu wissen, worauf es ankommt, und das Gleiche trifft auch zum Teil für den status praesens zu.

Nun hat im Laufe der Zeit, und durch gutgemeinte Ministerial-Berordnungen sogar geradezu autorisiert, die Praxis sich eingebürgert, daß der medizinische Sachverständige bei Gutachten über Geisteszustände weit über seine eigentliche Aufgabe hinübergreift, meist die Feststellung der in Frage kommenden Umstände, Thatsachen u. s. w. dem Richter abnimmt, sogar oft die Gemeingefährlichkeit feststellt, die lediglich Polizeisache ist, und nach seiner subjektiven Auffassung alles heranzieht, was ihm zur Begründung seines Schlußvotums geeignet erscheint.

Das ist im Laufe der Zeit die Praxis der ärztlichen Sachverständigen geworden, welche der Richterstatler der Ärztekammer ihr „historisches Recht“ nennt. Gehen wir auf das von diesem Herrn weiter in Anspruch genommene sociale Recht, auf seine Klagen über die Zulassung von Naturärzten und „Kurpfuschern“ bei Krankenkassen, über die Nicht-Einräumung einer „Rangordnung“ für die Ärzte und über den Titel „Wohlgeboren“ — nicht weiter ein, sondern fragen wir uns einmal ganz objektiv von einem möglichst unparteiigen „Staatsbürger“-Standpunkt aus, ob der Arzt durch seinen Beruf, ob speciell der Irrenarzt zur Begutachtung darüber, ob ein Mensch hilflos, geschäftsunfähig ist (Entmündigung) oder gemeingefährlich (Internierung), mehr befähigt erscheint, als irgend ein anderer verständiger, das praktische Leben kennender Mann. Hiernach — wirft vielleicht der Leser ein — wird ja der Arzt gar nicht gefragt, sondern lediglich darnach, ob der Betreffende „geisteskrank“ ist. Richtig — aber sofort tritt uns da der klaffende Unterschied entgegen dessen, was medizinisch heutzutage geisteskrank genannt wird, und dessen, worauf es nach unbefrittenem Zwecke der beiden in Rede stehenden Maßregeln, der Entmündigung und der Verwahrung in einer Irrenanstalt, ankommt! Es ist unhaltbar, dafür noch ferner den Begriff von Geisteskrankheit zu Grunde zu legen, so wie ihn die modernen Psychiater verstehen. Wenn man aber sich darüber klar geworden ist, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß nur dann ein Arzt als Sachverständiger nötig ist, wenn ein technisches Urteil, wozu ihn sein Gewerbe (das ist die ärztliche Kunst im rechtlichen Sinne) dem Richter gegenüber zu einer Special-Sachkenntnis befähigt, also wenn es sich um Kranken- oder Leichen-Befund, um ein Rezept, um den groben Fehler eines anderen Arztes, Apothekers oder einer Hebamme handelt. Hat denn ein Arzt mehr Verständnis für die Anschauungen anderer ihm vielleicht ganz fern stehender Stände, für den Ehrbegriff eines Offiziers, für religiöse Beweggründe, für den Ideenkreis Ungebildeter, für irgend welche ihm vielleicht fern liegende Gebiete menschlichen Lebens, Empfindens und Handelns, als z. B. ein Lehrer, ein Pastor, ein Kaufmann, ein Gutsbesitzer oder irgend ein anderer verständiger Mensch? Wenn er verdächtige Aeußerungen „des zu Entmündigenden“ zusammenträgt, aus früheren vor Decennien stattgehabten Krankheiten die latente Entwicklung der Geisteskrankheit folgert, die harmlosesten Dinge unter wissenschaftlicher Berufsbille betrachtet, jeder Aeußerung menschlicher Leidenschaft oder Charakter-Eigenschaft eine verhängnisvolle Bedeutung giebt, das Ganze mit einigen wissenschaftlichen Fremdworten ausstaffiert und sein Schlußvotum nothgedrungen der landrechtlichen Terminologie anpaßt, so kann ein solches Gutachten nur zu leicht dazu dienen, den Richter zu blenden und ihm die einfache Frage zu verwirren: ist der Betreffende verrückt — in dem Sinne, daß er oder seine Angehörigen durch eine Vormundschaft vor dem Ruin geschützt werden müssen? Zur Beantwortung dieser Frage werden immer nur Thatsachen ausschlaggebend sein dürfen, nicht aber subjektive Konjekturen über den Antriebe, über unrichtiges Denken, über fixe Ideen, „Wahnideen“, kurz über das, was sich im internen Privatgebiet des Betreffenden abspielt oder vermutet wird. Wir wollen den Psychiatern gerne glauben, daß unter Umständen dem Ausbruch einer gemeingefährlichen Geisteskrankheit vorgebeugt werden

kann. Das wird und kann aber nur eine große Ausnahme sein, und Entziehung von Bürgerrecht oder Freiheit darf unter keinen Umständen verhängt werden, um einem künftigen möglichen Mißbrauch zu begegnen, sondern nur, um einer gegenwärtigen Bedrohung wichtiger Interessen berechtigten staatlichen Schutz zu gewähren.

Wer diese Fragen an der Hand einer Lektüre von „Sachverständigen-Gutachten“ der in Rede stehenden Art, die übrigens häufig hinsichtlich derselben Person zu ganz entgegengesetztem Resultat kommen, studiert hat, der wird am leichtesten darüber zur Klarheit kommen. Aber auch derjenige wird im Stande sein, sich über die Frage, ob die gegenwärtige Bedeutung der Sachverständigen im Entmündigungs-Prozess gerechtfertigt und haltbar ist, ein Urteil zu bilden, der die Lehrbücher und Äußerungen der Psychiater über das Wesen und die Diagnose der Geisteskrankheit studiert.

Lassen wir die Herren Psychiater selbst reden und versuchen wir, uns aus dem Nachstehenden ein Urteil darüber zu bilden, ob die Reformbestrebungen auf diesem Gebiete berechtigt sind oder nicht.

Einer der bekanntesten Psychiater und Gegner dieser Reformbestrebungen, Professor Mendel, sagt in seiner Schrift „Die Geisteskranken, in dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich“:

„Der Sprachgebrauch des Volkes deckt sich nun sicher nicht mit den Personen, welche, des Gebrauchs ihrer Vernunft beraubt, wegen Geisteskrankheit entmündigt werden sollen. Von den Insassen einer Irrenanstalt wird der Volksmund nur einen kleinen Teil als des Gebrauchs der Vernunft beraubt bezeichnen; kann man nach dem Sprachgebrauch die Tausende von Geisteskranken so bezeichnen, welche, in freier Behandlung und doch unter Vormundschaft stehend, jetzt von den Irrenanstalten in die Kolonien veretzt werden, um Ackerbau zu treiben, in industrieller Weise sich zu beschäftigen u. s. w.? Sind des Gebrauchs der Vernunft beraubt jene nicht seltenen Fälle, in denen die ärztlichen Sachverständigen über Bestehen oder Nichtbestehen einer Geisteskrankheit, ja auch die verschiedenen gerichtlichen Instanzen in ihren Urteilen dissentieren, und welche schließlich doch unter Vormundschaft gestellt werden? Wenn jemand, trotzdem, daß er unzweifelhaft geisteskrank ist und der Entmündigung bedarf, wissenschaftlich nicht ohne Geschick und Erfolg arbeitet, wenn ein Geisteskranker jahrelang an einer Universität lehrt, wenn er das höchste Amt im Staat bekleidet, ist er da nach dem Sprachgebrauch des Volkes der Vernunft beraubt?“

Wir aber fügen nach diesem unvorsichtigen Erguß psychiatrischer Weisheit die Frage hinzu: Wenn ein Psychiater an einer Darlegung, die offen darauf hinausläuft, daß jeder in medizinischem Sinne Geisteskranker (zu denen er ausdrücklich die „Geisteschwachen“ rechnet) auf Verlangen entmündigt werden soll, sich derartig äußert, wie es Herr Prof. Mendel in seinem Schlußsatz thut — ist er da nach dem Sprachgebrauch des Volkes der Vernunft beraubt? In der Real-Encyclopädie der Heilkunde, herausgegeben von Prof. Eulenburg, heißt es Seite 151 Bd. 16 im Artikel „Psychose“, nachdem gesagt, daß der „Intellekt“ in der Paranoia (Wahnsinn) verhältnismäßig gut erhalten, ja in manchen Arten sogar von hervorragender Stärke sein kann, daß an solchen Paranoia-Arten leidende Leute von dem urteilslosen Publikum für gesund, aber schlecht und verderbt ganz verkehrterweise gehalten wurden, daß Rousseau, Voltaire, Beethoven „psychisch krank“ gewesen seien, wörtlich:

„Es scheint fast, als ob, je bedeutender und origineller ein Mensch ist, er umso mehr Eigenartigkeiten und Abwegigkeiten (z. B. Wortbildung ist in den Lehrbüchern als Kennzeichen gewisser Arten der Geisteskrankheit angegeben) von dem Gewöhnlichen in seinem Gemütsleben zeigt und daß der Satz des alten Seneca: „Nullum magnum ingenium nisi stultitia quadam mixtum“ seine volle Berechtigung

hat. Jedenfalls ist festzuhalten: Hohe intellektuelle Leistungsfähigkeit und geistige Gesundheit decken sich auch nicht im geringsten. Im Gegenteil, mit hoher Intelligenz und daraus entspringender Leistungsfähigkeit ist leider nur zu oft ein sonstiges psychisches Siechtum verbunden, und früher oder später geht über demselben Intellekt die ganze Persönlichkeit zu Grunde."

Also selbst in dem Werke des Prof. E., der offen anerkennt, daß auf dem Gebiete der Geisteskrank-Erklärung völlige Anarchie herrscht, wird behauptet, daß sehr geachtete und leistungsfähige (d. h. doch wohl praktisch thätige) Leute nicht etwa der Geisteskrankheit ausgesetzt, sondern schon geisteskrank sind!

Als Beitrag zur Beurteilung der Art, wie die Psychiater bereits auf dem Wege sind, mit ihrem Lichte die Geschichte zu durchleuchten und à la Janßen, der Luther für geisteskrank erklärt, aber mit ihrem Schwergewicht als „Sachverständige“ einer Anzahl von geschichtlichen Persönlichkeiten die Maske fortzureißen und als „irrsinnig“ zu entlarven, mögen folgende Äußerungen des Dr. med. A. Römer in Stuttgart in seiner Schrift „Psychiatrie und Seelsorge“ (S. 19) dienen:

„Das gewöhnliche Urteil staunt das Genie an, bewundert und beneidet es; nur das erscheint oft unbegreiflich, daß große, selbst sittlich große Menschen im täglichen Leben sich oft so klein zeigen, und noch unbegreiflicher ist die zweifellose Erfahrungsthatfache, daß Genie und Irrsinn so nahe verwandt sind; man braucht ja nur daran zu erinnern, daß Newton, Schumann, Lenau, Hölderlin und Robert Mayer wirklich geistesgestört waren und daß Cäsar, Muhammed, Rousseau und Napoleon an Epilepsie litten, also mindestens zeitweise psychopathisch minderwertig waren.“

„In den Lebensbeschreibungen solcher Männer finden wir freilich nur ausnahmsweise diese Spuren der Minderwertigkeit gezeichnet, indem eben dem Helden zur Liebe alle „Trübungen“ seines Bildes vermieden werden oder wenigstens unverstanden bleiben. Und doch finden sich in vielen derselben noch Züge genug, die den Eingeweihten ahnen lassen, um welchen Preis solche Berühmtheit ertauft wurde.“

Man sieht, selbst wenn man von den Genannten Einzelne, z. B. Lenau, als irrsinnig anerkennt, wohin wir gelangen können, und was für „Ideale“ der deutschen Jugend, deren Ideallosigkeit Birchow beklagte, die Wissenschaft statt der bisherigen Ideale vorzeichnen wird, wenn diese „Wissenschaft“ sich weiter entwickelt! Trauriger Ausblick in die Zukunft, zumal bisher eine Verdächtigung als geisteskrank nicht einmal Lebenden gegenüber als Verleumdung oder Beleidigung bestraft wird.

In dem Aufsatz: „Der Einfluß der sozialen Mißstände auf die Zunahme der Geisteskranken“, 20. Heft der „Socialen Zeitfragen“, tritt Dr. Koch, Direktor der württemberg. Irrenanstalt Zwißalten, dafür ein, daß eine Zunahme der Geisteskranken wahrscheinlich sei (S. 12), aber nicht in so erschreckendem Grade, als man wohl meint. Er sieht aber in den Vorurteilen und Bedenken des Publikums, Verwandte und Bekannte als Geisteskranke anzugeben, eine große Beeinträchtigung der Vollständigkeit solcher Zählungen. „Diese müßte auch schon daran immer wieder scheitern, daß die Laien unter den Angehörigen von Geisteskranken und unter den Zählern, welche jetzt noch ganz unglaubliche Mißverständnisse und Verkennungen leisten, wohl nie allgemein soweit kommen werden, daß sie mit dem Verständnisse eines Psychiaters an diese Dinge herantreten könnten, und daß, wenn sie es auch bis zu solchem Verständnisse bringen würden, doch auch der Psychiater selbst immer wieder in Zweifel darüber gerät, ob er

einen bestimmten Menschen geisteskrank nennen soll oder nicht, und derartige Zweifel auch dem Psychiater der Zukunft nie erspart bleiben können. Deshalb würde auch wegen der dadurch notwendig eintretenden Vermischung eines subjektiven Maßstabes in den betreffenden Geschäften, selbst nur eine stets und bei allen auch in der etwaigen Unvollständigkeit gleichmäßige Behandlung der Sache kaum je zu erreichen sein. Es giebt eben auch auf diesem Gebiete Uebergänge und Zwischenstufen zwischen ausgesprochener Krankheit und völliger Gesundheit, Uebergänge und Zwischenstufen, bei welchen niemand mit Bestimmtheit sagen kann: hier fängt die anerkannte Krankheit an, und dort ist noch sog. (sic!) geistige Gesundheit, ob auch vielleicht mit allerlei Erschwernis einer organischen Belastung. Und da entscheidet denn der Eine so, und der Andere anders.“ (S. 9 u. 10.)

Trotz dieser in der Theorie wie in der Praxis der Psychiater hervortretenden Unsicherheit in der Erkennung von Geisteskrankheiten soll nicht geleugnet werden, daß die Wissenschaft auch hierin Fortschritte gemacht hat. Die Rehrseite dieses Fortschritts ist aber die ungeheure Erweiterung des Begriffs Geisteskrankheit, derzufolge bei den meisten Menschen nur ein Anstoß von außen durch einen unangenehmen Zufall, einen böswilligen Feind, eine kritische Prozeßlage dazu gehört, um sie urplötzlich unter die Verdächtigung der Geisteskrankheit zu stellen, eine Verdächtigung, deren Bestätigung durch die „Sachverständigen“ nicht allzu schwierig ist. Denn es wird im gegebenen Falle jedes Bild menschlicher Unvollkommenheit, mag dasselbe in ererbten körperlichen oder anderen Verhältnissen liegen und nichts von Krankheit, sondern nur von natürlicher Schwäche in sich tragen, ja jede Besonderheit körperlicher und geistiger Art, jede an und für sich durchaus harmlose Angewohnheit, jede Abweichung von einer erträumten Normalbeschaffenheit, als Zeichen von Geistesgestörtheit aufgefaßt. Man braucht nur einige derartige Gutachten zu lesen, um sich erschreckt zu fragen: ja wenn die harmlosesten gewöhnlichsten Dinge, wenn Vorgänge, deren Verständnis dem Arzt mindestens ebenso fern liegt, als z. B. einem Börsenmakler die Stallführung oder der Zuckerrübenbau, in den Gutachten mit herangezogen und ihnen eine verhängnisvolle Bedeutung gegeben wird — von körperlichen Kennzeichen, anormalen Ohren u. dgl. ganz zu geschweigen — wer ist denn da noch sicher, nicht eines Tages für verrückt erklärt zu werden?

Wie weit man früher von einer solchen Erweiterung des Begriffs Geisteskrankheit entfernt war, zeigt eine Charakteristik der Geisteskranken, wie sie Dr. Heinrich Neumann 1847 in seiner Schrift „Der Arzt und die Blödsinnigkeits-Erklärung“ entwirft. Er sagt dort (S. 71): „Alle Geisteskranken sind unliebenswürdig, reich an Sonderbarkeiten, Unarten, kleiner und größerer Verschlagenheit, selbst Bosheit; sie sind kalt, herzlos, ohne Teilnahme an dem, was das Lebensglück der Gesunden ausmacht; sie haben die Neigung, zu zerstören, zerreißen, verbrennen, beschädigen; sie werden selbst brutal und gemeingefährlich, oder sinken bis zur tiefsten, untertierischen Unreinlichkeit herab.“ Das war das Bild von Geisteskranken, wie es der Volksanschauung entsprach und wie es der Gesetzgeber im preussischen Landrecht u. s. w. als zu Grunde liegend ansah. Es liegt auf der Hand, daß wenn die Psychiatrie den Begriff der Geisteskranken weit über diesen Rahmen hinaus erweiterte, die Judikatur den damaligen Grundbegriff — wo es sich um staatliche Eingriffe in Bürgerrechte und Freiheit handelt — festhalten mußte. Statt dessen ist sie der Psychiatrie gefolgt; man hat sogar Rechts-Garantien dadurch zu schaffen versucht, daß man den ärztlichen Gutachten ein erhöhtes Gewicht beilegte, während im Gesetz offenbar ganz etwas anderes unter Geisteskrankheit verstanden ist, als der moderne Psychiater darunter versteht, wenn auch derselbe in seinem Schluß-Votum sich an die Definition des Landrechts hält.

Eine fernere Folge dieser Erweiterung der Psychiatrie ist die Ueberfüllung der Irrenanstalten mit meist harmlosen Leuten und die kolossal anwachsenden Kosten der

Irren-Pflege. Interessant ist in dieser Beziehung eine kleine Schrift des Charité-Predigers Kohde, die er auf Beschluß der Professoren Westphal, Liman, Ideler, Sauber, des Bankier Mendelssohn und Justizrat Simjon 1885 veröffentlichte unter dem Titel: „Familiale Irrenpflege in Berlin“. Er schlägt vor, 300 Kranke aus Dalldorf zu entlassen und in Berlin unterzubringen und tritt dem sich im Publikum dagegen geltend machenden Bedenken mit den Worten entgegen:

„Leider giebt es ja gefährliche Irre, aber das sind Ausnahmen, und niemand wird auf den Gedanken kommen, dieselben in Freiheit zu setzen. Die große Mehrzahl ist aber harmlos und durchaus unschädlich.“

Dies ist, wie wir nicht bezweifeln, völlig richtig; wir kennen Leute, die seit einer Reihe von Jahren selbständig sich ihr Brot erwerben, dabei aber aus dem Irrenhause nur „beurlaubt“ sind und eine Rente von dort beziehen. Sind unter diesen Umständen die wachsenden Millionen gerechtfertigt, die aus der Tasche der Steuerzahler für kostbare Irrenanstalten und die Besoldung zahlreicher Irrenärzte aufgewendet werden? Können diese Summen in entsprechendem Maße der Heilung und der notwendigen Unterbringung von Geisteskranken zu gute?

Interessant ist, was der als Psychiater berühmte Krafft-Ebing über die Heilung sagt, der übrigens zugiebt, daß bei einer Anzahl von Sektionen „Irre“ ganz normale Gehirne gefunden werden, und der ausdrücklich sagt, zwischen Fieber oder Intoxikations-Delir und einer Psychose sei keine scharfe Grenze zu ziehen, ersteres sei wissenschaftlich auch „Geisteskrankheit“. S. 279 seines — manchem Entschten direkt zur Unterlage dienenden — Lehrbuchs heißt es, nachdem auseinandergesetzt, daß einer aktiven Therapie enge Grenzen gesetzt seien: „So kommt es, daß die Aufgabe des Irrenarztes wesentlich darin besteht, ursächliche oder komplizierende Störungen in anderen Organen (als dem Hirn) aus dem Wege zu räumen, die Zirkulations-, Erregungs- und Ernährungs-Verhältnisse des erkrankten Gehirns durch diätetische und geeignete somatische Maßnahmen zu bessern, sowie psychisch durch Regulierung der Ruhe und Thätigkeit, durch Anregung von Stimmungen, Vorstellungen und Willensbestrebungen das kranke Organ günstig zu beeinflussen und symptomatisch gewisse elementare Störungen (Schlaflosigkeit, Nahrungsverweigerung, Hallucinationen u.), die lästig oder bedrohlich erscheinen, zu beseitigen.“

Ruhe und Fernhaltung jeder Aufregung ist also die Hauptsache auch für Gehirnkranke! Wieviel Leute befinden sich aber in den Irrenanstalten, die gar nicht gehirnkrank, sondern nervengkrank sind! Und wieviel Schaden erwächst oft Leuten, deren Nerven nur der Ruhe und Erholung in einer liebevollen und ruhigen Umgebung bedürfen, durch die unfreiwillige Internierung in eine geschlossene Anstalt! Die unvermeidlichen schrecklichen Eindrücke, das Bewußtsein, mit Berrückten zusammen zu sein, selbst als Berrückter zu gelten, von der Welt gewaltfam abgesperrt zu sein, zuweilen auch noch die Hobeit des Personals bringt oft unheilbare Verschlimmerung und völlige Melancholie, ja Selbstmordversuche hervor und Geisteskrankheit wird zuweilen thatsächlich erzeugt, statt geheilt. Das wird von gewiegten Psychiatern vertraulich zugestanden. Trotzdem aber wird das berechnete Verlangen nach einer Reform des Irrenwesens, nach größerer Oeffentlichkeit und Beteiligung des Laien-Elementes als ein ganz unberechtigter Angriff gegen die Wissenschaft hingestellt!

Wir haben vor dem opfervollen Beruf des Arztes die größte Hochachtung, denn die körperlichen Leiden der Menschheit zu lindern, zu heilen und ihnen vorzubeugen — das ist unstreitig etwas sehr Schönes und verdient die allgemeine Sympathie. Es handelt sich aber hierbei doch nicht um die Möglichkeit der Heilung, sondern um die Frage: wann und durch welche Mittel ist der Staat berechtigt, Bürgerrecht und Freiheit

Einzelner zu beschränken? Wer seine Angelegenheiten nicht mehr zu besorgen im Stande ist und sich oder seine Familie dem Ruin aussetzt, den entmündigt der Staat und giebt ihm zum Schutz einen Vormund — zu anderen Zwecken ist die Entmündigung nicht da! Wenn man alle Leute, die, wenn der Staatsanwalt es beantragen würde, und die in diesem Falle von „Sachverständigen“ des Gerichts für „blödsinnig“ erklärt würden, thatsächlich entmündigen würde, so würden die Entmündigten bald erschreckend überhand nehmen! Die Inkompetenz des Arztes zur Beantwortung der Frage nach der Zurechnungsfähigkeit ist auf dem Irrenarzt-Kongreß in Weimar 1891 von Prof. Luczel zugestanden. Dem wurde von anderer Seite nicht widersprochen, sondern nur die Inopportunität der Ablehnung hervorgehoben. Mache man sich doch das klar: Ins Irrenhaus soll ja niemand gesperrt werden zu einer Zwangs-Heilung, sondern weil er sich gemeingefährlich gezeigt hat, d. h. der Allgemeinheit gefährlich geworden ist. Wenn das ärztliche Forum sowohl bei der Entmündigung, als bei der Internierung, nachdem es allmählich das ausschlaggebende in der Praxis geworden ist, von diesen nicht medizinischen, sondern dem Rechte angehörenden Fragen wieder zurückgeführt würde auf den ärztlichen Berufskreis der Heilung — das würde unserer Ueberzeugung nach nicht nur der Sache und der Allgemeinheit, sondern dem Ansehen des ärztlichen Standes selbst zu gute kommen.





## Weltausstellungs-Briefe.

### III.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß man auf einer Weltausstellung, und wäre sie auch so glücklich besetzt und so überwältigend umfangreich angelegt wie die zu Chicago, eine ganz besondere Fülle von Beispielen neuer technischer Errungenschaften, wissenschaftlicher Fortschritte oder industriellen Unternehmungsgeistes antreffen müßte, und wer mit derartigen Erwartungen, besonders als Fachmann, dergleichen Veranstaltungen aufsuchte, der würde vermutlich enttäuscht zurückkehren müssen. Abgesehen davon, daß man Neuheiten technischer Natur, soweit sie überhaupt der Öffentlichkeit preisgegeben werden sollen, baldmöglichst in Fachblättern publiziert und auf Fach- oder Landesausstellungen zur Schau stellt, anstatt sie für die nächste Weltausstellung aufzusparen, bilden ja mit einem Schlage erworbene radikale Neuerungen, gemachte Erfindungen u. s. w. eine viel zu seltene Ausnahme gegenüber dem allmählichen stufenweisen Fortschritte der Gewerbe und Industrien, um dem Bekannten und seit Jahren Gebräuchlichen gegenüber besonders aufzufallen. Eine Anhäufung von Ueberraschungen ist deshalb auch die Columbische Ausstellung in ihrem industriellen Teile keineswegs, wohl aber in reichstem Maße ein Feld der Beobachtung und des Studiums für denjenigen, der mit Interesse die verschiedenartige Entwicklung räumlich getrennter Kulturen auf dem Gebiete der mechanischen Künste verfolgen mag, obwohl keineswegs diese Entwicklung in den betreffenden Landesausstellungen jebeimal vollkommen wiedergepiegelt wird, sondern der äußerst verschiedenartigen Beteiligung der einzelnen Völker entsprechend nur mit Einschränkungen nach ihren ausgestellten Sammlungen beurteilt werden darf. Mit ziemlicher Treue dürfte sich nur die Industrie Deutschlands und nahezu in derselben Vollständigkeit diejenige der Vereinigten Staaten in der Ausstellung reproduziert finden; mit England und Frankreich steht es bedeutend lückenhafter, und die Industrie der meisten übrigen Groß- und Mittelstaaten spiegelt sich überhaupt nur in denjenigen Zweigen wieder, in welchen man von einer Ausstellung, sei es für den Export nach Amerika oder innerhalb Europas, irgend welchen Nutzen erhoffen dürfte, so z. B. Frankreich und Italien in ihren kunstgewerblichen Erzeugnissen, Schweden in seinen Navigations- und Feinisenprodukten, die Schweiz in Uhren und Schnitzwerken u. s. w. Noch weiter herabsteigend gelangen wir dann endlich zu Ländern wie Japan, Ceylon, einige der englischen Kolonien, deren Ausstellungen allerdings nur auf schmalem Raume und Repertoire sich bewegen, dennoch aber die Kultur ihrer Bewohner getreuer wiedergeben, als die umfangreichsten Veranstaltungen der Großstaaten die ihrige.



Ich glaubte diese Betrachtung hier einschalten zu sollen, da sie sich bei der Besichtigung des technischen und industriellen Departements der Ausstellung immer wieder aufdrängt und da gerade in der zunächst zu besprechenden Abteilung die ungleiche Vertretung der einzelnen Staaten ganz besonders in die Augen springt.

\* \* \*

Es werden wohl seitens der meisten Besucher der Weltausstellung alle anderen Gebäude mehr besucht und gepflegt, als die südlich vom Administrationsgebäude am kleinen Fontainenbassin in herrlicher Lage sich erhebende Maschinenhalle. Und das hat seinen guten Grund, besonders in diesen heißen Tagen! Denn so prachtwoll das im Stil und in der Ausführung von den Architekten Peabody und Stearns ganz besonders bevorzugte Gebäude mit seiner hohen Säulenhalle, seinen beiden reichgemalten Kassettendecken über den hohen Portalen, seinen leichten Türmen und formvollendeten Kuppeln sich im Aeußeren präsentiert, so strapaziös ist der Besuch des Inneren, wenigstens wenn er ein eingehendes Studium und nicht lediglich ein rasch ab absolvierter halbständiger Spaziergang durch die breiten Hauptwege des riesigen Gebäudes sein soll. Lärm und Bewegung, ein Brausen und Rollen und Stampfen, ein Rasseln und Zischen ohne Ende, ein Schwirren und Klackzen, — und Hitze, eine brutale, lähmende Hitze, die den nicht ganz taftesten Fremdling sicher in einer halben Stunde wieder hinaustreibt, das ist die Signatur des Inneren der Maschinenhalle, die mit Recht das gewaltigste Rendezvous von Kraft und Maschine genannt wird, das bis heute auf dem Erdenrund zu finden war.

Aber gleichviel, hinein unter die Räder und Riemen, mag der Schweiß einmal für einige Tage etwas reichlicher rinnen, vielleicht wissen es mir meine Leser Dank, wenn ich von den Ergebnissen meiner Studienreise durchs Reich der Maschinen in kurzen Worten Einiges berichte.

Der erste flüchtige Orientierungsgang durch das Gebäude und seinen ausgedehnten „Annex“ zeigt uns hier die Vereinigten Staaten, mindestens numerisch, in einer so gewaltigen Uebermacht, wie in keinem anderen Palast. Man kann wohl sagen, daß sie, abgesehen von dem mächtigen Kesselanbau, in dem sie fast Alleinherfcher sind, dreiviertel des Gebäudes inne haben; lediglich Deutschland mit mehr als hundert und England mit etwa sechzig Ausstellern vermögen sich dagegen einigermassen zu behaupten. Canada, Frankreich, Belgien stellen wenigstens ein kleines Kontingent, die übrigen vertretenen Staaten sind dagegen kaum erwähnenswert. Kein Wunder übrigens, denn die Ausfichten der fremdländischen Maschinenindustrie sind hier keineswegs durchweg befriedigende; die Union ist ja an allen, dem Maschinenfache notwendigen Rohmaterialien so unendlich reich, daß ein Zwang, von außen zu beziehen, längst nicht mehr vorliegt, und der hohe Eingangszoll muß die Möglichkeit des Exportes fremder Staaten hierher vollends niederdrücken. Um so mehr ist es andererseits zu bewundern, wenn ein Fremdstaat es trotz dieser Hindernisse wagt, die Konkurrenz aufzunehmen, die Ausstellung reichlich und gut zu besichtigen; und diese Anerkennung muß auch auf diesem Gebiete Deutschland, dessen erste Firmen hier vertreten sind, aus vollem Herzen gezollt werden. Die deutsche Maschinenausstellung ist dem Umfange nach die zweite, sie ist der Güte des angefertigten Materials nach, soweit ich bisher mit anderen Fachleuten die Meinung austauschen konnte, unbedingt die erste, wenn auch in einigen Fächern, z. B. in dem der Schnellpressen, wo die amerikanischen Zeitungsverhältnisse wirklich Bewundernswürdiges geschaffen haben, die Vereinigten Staaten obenan stehen.

Gleich am nördlichen Haupteingang stoßen wir auf einen Pavillon, der dieses Urteil voll bestätigt, die Sammlung der Gruson-Werke in Magdeburg, jetzt nach der kürzlich vollzogenen Fusion der beiden großen Fabriken mit Krupp's Namen bezeichnet. Seine Weltberühmtheit verdankt ja das Grusonwerk seinen seit Jahrzehnten mit Krupp's Kanonen an Güte wetteifernden Panzerplatten, aber neben den Werken des Krieges werden hier die Künste des Friedens eifrig gepflegt, und die nach Chicago gesandte

Kollektion, in allen Einzelheiten Produkte einer langen Erfahrung, ist gerade den amerikanischen Verhältnissen aufs glücklichste angepaßt. Diese riesigen Steindreher, Kollergänge und Kugelmöhlen zum Zerkleinern der Erze, deren schwerste Walzen bis zu 60 Centner wiegen und bis zu 10,000 kg Gestein täglich zu zermahlen vermögen, finden wir ja im Bergbau-Departement auch von seiten der Vereinigten Staaten ausgestellt, aber schwerlich findet sich irgendwo in der Welt ein solch widerstandsfähiges Material für ihre Walzen, wie es die Gruson'sche Fabrik nach ihren durch ein Menschenalter bewährten Prinzipien zu erzeugen vermag. Dort jene vollständige Fabrikeinrichtung zur Scheidung und Zerkleinerung von Edelerzen, welche einen Abstand zeigt sie von den unglaublich primitiven Schneidemöhlen und Walzwerken, wie ich sie kürzlich in den Silberdistrikten des Westens zu sehen Gelegenheit fand. Völlig neu ist übrigens die Konstruktion einer Kafferschälmaschine, welche bei ganz geringem Kraftbedarf im Stande ist, in jeder Stunde tausend Kilogramm rohen Kaffee zu schälen, sauber zu pußen, zu polieren und Arbeitsgut wie Abfälle in Säcken zu sammeln und zu beiseitigen.

Doch müssen wir weiter, um in den Pavillon der benachbarten Firma Schichau aus Elbing einen Blick zu werfen. Ursprünglich ihren Ruf ihren vorzüglichen, für die ersten Seemächte der Erde gelieferten Kriegs- und Torpedobooten verdankend, hat die rührige Firma die Erfahrungen, welche sie in jenem Fache für den Bau kleiner, aber kräftiger und vor allem enorm sicher und ruhig arbeitender Dampfmaschinen gesammelt hat, nunmehr für die Elektrotechnik verwertet und paradiert hier mit einer tausendpferdigen Dreifach-Expansionsmaschine, welche für den Fachmann vielleicht das Ideal aller im Maschinenpalast ausgestellten Dampfmaschinen ist, — wie für den Laien das große, 2500-pferdige und trotz aller Anstrengungen erst in den letzten Wochen des Juni zum tadellosen Laufe gebrachte Ungeheuer aus der Allis'schen Fabrik in Mitaukaue, dessen bei dem Besuch der amerikanischen Abteilung ausführlicher gedacht werden soll. Zum Vergleiche der Leistungen Deutschlands und Amerikas auf dem Gebiete der Dampfmaschinen später einige Worte, hier sei nur erwähnt, daß die Schichau'sche Maschine, welche zum Antrieb einer Siemens'schen Zehntausend-Lampen-Dynamo dient, vor allem durch die Schnelligkeit ihres Laufes imponiert, der, 100 Umdrehungen pro Minute, noch kaum jemals von einer Dampf-Dynamomaschine erreicht worden ist. Natürlich ist dabei die elektrische Maschine mit dem Motor unmittelbar verkuppelt, das Bindeglied des Riemens, das wir fast bei allen amerikanischen Maschinen finden, fällt fort, und damit auch die Störungen in der Beleuchtung, die Zuckungen der Lampen, das momentane Verlagern des Stromes, welches hier den ständigen Fehler aller elektrischen Lichtanlagen bildet. Freilich dürfte es bislang wenige Firmen geben, welche eine tausendpferdige Dampfmaschine mit derartigen Tourenzahlen zu bauen verstehen; es gehört dazu, soll nicht alles der Gefahr des Zerplatzens ausgesetzt sein, das beste Material, die sorgfältigste Arbeit von der Welt und — die Erfahrung von Jahrzehnten, über welche eben diese Firma verfügt.

Die ebenfalls wohlbekannte Firma Otto & Langen in Deutz ist die nächste, der wir unseren Besuch machen. Wer an das Vorurteil glaubt, daß die Technik der alten Welt im Stillstande begriffen sei, den könnte diese glänzende Ausstattung von Gasmotoren, deren Güte in der Welt unerreicht ist, des Besseren belehren. Wie lange ist es her, daß die von dem Begründer dieser Firma, von Dr. Otto, groß gezogene Industrie der Gasmotoren, welche durch die Unterstüßung des Kleingewerbes und die Emanzipation von den gefährlichen Dampfketzeln schon unendlichen Segen verbreitet hat, noch in den Kinderschuhen stehe, und welche Fortschritte heute, ja welche Veränderungen allein in den letzten Jahren! Von winzigen Kleinmotoren bis zu 200-pferdigen, ganze Fabriken treibenden Maschinen ist jede Größe vertreten; gegen die Ergebnisse der letzten großen Ausstellung sind schon jetzt wieder wesentliche Fortschritte in der Art der Steuerung zu beobachten, die früher durch eine Schiebe, jetzt durch einfache, gegen Störungen geschützte Ventile betätigt wird. Auch die Zündung des explodierenden Gases, früher

durch eine offene Flamme bewirkt, wird heute durch die Einführung eines mehr nach Innen liegenden sog. Glührohres sicherer und einfacher bewerkstelligt. Eine segensreiche Neuerung stellt endlich die Einführung von großen, bis zu 200 Pferdekraften gehenden Benzinmaschinen vor, welche weder eines Dampfessels noch einer Gasleitung bedürfen, keine Flamme, kein Feuer, außer in fest geschlossenem Behälter, besitzen, und lediglich mit elektrischer Zündung arbeiten, wodurch sie fast absolut feuer sicher sind und in den gefährlichsten Fabriken, z. B. Erdölraffinerien, mit Vorteil angewandt werden können. Es ist erfreulich, daß dem Reg. Eiser der Otoschen Firma auch in America der Erfolg nicht versagt geblieben ist, vielmehr hierselbst schon zur Gründung einer Zweigfabrik in Philadelphia geführt hat, welche ihren nach den abweichenden Bedürfnissen der amerikanischen Industrie etwas einfacher und billiger gebauten Produkten schon große Beliebtheit verschafft hat. Auch sie ist in der Maschinenhalle vertreten.

Viel zu weit würde es führen, wollten wir mit gleicher Ausführlichkeit nur die hauptsächlichsten unter den deutschen Ausstellern behandeln. Die renommierte Lokomobil-Fabrik von Wolf in Magdeburg, deren ausziehbare Röhrenkessel in allen Ländern gegen Nachahmung geschützt sind; die mit bewundernswürdiger Feinheit und mit außerordentlichen Mustern ausgeführten Walzenpressen der Düsseldorf'schen Firma Eck & Söhne, welche das Pressen von Tapeten, Tuchen, Sammet- und Seidenstoffen, Buntpapieren, ja Metallblechen mit gleicher Leichtigkeit ausführen; die reiche Auswahl von Hilfsmaschinen für das Schneidergewerbe, welche es bereits gestatten, das Zuschneiden der Stoffe mit einem Schnitt an hundert Arbeitsstücken gleichzeitig vorzunehmen; die in der Welt verbreiteten Tuchwaschmaschinen von Hammer in Aachen, welche in ihrer neuesten Konstruktion Tuche bis zu zehn Fuß Breite in einem Augenblick, während sie über eine Reihe von Walzen laufen, vollständig rein waschen, seifen, ringen und glatt und sauber zu Tuche fördern; endlich die Rotations- und Buchdruckerpressen der Augsburger Maschinenfabrik, welche durch ihre prachtvollen Illustrations- und Kunstbrüche beweisen, daß die deutsche Druckerkunst, wenn sie auch der amerikanischen in Hinsicht auf die Schnell- und Zeitungspressen weichen muß, ihr doch in Bezug auf künstlerische Drucke mehr als ebenbürtig ist, — das alles beweist, daß Deutschlands Maschinenindustrie völlig auf der Höhe der Zeit steht und in stetem Ringen nach immer vollkommeneren Resultaten ihre Stellung im Welthandel nicht nur zu behaupten, sondern noch zu verbessern gedenkt.

Diese Stellung nun ist den Vereinigten Staaten gegenüber, trotz des fabelhaften Aufschwunges der Maschinenindustrie in letzteren selbst, trotz des Eisen- und Kohlenreichtums der Union, trotz der berücktigten Mac-Kinley-Bill endlich, noch immer keine ungünstige. Nicht auf allen Gebieten vermögen die mit dem Transport und den hohen Zöllen belasteten deutschen Maschinenfabrikate mit der amerikanischen Produktion zu konkurrieren, wohl aber in vielen, bei uns durch eine lange Praxis und eine tüchtige Arbeit zur Vollkommenheit gebrachten Specialfächern, von denen hier nur die Gasmotoren, die Nähmaschinen, hydraulische Antiebs- und Hebe Maschinen, Werkzeug- und Metallarbeitungs Maschinen, Maschinen der Textilbranche hervorgehoben werden mögen. Gerade auf Gebieten, in denen die Vereinigten Staaten einen anerkannten Ruf besitzen, werden sie nicht selten von Deutschland, und nur von Deutschland noch überboten und können deshalb die Produkte desselben, selbst wenn sie sie sehr teuer bezahlen müssen, nicht entbehren. Wer staunte nicht aufrichtig vor den Produkten der amerikanischen Schmiede- und Walztechnik, die mit Hilfe mehrerer Riesenunternehmungen, wie die berühmten Bethlehem-Werke in Pennsylvanien, an gegossenem, geschmiedetem, gewalztem Material ebenso Großes als Vorzügliches produzieren? Aber ihre besten Produkte können nicht verhindern, daß an Lokomotivteilen, Rädern, Walzwerksprodukten u. s. w. deutsche Firmen, Krupp voran, nach den Vereinigten Staaten noch immer recht umfangreiche Lieferungen exportieren. Wer möchte von den später zu erwähnenden amerikanischen Metallarbeitungs Maschinen, welche zum Teil immense Leistungen und Größen aufweisen.

glauben, daß diese Arbeitsriesen des modernen Maschinenbaues irgendwo überboten werden könnten? Und doch muß man gerade die größten derartigen Maschinen, die ungeheuren Walzenpressen für Panzerplatten, von deutschen Fabrikanten beziehen.

Gehen wir nun daran, die Maschinensammlung der Vereinigten Staaten ebenfalls im Rahmen einiger kurzer Absätze zu behandeln, so haben wir damit auf ein Eingehen in die Details dieses unenblichen Labyrinthes von Rädern und Walzen und Hebeln schon verzichtet; denn dazu gehörte bei einer Maschinenhäufung, die eine halbe Million Quadratfuß bedeckt, ein Buch. Es kann sich mithin nur um eine kurze Charakteristik dessen handeln, was diese amerikanische Ausstellung von denen anderer Länder, und was sie von früheren unterscheidet.

Da ist vor allem die Massenhaftigkeit der gleichartigen Artikel, aus verschiedenen mit einander konkurrierenden Firmen entstammend, die uns auffällt und die auf eine Seite des Konkurrenzkampfes deutet, der in Deutschland nicht annähernd in derselben Weise brennt. Dort haben, wenn auch in den verschiedenen Branchen der Kleinmaschinenindustrie dem freien Wettbewerb Platz genug gelassen ist, doch die großen Firmen alle ihr Specialfach, in dem sie unbestrittene Meister sind und auf welches sie ihre Kräfte und Leistungen zu konzentrieren vermögen. Ja, wenn in einigen Fächern große Firmen mit einander in allzu harten Kampf geraten, so versteht wohl sogar eine von ihnen, wie seinerzeit Borsig im Lokomotivensach, zu resignieren, oder man verschmilzt die Fabriken, aber man reißt sich nicht im thörichten Wettkampf, der Hunderttausende für Reklame verschlingt, auf. Im Maschinensach der Ver. Staaten ist dieses Prinzip, das z. B. in der Elektrotechnik wiederum starke Wurzeln geschlagen hat, noch nicht durchgedrungen; da reißt sich Dampf an Dampfmaschine, Web- an Webstuhl, Rotations- an Rotationspresse, und meistens vermag selbst das geübte Auge kaum irgendwie wesentliche Unterschiede zu entdecken. Auf die Dauer wirkt das gerade bei einer Ausstellung langweilig, aber es ist ein Uebergangsstadium, mit dem man fertig werden wird. Nengstliche Gemüter werden einwenden, daß die Monopole für das Volk noch kostspieliger werden können, als die Konkurrenz mit ihrer Selbstzerfleischung, aber hier soll auch nicht den Monopolen, sondern nur einer weisen Konzentration der Kräfte das Wort geredet werden, und diese vermag ungleich bessere Werte zu schaffen, als das endlose Unterbieten einer Reihe von Firmen, die alle dieselben Dinge machen. Das letztere süßt unabänderlich zu zeitweiliger Ueberproduktion und zu den weltererschütternden Krachs und Handelskrisen, mit denen auch bekanntlich das Land der freiesten Konkurrenz, das reiche England, so überreich gesegnet war, wie kein anderer Staat der Erde.

Einen charakteristischen Unterschied zwischen den von Deutschland einer- und von den amerikanischen Firmen andererseits ausgestellten Dampfmaschinen, die ja, als die Seele des Ganzen, doch den Schwerpunkt der Maschinenhalle ausmachen, bedeutet die Einfachheit in der äußeren Behandlung, welche die amerikanischen Produkte kennzeichnet. Dort bei den Deutschen ist alles blank poliert, und zwar nicht nur Ausstellungsobjekte, sondern jeder Rotor, der die Fabrik verläßt, — was ich nach jahrelanger Arbeit in großen deutschen Werkstätten aus Erfahrung sagen darf —; hier wird alles einfach, fast roh behandelt, weiß gestrichen und dann zusammengepaßt, wobei dann oft das innere Werk dem äußeren Anschein entspricht. Die Fabriken können das nicht ändern, sie müssen billig arbeiten, da ihre Produkte zum großen Teil in ziemlich kurzlebige, schnell verdienenswollende Unternehmungen übergehen, welche für Anlagelosten nicht viel aufwenden mögen. Es sind wenige große Firmen, vor allen Dingen nach meiner Erfahrung die großen Brauereien und Zeitungsgeschäfte des Landes, ältere umfangreiche Maschinenfabriken, große moderne Hüttenwerke u. a., die eine ehrenvolle Ausnahme machen und nur die besten, aber auch teuersten Fabrikate kaufen — oder vom Auslande beziehen. Trotz alledem soll der großen, vom Ingenieur Reynold erbauten „Miss-Maschine“ aufrichtige Bewunderung gezollt werden. Ein solches Ungeheuer wie diese, mittels eines Westinghouse-Dynamos 20,000 Glühlampen speisende, 80,000 Dollars kostende Maschine

hat die Welt wohl nur selten gesehen, übertreffen doch ihre Maße, wenn auch nicht ihre Kraft, die der meisten großen Maschinen auf den transatlantischen Dampfern, deren Leistungen, je 170stündige Vollarbeit ohne eine Sekunde der Ruhe, ich freilich diesem Werk nicht zumuten möchte. Das vierfache Expansionsystem, nach welchem dieselbe Dampfmenge in vier Cylindern nacheinander ausgenützt wird, halte ich für verfehlt; das heißt die Spannung des Dampfes zu lange quälen, die Maschinerie allzusehr komplizieren, und man begnügt sich nicht ohne Grund jetzt allenthalben mit dreifacher Expansion. Bemerkenswert ist es übrigens, daß schon der kleinste dieser Cylinder zweihundert, der größte aber sechshundert Centner wiegt. Das Gewicht des Schwungrads mit seinem ungeheuren Stahlschaft übertrifft endlich mit 95 Tonnen oder 1900 Centnern alles bisher Dagewesene.

Sonst wäre unter den Dampfmaschinen nur noch die angeblich 1200-pferdige Dampfhydraulikmaschine der General Electric Co. in der Südostecke der Halle bemerkenswert; ein der Anlage nach recht gutes Werk, die einzige größere Maschine unter den amerikanischen, welche ihre Dynamos direkt und ohne Riemenvermittlung treibt. Ihre Tourenzahl soll 100 pro Minute betragen; soweit ich indessen beobachten konnte, brachte sie es höchstens auf zwei Drittel ihrer Leistung. Es ist charakteristisch, die kaum halb so große Schichausche Maschine ohne Ermüden früh und spät die doppelte Tourenzahl und ihre vorgeschriebenen 1000 Pferdekkräfte abarbeiten zu sehen, ohne daß die Maschinisten sich, wie bei einem treuen Pferde, nur einmal darnach umzudrehen brauchten — und hier das ängstliche Bemühen um die riesigen amerikanischen Kolosse, welche trotzdem kaum auf ihre natürliche Leistung zu bringen sind.

Unbedingtes Lob ist den am entgegengesetzten Flügel der Halle stationierten amerikanischen Rotationspressen zu zollen. Das ist ein Gebiet, auf dem, der Deutsche wird es neidlos zugestehen, Amerika unerreicht dasteht. Mir ist hier und da gesagt worden, wir leisten daheim daselbe, — vor einem Werk, wie die R. Hoische Presse der Daily News, zwingt die Wahrheitsliebe zu gestehen: Nein! das machen wir bis jetzt nicht nach und werden auch nicht nachmachen, weil die Vorbedingungen dazu, die kolossale Verbreitung großer Blätter bei uns — soll man sagen leider oder Gott sei dank? — nicht gegeben sind. Vierundzwanzigtausend sechsheftige Zeitungen pro Stunde gedruckt, geschnitten, gefalzt, verlanbfertig hergestellt, — in 45 Minuten genug gedrucktes Material, um diese ganze ungeheure Halle, und in einer Stunde genug, um den Industriepalast, das größte Gebäude der Welt, damit auszustaffieren, — das ist denn doch noch nicht dagewesen. Die beiden Riesenpressen, übrigens wahre Kädergebäude, in deren Innern man spazieren kann, bestehen eigentlich aus je drei gesonderten Maschinen, die nur durch die Leitwalzen für das Papier und durch das gemeinsame Gestell verbunden sind. Davon dient die eine Maschinerie lediglich zum Drucken kleiner achtfertiger Zeitungen, die andere druckt 12—16seitige und die dritte besorgt einzig das Falzen und Zueinanderlegen. — Zu dieser technischen Vollkommenheit, welche das vor vier Jahren in Paris Gebotene weit übertrifft, kommt nun noch der Umstand, daß auch die Solidität, die Sauberkeit der Ausführung bei den Schnellpressen eine wunderbare ist. Erklärlich genug, denn erstens gehören die Besitzer der großen amerikanischen Blätter ja zu denen, die's können (d. h. gute Maschinen kaufen und bezahlen), und dann sind Schnellpressen bei ihrer rapiden Beanspruchung darauf angewiesen, das beste Material und die beste Arbeit für sich zu beanspruchen, sonst würden sie in wenig Jahren für den Kumpelkasten reif sein.

Weniger Lobendes läßt sich über die Maschinen der Textilbranche sagen, auf welchem Gebiet das alte und erfahrene England sich die Herrschaft noch eine Weile erhalten zu wollen scheint — d. h. wenn es sich dieselbe nicht, auf seinen Vorbeeren allzu bequem ruhend, einmal von Deutschland über Nacht entreißen läßt. An Masse lassen ja die ausgestellten Web-, Stic-, Wirk-, Näh-, Spinn- und sonstige Maschinen nichts zu wünschen übrig, dem Studium des Fachtechnikers werden sie dagegen wenig Neues bieten, was man wiederum bei den, dem Maschinenbau dienenden Hülf- und

Werkzeug-Maschinen umso mehr findet. Gigantisch wie die Proportionen der hier in den letzten fünf Jahren erbauten Betriebs-Maschinen, sind auch die Größenverhältnisse der Eisenhobel, Säge, Bohr- und Schneidemaschinen, welche zur fabrikmäßigen Herstellung jener gigantischen Dampf-, Dynamo- und anderer Mechanismen gehören. Man muß eben daran denken, daß es Lokomotiven giebt, die schwerer sind als der ganze Wagentrain, den sie durchs Gebirge schleppen, Dampfmaschinen, zu deren Beherbergung ganze Fabrikhallen nicht mehr ausreichen, Dynamomaschinen, deren rotierende Induktoren, mit Kupferstangen und Seilen bewickelt, so schwer sind, daß kein Frachtwaggon sie transportieren kann, um zu begreifen, wozu eigentlich so gigantische Eisenbearbeitungsmaschinen, wie diejenigen der Niles Tool Works, Hamilton, D., in aller Welt nützen können, Drehbänke, die einen Saal zu ihrer Ausstellung benötigen, oder Hobelmaschinen, auf deren hin- und hergleitenden stählernen Platten man tanzen könnte.

Auch die Holzbearbeitungsmaschinen, besonders durch Edw. B. Holmes, Buffalo, vertreten, zeigen ähnliche Dimensionen, wie denn überhaupt die Fabrication von Arbeitsmaschinen, Krane, großen Pumpwerken, Kältemaschinen und einigen anderen Branchen weit mehr als die Dampfmaschinen, Textil- u. s. w. Branchen die Specialität einzelner großer Fabriken zu sein scheint, die in ihrem Fache dominieren, aber dafür auch Vorzügliches leisten. Auch die Crane-Elevator Co. in Chicago gehört hierher, von deren Aufzugsmaschinen und Krane, für Dampf-, Wasser-, elektrischen und jeden anderen Betrieb eingerichtet, der deutsche Ingenieur vieles lernen kann. Stehen wir doch in diesem Fache wiederum vor einem den amerikanischen Städten ganz besonders eigentümlichen und deshalb ganz vortrefflich ausgebildeten Verkehrsmittel, das hier in jedem Geschäftshause gang und gäbe ist, während man sich drüben noch immer in Tausenden fünf- und sechsstöckiger Gebäude die Schwindsucht anklettern kann.

Alles in allem zeigt die amerikanische Maschinenausstellung ein wechselvolles Bild. Sie zeugt von der Ausdehnung des Maschinenwesens in den Vereinigten Staaten, die bewundernswürdig ist, aber auch von einem wenig empfehlenswerten Umfange im Gebrauch minderwertigen Materials, das wohl billig ist, aber auf die Dauer seine Käufer doch betrügen wird. Sie spiegelt das Bild einer noch jungen, unfertigen Nation wieder, deren Fortschritte im Maschinenwesen aber auf dem Wege sind, die alte Welt zu überflügeln.

Es ist erklärlich, wenn die von der Hitze der Maschinenhalle bereits erschlafenen Besucher an dem langen, ihre Südfront flankierenden Kesselraum meistens achtlos vorübergehen. Eine bis aufs äußerste gesteigerte Hitze, ein Rischen und Brausen der überhitzten Wasser, das in diesem Raum jede Unterhaltung unmöglich macht, ein Toben der glühenden Gase in den engen Feuerrohren und Schloten, daß buchstäblich der Boden davon zittert, und endlich der unheimliche Anblick dieser fünfzig riesigen Kessel, von denen jeder einzelne im stände wäre, in einem unbewachten Augenblick das Bestehen des ganzen Gebäudes und das Leben von tausend Menschen zu vernichten, — das sind nicht eben verlockende Dinge für Laienohren und Augen. Indessen bleibt diese Kesselsammlung doch eine interessante Beigabe zur Maschinenausstellung, welcher ein jeder einen, wenigstens kurzen Besuch machen sollte.

Es sind ausschließlich amerikanische Dampfessel erprobter Konstruktion, welche hier liegen; zwar hat auch Deutschland, das auf keinem Gebiete unvertreten bleiben wollte, einige Dampfessel gefandt, doch diese sind, 4 an der Zahl, in dem nahe der 63. Straße liegenden, durch seinen hohen Turm bezeichneten Gebäude für Eis- und Kältefabrication zu finden. Hier im Kesselhause dagegen ragt es Front an Front wie eine Häuserreihe, und dreistöckigen Häusern kommen in der That manche von diesen Kesseln an Größe völlig gleich. Ihre Systeme — bald sind es Wasserröhrenkessel, in denen das Feuer ausgebreitete, mit Wasser ausgefüllte Rohrsysteme umpflegt, bald Feuerrohrkessel, in denen umgekehrt die Hitze ihren Weg durch Röhren nehmen muß, welche das Wasser umpflegt — können hier nicht alle durchgesprochen werden; lediglich eines neuen Systems der Com-

broed Steam Boiler Works in Brooklyn, das ich während des Aufbaues im westlichen Flügel des Kesselhauses studieren konnte, soll hier mit kurzen Worten gedacht werden.

Wer etwa noch der Ansicht ist, ein Dampfkessel müsse, wie es wohl vor Zeiten Mode war, auch etwas einem „Kessel“, d. h. einem geschlossenen, vom Feuer umspülten Wasserbehälter Ähnliches an sich haben, der — irrt sich gewaltig und kann vor diesen stählernen, vierzig Fuß hohen, fünfzehn Fuß im Durchmesser haltenden Türmen, welche sich moderne Dampfkessel nennen, leicht eines Besseren belehrt werden. Von außen gesehen, machen freilich auch die Clombroed-Kessel den Eindruck, als beständen sie lediglich aus einem riesigen, wassergefüllten Cylinder, in dessen Innerem das Feuer in Röhren in die Höhe steigt, aber man entferne einmal diese runde, dünne Hülle und sehe, was dahinter ist! Der ganze Cylindermantel besteht lediglich aus zusammengeschraubten kaum einige Linien dicken Stahlblechplatten, die schon unter dem Druck einer halben Atmosphäre zersprengt werden würden, und deren eigentlicher Zweck es nur ist, eine ihre Innenseite bedeckende Schicht von feuerfesten, papierleichten Steinen, sogenannter Zuracalla-Ziegel, zu tragen, welche ihrerseits nur die Höhe zusammenhalten. In diesem Ofen nun steht der eigentliche Kessel, von dem wir aber nach Entfernung des Mantels auch noch nichts weiter sehen, als ein unentwirrbares Labyrinth von handgelenks-dicken Stahlröhren, welche wie verschlungene Knoten sich vierzig Fuß hoch vor uns auftürmen. Das ist der eigentliche Dampfkessel. Dieses Wirrsal von wassergefüllten Röhren, welches im ganzen aus 864 Schleifen oder Halbkreisen besteht, wird vom Feuer umspült, jedes einzelne der dünnen Röhre ist der Wirkung ungeheurer Hitzegrade ausgesetzt, und die Dampferzeugung ist so lebhaft, daß man aus einem derartigen Kessel tausend Maschinenpferbekräfte zu speisen vermag. Aber es sind auch nahe an 50 Schichten, in denen sich die Röhren übereinander auftürmen, und die gesamte Länge der letzteren beträgt nicht weniger als 11,000 Fuß, d. h. mit den Röhren eines Kessels könnte man das ganze Maschinen-Gebäude misamt seinem gewaltigen Annex dreimal umzingeln. In der Axe des ganzen Bauwerks laufen alle Röhren in einen schmalen, von unten bis oben durchgehenden Cylinder aus, der sie alle miteinander in Verbindung bringt, selbst aber vom Feuer gar nicht berührt wird, sondern nur die Wasserröhren speist und andererseits ihre Dampftwicklung in sich aufnimmt. Erdöl ist das Feuerungsmaterial dieser, sowie überhaupt aller Kessel; die vorzüglichsten Brennvorrichtungen schleudern das fein verteilte Öl mit Gewalt in den Flammenraum, wo es in blendendweißen, mächtigen Zungen hoch hinauf um die Röhre tobt und eine Glut entfacht, wie sie mit Steinkohlen überhaupt nicht zu erreichen ist. Es ist, als blicke man in die geschmolzene Loh eines Hochofens, wenn man sich von einem der Heizer die Feuerungsthüren öffnen läßt und in dieses wilde Spiel der weißglühenden Flammen hineinsieht.

Wem diese Kesselbatterie noch nicht genügt, der mag hinter der Maschinenhalle die Intramural-Eisenbahn besichtigen und mit ihrer Hülfe der elektrischen Centralstation, welche sie im Betriebe hält und die ebenfalls zu den höchst sehenswerten, aber kaum besuchten Teilen der Ausstellung gehört, eine kurze Visite machen. Auch hier, in der südöstlichsten Ecke des ganzen Platzes, hinter dem Gebäude für Forstwesen, sind noch mehrere Erdöl-Heizungskessel im Betriebe, welche die Delheizung in verschiedenen Variationen zeigen; hier befinden sich auch die „Del-Tanks“, die Behälter, in denen der flüssige Brennstoff aufgespeichert wird. Das Sehenswerteste bleibt hier freilich die Maschinenanlage selbst, welche neben einigen kleineren, d. h. fünf- bis tausendpferdigen Motoren eine ungeheure Alis-Maschine enthält, die derjenigen im Maschinenpalast an Größe wenig nachgibt. Dieselbe treibt eine kolossale Dynamomaschine von Thomson-Houston, welche alle ihre Schwefelern im Maschinen- und Electricitätsgebäude beschämt und vielleicht die größte elektrische Maschine in den Vereinigten Staaten ist.

Ihre Kraft würde, in Licht umgesetzt, 25000 Glühlampen entsprechen, doch wird sie unverkürzt in die Geleise der Hochbahn übergeleitet, wo sie sechs bis acht Züge von je vier Wagen gleichzeitig im Betriebe halten kann. Von der Größe dieses elektrischen

Ungeheuers kann man sich eine schwache Vorstellung machen, wenn man hört, daß allein die Aqe, welche den rotierenden, kupferbewickelten Induktor trägt, nicht weniger wiegt als 130 Centner, der Induktor selbst aber gegen 2000 Centner oder mehr, als eine fertig ausgerüstete Güterzuglokomotive. Solchen Zahlen gegenüber sieht man, welche eine Großmacht die vor zwanzig Jahren noch in den Kinderschuhen stehende Elektrotechnik heute geworden ist. Zur Zeit der Philadelphia-Ausstellung war die Elektrizität noch ein Feld der Gelehrten und ihre Triumphe spielten sich im Studierzimmer oder im Laboratorium ab; heute ist sie das Fach des Ingenieurs und die Aufgaben, welche sie dem Maschinenbau stellt, haben ganz andere Methoden der Metallbearbeitung erst schaffen müssen, bevor sie gelöst und Eisenkolosse, wie sie auf der Columbianischen Ausstellung zum erstenmal angefaßt werden, überhaupt gebaut werden konnten.

Aber da hätte uns ja die elektrische Hochbahn bereits dem Maschinenpalast, in welchem eigentlich der englischen Ausstellung noch ein kleiner Besuch gemacht werden sollte, menschlings entführt! Der Leser verliert nicht viel dabei, denn, um es offen und ehrlich auszusprechen, hat wenig Ausnahmen ist die Ausstellung des großen Britenreiches, das ja überhaupt unter allen Großstaaten sich an dem Unternehmen am largsten, trotz seiner enormen Mittel, beteiligt hat, nicht eben sehr bewunderungswürdig. Eine ausgezeichnete Dampfdynamomachine von Siemens Brothers in London, der in der ganzen Welt rühmlich bekannter Schwesterfirma der Siemenswerke in Berlin-Charlottenburg, verdient Anerkennung. Neu und interessant ist die Ausstellung der Tighmannschen Sand Blast Co. in Sheffield, welche das junge Verfahren der Stein- und Glas-Ätzung und Gravirung durch einen von gepreßter Luft gegen das Arbeitsstück getriebenen feinen Sandstrahl sehr weit ausgebildet und sowohl an leicht geätzten oder bloß emaillierten Glasmustern wie an tiefen Reliefs in Granit, Marmor und Sandstein, welche der Sandstrahl in bewundernswert kurzer Zeit anhöhlt, schöne Sachen zur Schau gestellt hat. Die englische Textilmaschinen-Industrie ist endlich durch einige ihrer vornehmsten Firmen gut vertreten, und wird wohl die einzige sein, welche bei ihrem Alter und ihren Erfahrungen hier im Lande noch auf einige Erfolge zu zählen hat.

Zu dem Brief aus Chicago im Juliheft erhalten wir die folgende Zuschrift:

Herrn Dietrich von Herzen.

New Orleans, den 1. August 1893.

Geehrter Herr!

In Ihrer werthen Monatschrift las ich mit Interesse die beiden Briefe aus Chicago. Auf Seite 769 schreibt Ihr Korrespondent, daß durch die verzögerte Sonntagsfrage, da die Ausstellung am Sonntag geschlossen sei, ein Einnahmeausfall von 3-400,000 Mark zu verzeichnen sei. Die That-  
sache ist aber, daß sich die Zahl der begehrenden Besucher der Ausstellung am Sonntag, den 2. Juli, auf nur 44,537 und am 9. Juli auf 48,755 belief. An diesen Sonntagen war der Eintrittspreis bis auf die Hälfte, 25 Cents (1 Mark), reduziert worden, und trotz des halben Eintrittspreises kamen die erhofften 200,000 Besucher nicht. Jetzt ist nun die leidige Sonntagsfrage entschieden und die Ausstellung bleibt fort am Tage des Herrn geschlossen. Die christlichen Sonntagsfreunde freuen sich darüber von ganzem Herzen.

Ihr werter Korrespondent hat sich demnach in dem Sonntagsbesuch der Ausstellung arg verrechnet. Der Sonntag steht auch hier noch bei Tausenden von Arbeitern in Ehren, die lieber diesen Tag in Ruhe feiern, als ihn im Getümmel der Ausstellung zu verbummeln. Lassen Sie es doch entchieden den Lesern Ihrer w. Monatschrift wissen, daß in den Ver. Staaten der Sonntag auch als Ruhetag hoch in Ehren steht.

Es grüßt Sie freundlichst ein unbekannter langjähriger Leser.

F. D. Koelle,

Pastor der 2. deutschen Presbyterischen Kirche.

Die Redaktion der „Allg. konf. Monatschr.“ bestätigt dem Herrn Einsender gern, daß sie ganz und gar auf der Seite der Sonntagsfreunde steht und von Herzen bedauert, daß wir in dieser Hinsicht in Deutschland noch nicht so weit sind, wie Amerika und England.





## —Trojanisches.\*)

Von

Ernst Böttcher.

Die Wortführer des Materialismus, unsere modernen naturwissenschaftlichen Metaphysiker, fußen bekanntlich in ihrem Bemühen, die Grenze zwischen Mensch und Tier möglichst zu verwischen, auf der von Darwin distret begründeten und von seinen Schülern übertriebenen Entwicklungslehre. Der Darwinismus beherrscht mehr oder weniger die moderne Forschung, und selbst Virchow, der ihm gegenüber eine gewisse Skepsis bekundet, weil „der genetische Nachweis der Abstammung des Menschen vom Tier noch fehlt, der ‚Proanthropos‘ (Vormensch) noch nicht gefunden ist“, bekennet doch, „im Herzen“ Darwinist zu sein. Wenn „Entwicklung“ für die Darwinisten das „Zauberwort“ ist, mit dessen Hilfe sie gegenwärtig ein Geheimnis der Natur nach dem anderen aufzulösen glauben, und das ihnen „den Schlüssel giebt zur Aufhellung des Geheimnisses der Geheimnisse, oder des Ursprunges und des aufsteigenden Entwicklungsganges der Menschheit bis zur gegenwärtigen Höhe“, so wird ihnen mit Recht entgegengehalten, daß „die Entwicklungslehre doch nur eine Hypothese und bedingt ist durch eine Menge anderer Voraussetzungen und philosophischer Axiome, und daß namentlich der vielberufene Kampf um das Dasein ein wunderbares Rätsel bleibt, wenn man nicht gewisse teleologische Zugeständnisse machen will, von denen Darwinisten selbstredend nichts wissen wollen.“ Wer ohne Voreingenommenheit Schriften wie Professor B. Hensen (Kiel) „die Planton Expedition und Haeckels Darwinismus“ und Dr. D. Hamann (Göttingen) „Entwicklungslehre und Darwinismus“ liest, der kommt zu der Ueberzeugung, daß die mit so verblüffender Sicherheit vorgetragene Ergebnisse der modernen Naturforschung doch auf recht schwachen Füßen stehen, und wird Dr. Hamann bestimmen, der zu dem Schlusse gelangt: „Die Summe der Naturkräfte sind die permanenten Willensäußerungen einer Einheit, welche der Naturforscher nicht vollständig aus der Beobachtung der Einzelheiten konstruieren kann, aber wahrlich doch noch weniger

\*) Dieser Aufsatz dürfte jetzt verdoppeltes Interesse erregen, da inzwischen die „trojanische Frage“ eine neue und zwar für die Schliemann-Dörpfeldsche Deutung verhängnisvolle Wendung genommen hat. Infolge der in diesem Sommer erneuerten Ausgrabungen, denen Deputierte des königl. pr. Kultusministeriums beigewohnt haben, hat Prof. Dr. W. Dörpfeld, Schliemanns langjähriger Gehülfe, sich genötigt gesehen, Alles umzustößen, was er mit Schliemann so lange gegen mich verfochten hatte: nicht mehr die „zweite Stadt“, wie Dörpfeld seit 1882 — er braucht dafür den unbezweifelbaren Ausdruck „anfänglich“ — glaubte, sondern Schliemanns „sechste Stadt“ (die Städte zählen von unten auf) soll nunmehr Troja sein. Eigentümliche Ironie des Schicksals, daß somit gerade

wegzulengnen das Recht hat. Denn gingen die Naturkräfte nicht von einer Einheit aus, wären sie nicht gegeneinander abgewogen, so könnten sie unmöglich etwas Harmonisches, in sich Fortbestehendes erzeugen. Diese Einheit ist doch wohl dieselbe, die der Mensch vor aller Naturforschung gefühlt und geahnt und mit dem Worte Gott bezeichnet hat. Das Berufschende ist der Wille, die Schöpfung die That Gottes.“

Unter dem bestimmenden Einfluß der in ihrer Art revolutionär wirkenden Entwicklungslehre hat sich die Vergleichung des Menschen mit dem Tier mehr und mehr zu Ungunsten des ersteren gestaltet, aber glücklicherweise ist das, was die „wissenschaftliche“ Aufklärung als sein Urbild hinstellt, nur ein Phantom. So weit die Forschung vorgebrungen ist in die Dürftigkeit der Naturvölker von heute und ehemals, nirgend fand sie den Menschen als einzeln umherstreifendes Geschöpf, sondern überall in sozialem Verbande, und die Ableitung der Vergesellschaftung aus Vereinzelung als Ergebnis urmenschlischer Ueberlegung, wie viel vorteilhafter jene sei, frisch nur längst überwundene Spekulationen des französischen Rationalismus wieder auf. Ebenso haltlos ist die Vorstellung von religionslosen Völkern, denn der Atheismus (im weitesten Sinne) ist nur ein Zerfetzungsprodukt, keineswegs eine normale Vorstufe in der Entwicklung der Menschheit, und genaue Prüfung hat die Religion jederzeit als uneräußerliches Erbe der Menschheit nachgewiesen. Kurz, die sogenannten Ursprünge der Religion, der Moral, des Staates oder nun gar der Sprache bei „unseren natürlichen Vorfahren“ zu suchen, ist nicht mehr ernste Wissenschaft. Die Anthropologie oder die Lehre vom Menschen, die sich bescheiden (!) als „Wissen“ vom Menschen geberdet und im weiteren Sinne auch Völkerkunde und Urgeschichtsforschung mit einbegreift, wähnt Entwicklung der Menschheit aus jener vorausgesetzten Urzeit, wo „Hände, Nägel und Zähne, dazu Steine und Baumäste als Waffen dienten“, durch eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit hindurch zu verfolgen und die mechanischen Fertigkeiten und Erzeugnisse, die Anfänge künstlerischer Thätigkeit, sowie die geistigen und sittlichen Beziehungen ur- und vorgeschichtlicher Völker zu erkennen, wenn sie mangels schriftlicher Uebersieferung deren rätselhafte Hinterlassenschaft, welche sie größtenteils im Schoß der Erde antrifft, aus Gewohnheiten, Leistungen und Sitten unserer Naturvölker deutet. Aber ihre Deutungen zaubern nur eine Märchenwelt hervor, weil ihnen falsche Voraussetzungen zu Grunde liegen, nämlich einmal, daß die Völker, denen sie nachspürt, samt und sonders Naturvölker, und zum anderen, daß alle Funde, welche sie deutet, Gebrauchsgerät Lebender gewesen seien. Beides ist nachweisbar irrig. Niemand hat bemerkt, daß fast alle diese Dinge — sogar für den Urmenschen des Darwinismus — ganz unbrauchbar und nur sinnbildliche Mitgaben, wie der Totendienst aller Völker sie forderte, nur Nachahmung des Gebrauchsgerätes waren. Diese anscheinend unentwidelten, in Wahrheit aber unfertigen und vernachlässigten, absichtlich aus minderwertem Material nur für Tote hergestellten Gegenstände stammen von Kulturvölkern her, sind Erzeugnisse einer nur für Totenstädte arbeitenden Industrie, mögen ihre Fundstätten beschaffen sein wie sie wollen. Zahlreiche Fundstätten gelten für Ansiedlungen oder Burgen, sind aber ebenfalls nur Nachahmungen für den Toten- und Ahnenkult. Mit der Feststellung dieser überraschenden Thatfachen werden die darwinistischen Deutungen vollständig als absurdum geführt.

---

Dörpfeld „anfänglich“ nicht das Richtige erkannt hat, er, der Ausgang des Winters alle Welt feierlich nach Troja einlud, weil „noch vielfach irrige Ansichten über den Zustand und die Bedeutung der Ruinen verbreitet seien!“

Die neueste Häutung wird voraussichtlich nur von Wenigen mitgemacht werden. Einer unserer berühmtesten Gelehrten, Archäologe von Fach, schrieb mir dieser Tage: „Hiffartil — Troja ist für Hrn. Schliemann verloren, und neue Entdeckungen des Hrn. Dörpfeld werden es nicht wiedergewinnen.“

## I.

## Die Verkennung der vorzeitlichen Funde.

Beginnen wir mit den Funden, die die erste Rolle spielen. Die auf uns gekommenen vorgeschichtlichen und antiken Thongefäße sind meist unglasiert und nicht versintert, d. h. nicht in der Masse verglast, mithin porös. Jedes Handbuch der Keramik sagt uns betanlich, daß erst Glasur Gefäße aus poröser Thonmasse dicht macht, was unsere Hausfrauen auch ohnedem wissen. Da mir dies aber von Virchow und seinem Planetensystem (vgl. die Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft seit 1884, die Wochenschrift „Ausland“ 1885, 24 und 1886, 8 u. a. m.) bestritten wurde, so mußte es experimental vor Augen gestellt werden. Deshalb machte ich im August 1888 im bayerischen National-Museum zu München mehrwöchentliche Versuche mit vorgeschichtlichen und antiken Gefäßen, welche die Direktion aufs liebenswürdigste zur Verfügung stellte. Die (unter genauer Angabe des jeweiligen Barometer-, Thermometer- und Hygrometerstandes auf der meteorologischen Säule vor dem Museum) täglich aufgezeichneten Ergebnisse und die daraus gezogenen Schlußfolgerungen sind in einem auf Veranlassung des Ausschusses des „Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ in dem „Jahrbuch für lothringische Geschichte und Altertumskunde“ (Metz, 1889) veröffentlichten (um nicht zu sagen begrabenen) Bericht unter dem Titel: „Experimentaler Nachweis, daß die in unseren Sammlungen befindlichen porösen Thongefäße für das praktische Leben nicht brauchbar waren“, zusammengestellt. Die „Schlußfolgerungen meiner Versuche“ sollten laut Schreiben des genannten Ausschusses vom 12. Februar 1889 (gez. E. Friedel) auf der Generalversammlung gedachter Vereine zu Metz im September 1889 als eine der üblichen Thesen zur Erörterung gestellt werden, aber die Protokolle dieser Versammlung (Berlin, 1890. E. S. Mittler & Sohn), die sogar den Titel jener Schrift durch Unterdrückung des Wortes „Experimentaler“ fälschen, sprechen nur von „Böttichers These“ (die überdies willkürlich und unvollständig aufgestellt worden ist) und verschweigen meine Versuche, während sie die Veröffentlichung von solchen, die zur erhofften Widerlegung der meinigen (auf Virchows Veranlassung) im märkischen Provinzial-Museum zu Berlin angestellt wurden, „Böttichers These gegenüber“ für wünschenswert erklären. Die Versuche „des mystischen Romantikers“, als welchen die Protokolle mich denunzieren, müssen also Virchow und seinen Planeten recht fatale Ergebnisse offenbart haben. In der That! Sie zeigten, daß jene Gefäße bei trockener und heißer Witterung schneller, bei regnerischer langamer, bei ersterer schon binnen achtundvierzig Stunden, bei letzterer in zwölf Tagen 30 bis 90 Prozent ihres Inhaltes (Wasser) durch Verdampfung auf ihrer ganzen Oberfläche bezw. insolge Durchsickerns verloren, während ein absolut wasserdichtes Terrafigilata-Gefäß mit „eingebrauntem Firnis“ (vulgo „Glasur“), das feststellen sollte, wie stark daran die gewöhnliche Verdampfung beteiligt sei, keine meßbare Niveauabnahme seines Inhaltes aufwies. Die Gefäßwände waren überdies binnen acht Tagen innen und außen stark mit Schimmel bedeckt. Somit war die starke Durchlässigkeit der porösen Thongefäße jederm, der sehen wollte, vor Augen gestellt, und nötigte zu den nachstehenden Schlußfolgerungen:

Viele vorgeschichtliche und geschichtlichen poröse Thongefäße wären zwar als Wasserfühliggefäße (maurische „Alkarazza“) brauchbar gewesen, weil das Ausschwitzen und Verdampfen des Wassers auf der ganzen Gefäßwand den übrigen Inhalt kühlt, aber diese Verwendung würde auf gewisse Formen und auf heiße Länder beschränkt gewesen sein, während doch alle Formen vertreten und nördliche Länder nicht minder reich sind an solchen Gefäßen, ausgenommen die großen Fässer (Pithoi), die dort nur selten sind. Als Vorrats- und Versandtgefäße für so wertvolle Flüssigkeiten wie Wein wären poröse

Gefäße absolut unbrauchbar, für andere nur bedingt brauchbar gewesen.\*) Trockene und feste Vorräte würden in nicht sehr heißen Klimaten darin verdorben, Früchte verkauft sein, und Getreide und Hülsenfrüchte gekümt haben, weil durchlässige Gefäßwände die Feuchtigkeit der Luft und des Bodens aufsaugen. Hauswirtschaftlicher Gebrauch im engeren Sinne, namentlich zum Kochen und Essen, ist völlig unentbar, weil die Gefäßwände sich voll verfaulender Substanzen fangen, nie völlig davon gereinigt werden können, und infolge davon bald unerträglich stinken.

Es liegt auf der Hand, wie vernichtend eine allgemeine Anerkennung dieser unabwiesbaren Folgerungen für Doktrinen sein muß, die in jenen Gefäßen Hausrat unentwickelter Völker sehen wollen und sich nicht einmal Rechenschaft darüber gegeben haben, warum denn die höchstentwickelten geschichtlichen Völker des Altertums ebenso durchlässige Gefäße, die auch sonst den „vorgeschichtlichen“ gleichen wie ein Ei dem anderen, neben glazierten und in der Masse verglasten gefertigt haben. Kein Wunder, daß die betreffenden Kreise sich gegen die Logik der Thatfachen verschließen! Seitdem die obenerwähnten Gegenversuche im märkischen Provinzial-Museum, deren Ergebnisse im „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ 1891 Nr. 1 veröffentlicht sind\*\*), meine Versuche von 1888 vollkommen bestätigt haben und anerkennen: „daß alle die in Rede stehenden Gefäße wirklich sehr durchlässig sind“ und „daß jeder weitere Versuch unter gleichen Verhältnissen mit anderen vorgeschichtlichen Thongefäßen“ (die Erwähnung der antiken ist hier vermieden, obwohl solche mit dabei waren) „immer dasselbe Resultat, d. h. immer einen Wasserverlust von 33 bis 95 % ergeben wird, deshalb eine starke Durchlässigkeit als erwiesen zu betrachten ist“, seitdem mithin diese im Grunde doch selbstverständlich gewesene Thatsache nicht länger geleugnet werden kann, auch allerlei Surrogate für Glazur, welche man dem vorgeschichtlichen Menschen angedichtet hatte, als da sind Bergpfeifen, Bergpfeifen, Berrufen, Ausschwenken mit Fett, als leere Vermutungen und obendrein als unwirksam erwiesen sind: sucht man den unabwieslichen Schlußfolgerungen mit ganz absonderlichen Ausflüchten aus dem Wege zu gehen. Zunächst schützt man vor: „Ursprünglich könnten jene Gefäße dichter gewesen sein, ihr Thon habe in der oft Jahrtausende langen Zeit, die sie in der Erde gelegen, unter dem Einfluß der Erdfeuchtigkeit eine auf physikalisch-chemischen Gesetzen (welchen?!) beruhende Umsezung (!) erlitten und dadurch sei die Undichtigkeit entweder erst hervorgerufen oder doch stark vermehrt worden.“\*\*\*) Dieser von Birchow erhobene Einwand ist, wie sofort einleuchtet, so unglücklich wie möglich, denn die niemals den Einflüssen des Grundwassers und der Tagewässer ausgesetzt gewesenen ägyptischen porösen Thongefäße, also Funde

\*) Wein wurde, wie bekannt, im Altertum in Schläuche gefüllt. Del scheint dagegen, nach pompejanischen Funden zu urteilen, auch in porösen Thongefäßen aufbewahrt worden zu sein, deren Poren es verklebte, indem es sich darin verdichtete. Bei Wasser kam es auf Verlust weniger an, hier ging Kühlen und Verhindern des Fauligwerdens vor. Darum sind in Spanien und anderen südlichen Ländern Alkarazza noch heute in Gebrauch. Alkarazza sind auch die großen thönernen Fässer (lotija, tinaja), die in Spanien für Wasservorräte und ihren Transport dienen, doch ist es selbstredend eine Fabel, daß sie „wie Weinfässer getellert“ würden und das Wasser „jahrelang“ frisch erhielten; bedingt doch schon ihre Durchlässigkeit ein beständiges Nachfüllen! Bezeichnenderweise teller und die Spanier den Wein nicht in solchen Fässern, füllen aber solche, die in den Schenkeln für Wäfte bereit stehen, täglich mit der landesüblichen Mischung von Wein und Wasser.


\*\*) Wiedermum unter Totzschweigen meiner Versuche! Man motivierte die eigenen damit, es sei „behauptet“ worden, daß zc. Vgl. auch meine Abhandlung a. a. O. 1892, Nr. 5 u. 6: „Die porösen Thongefäße der Vorzeit“.


\*\*\*) Thone sind Verwitterungsprodukte verschiedener Arten Feldspate, deren Silikate im Laufe von Jahrtausenden ausgewaschen oder durch Vegetabilien ausgefressen wurden. Je nachdem die Verwitterung eine schnellere oder langsamere, eine vollständige oder weniger vollständige war, je nachdem wird auch der entstandene Thon eine andere chemische Zusammensetzung, andere Eigenschaften bei der Verarbeitung und dem Brauche haben. Ganz unmöglich ist aber die Idee, dieser Prozeß wiederhole sich bei inzwischen gebranntem Thon, wenn dieser in Gestalt von Gefäßen wieder in den Boden gelangt.

aus fernsten Jahrtausenden im trockensten Klima der Welt, und nicht minder neugefertigte, mögen wir sie selbst herstellen, oder aus Ländern beziehen, wo sie noch heute als AlkaraZZa und (in Indien und S.-O.-Asien) als Totenmitgaben gebraucht werden, erweisen sich genau so durchlässig wie die vorgeschichtlichen und antiken. Mit der „Umkehrung des Thones“ nach „physikalisch-chemischen Gesetzen“ ist es also nichts. Dazu tritt noch ein technischer Irrtum. Man wendet ein: „Scharfer Brand, der die Gefäße verglast, kommt in vorgeschichtlicher Zeit höchst selten vor und ließ sich in der Regel als ein nachträglich (!) durch Zufall (!) entstandener erklären. Die Brenntechnik war noch nicht auf den Standpunkt gelangt, eine auf die zu brennenden Gefäße gleichmäßig verteilte Hitze zu erzeugen, welche eine gewisse Verglasung bewirkte (!); der Brand war immer nur ein relativ schwacher.“ Aus dieser Auslassung geht eine völlige Unbekanntschaft mit der keramischen Technik hervor. Zu Nutz und Frommen weiterer Kreise sei also daran erinnert, daß nicht die Stärke des Brandes, sondern die Thonart die Verglasung bedingt. Man unterscheidet die Thone nach ihrer Schmelzbarkeit in leichtflüssige und schwerflüssige. Nur der leichtflüssige Thon zerfließt infolge seines Gehalts an Alkalien schon bei relativ niedriger Temperatur, wie sie innegehalten werden muß, um das Zerpringen der Gefäße im Brennofen zu verhüten, und erstarrt (unter Verminderung des Volumens, „Schwinden“) zu einer klingend harten, im Bruche gleichförmigen und glasigen, ganz undurchlässigen Masse, d. h. er versintert. Das sind Porzellane, Steingut, echte Terra Sigillata. Schwerflüssiger Thon bedarf dagegen, falls nicht Flußmittel zugefügt werden, zum Zerfließen einer so enormen Hitze, daß jedes daraus gefertigte Gefäß vor Beginn der Verglasung bereits gesprungen wäre, und deshalb wurden und werden noch heute die bereits erwähnten AlkaraZZa aus solchem schwerflüssigen Thon gefertigt, bei dem man sicher ist, daß das Gefäß porös, wie es bleiben muß, wieder aus dem Brennofen kommt. Nun ist es eine charakteristische Tatsache, daß fast alle aus vorgeschichtlichen und antiken Gräbern herrührenden Gefäße aus dem gleichen schwerflüssigen Thon, der auch der billigste, weil überall vorhanden war, gefertigt sind, das will sagen, es wurde zu diesen das geringwertigste Material, das sonst nur zur Herstellung von AlkaraZZa (Wasserkühlern) diente, verwendet, und mithin rührt der vermeintlich „schwache“ Brand, der „Mangel an einer gewissen (!) Verglasung“ lediglich von der Verwendung eines Materials her, das (relativ) überhaupt nicht verglast, sondern des Zusatzes von Flußmitteln bezw. einer künstlichen äußeren Glasur bedarf. Wir gewahren also anstatt vermeintlicher „Primitivität“, die „eine auf die zu brennenden Gefäße gleichmäßig verteilte Hitze zu erzeugen“ nicht verstanden hätte, bewußtes wohlüberlegtes Handeln in vollkommener Beherrschung der Technik, und so kann auch die Vorstellung, „daß dichte Töpferware z. B. des vorgeschichtlichen Deutschlands zufällig später noch zum zweitenmale in einen Brand geraten und dadurch mehr oder weniger verschlackt worden sei“, vor den natürlichen Gesetzen der Keramik nicht bestehen. Unverständlich ist auch der Einwand, „damals habe es undurchlässige Gefäße überhaupt nicht gegeben, man habe sich die Aufbewahrung nicht so zu denken, wie sie von den Kulturvölkern geübt wurde“. Diese Behauptung ist von dieser Seite kommend um so seltsamer, als infolge meiner dem Meßer Kongress vorgelegte Denkschrift gerade die Glasurfrage dort eingehend erörtert worden ist. Neues ist freilich nicht dabei zum Vorschein gekommen, denn der bekannte Forscher Rawlinson hat schon in den sechziger Jahren altbabylonische glasierte Gefäße von 3000 v. Chr. in das „Britische Museum“ gebracht und assyrische, ägyptische, etruskische, griechische und römische giebt es in vielen Museen, so zu London, Paris, Rom, München, Trier und Köln. Schliemanns Sammlungen enthalten Scherben mit Glasur aus dem historischen Zion und aus dem Troja von Bunarbashi (vgl. „Troja“ S. 279, 80 u. 296), und das Museum der Ausgrabungen von Carnuntum, der zwei Stunden von Wien donauabwärts gelegenen alten Hauptstadt Pannoniens, besitzt Gefäße mit glänzender gelbbrauner Glasur, darunter zweifellos römische und keltische, dem Opferdienst angehörige Typen, z. B. „Drillingsgefäße“, das

sind zu dreien vereinte, wie wir sie auf ägyptischen Tempelbildern in der Hand opfernder Priester sehen. Alle jene Glasuren bestehen aus tiefsauren Alkalien und sind an sich durchsichtig, weshalb das Gefäß, wenn es farbig werden sollte, vor dem Glasiren mit Farbe überzogen werden mußte. Dazu tritt als eine besondere Glasur „der eingebrannte Firniß“ der echten Terra sigillata und der gräcoitalischen Vasen, wahrscheinlich ein leicht schmelzbarer Glasfluß aus eisenoxydhaltigem Gestein, nach Brogniart ein Silicate alcalin et terrenx. Schließlich sind Erzeugnisse einer nordeuropäischen und unserer uralten „Bauern-Keramik“ (von Höhr, Grenzhanfen, Siegburg, Raeren, Frechen, Kreussen u. s. w.) vorausgegangenen Keramik, die so dicht und brauchbar sind wie antike echte Terra sigillata und ägyptisches „Porzellan“, nämlich Gefäße aus versintertem Thon, die oft auch die dem Steinzeug eigene Satzglasur anweisen, in unseren Museen gar nicht so selten, wie behauptet wird. Es steht also trotz vorurteilsvollem Widerspruche oder Leugnen fest, daß alle alten Kulturvölker neben jenen durchlässigen auch glasierte und versinterte Thongefäße gefertigt haben. Eine nicht minder sichere, aber ebensovwenig gewürdigte Thatsache ist es, daß sowohl altägyptische Töpfscherben (häufige Funde, die „fast nur noch aus Glasur bestehen, weil die weiche Thonmasse bis auf wenige Reste verwittert ist“), als auch babylonische und antike unter der Glasur die gleiche poröse Masse wahrnehmen lassen, aus der die durchlässige Ware besteht, und daß Exemplare der letzteren zuweilen einen durch verlaufene Ränder gekennzeichneten Klecks Glasur haben, Beweis, daß dieselben aus einer Töpferei hervorgegangen sind, wo andere ihresgleichen glasiert wurden, während sie selbst mit diesen Klecks vorlieb nehmen mußten. Within kann es nicht bezweifelt werden, daß jene durchlässige Ware je nach den an sie gestellten Anforderungen entweder glasiert wurde oder nicht. In letzterem Falle blieb sie durchlässig, was notwendig für Wasserkühlgefäße, gleichgültig für Tempel- und Gräberspenden war. Das ist also tatsächlich nur unfertige Ware, darum also entweder ganz roh und ungeglättet oder gefärbt und schon poliert, oder bereits angestrichen bezw. bemalt. Es war der anthropologischen Forschung vorbehalten, Fabrikationsstadien für Kulturentwicklungsstufen zu nehmen und Unfertigkeit oder Vernachlässigung aus Unvermögen im Sinne der darwinistischen Theorien zu deuten. Und wie einfach liegt die Sache! Für Totengefäße und Tempelspenden ordinären Thon wählen, auf Politur, Verzierung oder Glasur verzichten, sich mit ganz roher Arbeit, die aus der Hand anstatt mit der Töpferscheibe formte, begnügen, das hieß unnütze Kosten sparen, denn der Tote hatte ja nach dem Glauben jener Zeiten alles, was ihm sinnbildlich in das Grab gelegt wurde, drüben in Vollkommenheit, mochte die Mitgabe auch noch so ärmlich, oder gar wie in Aegypten nur durch Zeichen oder Malerei angedeutet sein, und die Tempel nahmen wie noch heute selbst die ärmlichste Spende. Laudanda voluntas! Dem entsprechend ist auch die verhältnismäßige Seltenheit glasierter Gefäße in unseren Museen sehr erklärlich: in das Grab kamen glasierte Dinge selten, in der Oberwelt aber, unter tausend zerstörenden Einflüssen blieben sie selten erhalten, zumal da die Glasur der weichen Thonware des Altertums leicht abblättert. Freilich müssen ja unglasierte poröse Gefäße vereinzelt auch an Wohnstätten angetroffen werden, da sie von Lebenden gefertigt wurden und zu einem Teil (im Süden und in gewissen Formen und Größen) Wasserkühlgefäße waren, aber viele Fundorte werden irrtümlich für Wohnstätten gehalten, weil sie nicht mehr die Spur von Gebeinen, sondern nur noch Mitgaben aufweisen, oder weil sie überhaupt nur sinnbildliche Gräber, d. h. solche sind, die selbst in Fällen, wo der Leib verloren gegangen, eingerichtet und rite mit allen Mitgaben ausgestattet wurden. Dazu kommt dann ferner die Thatsache, daß man es im Altertum liebte, in der Anlage der Gräber und Totenstätte Wohnstätten und Tempel geradezu nachzuahmen und zum Schauplatz eines organisierten Toten- und Ahnenkultus zu machen.

Dieser Kult rief eine eigens mit der Anfertigung von Simulakern für Tempel und Tote beschäftigte Gewerbtätigkeit hervor. Nennen wir sie Totenstadt- oder Nekropolen-Industrie. Diese mußte billig arbeiten, oft sehr billig. Daher das

mindertwerte Material, daher oft Mangel an Sorgfalt! Darum finden wir an Gefäßen zuweilen einen massiven Ansatz anstatt einer Ausgüßröhre, an Sieben, Seihern und Räuhergefäßen nur Punkte oder Eindrück anstatt der Löcher, und darum ist die Ornamentik meist nur flüchtig angedeutet. Die Totenmitgaben mußten aber nicht nur billig, sondern auch dauerhaft, geradezu von ewiger Dauer sein, denn die Toten verfaßten, wie man glaubte, über das ihnen Zukommende im Jenseits nur so lange, wie die Lebenden zu plagen. Dem sollte natürlich vorgebeugt werden. Billig und zugleich von ewiger Dauer sind Thon und Stein, und deshalb wurde dies Material auch für Dinge verwendet, die sonst aus Metall gefertigt zu werden pflegten. Dabei wurden die gewohnten oder symbolischen Formen beibehalten. Viele und gerade die besten Thongefäße verraten diese Nachahmung durch scharfkantige, dünnwandige, oft sehr zerbrechliche und geradezu nur für Metall statthafte Formen, sowie durch gewisse, nur an Metallgefäßen verständliche seitliche Ansätze für Ringe, Bügel oder hohe (etruskisch geartete) Ornamente. Recht lehrreich sind in dieser Beziehung die in Schliemanns „Sammlung trojanischer Altertümer“ in Berlin befindlichen und in seinem Buche „Ilios“ abgebildeten „Flügelvasen“, deren Auswüchse (Flügel) nur für Metall erlaubt, in Thon aber so schwierig herzustellen und so zerbrechlich sind, daß die Metropolentöpferei sie meistens nur andeutete, und zwar durch den  förmigen Schnürtel, den ihre Basis auf der Vasenwand bildet, worüber Vergleichung der Abbildungen a. a. D. Nr. 349, 354, 355 u. 1144 bezw. der Originale selbst, an denen alle Uebergänge bis zur bloßen Punktierung erscheinen, völlig aufklärt. Wenn abstruse Gelahrtheit in diesem Schnürtel ein Schriftzeichen erblickt, so ist das wieder recht charakteristisch.

Für die meisten der in Rede stehenden Gefäße läßt sich aus eigentümlicher Form und Ornamentik ihre ausschließliche Bestimmung für den Toten- und Ahnenkult ebenso exakt feststellen, wie die Naturforschung Tiere, Pflanzen und Minerale klassifiziert. Ich habe schon vor zehn Jahren in der Berliner „Zeitschrift für Ethnologie“ (vgl. Jahrgang 1883, S. 157 ff. u. Tafel IV) und damals noch unter dem Beifall eines Virchow nachgewiesen, daß alle Gesichtsurnen, seien es nord- oder osteuropäische, etruskische oder Schliemanns „Eulenvasen“ von Hissarlik, drei Gruppen bilden, indem sie in Uebereinstimmung mit den ägyptischen Kanopen entweder nur Vogeltypus, oder einen gemischten Typus (Vogel mit Menschenohren), oder drittens einen rein menschlichen (charakterisiert durch den Mund) aufweisen. Virchow nannte das noch 1884 (a. a. D.) „wichtige Fingerzeige“. In jenen drei Typen tritt uns das ägyptische, aber nicht auf Ägypten beschränkte Seelen Sinnbild entgegen, das hieroglyphisch wohlbekannt. Die ägyptischen Bildwerke und Bilder stellen es als Vogel, oder als Vogel mit menschlichen Ohren, oder als Menschenanitz auf Vogel Leib dar. Wo es auf Urnen erscheint, versinnbildet diese den Vogel Leib, daher die bauchige Form und der das Gesicht tragende Hals! Oft fehlen auch die Flügel nicht, oder sind wenigstens in abgekürzter Form (siehe oben das Zeichen ) angedeutet. Vgl. z. B. „Ilios“ Nr. 231 und Nr. 233. So ist es also unabweisbar, daß alle Gesichtsurnen im Einklang mit den ägyptischen Kanopen dem Totenkult angehören und weit entfernt von der ihnen von unseren Anthropologen vielfach zugewiesenen Rolle als Ziergefäße (!) Aschenurnen waren, während die Kanopen der Ägypter die inneren Teile der Mumie bewahrten. Bekanntlich bergen die Gesichtsurnen wirklich in der Regel menschliche Reste, Asche und kleine Knochenstücke. Dann „erkennt“ auch die herrschende Doktrin Totenurnen, sonst aber — häusliche Ziervasen. Als ob Ausnahmen, Auffindung leerer Exemplare — ich erwähnte bereits die sinnbildlichen Bestattungen — die Regel aufhoben! Die Doktrin geht von der Vorstellung aus, jede erste beste Vase aus dem häuslichen Besitz sei gelegentlich als Aschenurne verwendet worden, und ignoriert hartnäckig den ihr aus dem ägyptischen Totenkult nachgewiesenen wahren Sachverhalt, Beweis von Mangel an Wahrheitsliebe.

Die ägyptischen Gesichtsburnen hatte niemand beachtet. Ihr Seelenfinnbild erscheint auch in Kleinfunden, in geflügelten Figürchen und anderen, so auch in den „Eulenidolen“ von Hissarit und ähnlichen von Tiryns und Mykenä, und kennzeichnet sie als Amulette für Tote. In der „Zeitschrift für Ethnologie“ 1883 (S. 159 u. Tafel IV), im „Ausland“ 1884 (Nr. 15), sowie neuerdings im *Compte rendu des Parisier Anthropologen-Kongresses von 1889\** (Paris, E. Leroux, 1891) findet sich ferner mein mit zahlreichen Abbildungen belegter Nachweis, daß gewisse, unseren Theekannen übliche Typen, nämlich Kannen mit einem oder auch mehreren Ausgüßröhrchen (Schliemanns „Saugfläschchen für die trojanischen Kindlein“!!!), sowie weiter eigentümlich gekuppelte „Zwillings- und Drillingsgefäße“ dieselben sind, die in ägyptischen Kultusdarstellungen auf den Wänden der Tempel und Gräber, sowie im Totenbuch stets als Trankopfer-, Rauchopfer- und Speisopfer-Gefäße in der Hand opfernder Pharaonen und Priester erscheinen. Einen anderen Zweck können sie auch anderswo nicht gehabt haben, da man im Altertum, soweit bekannt, noch nicht Thee und Kaffee trank, und da oben drein die Vervielfachung der Ausgüsse und Behälter ihren häuslichen Gebrauch geradezu aberwitzig gemacht hätte. Die Kannen mit mehreren Ausgüssen, sowie die Zwillings- und Drillingsgefäße dienten dazu, mehreren Göttern oder Geistern (Ähnen) zugleich zu opfern, um keinen der besannlich sehr eiferfüchtigen zu beleidigen. Da diese Formen im christlichen Messgerät wiederkehren (vgl. z. B. die Abbildung von „vases contenant les trois huiles“ in Drillingsgefäßform in der *Revue de l'art chrétien* 1884, XXVII. 3. II. 2.), so ist es bei dem bekannten Zusammenhang des christlichen Kirchengewäres mit heidnischem vollends sicher, daß sie ursprünglich allgemein und ausschließlich dem Skult angehört haben. Wo solche Gefäße vorkommen, da liefern sie mithin den Beweis, daß man dort den Göttern und göttlichen Ähnen geopfert und die Gefäße einem Heiligthum als Weihgeschenk hinterlassen oder Toten für ihre Opfer im Jenseits in das Grab gelegt hatte, wobei die Qualität nicht ins Gewicht fiel. Noch eine große Zahl von Formen habe ich als heidnisches Kultgerät nachgewiesen (vgl. die Abbildungen in dem oben-erwähnten *Compte rendu*), doch werden diese Beispiele hier genügen.

Die Gegner meiner Anschauungen haben nicht vermocht, an den ihnen vorgehaltenen Thatfachen auch nur zu rütteln, und schweigen sie tot, weil sonst ihre unter der vor-eiligen Voraussetzung, daß jene Gefäße wirtschaftlichen Zwecken gedient hätten, aufgebaute Märchenwelt zusammenstürzt. Die in unseren Museen so massenhaft aufgestapelten Gefäße enthielten nicht Kultur und Wechselbeziehungen der Völker, sagen nichts, als daß sie in meist roher Nachahmung des wahren Tempel- und Hausrates, der uns nicht überliefert worden ist, gut genug waren 1. für Tempelabraumgruben, wo die wertvollen Gaben untergebracht wurden, und 2. für Tote, denen nicht die eigene Habe, sondern eine buntschneidige Menge von Dingen, und mehr kultische als profane, unter Beisteuer der ganzen Verwandtschaft und Freundschaft in das Grab gelegt wurde, reiche und arme Gaben, weshalb so oft vollendete Kunst und ungläubliche Rohheit vereint sind. Diese Erkenntnis führt aus einer Märchenwelt in die Wirklichkeit. Wollen wir uns noch länger von einer Fata morgana wasführen lassen?

Die geschilderte Nachahmung erstreckte sich auf alles und jedes. So wären auch die anthropologischen (bezw. archäologischen) Spinn- oder Spindelwirtel von Thon, Stein oder Glas zum Spinnen ganz ungeeignet gewesen, wie Veruche darthun. Im Altertum spann man ohne Spinnrad. Die Spinnerin hielt in der linken Hand den Koden, zupfte daraus mit der rechten die Fibern und drehte sie zwischen Zeigefinger und Daumen spiralförmig zum Faden. Bevor sie aber dies Gebilde auf die Spindel (Spule) wickelte, mußte sie es durch Drehen festigen. Deshalb hatte die Spindel, die an dem

\*) Auf diesem Kongress gab Herr S. Reinach vom Museum St. Germain, einer unserer ersten Archäologen, in offiziellem Auftrage einen vorzüglichen Auszug aus der von mir dem Kongress vorgelegten Schrift „Schliemanns Funde von Hissarit eine Hinterlassenschaft des Toten- und Ahnentumes“, und reproduzierte meine Zeichnungen auf einer großen Tafel.



(in ihren Schlitzen festgeklemmten) Faden hing und in dem Maße, wie dieser im Fortschritt der Arbeit länger wurde, nieder sank, am unteren Ende einen Knopf, den „Wirtel“ (besser Wirbel), den die Finger in eine Drehung um seine Ase verriefen. Diese übertrug sich auf die Spindel und den Faden, der, bis dahin ein lockeres Gebilde, erst dadurch die nötige Festigkeit erhielt. Der Wirtel bestand natürlich aus leichtem Material, Holz oder Flechtwerk mit Gips, wie ägyptisches Spinngerät aus jenen Zeiten bekundet. Steckt man aber einen der in unseren Museen ausliegenden Wirtel von Thon, Stein oder Glas und 5—10 cm Durchmesser an die Spindel, so zerreißt der noch nicht fest gedrehte Faden. Diese Funde können also, weil zu schwer, nicht zum Spinnen gebraucht worden sein, und hiermit harmonisiert es, daß ihre Durchbohrung bald maßlos weit, bald für die dünnste Spindel zu eng ist, so daß man sie höchstens auf eine Schnur ziehen könnte. Dies ließe nun an „Reifen für Fischer“, auch ein anthropologisches Requisite, denken, doch ist das durch ihre ausgesprochen ornamentale Erscheinung ausgeschlossen, auch fehlt sogar oft die Durchbohrung. Es kommen auch sehr kleine Exemplare und zwar in den buntesten Farben vor und werden schließlich Perlen. Nun hat man diese Funde wohl in Hissarlik, wo sie massenhaft auftraten, als Weihgeschenke für „Athena Ergane“ gedeutet, aber doch immer für wirkliches Spinngerät gehalten, während sie doch nur Simulaker sein können. Daß sie dies thatsächlich waren, nämlich totendienstliche Opfergaben, die als Lebenssinbilder in das Grab oder auf den Opfertisch der Gräbertempel gelegt, auch wie Rosetten an der Pforte und den Wänden der Grabkammer, sowie auf Grabsteinen angebracht wurden, habe ich längst nachgewiesen (vgl. „Ausland“ 1884, Nr. 15 und Comptes rendu d. P. Anthr.-Kongr. 1889 mit Abbildung identischer Ornamente auf ägyptischen, kleinasiatischen und europäischen Exemplaren). Den Grund für diese Symbolik suche ich in dem univeralen Gleichnis, daß die Schicksalsgöttinnen „den Lebensfaden spinnen bzw. abschneiden“. Lebenssinbilder wurde natürlich der Teil des Spinngerätes, mit dessen Hilfe der Faden gedreht, also gefestigt wurde. So zeigt gerade der „Wirtel“ unfehlbar Totenkultstätten und Gräber an, wo eine verblendete Anthropologie vorgeschichtliche Ansiedlungen mit spinnenden Frauen in schmucker Häuslichkeit erschaut, und so verstehen wir erst, wie der „Spinnwirtel“ gepaart mit dem Schwert und der Streitaxt im Grabe der Männer erscheinen kann. Wie komisch wirkt es nun, wenn Hissarlik, wo nicht Waffen, aber 25000 (!) solcher Sinnbilder gefunden wurden, die vielfach haufenweise beisammen lagen und nach sicheren Anzeichen (vgl. Schliemanns Buch „Troja“ S. 114 u. 152/53, sowie Wirtel Nr. 6046 mit Bronzenagel darin in der Berliner Schliemann-Sammlung) an den Wänden angenagelt waren, als eine Wohnstätte, als das homerische Troja hingestellt wird! Wahrlich, auch die sogenannten Spinnwirtel zeigen uns, daß die vor- und urgeschichtlichen Theorien der Anthropologen nur Märchen sind.

Nicht minder hat unsere anthropologische Forschung die Natur der Dinge in Beurteilung der Werkzeugfunde auf den Kopf gestellt. Höchstens für die Geister brauchbar wären thönerne Messer, Nägel, Bohrer, Hämmer und Aelte, wie sie nicht selten in altitalischen, etruskischen und nordeuropäischen Gräbern und zu Hunderten in babylonischen Ruinenhügeln gefunden worden sind, z. B. in denen des uralten Tempels von Eridu, heute Abu Shahrjn: vgl. Rawlinson, Ancient Monarchies I p. 120 und J. E. Taylor im Journal of the Royal Asiatic Society vol. XV p. 404 ff. nebst Abbildungen, die u. a. thönerne Aelte von der Form zeigen, die noch heute für eiserne üblich ist; auch Schliemann bildet im „Ilios“ unter Nr. 342 u. 343 thönerne Haken ab, deren Blatt Löcher zum Anageln aufweist. Die ausschließlich totendienstliche Bestimmung solcher Dinge von Thon liegt auf der Hand, und „Aelten“ von Hirschhorn oder Knochen gegenüber werden wir ebensowenig im Zweifel sein. Schwieriger wird die Sache bei Beurteilung des Steingerätes. Hier gilt es scharf zu unterscheiden, und das ist bisher nicht geschehen. Unbestreitbar leben gewisse Naturvölker noch heute in ihrer Steinzeit, und solche Völker hat es schon vor Jahrtausenden

gegeben; aber die anthropologische Forschung behauptet, daß jedes Volk seine Steinzeit durchgemacht habe, in der es, unkundig der Metalle, sich mit steinernen Waffen und Werkzeugen beholfen habe, und sie unterscheidet sogar eine ältere (paläolithische) und eine jüngere (neolithische). Diese Behauptung stützt sich auf Steingerätfunde, trotzdem diese, wie gleich nachzuweisen, größtenteils nur mit Hilfe metallener Werkzeuge gefertigt sein können und in trockenen Klimaten regelmäßig, in feuchten noch häufig im engsten Verein mit gleichgeformten von Metall gefunden worden sind, soweit der Rost letztere verschont hatte. Wie trügerisch diese Steinfunde sind, geht aus Folgendem hervor. Fast alle Museen besitzen, wie ich schon vor Jahren wahrgenommen, viele Steingeräte von den eigenartigen altüberlieferten Formen verschiedener Schmiedewerkzeuge, darunter Hämmer von dreieckiger Form, die mit ihrem ganz nach dem breiten Ende verschobenen Stielloch unseren eisernen Sechshämmern und Löhkolben zum Berwechselfen gleichen. Wägen nun immerhin steinerne Schmiedehämmer bei Negervölkern und noch im vorigen Jahrhundert sogar bei irdischen Groß- und Kesselschmieden nachgewiesen sein, so sind doch die massenhaft in den Museen aufgespeicherten trotz ihrer scharfkantigen Form jeder Spur von Gebrauch völlig bar. Sie wären auch viel zu schwach zum Gebrauch, namentlich am Stielloch, wo sie gerade massiver als metallene sein müßten. Das sind also, so gewiß wie die von gebranntem Thon und von Hirschhorn, nur sinnbildliche Nachahmungen oder „Simulaker“. Ebenso steht es mit denjenigen Typen, die für Holzarbeiterwerkzeug und Streitäxte angesehen werden, jedoch entweder unverhältnismäßige Länge bei Schmalheit oder zu geringe Dicke oder scharfe Grate, Spitze lang ausgezogene Eden und auffallend geringe Wandstärke am Stielloch, also Formen haben, welche nur das zähe Metall, nicht aber der spröde Stein gestattet. Das Material schreibt die Formen vor, und die soeben gekennzeichneten sind für Stein so unmöglich wie etwa die T-Eisenform für Holz. Es kann sich also auch hier nur um Simulaker handeln, und die an manchen sogar nachgeahmten Gußnähte (wie der Bronzeuß sie mit sich brachte) müßten schließlich auch dem Voreingenommensten die Augen öffnen. Welche erstaunliche Verblendung gehört dazu, daß Virchow behauptet: „die metallenen Äxte hätten die überlieferten Formen der steinernen fortgesetzt“ (!!!) und „die Anwendung der Steinwaffen und Werkzeuge reiche soweit hinein in die Metallzeit, daß man sogar die Formen der Metallgeräte wieder auf die Steingeräte übertrug“ (!!!). Freilich hat man sie übertragen, aber nicht nur auf Stein, sondern auch auf Thon- und Knochengерäte, und nicht „wieder“, sondern von jeher, so in Chaldäa nachweislich schon zwischen 3000 und 4000 v. Chr., und einzig und allein für Totenmitgaben.

Die Museen zeigen uns diese steinernen Simulaker in allen Stufen der Anfertigung: sie sind entweder erst roh zugeschlagen, verraten aber schon eine nur für Metall zulässige Form (was sogar an Feuersteingerät, dem vermeintlichen Ausdruck ursprünglichster Ursprünglichkeit, hervortritt), oder sie zeigen Anfänge, Fortschritte und Vollendung der Glättung, wobei nicht selten die eine Seite schon geglättet und geschliffen, die Kehrseite aber noch ganz roh ist. Das sind die Unterlagen der Anthropologen für „ein Zeitalter des geschlagenen Steins“ („paläolithische“ oder ältere Steinzeit) und für eines „des geschliffenen Steins“ („neolithische“ oder jüngere Steinzeit)!!! In nur zugeschlagenen Exemplaren ist noch kein Stielloch gebohrt, dies erscheint erst in vorgezeichneten Arbeiten und dann in jedem Stadium der Bohrung. An der Bohrfrage scheitern unsere Anthropologen wieder einmal. Sie, die ihre „vorgeschichtlichen“ Menschen die ungeheuren Steinblöcke der megalithischen Bauwerke, bekanntlich Fundstätten des Steingerätes, ohne Maschinen auf die in geschlossenem Kreise stehenden mannhohen Pfeiler heben lassen, haben auch ein Bohrverfahren ausgekügelt, das, ihnen zu glauben, in echt darwinistischem Geiste der nucleus des unsrer gewesen wäre: anstatt des heute üblichen mit Schneideedelsteinen besetzten metallnen Bohrers hätte der vorgeschichtliche Mensch ein Holz oder (schon ein Fortschritt!!!) einen Röhrenknochen auf dem mit angefeuchtetem Sand bedeckten Stein solange in schnelle Drehung versetzt, bis

das gewünschte Loch von dem scharfkantigen Quarzsand gebohrt war. Nun lieben unsere „Vorgeschichtler“ doch ihre Theorien auf die Zustände der Naturvölker von heute zu stützen, haben aber nirgend Stein weder nach ihrer, noch nach anderer Methode bohren gesehen. Die Naturvölker schlechten Steine aus dem Geröll der Flüsse und Bäche an den Stiel, und was sie, wie Südbsee-Insulaner und Indianer, an gebohrtem Stein besitzen, das sind Funde aus den Zeiten, die auch die rätselhaftesten Bauwerke dort hinterlassen haben, und Gegenstand allerlei Aberglaubens. Tout comme chez vous! Die Berichte der anthropologischen Reisenden sind voll von Fabeln. Was soll man dazu sagen, daß ein Powell ernsthaft erzählt, die Neu-Seeländer bohrten den Stein dadurch, daß sie ihn glühten (mürbe machten) und dann fortgesetzt Wasser darauf träufelten! Da wäre also ein bekanntes Sprichwort ausgenutzt. Man glaubt sich dreihundert Jahre zurückversetzt in das Zeitalter der berühmtesten Reiselitteratur! Versuche der Anthropologen mit Drehholz und Quarzsand haben nur ganz minimale Ergebnisse bei ungeheurem Zeit- und Arbeitsaufwand erzielt und waren auf Steinarten beschränkt, die in der Härtestkala unter dem Quarz (dem Bohrsand) stehen. Natürlich können Steine, die härter als Quarz sind, mit diesem nicht einmal geschliffen und poliert, geschweige denn geschnitten und gebohrt werden. Härter als Quarz sind aber die meisten der zu Hämmern, Aetzen u. s. w. verwendeten Steinarten und konnten also nur mit Edelstein geschnitten und gebohrt werden, was metallne Fassung der Schneidesteine, oder, wenn Steinpulver verwendet worden, ein Metallblatt bezw. eine metallne Röhre, eigentlich Stahl, voraussetzt. Dementsprechend hat Fлиндерс Petrie schon vor 8 bis 9 Jahren an altägyptischen Sarkophagen und Gefäßen von Stein die Verwendung edelstein- armierter Bohrer und Sägen an untrüglichen Spuren nachgewiesen. So widerlegt auch der Schnitt und die Bohrung der härtesten Steine die anthropologischen Theorien. Unseren leitenden Anthropologen, meist Mediziner und Philologen, fehlt es an praktischem Blick und technischem Verständnis. So hätten sie, um auf die „der jüngeren Steinzeit“ zugeschriebenen Bauten aus gewaltigen Felsblöcken zurückzukommen, sofort einsehen müssen, daß Bauten, wie der bekannte „Denghoog“ bei Wennigstedt auf Sylt (ein „Gang-Grab“ genannt, weil, wie im Süden, z. B. im urzeitlichen Griechenland, ein langer Gang, Dromos, zur Grabkammer führt), nicht ohne sehr starke Winden und Hebezeuge mit Flaschenzug errichtet worden sein können, einfach deshalb nicht, weil man soviel Leute, wie zum Heben dieser kolossalen Steinblöcke erforderlich gewesen wären, gar nicht „anstellen“ konnte. Die Anwendung von Maschinen setzt entwickelte Kultur voraus. Erfasht man nun diese vermeintlich steinzeitlichen Bauten, wie man muß, in ihrer Gesamtheit rings an den Küsten von Europa und Nordafrika und berücksichtigt die dort überall (auch an unseren Küsten) so häufigen Funde phönizisch-ägyptischer Bildwerke, deren „Import“ ganz willkürlich den Römern zugeschrieben wird, so erkennt man als Urheberin aller dieser Bauten die weitverbreitete phönizische, ägyptisch beeinflusste Kultur, deren Spuren in Griechenland jetzt mykenische genannt werden.

In ihren Formen, sowie in dem mehr oder weniger vorgeschrittenen Stadium ihrer Bearbeitung stimmen nun sowohl die europäischen wie die asiatischen Steingeräte merk- würdig überein, wie ich teils an den Originalen in den Museen zu Kiel, Berlin, Dresden, Leipzig, Breslau, Görlitz, Nürnberg, München, Wien und am Rhein, teils nach Abbildungen festgestellt habe. Sie gleichen sich alle und fanden sich sowohl in hier und da entdeckten Anfertigungsstätten (samt Abfällen), wie auch in Gräbern in allen Stadien der Bearbeitung. Der darwinistischen Richtung gelang es auch hier, Fabrikationsstadien für Kulturstufen zu nehmen, was gerade so ist, als wollte man über etliche tausend Jahre die Stadien, welche heute z. B. eine Nähmadel in der Fabrikation durchläuft, verschiedenen Zeitaltern zuschreiben.

Die Unbrauchbarkeit dieser Hämmer, Aetze u. von Stein wird dadurch nicht wider- legt, daß es Forschern gelang, mit flachen, nicht durchlochtem, an den Stiel geflochtenen Steinägten schwache Kiefern, also die weichste Holzart, aber selbst diese nur unter

unverhältnismäßigem Zeit- und Kraftaufwand zu fällen. Der „vorgeschichtliche“ Mensch war praktischer. So hat er auch die Pfähle seiner „Pfahlbauten“, wie die glatten Fieblflächen lehren, mit metallenen Nektzen zugespitzt, eine um so wichtigere Beobachtung, als sich in der Regel nur Steinwerkzeuge dort gefunden haben. Für diese hatte der Kultus Verwendung. Ich erinnere an die germanische Abgrenzung des Landeigentums, an die Heiligung der Marken, Segnung der Braut und Weihe des Scheiterhaufens mit dem unserm Donar (Thor) geheiligten Steinhammer, auf welchen auch steinerne Brantwaffen der Fürsten als Sinnbilder göttlicher Gewalt zurückgehen. Aus Kultbräuchen erklärt sich auch gewisses vielberufenes Feuersteingerät. „Feuersteinmesser“ sind nur scharfe Splitter und Spähne, die nach der Bibel von den Semiten, nach Herodot auch von den Ägyptern, erweislich ferner von den Azteken, Toltelen, Maya u. s. w., und wahrscheinlich also von vielen anderen Kultur-Völkern zu chirurgischen Operationen (z. B. zur Circumcision, Trepanierung, Amputation) verwendet wurden, mithin nirgend von vornherein für Notbehelf eines darwinistischen Urmenschen hingestellt werden dürfen. Dies gilt auch von kleinen Sägen, Haken und Meißeln aus Feuerstein und Obsidian, da auch sie in Ägypten chirurgische Verwendung (nach Herodot bei den mit der Mumifizierung verknüpften Obduktionen) fanden und den Toten mitgegeben wurden. Sie sind auch dort häufige Gräberfunde. Was bleibt nach alledem noch an Unterlagen für die (in Ägypten und Babylonien selbst für Darwinisten nicht nachweisbare) Steinzeit? Sehr wenig! Selbst die „Feuersteinmesser der Höhlenbewohner“ lassen uns fragen, ob nicht diese Höhlen (oder doch viele) nur zur Beisehung von Toten benutzt wurden, wie es in Ägypten feststeht. Unerröselich blieb bis heute, daß jemals nur Naturvölker gelebt hätten, unergündet der Urprung der ältesten Kultur, und so lange gerade für die ältesten bekannten Kulturvölker, Babylonier (Sumerier), Ägypter und Indier, Spuren einer Steinzeit gar nicht auffindbar bleiben, darf überhaupt nicht behauptet werden, daß jedes Volk eine Steinzeit durchgemacht habe. Das bleibt eine in der Luft schwebende Voraussetzung. Thatsächlich konnte alle Forschung immer nur Stein- oder Kulturvölker nebeneinander zeigen, nur das erhärten, daß unzivilisierte Zeitgenossen der alten Kulturvölker gleich manchen Naturvölkern von heute sich mit Stein beholfen haben, und daß (eine erst von mir gefundene Thatsache) die alten Kulturvölker Stein ausschließlich im Kult verwendet haben, und zwar 1. im Altardienst, 2. in der damals bekanntlich dem Kult angehörigen Heilkunst und 3. im Totendienste. Die Verwendung im Altardienste beruhte auf dem noch unerklärten Verbot des Eisens als unrein. Schon 1884 habe ich in der „Zeitschrift für Museologie“ (W. Völsch, Dresden) S. 181 auf 2. Mos. 20, 25, 5. Mos. 27: 5, 6, und Josua 8: 30, 31 aufmerksam gemacht, wo die Berührung des Altars mit Eisen verboten ist, „da es ihn entweihet“. Eisen war also in der Priesterprache unrein. Diese mosaische Vorschrift spiegelt selbstredend, da Moses aus der ägyptischen Priesterschule hervorgegangen ist, die ägyptische, also wohl allgemein die heidnische wieder, daher die Nachricht des Eudus (De Mens. I, 31), daß Numa Pompilius den Priestern geboten habe (wörtlich): „sich das Haar mit einer ebernen, nicht mit einer eisernen Schere zu schneiden“ (sonst wurden sie unrein)! Nun erklärt sich auch der Ausschluß des Eisens aus der Chirurgie, da diese von Priesterhand ausgeübt wurde. Aber warum galt Eisen als unrein? Vielleicht hängt das damit zusammen, daß der Volksmund seit Alters das Eisen „süchtig“ nennt, weil von (nicht desinfiziertem) Eisen verursachte Wunden erfahrungsmäßig leicht bösartig werden. Im Totendienste erklärt sich die Vermeidung des Eisens aus dem allgemeinen Verbot im Kult; dazu kommt die Erfahrung, daß dies Metall am wenigsten dem Anspruch auf Dauerhaftigkeit der Mitgaben genügt, da der Rost es verhältnismäßig schnell und vollständig zersetzt; hier waren Bronze und Kupfer vorzuziehen, Gold und Stein aber das ideale, weil unvergängliche Material. Es ist also keineswegs Zufall, daß goldene und steinerne Mitgaben eine so große Rolle spielen und so häufig in ein und demselben Grabe liegen, Goldgerät von vollendet künstlerischer Arbeit inmitten der vermeintlichen Erzeugnisse der

Steinzeit. Die Sonderung des Steingerätes ist eine der vornehmsten, ist die dringendste Aufgabe der Forschung.

Nicht besser als um die Steinzeit im darwinistischen Sinne steht es um die Unterscheidung einer Bronze- und Eisenzeit. Ist auch der Anfang der Metallgewinnung im Dunkel der Zeiten verborgen, so verneinen doch technische Gründe von vornherein die Annahme, daß Bronze früher als Eisen erzeugt worden sei. Die Erzeugung hämmerbaren Eisens aus geeigneten Erzen, wie sie in fast allen Ländern reichlich vorhanden sind, ist die leichteste aller metallurgischen Künste, weit leichter als die Gewinnung des Kupfers aus seinen Erzen, und daher kommt es, daß Naturvölker, die, wie z. B. innerafrikanische, stets abgeschlossen vom Verkehr blieben, doch eine vollendete Schmiedekunst besitzen. Um aber Bronze herzustellen, muß Kupfer aus seinen Erzen gewonnen, das festeste Zinn beschafft, eine richtige Mischung von beiden gemacht und dann das Gießen bewirkt werden, offenbar eine verwickelte Arbeit. Wie nun diese Erwägungen die Priorität der Bronze verneinen, so setzen neugesundene Thatsachen die Kenntnis des Eisens und seiner Verarbeitung in die fernste Urzeit. So nennen, wie Brugsch mitteilt, die erst in neuerer Zeit entzifferten Pyramideninschriften, die in großen Hieroglyphen die Innenwände dieser ältesten bekannten Bauwerke der Welt bedecken, bereits (wie später Homer) den Himmel ein eisernes Gewölbe und sprechen von dem eisernen Stuhl des Osiris und von eisernen Thüren am Firmament. Wie alt die Verwendung des Eisens sogar in diesem an Eisenerzen so armen Lande ist, das bezeugte schon früher das vielberufene, in dem inneren Gefüge der Cheopspyramide aufgedundene eiserne Werkzeug, das bezeugen aber auch die ägyptischen Werke selbst, denn nach technischem Urteil ist die bewunderungswürdige Verarbeitung der härtesten Gesteine zu Bausteinen und Bildwerken nur mit gehärtetem Stahl möglich gewesen, können die biblisch überlieferten schmalen Formen der dazu benutzten Meißel und Spitzhämmer nur Stahlwerkzeug angehört haben. Wie trefflich man damals verstanden hat, den Stahl zu härten, zeigt sich in der That- sache, daß unsere besten Stahlmeißel an dem Porphyr, Granit und Basalt, worin der ägyptische Steinmetz mit erstaunlicher Schärfe seine Hieroglyphen eingemeißelt hat, in kurzer Zeit stumpf wurden. Ich erwähnte bereits die auf gewisse Beobachtungen gestützte Meinung des betanuten Forschers Flinders Petrie, daß die Ägypter mit Edelstein armiertes Werkzeug geführt hätten. Inschriften aus dem 4. Jahrtausend v. Chr. bekunden die Einfuhr von „Eisen aus den Minen Afiens“ und nennen es gleich hinter Gold und Silber. Die Eisen- und Stahlindustrie, die auch Ägypten versorgte, blühte namentlich in China und Indien. Sie war ein Erbe der arischen, semitischen und turanischen Völker, sowie der Ureinwohner von China aus undenklicher Vorzeit, und da es inschriftlich bezeugt ist, daß die Ägypter schon im 4. Jahrtausend ihren Bedarf an Eisen und Stahl aus Aisien bezogen, so bekräftigt das die biblische Tradition von einer bereits vorflutlichen Eisentechnik (1. Mos. 4). Das von Plinius als das preiswürdigste gerühmte ferische Eisen war indisches, und indischer Stahl stand so hoch im Werte, daß ein Stahlblock von 15 kg, den König Porus dem siegreichen Alexander verehrte, ein königliches Geschenk war. Wie die Rigveda bezeugt, führten die Inder mindestens schon 1500 v. Chr. eiserne bzw. stählerne Waffen, ebenso rühmen assyrische Inschriften Schwerter von Eisen bzw. Stahl, und phönizische Schwerter aus indischem Stahl waren wegen ihrer unvergleichlichen Elastizität und Schneidigkeit so berühmt, wie später die arabischen. Bei Homer hat alle Schmiedearbeit phönizisches oder asiatisches Gepräge, auch spricht er von eisernen Aexten, Beilen und Messern, kennt (wie aus Odyssee IX ersichtlich) das Härten des Stahles und giebt den Kriegern Helme von Stahl. Dementsprechend müssen auch die homerischen Schwerter von Eisen bzw. Stahl gewesen sein. Homer erwähnt das zwar nicht, aber ebensowenig läßt er seine Helden mit Bronze- schwertern kämpfen. Schwerter aus Bronzeguß sind für den Kampf nicht brauchbar, weil sie sofort schartig werden und sich krümmen oder zerbrechen, das wußte Homer gewiß so gut wie der Etruskerkönig Porfenna, der den besiegten Römern die Bedingung

auserlegte, Bronzewaffen zu führen, Eisen aber nur zu Ackerbaugeräten zu verwenden. Bekanntlich haben dann die Römer, sobald sie zum Kampfe wieder erstarkt waren, wieder zu eisernen Waffen gegriffen (vgl. Livius). Bronzeschwerver, wie sie in unseren Museen in langen Reihen ausliegen, zeigen in der That und im Gegensatz zu eisernen weber Scharten noch sonstige Spuren des Kampfes, sind also wirklich nur Simulaker, mag der Sieger sie dem Besiegten aufgenötigt oder der Totendienst sie in die Gräber gelegt haben. Gegner meiner Anschauung berufen sich auf die „Fundstättist“, wonach die ungeheuer Mehrzahl der Bronzeschwerver nicht in Gräbern gefunden sei. Das ist nur Schein. Die „Fundstättist“ weiß nichts von Gräbern ohne Leichnam (Krematorium), und nichts von Toten- und Ahnenkultstätten mit ihren Opfergaben, nennt sie Wohnsitze und Burgen, und schließlich denkt niemand an Fälle wie den des Porosenna. Nekropolenarbeit erklärt auch wieder mancherlei Flüchtigkeit und Unfertigkeit an bronzenem Gerät. Auch Bronzen haben zuweilen eine schon abgeschliffene oder verzierte und eine noch rohe unbearbeitete Seite, und wie an Steinärzten das Stielloch oft unvollständig durchbohrt, oder gar nur mit einem Kreise angedeutet ist, so zeigen bronzene Schwertklingen, Helme und Schildbeschläge eingravierte Kreise an Stelle der Löcher für Rieme. Es kommen sogar Ringe vor, denen der Ansatz für den Holzgriff, die „Angel“ fehlt, weil diese, wie deutlich erkennbar, nicht mitgegossen worden ist, wenn zufällig der Stein für eine vollständige Form nicht ausreichte.

Wir überzeugen uns aus alledem, daß gänzlichcs Mißverstehen der vorzeitlichen Funde und Nichtbeachtung historischer Thatsachen dazu gehörte, um die Theorie von einer gesetzmäßigen Aufeinanderfolge von Zeiten des Steines, der Bronze und des Eisens aufzustellen. Wohl niemals ist etwas Ungeheuerlicheres erfunden worden, als diese „Dreizeiten-Theorie“. Wir finden sie zwar schon, wie so manche andere naive Vorstellung, im Altertum, beispielsweise bei Laktanz<sup>\*)</sup>, aber es bleibt unbegreiflich, wie unsere Anthropologie, die sich stets ihrer „naturwissenschaftlichen Methode“ rühmt, sie aufnehmen konnte, und gar, wie deutsche und skandinavische Gelehrte um die Ehre der Vaterchaft streiten mögen. Glücklicherweise ist inzwischen von manchen Forschern wenigstens die Trennung einer Bronze- und Eisenzeit aufgegeben worden, aber auch die Unterscheidung von „Steinzeit“ und „Metallzeit“ ist so, wie sie bis jetzt verstanden wird, unhaltbar.

Schließlich mag noch des sogenannten Kinderspielzeuges gedacht sein. Es ist das jene überall in Kindergräbern angetroffene Art von lillipulisch kleinen Gefäßen und Geräten, natürlich nicht Spielzeug, wie die Forschung es noch nennt, sondern Ausstattung mit dem, was das Totenritual vorschrieb, in einer dem kindlichen Alter angepassten Größe. Sehr interessante Belege für diese meine Auffassung bietet das „Naturhistorische Museum“ in Wien aus vier Skelettgräbern zu Koban im Kaukasus, aus dem eines Mannes, einer Frau, eines Knaben und eines Mädchens: die Kinder haben die gleichen Gegenstände wie die Erwachsenen, aber en miniature, der Knabe eine nur 5 cm große Bronzezeit nach dem Vorbild der 20 cm messenden des Mannes, einen Dolch, ein Thongefäß, Schnallen, Amulette, alles ganz klein, ebenso das Mädchen im kleinsten Maßstabe das, was die Mutter hat, einen Haarpfeil, ein Thongefäß, Perlen, Schnallen und Amulette. Doch wahrlich nicht Spielzeug!

Man hört jetzt wieder viel über die Notwendigkeit neuer Museumsbauten in Berlin. Wünschenswert sind solche Bauten immer und überall. Aber wie viel Raum könnte gespart werden, wenn unsere Museen nicht zum Nachteil wichtigerer und erfreulicherer Dinge mit solchen überfüllt würden, die den Besuchern als hauswirtschaftliches

\*) Lucretius V, 1282—1285:

Als Waffen dienen in alter Zeit Hände, Nägel und Zähne,  
Dazu Steine, und Baumäste, wie der Wald sie hergab;  
Später erst wurde das Eisen und die Bronze entdeckt,  
Aber der Gebrauch der Bronze war früher als der des Eisens bekannt.

Gerät, als Kulturzeugnisse gezeigt werden, und doch größtenteils nichts sind als wertloses und nichtssagendes Totengerät, von dem einige Beispiele genügen. Die „Tempel-Abraumgruben“ verdienen Nachahmung!

## II.

## Die Verkenennung der Fundstätten vorzeitlicher Geräte.

Unrichtige Deutung der oft recht eigentümlichen Fundstätten vorzeitlicher Geräte geht mit der Verkenennung dieser selbst natürlich Hand in Hand. Die eine ruft die andere hervor und umgekehrt. Erfüllt von darwinistischer Anschauung tüftelte man und tüftelt immer wieder im Aublick gewisser Banten die seltsamsten, ja die abenteuerlichsten Möglichkeiten aus, wie dort Menschen gelebt haben könnten, fragt aber nie, ob das wirklich Wohnsitze oder Burgen waren. Dies wird einfach voranzgesetzt. Ein Bild von dieser Verkenennung wird das für die herrschenden Doktrinen verhängnisvollste Beispiel geben, das Märchen von dem wiedergefundenen Troja.

Hissarlik — Schliemanns Troja — ist in der That die für die „Wissenschaft vom Menschen“ wichtigste Fundstätte. Die heute in endloser Monotonie die Säle der „Sammlung trojanischer (!) Altertümer“ in Berlin füllenden Thongefäße, die sämtlich unglasiert und in der Masse nicht verglast, also, wie nachgewiesen, nicht recht brauchbar waren und überdies lauter Formen des Toten- und Pferdendienstes und Ornamente der Totensymbolik (siehe I) vor Augen stellen, sie allein schon kennzeichnen ihre Fundstätte genügend, was freilich der Ordner dieser Sammlung, Professor Dr. A. Milchhöfer, der mich einen thörichten Dilettanten schilt, nicht bemerkt hat. Die vollkommensten dieser Gefäße sind jene riesigen übermannshohen Krüge von annähernd Eiform, die „Pithoi“, von denen unsere Keramiker sagen, daß ihre Herstellung selbst heute Schwierigkeiten verursachen würde, und daß ihr gleichmäßiger vollkommener Brand ohne die geringste Formverschiebung vollendete Einrichtungen voraussetze. So bilden diese Pithoi trotz der Durchlässigkeit, die auch ihnen anhaftet, den denkbar stärksten Gegenatz zu der Unvollkommenheit und Roheit der übrigen Gefäße. In Hissarlik macht die unzertrennliche Bergesellschaftung selbst der heterogensten Dinge das von der Systematik so gern geübte Sortieren unmöglich. „Wenn irgendwo Bronze und Eisen gefunden wird, wo die Doktrin nur Steingerät erlaubt, da sagt sie, das Metall ist aus einer höheren (d. i. späteren) Schicht infolge seiner Schwere zu dem Steingerät hinabgesunken, und findet sich Metall nicht, wo das System es nötig hat, so muß es bereits verwittert, also doch dagewesen sein.“ So klagt ein englischer Gelehrter und schließt: „Wozu soll man streiten gegen solche Künste!“ Nun, solche Künste verfangen nicht in Hissarlik, wo Goldschmuck in Repoussé und Intaglio mit Emaille und japanisch gearteter Goldfärbung sowie Granulierarbeit so fein, daß der berühmte Antiken-Goldschmied Carlo Giustiano (London) sie ohne Voraussetzen des Gebrauchs eines Vergrößerungsglases unerklärlich nennt, regelmäßig neben roh gehämmertem, geschnittenem und gepunztem Schmuck, der in den Museen „Totengold“ heißt, in ein und derselben Urne lag, wo ferner Gefäße von Gold und Silber sich paaren mit jener durchlässigen Erdenware, die bei aller Roheit doch wieder Meisterliches in den riesigen Pithoi anweist, wo Bronzegenß und Feuervergoldung viel metallurgisches Wissen und technisches Geschick verraten, und wo dennoch Stein aller Art, Thon und Knochen zu unsäglich rohen Dingen weiteste Verwendung fanden. In der That, was dort alles auf engbegrenztem Raume, in allen Schuttschichten und in ein und denselben Kammern und Gefäßen zu Tage gekommen ist, das läßt sich nicht, ohne ihm offen Gewalt anzuthun, nach Zeiten und Völkern sortieren. Daher die Verlegenheit der Forschung diesem Ruinenhügel gegenüber, den Birchow (in

seiner Vorrede zu Schliemanns Ilios) ein „ganz singuläres Phänomen“ nennt, indem er — seltsam prophetisch — bemerkt: „Hier beginnt ein ganz neues Wissen.“ In der That, der Hügel Hisarlik fügt sich nicht in das Prokrustesbett der Schematiker. *Hinc illae irae!* Erst die Betrachtung der oft sehr seltsamen Totenbräuche und die daraus entspringende Erkenntnis, daß dies an Waffen ganz arme Hisarlik mit seinen Gesichtsurnen und Flügelvasen, Dpfertrauen und Dpfertrügen, mannhohen Riesenurnen und menschlichen Gebeinen, 25 000 Lebenssinnbildern und großen Massen Tierknochen, Vegetabilien und Muscheln eine Stätte des Toten- und Ahnenkultes war, hellt mit einem Schlage alle Räsel auf.

Ich bitte nun den geehrten Leser, mich im Geiste nach diesem Hisarlik zu begleiten, welches ich infolge der Beharrlichkeit, mit der ich jahrelang unerhörten Humbug bekämpfte und Schliemann schließlich zu der von mir geforderten\*) kommissarischen Untersuchung zwang, in den Tagen vom 30. November bis 6. Dezember 1889 aus eigener Anschauung kennen lernte. Die Orientbahn führt uns in einigen Tagen nach Konstantinopel, ein Dampfer nach Tschanal-Kaleffi in den Dardanellen, und schließlich ein siebenstündiger Ritt von dort zu dem Hügel Hisarlik. Er liegt in der Troas, wie die Alten den Vorsprung Kleinasien zwischen dem tief in das Land eindringenden Golf von Ebreid (antik: Adramyttium) und den Dardanellen (antik: Hellespont) nannten. Nur ein kleiner Teil dieses weiten Gebietes, die Niederung des Mendere (antik: Stamander) oder „die troische Ebene“ beschäftigt uns hier. Der Mendere, der auf dem Kaz Dagh (antik: Gargaros) entspringt und nach 60 km langem Lauf bei Bunarbaschi in diese Ebene eintritt, bricht dort aus einer engen Felsenklucht hervor, nimmt rechts den Kemar auf, der nach meiner Ansicht der antike Reben ist, und teilt sich dann in zwei Arme, von denen der rechte nach dem Dorfe Kalifatli benannte und im Sommer tote (türkisch ein Asmak) für mich der antike Simois ist, denn Stamander und Simois (ob dies Wort verwandt mit similis?) hießen im Altertum „Zwillingsströme“. In den vorgenannten Asmak mündet rechts der Dümbret, ein im Sommer halb versiegtes Gewässer auf der Grenze zwischen kleinem Fluß und Bach. Ein englischer Forscher glaubte darin den Simois zu erkennen, und seitdem nennen ihn so die Karten, aber mit Unrecht, klingt doch der wahre antike Name Thymbrios deutlich genug aus Dümbret heraus, so deutlich wie Stamander aus Mendere. Die troische Ebene, die ca. 15 km lang und  $3\frac{1}{2}$  bis  $5\frac{1}{2}$  km breit keilförmig in das allmählich ansteigende Höhenland eindringt, war, wenn wir Herodot glauben wollen, ursprünglich ein Meerbusen. Die Abdachungen des Idagebirges begrenzen sie, und auf diesen Höhen hat irgendwo Troja gelegen, wo, ist unbekannt. Die moderne Suche nach seiner Stätte spürt den homerischen Ortsangaben nach und ist damit in den Fehler verfallen, den schon Aristoteles mit den Worten rügte, daß der Dichter, was er geschaffen, auch wieder habe verschwinden lassen. Homers Ebene hat bald einen Strom, bald zwei, bald gar keinen, ganz nach Bedarf der Handlung. Wo diese es verlangt, ist der Boden glatt und eben, aber derselbe Boden bietet riesige Blöcke, wenn die Streiter sie nötig haben, oder besteht aus lockerem Sande, wenn Mydon kopfüber darin stecken bleiben soll, und wenn die Troer Wachfeuer anzünden müssen, so finden sie auf der sonst ganz kahlen Ebene im Nu das nötige Brennholz. Grabmäler und Hügel erscheinen und verschwinden wie Theaterkulissen, bald genießt man diese, bald jene Aussicht, kurz die Scenerie paßt sich stets der Handlung an. So konnte es natürlich niemand gelingen, das, was man homerische Ortsbeschreibung nannte, mit der Wirklichkeit in Einklang zu setzen. Zwei Vertlichkeiten streiten um den Vorzug, der Boden Trojas zu sein, die Höhe des Bali Dagh bei Bunarbaschi und der 6 km nördlich davon auf dem Plateau von Chiblat gelegene Hügel Hisarlik, wo Schliemann zwar nicht Troja, wohl aber Spuren von

\*) Sgl. mein »La Troie de Schliemann«, Extrait du Muséeon (Louvain) 1888/89. S. 19, 22, 24, 108. In Kommission bei R. W. Hiersemann, Leipzig.



dem historischen Neu-Ilion nachgewiesen hat. Objektives sachverständiges Urteil muß sich für Bunarbashi und den Bali Dagh entscheiden, wo Lechevalier 1785 die wahrscheinlichste Lage mit vielem Scharfblick herausgefunden hat, im innersten Winkel der troischen Ebene auf beherrschenden Höhen in gesicherter Verbindung mit dem Hinterlande. Taktisch und strategisch, politisch und handelsgeographisch war das die natürliche Lage einer nur durch List bezwungenen Stadt, von der Lykurgos, ein athenischer Redner, rühmte, sie sei, wie jeder wisse, die größte der damaligen Städte gewesen und habe ganz Asien beherrscht. Diese Aeußerung lehrt auch nach Abzug rednerischer Uebertreibung, daß sich das Altertum unter Troja eine Weltstadt nach dem Zuschnitt von Babylon vorstellte, und dem gegenüber ist die moderne Zeichnung desselben als eine Art vorgeschichtliches Burgdorf so unberechtigt wie lächerlich. Dort, wo Lechevalier die Burg von Troja suchte, auf dem nach Moltkes Urteil uneinnehmbaren halbinselartigen Plateau, dessen unersteigliche 300 Fuß hohe Felswände der rauschende Stamauder bespült, wurden 1864 uralte dicke Mauern aufgedeckt und von archäologischen Autoritäten, Ernst Curtius an der Spitze, als solche der trojanischen Pergamos anerkannt, und dort steht auch ein ruinenhafter Altarunterbau, möglicherweise der von Lukan (Pharsalia IX) auf Trojas Stätte erwähnte Altar des Zeus Herkeios, auf dem Alexander der Große den Manen des Priamos opferte. Nach allgemeinem Glauben des Altertums lag, wie Strabo berichtet, Troja oder Alt-Ilion etwas oberhalb des in historischer Zeit bekannten „Dorfes der Ilier“, und wenn ich Strabo (XIII, 595, 597) richtig verstehe, so lag dies Dorf auf dem Berggründen, der heute Bunarbashi trägt, und der genau, wie a. a. O. angegeben, 30 Stadien (6 km) südlich\*) von der historischen Stadt Neu-Ilion (Hissarlik) einem ε, γ oder Alt-I verglichbar aus dem Höhenranze der troischen Ebene „in der Richtung auf Neu-Ilion“ (ἐν εὐθείᾳ ἀπὸ τοῦ νέου Ἰλίου) vortritt und bis zu der östlich gelegenen Kebrenia (Ebene des Kebrun-Kemar) reicht. Würde die vielumstrittene Beschreibung Strabos, dessen Gewährsmann Demetrios ein Landeskind der Troas war, so verstanden, dann wäre der Streit entschieden, und das Plateau von Chiblat mit dem Hügel Hissarlik, auf dem Schliemann inschriftlich beglaubigte Tempelruinen von Neu-Ilion fand, käme für Troja gar nicht in Betracht. Neu-Ilion lag übrigens nicht, wie angenommen wird, auf jenem Plateau, sondern, wie aus Strabos „διὰ τὴν συνεχῆ πρόχην“ (XIII, 599) erhellt, daran angelehnt in der Ebene an dem östlichen, nach meiner Auffassung Simois genannten Stamauderarm. (Vgl. die Karte in meinem „Hissarlik wie es ist“, Berlin 1890. In Kommission bei R. W. Hiersemann, Leipzig.) Es behauptete, auf dem Boden Trojas zu stehen. Aber alle nachhomerischen Autoren: Dichter, Geschichtschreiber und Geographen, geben der Ueberzeugung Ausdruck, daß Troja nie wieder aufgebaut worden sei. Hestiaia und der obengenannte Demetrios wiesen darauf hin, daß zwischen dem zu ihrer Zeit zum Teil noch vorhandenen Homerischen Meerbusen und Neu-Ilion für die Homerischen Kämpfe gar nicht Raum gewesen wäre. Auch die römische Wissenschaft nahm den Lokal-Patriotismus der Ilier nicht ernstlich, obwohl die römische Staatsleitung ihn aus Opportunitätsgründen begünstigte, und der gefeierte Rhetor Dion Chrysothomos (1.—2. Jahrh. u. Chr.) überschüttete die Ilier ob ihrer Prahlerei mit ungemessenem Hohn. Mithiu süd Schliemanns Behauptungen: „Niemand außer Hestiaia und Demetrios habe die Identität von Neu-Ilion mit Troja in Frage gezogen“ und „die Tradition des ganzen Altertums weise auf das historische Ilion als die Baustelle des Homerischen hin“ das Gegenteil der Wahrheit, und es steht gerade einem Troja auf Hissarlik, nachdem dort Neu-Ilion (oder wenigstens seine Metropole) inschriftlich nachgewiesen ist, die fast einmütige Meinung des Altertums entgegen. Ueberdies ist der dicht an Hissarlik vorbeistießende Dämbrel thatsächlich der antike Thymbrios, also ein Gewässer ohne jede unmittelbare Beziehung zu Troja.

\*) Dies „südlich“ geht hervor aus Strabos Angabe, daß der fragliche Berggründen bis zu der östlich von ihm gelegenen Kebrenia vorpringe. Ein entscheidendes Moment, welches mau ganz übersehen hat!

Schliemann hat zwar den Thymbrios eine Meile nach Süden gerückt und (Ilios S. 90 und 796) behauptet, Inschriften, welche Frank Calvert in Ruinen am Kemar gefunden habe, ließen über die Identität des Fundortes derselben mit der Stadt Thymbra, also auch des Kemar mit dem Thymbrios keinen Zweifel, aber diese Behauptung ist über alle Maßen leichtfertig, denn ganz abgesehen davon, daß der Name Thymbra sowohl bei Strabo wie bei Homer die Ebene des Thymbrios, nicht aber eine Stadt bezeichnet, enthalten jene Inschriften, wie ich hiermit feststelle, weder den Namen Thymbra, noch die leiseste Beziehung, die Schliemanns Behauptung auch nur entschuldigen könnte. Ich habe die fraglichen von Ph. Le Bas et W. H. Waddington in „Voyage archéologique“ III sub 1743 d. i. k. l. m. veröffentlichten Inschriften nachgesehen und Abschrift derselben u. a. Professor Dr. Crusius (Tübingen) vorgelegt. Derselbe bestätigte mir, daß dieselben rein gar nichts beweisen. Within ist die gelehrte Welt auch in diesem Punkte von Schliemann genarrt worden\*).

Betrachten wir nun die für Troja von vornherein unmögliche Vertikalität näher! Der Name Hissarlik (Schlöschchen) oder im Volksmunde Aharlik (Trümmerstätte) bezeichnet nur jenen Hügel auf dem äußersten Vorsprung des mehrerwähnten mit 30 m Meereshöhe in den Winkel zwischen Kasiatli und Dümbrek vorgeschobenen Plateaus von Chiblak. In jenem ganz aus Schutt und Mauertwerk bestehenden 10 m hohen und 120—150 m breiten Hügel, worin schon MacLaren 1822 und Edenbrecher 1842 Troja vermuteten, Landleute in den 40er Jahren einen Schatz von 1200 Silbermünzen Antiochos III. fanden und Frank Calvert bereits in den 60er Jahren altes Gemäuer ansgrub, war unter römischen, makedonischen und griechischen Tempelruinen das vorgeschichtliche und ganz von Brandschutt durchsetzte Gemäuer verborgen, welches Schliemann aufdeckte und Troja nannte. Anfangs genügte ihm und seinen Berliner Beschülern dafür ein unmauerter Bezirk von 45 zu 80 m Größe, ganzen 45 zu 80 m (!!!). Als aber die gesamte gelehrte und gebildete Welt (ausgenommen Virchow, der die preussische Regierung zur Aufnahme „trojanischer“ Altertümer in ihre Museen bewog) solch ein Troja mit Hohn und Spott zurückgewiesen hatte, erneuerte Schliemann 1882 seine Ausgrabungen mit Hilfe des zuerst durch die Ausgrabungen von Olympia bekannt gewordenen Architekten Dröpfel, und siehe da, eines Tages wiederhallte die ganze Welt von der Kunde, „was man jüngst für die Stadt gehalten habe, sei nur die Burg, und am Fuße der letzteren seien die Fundamente der Stadt, deren Ausdehnung sich noch nicht genau bestimmen ließe, aufgefunden worden“. Heute steht die Sache so, daß im Laufe der von mir herbeigeführten kommissarischen Lokalbesichtigungen niemand etwas von dieser „Unterstadt“ gesehen hat. Die Unterstadt ist ganz und gar ein Phantasiegebilde, vorgeschichtliche Fundamente waren — gar nicht gefunden worden (außer der „Burg“) Das hatte ich von Anfang an behauptet und zugleich den „Burg“ genannten Ruinen den Charakter von Befestigungen gänzlich abgesprochen. Darin ist mir nun „der Kriegsbaumeister“ beigetreten, der gegenüber den am Ende doch weniger mit Blick für militärische Dinge ausgestatteten Civil-Architekten, Medizinal- oder Sanitätsräten und anderen Gelehrten den Ausschlag giebt. General Schröder vom Igl. pr. Ingenieurcorps und Lehrer der Geschichte der Kriegsbaukunst, sagt am Schlusse seiner das gesamte bis 1892 vorliegende Material sichtenden Analyse

\*) Wie ich f. B. Herrn Prof. Dr. Crusius ebenfalls (in dem bisher unerfüllten Wunsche, daß die Herren Philologen nach Belegstellen dafür in den Autoren forschen möchten) mitteilte, scheint Hissarlik, das als uralte heidnische Feuertempel ein Sonnenheiligtum war, die Opferstätte der auf Orakelspruch nach Neu-Ilion gefandenen Jungfrauen-Opfer (vgl. „Hissarlik wie es ist“ S. 40) und in historischer Zeit, als der Ruinenhügel ein Apollotempel trug, das von Strabo (XIII, 598) erwähnte Heiligthum des thymbriischen Apollo gewesen zu sein. Dafür spricht die Auffindung von jugendlichen weiblichen Skeletten, von Embryonen und von Aschenurnen mit weiblichen Abzeichen, so dann das Apollobildwerk des (im „Ilios“ noch Apollotempel genannten) Tempels und die Lage, von der Strabo sagt, der Thymbrios (Dümbrek) münde unterhalb des Heiligthums des thymbriischen Apollo in den Stambander.

der Pseudo-Burgbauten (vgl. „Archiv für die Artillerie- und Ingenieur-Offiziere des deutschen Reichsheeres“ Bd. 99, 2, E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1892): „Löfchen wir vom Verzeihnis das dritte der „ältesten Denkmäler der Festungsbaukunst aus dem Heroenzeitalter“ und begnügen wir uns mit Tyrus und Mykenä.“ In der Vossischen Zeitung (1891 Nr. 213 S. 8.) drückte General Schröder sich etwas drastischer aus: „Wenn die zehn „Archäologen und Gelehrten ersten Ranges“ (so nannte Schliemann seine zur kommissarischen Vorkalbesichtigung eingeladenen Zeugen) den Ruinen den fortifikatorischen Charakter zuerkennen, so sagt der Ingenieur: Sie haben nach Wunsch und Phantasie geurteilt, nicht nach der nüchternen Thatsache.“

Seitdem ist die Burgtheorie endgültig abgethan, und wir können, ohne in fortifikatorische Untersuchungen einzutreten, betrachten, was sich dem nicht voreingenommenen Blick an Ort und Stelle darbietet. Von den stehen gebliebenen Schuttwänden des ausgehöhlten Hügel's Hissarlik schaut man wie in einen Krater hinab. Da liegt zu unjeren Füßen eine Terrasse, die kaum die Größe der Mausoleen des Augustus und Hadrian hat und von Nord nach Süd  $96\frac{1}{2}$ , von West nach Ost  $109\frac{1}{2}$  Meter mißt. Der Zweck dieser Terrasse war zunächst, an dem Bergabhang eine horizontale Fläche zu schaffen. Wir sehen sie westlich und südlich von 1 bis  $8\frac{1}{2}$  m hohen und  $60^\circ$  geneigten Futtermauern aus rohen Steinen ohne Mörtel gestützt, die durch unregelmäßig verteilte Strebepeiler verstärkt sind. Dörpfeld will darin durchaus Türme bezw. ihre Unterbauten erkennen. Sie haben aber nach kommissarischer Feststellung nur 3 bis 4 m vordere Breite und 2 bis 2,50 m Vorsprung, notabene an der Basis gemessen, mithin ist die Zeichnung in Dörpfeld's Plan von 1882 und in der „Deutschen Bau-Zeitung“ 1891 Nr. 37, die ihnen an der Basis 9 beziehungsweise 3 m giebt, stark übertrieben. Wo die Terrasse an den Berggründen ansetzt, steht auf einem nur 1 m hohen Steinunterbau eine 3 m hohe und 4 m dicke Lehmmauer, wahrscheinlich der Rest einer Ringmauer, die außen (nach der Bergseite) Naturfarbe zeigt, aber durch furchtbare Glut, die auf der Terrasse geherrscht hat, fast durch und durch rotbraun bis rot gefärbt ist. Auch diese Mauer hat massive 3,30 m breite und 2,50 m vorpringende Strebepeiler. Für Prof. Dr. Dörpfeld sind freilich auch sie „Türme“. Aber General Schröder (s. oben) persifliert sie sehr treffend mit der Bemerkung, daß doch höchstens fünf bis sechs Mann „auf diesen Kanzen“ Raum gehabt hätten, auf den Flanken ohne Widerspruch nur je einer, so daß dieser eine „zu der Besatzung der langen Linie im Verhältnisse des Exerciermeisters gestanden hätte, der die Richtung der Mannschaft revidiert“. Dörpfeld's „wirkungsvolle Flankierung der Mauer mit Pfeil und Bogen, Wurfspeer oder Schleuder“ erweist sich also dem militärischen Blick als Nonsens, was ich auch an Ort und Stelle ihn und seinen Zeugen gegenüber aufrecht gehalten hatte. Es mußte nun jenen „Archäologen ersten Ranges“ erst von mir aus Rawlinson's, Taylor's und Maspero's Forschung nachgewiesen werden, daß die babylonische, assyrische und zum Teil auch die ägyptische, also überhaupt die für kleinasiatische Städte von dem Alter Troja's in Betracht kommende Baukunst ihre Bauten ohne Unterschied, ob Festungen, Paläste oder Kultstätten, mit Strebepeilern wie die von Hissarlik ausgestattet hat. Das ist in gewohnter Weise totgeschwiegen worden. Der babylonische, altägyptische und assyrische Kriegsbaumeister ließ diese zunächst von Rücksichten auf Stabilität und ornamentale Gliederung hervorgerufenen Strebepeiler so weit vorspringen, daß eine Enge, eine Bucht geschaffen wurde, in welche der Feind beim Sturme sich einzwängen mußte. „Das ist keine Flankierung mehr, das ist Einkreisen, Kesseltreiben“, sagte General Schröder, „dazu eignet sich jede Plattform, auf welcher der Verteidiger höher steht. Je länger solche Vorlagen gemacht werden, je mehr Verteidiger auf der Mauerkrone Platz haben, desto schlimmer für den Feind“. Beispiele sind in Maspero's „Archéologie égyptienne“ abgebildet, z. B. das altägyptische Sperrfort Semne am Nil, dessen ringsum angebrachte Strebepeiler-Vorlagen bei 4 m Breite 15 (fünfzehn!) m weit vorpringen. „Türme“ sind aber selbst diese nicht, geschweige also die nur 2 m vortretenden von Hissarlik. Besonders weit

yslegten Fangarme wie die von Semne zur Sicherung der Festungsthore vorzuspringen. Die Festungsthore waren damals wie heute eng und gerunden. Die Dicke der Mauern gestattete dabei die Anlage von Waffenplätzen, die beispielsweise von der Bibel in babylonischen Thoren erwähnt werden, wo sie in Friedenszeiten den Leuten als abendliche Plauderplätzchen dienten. Diese Anlage ist auch in altägyptischen Thoren nachgewiesen, die, wie aus Rasperos Abbildungen erhellt, in gebrochener Linie geführt sind und geschieht angeordnete doppelte Verschlüsse haben. Dagegen geht es durch die Thore von Hissarlik breit und bequem hinein, ganz gerade aus, und von Verteidigungsanlagen ist da nicht die Spur vorhanden. Diese Thore beschränken sich auch nicht auf die Dicke der Mauer, nein, sie reichen bis mitten hinein in die Brandstätte. Drei waren Poternen, von denen die südliche, besterhaltene, volle 40 (vierzig) m in die (nur 96  $\frac{1}{2}$  m breite) Plattform eingeschnitten ist und dann wider eine Mauer stößt, längs der ein schmaler Anstieg vollends hinaufleitet. Ich halte diese Poternen für die eigentlichen, gegen die Stut der auf der Plattform stattfindenden Verbrennungen schützenden Aufgänge. Daneben giebt es noch drei Rampen (eine davon war nach Schliemann eine Treppe), die sehr steil mit nur vierfacher Anlage auf die Plattform führen und in Baulichkeiten münden, die nichts mit Thorbauten gemein haben. In diesen Rampen (der starkverglühte Plattenbelag der südwestlichen war tief unter Asche und Brandschutt begraben) erblicke ich Aschenabshübe und in dem davorgelegenen Gemäuer, das, wie fast alle anderen vorliegenden Bauten, einen sehr alten Tempelgrundriß aufweist, Krematorien (Leichenverbrennungsstätten), denn es war üblich, solchen das Aussehen von Tempeln zu geben; so ahmte das Krematorium der Antonine in Rom den babylonischen Tempelbau nach. Eine kleine Förite in der südwestlichen Futtermauer, durch welche man, wie Schliemann sich ausdrückte, „auf schmalem Wege im Innern der Mauer“ (also mittels Korridors) auf die Plattform gelangt, wie dies auch in Tyrus der Fall ist, wurde erst 1890 entdeckt und hat insofern ein besonderes Interesse, als mir ein Korridor in der (bei der kommissarischen Besichtigung nicht mehr aufrecht vorgefundenen) Fortsetzung jener Mauer (vgl. Ilios S. 345) eifrig bestritten worden ist.

Somit steht anstatt des Phantasie- und Wunschgebildes „Burg“ einfach eine roh aufgeführte Terrasse vor uns, die, nach dem vorerwähnten 4 m dicken Lehmmauerrest zu urteilen, ringsum mauerungürtet war, und wir erkennen darin, wenn wir mit der orientalischen Forschung vertraut sind, das Bild der babylonischen Kultstätten wieder, welches Rawlinson, Taylor und andere Forscher uns gezeichnet haben. Die Stein-Terrasse des Tempels von Eridu (d. biblische Ur), die gerade so wie die von Hissarlik der Unterbau für Lehmziegel-Hochbauten ist, hat Strebepeiler von gleichen Abmessungen wie die von Hissarlik und erinnert an dieses auch in der Anlage von Rampen, Treppen und Poternen. Ebenso weisen die babylonischen Bauten gewisse Quertlöcher auf, die in Hissarlik anfänglich als „Lustkanäle künstlicher Mauerverbrennung“ und dann, als diese „geniale Idee“ Dörpfelds Fiasco gemacht hatte, von dem vielbekannten Oberbaudirektor Dr. Durm mit autoritativer Sicherheit (im Centralblatt der Bauverwaltung 1890 Nr. 41 u. 42) aus „verbrannten Holzkonstruktionen“, obwohl sich nie davon ein Rest gefunden hat, gedeutet worden sind. Rawlinson und Taylor, die bekannten Erforscher Babyloniens, haben in ihren (einseitig klassisch geschulten Archäologen natürlich unbekannt) in den sechziger Jahren erschienenen Werken auch diese Quertlöcher beschrieben und als Lustlöcher zur Trockenerhaltung der Lehmbauten erklärt („narrow slits or air holes penetrate alike the walls and buttresses and must have tended to preserve the dryness of the structure“). Ihre Abbildungen von Ruinen der Metropole von Rugheir zeigen uns auch das Urbild der mehrerwähnten dicken Lehmmauer von Hissarlik mit ihren Strebepeilern und Lustlöchern. Diese Lustlöcher sind in Hissarlik stark verglüht, Beweis, daß sie dort zugleich „Zuglöcher“ sozusagen eines „Ofens“ waren, den der 4 m dicke Lehmmauer-Mantel bildete. Die Burgtheoretiker haben für die unbestritten durch Feuerzglut entstandene rotbraune Färbung dieser Mauer eingestanden, ermaßen keine Erklärung.

Schon 1883 hatte ich auf das Euphratgebiet als wahrscheinliche Fundstätte von Seitenstädten des Hissartil hingewiesen. Wirklich grub Kob. Kolbwey bereits 1887 dort Anstalten des Toten- und Ahnenkultes aus, deren in allem Wesentlichen volle Uebereinstimmung mit Hissartil in Bedenstedts „Zeitschrift für Volkskunde“ 1890 (III, 2) eingehendst von mir dargezogen ist. Diese „babylonischen Feuernekropolen“ (so nannte sie Kolbwey, dessen Bericht in der Bezold'schen „Zeitschrift für Assyriologie“ 1887 (II, 4) steht, mit dem von mir eingeführten Terminus) stellten in einigen der Schutthügel, die unter den Namen Surghul und El Hibba noch die Lage der uralten Königstadt Sirgulla, Residenz des Gudia (3000 v. Chr.), bezeichnen. Die Berliner Liqueu bestreitet natürlich jede Ähnlichkeit jener Nekropolen mit Hissartil, aber General Schröder sagt a. a. D.: „Vötticher scheint die Gabe des zweiten Gesichtes zu haben, im Anschauen von Hissartil hat er — fünf Jahre, bevor sie ans Licht gebracht war — die Physiognomie von Surghul erschaut; dieselbe giebt sein Gemälde doch recht porträtähnlich wieder.“ Nun, das „zweite Gesicht“ beruht einfach auf Kenntnis älterer Forschung.

Wir haben nun den Zustand der Ruinen von Hissartil, der leider nicht erhalten geblieben ist, nach den ursprünglichen Berichten gerade derjenigen, die ihn später leugneten und verheimlichten, geistig wiederherzustellen. Alle, die Hissartil vor 1882, also vor Dörpfelds Thätigkeit gesehen haben, sind darin einig, daß dort wiederholt eine ungewöhnlich starke Glut geherrscht hat. Birchow voran schilderte seine Wahrnehmungen 1879 (im „Zlios“ S. 358) wie folgt: „Man sieht alle Uebergänge von den gewöhnlichen Brandwirkungen bis zur völligen Verbrennung. Ungemein häufig sind die Lehm Massen bis zum Glasfluß zusammen geschmolzen. Je nach der Stärke der Glut ist die Schmelzung bis auf verschiedene Tiefen eingedrungen; meist sind die Lehmsteine nur äußerlich in eine Art von Glaskapsel umgewandelt, zuweilen ist jedoch auch das Innere verglast oder gar zu einem bitumenartigen bläulichen Schwamm geworden“, und (in der Vorrede zum Zlios S. XV): „Da war ein großer Zerstörungsbrand, in dem die Lehmwände der Gebäude zusammenschmolzen und flüssig wurden wie Wachs, so daß noch jetzt erlarrte Glastropfen Zeugnis ablegen von der gewaltigen Glut. Nur an wenigen Stellen sind Kohlen übrig geblieben, deren Form und Struktur uns noch erkennen läßt, was verbrannt ist, ob Holz oder Stroh, Weizen oder Erbsen . . . . Fast alles ist zu Asche gebrannt. Welch ungeheures Feuer!“ Derselbe Birchow will jetzt — seit meiner Feuernekropolen-Theorie — von „Asche in größeren Mengen“ dort nichts wissen, und seitdem Schliemann protokollarisch erklärt hat, „nach seiner jetzigen Auffassung“ sei die früher von ihm Holzasche genannte pulverige Masse von gelber und brauner bis rötlicher Farbe (von der grauen und schwarzen schweigt er) verbrannter Ziegelschutt gewesen, pflegt Birchow wie z. B. bei Schliemanns Gedächtnisfeier im Berliner Rathaus (1. 3. 1891) zu sagen, ja, der gute Mann, der von großen Massen Holzasche sprach, hat Ziegelschutt für Holzasche angesehen. Dabei verschweigt Birchow jedoch, daß er selbst 1879 „fast alles zu Asche gebrannt“ gesehen hat, und daß die oft, aber nicht immer gelbe braune bis rötliche Farbe der Asche schon seit 1887 durch gleichen (ihm sehr wohlbekannten) Befund in Kolbwey's „babylonischen Feuernekropolen“ Surghul und El Hibba aus Verwendung von Schilf und Asphalt (als Brennmaterial für Leicheneinsäherung) erklärt ist. Uebrigens weiß jeder, der am Kaminfeuer gefessen hat, daß Holzasche mannigfaltige, auch gelbe und bräunliche Farbe aufweist. Viel Asche, graue Holzasche ist auch von anderen gesehen worden, die mir das f. B. in Konstantinopel persönlich versichert haben. Burnouf, ein französischer Archäologe und Mitarbeiter Schliemanns 1879, sowie Simpson, ein englischer Ingenieur, sprechen in ihren Berichten ebenfalls immerzu von Asche und unterscheiden sie, gleich Schliemann und Birchow selbst (vgl. „Trojanische Altertümer“ F. A. Brockhaus, Leipzig, 1874 und „Zlios“) stets ausdrücklich von Ziegelschutt. Jenes Ableugnen der Asche wäre gegenüber so furchtbaren Brandwirkungen unbegreiflich, wenn letztere noch in ihrer Ursprünglichkeit sichtbar wären. Bergegenwärtigen wir sie uns also nach den ursprünglichen

Verichten! Wir sehen dann — was gegenüber Kompromißversuchen, die die oberen Schichten des Hügelß preisgeben, aber die unteren für die Burgtheorie retten möchten, sehr wesentlich ist —, daß alle Schichten gleichmäßig verbrannt waren. So fand Schliemann in 26 bis 40 Fuß Tiefe (2. Schicht, die „Burg“) verbrannte und mit Asche und Scherben angefüllte „Häuser“ (meine Verbrennungshöfe, Crematorien), in denen verkohltes Holz in horizontaler Linie längs allen vier Wänden lag (für Schliemann „Dielung“, für mich der Rest des Scheiterhaufens) und darunter abermals „Hausmauern mit Spuren furchtbarer Hitze“. Schliemann erzählt: „Die Fußböden der „Häuser bestehen gewöhnlich aus Lehm, der auf einer Lage von Schutt ruht. In diesem „Falle sind sie fast immer verglast und bilden eine poröse Masse mit glänzend grüner „gläserner Oberfläche. Manchmal aber liegt der Lehm auf großen horizontalen Platten „und dann sehen sie genau wie Asphaltböden (!) aus. Auf der Nordseite befand sich „auf einer sehr langen Strecke in einer Tiefe von 26—30 Fuß eine Art verglaste Fläche, „die nur durch die Hauswände oder durch Stellen unterbrochen wurde, wo der Lehm „auf Platten gelegt worden war.“ (Aus Ilios S. 65 ergibt sich, daß diese Platten Gänge oder Korridore von 4 Fuß Breite bezeichnen.) Ilios S. 305 beschreibt Burnouf, der oben erwähnte französische Archäologe, den seine Regierung zu Schliemann geschickt hatte, den Schutt von drei „Häusern“ in der 2. Stadt (Burg) wie folgt: „Auf einer „8—10 Fuß tiefen Unterschicht aus übereinanderliegenden festen Lagen von Erde, Asche, „Knochen, Muscheln und Steinen liegt ein 2 Zoll starker Lehmbooden. Dieser ist 1 bis „2 mm tief verglast (grünlich) und 2 cm tief hart gebrannt (hellgelb), die Unterschicht „4 bis 6 Zoll tief schwarz gebrannt. Auf dem Lehmbooden liegt eine 1 bis 2 cm tiefe „Schicht Holzkohle, dann eine in der Mitte 20 Zoll tiefe Lehmschicht, darauf eine Schicht „von 4 bis 5 Zoll langen und breiten, flachen Stücken Holzkohle, und zu oberst wieder „eine dicke 28—32 Zoll starke Schicht von Lehm und schwärzlich braunen, grauen oder „rötlichen, mehr oder weniger mit Stroh vermischten Substanzen nebst Topfscherben, „Muschelschalen, Knochen u. a.“ Ferner schildert Burnouf einen Querschnitt durch andere Brandschichten (in der 3. Schicht, die heute mit der 2. zusammen die „Burg“ vorstellen soll): „Eins der großen Centren des Brandes befand sich in dem nach der „Mitte der Ostmauer zu liegenden Stadtteile“ (! „Stadtteil!“) Das Ganze war nur 45 m breit und 80 m lang s. o.). „Am Schutt dieses Centrum sehen wir übereinander „1. den Qualm, der tief in den Boden eingedrungen ist, einen Haufen Schutt, der einer „Glühhitze ausgesetzt gewesen ist und beim Herabstürzen (?sic?) einige große Krüge in „Stücke zer schlagen hat, eine Aschenlage, vermisch mit Steinen, Knochen, verbrannten „Muschelschalen u. s. w.; 2) zum zweitenmal die Spuren des Qualms, mit einer „Reihe Balken (!), dann eine zweite Lage von durch Glühhitze calcinierten Schutt, Asche, „eine schwarze Linie, endlich Ziegeleerde (Lehm), die der Glühhitze ausgesetzt war, und „ganz oben Erde, die gleichfalls die Einwirkung von Feuer zeigt. All dieser Schutt „zusammen ist 4 m (13 Fuß) tief.“ Wie Burnouf hierin den Schutt eines mehrstöckigen Hauses sehen und auf diese Weise sein bauerständiges Gewissen beruhigen konnte, ist erstaunlich. Hatten wir einmal das Wesen dieser für ganz Hissarlik typischen Schilderungen fest: der schwarze Qualm, der stets zu unterst erscheint, und, wie an anderer Stelle zu sehen, „in die unteren Teile der Wände tief eingedrungen ist“, dazu die Vergläsung der Lehmbooden und stets der unteren Teile der Wände bis zur Vergläsung, sowie die Lage der Holzkohle und Asche, alles das beweist augenscheinlich, daß die Entwicklung des Feuers regelmäßig auf dem Fußboden stattgehabt hat, und daß also die so auffallend verglühten Lehmbooden die Herde dieser Brände waren, die in großer räumlicher Ausdehnung Weißglühhitze (daher die Vergläsung) entwickelten. Für so gewaltige Feuer hat die Ansiedlungs- oder Burgtheorie nicht genug Brennstoff, denn die Böden waren Lehm-Estriche, die Wände Stein und Lehm, nichts war von Holz als etwa Endstirnen („Parastäben“), auch zeugt nicht eine Spur von Bedachung, und diese Brände sind einander immerzu gefolgt und haben in regelmäßiger

Wiederholung Holzkohle, Asche, Lehm in säuberlicher Schichtung übereinander gelegt und Knochen, Muscheln und Scherben von kleinsten und größten Gefäßen hinengemengt, also immer gleichen Schutt in stets gleicher Aufeinanderfolge hinterlassen, Beweis, daß an derselben Stelle und auf derselben Grundfläche wiederholt große Feuer gebrannt haben, daß es sich mithin nicht um eine Feuersbrunst, etwa von Troja, nicht um Brand von Ausfiedlungen, sondern um künstlich bewirkte und mit bereit gehaltenem Brennstoff genährte, um planmäßige und häufige Verbrennungen handelt! Diese Erkenntnis macht alle Träume von dem wiedergefundenen Troja zunichte, war daher denen verjagt, die mit einer vorgefaßten Idee an jene Ausgrabungen herangezogen waren, und hat auch in den zahlreichen Ausgrabungsberichten, die seit Dörpfelds Beteiligung 1882 durch die Blätter gingen, niemals Ausdruck erhalten. Um so überraschender bleibt es, dennoch in dem Ende 1883 vor meiner Hypothese erschienenen Buche „Troja“ (F. A. Brochhaus, Leipzig) auf diese Erkenntnis die Dörpfeldsche Hypothese des Brennens der ganzen Lehmziegelmauern (statt der einzelnen Steine) mittels „am Fuße dieser Mauern angezündeter Feuer“ gegründet\*) zu sehen, eine Hypothese, die infolge meiner Kritik wieder zurückgezogen worden ist, ohne daß eine andere Erklärung für diese Feuer gegeben worden wäre. Ich stelle also hiermit fest, daß meine Gegner die Planmäßigkeit der Feuer erkannt und nach einem verunglückten Deutungsversuch unter den Tisch geschoben haben.

Welchen Zweck hatten nun jene planmäßigen und häufigen Verbrennungen? Darauf erteilen vergeblich abgeleugnete Funde eine ganz unzweideutige Antwort. Ueberall gilt das über ein Unternehmen geführte Tagebuch als das zuverlässigste und gewichtigste Urkundenmaterial. Das „Trojanische Altertümer“ betitelte, bei F. A. Brochhaus-Leipzig 1874 veröffentlichte Tagebuch Schliemanns von 1871—74, das die Funde noch in chronologischer Folge auführt, macht den Eindruck, als kämpfe sein Autor angefangen mit „vielen Menschenknochen“ und der „großen Leichenurnen“ immer wieder den Gedanken nieder: Du hast eine Metropole gefunden! Dieser Gedanke mußte sich Schliemann aufdrängen, denn er fand immerzu Reste von Brandleichen und Leichenbrand: „Aschenurnen“ — aber „kein Gerippe, nur dann und wann einen Zahn“ — „Schädel nebst einigen Knochen und vieler Leichenasche in einer 70 cm hohen und breiten Vase“ — viermal „eine Urne mit einem Embryo skelett in menschlicher Asche\*\*“) — „Leichenurnen täglich, Knochen zur Asche gebrannt“ — dann verbrannte mit gelber Holzasche und Menschenknochen angefüllte „Häuser“, so namentlich in 23 Fuß Tiefe „ein Haus mit acht oder neun Zimmern und neben dem Hause und in den größeren Zimmern desselben zahlreiche Menschenknochen, aber nur zwei ganze Skelette“, ein Befund, dessen Schilderung S. 244—248 das Bild der „Totenhäuser“ Nordweys in Enrugul und El Hibba (s. o.) einschließlich der Farbe der Asche vorwegnimmt, — und in 42 Fuß Tiefe „ein Haus mit einem fast aufrechten vom Feuer versengten weiblichen Skelett in 6—7 Fuß gelber oder bräunlicher Asche“. Prof. Birchow hat noch sieben Jahre nach ihrer Auffindung Brandspuren „an den

\*) Es scheint, dies sollte meiner damals ganz neuen Beobachtung, daß die Brände planmäßig seien, die Spitze abbrechen. Ich hatte meine Beobachtung in einem Manuskript „Anti-Tios oder Dijkstra als Feuermetropole“ begründet und dieses einem Berliner Verleger übergeben. Als dieser nun im Decbr. 1882 und Jan. 1883 autoritative Gutachten über meine Schrift einholte, ist ihr Inhalt, wie leicht begreiflich, zur Kenntnis ihrer natürlichen Gegner gekommen. Dörpfeld war damals in Berlin und an ihn wurde der Verleger von Dr. Chr. Beiger sehr dringend gewiesen. (Der Brief v. 5. Januar 1883 ist in meinem Besitz.) Der Verleger erinnerte sich nicht mehr, ob das Manuskript Herrn Dörpfeld vorgelegt worden ist, wohl aber, daß es Herrn Professor Hübner (Berlin) unterbreitet wurde.

\*\*) Nach dem Urteil des † Chirurgen Prof. Dr. Arctaios (Athen) ist die Mutter infolge Fehlgeburt gestorben, ihr Körper verbrannt und der Embryo unverbrannt auf die Asche gelegt worden. Die Erstgenannten Brandes habe ich aus Juvenal XV., 1396 nachgesehen. Daß die Asche mit verrosteten Knochen gemischt und menschliche war, bezeugt Dr. Koß im Tios S. 364. — Birchow, der einen dieser Fötus auf 6—7 Monate tarierte, kannte also auch diesen Befund sehr wohl.

Extremitäten“ dieser Skelette festgestellt, sowie die Schädel gemessen, gezeichnet und beurteilt (vgl. Ilios). Von allen jenen Funden ist in dem eben darum tendenziösen Buche Troja nicht mehr die Rede. Ilios aber gedenkt ihrer noch, so namentlich der „bedeutenden Anzahl großer Leichenurnen aus der 3. und 4. Stadt, die menschliche Aschenüberreste, aber keine Knochen, nur einmal einen Zahn, ein andermal einen Schädel in der Asche enthielten“ (den Prof. Virchow ebenfalls a. a. D. beschriebener hat). In diesen großen Leichenurnen, die 3 bis 5, 6, ja 8 Fuß Höhe, 2½ bis 5 Fuß Durchmesser, 2½ Zoll Wandstärke und eine Mündung von 29½ bis 35¼ Zoll Durchmesser haben, wurden die Leichen verbrannt. Sie kamen, wie das Tagebuch sagt, zuweilen in solchen Massen vor, daß sie beim Arbeiten hinderten, und nicht nur in den oberen Schichten, wie Virchow behauptet, sondern überall. Virchow giebt vor, „in der 2. Stadt, dem Homerischen Troja, fehlten die Kiefentrüge“. Dieser ! Forscher ! brauchte nur das Inhaltsverzeichnis des Buches Troja aufzuschlagen, da steht: „Krüge, riesige, (Pithoi) zahlreich in der 2. bis 5. Stadt, besonders in der 2. und 3.“ So zahlreich sie also in allen Schichten waren (in der „Burg“ wurden schon 1879 über sechshundert gezählt), so lag doch „nur in den seltensten Fällen etwas verkohltes Korn darin“ (vgl. Ilios S. 425). In ägyptischen Metropolen sind Krüge mit Korn eine bekannte Totenmitgabe. Dagegen war, wie für Verbrennungsurnen selbstverständlich, „die bei weitem größte Zahl leer“, da die Asche darans entfernt und in Aschenurnen gelegt wurde, oder sie waren „infolge der großen Hitze der Feuerbrunst (!) zerprungen“, und „eine bedeutende Anzahl“ (s. o.) enthielt noch Reste von Leichenbrand. Wenn dieser ursprüngliche Befund durch neue Ausgrabungen, die doch in der ausgeräumten Stätte notwendig negativ ausfallen müssen, aus der Welt geschafft werden soll, so bedeutet das eine ungeheuerliche Fälschung. Wie schon hervorgehoben, wurden große Leichenurnen mit Resten von Leichenbrand täglich gefunden, und „meist waren die Knochen zu Asche gebrannt“ (s. o.). Freilich, Virchow sagt den Leuten, „menschliche Asche sei nur aus darin enthaltenen Knochenresten erkennbar, in Hissarlik sei aber niemals ein menschliches Knochenstück in einer Urne, namentlich niemals in einem Pithos gefunden worden“. Diesem „niemals“ gegenüber sei nur auf Ilios S. 259: Urne mit Knochen eines Embryo (ungeborenen Kindes) in Asche, S. 364: Topf mit starverkohlten Knochenstücken und Embryoknochen, S. 365: zwei Urnen mit Asche und Embryoknochen, S. 47: Pithos mit menschlichem Zahn in Asche, S. 571: Pithos mit menschlichem Schädel in Asche hingewiesen. Ja, Virchow ist ein sehr großer und sehr ehrlicher Forscher! Lange schwankte Schliemann in der Deutung der Kiefenpithoi, nannte sie S. 33, 62, 63, 64, 84, 112 seines Tagebuches „Graburnen“, „Grab- oder Wasserurnen“, „Leichen- und große Wasser- oder Weinbehälter“, „Wasser- oder Leichenurnen“, „Leichen- oder Weinurnen“, schließlich aber nur noch „Weinbehälter, große Krüge, Pithoi“, und wurde hiermit unehrlich gegen sich selbst. Die fixe Idee hatte gesiegt! Seine Funde unterscheiden sich nicht wesentlich von denen seines Freundes Frank Calvert in dem benachbarten, nur 1 Stunde entfernten Hügel Hanai, nämlich von zahlreichen großen Leichenurnen, die in der oberen oder Erdbestattungsschicht Skelette enthalten, wie im Archaeological Journal XVI. 1859 von Calvert beschrieben und abgebildet ist, und in der unteren oder Feuerbestattungsschicht leer in ummantelten und mit Asche und Kohle angefüllten Räumen in Gesellschaft kleinerer Gefäße, Aschenurnen und Mitgaben liegen (vgl. Abbildung a. a. D. und in Schliemanns Ilios S. 794). In Indien giebt es, eine Notiz, für welche ich den beiden durch ihre Forschungen auf Ceylon rühmlichst bekannten Herren Gebr. Dr. Frey und Paul Sarasin in Berlin dankbar bin, gleiche vorgeschichtliche Leichenurnen oder Grabpithoi, worüber im Journal of the Anthropological Institute XI. 1882 unter Abbildung derselben berichtet ist. Diese sind ebenso wie die von Hissarlik gestaltet, ebenso groß, 5 Fuß hoch und von weiter Mündung, stehen wie dort mit einem flachen Stein bedeckt aufrecht und enthalten ebenfalls Leichenbrandreste, nämlich eine Anzahl zerbrochener Knochen und gewöhnlich eine kleine Urne, die mit ganz kleinen




Knochenstückchen gefüllt, also eine sogenannte Aschenurne ist. Der Unterschied ist nur der, daß letztere nicht wie in Hissarlik und Babylonien gesondert beigelegt worden ist, sondern mitamt den größeren unverbrannten Knochen in dem zugegedeckten Pithoi ruht, der bis oben voll Erde ist. F. Walhause fand öfter mehrere solcher Grabpithoi dicht beisammen, und der Missionar Baker entdeckte bei Changhät in Cochin (Vorderindien) ein großes unterirdisches Gewölbe, das mit solchen angefüllt war. Eine Vorstellung davon giebt, wie Walhause bemerkt, Schliemanns im Ilios unter Nr. 8 abgebildeter „Weinkeller“ (!). Wieder wie in Hissarlik waren diese „Mankara“ (d. i. Thontrüge) so mürbe, daß sie in Stücke fielen, sobald man sie von der Stelle rücken wollte. Die Benutzung solcher riesigen Krüge sowohl bei Erd- wie bei Feuerbestattung war in Asien, Europa, Nordafrika und Amerika üblich, und noch bis heute ist Erdbestattung darin Sitte der Vornehmen in Japan, wo Onagri der Fabrikationsort solcher Pithoi ist (vgl. Miß Bird, Unbeaten Tracks in Japan). In Amerika sind die Spuren derartiger Benutzung großer Krüge am Guatwita-See in Missouri, auf der Insel Omtpec im Nkaragua-See und am Orinoko, wo die Bevölkerung ihre Toten noch zur Zeit der Ankunft der Spanier verbrannte, nachgewiesen. Am Euphrat wurden schon in den vierziger Jahren altbabylonische Urnen, die so groß waren, daß „ein Erwachsener darin Raum hatte“, und Leichenbrandreste enthielten, in Brandgräbern gefunden (vgl. Dr. Trufen, Leichenverbrennung, Breslau, W. G. Korn, 1855). Sir W. Dufely (vgl. Travels in Persia) grub 4 Fuß lange spitzförmige cylindrische Thonurnen mit menschlichen Gebeinen in der Ebene von Bushey aus, wo sie zu Hunderten in der Erde lagen. Andere Forscher fanden so große spitzförmige Urnen mit menschlichen Resten in Syrien, Suez, Tunis, Südost-Spanien und Korsika, am Sir Darja, in Anatolien, in der Krimm, in Rumelien, im thrakischen Chersones, auf Mytilene, in Griechenland, auf den jonischen Inseln und in Italien. In Rom wurde nach Graf Caylus im vorigen Jahrhundert am Fuße des Monte Pincio gegenüber der Villa Borghese ein langes unterirdisches Gewölbe mit Tausenden von spitzförmigen Amphoren entdeckt, die mit dem Fuß in den Boden gesetzt waren und menschliche Gebeine, vermischt mit Pferde- und Ochsenknochen und wächsernen Weißgefäßen, enthielten. Der Hügel Hissarlik ist also auch in dieser Beziehung keineswegs so „singulär“, wie Birchow ihn in seiner Vorrede zum Ilios hinstellt, aber allerdings ist man erst durch meine aus Vergleichung des Befundes von Hissarlik mit babylonischem abgeleitete Behauptung (vgl. „Ausland“ 1883, 52), in diesen Riesenurnen habe selbstthätige Verbrennung unter Abschluß der Flamme vom Körper wie im Siemensschen Ofen zu Gotha stattgefunden, auf ähnlichen Befund aufmerksam geworden. Nachdem nun 1887 in „babylonischen Feuernekropolen“ (s. o.) vollkommene Einäscherung der Leichen unter thönernen Mulden (die nach Kolbewey sogar mit dem Brennstoff — Schilf und Asphalt — überdeckt gewesen wären\*), aufs neue festgestellt worden ist, kann ihre Möglichkeit in den thönernen und porösen, also luftdurchlässigen Urnen von Hissarlik nicht länger zweifelhaft sein. Birchow, der Naturforscher, der diese Möglichkeit mit dem Hinweise darauf, daß ihm Einäscherungsversuche im Schmelztiegel nicht gelungen seien, bestritt und meine Behauptung „im physischen Sinne ungeheuerlich“ nannte, vergaß wohl ganz, daß der Schmelztiegel notwendig aus luftundurchlässiger Masse besteht, weil sonst das Metall, anstatt zu schmelzen, verbrennen würde, wogegen jene Urnen porös sind. Nur selten blieb, wie Kolbewey aus den babylonischen Feuernekropolen berichtet, die Verbrennung unter der Thonhülle unvollständig, und selten sind ja auch in Hissarlik Skelette, waren aber hier ebenso wie dort unberührt in der Asche liegen geblieben. Meistens war jedoch die Einäscherung eine vollkommene, hier wie dort.

\*) Näher sich Interessierende mögen nachlesen: Kolbewey, Bericht in „Zeitschr. f. Assyriologie“ 1887, aber auch Rawlinson, Ancient Monarchies I, 110–111, Loftus, Travels p. 201, Taylor, Notes on the ruins of Muqueyer in Journal of the Royal Asiatic Society XV, S. 50mmel, Geschichte Babyloniens und Assyriens I, 210.

Außer diesen Verbrennungsurnen gab es, wie aus den mitgetheilten Quellen ersichtlich, auch eine Menge Aschenurnen in Hissarlik, und sie waren, wie Koldevey dies in seinen babylonischen Feuernekropolen ebenfalls beobachtet hat, entweder auf der Brandstätte selbst, oder an mehr oder weniger davon entfernten Orten beigesetzt. Wir haben gelesen, wie Schliemanns Tagebuch immerzu von Aschenurnen und kleinen Leichenurnen (im Gegensatz zu jenen großen) spricht. Sein Buch Ilios, das „die eigentliche Nekropole“ natürlich „an anderer Stelle suchen zu müssen“ meint, beziffert sie nur noch auf „kaum tausend“, und sein Buch Troja spricht gar nicht mehr davon. Indessen Dr. Schuchhardt bestätigt in seinem „im engsten Verkehr mit Schliemann“ geschriebenen Buche „Schliemanns Ausgrabungen“ (F. A. Brockhaus, Leipzig 1890), daß „eine Menge Urnen mit stets sehr feiner Asche“ gefunden worden ist. Wenn derselbe sie nur „der Epoche der 3. Ansiedlung“ zuschreiben will, so widerlegt sich das aus Schliemanns ursprünglichen Erklärungen (vgl. Tagebuch und Ilios), daß „die Totenverbrennung in allen fünf vorgeschichtlichen Städten allgemeiner Branch“ gewesen sein müsse, was mit anderen Worten heißt, daß er die Aschenurnen in allen diesen fünf Schichten des Hügels gefunden hat. Wie war es nun möglich, daß Schliemann 1889 protokollarisch\*) erklärte, „nach seiner jetzigen (!) Auffassung seien eigentliche Aschenurnen nur in sehr geringer Zahl“ nämlich — hört! — „nur auf dem Urboden zwei und eine in der obersten Schicht gefunden worden“ (!), das wäre also in den fünf vorgeschichtlichen gar keine mehr. So wissenschaftlich unwahr wie dies war die weitere Erklärung, „anfangs habe er jedes Gefäß Aschenurne genannt“, denn sein Tagebuch von 1871—74 unterscheidet bereits, entsprechend seinen seit 1866 getriebenen Studien, alle Gefäße archäologisch. Und wie steht Virchow zu diesen Widersprüchen? Um der Behauptung „Hissarlik eine Feuernekropole“ den Boden zu entziehen, leugnete Virchow in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 16. Februar 1884 freich, nicht fromm, doch fröhlich und frei alle „Reste von Brandleichen“ weg, obwohl ihm die vorangeführten Kunde, welche er zum Teil selbst untersucht hatte, sowie Schliemanns Schriften bekannt waren. Als ich ihm darauf seine „lapsus memoriae“ vorhielt (vgl. „Ausland“ 1884 Nr. 24, Köln. Zeitung u. a.), fertigte er dies mit der Bemerkung ab, „er könne nicht erneut (!) auf meine Scheingründe eingehen“ (vgl. Verhandl. der Berliner Anthropol. Gesellschaft 1884). Damit war die wissenschaftliche Wahrheit unterdrückt, denn Virchows Autorität war für die Welt entscheidend. Natürlich hat Virchow seitdem das größte Interesse daran, die Enthüllung eines Verhaltens, das ihn auch in den Augen der Berliner Philologischen Wochenchrift (1890, Nr. 4) „nicht mit Ruhm bedeckt hat“, zu verhindern. Daher das Bestreben, die ursprünglichen und von ihm gelugneten Thatsachen durch Schliemanns — freilich vergebliche — Widerrufe aus der Welt zu schaffen! Ende März 1890 beauftragte Virchow als Mitglied der Untersuchungskommission, der er als Partei hätte fern bleiben müssen, eine Ausgrabung, eine reine Komödie, und erzählte dann in seiner Rede bei Schliemanns Gedächtnisfeier am 1. März 1891 im Berliner Rathaus einem anwesenden Zuhörerkreise das Märchen: „Schliemann nannte die zahlreich aufgefundenen Urnen einfach Aschenurnen, obwohl ihr Inhalt, wie sich später erwies (sic?), mit menschlicher Asche nichts zu thun hatte.“ Beides ist unwahr, denn Schliemann hat, was Virchow nicht unbekannt sein konnte, schon in seinem Tagebuch von 1871—74 (s. oben) alle Urnen archäologisch unterschieden, und um Virchows „wie sich später erwies“ mit dem rechten Namen zu nennen, braucht der geehrte Leser nur zu erwägen, daß der Inhalt aller vor 1890 aufgefundenen Gefäße an Ort und Stelle sofort umhergestreut und weggeschüttet worden war. Zu diesem Verschleierungssystem gehört auch Schliemanns

\*) „Protokoll der Verhandlungen zwischen Dr. Heinrich Schliemann und Hauptmann Ernst Wötlicher zu Hissarlik vom 1. bis 6. Dezember 1889.“ Als Handschrift gedruckt bei F. A. Brockhaus, Leipzig 1890.

protokollarische Erklärung vom 1. Dezember 1889, „die im Ilios S. 36 erwähnten zahlreichen Menschenknochen könnten auch Tierknochen gewesen sein, kein Fachmann habe sie bestimmt, zusammen hätten sie für zwei Skelette ausgereicht“. In Wahrheit handelt es sich hier, wie aus Vergleichung von Ilios S. 36 mit S. 365 unverkennbar, erstens um zwei vollständige Skelette, die, wie selbst Virchow hat zugeben müssen, an den Extremitäten noch Brandspuren trugen (vgl. Verhandlungen der Berliner Anthropolog. Gesellschaft vom 16. Februar 1884), und außerdem noch um „zahlreiche“ Menschenknochen, die ebendort in mehreren Räumen ein und desselben Baues, also derart lagen, daß sie auch ohne „Fachmann“ durch Vergleichen mit jenen Skeletten bestimmbar waren.

Ein Befund, von dem Virchow ebenfalls nie etwas wissen wollte, ist dieser: Viele Urnen, so auch die Gesichtsurne Ilios S. 385 bezw. 541, enthielten Gold- und Silberschmuck inmitten von „viel“, von „einer Masse“ bläulich weißem Pulver, das die Schmuckstücken zuweilen „ganz umgab“, und immer enthielten sie beides, sowohl zu Klumpen geschmolzenes Gold oder sonst feuerbeschädigte Gold- und Silberstücken, wie auch ganz unverfehrte. Fast aller Gold- und Silberschmuck lag in solchen Urnen. Dies geschmolzene Gold, welches ich mir auch im Museum von Stambul angesehen habe, sieht tropfen- und breiartig aus, ist zuweilen mit Silber zusammengeschmolzen und enthält häufig Holzkohleneinschlüsse, wie auch im Ilios SS. 542, 550 photographisch abgebildet ist. Wären nun diese Urnen selbst dem Feuer ausgesetzt gewesen (nach Schliemann und dem Naturforscher Virchow, der „sich in diesen harten Zeiten nicht aller Pein berauben will“ [vgl. Ilios S. 759], dem Brande von Troja, nachdem die mit diesen „Schachvasen“ stüchenden Trojaner verunglückt waren), so müßte nach den Naturgesetzen alles Gold darin geschmolzen sein, denn sobald die Glut, welcher Metall ausgesetzt ist, dessen Schmelzpunkt (für Gold 900° C.) erreicht hat, geht es insgesamt und plötzlich in flüssigen Zustand über. Da nun aber ein Teil des Goldschmuckes in jeder Urne ganz unverfehrt war, so kann dieser nicht mit dem geschmolzenen dem Feuer ausgesetzt gewesen sein. Der geschilderte Befund erklärt sich nur aus dem allgemeinen alten Brauch, noch köstliche Beigaben in die Urnen zu legen, nachdem die Asche des Toten samt dem Reste seines bei der Verbrennung geschmolzenen Schmuckes darin untergebracht war. So sind also alle diese „Schachvasen“ in Wahrheit Aschurnen, so auch die oben erwähnte Gesichtsurne, und dies gilt, wie sich schon im ersten Teil unserer Untersuchungen ergeben hatte, für alle Gesichtsurnen und für alle „Flügelvasen“ bezw. alle mit dem Zeichen  (der Abkürzung der Flügel des Seelenfinnbildes) gezierten Urnen, auch sind folgerichtig alle jene „Schätze“ nur Totenmitgaben. Gernern wir uns dazu der oben nachgewiesenen Lebensfinnbilder alias Spinnwirtel, Seelenamulette und mancherlei Dyrfergefäße, so haben wir die von Allen übersehenen Beweise für die Richtigkeit der ursprünglichen Angaben Schliemanns, und alle Sophistik der „Trojaner von Berlin“ kann uns nicht in der Ueberzeugung wanken machen, daß die Fundstätten solcher Dinge, Hissartil voran, Stätten des Toten- und Seelenkultes waren.

Wir wissen nun auch, woher der für so gewaltige Brandwirkungen erforderliche gewesene massenhafte Brennstoff gekommen ist, für den so dürftige „Ansidlungen“, wie Schliemann und Virchow sie vorzuweisen haben, keine Erklärung geben konnten. Die in Rede stehenden Banlichkeiten waren offenbar teils Leichenverbrennungshöfen (Crematorien, Urninen oder Nischen genannt), teils Totenhäuser, wie der Ahnen- oder Seelenkult solche für Totenopfer noch heute im südöstlichen Asien baut, oder Colunbarien zur Beisehung der Aschurnen (daher fast alle „Schachvasen“ in und bei dem Bau HS lagen (vgl. die Pläne zu Schliemanns Ilios und Troja), und endlich Magazine für den Totenkult (daher der südöstliche Teil der „Stadt“ vom Brande nicht erreicht war, vgl. Ilios S. 353). Vor Jahren wurde mir noch bestritten, ist aber heute anerkannt, daß es allgemein üblich war, Leichenstätten zur Steigerung der Glut mit Mauern einzufrieden. Ein Beispiel, das Urstrinum der Antonine in Rom, das ein

fäulenumgebener Marmorbau mit einem in Gestalt einer Stufenpyramide darin errichteten Scheiterhaufen war, habe ich in meinem „Hissartil wie es ist“ (in Kommission bei R. W. Hiertemann in Leipzig) abgebildet. In Hissartil sehen wir für solche Brandhöfe uralten Tempelgrundriß gewählt, der, wie Fergusson (vgl. Troja S. 90) richtig bemerkt, mit dem von Rhannos übereinstimmt. Der Holzstoß war, wie der regelmäßig über Kohle und Asche abgelagerte Lehm verrät, nach Art eines Meilers mit Lehm überdeckt, woher auch die bis sechs Zoll dicken Glaskropfen rühren, die schon Schlimmann vermuten ließen, dieser Lehm habe über „Ballen“ gelegen und sei schmelzend herabgetropft. Inmitten des Lehmmantels Brennstoffes (Holz, Schilf, Asphalt), dem Zuglöcher Luft zuführten, stand die große Verbrennungsurne, der „Pithos“, vielleicht (wie Kolbwey von den Seitenstücken dazu in seinen babylonischen Feuernekropolen berichtet) völlig überdeckt. Welch hohe Glut solche unglasierte poröse Thonhülle aufnimmt und wie ungemein lange sie solche bewahrt, das wolle der geehrte Leser sich von Töpfern sagen lassen, die, wo es auf schnelle und intensive Heizung ankommt (z. B. in Badestuben), Ofen aus unglasiertem, also porösem Thon aufsetzen. Auch sind erhitzte Ziegelsteine bekanntlich vorzügliche „Wärmeflaschen“. Die von Birchow bestrittene Möglichkeit der Einäscherung von Leichen in einer Thonhülle kann nach Kolbweys Nachweis derselben von ehrlichen (!) Forschern nicht länger in Abrede gestellt werden. Wo es es nun täglich tote gab, da mußten die Verbrennungsanlagen vervielfältigt werden, denn das heute gebrauchte Crematorium konnte morgen noch nicht wieder benutzt werden, weil der Schutt noch heiß war. Auch gab es ja schon immer Reich und Arm, wahrscheinlich also auch Erb- und Armen-Crematorien. Von jeder Verbrennung, die von Totenopfern aller Art begleitet und gefolgt war, hinterblieb umfangreicher Brandschutt, die Crematorien und Columbarien mußten also von Zeit zu Zeit reguliert, die alten Schichten ausgeglichen, die Mauerumfassung erhöht oder erneuert werden, damit in höherem Horizont die Benutzung fortgesetzt werden konnte. Ein in Hissartil noch erhaltenes Beispiel dafür (wenigstens stand es 1889 im Dezember noch aufrecht) ist der schon oben erwähnte Bau HS, der unten aus großen Steinen, in der Mitte aus Lehmziegeln und oben aus kleinen Steinen besteht. Gleiches zeigen in annähernd gleichem Niveau die Banten A und B (vgl. die Pläne a. a. O.), und so waren die meisten Baulichkeiten durch alle Schichten Brandschutt sozusagen durchgewachsen und sind deshalb (wie z. B. Dörpfelds Mauerzüge WW, ImDEtz, Teile von CC vgl. die Pläne a. a. O. und mein „Hissartil wie es ist“ S. 20) bereits in Burnoufs Plan von 1879 (Plan I des Mios) deutlich erkennbar, obwohl ihre unteren später von Dörpfeld aufgenommenen Teile damals noch nicht ausgegraben waren. So wuchs im Laufe der Zeit bei gleichzeitig seitlicher Ausdehnung der Schutt- und Ruinenhügel Hissartil empor und überdeckte mit der Hinterlassenschaft des Toten- und Ahnenkultes die mehrmals durch Anbauten erweiterte Terrasse, welche wir vorhin kennen gelernt haben. Mögen die Trojaner von Berlin fortfahren, Leichtgläubigen dort Ansiedlungen und Burgen zu malen, für Einsichtige ist diese Terrasse nichts als eine Burg für Totenverbrennung, „eine Burg auf dem freien Felde“, wie Brunhild solche „für Siegfried den Hunen (d. i. toten) Gebieter, für sich und ihre Knechte und alle, die mit Siegfried zu sterben kamen“ (Edda) errichten ließ\*). Solche „Hunenburg“ hat auch die alte Bevölkerung der Troas erbaut und ihre Toten darauf verbrannt, ohne zu ahnen, daß dieser Schutt dereinst den Stoff zu den tollsten Märchen abgeben würde.

\*) Der Bruch, der unser Volkstum von dem der Urbäter geschieden hat, verschuldet so manches kulturgeschichtliche Mißverständnis, dennoch ist es unbegreiflich, wie der Sinn des altb. „hun“ ganz verloren gehen konnte. Den Ausdruck der Edda für den toten Siegfried „der hunc Gebieter“ hat man in unglaublicher Gedankenlosigkeit mit „Hunnegebieter“ erklärt, als ob der germanische Heros die Hunnen beherrscht habe, und die Hunenburgen u. s. w. hat man von den Hunnen hergeleitet, obwohl diese nie z. B. nach Westfalen und Holland gekommen sind. Es handelt sich hier einfach um Totenburg, -betten u. s. w.

## S c h l u ß w o r t .

„Die Vorstellung einer wohlorganisierten von Staats- oder Stadtwegen polizeilich und kirchlich geleiteten Anstalt für Leichen- und Leichenverbrennungszwecke hat vor Bötticher kein Altertumsforscher entwickelt,“ mit diesen Worten wurde noch jüngst anerkannt, daß ich der Altertumsforschung ein neues Element, „die Totenburg oder Totenstadt der Feuerbestatteten“ (Feuernekropole) gewonnen hätte. In der That hatte die gelehrte Forschung, seltsam genug, angenommen, in Kulturstaaten habe jeder seine Toten, wo es ihm beliebte, verbrannt und bestattet. Meine Forschung zeigte für die Verbrennung ein für allemal bestimmte Plätze, in deren Nähe die Gräberfelder lagen. Bestattung am Ort der Verbrennung war Ausnahme. In Babylonien deckte Kolbeway das Bild auf, welches ich in Hissarlik erkannt hatte, in der Troas sind Hissarlik und Hanai Tepeh nicht die einzigen Beispiele, in Deutschland dienten jenem Zweck die Hunenburg, Hunenbetten, Hunenschanzen und eine Menge sogenannte Burgwälle, in Italien und anderen Ländern ähnliche hochgelegene Bauten. Die meisten werden verkannt, denn die Forschung schaut durch die Brille des Darwinismus.

Die Tragweite meiner Reform ist zuerst auf dem Pariser Anthropologen-Kongreß 1889 einigermaßen gewürdigt worden. Der Ausgangspunkt derselben ist die Feuernekropole oder Totenburg Hissarlik. Die Civilisation von Hissarlik — denn um solche, nicht um darwinistische Urzustände oder Halbkultur handelt es sich dort — war eine wesentlich assyro-babylonische mit stark phönizischer und ägyptischer Beeinflussung, ausgebehnt (wohl zu merken die Civilisation, nicht das betreffende Reich) über Kleinasien und Europa in noch zu ermittelnden Grenzen als Vorgängerin der klassischen, und Hissarlik, Mykenä, Tiryns, Koban im Kaukasus, Hallstatt im Donaugebiet und die Laufitz sind Stationen, die in erstaunlicher Uebereinstimmung der Funde nach Material, Formen, Ornamentik und Zweck von jener verschwundenen Kultur Zeugnis geben. Sie ist wie eine jede unter dem erst von mir aufgestellten und begründeten Gesichtspunkt zu betrachten, daß die von ihr zeugenden Funde in der Mehrzahl nicht Gebrauchsgerät, sondern nur minderwertige, eigens für das Grab und möglichst dauerhaft gefertigte Nachahmungen (Simulaker) sind, und war demnach wie jede andere höher, als nach dem Maßstabe der geltenden Doctrinen anzunehmen wäre. Erst diese Art der Fundbetrachtung läßt vorzeitliche Bauten richtig verstehen und wirkliche Wohnstätten von den sie auch architektonisch oft nachahmenden Toten- und Ahnenkultstätten unterscheiden. In dieser Simulaker-Lehre wurzelt die seit zehn Jahren von mir angestrebte Reform. Sie löst gar viele kunst- und kulturgeschichtliche Widersprüche und Rätsel und stellt überall höhere Kulturzustände der Vorwelt fest, als die darwinistische Richtung wahr haben will, wird also von der materialistischen Weltanschauung nicht mit freundlichen Augen angesehen.

Von dem Siege meiner Ideen würde in erster Linie der Begründer der deutschen anthropologischen Forschung getroffen, Virchow, der für Schliemanns Märchen seine Autorität eingesetzt, die von mir angestrebte Aufklärung in wenig ehrlicher Weise verhindert, meinen „Köhlerglauben“ verspottet und geäußert hat, „er müsse ja den Wald vor Bäumen nicht gesehen“ oder „ein Brett vor dem Kopf gehabt haben“), wenn ich recht hätte“, Virchow, der meine Thesen vor aller Welt „furchtbaren Unsinn“ genannt hat, sie noch heute bei jeder Gelegenheit mit dem „Stempel der wissenschaftlichen Unzulänglichkeit und der Unreife“ zeichnen läßt und die Lösung ausgiebt: „Bötticher kann ohne Zweifel noch viel Verwirrung in das Studium der prähistorischen Funde hineinbringen, wenn es ihm gelingt, seinen Ansichten Geltung zu verschaffen.“ Für „Verwirrung“ setzen wir „Klärung“! Virchow begegnete mir als ein in seiner Eitelkeit getränkter

\*) Vgl. Verhandlungen der Berl. Anthropolog. Gesellschaft 16. Febr. 1884.

Gelehrter stets gehässig. Wie konnte Virchow trotz meiner anerkannt wissenschaftlichen Arbeit mir, wie die „Frankf. Ztg.“, „Bresl. Ztg.“, „N. Fr. Presse“ und ähnliche Blätter 1891 verbreiteten, lediglich „übelwollende Absichten gegen Schliemann“ unterschieben, von „Böttichers frivolem Angriffe auf Schliemann“ reden! Auf die Zeit von 1883 bis 1889 will ich hier nicht näher eingehen; es genügt zu sagen, daß Virchow, nachdem er 1884 meine Ideen in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft bekämpft und der Archäologischen Gesellschaft, sowie der Akademie der Wissenschaft in Berlin eine Schrift „Hissarlik als Feuernekropole“ vorgelegt hatte, alles aufbot, um meine Tätigkeit lahm zu legen. Ein solcher Boykott macht sich leicht, dazu hilft selbst ohne Verabredung der Instinkt interessierter Kreise, vor der öffentlichen Meinung mit Sorgfalt alles zu verbergen, was gegen eine hartnäckig vorgefaßte Meinung mit eindrucksvoller Sprache redet. Ein hochgestellter objektiver Beobachter schreibt: „Schliemann und seine nächst, ja eigentlich mehr als er selbst beteiligten Verbündeten, Professor Virchow in Berlin und Dr. Dörpfeld in Athen, haben Hauptmann Voetticher als Eindringling in fremdes Gebiet behandelt.“ Virchow, der Vater der Schliemannschen Schenkung „trojanischer“ Altertümer an das deutsche Reich, die Autorität, deren Gutachten diese Schenkung von fragwürdigem Werte den kgl. Museen in Berlin einverleiben ließ, und Dörpfeld, der Architekt von Troja, darnach Leiter des k. deutschen Archäologischen Zweig-Institutes in Athen, beide mußten in der That um ihrer wissenschaftlichen Stellung willen die Aufdeckung ihrer erstaunlichen Irrtümer um jeden Preis zu hintertreiben suchen. Um so unangenehmer war ihre Ueberraschung, als 1889 meine Thesen auf dem Pariser Anthropologen-Kongreß, dessen Generalsekretariat mich zu Mitteilungen über Hissarlik, „sur un sujet qui vous est particulièrement familier“, angefordert hatte, Gegenstand eines großen Vortrages und anschließender Diskussion wurden (vgl. Comptes Rendu d. Kongr. v. 1889, Paris, E. Leroux, 1891), nachdem Virchow dies auf dem Wiener Anthropologen-Kongreß eben erst mit dem Worte „furchtbarer Unsin!“ verhiindert hatte. Das Fatalste war ihnen, daß der auf dem Pariser Kongreß persönlich anwesende Schliemann sich moralisch gezwungen sah, in die längst von mir geforderte kommissariische Votaluntersuchung (vgl. mein La Troie de Schliemann in der Internationalen Revue Le Muséeon 1888 S. 498, 500, 550 und 1889 S. 411) nunmehr einzutreten. Derselbe erklärte sich zwar mit vielem Pathos dazu bereit, mußte aber, nachdem inzwischen Virchow in Paris eingetroffen war, von französischer Seite genötigt werden, Wort zu halten. Und wie ging man nun ans Werk! Man verhehlte und schwieg es tot, daß ich es war, der die kommissariische Untersuchung verlangt hatte, und gab der Sache das Aussehen, als lade man mich zur Verantwortung nach Hissarlik, ja, man schenke (vgl. „Neue Freie Presse“ 9003 und französische Blätter) nicht vor der Spiegelschere zurück: „ich wolle nicht kommen, um meiner Niederlage auszuweichen.“ Bekanntlich fand die erste kommissariische Votalbesichtigung der Ruinen von Hissarlik Anfang Dezember 1889 statt. Daran nahmen teil auf Schliemanns Kosten außer mir der von Virchow vorgeschlagene Major Steffen (1891 †) und der von der Wiener Akademie der Wissenschaft Schliemann auf Anfrage neben Hauser als geeignet namhaft gemachte Architekt Prof. Georg Niemann. Beide waren also, wie ich durch Erkundigung bei der Berliner und Wiener Akademie feststellen konnte, nicht akademische Delegierte, nicht Schiedsrichter, wie meine Gegner durch die Presse aussprenkten, sei es, daß sie mich dadurch gefügiger, sei es, daß sie die öffentliche Meinung empfänglicher stimmen wollten. Das Zeugnis jener Herren fiel so aus, wie Schliemann erwartet hatte, und nach Lage der Sache war dies nicht anders möglich. Denn es ist zu bedenken, daß Hissarlik 1889 nicht mehr so aussah wie 1882, und noch weniger wie 1879, und daß also wesentliche Unterlagen meiner Thesen nicht mehr sichtbar waren; Steinraub, Wind und Wetter hatten die im II. Teil unserer Untersuchungen beleuchteten Brandspuren ausgelöscht, der Regen hatte sie fortgewaschen, gemeinsam mit der Luft die Asche in Erde umgewandelt, kurz, eine Abschwächung des ursprünglichen Bildes war eingetreten, die mich, der Virchows, Burnoufs, Simsons

und Anderer Schilderungen, von Schliemann gar nicht zu reden, so gut im Kopfe hatte, aufs höchste befremdete; dazu kam, daß die für diese Stätte so charakteristischen Funde sich nicht an Ort und Stelle, sondern im Berliner Museum befanden und jenen Herren ganz unbekannt waren. So siegte natürlich einstweilen wieder die blinde Einseitigkeit des Architekten. Das von Steffen wiedergeschriebene, von Niemann unbefugterweise später in Wien superrevidierte, bei F. A. Brochhaus in Leipzig (Febr. 1890) nur als Handschrift gedruckte „Protokoll der Verhandlungen zwischen Dr. H. Schliemann und Hauptmann E. Vötticher zu Hissarlik vom 1. bis 6. Dezbr. 1889“, das nicht in endgültiger Reinschrift verlesen und nicht unterschrieben wurde (trotzdem ich das vor der Abreise verlangte), habe ich in meinem „Hissarlik wie es ist“ (Selbstverlag, 1890) gebührend beleuchtet. Heute, nun die Sache um einen der objektiven Beurteilung förderlichen Zeitraum zurückliegt, sozusagen historisch geworden ist, bin ich mir darüber klar, daß ich das Opfer einer Komödie war, die darauf hinauslief, meine gesamte Forschung dadurch in Mißkredit zu bringen, daß man Beschwerden über meinen Mangel an Vertrauen in die wissenschaftliche Ehrlichkeit meiner Gegner geschickt in den Vordergrund schob, sie zum Hauptgegenstand der Lokaluntersuchung machte und dann die Unwahrheit verbreitete: „ich hätte eingeräumt, daß die von mir behauptete Fälschung von Ausgrabungsergebnissen durchaus unbegründet, ihre (der Gegner) Darstellung des fraglichen Sachverhaltes vielmehr in allen Punkten richtig sei.“ Da die Herren Schliemann und Dörpfeld dies sowohl in ihrer Schlussfolgerung zum Protokoll als auch in deren systematischem und tausendfachem Abdruck (ohne d. Protokoll!!) in der Presse und in dem „Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890“ (F. A. Brochhaus, Leipzig, 1891) S. 2—3 behauptet haben, so bin ich es mir schuldig, den geehrten Leser zu bitten, sich aus dem Protokoll zu überzeugen, daß diese Behauptung das Gegenteil der Wahrheit sagt\*). Die gegnerische Darstellung habe ich nur in einem (unwesentlichen) Punkte (S. 15) anerkannt, sie dagegen in den meisten (S. 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18) mit aller Entschiedenheit und bis zur Anwendung des Wortes „Phantasiengebilde“ auf die (noch heute nicht gefundene) Unterstadt bestritten, auch habe ich ausdrücklich mit der Einleitung „Da Herr Dörpfeld versichert“ nur Versicherungen Glauben geschenkt, als ich die bona fides anerkannte (S. 9). Diese meine bona fides-Erklärung finde ich leider überall, auch in Schliemanns letztem Ausgrabungsbericht, verstümmelt, nämlich ohne die Einleitung „Da Herr Dörpfeld versichert“, abgedruckt. Da ich mich nun nicht bekehren ließ, obwohl Niemann mir privatim (mit oder ohne Auftrag?) sagte, daß das „für meine weitere archäologische Entwicklung sehr förderlich“ sein werde (?!), so berief Schliemann im März 1890 eine neue Kommission, diesmal aus acht „Archäologen und Gelehrten ersten Ranges“, darunter Virchow, der also in eigener Sache urteilte. Diese Kommission sah natürlich nicht mehr als die erste, und Virchow scheint seinen Kollegen seine Schilderungen von 1879 nicht wiederholt zu haben. Sie entschieden sich für Schliemann, dennoch hat auch dies die Welt nicht überzeugt.

Neuerdings nimmt nun Dr. Dörpfeld, dem noch deutsche Mitarbeiter zur Seite stehen, abermals Ausgrabungen in Hissarlik vor und möchte recht viele „Fachmänner“ dort zugegen sehen, weil „über den Zustand der Ruinen und ihre Bedeutung nicht immer richtige Ansichten herrschen“ (!!). Ist Dörpfeld der richtige Mann zur Aufklärung dieser Ansichten? Wie groß muß inzwischen drüben die Verlegenheit geworden sein, wenn man nunmehr, wie Dr. A. Brückner (Berlin) in der B. A. G. ankündigte,

\*) Zu meinem „Hissarlik wie es ist“ habe ich diese Unwahrheit und so manche andere nicht wahrheitsgemäße Angabe zurückgewiesen bezw. berichtigt. Dr. Dörpfeld hatte demgegenüber nur die billige, auch in Schliemanns letztem Ausgrabungsbericht S. 38 in Form einer Fußnote wiederholte Verlegenheitsklärung (datiert Januar 1891): „er halte es für unter seiner Würde, auf meine neuesten Schmähschriften öffentlich zu antworten“. Ich konsultierte, daß Prof. Dr. Dörpfeld auch auf anderem Wege auf obigen allerdings unabwehrleglichen Vorwurf nicht geantwortet hat. (August 1893.)

den „Palast des Priamos“ außerhalb (!) der „Burg“ suchen will, wo es (mir sehr wohl bekannte) Fundamente, aber aus historischer Zeit (neu-ilische), giebt! Es wird sich wohl darnum handeln, nachträglich (für Gläubige!) jene „Unterstadt“ zu finden, die nach Schliemanns und Dörpfelds Schilderungen eine Thatsache zu sein schien (vgl. nur Nat.-Ztg. 1889 Nr. 474). Sollte doch nur ihre Ausdehnung noch nicht bestimmt sein! Geradezu verwerflich will es erscheinen, daß in der Fiktion, als könne man heute noch an Ort und Stelle die richtige Ansicht über die Ruinen gewinnen, der Zustand derselben als identisch mit dem ursprünglichen hingestellt, dessen Schilderung aus den Jahren 1871—79 totgeschwiegen, und an einem Orte, wo längst tabula rasa gemacht ist, immer neue Scheinuntersuchungen angestellt werden. So lange das Privatvergnügen war, mochte es hingehen, jetzt aber kann hier das Ansehen der deutschen Wissenschaft gefährdet werden. Die Wahrheit kann nur noch durch vergleichende Ausgrabungen, zunächst durch die des Hanai Tepeh und des Kara Agatsch Tepeh, gefördert werden. Das war schon auf dem Pariser Kongreß 1889 gewünscht, ist aber von Schliemann und Dörpfeld sorgfältig vermieden worden\*).

Noch jedem reformierenden Streben ist interessierter Widerstand entgegengetreten, der namentlich dann, wenn er sich gegen Nichtzünftige richtet, gehässige Formen annimmt. „Der Umstand“, sagt B. von Gizzei treffend, „daß Neues nicht geschaffen werden kann, ohne Altes umzustürzen, überflüssig und unwahr zu machen, genügt oftmals, um die neue Wahrheit als eine Verleumdung der Vertreter des Alten ansehen zu lassen. Der neue Mann hat neue Theorien aufgestellt und die alten, welche man so lange mit Ernst und Würde als Wahrheit gelehrt hatte, bestritten, widerlegt, ja wenigstens indirekt lächerlich gemacht. Wie müssen jetzt die Vertreter des Alten vor der Welt dastehen, wenn der Mensch Recht behalten sollte! Sie hätten ihren Schülern Unsinn oder doch etwas, was dem Unsinn sehr nahe steht, mit auf den Weg gegeben? So viel Thätigkeit und Schaffensfreude wäre vergeblich gewesen, in der Wissenschaft ‚epochemachende‘ Werte wären Makulatur geworden? — Neben den gewöhnlichen Methoden des wissenschaftlichen Kampfes, deren sich auch die Alten bei ihren Zwistigkeiten untereinander bedienen, giebt es besonders gewisse Kriegslisten, die sich vorzugsweise zum Kampfe gegen das Neue eignen. Eine beliebte Taktik dieser Art ist der Vorwurf des Dilettantismus, der dem Gegner alle Wirksamkeit auf das Publikum abschneiden soll und zumeist gegen solche Männer erhoben wird, die einen von dem gewöhnlich hergebrachten abweichenden Lehrgang durchgemacht haben, denn die autoritätengläubige öffentliche Meinung hegte von jeher ein arges Mißtrauen gegen alles, was die gewohnten

\*) Ueber die Ergebnisse der vor dem Druck dieser Arbeit beendeten Ausgrabungen habe ich mich schon oben geäußert. Die so vorzeitig der Welt servierte Unterstadt der 2. „Burg“ hat sich endgültig als eitel Schaum erwiesen. Schliemanns Troja ist als solches abgethan. Hier noch einige Bemerkungen zu dem von Dörpfeld nunmehr (d. h. natürlich nur bis auf weiteres!) entdeckten „eigentlichen“ Troja! Dies „eigentliche“ Troja ist eine noch viel schlimmere Farce als das von 1882—1893 oder das von 1871—1882 bestandene und dürfte etwas schneller abgethan werden. Man hat nämlich einfach neu-ilische Fundamente, also historische Mauern, für alt-ilische oder trojanische erklärt. Das ist die große Entdeckung! Viele von ihnen kennen ich und Andere aus Augenschau. Schliemann hatte solche während meiner Anwesenheit 1889 und manche noch weit früher aufgedeckt, und Dörpfeld half bereits 1882 eine der Mauern, die nun die Befestigung der wahren Akropolis von Troja vorstellen sollen, durchbrechen. Von diesen auch in Schliemanns älteren Schriften erwähnten „riesigen Fundamenten aus regelmäßigen Kalksteinquadern“ heißt es im Buche Troja S. 22, daß die Steine so groß waren, daß man sie nicht fortbewegen konnte, sondern zerbrechen mußte. Das sind die Mauern der (eigentlichen) Akropolis „aus riesigen regelmäßig behauenen sechszehn Fuß dicken Quadersteinen“. Sie ziehen sich mehr oder weniger um den Schutthügel Dıştarık und sind unzugänglich (siehe auch Troja, Zuber S. 436) nichts als Fundierungen der historischen Bebauung des Hügels mit Tempeln, gewaltige Futtermauer- und Pfeilergrundmauern. Sie für Akropolismauern ausgeben ist ungeschärf für, als wenn ein nachweltlicher Dörpfeld die etwaigen Reste unserer Kirchen- und Domterrassemauern für Festungsmauern des 19. Jahrh. erklären würde. Es hieße Dörpfelds neuem Troja zuviel Ehre anthun, wollte man ihm noch mehr Beachtung schenken.

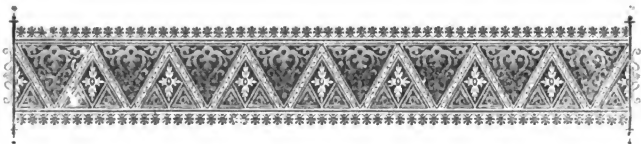


„Wege verläßt und selbständige Bahnen einschlägt. Bahnbrechende Ideen in der Wissenschaft werden aber selten mit Hilfe alter Methoden und alter Voraussetzungen gefunden, und ebensowenig sind sie an die althergebrachte Form der Darstellung gebunden. Der Dilettant in diesem Sinne, der Träger neuer Ideen, fühlt, daß die Fortschritte der Wissenschaft nicht ein Specialinteresse einiger Professoren bedeuten, sondern die eigenste Sache der gesamten Menschheit sind; daher versucht er auch so zu sprechen, daß er womöglich von allen denkenden Menschen verstanden wird, selbst wenn sie keine Fachgelehrsamkeit besitzen, und so führt er anstatt gelehrter Citate zuweilen Thatsachen als Beweisgründe ins Feld, die dem denkenden Laien wohlbekannt, sofort verständlich und einleuchtend sind, die zu übersehen in der That ein hoher Grad von ‚wissenschaftlicher‘ Gelehrsamkeit erforderlich war.“

Denen nun, die meine Forschung mit allen Mitteln zu unterdrücken suchen, sei gewidmet, was Franz Kern sagt: „Es kommt nicht selten vor, daß eine Wahrheit dem Verstande überaus einleuchtend ist, daß wir gar keinen vernünftigen Beweisgrund gegen sie vorbringen können und sie dennoch nicht gelten lassen wollen, nur, weil die neugewonnene Einsicht uns unbequem, unseren praktischen Zwecken hinderlich ist und lange und gern gehegte und gepflegte Vorurteile mit einem Schlage vernichten würde. Wer dann seine Augen vor dem Licht verschließt und wohl gar mit dreisten Sophismen und leeren Wortgaukeleien es für einen trügerischen Schein erklärt und lieber in der trüben Dämmerung verharrt, weil sie ihm behaglicher war: der hat es eben nicht über sich gebracht, sich zu verlieren, um dadurch die Wahrheit zu gewinnen!“

Die Gebildeten aller Stände haben ein Recht darauf, daß ihnen in Funden aus der Vorzeit, die unsere Museen bis zum Uebermaß füllen, nicht eine Märchenwelt aufgebaut werde.





## Monatschau.

### Politik.

Spätsommer und Herbst sind die Zeit der „Tage“. Alles „tagt“: die Ethiker, die Anthropologen, die Ingenieure, die Socialisten, die Katholiken und wie sie alle heißen.

Man könnte versucht werden, einmal einen „Essay“ zu schreiben über diese zahllosen mehr oder minder glücklichen Verbindungen von Geschäft und Vergnügen, und zu erörtern, wieviel reellen Nutzen solche Kongresse wohl schon der Ethik, der Anthropologie, der Technik und anderen Gebieten gebracht haben mögen. Difficile satiram non scribere würde es da wohl oft heißen, wenn man etwa den Professor Virchow, der eben in Berlin noch mit offenem Munde vor dem „Rästel des Antisemitismus“ gestanden, in Hannover plötzlich alle Rästel der Anthropologie inter pocula lösen hört; oder wenn man in Eisenach Freimaurer, Juden und Jüdinnen, unter diesen sogar die Lina Morgenstern, von „Ethik“ förmlich triefen und sich anschicken sieht, der verschumpften Welt die lange entbehrt wahre Sittlichkeit endlich zu bringen. Indes wir bescheiden uns und beschränken uns darauf, denjenigen Kongress allein in den Bereich unserer Chronik zu ziehen, den wir nach Maßgabe unserer Ueberschrift hier zu erörtern nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet sind: den Socialistenkongress in Zürich.

Es ist für uns bei unseren socialpolitischen Ansichten nicht ganz leicht, das rechte Wort über dieses socialdemokratische Specialparlament zu finden. Die „Bourgeois“-Presse im ganzen und großen — und sie setzt sich zusammen aus Blättern der verschiedensten politischen Parteien — ist mit ihrem Urtheil schnell fertig. Dieses Urtheil geht kurz und gut dahin, daß man in Zürich dieselben alten Schanspieler, die nun schon unzählige Male ihr stereotypes Sprüchlein gesagt, wieder einmal über die Bühne habe gehen sehen. Die Partei sei utopisch und phantastisch; sie kritisiere überall, lehne es dagegen ab, verständige Vorschläge zu positiver Reform zu machen. Immer wieder klinge ihr credo in den Satz aus: so lange wir nicht die Macht in Händen haben, verraten wir niemandem das Geheimnis unseres Zukunftsstaates. Aber wir streben nach der Macht, und — wir werden sie bekommen. Und sobald wir sie haben, bricht eine wunderbare neue Aera an mit kurzer Arbeit, großen Löhnen und der unterschiedslosen Gleichheit aller Menschen.

So und ähnlich lautet die Kritik aller Nicht-Socialdemokraten über den Kongress, und die Ironie wird um so weniger gespart, als man in Zürich von vorneherein alle Dissidenten, die etwa hätten opponieren können, vor die Thür gesetzt, sich auch zur

Erreichung dieses Zweckes wieder einmal herzlich geprügelt hat. Der Kritik wird aber meist die Schlußfolgerung hinzugefügt: da die Socialdemokraten unfeind und unfähig sind, zu sagen, was sie wollen, so sind sie planlose Revolutionäre, die man nicht ernsthaft zu nehmen braucht. Die kapitalistische Weltordnung hat ihre Gebrechen. Aber im Grunde ist sie so berechtigt, daß alles in der Hauptsache bleiben muß, wie es immer gewesen ist.

Wir unsererseits weisen nun diese Kritik der Socialdemokratie nicht durchweg ab, stimmen ihr vielmehr in vielem bei. Aber im Gegenteile stimmen wir auch der socialdemokratischen Kritik des Kapitalismus in so vielen Punkten bei, daß uns der Kongreß nur wieder Anlaß bieten kann, ein wenig ausführlicher auf das einzugehen, was wir in socialpolitischer und volkswirtschaftlicher Hinsicht für möglich und nötig halten, und was nicht.

Der socialpolitische Standpunkt dieser Chronik ist schon früher und auch jetzt wieder zum Gegenstand recht mannigfacher Anfechtungen gemacht worden. Gerade heute liegen uns wieder zu den social-wirtschaftlichen Bemerkungen der letzten Hefte einige kritische Ablehnungen vor. Die ultramontane „Germania“ drückt unsere Auslassungen vom Augustfest über Steuerdeckung und Monopoleinführung ab und bemerkt dazu: „Warum bei diesen Monopolen stehen bleiben? Man verstaatliche doch gleich alle Betriebe, und der socialistische Staat ist fertig.“

Nach derselben Logik, welche die „Germania“ hier walten läßt, könnten wir behaupten, daß, wenn das Blatt und seine Partei vielleicht die Tabakfabrikatsteuer demnächst beschließen werden, sie nicht nur den Tabak, sondern alle Fabrikate, die es giebt, besteuern müßten, und wir würden dann mindestens ebenso geistreich gewesen sein, wie das leitende Blatt der deutschen Katholiken. Aber weder der Polemik wegen, noch zur Widerlegung drucken wir die These der „Germania“ und die nachfolgenden ab, sondern nur um zu zeigen, daß es bei Konservativen, Katholiken, Gouvernementsleuten, ja selbst bei den Antisemiten überall dieselbe Geschichte ist: man begeistert sich für allerlei sanfte Socialreform; sobald aber der Kampf gegen den Kapitalismus den nun schon überlangen Aufenthalt an der Peripherie verlassen und sich auf den Mittelpunkt richten soll, so bald ist auch niemand mehr zu sprechen und der schlechteste Witz ist gerade noch gut genug, um auch die besten Gründe zu widerlegen.

Mit der erwähnten Ablehnung trafen in unserer Redaktion zwei verwandte Auslassungen zusammen. Die eine ein Artikel der „Hamburger Nachrichten“, ohne jede Beziehung auf uns geschrieben, die andere ein direkt an uns gerichteter Brief eines Parteigenossen. In dem Artikel des Hamburger Blattes finden sich folgende Sätze:

Vor allen Dingen muß bei jeder Maßregel auf socialpolitischem Gebiete daran festgehalten werden, daß eine Erfüllung der Ansprüche des Proletariats ohne Untergang der jetzigen Staats- und Gesellschaftsordnung nicht möglich ist, daß also diese gegen jene kämpfen muß. Auf dieser Ansicht beruhte auch das Socialistengesetz. — — Ohne Zweifel könnte die Wiedereinführung eines Socialistengesetzes zu Krisen führen; aber diese werden erst recht eintreten, wenn der Staat die Socialdemokratie ruhig anwachsen läßt. Sobald die Socialdemokratie glaubt, daß sie stark genug ist und ausreichenden Anhang im Heere besitzt, wird sie der bürgerlichen Gesellschaft den Krieg machen, und dann wird die Chance des Sieges zunächst auf ihrer Seite sein, während im anderen Falle die Sache doch weniger ansichtsvoll für die Socialisten läge.

Es wird stets unmöglich bleiben, die Arbeitermassen auf einen Standpunkt zu bringen, wo sie sich für befriedigt erklären. Wenn allen Arbeitern heute bei 8stündiger Arbeitszeit 10 Mark Lohn gezahlt würde, so würden sich binnen kurzer Zeit ihre Bedürfnisse so gesteigert haben, daß sie 6stündige Arbeitszeit und 15 Mark Lohn verlangen. Dann wäre der nämliche Konflikt wieder da, und

dies würde so lange weiter gehen, als die Arbeiter noch jemanden über sich sähen, der einen Thaler mehr als sie zu verzehren hat. Diese Begehrlichkeit liegt eben in der menschlichen Natur und ist nur mit der menschlichen Gesellschaft selbst auszurotten. Kampf ist und bleibt mithin die Lösung der verschiedenen menschlichen Klassen gegen einander; durch Kampf allein kann das Gefüge des Staates und der Gesellschaft erhalten bleiben.

Etwas anders klingt die Zuschrift unseres Parteigenossen. In seinem Briefe heißt es:

„Ich bin grundsätzlicher Gegner des Geheimrats-Konservatismus, jenes saft- und kraft-, macht- und marklosen Gouvernentalismus, der den Mantel nach dem Winde hängt und seine Richtungslinie der herrschenden parallel zieht. Ich habe mich noch kürzlich aufs entschiedenste dagegen ausgesprochen, daß die konservative Partei sich zu einer Regierungspartei entwickle. Aber das seltsame, aus sich heraus kaum verständliche Einpännertum der „A. K. W.“ scheint mir einer „allgemeinen“ K. W. nicht zu entsprechen. So lange die socialistischen Forderungen, wie sie hie und da erhoben werden, nicht in greifbarer, diskutierbarer Form auftreten, machen sie nur den Eindruck einer vagen Spielerei oder auch Kokettiererei. Wer bekennt, daß Marx' Kapital einen bestimmenden Einfluß auf seine Denk- und Anschauungsweise geübt habe, dem fehlen entweder die festen nationalökonomischen Grundsätze oder die nötige kritische Vorsicht. Wynecens schier verhimmelnden Aufsatz über Webers Frau, den der alte Revolutionär ganz geschickt verwertet hat, hat der „A. K. W.“ gewaltig geschadet. (??) Die „A. K. W.“ muß meines Erachtens ihrem Namen mehr entsprechen als bisher, sie braucht nicht nach der Parteileitung hinzuhorchen, sie braucht nicht nach der herrschenden Windrichtung den Mantel zu hängen; aber sie darf auch nicht „einpännern“, etwas Besonderes sagen wollen um jeden Preis. So lange das Einpännertum in ihr herrscht, wird sie schwerlich eine größere Bedeutung und eine weitere Verbreitung erlangen.“

So der Parteigenosse. In der That, die Urteile zur socialen Frage lauten sehr verschieden. Hier der Advokat der „Aera Bismard“, der die einfache Unterdrückung, das Socialistengeßel, für die Blüte aller Staatskunst erklärt und dem armen Arbeiter, der mit 2 bis 3 Mark täglich — wenn er Arbeit hat — eine Frau und ein halbes Duzend Kinder ernähren soll, oder dem armen Wandergesellen, der drei Monate in Schnee und Kälte nach Arbeit wandert, ohne sie zu finden, aus dem bequemem Fautenil der besitzenden Klassen heraus Vorlesungen über „Begehrlichkeit“ hält. Dort der unabhängige Konservative, der die socialistischen Forderungen so wenig versteht, daß er sie für „Spielerei und Kokettiererei“ hält; dort der Ultramontane, der zu allem bereit ist, was helfen kann, wenn es nur nicht „socialistisch“ ist, also nicht den evangelischen Staat stärkt. Gewiß — alle verschieden, aber auch alle darin einig, daß „socialistische“ Maßregeln der Anfang vom Ende sein würden.

Wir unsererseits stehen nicht an, dem gegenüber unsere ganz abweichende Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß, wie wir die Dinge ansehen, die Zukunft Deutschlands und das Schicksal der Welt davon abhängen, ob man Mut und Kraft zu einem besonnenen Staatsocialismus in Regierungen und Parlamenten finden wird. Kranken-, Invaliden-, Alters- und sonstige Versicherungen, humanitäre und Wohlfahrts-Einrichtungen aller Art sind treffliche, wohlgemeinte Sachen, die wir keineswegs verwerfen. Aber das steht uns fest, daß man mit solchen kleinen Palliativen den großen Nothfrei des vierten Standes niemals zum Schweigen bringen wird. Was der Arbeiter, der „Proletarier“, wie er sich jetzt mit Ständesbewußtsein nennt, vom „Klassenstaat“, oder richtiger von seinen Führern verlangt, ist nicht eine Hilfe in besonderen Nöten, sondern ist Hilfe für das tägliche Leben, ist die Möglichkeit, im Durchschnitt der Tage soviel durch der Hände

Arbeit zu erwerben, wie zur Nahrung und Notdurst des Lebens gehört, ist vor allen Dingen eine verhältnismäßige Sicherheit gegen das hunderttausendfach vorkommende Unglück, etwa am 1. November arbeitslos auf die Straße gesetzt zu werden, um dann ganz bestimmt vor Anfang März nicht wieder in Arbeit zu kommen.

Ist dies Verlangen der Arbeiterwelt utopisch?

Unseres Erachtens nicht unbedingt. Die erwähnte relative Sicherheit wird sich freilich niemals für alle, wohl aber für mehrere Millionen von Arbeitern ohne allzu große Schwierigkeit schaffen lassen. Durch partielle Verstaatlichung der Produktionsmittel, durch Erweiterung der Staatsbetriebe, also durch ein Stück Socialismus dahin zu kommen, ist keine Utopie. Utopie aber ist es, zu glauben, daß man die ungeheure Bewegung des vierten Standes mit Kranken- und Invalidengelbern, oder gar mit Kinderkrippen und Suppenanstalten jemals zum Schweigen bringen könnte.

Wir wiederholen, was wir im letzten Bericht sagten: Warum nicht vor allem die Verstaatlichung des gesamten Steintohlenbergbaues? . . . Warum nicht Branntweinmonopol? Tabakmonopol? Warum nicht Streichholzmonopol und eine Reihe anderer? Rechnet man nur die in diesen Betrieben beschäftigten Arbeiter zusammen, so mag schon eine Million oder mehr herauskommen. Rechnet man die Erträge zusammen, so mögen 500 Millionen netto leicht herauskommen, wahrscheinlich viel mehr. Verwendet man nun nur 50 von diesen 500 Millionen darauf, den Arbeitern Beamtenqualität und bescheidenes, aber sicheres Gehalt mit Pensionsberechtigung, dazu gesunde, lichte Werkstätten, geordnete Arbeitszeit mit hinreichenden Ruhepausen und freiem Sonntag zu schaffen, so ist ein Stück Finanzpolitik und ein Stück Socialpolitik zugleich gelöst.

Wird dagegen nun der Einwand gemacht, daß, wenn man einzelne Verstaatlichungen vornehme, man auch alles verstaatlichen müsse, so vermögen wir den Zwang, der in dieser Logik liegen soll, nicht zu erkennen. Daraus, daß bisher in Deutschland Post, Telegraph und fast durchweg die Eisenbahnen Staatsbetriebe sind, hat man bisher so wenig radikale Schlüsse gezogen, wie in anderen Staaten aus dem Bestehen des Salz-, des Tabak- oder des Streichholzmonopols. Es gilt eben nicht willkürlich generalisieren, sondern im Gegenteil specialisieren, d. h. unterscheiden, welche Industrien sich zur Verstaatlichung eignen, und welche nicht. Der Radikalismus der Socialdemokraten, welche nicht nur den barbarischen Egoismus, sondern auch den legitimen Eigennutz und das individuelle Streben völlig austreichen wollen aus dem wirtschaftlichen Leben, ist ebenso verkehrt, als ihre Versprechungen einer allgemeinen Glückseligkeit und Gleichheit gewissenlos und verwerflich sind. In beiden Fällen rechnen sie nicht mit der menschlichen Sünde, die stets und zu allen Zeiten auch die beste irdische Einrichtung zum Hinken bringen wird. Aber umgekehrt darf von uns das relativ Beste nur deshalb nicht unvernichtet bleiben, weil schließlich auf dieser gebrechlichen Erde doch alles hinkt und Unvollkommenheiten zeigt.

Die Frage nun, welche Betriebe zur Gemeinwirtschaft hinübergeführt werden und welche der Privatwirtschaft bleiben sollen, kann naturgemäß im Rahmen dieser Chronik nicht eingehend erörtert werden. Wir beschränken uns darauf, dem Parteigenossen, der uns im Verdacht hat, daß wir in den Tag hinein geschrieben, kurz zu sagen, daß z. B. Prof. Ad. Wagner in seiner bekannten „Grundlegung“ sehr annehmbare Direktiven für die Scheidung gegeben hat. Wenn wir außer den wenigen von uns genannten Objekten der Verstaatlichung nicht weitere nennen, so unterlassen wir es nach dem bekannten Diktum des Fürsten Bismarck, daß man in der Politik und auf der Jagd niemals bestrebt sein soll, zwei Hasen auf einmal zu schießen.

Können wir aber der willkürlichen Konsequenzmacherei das Gewicht eines ernsthaften Gegengrundes nicht zugestehen, so läßt sich andererseits nicht leugnen, daß gewisse Einwände gegen unsere Socialpolitik allerdings einen Schein des Rechtes haben. Besonders der Einwand, daß es schon Staatsbetriebe aller Art gebe, daß aber in diesen die Arbeiter keineswegs alle zufrieden und glücklich seien.

Die Tatsache ist zuzugeben. Aber sie erklärt sich nur allzu leicht. Die Staatsbetriebe sind eben bisher verwaltet worden von Männern, welche von klein auf die Milch kapitalistischer Denkweise eingezogen haben. Diesen ist es wohl geläufig, daß man „Beamten“ ein auskömmliches Gehalt giebt, einen Rechtsanspruch auf ihre Stelle und eine Aussicht auf Pension im Alter. Aber Arbeiter sind in ihren Augen ganz etwas anderes. Man mietet sie so billig als möglich. Ist einmal nicht genügend Arbeit da, so setzt man sie arbeitslos und brotlos auf die Straße. Daß sie dann nicht am akuten, sondern am langsamen Hungertod sterben, dafür sind die Armenverwaltungen der Städte da.

Gerade diese Arbeiter aber, die jetzt von Ingrimms wider den Gegenwartstaat erfüllt sind, möchten wir — das ist der Kern unserer socialpolitischen Wünsche — zum staatserkhaltenden Mittelstand der Zukunft machen. Denn was wir im Zukunftsstaat brauchen, ist ein neuer Mittelstand an Stelle des alten.

Gewiß, wir stimmen nicht ein in den radikalen Pessimismus der Liebknecht und Konsorten, die das Handwerk, den Mittelstand der Vergangenheit, total verloren halten und als unrettbar aufgeben. Ein Teil des Handwerks ist geblieben und wird auch ferner bleiben. Aber der weitaus größere Teil hat so grundveränderte Formen angenommen, daß seine Glieder sich schlechthin der Socialdemokratie angeschlossen haben und durch Flugblätter und Leitartikel ganz gewiß nicht zur Umkehr bewogen werden dürften. Der alte Mittelstand ist dezimiert — es gilt einen neuen schaffen.

Und den Kern dieses neuen Mittelstandes müssen die Arbeiter-Beamten der Staatsbetriebe bilden. Hier ist, ohne daß man irgend jemanden schädigt, bez. unter ausreichender Entschädigung etwa doch Geschädigter, ein großer Stand von mehreren Millionen Köpfen durch ein oder zwei Duzend Verstaatlichungen zu gewinnen. Und auf die Frage: was soll denn verstaatlicht werden? — ist weder das kapitalistisch-jüdisch-liberale „Gar nichts!“ noch das radikale „Alles“ der verbitterten und urteilslosen Socialdemokraten zu erwidern, sondern es ist die konservativ-besonnene Antwort zu geben: diejenigen Betriebe, die sich ihren Eigenschaften nach zum Staatsbetriebe eignen. Im ganzen (Ausnahmen vorbehalten) werden das solche Betriebe sein, die schon bisher zum Aktien-Großbetrieb sich eigneten. Es giebt wirtschaftliche Gebiete, die unbedingt der Einzelwirtschaft bleiben müssen, die auch allen Versuchen, sie auf Aktien zu betreiben, durch stets wiederholten Zusammenbruch und Rückkehr in Privathände schon bisher widerstanden haben. Es giebt aber auch andere — allen voran der Steinkohlenbergbau — deren Existenz in Privathänden geradezu als nationalökonomischer Unfug zu bezeichnen ist.

Alles in allem: es giebt kein anderes Mittel gegen die Socialdemokratie, als daß man die Lage der Arbeiter bessert; diese Besserung unter anspruchsloser Beibehaltung des kapitalistischen Privatbetriebes zu erreichen, ist unmöglich — denn mit der Freiheit der Production ist die Freiheit der Lohnbestimmung und die Möglichkeit der Hungerlöhne unzertrennlich verbunden. Es giebt daher keine andere Hilfe für die Arbeiter, als Verstaatlichung gewisser Betriebe und Zusammenfassung der Arbeiter-Beamten in einen Mittelstand der Zukunft.

Will man uns diese These mit Gründen ansprechen, so werden wir sie verteidigen. Führt man aber als einzigen Grund an, daß sie doch keine Aussicht haben, verwirklicht zu werden, so kann dieses Argument unsere Ansicht nicht erschüttern. Es ist alles wandelbar auf dieser wechselvollen Erde, ganz besonders die politischen Ansichten. Und ein einziges Stück wirklicher socialer Revolution kann in einem einzigen Augenblick auch solche zum Nachgeben willig machen, die unnahegiebig blieben, so lange noch die Rettung des Gegenwartszustandes ihnen möglich schien.

Durchaus mit unseren socialpolitischen Ansichten in Zusammenhang steht unser kolonialpolitischer Standpunkt. Wenn Malthus keine andere These aufgestellt hätte, als die, daß in Kulturstaaten die Menschen sich schneller vermehren als die Ernährungs-

möglichkeiten, so würde er recht haben. Es wäre daher unseres Erachtens nicht ein interessantes Experiment, sondern eine Pflicht des Reiches, das Vaterland nach Möglichkeit von denjenigen überzähligen Kräften zu befreien, für welche in der Heimat kein Tisch sich deckt, und nach Möglichkeit diese Kräfte so zu dirigieren, daß auch das Mutterland Nutzen und Gewinn von ihrer Auswanderung zieht. Die Welt ist weit und noch viel Platz für alle die arbeitsfreudigen aber arbeitslosen Menschen vorhanden, die jetzt auf dem Pflaster unserer Städte umherirren und nur allzuoft durch Schuß oder Strick ihrem verzweifeltsten Leben ein Ende machen. — —

Rehren wir nun nach dieser längeren Abschweifung und grundsätzlichen Darlegung unserer Ansichten zu unserem Ausgangspunkt, dem Kongreß in Zürich, zurück, so wird es nicht vieler Worte mehr bedürfen. In der Kritik des Kapitalismus müssen wir in vielen Dingen den Socialdemokraten recht geben. Die volkswirtschaftliche Entwicklung der Gegenwart spitzt sich in gefährdrohender Weise zu der Alternative zu: ganz arm oder ganz reich. Für den weitaus größten Teil der Arbeiterbevölkerung ist die Existenz eine so unsichere, daß es unmöglich ist, als Heilmittel dagegen die christliche Genügsamkeit zu empfehlen. Dagegen ist andererseits völlig klar, daß die Socialdemokratie, so wie sie jetzt geführt wird, niemals die geringste Besserung in der Lage der Arbeiter herbeiführen kann. Die Führer sind teils Betrüger, teils Betrogene; die Juden in der Parteileitung nichts weiter als Agenten der Börse, welche die Sache so zu dirigieren haben, daß sie dem Großkapital nichts zu leide thut.

Aber darans, daß Leute wie Bebel, Singer, Lieblnecht unverbesserlich und unbelehrbar, folgt noch keineswegs, daß auch alle ihre Anhänger ihnen darin ähnlich sind. Es gilt, das Heer von den Führern zu trennen. Unmöglich ist das nicht; aber Nebenarten thuns freilich nicht. Es gilt etwas bieten. Wer am meisten bietet, gewinnt die Nachfolge. Der Staat kann aber bieten mit voller Hand; die Führer dagegen können nur versprechen, und auch das nur mit hohler Hand. Ist erst der Wille im Staatswesen vorhanden, so kann auch der Weg nicht schwer zu finden sein.

Wenn wir übrigens oben von der Degimierung des alten Mittelstandes sprachen, so stehen wir darum den Versuchen, von ihm zu retten, was noch ist, durchaus sympathisch gegenüber. Wir begrüßen es als Fortschritt, daß der preussische Handelsminister einen Gesetzesentwurf ausgearbeitet hat, der das Handwerk zu neuen Korporationen vereinigen soll. In den Innungskreisen der Handwerker — und das sind jedenfalls die besten — hat freilich der Entwurf insofern schmerzlich berührt, als die neuen „Fachgenossenschaften“ und die alten Innungen nicht werden nebeneinander bestehen können, mitbin mutmaßlich die Vielen lieb gewordenen Innungen werden weichen müssen. Uns würde es politischer geschienen haben, auf dem Fundament der Innungen weiter zu bauen und damit vor allen Dingen denjenigen ehrenwerten Handwerkern, die schon jetzt Jahre lang Zeit, Mühe und Geld der Reorganisation ihres Standes gewidmet haben, eine Rückenstärkung zu geben, statt nun umgekehrt sie an die Wand zu drücken und anderen, weitaus nicht so zuverlässigen Elementen Zugeständnisse zu machen. Immerhin kommt es am letzten Ende nicht auf die Namen, sondern auf die Sache an. Und in der Sache geht der Entwurf entschieden weiter als frühere Novellen, weiter, wenn auch noch nicht weit genug, namentlich in der Richtung des Befähigungsnachweises und strengerer Regelung des Lehrlingswesens. Zudem ist ja nicht ausgeschlossen, daß der Reichstag, wenn der Entwurf vor ihn gelangen sollte, denselben im Sinne des bekannten Handwerkerprogrammes noch weiter modifizieren wird.

Neben den socialen Fragen macht den Regierenden, und nicht nur ihnen, die Finanzlage des Reiches wie der Bundesstaaten Sorge. Die Mehrkosten für die große Heeresvorlage sind noch nicht beschafft. Um sich darüber klar zu werden, woher sie nehmen, sind in Frankfurt a. M. die deutschen Finanzminister zusammengetreten und haben nach Steuerobjekten gesucht. Die Börse und der Tabak sind, wie man ver-

mutete, diejenigen geblieben, welche eine neue Last tragen sollen und — wie hinzugefügt werden mag — auch sehr wohl tragen können. Im Jahre 1892/93 nahm das deutsche Reich ein:

an Tabaksteuer	10,773	Millionen	Mark
„ Zuckersteuer	68,096	„	„
„ Salzsteuer	41,514	„	„
„ Biersteuer	23,877	„	„
„ Branntweinsteuer	120,059	„	„

Wie man sieht, sind Bier und Tabak bisher mit überaus zarter Hand angefaßt worden. Dabei ist der Tabak nicht einmal ein Nahrungsmittel, sondern ein Luxus-Artikel, dessen man sich ohne den geringsten Schaden für die Gesundheit enthalten kann, zu dessen Genuß sogar in ungezählten Fällen der Gesundheit schlechthin nachtheilig ist. Zu bebauern ist, wie gesagt, nur, daß es wieder auf eine Fabrikatsteuer abgesehen, die rein fiskalischen Charakter trägt, aber socialpolitisch wertlos ist.

Im Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha hat ein Thronwechsel stattgefunden, der insofern zu Erörterungen Anlaß gegeben hat, als der Thronerbe, der Herzog von Edinburgh, ein Ausländer war. Einige Blätter verstiegen sich zu der Theorie, daß auch bei sonst unanfechtbarem Erbrecht ein Ausländer überhaupt den Thron eines deutschen Bundesstaates nicht besteigen dürfe, die Succession sei eine Beleidigung des Nationalgefühls u. s. w. Uns scheint, daß diese Generalisierungen doch weit über das Ziel hinausgehen. Vom konservativen Standpunkt wird vor allen Dingen festzuhalten sein, daß vom festen Recht nur dann abgewichen werden darf, wenn wirklich zwingende Gründe eine Suspendierung desselben legitimieren. Es kann ja gewiß in der Politik auf unserer sündigen Erde nicht immer nach dem fiat justitia percat mundus gehen. So lange wenigstens nicht, als nicht das internationale Schiedsgericht der Friedensfreunde von allen großen Nationen anerkannt ist. Aber in dem vorliegenden Falle sind zulässige Anfechtungsgründe schlechterdings nicht vorhanden. Und es scheint daher erfreulicherweise an maßgebenden Stellen auch nirgends eine Anfechtung beabsichtigt oder auch nur erwogen worden zu sein.

\* \* \*

Auf dem Gebiet der internationalen Politik hat das unruhige Frankreich dafür gesorgt, daß es zu der üblichen sommerlichen Ferienpause in diesem Jahre nicht gekommen ist. Es hat unter nichtigen Vorwänden mit dem hinterindischen Staate Siam einen Konflikt vom Zaun gebrochen und dieses finanziell nicht ganz unvermögende, aber militärisch ziemlich wehrlose Reich zur Kapitulation gezwungen. Siam hat ein „Ultimatum“ annehmen müssen, welches den Franzosen eine privilegierte Stellung in Bangkok sichert und die Engländer für immer von jedem wesentlichen Einfluß dort ausschließt.

Die Sache hätte nicht die Bedeutung, die sie hat, wenn nicht Siam vom englischen Standpunkt einer der sogenannten Pufferstaaten wäre, d. h. eine neutrale Zone, die wie Afghanistan vom russischen, so Indien vom französischen Kolonialbesitz in Tonkin fern hält. Es versteht sich, daß in England Presse und Parlament sich einigermaßen aufgeregt und versucht haben, Frankreich durch Drohungen einzuschüchtern. Aber wenn auch die diplomatische Kunst der Franzosen nicht allzumeit her ist, so sind sie doch klug genug, zu wissen, daß unter dem senil gewordenen Gladstone von irgend einer energischen auswärtigen Aktion Englands niemals die Rede sein wird, daß Gladstone bis auf weiteres nur Auge und Ohr hat für seine Homerule-Vorlage und daß papierne Proteste das Aeußerste sind, wozu er sich aufschwingen könnte. Sie haben die Gelegenheit wahrgenommen, sich für Aegypten zu rächen, wo England sie mit dilatorischer Politik hinhält. Ob, wie man vermutet und kombiniert hat, dem französischen Vorgehen in Siam ein wohlberechneter, mit Rußland vereinbarter Plan zu Grunde gelegen, muß dahingestellt bleiben. Mindestens ebensoviel Wahrscheinlichkeit hat die andere Kombination,



daß dieses Vorgehen Frankreichs, abgesehen von dem direkten Nutzen, nur nebenher und indirekt einen neuen Schritt bedeutet, durch den man Rußlands Gunst zu gewinnen und so zu befestigen hofft, daß gegebenen Falls die Gegendienste in Europa nicht ausbleiben möchten.

Leider kommt den Franzosen der Appetit wieder beim Essen; es scheint, daß sie das eben mit Siam geschlossene Abkommen sofort wieder brechen und auf eine volle Annexion des Landes hinarbeiten wollen. Gelogen hat das französische Ministerium des Aeußeren in dieser Sache mit außerordentlicher Unverfrorenheit und es wird auch jetzt um Vorwände, einen Vertragsbruch herbeizuführen, durchaus nicht verlegen sein.

Bei dem leicht erregbaren Nationalgefühl des Volkes ist die Dreistigkeit des Ministeriums demselben durchweg als lobenswerte Festigkeit ausgelegt worden und hat ihm zu einem günstigen Wahlerfolg verholfen. Die Republikaner hatten vor der Wahl alle Ursache, sich zu fürchten, da die Panama-Schande Grund genug war, sie in den Augen des Volkes zu diskreditieren. Doch hat sich herausgestellt, daß der Handel auch den Kompromittiertesten gar nichts geschadet hat. Es sind eine ganze Anzahl der größten Gauner unbedenklich wiedergewählt worden und damit ist der Beweis erbracht, dessen es nicht mehr bedurfte, daß, wie im alten Rom zu Jugurthas Zeiten, so jetzt im modernen Frankreich für Geld so ziemlich alles feil ist. Man fragt nicht mehr, ob die Menschen käuflich sind, sondern nur noch, was sie kosten.

Es paßt nur in dieses Bild hinein, wenn die französischen Arbeiter dem eiskalten Kapitalismus gegenüber, der ihre Lohnansprüche durch Import der genügsameren Italiener zu brücken sucht, sich einfach auf den Standpunkt der Selbsthilfe stellen und diese Konkurrenten, die ihnen unbequem sind, ohne viel Federleses einfach totschiagen. In Aigues-Mortes hat ein furchtbares Blutbad dieser Art stattgefunden, aus Nancy, Paris und anderen Orten werden Ausschreitungen gelinderer Art berichtet. Nimmt man dazu, daß Ausländer vor französischen Gerichten geringe Ansicht haben, ihr Recht zu finden, so ist nicht zu leugnen, daß die Aehnlichkeit des alten Kulturstaates mit einem „wilden Lande“ nicht abnimmt, sondern zuimmt.

## Kolonialpolitik.

Die drei großen Schutzgebiete Deutschlands in Afrika stehen in dem Augenblick, in dem wir diese Zeilen schreiben, vor wichtigen Entscheidungen. Wenn diese Nummer in die Hände unserer Leser gelangt, dürfte sich dreierlei entschieden haben: der Kampf der Deutschen in Südwestafrika mit Hendrik Witbooy, in Ostafrika mit Meli auf dem Kilima-Ndscharo und der Abschluß der neuerlichen Verhandlungen zwischen Deutschland und England über die Hinterlandgrenzen von Kamerun. Ueber die letzterwähnte Frage sind bereits Nachrichten in die deutsche Presse gelangt, welche bestimmte Grenzpunkte als schon fest vereinbart nannten. Diese Angaben waren aber verfrüht und kamen in einem Zeitpunkt in die Öffentlichkeit, wo die Verhandlungen einem beiderseitig befriedigenden Ende nahe waren und eine vorzeitige Publikation wenig angebracht war. Immerhin aber darf man annehmen, daß auf deutscher Seite diesmal keine ungebührlichen Zugeständnisse gemacht werden, da man anscheinend die bisherige Grenze bis Jola nicht wesentlich verengern will und außerdem das Südufer des Tschadsees mit den Mündungsarmen des Schari beansprucht. Sollten diese Forderungen von englischer Seite auf nachträglichen Widerstand stoßen, so müßte man allerdings der Kolonial-Gesellschaft zu Köln a. Rh. zustimmen, die sich in einer jüngst veröffentlichten Adresse an den Reichskanzler gegen alle diplomatischen Verhandlungen im gegenwärtigen Augenblick ausspricht, damit später die Resultate der jetzt unterwegs befindlichen Hinterland-

Expeditionen zur Geltung kommen können. Jedenfalls zeigt die Haltung der deutschen Regierung, soweit sie bekannt, jetzt einen etwas kräftigeren Willen in der Hinterlandfrage. Auch eine Verstärkung der Schutztruppe von Kamerun dürfte in Aussicht stehen, da nach einem in der „Täglichen Rundschau“ veröffentlichten Briefe der Gouverneur endlich eine solche beantragt hat. Leider war, wie es scheint, hierzu eine Katastrophe im nördlichen Hinterland „nötig“; wenigstens ist nach der erwähnten Privatnachricht kein Zweifel mehr, daß außer der ganz angegebenen Bali-Station auch die sämtlichen Hinterlandstationen entweder durch die Eingeborenen zerstört und die Besatzung vertrieben oder doch bis zu völliger Unthätigkeit eingeschüchtert sind. Das ist der Erfolg des billigen Systems, in welchem die Flagge dem Handel folgen und der Kaufmann die führende Rolle spielen soll. Der Kaufmann kommt dabei zu Schaden und die Flagge erntet das Gegenteil von Lorbeeren. Hoffentlich ist nun auch Graf Caprivi von dieser längst nicht mehr zeitgemäßen Ansicht geheilt; wenn er kein Kolonialschwärmer ist, nun gut; aber die ewigen Niederlagen und Mißerfolge im inneren Kamerun sind schließlich doch auch kein Anlaß zu „Schwärmern“. Gerade dem nüchternen Verstande hätte die Verkehrtheit der bisherigen Kamerun-Politik längst klar sein müssen; daß aber ein Wechsel der Praxis so lange auf sich warten läßt, spricht dafür, daß auch das Gouvernement von Kamerun sich unbegreiflich lange einem unberechtigten Optimismus hingeeben hat. Es muß sich ja nun bald zeigen, ob endlich der jetzt in Deutschland anwesende Gouverneur Zimmerer die Hinterlandfrage mit etwas anderen Augen ansieht als bisher. Erfreulicher als die Militärfrage in Kamerun ist der Fortschritt der Plantagenarbeit. Der Kakao hat an der Hamburger Börse den höchsten Preis erzielt, auch sind die Quantitäten bereits derart, daß sie nach mehreren gleich gut ausfallenden Ernten im deutschen Kakaoimport einen ansehnlichen Faktor bilden werden. Nicht minder erfreulich ist der gute Anfall des Tabak-Anbauversuchs im Hinterlande auf der Raundefation. Die Produkte der Küste waren bisher für den allgemeinen Gebrauch zu schwer, teilweise auch beißend, während die Saunde-Cigarre trotz der bis jetzt sehr primitiven Herstellung seine Blätter und gutes Brennen, dabei angenehmes Aroma zeigt und nicht „auf die Zunge fällt“.

Wenn nun in Kamerun wenigstens einige Kulturerfolge den noch recht verworrenen und unerquicklichen politischen Verhältnissen gegenüberstehen, so sind wir leider nicht in der Lage, aus den anderen Schutzgebieten über ähnliche friedliche Siege deutscher Ausdauer im Kampf mit der afrikanischen Natur berichten zu können. Es ist dies ein Mangel der Berichterstattung, an dem unsere ganze Kolonialpolitik leidet und auf den wir deshalb ausführlicher eingehen wollen. Das koloniale Interesse in Deutschland wird zur Zeit genährt durch das amtliche „Kolonialblatt“ und die „Kolonialzeitung“, das Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft. Das erstere erscheint zweimal im Monat, die letztere vierwöchentlich. Beide Zeitschriften erfüllen aber ihre Aufgabe, die kolonialen Kreise in Deutschland mit der nötigen Information zu versehen, nur sehr unvollkommen. Das Kolonialblatt bringt zwar die neuesten Amtsberichte über politische und unpolitische, kriegerische und unkriegerische Erfolge, auch ein sehr wertvolles Material in statistischer Form über die Handelsbewegungen in den Schutzgebieten, aber es verschweigt gerne jeden Mißerfolg, wenn er sich einigermaßen geheim halten läßt, und entbehrt auch der regelmäßigen Nachrichten über den Landanbau und den Handel im Kleinen und Einzelnen. Es mag den Leitern des genannten Blattes unvereinbar mit dem amtlichen Charakter desselben erscheinen, Detailberichte, die oft naturgemäß Kleinmalerei mit feuilletonistischem Anstrich enthalten würden, zu bringen; dabei wird aber übersehen, daß das Kolonialblatt augenblicklich fast die einzige Quelle für Originalberichte bildet und daß das Publikum, welches leider in Deutschland noch in größtem Umfang über Lebensweise und Beschäftigung des Kulturpioniers in den Tropen im Unklaren ist, hauptsächlich auf das Kolonialblatt angewiesen ist. Es genügt eben nicht, durch trockene Zahlen nachzuweisen, daß dieser oder jener Artikel unserer Industrie in ein Schutzgebiet mit jedem Jahre in

größeren Mengen eingeführt wird, daß die hauptsächlichsten Kolonialprodukte in unseren Kolonien thatsächlich gedeihen. Gerade dasjenige Lesepublikum, welches für eine etwaige Beteiligung an der praktischen Kolonialarbeit in Betracht kommen würde, also für den Anbau unsere Landwirte, für den Handel unsere Kaufleute, will erst einmal wissen, wie man als Plantagenaufseher arbeitet und wie sich der Handel in einer Faktorei oder der Verkehr mit den Karawanenführern und der Geschäftsabchluß im Einzelnen vollzieht. Es wäre durchaus unrichtig, anzunehmen, daß über diese Grundlagen einer auch nur notdürftigen Urteilsfähigkeit in kolonialen Dingen in Deutschland — von Hamburg und Bremen abgesehen — Klarheit herrschte. Gewiß ist hieran auch zum Teil unsere Tagespresse schuld. Denn in den ersten Jahren unserer Kolonialbewegung waren jene Berichte häufiger zu finden, besonders die Vorgängerin der Kolonialzeitung, die Kolonialpolitische Korrespondenz, brachte dergleichen häufig. Aber abgesehen von wenigen konservativen und nationalliberalen Zeitungen, wurde das Gebotene nicht von der Tagespresse, von der freisinnigen grundsätzlich nicht, abgedruckt. So ist es gekommen, daß man heute noch, besonders in freisinnigen Kreisen und sogar in den großen Ostseestädten, die doch wahrlich Grund hätten, nach einer Erweiterung ihres Handelsgebietes zu streben, die thörichtsten Anschauungen über das Leben und Treiben in unseren Schutzgebieten findet. Es ist doch schließlich der höhere Stumpfsinn, wenn ein Kaffeeimporteur, der, wie uns ein Fall aus Stettin bekannt ist, auf seinem Pult einen Prospekt über eine Kaffeebau-Gesellschaft vorfindet, denselben, ohne ihn zu lesen, in den Papierkorb befördert und sein Bureaupersonal dabei durch einen Scherz über „öde Fieberlöcher“ zc. erheitert. Der Viebermann hat keine Ahnung, daß thatsächlich in Ostafrika sehr guter Kaffee gedeiht, er würde auch die Gelegenheit, sich in einem Fachblatt zu orientieren, mit Ueberlegenheit von sich weisen; fände er aber eines Tages in seinem Volkssblättchen, womöglich unter dem Strich, einen „Afrika-Brief“ von einer Kaffeeepflanzung, ja das wäre etwas anderes, das zu lesen würde er mit seiner Aufgeklärtheit durchaus für vereinbar erachten.

Man wird uns entgegenhalten, daß die hier erwähnte agitatorische oder aufklärende Berichterstattung in erster Reihe Sache der „Deutschen Kolonial-Gesellschaft“ sei, die doch eigens zur Werdung des Interesses und Verständnisses in kolonialen Dingen gegründet ist. Das ist allerdings richtig, leider aber erfüllt die Gesellschaft diese Aufgabe nur sehr unvollkommen. Die Mitgliedszahl wächst zwar stetig, aber ist, wie in der letzten Hauptversammlung mehr angedeutet wie ausgesprochen wurde, sehr „fluktierend“, d. h. es treten sehr viele Mitglieder nach kurzer Zugehörigkeit wieder aus — gewiß ein recht bedenkliches Zeichen. Der Grund dieser Thatsache liegt aber ohne Zweifel an den mangelhaften Leistungen des Vereinsorgans, der „Deutschen Kolonialzeitung“. Wenn man bedenkt, daß dieses alle vier Wochen erscheinende Blatt die einzige Gegenleistung für einen von den Abteilungen an die Centrale für jedes Mitglied abzuführenden Betrag von 6 Mark pro Jahr ist, so wird man verstehen, daß die Mitglieder wenigstens ausreichende und wahrheitsgetreue Information erwarten. Statt dessen findet man alles andere, nur keine neuen und frischen Originalberichte aus den Schutzgebieten. Die Gesellschaft besoldete im Jahre 1892 einen eigenen Berichterstatter im Antislaverei-Corps, seine Berichte sind aber ebenso selten wie wenig ausführlich gewesen. Einige sollen noch den Vorständen der Abteilungen zugehen, also nicht einmal abgedruckt werden. Dabei liegt die Sache schon seit einigen Jahren so, daß ein Mitglied der Kolonial-Gesellschaft ebenso wie jeder Andere gezwungen ist, sich über die wichtigsten Ereignisse, besonders kriegerischer Natur, aus dem Kolonialblatt oder den Tageszeitungen zu unterrichten. Ueber die Affaire von Moschi im vorigen Jahre hat die Kol.-Ztg. keinen Originalbericht gebracht, über die Zustände in Kamerun nur die äußerst zurückhaltenden Aufsätze kaiserlicher Beamten, die selbstredend nichts berichten, was auf die Reichspolitik oder die Haltung des Governements ein ungünstiges Licht werfen könnte. Ebenso fehlen Detailberichte über den Stand der Plantagenarbeit. Soweit günstige Resultate zu

berichten sind, ist dies unbedingt ein Fehler; aber auch Rückschläge und Mißerfolge sollte sich das Publikum nicht aus den parteiisch gefärbten Elaboraten eines Eugen Wolf vom Berl. Tageblatt zusammensuchen müssen. Sollte die Praxis, unerfreuliche Berichte zu unterdrücken, oder erst gar nicht zu extrahieren, dauernd im Preß-Anschuß der Kolonial-Gesellschaft vorherrschen, so würde schon dieser Mißgriff für den Bestand dieses wichtigen Vereins verhängnisvoll werden. Das deutsche Publikum ist nun einmal in höherem Grade wie das der älteren Kolonialmächte abhängig von den Darbietungen der Presse. Leisten unsere Tageszeitungen in dieser Hinsicht bedauerlich wenig, so ist es unabweisbar die Pflicht der wenigen Fachschriften, jene Lücke auszufüllen. Koloniale Stimmung ist immer erst die Frucht richtiger Information, das sollte man in Berlin beachten.

### Wirtschaftspolitik.

Der Zollkrieg mit Rußland ist nun entbrannt, und es scheint, als ob dies Ereignis im besten Einvernehmen beider streitenden Parteien zu stande gekommen sei, um die dem Handelsvertrage widerstrebenden Interessentengruppen hüben und drüben durch Thatsachen zu belehren. Diese Vermutung liegt so nahe, daß ein Börsengerücht sogar von Unterhandlungen deutscher Großindustrieller mit dem russischen Finanzminister wissen wollte, die Herrn Witte den Mut zum Angriff eingeflößt hätten. Wenn der Erfolg dieser Kriegslift Recht giebt, so wird sie, wie andere diplomatische Querzüge, einst von der „Geschichte“ als Meisterstück gelobt werden; im andern Falle wird man das Wagnis als frevelhaftes Spiel mit dem materiellen Wohle zahlloser Gewerbetreibender bezeichnen und das Andenken seiner Urheber damit schwer belasten. Heute scheinen die Aussichten auf einen Friedensschluß günstig zu stehen. In Deutschland sehen wir nur den Bund der Landwirte fest bleiben in der Ablehnung jedes Handelsvertrages mit Rußland. Die liberale Presse, die ausschließlich die Interessen des Handels und der Großindustrie vertritt, agitiert dagegen lebhaft für das Fallenlassen des Differentialzollens auf russisches Getreide, und die Freisinnigen fordern offen unsere bedingungslose Unterwerfung unter die russischen Forderungen. Da Herr Witte bestimmt erklärt, auf den status quo ante bellum nicht zurückkehren zu wollen, so wird ein Handelsvertrag irgend einer Art wohl eine Mehrheit im Reichstage finden, und ein solcher ist ohne Verzicht auf unseren Differentialzoll nicht denkbar.

Wir wollen hier nicht alles wiederholen, was für und wider diesen Vertrag vorgebracht wird. Der Streit dreht sich meist um die eine Frage, ob unser Differentialzoll auf russisches Getreide im stande ist, den Roggenpreis in Deutschland zu beeinflussen. Selbst die schutzöllnerisch-liberale Presse bestreitet dies unter Berufung auf die Theorie von der Bildung eines Weltmarktpreises und dessen maßgebendem Einfluß auf den deutschen Markt. Sie vergißt, daß Deutschland Hauptkonsument für Roggen ist und daß demgemäß der Roggenpreis des Weltmarktes in Deutschland gemacht wird. Die russische Presse giebt dies selbst zu. Obwohl Rußland nur etwa 4 bis 8 Prozent seines Roggens ausführt, entscheide doch diese geringe Ausfuhrmenge über den Preis dieses Getreides selbst in Rußland. In diesem Jahre hat Deutschland eine gute Roggenernte und wir machen nur ganz geringe Ansprüche an den „Weltmarkt“. Daher haben selbst die Kampfzölle gegen Rußland nicht verhindern können, daß der Roggenpreis zurückging. Die Spekulation hat sogar leichtes Spiel gehabt, den Preis für greifbare Ware herabzudrücken, wie sie das alljährlich zur Zeit der Ernte thut. Der Terminhandel an der Produktenbörse ist gegenwärtig nicht sehr ausgedehnt; nur wenige Firmen betreiben ihn in großem Maßstabe. Da sind es hauptsächlich die großen Mühlen, die den Preis machen. Sie verkaufen Loco-Ware und nahe Sichten und kaufen gleichzeitig

fernere Sichten, wodurch sie den Preis für die Landwirte verderben. Daß sie damit zugleich Stimmung für den Handelsvertrag mit Rußland machen, ist wohl keine zufällige Nebenwirkung; die Absicht läßt sich aber nicht nachweisen. Ungläubige Leser liberaler Blätter nehmen an, daß der Preisrückgang des Roggens trotz der erhöhten Zölle gegen Rußland durch die Konkurrenz des russischen Roggens auf dem Weltmarkte herbeigeführt werde. Es wird ihnen gesagt, Oesterreich-Ungarn und Frankreich bezögen russischen Roggen und lieferten uns den ihrigen zu dem billigeren Zollsätze. Das ist aber ein sehr windiges Argument für den Handelsvertrag, denn ein solches Geschäft wäre durchaus unrentabel und wird auch in Wirklichkeit nicht gemacht, wie die Börsenberichte zeigen. Lokrativ ist für Ungarn nur die Einschmuggelung von Wehl aus russischem Roggen, gemahlen auf ungarischen Mühlen, und gegen solche freundschaftliche Veträgerereien wird Deutschland sich durch das vertragsmäßig zulässige Verlangen eines Ursprungszeugnisses für Roggenmehl schützen müssen.

Von langer Dauer wird der Kriegszustand nicht sein, obwohl auf beiden Seiten Gegenmaßregeln wie für die Ewigkeit getroffen werden. Deutsche Exporthäuser errichten in Kopenhagen Filialen, um von dort aus deutsche Waren nach Rußland schaffen zu können; die russische Regierung setzt die Eisenbahntarife für Verfrachtungen nach Oesterreich und dem schwarzen Meere auf ein Minimum herab, befiehlt den Bankiers, Getreide bis zum halben Marktwerte zu beleihen und stellt ihnen hierzu Mittel zur Verfügung, ohne selbst das Risiko zu übernehmen, und was dergleichen Hilfsmitteln mehr sind. Das letzte Wort ist noch von keiner Seite gesprochen, und wir zweifeln nicht daran, daß der Friedensschluß nahe bevorsteht.

Möchte es der konservativen Partei in Deutschland wenigstens gelingen, in den unvermeidlichen Handelsvertrag eine Valuta-Klausel hineinzubringen, nach welcher periodisch unser Getreidezoll entsprechend dem Stande der russischen Valuta geändert werden muß. Nur so könnten wir der ruinösen Konkurrenz des russischen Roggens einigermaßen begegnen. Augenblicklich thut Herr Witte ja alles, was in seinen Kräften steht, um den Rubelkurs zu befestigen. Es gelingt aber trotz aller Mühe und Kosten nur unvollkommen. Ein ausgebehnter Schmuggel und die Remittierungen der russischen Importeure versorgen die Berliner Börse jeden Monat reichlich mit Rubelnoten, die der russische Finanzminister dann zu hohem Preise abnimmt und durch eigene Voten nach Petersburg holen läßt. Das Stocken des Handelsverkehrs zwischen Deutschland und Rußland ändert an diesem merkwürdigen Spiele nichts, da Berlin nun einmal das Monopol für den Handel mit Rubelnoten zu haben scheint. Infolge der Interventionskäufe Wittes hält sich der Rubelkurs in Berlin so hoch, daß es für die russischen Händler vorteilhafter ist, Rubelnoten ins Ausland zu schicken, als mit fremden Devisen zu bezahlen. Trotz der „statistischen“ Rubel-Export-Steuer, die aber vielfach defraudiert wird, und trotz der Entsendung besonderer Voten zum Inkasso stellt sich die Zahlung in Noten um 3 bis 4 Mark auf hundert Rubel billiger, als die Begleichung durch Wechsel. Die Differenz muß die Staatskasse tragen, und daher wird dies seltsame Manöver wohl nicht lange durchgeführt werden. Es beweist aber zur Genüge, daß wir allen Anlaß haben, bei einem Handelsvertrage mit Rußland das Schwanken der russischen Valuta im Auge zu behalten und uns gegen eine Entwertung desselben zu schützen.

Beim Abschlusse des österreichischen Handelsvertrages war nach amtlicher Versicherung die Regulierung der österreichisch-ungarischen Valuta zur Bedingung gemacht worden. Es wurde dann auch eine Relation der österreichischen Währung gegenüber dem Golde festgesetzt, sehr niedrig zwar, aber es war doch ein Anfang. Jetzt herrscht in Oesterreich-Ungarn schon lange wieder das Goldagio; Ende August betrug es gegen jene sogenannte Relation  $5\frac{1}{2}$  Prozent, da muß man es sehr bedauern, daß das Versprechen einer Valuta-Regulierung nicht in bindender Form abgegeben worden ist; wir müssen nun zusehen, wie unsere Schutzzölle durch das Disagio der Kronenwährung zum Teil paralytisiert werden und wie unsere Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn

unter dem Goldagio leidet. Möchte man wenigstens für die Zukunft die Lehre daraus ziehen, daß ein Handelsvertrag mit einem Papier- oder Silberwährungs-Lande ein Übel ist ohne genaue Festsetzung von Zuschlagszöllen, die zur Ausgleichung der Valutaschwankungen zu erheben sind.

Die vielerlesene Währungsänderung in Oesterreich-Ungarn wird von ihren Urhebern zwar immer noch als ein Erfolg und als ein großer Segen für das Land gepriesen. Aber außer den Herren Welerle und Steinbach vermag niemand zu erkennen, was sich denn geändert und gebessert habe, noch weniger sieht man eine entfernte Möglichkeit, das in den Staatskassen aufgeschickerte Gold in den Verkehr zu bringen und zur Goldwährung überzugehen. Die Verschuldung Oesterreich-Ungarns an das Ausland wird für absehbare Zeit so groß bleiben, daß selbst mehrere vorzügliche Ernten die Wechselkurse nicht dauernd günstig gestalten können, und so ergibt sich die Unmöglichkeit, das Gold im Lande zu behalten, sobald es erst die Keller der Banken verlassen hat. Der Optimismus der Wiener Börse, hervorgerufen durch die Bereitwilligkeit, mit der die Staatsbank und die an der Valuta-Anleihe interessierten Privatbanken der Börse Prolongationsgelder billig zur Verfügung stellen, hat den Kurs der österreichischen und ungarischen Staatsanleihen bisher hoch gehalten, und die deutschen Kapitalisten machen hiervon reichlich Gebrauch, indem sie jene Effekten an das Heimatland zurückverkaufen. Das Goldagio steigt dort infolgedessen unausgesetzt. Trotzdem hat das offiziöse Organ des Herrn Welerle noch vor kurzem erklärt, dies „könne für die Monarchie nur von großem Vorteil sein“, da das Rückströmen der heimischen Werte die Verschuldung an das Ausland verringere und also die Einführung der Barzahlung (Goldwährung) erleichtere. Als ob das Ausland jene Werte den Oesterreichern zum Geschenke mache! Aber man ist hier längst daran gewöhnt, daß in Wien und Pest das Luftschloßbau an der Tagesordnung ist. Die Trugschlüsse dieser Finanzkünstler waren seit Jahren Muster ihrer Gattung. Die Reichsbildpresse druckt sie noch heute ohne Kommentar ab, während in den Kreisen der österreichischen Gewerbetreibenden die Erbitterung über diese dilettantische Art von Finanzpolitik mit jedem Tage wächst.

Am schwersten lastet jetzt die Weltkrisis auf Amerika. Will man dem neuen Präsidenten und seiner Partei glauben, so ist einzig und allein die Silberpolitik, besonders die Shermanbill an allem Unheil schuld. Sie habe zur Folge gehabt, daß das Währungssystem der Vereinigten Staaten im Inlande und im Auslande mit Mißtrauen angesehen worden sei, und daher stamme die Geschäftskrise. Das ist eine Uebertreibung, die wir nicht ernst zu nehmen brauchen. In Europa stammt das Mißtrauen gegen die amerikanischen Werte zumeist aus der offenkundigen Ueberspekulation der Bahnen und der Industrie-Unternehmungen, die sich auf die erfolgten Wirkungen der Mac Kinley-Bill gründete, und die Thatfachen beweisen jetzt, daß dieses Mißtrauen gerechtfertigt war. Die Steigerung der Produktion und des inneren Verkehrs fand ein plötzliches Ende, und der ganze, auf Kredit gegründete Bau des amerikanischen Handels stürzte zusammen. Bis Anfang August haben über 1700 amerikanische Banken, Fabriken und Handelshäuser ihre Zahlungen einstellen müssen, Millionen von Arbeitern sind brotlos geworden, der Konsum nimmt immer mehr ab, die Warenvorräte werden zu Spottpreisen im Auslande angeboten. Dazu kommt eine fast beispiellose Münzkrisis. Wechsel und Cheks werden nicht mehr in Zahlung genommen, und Bargeld einschließlich Staats- und Banknoten sind natürlich nicht in genügender Menge vorhanden, um jene Zahlungsmittel zu ersetzen. So bildete sich zeitweise sogar ein Aufgeld bis 5 Prozent auf Silberdollars, obwohl deren Silberwert fast auf die Hälfte des Geldwertes zurückgegangen ist. Inzwischen ist einige Erleichterung eingetreten, da die Panik nachließ und da durch große Getreide-sendungen nach Europa wieder einiges Gold nach Amerika zurückgeholt wurde. Die Geschäftsklaue ist dadurch aber nicht gehoben. Nun erwartet der sanguinische Yankee alles Heil von einer Aufhebung der Sherman-Akte. Diese Maßregel ist so populär geworden, daß selbst der Senat in seiner Mehrheit nicht mehr zu wagen scheint, sich

ihr zu widersetzen. So unsinnig jenes Gesetz auch ist, so kann seine einfache Beseitigung doch wiederum nur die Krisis verschärfen. Irgend etwas muß geschehen, um der Silberentwertung ein Ende zu machen und das weiße Metall, das nun einmal als Münzmetall unentbehrlich ist, wieder zu heben. Die Silberpartei scheint in Amerika noch nicht so ohnmächtig geworden zu sein, daß sie nicht ein Äquivalent für die Einstellung der Silberkäufe zu erzwingen vermöchte.

Man wird also wohl wieder auf die internationalen Verhandlungen über die Silberfrage zurückkommen, die seit der Einstellung der Silberprägung in Indien als für ewige Zeiten unmöglich bezeichnet wurden. In England sind die Ansichten nicht ungünstig, da das Ministerium Gladstone an seiner Idiosynkrasie für Homerule schneller, als man denkt, zu Grunde gehen kann, worauf man Zeit und Mühe finden wird, sich mit den wirtschaftlichen Problemen zu beschäftigen. Es kann den englischen Finanziers nicht entgehen, daß die Einführung der Goldwährung in Indien ein Ding der Unmöglichkeit ist. Schon jetzt hat England ein verlockendes Goldagio in Gestalt eines Diskonts von 5 Prozent, der in dem Lande des billigen Zinsfußes zu einer Zeit, da der Handel die denkbar geringsten Ansprüche an den Geldmarkt stellt und enorme Kapitalien völlig brach liegen, eine Ungeheuerlichkeit ist. In Deutschland leiden wir unter der gleichen Kalamität. Während wir dies schreiben (26. August) steht die deutsche Geschäftswelt unter dem Druck der Befürchtung, daß die deutsche Reichsbank ihren Diskont auf 6 Prozent werde erhöhen müssen, um ihren Goldvorrat gegen Amerika zu schützen. Nur Frankreich erfreut sich eines niedrigen Diskontsatzes, da die Bank von Frankreich ihre Noten in Silber einlösen und den Preis für Gold und Goldmünzen nach Belieben erhöhen darf. Trotzdem kann auch Frankreich mit der ganzen lateinischen Münzunion der Entwertung des Silbers nicht gleichgültig zusehen, da sich auf die Dauer auch die sinkende Währung nicht behaupten läßt, wenn das Silber seine Funktion als internationales Zahlungsmittel ganz verliert. Das von den Goldwährungsleuten so oft verspottete Wort von der zu kurzen Goldbede ist zur Wahrheit geworden und die Geschäftswelt leidet unter den Diskontokämpfen der Centralbanken aufs empfindlichste. Wir haben Grund zu der Annahme, daß die deutsche Regierung sich nunmehr anders zu diesen Fragen stellt, als bisher, und man darf zu Herrn Miquel, dem spiritus rector auch in Finanzangelegenheiten des Reiches, wohl das Vertrauen haben, daß er seine bessere Erkenntnis auch in Thaten umsetzen wird.

Die amerikanische Krisis hat den deutschen Kapitalisten schon unmittelbar schweren Schaden zugefügt. Die mexikanische Regierung findet sich in Zahlungsschwierigkeiten, deren Grund und Umfang zur Zeit noch ganz in Dunkel gehüllt ist, die aber schon darin ihren Ausdruck gefunden haben, daß zur Bezahlung des Octobercoupons ein Guthaben Mexikos bei seinen europäischen Bankiers (ein Depot von angeblich 300 000 Pfd. Sterl.) zum Teil hat in Anspruch genommen werden müssen. Das Bankhaus S. Bleichröder deutet an, daß später eine Zinsverkürzung eintreten werde. Mehr erfährt man nicht. Wir wollen hier nicht wiederholen, was die Tagespresse zur Aufklärung der Sachlage beizubringen versucht hat; es ist wenig, und die Gläubiger bleiben nach wie vor auf das angewiesen, was Bleichröder zu veröffentlichen für gut hält. Es wird wesentlich von der Gestaltung des Silbermarktes abhängen, ob Mexiko für die Zukunft solvent bleibt, da es durch seine Währung und durch seine Silberproduktion aufs engste mit dem Schicksal der Silberfrage verknüpft ist. Wertwürdig ist nur, daß die Inhaber mexikanischer Anleihen in Deutschland sich nicht dazu aufraffen können, ein Schutzkomitee zu bilden, das ihre Interessen vertritt, während doch notorisch das Bankhaus S. Bleichröder Mexiko gegenüber nur seine eigenen Interessen als Privatgläubiger aus dem letzten Anleihegeschäft auf Konto der schwebenden Schuld wahrnimmt.

Noch bedenklicher steht es mit der Northern Pacific-Bahn, die vier Serien von Anleihen in Deutschland untergebracht hat und nun unter gerichtliche Verwaltung

gestellt worden ist. Hier liegen die Verhältnisse so verworren, daß niemand weiß, ob selbst die bevorrechtigten Serien der Mortgage-Bonds auf ununterbrochene Zinszahlungen rechnen können. Die Kurse sind panikartig geworfen worden, zumal als man erfuhr, daß die Receiver aus den Reihen der früheren Verwaltung Willard'scher Gesellschaft genommen worden sind, daß also dieselben Leute, die durch unvernünftige Spekulationen und leichtsinniges Schuldmachen die Schwierigkeiten verschuldet haben, jetzt Ordnung schaffen sollen. Hier wie überall trifft die deutschen Emissionsbanken der Vorwurf, daß sie den Darlehensnehmern das Schuldmachen gar zu sehr erleichtert haben, um an Provisionen und Emissionsgewinn sich selbst zu bereichern. Uebrigens scheint die Deutsche Bank in Berlin, die in den letzten Jahren die Northern Pacific-Bonds auf den deutschen Markt gebracht hat, mit Energie die Rechte der geschädigten Bonds-inhaber zu vertreten. Ob sie gegenüber den gerissenen Yankess viel ausrichten wird, bleibt abzuwarten.

Von der Börse ist wenig zu berichten. Die Krisis auf dem Geldmarkte, hervorgerufen durch die amerikanische Not und die Silberentwertung, lastet schwer auf der Spekulation. Entsprechend dem gestiegenen Zinsfuße reduzierten sich die Kurse der sichersten Anlageverthe. Das Mißtrauen gegen alle exotischen Werte, speciell gegen die amerikanischen, brachte viel Material an den Markt, der zur Zeit nicht aufnahmefähig ist. So konnten die Baissepekulanten einige Erfolge erzielen. Aber auch sie fühlen sich durchaus nicht sicher, da die Situation ganz unklar bleibt. Die großen Spekulanten ziehen sich vom „Geschäft“ zurück, theils infolge der drohenden Erhöhung der Börsensteuer, theils weil die Jobberei doch allmählich in der öffentlichen Meinung als das zu gelten beginnt, was sie ist, und weil also die gesellschaftliche Stellung der Millionäre unter dem Schimpf dieses Gewerbes leidet. Die Emissionsbanken feiern ganz. Unter diesen Umständen dürfen wir hoffen, daß die gewerblichen Verhältnisse sich allmählich wieder konsolidieren. So traf die Reaktion auf die Ueberspekulation des vorigen Jahres auch in den Effektenkursen zum Ausdruck kommt, man sieht doch überall, daß sie im Handel und Industrie keine allzuschweren Verluste und Störungen gebracht hat. Ein Vergleich mit den Wirkungen der Schwindelperiode vor 20 Jahren fällt für die Gegenwart sehr vorteilhaft aus.

### Kirdje.

Vor einigen Monaten hatten die hessischen Generalsuperintendenten in einem Hirtenbriebe den Standpunkt gekennzeichnet, welchen das evangelische Kirchenregiment in den um das Apostolikum entstandenen Kämpfen einzunehmen habe und den sie ihrerseits auch festzuhalten entschlossen seien. Natürlich war darüber eine große Entzündung entstanden. Man hatte es insonderheit ein unerhörtes Vorgehen genannt, daß sie speciell sich mit der theologischen Fakultät ihrer Provinz beschäftigt hatten. Und es hat nun auch Prof. Herrmann in Marburg in einem Artikel der „Christlichen Welt“ gleichsam geantwortet. Weil in diesem Artikel ziemlich deutlich gesagt war, daß einer der drei Generalsuperintendenten in einem Privatschreiben den Standpunkt eigentlich zurückgenommen und die Sache in jeder Weise abgeschwächt habe, so haben die Generalsuperintendenten in einem erneuten Schreiben die aus der Herrmann'schen Darstellung zu folgernden Irrtümer berichtigt. Derselbe hatte u. a. gesagt: „Sie haben nicht umhin gekonnt, nachträglich Einschränkungen vorzunehmen, die ihre That jeder Kraft und jedes Ansehens entkleiden.“ Und: „Ein Kirchenregiment, das den öffentlich eingenommenen Standpunkt auch privatim unverrückt behauptete, würde mir besser gefallen, als General-



superintendenten, die eine öffentlich ausgesprochene verleübende Anklage privatim einschränken.“ Dagegen erklären die Herren Fuchs, Lohr und Werner, daß sie nichts von dem in der Karwoche Gesagten zurücknehmen oder genommen hätten, daß wohl einer von ihnen mit Prof. Achelis korrespondiert, aber auch in diesem Briefwechsel den Standpunkt nicht verleugnet habe.

Die Marburger Herren Professoren scheinen in die Sachlage sich noch nicht finden zu können. Sie wollen alles auf theologische Kontroversen zurückführen, die von den Generalsuperintendenten in theologischen Broschüren angefochten werden müßten. Die Sache liegt aber so, daß seitens jener Professoren für die zu ordinierenden Kandidaten in eigenen Broschüren Urteile abgegeben und begründet sind über den Wert des Bekenntnisses, die Art der Verpflichtung auf dasselbe u. s. w. Die Generalsuperintendenten halten diese Urteile für falsch und sagen ihrerseits den zu ordinierenden Kandidaten, daß jene Urteile die Frucht einer Theologie seien, mit der die Kirche nicht bestehen könne. Die Gegner mögen die hierin ausgesprochenen Ansichten für falsch halten, aber sie können den Kirchenoberen das Recht zu solcher Ansprache in keiner Weise beitreten. Und ebenso wenig können sie verlangen, daß jene nun ausführliche theologische Begründungen geben und ausscheiden, was in den Broschüren der Professoren Schädliches und Unsichäbliches enthalten sei. Die Generalsuperintendenten sagen in ihrem neuesten Schreiben: „Es handelte sich für uns gar nicht darum, wie weit der einzelne Professor von den Sätzen des apostolischen Glaubens abweicht, sondern um die prinzipielle Frage, ob die Bekenner und die Leugner der biblischen Heilsfatsachen in der Kirche gleiches Recht haben, und ob die Pfarrer zu ihnen die Stellung einnehmen dürfen, wie etwa die Schrift des Prof. Herrmann sie ihnen empfiehlt.“

In der That kommt hierauf alles an, und ich denke, daß es noch oft und dringend nötig sein wird, für die Entscheidung dieser Frage sich innerlich zu rüsten. Ich wiederhole aus früheren Berichten: nicht weil es nun einmal zu Recht besteht, muß die Kirche an dem Apostolikum festhalten, oder weil es so altherwürdig ist u. dgl., sondern weil in einer Aufgabe der Stellung, welche es jetzt hat, das Zugeständnis liegt, daß die Kirche den christlichen Glauben wecken und erhalten könne, ohne zu predigen, daß der Sohn Gottes im Fleische erschienen ist.

Wir kommen hier noch einmal auf die Angelegenheit des unglücklichen Kandidaten in Stettin zurück, und zwar deshalb an dieser Stelle, weil die „Christl. Welt“ aus den Beschwerden, welche bei ihr und ihrer Chronik über die Behandlung jenes Falles erhoben waren, den Schluß gezogen hat: das Stettiner Konsistorium sähe es als eine Beleidigung an, wenn von ihm ausgesagt würde, daß es einem Kandidaten wegen seiner „dogmatischen“ Stellung die Berechtigung zum Eintritt in den Kirchendienst versagte. Mit welchem Rechte die „Christl. Welt“ das auf Grund von ihr zugekommenen brieflichen Beschwerden sagen kann, weiß ich nicht. Daß durch unsere Berichte in der „Allg. konf. Monatschrift“ eine derartige Auffassung nicht Platz greifen konnte, werden uns unsere Leser bestätigen. Wir wünschen ganz entschieden, daß von jedem Konsistorium authentisch bekannt sei, daß es junge Leute, die mit den Heilsfatsachen in ablehnendem Sinne abgeschlossen haben, von den Gemeinden fern hält. — Was nun jene Nachrichten über den Kandidaten betrifft, so waren dieselben in unserem Zustiße als „leichtsüchtig“ ausgestreut u. s. w. bezeichnet. Ich teile den Lesern gern mit, daß die Redaktion der Chronik in einer Weise getäuscht war, welche ihre Mitteilungen erklärlicher macht. Die Bahnvorstellungen des Unglücklichen waren schon Wochen vor seinem Examen so stark ausgebildet gewesen, daß auch seine Verwandten Erzählungen von ihm geglaubt hatten, die sich nachher als gänzlich aus der Luft gegriffen herausgestellt haben.

In der theologischen Welt — und die Theologie bildet ja jetzt die wichtigste „Frage“ auf dem kirchlichen Gebiet — sind durch mehrere Todesfälle nicht unwichtige

Veränderungen vorgekommen. Nachdem in Breslau der Konsistorialrat und Professor Neufß eben gestorben war (der sich in den letzten zwei Jahren mit dem Werk der preussischen Agendenrevision beschäftigt hatte, — er gehörte zu der Kommission, welche der Oberkirchenrat damit beauftragt hatte), ist ganz plötzlich in Königsberg auch Professor Grau gestorben, einer der wenigen akademischen Lehrer, die sich zur konfessionellen Partei in Preußen hielten, Mitglied des Vorstandes der Musikkonferenz und mehrmaliger Referent derselben. Es wird von Interesse sein, wie die Besetzung dieser Stellen ausfallen wird. Man wird sich erinnern, daß auf der letzten preussischen Generalsynode die alte Forderung wiederholt wurde, daß dem Generalsynodalvorstande neben dem evangelischen Oberkirchenrat eine entscheidende Stimme bei der Besetzung der theologischen Professuren gewährt werde. Die Majorität nahm diesen Antrag an, während eine Minorität vorläufig von jener Forderung abzusehen bereit war, nachdem der Minister und der Präsident des evangelischen Oberkirchenrates erklärt hatten oder hatten erklären lassen, daß sie sich stets in enges Einvernehmen darüber setzen und besonders auch schon in dem Stadium der Vorverhandlungen die kirchlichen Rücksichten und Bedenken erwägen würden. Wenn auf diese Weise eine für die Kirche wirklich förderliche Besetzung der theologischen Fakultäten erzielt wird, so kommt es uns in der That auch jetzt noch auf die Form nicht an, in der das kirchliche Interesse gewahrt wird. Wir wollen nirgends Verfassungsdogmatismus. So wenig ich mich für die außerordentliche Wichtigkeit, welche man früher auf seiten mancher unserer Freunde der itio in partes beilegte, jemals habe begeistern können, ohne die systematische Korrektheit dieser Form zu bezweifeln, so wenig kann ich heute in irgend einer Form der Besetzung der Fakultäten das einzige Heil erblicken. Für das theoretisch Richtige halte ich auch heute noch die Mitbeteiligung kirchlicher Organe. Um so interessanter ist nun die Frage, wie die Besetzungen nach jenen Versprechungen im Herbst 1891 ausfallen. Das Beste wäre ja, wenn der Generalsynodalvorstand uns tüchtige akademische Dozenten liefern könnte. Aber es handelt sich doch immer nur um die Auswahl aus vorhandenen Kräften. Freilich kann auch für die Heranbildung einer wissenschaftlichen Tüchtigkeit im geistlichen Stande seitens der kirchlichen Organe manches geschehen. Wir haben Landeskirchen in Deutschland, welche nach dieser Seite hin die preussische überreffen, ich erinnere an die Kirche in Württemberg. Wir müssen durchaus die Gefahr abwehren, die bei der radikalen Umwälzung auf dem Gebiet der theologischen Wissenschaft nahe genug liegt, daß sich der kirchliche Theologe ganz von derselben zurückzieht und dann in einer Art von Verlegenheit die festen Formen früherer Systeme wählt, welche oft wirklich nicht im Stande sind, die unwandelbare Wahrheit der christlichen Offenbarung in den Kämpfen der Gegenwart richtig zu vertreten. So sehr wir uns eines solchen Zeugnisses freuen, wie es z. B. im Sommer in Halle Professor Hering abgelegt, daß nämlich die Besorgnisse der Laien vor dem grundstürzenden Thun der Theologen leider nicht ohne Grund seien, — so wollen wir andererseits doch auch nicht mit dem Zugeständnis zurückhalten, daß bei einer in sich klareren und bewußteren Glaubensstellung mancher sich ernster an der theologischen Arbeit auch der Gegenwart beteiligen könnte.

In Jena hat die protestantenvereinsliche Theologie einen Verlust zu beklagen, indem an die Stelle des verstorbenen Dogmatikers Lipsius nicht ein Gesinnungsgenosse oder Schüler von ihm berufen ist, sondern Professor Wendt aus Heidelberg, ein ausgesprochener Mittschiltaner. Und die Polemik gegen diese Schule ist ja seitens der Jeneser Theologie gerade in der letzten Zeit eine besonders entschiedene gewesen. Aber die großherzogliche Regierung in Weimar hat wohl nicht umhin gekonnt, der heutigen Mode einen bestimmenden Einfluß auf die Berufung zu gestatten.

Mit einem Pastor eigener Art hat das Konsistorium in Koblenz zu thun gehabt, es ist der Pastor Idel in Welbert in der Nähe von Elberfeld. Er ist einer jener volks-

tümlichen Männer, die mit großem Ernst die Schäden der Zeit und der Kirche verfolgen, aber unweise genug, um durch eine ungeeignete Besprechung derselben die Möglichkeit einer Heilung nur zu erschweren. Pastor Idel hatte eine Flugchrift erscheinen lassen unter dem Titel: „Das größte Uebel in der Welt“. In derselben hatte er Urteile über den geistlichen Stand abgegeben, die ja leider in vielen Fällen berechtigten Grund haben, die aber in dieser Allgemeinheit falsch sind und durch die Art und den Ton der Aussprache verlegend und aufwiegelnd wirken müssen. Es ist ganz etwas anderes, wenn Generalsuperintendent Braun über die Belehrung der Pastoren schreibt, als wenn Idel dieselben als mit geringen Ausnahmen unbelehrt, ungläubig, unwiedergeboren abkanzelt, ihnen ihre Verbindung mit den Reichen und ihre Verachtung oder Knechtung des armen Volkes vorwirft. Es ist zu bedauern, daß ein Mann wie Idel, der gewiß den redlichsten selbstverleugnendsten Eifer hat, und der auch schon u. a. durch ernste Zeugnisse im Falle Harriack die Sympathie der Freunde der Kirche gewonnen hatte, in einer so unbesonnenen und unbotmäßigen Weise auftritt, die zu seiner Amtsenthebung führen mußte. Für die Socialdemokraten, wie für die Gegner der Landeskirche in den Sekten, ist der Fall Idel Wasser auf ihre Mühle.

Durch das Erwachen des Bewußtseins von einer socialen Aufgabe der Kirche ist übrigens mehrfach in den Kreisen der Geistlichen die Gefahr entstanden, die früher unzweifelhaft geübte einseitige Beurteilung der socialen Zustände vom Standpunkt der Besitzenden aus — in eine direkte Einseitigkeit nach der anderen Seite hin zu verkehren. Es ist lobenswert, die Forderungen der Arbeiter, auch der socialdemokratischen, auf ihre Berechtigung zu untersuchen und dieselben zu vertreten. Aber es gehört nicht nur ein klarer christlicher und kirchlicher Standpunkt dazu, sondern auch eine auf Sachkenntnis und weitem Blick beruhende Besonnenheit. Der erstere scheint bei manchen jüngeren Theologen zu fehlen, die durch die moderne Theologie den Ewigkeits-Blick und Gedanken verloren haben und nun das Reich Gottes auf Erden bauen wollen durch eine Verbesserung der socialen Verhältnisse. Viel Redens hat ja in den letzten Monaten ein Kandidat der Theologie von Wächter gemacht, der von dem württembergischen Kirchenregiment aus der Liste der Kandidaten gestrichen ist, weil er als Agitator und Reichstags-Kandidat der socialdemokratischen Partei auftrat. Derselbe behauptet nun gleichzeitig, sowohl daß ein Christ auch Socialdemokrat sein könne, als auch, daß die „Wissenschaft“ bewiesen habe, daß Jesus von Joseph und Maria erzeugt sein müsse, und dergleichen Unsinn. Man sieht, in was für einer theologischen Schule der arme junge Mensch gewesen sein muß. Hat er sich doch auch ausdrücklich auf seinen Repetenten Lic. Schrempf berufen!

Wir zweifeln gar nicht, daß derartige Konflikte in jungen Theologen noch oft entstehen werden. Das Wesentliche bei der kirchlichen Arbeit in der socialen Frage und der Beurteilung der Socialdemokratie ist die feste Stellungnahme in den jenseitigen Realitäten des christlichen Glaubens. Ist dieser Boden erst verlassen, daß unser Bürgerthum im Himmel ist, und daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sind, die an uns soll geoffenbar werden — so wird die Polemik gegen die Socialdemokratie im letzten Grunde wesentlich auf die Selbstsucht basiert. Will man das nicht, wie der Idealist von Wächter, so muß man mit ihnen gemeinsame Sache machen. Nun haben wir in der Ritsch'schen Schule, was besonders bei einigen jüngeren Gliedern derselben deutlich hervortritt, eine völlige Verweltlichung der christlichen Gedanken. Die Vorstellungen Jesu und der Apostel vom Reich Gottes, wird da gelehrt, sind mythologischer Art und für uns gar nicht maßgebend; wir haben die überspannten eschatologischen Erwartungen jener Zeit aufgegeben und richten uns für das Diesseits ein u. s. w. Ist es nicht zu verstehen, daß junge, unklare, aber eifrige Leute von solchem Standpunkte aus sich der Socialdemokratie nähern in einer uns sonst unbegreiflichen Weise?

Die kirchlichen Kreise werden in den letzten Wochen mit Interesse die Polemik verfolgt haben, welche sich in den öffentlichen Blättern zwischen den medicinischen und den theologischen

Bertern der Irrenpflege abgepielt hat. Auf einer Konferenz der Irrenärzte in Frankfurt a. M. waren einige sehr scharfe Angriffe gegen die kirchlichen Veranstaltungen für die Pflege der Epileptischen, Blöden und Irren gemacht, gegen die Irrenpflege durch Diakonissen, die Grundsätze der inneren Mission, und speciell gegen die Konferenz der Leiter von Irren- und Blödenanstalten, die jährlich tagt, an der Hafner, v. Bodelschwingh u. a. teilnahmen. Der letztere hat nun auf die Angriffe erwidert und das hat zu einer Replik seitens der beiden Frankfurter Referenten geführt.

Daß im wesentlichen Pastor v. Bodelschwingh recht hat, steht für den christlich gesinnten Sachtenner außer Zweifel. Die Vorwürfe der Ärzte ruhen teils auf wirklicher materialistischer Opposition gegen eine seelsorgerliche Beeinflussung überhaupt, teils auf einzelnen aufgebauchten Fällen von Mißbrauch des seelsorgerlichen Einflusses (z. B. daß ein Geistlicher einer Sekte gelegentlich eines Festes einige Stunden lang mit einer Gemütskranken auf deren Wunsch um Heilung von der vermeintlichen Besessenheit gebetet), teils auf Mißverständnis biblischer und theologischer Ausdrücke. Daß daneben auch Diakonissenhäuser und deren Schwestern Fehler machen und gemacht haben, ist nicht unmöglich, kann aber nicht die Beurteilung der kirchlichen Liebesarbeit an den Geistes- und Gemütskranken im ganzen bestimmen. Bodelschwingh tritt für eine ernste auch psychiatrische Vorbereitung der geistlichen Irrenseelsorger ein und es ist bekannt genug, daß in den Vielefelder Anstalten wie in allen gleichen der körperlichen und der ärztlichen Seite eine ausreichende Berücksichtigung zu teil wird.

Während ich dieses schreibe, kommen die Berichte über die Versammlung in Speyer, die einen großartigen Verlauf zu nehmen scheint. Und ehe diese Worte gedruckt ausgehen, wird die evangelisch-lutherische Konferenz in der preussischen Landeskirche, die Augustkonferenz, getagt haben. Und dann wieder rüftet man sich schon zu den preussischen Provinzialsynoden. Die wichtige Angelegenheit, welche dieselben beschäftigen wird, ist die neue Agende, deren Entwurf nun herausgekommen und schon mannigfach beurteilt ist. Im ganzen hat er die günstige Beurteilung gefunden, die er verdient. Die Verhandlungen der Synoden werden uns Gelegenheit geben, darauf einzugehen.

Greifswald, 26. August 1893.

M. v. Nathusius.



## Cholera und Homöopathie.

Zu der mehrfach an dieser Stelle erörterten Frage ist uns auf Anfrage von einem für durchaus glaubhaft geltenden Hamburger Arzte, Dr. med., mitgeteilt worden, daß er von 24 Kranken nur 2 verloren habe. Natürlich ist kein einziger dieser Kranken ins Krankenhaus spebiert, vielmehr sind alle in ihren Wohnungen behandelt worden.



# — ❖ — Nicht dürstet! ❖ —

Von

**Pontus Wikner.**

Aus dem Schwedischen von M. G. F.

Alles eitel, alles eitel!  
 nichts vermag die Welt zu bieten,  
 das den Feuerbrand der Ford'ring  
 löschen könnte, die in meiner  
 Seele steht mit Flammenschrift.  
 Wenn ein Diadem die Stirn mir,  
 Purpur meine Schultern zierte,  
 brännte, nicht gekühlt vom kalten  
 Gold, das Feuer unterm Purpur.  
 Wenn der Armut nied're Hütte  
 mich mit engem Schooß umschlöße,  
 hätte sie doch Raum, der Hölle  
 Qualen alle zu umfassen.

Wenn ich zu des Südens Thälern  
 meine müden Schritte lenkte,  
 wenn Saharas bleiches Sandfeld,  
 wo kein grüner Halm gedeih'n mag,  
 müden Wandrers Fuß versengte, —  
 o, so brännte wohl im Innern  
 mir das Herz, allein es würde  
 nicht dem Graße gleich zu Asche.  
 Und wenn mich der Wind des Südens  
 nun zum hohen Norden führte,  
 wenn ich mit dem Eis der Pole  
 mir die Brust umpanzern wollte —  
 o, so würde wohl die kalte  
 Kruste vor dem Feuer schmelzen,  
 das mein Innerstes verheeret,  
 könnte doch den Brand nicht löschen,  
 der in meinem Busen tobt.

Und wenn wieder heim ich kehrte,  
 zu dem Land, d'rin ich geboren,  
 Eind'ring suchte im Beweis der  
 Kraft, die ernste Männer adelt,  
 wenn die Hand des Lebens Zügel  
 mit gewalt'gem Griff erfaßte,  
 Tausende und Ubertausend  
 meines Winks gewärtig ständen —

ach, ich bliebe in der Heimat  
 doch ein Fremdling, und mir löste  
 eig'ne Weisheit nicht das Rätsel  
 meines Innern; eigne Stärke  
 ließe nicht das Ziel erreichen,  
 wohin sich die Seele sehnt.

Aber wenn alsdann ein andres  
 Herz sich an das meine schmiegte,  
 seinen Schlag dem meinen einte  
 und für mich nur schlagen wollte?

O, da habe ich gefühlt, wie  
 Liebe nur des Herzens Sehnen,  
 seinen Hunger stillen kann.  
 Da vernahm ich, wie allein das  
 Kind der Ewigkeit, die Liebe  
 stärker ist als Tod und Grab,  
 war ich glücklich: denn besaß ich  
 nicht ein Aug', in dessen Spiegel  
 sich mein Wesen reflektierte?  
 Nannt' ich nicht ein Herz mein eiger,  
 das auf meines Herzens fragen  
 Antwort hauchte, eine Seele,  
 die für Zeit und Ewigkeiten  
 mit der meinen eng verbunden?

Doch was war das? Ging das Schwert mir  
 nicht noch einmal durch die Seele,  
 ward das Band, das scheinbar ew'ge,  
 nicht zerrissen, als das Herz nun  
 blutete in heißen Tropfen,  
 und die Augen keine Thränen  
 mehr besaßen, sie zu kühlen?  
 Ach; war es des Todes Sichel,  
 war's der scharfe Stahl in einer  
 andern Hand, was meiner Liebe,  
 meiner ersten, meiner einz'gen  
 ihre Todestunde schlug?

War es da nicht diese Liebe,  
welche ewiges Genügen  
meinem Geiste geben sollte?  
nicht dies Ang', in dessen Blicken  
ew'ge Wahrheit stand zu lesen,  
und dies Herz nicht, das mein eig'nes  
ewig selig machen sollte?

Wohin flieh' ich, großer Vater,  
der mich aus dem Staube weckte?  
Sprich, wo finde ich die Wahrheit,  
die des Zweifels Rätsel löst?  
Sprich, wo finde ich die Liebe,  
ewig wie das Herz, aus dessen  
Tiefen heilig sie entquillt?  
Sprich, bist du es, der dies Sehnen,  
unaussprechlich, unbezwinglich,  
in der tiefsten Brust entzündet:  
o, so hast du wohl, mein Vater,  
auch nach deinem Rat des Hungers  
eins'ge Stillung vorgekehrt! — —

Brennend lasteten mir diese  
Fragen auf der müden Seele,  
und als Philosoph und Dichter  
ratlos schwiegen, keiner aufstand,  
mir den rechten Weg zu weisen —  
Wohl mir, aufgeschlagen lagst du  
da, du altes Buch der Bücher!  
Und ich las verles'ne Schriften,  
las die Worte, welche Herzen  
von Jahrhundert zu Jahrhundert  
tröstend, lindernd eingelullt;  
und mit jedem Worte ging ein  
Stern mir auf in Zweifels Nächten.  
Noch lag Dunkel auf der Tiefe,  
wie zur Zeit, als aus dem Chaos  
jugendschön die Erde stieg,  
bis auf einmal — ich vergesse  
nicht den Anblick — bis auf einmal  
ein Gestirn im Osten aufging,  
majestätisch wie die Sonne,  
wie der Mond so mild und leuchtend,  
und als Morgenstern sich stellte  
über Bethlehäm, wo vordem  
er den Weisen sich gezelet.  
Und ich folgte seinem Keiten:  
sah ein Kindlein in der Krippe,  
dessen Auge Reinheit, Milde  
strahlte, und auf dessen Stirne

Ewigkeit und Gottheit thronte,  
dessen Arme, klein und zierlich,  
Erd' und Himmel schon umfaßten  
und in dessen Heilandsherzen  
Gnade, Liebe und Versöhnung  
für die sünd'ge Menschheit wohnte.  
Und ich sah den liebenswerten  
Jüngling in des Tempels Hallen,  
wie schon damals göttlich hohe  
Weisheit seine Zunge rührte,  
sah den Mann, sah den Propheten,  
gottgesandt aus Nazareth:  
Kommet, sprach er, alle zu mir,  
die mühselig und beladen,  
kommet, ich will euch erquick'en.  
Und dem Menschengesicht, dem ewig  
hungerriden, brach er das erste  
Brot, das Manna in der Wüste.  
Und er reichte es den Armen  
nicht in Menschenwort und Säkung,  
nicht in Form versteineter Fels'n,  
nicht in enger Dogmen Hülle,  
nein, in einem Heilandsherzen,  
wo ein jeder Tropfen Blutes  
Wahrheit, jeder warme Pulsschlag  
Liebe war, in einem Herzen,  
das für alles Große brennen,  
das für Schwachheit, Menschenelend  
inniges Erbarmen fühlen  
und vor Liebe brechen konnte.

Dieses Herz — es war sein eig'nes.  
Und er lehrte mich in ihm des  
Vaters Ebenbild erkennen,  
und in ihm der ganzen Menschheit  
schönes Urbild, ihres Strebens  
höchstes Ziel — das Ideal.

Und nun darf mein Geist nicht länger  
mehr mit Thomas ängstlich fragen,  
der Gedanke darf nicht mehr im  
Staub verfunkenener Systeme  
ruhelos nach Wahrheit suchen,  
und das Herz braucht nun nicht länger  
sich in Sehnsucht zu verzehren  
nach dem Leben, das sich lebt in  
unaussprechlich heil'ger Liebe:  
Alles hab' ich, alles find' ich  
in dem Einen, der der Weg ist,  
der die Wahrheit und das Leben!



## Neue Schriften.

### 1. Politik.

— Joh. Andr. Eisenmengers, weiland Professors der orient. Sprachen a. d. Universität Heidelberg, Entdecktes Judentum. Das ist: Wortgetreue Verdeutschung der wichtigsten Stellen des Talmuds und der sonstigen, den Christen zu einem großen Teile noch ganz unbekanten, hebräisch-rabbinischen Litteratur, welche einen sichereren Einblick in die jüdische Religions- und Sittenlehre gewähren. Zeitgemäß überarbeitet und herausgegeben von Dr. Franz Xaver Schieffeli. (Dresden, Otto Brandner.) 591 S.

Ein Buch, das einzig in seiner Art dasteht, aber seit dem durch die Freigebigkeit des Königs von Preußen 1711 ermöglichten letzten Neudruck nur noch in der kleinen Welt der Gelehrten bekannt war. Wäre dieser „Judenpiegel“, diese „Judengeist“, dieser „jüdische abgestreifte Schlangensalg“ — Titel von Wähern, die von belehrten Juden verfaßt und von Eisenmenger benutzt sind — von Zeit zu Zeit wieder abgedruckt und verbreitet worden, so hätten wir nicht die große Thorheit der Judenemancipation erlebt. „Das Buch giebt einen Einblick in die rabbinische Theologie, wie man ihn nirgends besser gewinnen kann. Sowohl die spitzfindige Methode der Schriftauslegung lernen wir kennen, welche sich in erster Linie Sündenkenntnis und Buße von Leide zu halten weiß, um ungezügelt gemeinen Sinnengenuß zu fördern, sondern auch eine Sittenlehre, welche schrankenlose Ausbeutung der Christen lehrt, legt Eisenmenger in meisterhaft gewählten Ansätzen bloß. Die jüdische Dogmatik enthüllt sich uns in einem Herdbild aus althern Märchen, die nicht davor zurückschrecken, Gott selbst seiner Heiligkeit und Majestät entkleiden zu wollen.“ So die Vorrede. —

Das Buch zerfällt in 16 Abschnitte. — Der erste handelt „Von Talmud und seinen Aibernheiten“ S. 1—90. Der Talmud ist das münd-

liche Gesetz, er besteht aus der um 150 n. Chr. gesammelten Mishna und der 500 n. Chr. vollendeten Auslegung in der Gemara. Das mündliche Gesetz, die Tradition, halten die Juden für wichtiger als das geschriebene Gesetz Moses. Diejenigen Juden, die nur das schriftliche Gesetz annehmen, gelten als Keger. Der Talmud ist voller Widersprüche, etwa so wie die Kasuistik der Jesuiten, aber sein ganzer Inhalt soll trotzdem Gottes Wort sein. Die Rabbiner lehren: „Diejenigen, welche in der Bibel studieren, thun etwas, was eine Tugend ist oder auch keine Tugend ist. Die in der Mishna studieren, thun etwas, das eine Tugend und empfangen Lohn. Die aber in der Gemara studieren, die thun etwas, das die größte Tugend ist.“ Mit der Ueberschätzung der Rabbiner Weisheit hängt die Ueberschätzung der Rabbiner selbst zusammen, die sich in wahrhaft lächerlichem Hochmut „Könige“ nennen und dem Volke die tollsten Abgeschmacktheiten aufgebunden haben, z. B. daß Abraham so groß und stark gewesen sein soll als 74 Menschen zusammengenommen, und daß er so viel gegessen und getrunken haben soll als 74 Menschen.

Im 2. Abschnitt „Wie die Juden uns verfluchen und verwünschen“ S. 91—155 wird nachgewiesen, wie die Juden sich gegen diesen Vorwurf scheinheilig verteidigen; aus den jüdischen Gebetbüchern erweist aber Eisenmenger das Gegenteil.

In den folgenden Abschnitten wird von der Beschimpfung der christlichen Kirche, der Verpottung der Sakramente, der christlichen Feiertage, der christlichen Religion, von den Lasterungen Christi und der Jungfrau Maria gehandelt. Da alle Nichtjuden den Tieren gleichgeachtet, also nicht als „Brüder“ oder „Nächste“ angesehen werden, so läßt sich vermuten, wie sie alle Völker haßen und wie ihnen alles erlanbt ist im Verkehr mit diesen nicht unter dem Geisig stehenden Völkern. In besonderen Abschnitten werden noch die jüdischen Mordprozeße — insbesondere die Ermordung von Christenkindern — ihre Künste und Klänle vor der

Ubrigkeit, ihre Geschäftspraxis im Betrügen, Stehlen, Wuchern, Falschschwören ausführlich erörtert. — Wahrhaft grauenvoll ist der Abschnitt zu lesen: „Des Talmuds unererbte Lehren selbst von Gottes Majestät“, sowie der letzte Abschnitt: „Ihre abgeschmackte und lächerliche Lehre vom Teufel“.

Ans Eisenmeugers „entbedmet Judentum“ fällt helles Licht auf die Klagen, Trohungen und Gerichtsankündigungen, die die Propheten gegen das trotzig und halsstarrige, jetzt unter dem Fluche Gottes dahinlebende Judentum in so ergreifender Weise ausgesprochen haben. „Dies Volk nahet zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir und fürchet mich nach Menschengebot.“ Die Reformjuden aber bleiben selbst hinter diesem Schattenbild zurück. Umfomehr fallen sie unter das Wort: „Man findet unter meinem Volk Gottlose, die den Leuten stellen und Fallen zurichten, sie zu fangen, wie die Vogler thun mit Vögeln. Und ihre Häuser sind voller Tüde, wie ein Vogelbauer voller Vögel ist. Daher werden sie gewaltig und reich, fett und glatt.“ — Von der Uebermacht dieses bei uns nur deutsch redenden, obendrein ein verborgenes Deutsch redenden, blutfeindlichen Judentums das christliche deutsche Volk zu befreien, ist, soweit es in seiner Macht steht, die Pflicht jedes Christen, und es ist die dümmste Opposition, wenn Partikularisten nur darum sich vor jedem Antisemitismus zu bewahren suchen, weil Gödder, der preussische Hofprediger, zuerst gegen die von den Juden uns drohende Korruption manhaft und maßvoll aufgetreten ist. D. K.

## 2. Kirche.

— Christliche Sittenlehre nach evangelisch-lutherischer Auffassung dargestellt von C. Henrik Schalling, D. theol., Professor an der Universität Kopenhagen. Aus dem Dänischen von C. Gleij, P. Autorisierte deutsche Ausgabe. (Bremen, W. Heinius Nachfolger.) 1892. 680 S. 10 M.

Ans dem evangelischen Norden sind uns schon mehrfach wertvolle Werke geschenkt, speciell aus dem Gebiet der Ethik das bekannte Werk von Martensen. Auch der Verfasser des vorliegenden Wertes ist bei uns wohlbekannt, manchen durch seine Philosophie der Geschichte: Humanität und Christentum, mehreren durch seine ansprechenden Schriften: Zur Neujahrszeit im Pfarrhaus zu Roddeboe, Meine Frau und ich. Auch das vorliegende Buch ist eine Bereicherung unserer Litteratur, und es ist zu wünschen, daß es die gebührende Aufnahme finde. Das Martensen'sche Werk soll es nicht verdrängen, vielmehr es nach seinen der systematischen Zusammenfassung und geordneten Begriffsentwicklung ergänzen. Ich bin freilich der Meinung, daß in dem Aufbau des Systems nicht gerade die Stärke des Buches liegt. Manche rein philosophische Entwicklung z. B. über Determinismus und Indeterminismus, über das höchste Gut könnte füglich entbehrt

werden. Das Ganze zerfällt in drei Hauptabschnitte: die Persönlichkeit, das Geſetz, die Lebensgüter. Am meisten befremdet, daß die sittliche Entwicklung des Christen unter dem Gesichtspunkt des Geſetzes tritt, das Heil ist die Wiederherstellung des Geſetzes, die Tugend die Verwirklichung des Geſetzes und die Pflicht die Offenbarung (!) desselben. Was nun auch nicht gerade Falsches, sondern nur Mißverständliches vorliegen, die evangelisch-lutherische Auffassung christlicher Sittlichkeit wäre doch bei einer Einteilung, wie etwa der von Hartke: Heilsgut, Heilsbeit, Heilsbewahrung, bei weitem mehr zur Geltung gekommen. Auch die Bezeichnung „Lebensgüter“ für die Ordnungen des sittlichen Gemeinschaftslebens, welche Produkte des sittlichen Handelns und zugleich Bedingungen desselben genannt werden, ist zum wenigsten sehr ungewöhnlich. Fastet der Einteilung etwas Geschriebenes an, so wird dadurch doch der Wert des Ganzen für weitere Kreise, an die freilich der Verfasser eigentlich nicht gedacht hat, nicht sehr beeinträchtigt. Denn diese pflegen auf Systematik nicht besonderes Gewicht zu legen, wenn nur eine gute Entwicklung der einzelnen ethischen Themata gegeben ist. Und die wird hier in trefflicher Weise geboten. Wer z. B. über Gewissen, Heiligung, Tugend und Glückseligkeit, Pflicht und Recht, das Erlaubte, Ehe, Arbeit und Genuß, Ehre, Eigentum n. s. w. klar und unter steter Bezugnahme auf das wirkliche Leben anschaulich Geschriebenes lesen will, wird es hier nicht umsonst suchen und zugleich auch immer wieder in die Schrift als Quelle und Norm christlicher Sittlichkeit hineingeführt werden. In den streitigen Fragen z. B. über Duell und Vorklage wird mancher anders urteilen, es scheint u. a. beim Duell nicht berücksichtigt, daß der den Unschuldigen so leicht wie den Schuldigen treffende Ausgang desselben doch mit dem beabsichtigten Zwecke gar leicht in völligen Widerspruch treten kann, auch wenn man annehmen will, daß es Fälle giebt, wo ein ruckloses, vor dem Geſetz nicht kreitbares Nebenstück auf ähnlichem Wege zur Bestrafung gelangen möchte. Wir fähren dies nicht an, als ob wir einen Mangel darin sähen, erwähnen dies nur, um anzudeuten, wie hier Anregung zum Durchdenken wichtigster Lebensfragen gegeben wird. — Die Uebersetzung ist gut; nur Vereinzelltes hätte geändert werden müssen. Es wird u. a. die Leser wundern, wenn sie erfahren, daß das Wort persona nicht dänischen Ursprungs sei. Wt.

— Gebete aus und nach dem neuen Testament für Christen jeden Bekenntnisses von Josef Pape. (Essen, Bader.) 1893. 1 M.

Ein eigenartiges Buch. Ein römisch-katholischer Christ, in dessen Seele das Verlangen lebt: Daß sie Alle eins seien, sammelt aus dem neuen Testament Gebete, die er nun allen Christen insgemein darbietet. Ein evangelischer Pastor, Julius Demmann aus Essen, schreibt das Vorwort dazu, worin er dies Buch mit lebhafter und inniger Freude begrüßt, dessen Gebete mannschaftbar seien für alle



gläubigen Christen, denen das neue Testament ein vom heiligen Geist inspiriertes Buch ist. In der That, man sollte meinen, ein solches Werk wäre in unseren Tagen, wo der Konfessionalismus aufs höchste gespannt, ganz unmöglich. Ja, vor vierzig, achtzig Jahren, als man im Ruemachen des Glaubens über der Freude an dem Schatz Christus, den man wieder aus dem Acker gehoben, alles Trennende eine Zeitlang vergessen konnte, da wäre ein solch Buch verständlich gewesen; aber heute? Vor einigen Jahren tauchte in der Mark ein römisches Unternehmen auf: *Ut omnes unum*, ob's noch besteht, weiß ich nicht, da sollte das: *Alle eins!* ein Handmittel für evangelische Christen werden, in denen die Sehnsucht nach dem Einssein nach und lebendig geworden. So ist's nun mit diesem Buch nicht gemeint. Dem Verfasser ist's wirklich heiliger Ernst gewesen, eine Gebetsammlung zu schaffen, welche Katholische und Evangelische beide ohne Anstoß gebrauchen könnten. Wie hat er das angefangen? Er hat das neue Testament zu Grunde gelegt. Nicht in der lutherischen, sondern in eigener Uebersetzung. Das war für den Anekdote gewissermaßen geboten, doch liegt in diesem Umstande für uns etwas Störendes, das Schriftwort wird uns fremd. Ja, wenn deshalb Friede sein könnte und völlige Einigkeit im Weis, dann könnten wir die lutherische Uebersetzung fahren lassen, aber wie weit liegt dies Wenn von uns ab, wie weit? Nun, aus dem Schriftwort setzt Pape Gebete zusammen. Man könnte diese Gebete eher Betrachtungen nennen, Meditationen. Sie sind in vier Abteilungen geordnet. Die erste bringt tägliche Gebete, die zweite hat die Ueberschrift: *Buße und Abendmahl*, die dritte: *In christlicher Gemeinschaft*, die vierte will uns aufwärts zur Heimat führen. Jedes dieser Gebete ist ein *Motiv* aus Worten des neuen Testaments, eine unendliche Kleinarbeit, nicht ganz leicht verständlich im einzelnen, noch weniger im Zusammenhange. Für uns ist die Hauptfrage: Wie sich der evangelische Glaube zu diesen Gebeten finden kann? Breite Strecken können wir mitgehen. Wo aber der Verf. das Geheimnis der Rechtfertigung in eine Gebetsbetrachtung fassen will, da nicht. Da denkt, da fühlt der römische Christ anders als der evangelische, und so sehr Pape sich auch bemüht hat, dem Evangelium gerecht zu werden, er bleibt römisch gefangen. Ob seine Arbeit auf römischer Seite Gnade finden wird? Daumann hofft es, ich glaube, er täuscht sich. Denn wenn nun diese Betrachtungen und Gebete doch aus dem neuen Testament eine Glaubenswelt erschließen, in welcher Papst und Hierarchie und Biskerium, Heilige und Bilder und Reliquien, Messe und Fegfeuer keinen Raum mehr haben, was folgt daraus? Doch das, daß die römische Kirchen- und Lebensgestalt nicht im neuen Testament, sondern außerhalb desselben gefanden ist. Die Folgerung ist richtig. Das Pape'sche Buch ist nichtwollend ein Zeugnis wider Rom. Aber darum wird es sicher nicht von Rom anerkannt werden! Das wird der Verf. bald genug erfahren. Wir könnten ihm eher die Hand reichen, aber daß wir's können, ist das nicht das Verbrechen seines Buches? Pastor Daumann weiß noch da-

rauf hin, daß diese Gebete für gemischte Ehen einen besonderen Segen haben könnten. Es mag ja sein. Sie mühten aber dann einfacher, begreiflicher sein. Immerhin, in wem jener Zug mächtig ist: Auf daß sie eins seien! den dürfen wir auf dies Buch hinweisen, es wird ihm, gerade weil es von katholischer Seite ausgeht, eine Stärkung sein. D.

— Jesus und die Menschen oder Angewandtes Christentum. Als zweiter Band von Christi Bild in Christi Nachfolgern. Von Otto Funke. (Bremen, Müller.) 1893. Pr. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Ein neuer „Fund“, den wir gern empfehlen, wie seine Vorgänger, wenn wir auch weit entfernt sind, in jedem Satz des Buches unsere eigenen Ansichten wiederzufinden. Wie sonst tritt auch hier der Dismissus am häufigsten ein, wann und wo der Verf. sich auf das politische und wirtschaftliche Gebiet verweist, oder auch nur die Kreuzgebote streift, wo Staat und Kirche sich berühren. Am meisten stimmen wir zu, wo Verf. in erbaulicher Weise den Listen und Ränken des natürlichen Menschen nachgeht, aber auch da, wo er dogmatisch-ökumenische Grundzüge und die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat vertritt. Auf politischem Gebiet ist mit Funke kann zu diskutieren. S. 48 vermutet er, ein konservatives Blatt, wenn er es recht verstehe, verlange von ihm das Zugeständnis, „daß gewisse Parteien überall die Wahrheit und das Recht, andere das Gegenteil vertreten“. Es ist schade, daß Funke nicht sagt, wann und wo dies angebliche Verlangen gestellt wurde. So lange Verf. Zeit und Ort nicht angiebt, gestatten wir uns die Vermutung, daß Verf. seine „Ankläger“ nicht recht, sondern falsch verstanden. Nicht das behaupten verständige Konservative, daß sie immer und zu allen Zeiten recht haben, sondern nur dagegen protestieren sie, daß man alle Parteien gleichsetzt, weil sie alle irren. Ein Christ, sofern er überhaupt Politik treibt, sollte sich doch dahin gezogen fühlen, wo man wenigstens den Wunsch hat, wenn auch in Irrtum und Schwachheit, Gottes Wort zur Richtschnur auch des öffentlichen Lebens zu machen. Auch gegen S. 105 und 106 erheben wir Einspruch, speziell dagegen, daß es uns „als Christen nichts angeht“, wenn mit gesellschaftlichen Mitteln die gegenwärtigen Verhältnisse umgestaltet werden sollen. Wir glauben, daß ein Christ die Umgestaltung schon deshalb wünschen muß, weil Millionen unserer Brüder sich durch den gegenwärtigen Zustand bedrückt und beschwert fühlen. — Nicht einverstanden sind wir auch mit den Ansichten Fundes über das Eöibat. In diesem Punkt sitzen, glauben wir, die Katholischen besser in der Schrift, als wir Evangelischen, wenn sie auch mit ihrer Gesetzmacherei über das Ziel hinausgeschossen. Sind wir aber in diesen und anderen Punkten abweichender Meinung, so heben wir unsere besondere Zustimmung hervor zu der auf S. 202 ausgeprochenen Beurteilung des landesherrlichen Erzmepistopats und zu der Ansicht, daß mit dieser Institution der Byzantinismus fast ungetrennt verbunden ist.

Desgleichen ist der Wunsch, den Verf. auf S. 261 äußert, auch der unserige: „Ach, nach dieser Einheit der Jünger Christi am Erden (der Einigung um die lebendige Person Christi) hat meine Seele geschmachet, seit ich ihn liebe, der mich je und je geliebt. Vollends in unserer Zeit aber, wo Millionen in bewußter Feindschaft und mit furchtbarem Ansturm das Evangelium bekämpfen, sieht man gar nicht, wie überhaupt die Kirche noch eine Macht im Volksteben bleiben kann, wenn nicht die Christlich-Gläubigen einig werden. Ach, daß Gott der Herr den Mann erweckte, der das Evangelium auf einen so einfachen Ausdruck bringt, daß alle ehrlichen Christen aller verschiedenen Kirchen ihm mit Freuden zusallen — den Mann, der das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Evangelium von aller Theologie und Philosophie mit klärem Geistesgriff scheidet, der insbesondere auch in Betreff dessen, was in der Bibel ewige Wahrheit und was nur zeitliche Hülle ist, das rechte Wort findet.“

Wir sehen davon ab, auf weitere Einzelheiten im besonderen einzugehen. Als Kleinigkeiten bemerken wir nur, daß S. 114 u. 115 sowohl das französische Citat falsch ist, wie die deutsche Uebersetzung; es heißt nicht, „il faut faire se parler, d'être prince“, sondern „il faut se faire pardonner“. Und deutsch heißt das nicht „man muß sich entschuldigen“, sondern „man muß sich vergeben machen“, daß man ein Fürst ist, d. h. man muß so regieren, daß es einem vergeben wird. Zu S. 181 bemerken wir, daß es unseres Wissens kein Bäumlein, sondern eine alte Frau war, die Holz zum Scheiterhaufen Hinnus bezugtrag. Aber „daraus keine Feindschaft nicht!“

— Das Gebet des Herrn in Predigten für die Gemeinde ausgelegt. Nebst einem Anhang von Gebeten aus Predigten über das Vaterunser. Von D. Emil Frommel. Vierte Aufl. (Barmen, Hugo Klein.) 1893. 205 S.

Das Geheißeliche Wort:

Das Schwerste klar und allen faßlich sagen, heißt ans gebiegnem Golde Münzen schlagen,

könnte man auch auf die evangelische Predigt anwenden. Das Gold göttlichen Worts in die Münze der Sprache unserer Zeit zu prägen, ist ihre Aufgabe. Daß es dabei um Schwerstes sich handelt, kann nur der bestreiten, welcher die unermessliche Wichtigkeit des Wortes Gottes für Leben und Seligkeit nicht anerkennt. Faßlich ist aber die Predigt dann noch nicht, wenn ihr Inhalt verständlich ist, sie muß erfaßt und behalten werden können. Allen faßlich soll sie sein, nicht nur den sog. Gebildeten, sondern allem Volk, daher die immer von neuem zu erhebende Forderung für die Predigt: Volkstümlichkeit. Was alles dazu gehört, läßt sich schwerer definieren, als an Beispielen erkennen. Gott sei Dank! haben wir in unserem Vaterlande, im Norden wie im Süden, solche Männer, welche die Gabe der Volkstümlichkeit besitzen. Ist's eine Gabe? Gewiß nicht in dem Sinne, daß jemand sich entschuldigen

dürfte: mir ist leider diese Gabe nicht verliehen, um dann guten Wintes weiter über die Köpfe hin zu predigen. Wir möchten die Volkstümlichkeit der Rede lieber eine Kunst nennen, die gelernt und geübt sein will, in welcher es mancher nicht weit bringt, andere zur Meisterschaft gelanget. Zu den letzteren rechnen wir Emil Frommel und seine Predigten über das Vaterunser. Mit einer Geschichte beginnt die erste Predigt, sie begegnen uns öfter, immer an passender Stelle. Die Einteilung ist meist fernig und behaltbar, wenn auch vielleicht nicht immer der homiletischen Kunstregel entsprechend. Kurze, martige Sätze, treffende Vergleiche, anschauliche Bilder am Alltäglichen das Erwige veranschaulichend. „Wenn's stark regnet, so laufen die Sonnen unter dem Dach über; und wer viel Vergebung empfangen, der liebet dann auch viel.“ Das mag ja nicht nach jebermanns Geschmack sein, es wird aber auch dem Herrn Geheimrat nicht schaden, wenn er sich es einmal auf diese Weise klar machen läßt. Darum, wer diese Art mag und betragen kann, greife zu, hier ist gejunnes Brot oder, willst du lieber, dentlich geprägtes Gold. Wer zu predigen hat, lerne, wer seiner Jugend das dritte Hauptstück möchte ein wenig lebendiger vorführen, nehme die Gelegenheit wahr; wenn er auch keine ausgeführten Musterkatechejen findet, Stoff dazu ist genug darin. Die neue Auflage bietet 33 Seiten mehr als die früheren. — Nichts zu tadeln? Ich habe es leider über dem Lesen vergessen und wüßte den Lesern ein Gleiches. Wt.

— Die Kernfrage im Kampf für das Apostolitum gegen die Schule Ritsch's. Von Dr. Martin von Nathusius, Prof. in Greifswald. Heft 131 der „Zeitfragen des christl. Volkslebens“. (Stuttgart, Beiser.) Fr. M. 1.—.

Verf. stellt sich seine Aufgabe in der Einleitung wie folgt: „Die Frage (des Apostolitums) ist bisher fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Geschichte oder der Glaubenslehre betrachtet worden. Aber der Einzelne fragt nicht nur: was soll ich glauben? sondern die Kirche fragt: was soll ich predigen? Und das Kirchenregiment fragt: mit welcher Predigt soll ich ausfinden? — So warme Worte wir nun aber auch von der Gegenseite gehört haben über die persönliche Erfahrung des Heils, über das Ergreifen ein vor Christo, über die Beziehung zu seiner lebendigen Person u. dgl., so bin ich, trotz erstem Suchen, in der gesamten Litteratur, die von den Freunden Barnads in Trugschriften und Zeitschriften ausgegangen ist, der von mir joeben gestellten Frage, geschweige denn einer Antwort darauf nicht begegnet. — nämlich der Frage: was soll ich der Gemeinde verkündigen, damit auch sie zu jenen erhebenden Erfahrungen, von denen ihr redet, gelange?“

In klaren, scharfen Ausführungen kommt Verf. dann zu dem Schluß: „Wenn die Kirche ihren Auftrag, dem Heilsglauben durch alle Zeiten zu erhalten und zu allen Völkern zu bringen, anstreben will, so muß sie ausfinden mit der ganz

bestimmten traditionellen Predigt von dem Gott-Messias; Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber. Diese Verkündigung schließt eine bestimmte Ansicht von der Person Jesu Christi ein: nämlich daß er war, ehe er Mensch ward. Und darum lassen wir diese Predigt des Evangeliums zusammen in den geschichtlichen Bericht des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Dasselbe stellt die Grundthaten zusammen, durch deren Verkündigung die Kirche den Heilsglauben wecken will. Sie hält diese Grundthaten für wahr und sie kann für diese Ueberzeugung den Ausdruck Bekenntnis oder Zeugnis gebrauchen, weil wir zu der Anerkennung der Wahrheit jener Thaten nicht kommen durch den wissenschaftlichen Gang der Geschichtsforschung, sondern durch den sittlichen Akt des Hengens zum Gehoriam der Wahrheit.“ — „Der einzelne Christ braucht die volle Erkenntnis Christi nicht zu haben, wenn er zum Glauben kommt, aber die Kirche muß sie haben, wenn sie zum Glauben führen soll.“ — „Wir bestreiten den Gegnern (Garnad u. a.) nicht, daß sie Jesum Christum wirklich haben können, — aber wir bestreiten, daß ihre Predigt im stunde ist, den Glauben an Jesum Christum dauernd der Kirche zu erhalten. Sie selbst leben noch mit von denjenigen kirchlichen Tradition, die sie bestreiten.“

Die Schrift fällt in der That eine Lücke in der bisherigen Broschürenliteratur zum Apostolikumsstreit aus. D. v. O.

— Ist uns das Alte Testament noch Gottes Wort? Vortrag von Martin von Gerlach. (Berlin, Wigand & Grieben.) 61 S. Erste Bände in den Bahu der modernen Kritik des Alten Testaments von Adolf Jahn. (Gütersloh, Bertelsmann.) 179 S.

Zwei Schriften, welche sich gegen die kritische Zweifelsucht und Hypotheselei in der Behandlung des Alten Testaments richten. Gerlach redet mehr mit der ruhigen sachlichen Ausführung des Forschers, Jahn mit der berechtigten Entrüstung dessen, der sein Heiligthum von unheiligen Händen angetastet sieht. M. v. Gerlach vertritt den Standpunkt, daß das A. T. der Kirche Christi immer irrthümloses Gottes Wort gewesen und daß wir auch gegenüber der modernen Kritik keinen Grund hätten, solche dogmatische Glaubensstellung aufzugeben. Zur historischen Kritik ihrer überfieserten heiligen Bücher sei die Kirche wie berechtigt, so verpflichtet, und es sei festzuhalten, daß die Unlirglichkeit des alttestamentlichen Gotteswortes nicht dadurch beharrt werde, ob die einzelnen Schriften von diesem oder jenem Verfasser, aus dieser oder jener Zeit stammen, sondern nur dadurch, ob sie ihrem Gehalte nach glaubwürdig seien. Aber auch, wenn man bereit sei, der sogenannten negativen Kritik ihr Recht zu geben, so habe man doch allen Grund, vorsichtig zu prüfen, ob denn alle ihre mit so großer Siegesgewißheit verfügbaren Resultate probalstig seien. Die apologetischen Arbeiten so gründlicher Forscher, wie Hengstenberg, Keil, Drechsler, Caspari, wären noch keineswegs veraltet und widerlegt. (Jahn redet beachtenswerte Worte darüber,

daß die moderne Kritik den „Wahrheitsinn“ für sich allein beansprucht: „Darum müssen auch die Universitätsprofessoren ganz frei vom Einfluß der Kirche sein, damit die Studenten in dem Wahrheitsinn geübt werden: so hat Hengschlag auf der letzten Generalynode verhandelt.“ So steht es denn fest, jeder moderne Weltkatholik sei voller Wahrheitsinn, ein Mann wie Hengstenberg aber war nichts als ein rabulistischer Advokat! Ich hoffe, es kommt die Zeit, da man auch Hengstenberg wieder zu Ehren bringt.) Jedenfalls, meint Gerlach, bedürftis die meisten Fragen alttestamentlicher Kritik einer gründlichen Nachprüfung im konservativen Sinne. Ueber die Frage, ob z. B. der Pentateuch moaisch ist, läßt sich ja wissenschaftlich verhandeln; aber wenn nun unter Annahme des nichtmoaischen Ursprunges die sogenannte positive Kritik anfängt, bestimmen zu wollen, wann und von wem denn diese Bücher verfaßt sind und sich zu dem Zwecke einen eigenen Geschichtsverlauf konstruiert, so gerät sie damit auf das Gebiet der Hypothesen, wo eine wissenschaftliche Verhandlung überhaupt nicht mehr möglich ist. Der angeblich positive Aufbau der israelitischen Geschichte seitens der Weltkatholischen Schule steht, genau darsen, auf gleichem Boden mit den Eberschen Romanen, der letzte Boden der geschichtlichen Tradition ist verlassen, man arbeitet mit „Möglichkeit“, die weder bewiesen noch widerlegt werden können; „wissenschaftliche Hypothese“ ist eine *contradictio in adjecto*. „Ob nicht für die Negation z. B. des Ursprunges der pentateuchigen Gesetze und der deuteronomischen Reden in der Zeit des Moses zc. ein Augenblick erster Nachprüfung jetzt gekommen ist, da die Deutungversuche ihnen nirgends einen Ort fanden, wo diese unglückseligen Schriftworte länger als einige Jahrzehnte anrühren konnten, nicht in der Richter-, nicht in der frühen, nicht in der späten Königszeit, kaum nach dem Exil? Das Spazierenführen dieser angeblich pseudoepigraphen Literaturwerke durch die Jahrhunderte, das Hinabgehen mancher Litterarhistoriker mit gut hebräischen Schriftkiden bis in die herodianisch-aramäische Zeit redet da doch Bände!“ Nachdem sich Gerlach dann noch mit den neuesten dogmatischen Aufstellungen über das A. T. seitens des Dr. Grau und des Dr. Haupt auseinandergesetzt, schließt er seine beachtenswerte Schrift mit den Worten: „Gegen die, die uns immer wieder mit empirischen Resultaten ängeln oder mit allerlei fremden Lehren irren möchten, wappnen wir uns in dem Vertrauen, das sich uns wieder bemährt hat: die Kritik kommt und vergeht; theologische Meinungen kommen und vergehen. Gottes Wort und Luthers Lehre vergehen nun und nimmermehr.“ — Die Schrift von Jahn umfaßt eine Reihe einzelner Aufsätze, in denen er sich namentlich gegen die kürzlich erschienene alttestamentliche Einleitung von Cornill richtet. „Das Compendium, sagt er, hat darin seinen Wert, daß alle die Thorheiten, die die moderne Kritik über das A. T. aufgestellt hat, hier bequem zusammengefaßt sind. Die armen Studenten, welche all diesen Unsinn in sich aufnehmen müssen! Die bekannten Wasserläufe der modernen Kritik von Ueberarbeitung, Weglassung,

Zusatz, Einschub, von Fiktion und Stüdelei spielen sich hier auf. Wie heute Gelehrte in ihren Stuben arbeiten, so hat das graue Altertum gearbeitet: zugelegt, weggelassen, übermalt, verändert, Originales und Nichtoriginales verbunden, die haarsträubendsten Verbindungen und Vermittlungen geschaffen, mosaikartig gearbeitet u. s. w., das mögen Professoren glauben und in die Welt schreiben, ein mäßig vernünftiger Mensch glaubt das nicht. Cornill läßt das Buch mit der Hoffnung in die Welt gehen, den Beweis geliefert zu haben, daß es sich bei der gegenwärtigen alttestamentlichen Wissenschaft nicht um ein tastendes Wühlen unter allerhand Möglichkeiten, nicht um ein haltendes Zagen nach mehr oder weniger gewagten Hypothesen handelt, sondern daß wir auch hier in der Hauptsache auf festem Boden stehen. „Müßlicher Königsberger! du meinst auf festem Boden zu stehen!“ Wie diese angeblich aufbauende Kritik alles wissen will und doch so gar nichts weiß, das sucht Zahn an einzelnen Punkten, namentlich in Bezug auf das Deuteronomium, das Buch Josua und die Psalmen nachzuweisen und bald kommt heilige Entrüstung, bald bitterer Spott dabei aus seiner Feder. „Ich frage mich immer, welche psychologischen Aenderungen müßten bei einem Kritiker vor sich gegangen sein, bis er sich gegen das Zeugnis des Buches Josua verhärtete, um dann sein triviales Spiel mit seinen Einfällen zu treiben. Es ist die Not der Zeit: der Geist der Belehrung, der Strafe und des Trostes hat sich zurückgezogen und nun behandelt man die Schrift wie ein anderes Buch, während doch überall aus jedem Kapitel uns die Macht der Wahrheit anblinzelt.“ Für Zahn ist die moderne Kritik nicht bloß eine wissenschaftliche Verleugung, sondern sittliche Verleugung und Sünde. Erst hebt man Gott in seiner Wahrheit auf, indem man leugnet, daß Jesus Christus ins Fleisch gekommen ist. Hat man so das Herz der Schrift verloren, so zerstört man hinterdrein auch den äusseren heiligen Leib desselben und so gräbt sich der Protestantismus in grauenvoller Kritik seine eigene Grube. „Die Antwort Gottes ist ein Gericht der Verdünnung, wie es die evangelische Kirche noch nicht erfahren hat.“ —

### 3. Pädagogik.

— Die Bekämpfung der Socialdemokratie durch den evangelischen Religionsunterricht in den niederen Schulen auf Grund der allgemeinen Verfügung vom 18. Okt. 1890 von G. Schlichte, Regierungs- und Schulrat in Aurich. (Hannover, Verlag von C. Meyer [G. Prior].) 30 Pf.

Je ernster meine Bedenken gegen die Einführung einer Bekämpfung der socialdemokratischen Ideen in die Volksschule waren, mit um so größerer Erwartung habe ich diese Schrift zur Hand genommen. Was rät der Verfasser? Unter Beschränkung des Memorierstoffes soll besonders eine religiös sittliche Gesinnung begründet werden; auch sollen socialistische Belehrungen vorkommen

und hierbei besonders die Hausstafel verwendet werden. Beidem können wir zustimmen, doch nur sehr bedingt. Man sollte nun endlich mit der Beschränkung des Memorierstoffes aufhören; man beschränkt zuletzt soweit, daß nichts mehr zu beschränken übrig bleibt. Wie nun aber diese Ziele erreicht werden sollen, darüber läßt uns Schulze im Unklaren. Ein populäres System der Socialpolitik und der Wirtschaftslehre, wie die französische Primärschule es hat, lehnt er ab. Mit Recht. Ein solches ist weder für die Kinder noch für die Lehrer. Der Lehrer bleibe unverworren von der verdrängenden Technik des Socialismus, er knüpfe das Einzelne gelegentlich an. Dafür werden wohl einige Fingerzeige gegeben, aber dieselben bleiben doch zu sehr im allgemeinen, als daß man daraus lernen könnte, wie man es machen muß; konkrete Ausführungen wären willkommener gewesen. Das ist aber gewiß sehr zu empfehlen, daß man die Socialdemokratie nicht immer erwähet, wo man sucht den Kindern eine Gesinnung in Herz und Gewissen zu pflanzen, welche sie den Gefahren und Verführungen gegenüber, denen sie entgegengehen, wappnen kann. Auch die Hausstafel kann dafür gute Dienste thun, sofern sie einem jeden vorhält, wie er in seinem Beruf gottförmig und dem Nächsten zu Dienst wandeln soll. Die Ausführungen Schulzes werden den Lehrer kaum in den Stand setzen, der Verfügung vom 18. Okt. 1890 nachzukommen. Der Dienst der Schule wird immer nur ein mittelbarer sein können. Eine andere Frage wäre es, ob man nicht die Fortbildungsschule für diesen Zweck nutzbar machen sollte. Dafür giebt das Siedelsche Buch treffliche Hinweise. D.

### 4. Geschichte.

— Geschichte des deutschen Volkes. Von G. Dittmar. Dritter Band. Vollenbet und herausgegeben von E. Stuger. (Heidelberg, C. Winter.) 1893. Pr. 5 M.

Nach dem Tode Dittmars (1891) hat Herr Oberlehrer Stuger in Barmen die Beendigung des nicht ganz halb fertiggestellten Schlussbandes übernommen und diese nicht leichte Arbeit ist ihm gut gelungen. Für die Zeit nach 1648 liegt der Schwerpunkt deutschen Lebens und deutscher Politik mehr bei den Einzelstaaten wie beim Reich; die Gefahr für den Geschichtsschreiber, sich zu sehr in Einzelheiten zu verlieren, liegt dadurch nahe. Die Verfasser haben sich mit Recht darauf beschränkt, die Geschichte der führenden Staaten, Österreich und Preußen, zu behandeln und an sie die allgemeine Reichsgeschichte anzuschließen. Die Entwicklung des Absolutismus in Deutschland, die Zeit der Aufklärung, die Einwirkung und Folgen der französischen Revolution, die Freiheitskriege und die bundestätige Zeit haben in sich abgerundete, gut geschriebene und von Vaterlandsliebe durchwehte Darstellungen gefunden, denen man gern Beifall zollt, wenn man sich auch nicht mit jeder Ansicht einverstanden erklären wird. Auch

in Bezug auf die neueste Zeit wird man anerkennen, daß der Herr Verf. sich bemüht hat, objektiv zu urtheilen; gelungen ist es ihm freilich nicht immer. Die Grundanschauung Hrn. Stupers scheint etwa einem gemäßigten Liberalismus zu entsprechen, denn nur bei einem derartigen politischen Standpunkt wird man begreifen, daß er den Vorschlag Bismarcks, für Deutschland ein aus allgemeinen, geheimen und direkten Wahlen hervorgehendes Parlament zu berufen, nicht nur als liberale, sondern auch echt deutsche Politik bezeichnet. Dem liberalen Standpunkt des Verf. entspricht es auch, daß die Reaktion nach 1848 sehr scharf, das Auftreten der Opposition während der Konfliktzeit sehr milde beurteilt wird, und daß die Persönlichkeit Koons fast geflissentlich in den Hintergrund gedrängt ist; bei der Darstellung des Kulturkampfes vermißt man den Hinweis auf die Schädigung, die der kirchliche Sinn und besonders auch die evangelische Kirche durch die Verlesung dieser Zeit erfahren haben. Das ganze dreibändige Werk, namentlich der dritte Band, verdient Anerkennung wegen des hervorragenden Geschicks, mit welchem die Hauptereignisse unserer Geschichte ausgewählt und zur Darstellung gebracht sind. Weniger befriedigend ist es, daß beide Verfasser im dritten, hauptsächlich aber im zweiten Bande die Ereignisse häufig durch die liberale Brille gesehen haben, die noch heute manche Geschichtsschreiber aufsehen zu müssen glauben, um bei einem größeren Publikum Verständnis und Beifall zu finden.

v. H.

### 5. Biographie.

— Martin Luther. Eine Biographie von D. Theodor Kolbe, ordentlichem Professor an der Universität Erlangen. Zweiten Bandes zweite Hälfte. (Fr. A. Verthes.) 6 M.

Mit diesem Bande ist das 1884 begonnene Werk vollendet. Die erste Hälfte des zweiten Bandes erschien 1889. Das Ganze kostet 16 M. Diese zweite Hälfte setzt im vierten Buch im zweiten Kapitel mit der Kirchenvisitation von 1526 ein. Kolbe teilt die Vermutung, daß das Lied: „Ein feste Burg“ in der Festzeit 1529 gedichtet sei. Diesem Jahr gehören auch die beiden Katechismen an, der große dem Frühling — schon Mitte Mai arbeitete man an einer lateinischen Uebersetzung, der kleine etwas später, denn Ende Mai finden sich die ersten Spuren seiner Benutzung. Aber neben der kirchlichen Organisation her läuft der Kampf, der sich teils gegen Rom fortsetzt, teils gegen die Schweizer neu entbrennt; auch die Täufer galt es abzuwehren. 1529 folgte dann das Warburger Gepräch. Und diesem der Reichstag in Augsburg. Die Reformation ist ja eine kirchliche Bewegung. Aber eine Bewegung, wie die Erneuerung der Kirche, würde zu jeder Zeit eine gewaltige mittelbare oder unmittelbare Rückwirkung auf das Volkleben und auf die Politik ausüben, wie vielmehr damals, wo die religiösen Interessen noch einen so hervorragenden Anteil an der Füh-

rung der christlichen Völkerverwelt hatten. Kolbe ist bemüht, überall die lebendigen Zusammenhänge zwischen Reformation und Zeitgeschichte nachzuweisen. Dort in Warburg kommen die großen politischen Hintergedanken Zwinglis in Frage, in Augsburg die ganze Weltkonstellation zwischen dem Kaiser, dem Papst, Frankreich, dem Fürsten. Das fünfte Buch reicht bis zum Tode von Schmalkalden 1537. Das sechste bringt die letzten Jahre. Die Darstellung verfürzt sich. Man würde gern noch mehr Detail vorlieb nehmen. Aber allerdings darf der Theologe nicht einseitig sein Interesse betonen. Die besondere Bedeutung des Kolbeischen Werkes scheint mir noch darin zu liegen, daß es eine Luther-Biographie für weitere Kreise darbieht; nicht gerade eine populäre Arbeit, aber doch eine solche, die jedem Gebildeten zugänglich ist, und die nur dazu mit helfen kann, die dankbare Liebe und Ehrung des deutschen Volkes für den Namen Luthers, für den Mann und für sein Werk zu ehren. Nach dieser Seite hin wird sich besonders das Kapitel: Der Hausvater und Privatmann fruchtbar erzeigen. Ueber den Tod Luthers giebt Kolbe nur den einfach geschichtlichen Bericht. Die unlängst neu aufgeweckten päpstlichen Lügen über dies gottselige Sterben sollten auch eigentlich keiner Widerlegung bedürfen. Sie waren schon bei Luthers Lebzeiten in einem italienischen Pamphlet verbreitet worden: Luther nahm die „welche Freude“ über seinen Tod mit gutem Humor auf und gab selbst die Schrift als welche Lügenchrift von Doctoris Martinus Luthers Tode, zu Rom ausgegangen, in deutscher Sprache heraus. Kolbe hat übrigens in zwei Monographien über Luthers Selbstmord die Schmähungen Majuncks zurückgewiesen. Dem Text der Biographie sind Anmerkungen und Beweise und ein Register angegeschlossen. Gewiß verdient diese Biographie neben den anderen, welche über Luther erschienen sind, ihren Platz in der deutschen Bücherei.

Vier mag gleich D. Martin Luthers letzte Streitschrift, im Original aufgefunden und zum erstenmal herausgegeben von Lic. Dr. G. Buchwald (Berlag von G. Wigand), 120 M., angeführt werden. Es ist die Streitschrift gegen die Wöwener Theologen. Der Herausgeber hat dieselbe in der Jeneuser Universitätsbibliothek gefunden. Die Wöwener hatten 1544 zweihundertzig Artikel, die rechtgläubige Religion und unsrer heiligen Glauben betreffend, ausgehen lassen, welche der weiteren Ausbreitung der Lutheraner, Desolampadianer und Anabaptisten entgegenzutreten sollten; sie waren auf das Einfältigste gefaßt und dazu bestimmt, für den Laienverstand von den Priestern aufgelegt zu werden; Karl V. hatte im März 1545 seine Billigung dazu ausgesprochen: so ging man eifrig an ihre Verbreitung. Auf protestantischer Seite war man über diese antichristliche Auslassung gar nicht ungehalten. Sie konnte dem Volk nur die Augen öffnen über das, was drüben gelehrt wurde. Luther stellte sofort den häretischen und gögendienerischen Wöwenern 76 Artikel entgegen; dieselben beginnen mit dem Bekenntnis: Was in der Kirche Gottes ohne das Wort gelehrt wird, ist Lüge und Gottlosigkeit, und endet mit

der Mahnung: Verne also, christlicher Bruder, an dem elenden Beispiel der Löwener, dich hüten vor der Menschlichen Lehre und dich um so fleißiger auf die heiligen Schriften legen. Die deutsche Uebersetzung fügte hinzu: Bald hernach, will's Gott, werde ich mehr sagen. Ende September 1545 schreibt Luther an Veit Dietrich: Ich bin an einem besonderen Werk gegen die Löwener, aber Krankheit und Alter hindern mich, und dann wieder im Januar an Jakob Propst, er habe angefangen, die Löwener in einer öffentlichen Schrift zu behandeln, man müsse den lezten Atemzug gegen sie aushauchen. Er ist aber über die Einleitung nicht hinausgekommen, worin er auf die früheren Angriffe der drei Fakultäten zurückgreift. Die Schrift liegt in einem doppelten Manuskript vor. Sie trägt in dieser unvollendeten Gestalt für die Lehre nichts aus, aber als letzte Schrift Luthers darf sie ein pietätvolles Interesse auf unserer Seite in Anspruch nehmen. D.

— Lebensbilder aus dem Jahrhundert nach dem großen deutschen Kriege. Von W. R. von Ragner. (Gotha, F. A. Berthels.) 1892. Preis 7 M.

Den Lesern der „Allg. Konf. Monatschrift“ ist der Name des Verf. und zum Teil auch der Inhalt des Buches nicht unbekannt; in den Jahrgängen 1890 und 1891 veröffentlichte W. von Ragner mehrere Aufsätze über Zinzendorf, die in etwas veränderter Form zum großen Teil im vorliegenden Werke Aufnahme gefunden haben. Abgesehen von Zinzendorf bringt der Verf. sehr eingehende Mitteilungen über mehrere Mitglieder der Rappernschen Familie, über den zur Zeit des Großen Kurfürsten und Friedrich I. lebenden Geh. Rat Nikolaus Ernst, den Feldmarschall Dubislav Gneomar, den treuen Diener dreier Hohenzollern, den Jugendfreund Friedrichs des Großen, Karl Dubislav, und über die Mutter Zinzendorfs, die in zweiter Ehe mit dem Feldmarschall verheiratet war; schließlich enthält das Buch noch einen Aufsatz über die französischen Refugees und die Gebrüder Gaultier. Leider giebt der Verf., dem ein außerordentlich reiches Material an Briefen u. s. w. zur Verfügung standen hat, keine in sich abgerundeten Lebensbilder, in denen das Ergebnis seiner Arbeiten enthalten ist, sondern durchweg nur das Material selbst, ohne regelrechte und kunstgemäße Sichtung. So finden sich denn in dem Buche eine große Menge geschichtlich und kulturgeschichtlich wertvoller Angaben, aber unter und neben ihnen vielerlei, was für die Mehrzahl der Leser nicht das geringste Interesse hat, und über das jeder, nicht mit fachwissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte Leser mit fähigem Sprünge hinweglesen wird. Daß Verf. auch abgerundet und zusammenfassend schreiben kann, beweist der früher schon in der „Deutschen Anschauung“ veröffentlichte Aufsatz über die Refugees und die Gebrüder Gaultier. Hervorheben wollen wir noch, daß für militärische Leser das Buch wertvolle Mitteilungen über die preussische Armee von 1648 bis 1750 bringt, namentlich über die Kavallerie und das

berühmte Regiment Gendarmes. Ebenso finden sich manche Angaben von Bedeutung über die Geschichte des Pietismus und der Brüdergemeinde. Wir bedauern lebhaft, daß der Verf. kein in sich abgerundetes Buch geschrieben hat, und zwar umsonst, als er ein gläubiger Christ und fougervatid deutscher Mann ist, dessen warmes Herz für die gute Sache vielfach hervortritt; kürzer gefaßt, besser geichtet wurde das inhaltreiche Buch mehr Verbreitung finden können, als es in der gewählten Form der Fall sein wird. v. H.

— Ludwig Welhrlin (1739—1792). Ein Publizistenleben des achtzehnten Jahrhunderts von Gottfried Böhm. Mit 2 Porträts. (München, 1893. Ostarr. Ver.) Pr. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Referent ist ein Publizist und daher hat ihn das „Publizistenleben“ außerordentlich interessiert. Ob dies Interesse bei Nicht-Publizisten gleich reger sein würde, wagt derselbe nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist Welhrlin eine originelle und geistvolle Persönlichkeit, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Kordlingen und Anspach aus durch vielgelesene Zeitschriften, besonders durch eine „das graue Ungeheer“ benannte, sowie auch durch *Pasquille* und Gelegenheitschriften lebhaft auf die Zeitgenossen eingewirkt hat. Freilich ist er jetzt fast gänzlich vergessen, denn es geht dem Publizisten nicht anders, wie dem Mimen, daß nämlich die Nachwelt ihm keine Kränze slicht. Der Erfolg muß lehren, ob die archaische Studie Gottfried Böhm's die Schillerische These *Vägen strafen wird, oder nicht*. — Wenn übrigens die Nachwelt dem Welhrlin bisher keine Kränze gestochen hat, so läßt sich das von seiner Mitwelt auch nur in schwachem Maße behaupten. Wohl sind seine Zeitschriften gelesen worden, haben auch der Autor halbwegs ernährt, da er dem rationalistischen Geist der Aufklärung huldigte und den Josephinismus pries. Doch hat er auch außerordentlich viel Not und Anfechtung, ja selbst eine dreijährige Haft erdulden müssen, wobei unentschieden bleiben mag, wieviel und wieweit bei seinen Publikationen edle oder unedle Motive mitgewirkt haben, ob der Gewissensdrang, eine wohlüberlegte Uebersetzung anzusprechen, oder nur die Eitelkeit, ein publizistisches Feuerwerk abzubrennen, gleichviel wohin die Funken flogen. Leider ergibt die mit prüfender Objektivität geschriebene, unvoreingenommene Studie Böhm's, daß Welhrlin, den einige frühere Biographen allzusehr erhaben hatten, kein ganz launter Charakter war, daß es ihm selbst in ersten Ansetzlichkeiten nicht darauf ankam, etwas zu lügen und zu schwindeln, und daß er an seinen stark gerüttelten äußeren Verhältnissen wohl zum guten Teile selbst schuld war. Bedauerlich vermeidet aber Verf. ganz und gar den letzten und tiefsten Grund der inneren und äußeren Zerrüttung in Welhrlin's Leben anzugeben, den Mangel an jedem religiösen und darum auch sittlichen Halt. Gewiss kann dieses Defizit mit dem Zeitgeist entschuldigend werden, aber der Grund des Unheils bleibt es darum doch. Von unserem christlichen Standpunkt aus können

wir auch nicht einverstanden sein mit den Ansichten, die Verf. S. 117 über die Todesstrafe entwickelt. Keine „Wilderung der Sitten“ kann unseres Erachtens die biblischen Grundzüge umstoßen. Es ist bekannt, daß Kaiser Wilhelm I. das Nobilingische Attentat als einen Fingerzeig der Vorsehung auf gewisse Unterlassungssünden in seinem richterlichen Strafamt aufgefahst und nach den Attentaten wieder Todesurtheile unterzeichnet hat. Wir glauben mit Recht.

Zu S. 228 bemerken wir, daß das Wort „Vergnügen“ die Bedeutung von „Amusement“ erst in diesem Jahrhundert fest gewonnen hat. Bis in das vorige Jahrhundert hatte es nur den ursprünglichen Sinn „volles Genügen“, wie das aus vielen geistlichen Liedern bewiesen werden kann, wo z. B. Gott und Christus als „Vergnügen“ bezeichnet werden.

— Collection Guillaume. Alphonse Daudet. Souvenirs d'un Homme de Lettres. Illustr. de Bieler, Montégut, Myrbach & Rossi. Gravées par Ch. Guillaume. (Paris, C. Marpon & E. Flammarion.) 262 S. 2 M. 80 Pf.

Dem Inhalt und der äußeren Einrichtung nach eine Fortsetzung der 1888 erschienenen *Trente ans de Paris à travers ma vie & mes livres*. Hat in diesem Buche Daudet über Le Petit Chose, Tartarin de Tarascon, Lettres de mon moulin, Jack, Fromont jeune & Risler ainsi Mittelungen gemacht und Männer wie Villeneufant, Henri Rochefort, Henri Rouvier und Turgenieff besprochen, so läßt er sich in der jetzt vorliegenden Fortsetzung aus über seine Romane Ninna Roumestan und Les Rois en exil, sowie über die Zeitgenossen Albiar, Gambetta, Edmund de Goncourt und allerhand Schauspieler. Daneben hat er eine Reihe von Artiteln aus und nach dem 1870/71er Krieg aufs neue abdrucken lassen. Bekanntlich haben es die Südfrauzosen ihrem Landsmann Daudet sehr übel genommen, daß er sie den Parisern mit so viel Humor preisgegeben hat, auch in diesem Buche kommt er auf das südfrauzösische „angeborene Bedürfnis zu lägen zurüd“. Er nennt es „eine Ausfchreitung der Einbildungskraft, grenzenlosen Fieberwahnsinn, der, ebenso schwachhaft als harmlos, grundverschieden ist von der schlechten, berechneten, kalten Lüge, der man im Norden begegnet“. Damit hat Daudet ein vernichtendes Urteil gefaßt über seine eigenen, ebenso ablernen, als haßerfüllten Tiraden gegen die deutsche Armee. In dem den Sommerpalast zu Peking und seine Plünderung durch den Grafen Batilao erwähnenden Abschnitt bringt er die verlogenen Geschichten von dem durch die Deutschen gestohlenen Södporzellan, von den verschwindenden Bendulen u. s. w., wie auch die Berichte von den ausgeschossenen Kasanerien und Tiergärten aufs neue zu Markt. Wie ein unerfahrenes Kind glaubt er seinem Gewährsmann alles, wie ein unübertegst schwabendes Kind weiß er auch davon zu erzählen, daß seine Landsleute da ausgiebig fortfuhren zu plündern

und zu wildern, wo die Preußen aufgehört haben und zu diesen Landestheilen rednet er auch seine Gewährsmann, den *père La Loué, vrai type de forestier de Seine et Oise*. In dem Abschnitt *«Le naufrage»* klagt er über das anmaßende Auftreten eines deutschen Unteroffiziers, fügt aber bei, daß le hauptmann Abhällse geschaffen habe. Wenn auch nicht in der wahnwitzigen Uebertreibung Victor Hugo's, so gleicht Daudet doch diesem Bramarbas insofern, als er Paris und seine Umgebung für eine Art heiliges Land des feineren Wohllebens hält, das fremde Kriegsvölker nie betreten sollten. Auch bei Daudet keine Spur von Selbsterkenntnis, kein Aniaz zur sittlichen Umkehr. Ueber Gambettas Patriotismus weiß er viel Worte zu machen, über die Art und Weise, wie dieser Volksführer sein Leben verloren hat, wird er schweigen, wie er bisher geschwiegen hat.

Am besten haben mir die Notizen über Paris gefallen. Die von den Ammen (nourrices) und von den lächerlichen „Salons“ der Philister handhabenden Abschnitte enthalten eine Detailschilderung, wie sie nur ein so feiner Beobachter wie Daudet liefern kann. Aber auch die drei Abschnitte, die unter der gemeinsamen Ueberschrift *En province* zusammengefaßt sind: *Un membre du Jockey-Club, Les courtes de Guérande und L'île de Honat* sind treffliche Kabinetsstücke, die das bischen Kriegsjammer Daudets zehnfach aufwiegen. —

*Les Rois en exil* ist nach D. weniger ein Roman als eine geschichtliche Studie, denn le roman est l'histoire des hommes et l'histoire le roman des rois. Auf derselben Seite (112) unterläßt er nicht, dem Institut, d. h. der frauzösischen Akademie, einen empfindlichen Dieb beizubringen.

O. K.

## 6. Länder- und Völkerkunde.

— Constantinopel. Reise-Erinnerungen von Roja von Foerster. (Berlin, 1893. In Kommission bei H. von Decker's Verlag.) 106 S.

Da die Verfasserin dieser Reise-Erinnerungen nur beabsichtigt, solchen, die Constantinopel besuchen, eine angenehme Anregung zu geben, und da sie das Büchlein nur als Erinnerungsblatt zumal an den Reich Kaiser Wilhelms II. angesehen wissen will, können wir von einer Recension der recht gefällig geschriebenen, aber etwas sehr lose verknüpften Schilderungen ganz absehen und uns damit begnügen, ihr Erscheinen anzuzeigen.

Nur möchten wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß gerade in deutsch abgesetzten Büchern fremdsprachliche Wörter mit doppelter Sorgfalt gedruckt würden: S. 3 für 11es, S. 10 conseiller für conseilier, S. 49 révérence für révérance. So etwas stört ja allerdings nicht jedermann, aber es macht sich nicht gut.

Sch.-K.

## 7. Naturwissenschaft.

— Wirtschaftliche Bedeutung chemischer Arbeit. Von Dr. H. Wichelhaus. (Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.) 42 S. 8°. 60 Pf.

Diese Schrift will zahlmäßig die Bedeutung der in chemischen Laboratorien geleisteten Arbeit nachweisen, um die für jene geforderten Angaben zu rechtfertigen. Dem, welcher von dieser Bedeutung wirklich noch nicht überzeugt sein sollte, wird es wohl aus diesen Zahlen klar werden; zu erwarten wäre aber gewesen, daß der Zweck der Schrift nicht am Ende, sondern am Anfang erörtert würde, darüber kann eine Bemerkung des Verlegers auf dem Umschlag über den Zweck der Schrift nicht hinweghelfen. Unangenehm ist es, wenn sich beim Lesen des Heftes einzelne eingelebte Blätter herauslösen. Df.

## 8. Poesie.

— Vaterländisches Gedichtbuch von Dr. Franz Lindner. (Berlin, 1893. E. S. Mittler & Sohn.) 360 S. 3 M., geb. 3,50 M.

Diese Sammlung deutscher Dichtungen ist ganz vorzüglich dazu geeignet, die Keime alles Edlen und Guten in die Herzen der Jugend zu setzen. Dieselbe kann nicht nur als Unterrichtsbuch für jede höhere Lehranstalt in Gebrauch genommen werden, sondern ist auch als Hanschap für die deutsche Familie von durchaus bleibendem Werte. Mit Freuden begrüßen wir besonders die Aufnahme wohlgehaltener Uebersetzungen aus Walther von der Vogelweide und einiger der besten Volkslieder. Jeder, der die schönsten Gedichte unserer Litteratur sich zur Hand halten will, sei auf diese Musterammlung verwiesen. Druck und Ausstattung sind vorzüglich, der Preis sehr niedrig. Die ganze Sammlung stellt dem Gedichtman des Herausgebers ein sehr ehrenbes Zeugnis aus.

Sch.-K.

— Monatsrosen. Erzählungen von Dr. Joh. Rudolph, ev. Pfarrer in Hoboken. N.-Z. Erste Sammlung. Zweite Auflage. (Newark. N.-Z. Verlag von Gebrüder Geiger, 77 Springfield Ave.) 163 S.

Unter dem poetischen Titel „Monatsrosen“, der sich aus dem Umstande erklärt, daß die Aufsätze für ein monatlich erscheinendes Gemeinblatt geschrieben sind, daß sie also wie Monatsrosen erbliht sind, hat der Verfasser eine Reihe ganz trefflich erzählter Begebenheiten aus seiner Jugend und aus seinem ersahrungsreichen Varrleben gebracht. Wenn er in der Vorrede sagt, „der Duft der Monatsrosen wird vielleicht nicht allen Nasen angenehm sein, denn die „Geschmäcker“ und „Gerücher“ sind bekanntlich verschieden“, so stimmen wir ihm vollkommen bei. Unsere Leser jedoch, des sind wir sicher, gehören zu denen, die, wenn sie auch nicht alle Ansichten des Erzählers teilen, den Wert seiner Mitteilungen und die Art seiner

Darstellung wohl zu schätzen wissen. Bildungsphilister, die wie „der kluge Doktor“ der Meinung sind: „wenn man mal Schüler gelesen hat, ist man zu klug für den Kirchenbambung“, werden weniger erbart davon sein. Wie treffend aber weiß sie der Verfasser auch abzufertigen! Schüler, sagt er, verkündete Gott, Tugend, Austerlichkeit; die seinen Speichel leden, brühten sich mit Arbesimus, Zügellosigkeit und der süßduftenden Leibdüngeortieorie. Georg Asmus im heftigen Skizzenbüchche hat recht:

„Es giebt hier wie in alle Länner,  
Nur Hudson grad so wie am Rhein,  
Ganz ungelährte Niedermänner,  
Nur trinke se viel Branntwein.“

Die Erzählungsweise des Verfassers ist so frisch und vollständig, daß wir ihm recht zahlreiche Leser, und einzelnen seiner Erzählungen in Volkskalendern recht häufigen Abdruck wünschen, natürlich mit Quellenangabe und Honorar. Auf solche Leute im Auslande kann Deutschland stolz sein. Sch.-K.

— Karida. Dichtung nach einer nordischen Sage von Marie Kiffen. (Tresden und Leipzig, E. Pieronis Verlag.) 1892. 75 S.

Es muß eine ganz ungewöhnliche Kraft und Schönheit in den Darstellungen der Dichterin von Karida liegen, wenn man, trotz der überflüssigen, weise vorausgeschickten Prosaerzählung ihres sehr einfachen, aber packenden Stoffes, es vermag, ihrer Dichtung mit ungeschwächtem Interesse bis zu Ende zu folgen. Die Dichterin schildert uns den alten unlösbaren Zwiepsalt, der in der Brust jener Geschöpfe der Sage entstehen muß, die dem Meere entrisen sind und der Erde nicht anzugehören vermögen. Ein ischändischer Fischer raubt einem im Mondschne tanzenden Meerweibe die abgetegte Robbenhaut, ohne die es nicht wieder in die Flut zurückkehren kann. Trotz aller Sehnsucht nach dem Meere willigt Karida, von der Liebe des Fischers gerührt, ein, seine Frau zu werden, und erst nach Jahren, als eins ihrer Kinder ihr die aufgelaundene Haut zurückgibt, kehrt sie weinend wieder in ihre alte Heimat. — Der Kampf zwischen der Sehnsucht nach ihrem Lebenselemente und der Liebe zu ihren Kindern ist mit solcher Wahrheit durchgeführt, die Ausdrucksweise der Dichterin ist so ergreifend, daß man — so vorichtig man auch sonst mit derartigen Bewandlungen sein soll — in diesem Falle unbefangt den Wunsch aussprechen kann, der Dichterin möchte es gefallen, sich auch einmal an einem größeren Stoffe zu versuchen. Sie besitzt zweifellos eine nicht gewöhnliche poetische Begabung, und man fühlt überall durch, wie sie in ihrem Gegenstande lebt. Die Anschaulichkeit ihres Ausdrucks giebt ihrer Darstellung ganz besonderen Reiz. Nur selten gestattet sie sich eine verfehlte Kürzung oder eine etwas profaisch klingende Zeile, wie E. 32: „Bei ihrer Augen fromm Betranen“, E. 50: „Wo sich's um die Ehe handelt“, E. 45: „Drum jecho noch Nefelstigkeit“. Unstatt-



hafte Auslassung des Artikels findet sich auf S. 61 dreimal. „Verwundet“ auf S. 33 ist Druckfehler. Das Büchlein ist bestens zu empfehlen.

Sch. K.

— Gedichte von Heinrich Kruse. (Leipzig, Verlag von S. Hitzel.) 1891. 151 S.

Ein neues Werk Kruses, des rührigen, ehrwürdigen Seniors unserer Dichter, zu rezensieren, ist für den Schreiber dieser Zeilen jedesmal ein Vergnügen: es gewährt ungetrübten Genuß, an den Werken dieses harmonischen, edlen Geistes Anteil zu nehmen. Wenn Kruse bis jetzt außer den in seinen Dramen eingestreuten Liedern nur wenig Lyrisches veröffentlichte, so sollte ihn die Anerkennung, die diese Sammlung bei allen Urteilsfähigen finden muß, dazu bestimmen, recht bald dieser ersten Sammlung einen zweiten Teil folgen zu lassen. Der reife, abgellärte Geist, der sich in all seinen Dichtungen spiegelt, wird stets seine Freunde finden, und der Dichter wird nicht nötig haben zu klagen, wie am Schlusse eines seiner Gedichte:

„Ja, wir sinken im Werte herab, so sehr wir  
uns sträuben,  
Und man schlägt uns zuletzt los zu dem  
niedrigsten Preis.“

Von ihm wird umgekehrt, auch wenn er in der Tagespresse, der Verfälscherin der öffentlichen Meinung, nicht so anerkannt wird, wie er es verdiente, einst gelobt werden:

„Ein Jahrtausend zu blühen, wie der Rosenstod  
an dem Dome  
Hildesheims, der noch hent liebliche Rüste ver-  
handt,  
Das ist das freundliche Los des Dichters, der  
immer von neuem  
Entel der Entel entzündt durch ein gelungenes  
Lied.“

Zu den überaus wohlgelungenen Liedern rechnen wir vor allem die zwei reizenden, den letzten Jahren entflammenden Seegeschichten: „Klosterreise“ und „Flüchtlinge“, die mit ihrem feinen Humor ein beredtes Zeugnis geben für die Richtigkeit der Behauptung Kruses in der Vorrede, daß er trotz seines Alters noch so schaffensfreudig wie je sei. Wie fein ist aber auch z. B. „die gute Herrin“, „Attika“ und so vieles andere. — Möge es dem Dichter vergönnt sein, uns noch manche Gabe zu spenden! Sch. K.

— Gedichte von Paul Brande. (Dresden und Leipzig, E. Pierjons Verlag.) 1892. 124 S. 2 M.

Rose, Mond, Ephen, roter Mund und Nachtigall, kurz das ganze Arsenal eines sinnigen Dichtergemüths, das seine Gefühle zumeist in Liebesliedern der Welt kundgibt, thut sich in diesen süßen Poesien vor uns auf. Nicht wieder klingen einige Familienverse, unter denen sich ein Lied zum Lobe der Stiefmutter angenehm auszeichnet, weniger empfehlenswerth dagegen für Familienreise sind

die unter „Erzählendes“ gebrachten umfangreicheren Werke „Tizian“ und „Des Künstlers Traum“, zwei Träume von großer Hehllichkeit, die zwar die Leppigkeit, aber alles andere eher als die Genialität Heines, des großen Schaupatrons Paul Brandes, atmen. Dem Gedächtnisse Heines widmet der Dichter einen wahrhaft frevelhaften Gedanken, für den ihn der Himmel nicht zur Redenschhaft ziehen möge. Er jammert, daß man dem Dichter, der da gejunge

„all die Mär' von der Urlei!“

keine „Liebesrojen zum Kranz geschlungen“ und fordert uns auf:

„Nein! bringt Eures Dantes Gaben! —  
Wo die Fluten rollt der Rheine,  
Seinen Namen mögt ihr graben  
In der Urlei schroffen Stein!  
Toben aber von dem Steine  
Marmorn rage die Urlei —  
Daß dem großen Heinrich Heine  
Sie ein würdig Denkmal sei!“

Wenn die liberalen Stadtväter von Mainz ihren humanen Plan, dem Antisemiten Heinrich Heine, wie er kürzlich im Mainzer Journal in ausführlicher Darlegung sehr treffend charakterisirt war, ein Denkmal vor dem neuen Gynasium zu setzen, nicht sollten verwirklichen können, schließen sie sich vielleicht dem Projekte Paul Brandes an, damit der ewige Jude endlich zur Ruhe komme.

Sch. K.

## 9. Unterhaltungslitteratur.

— Der Zimmermann von Nazareth. Aus dem Englischen von Dr. Friedr. S. Brandes, Hofprediger. In 2 Theilen. (Wütersloh, E. Vertelsmann.) 760 S. 5 M., geb. 6 M.

„Der Zimmermann von Nazareth“ soll die menschliche Seite im Leben des Herrn der Jugend näher bringen, als dies den Evangelisten möglich gewesen ist. Wir haben es also mit einem ganz überflüssigen Buch zu thun, denn die menschliche Seite im Leben Jesu Christi wird in den Evangelien so sichtlich, so thätig, so wahr erzählt, daß Kommentare wie der vorliegende nur vom Uebel sein können. In meiner Bibel nehmen die vier Evangelien 137 Seiten ein, die Schwachhaftigkeit des Engländers macht sich auf mehr denn 700 Seiten breit. Ich habe über vier Monate gebraucht, um mich durch die 71 Abschnitte durchzuarbeiten, von denen jeder „ein sehr interessantes Bild“ darbieten soll, ich habe aber statt des Interessanten nur ganz unnutigen gelehrten Kram, läppische Auffassungen, recht bedenklichen Rationalismus, prosaie Besinnung und all dies in der breiten Betteljuppe greisenhafter Vandalenhaftigkeit gefunden. Auf die Rechnung des unglücklichen Uebersetzers kommt dann noch eine neue Bibelübersetzung von großer Geschmacklosigkeit und ein mit widerwärtigen Füllwörtern so reichlich durchsetztes nach-

läßiges, schlechtes Deutsch, daß der Eindrud heftigsten Widerwillens während der Vestüre nicht von mir gewichen ist. — Eine halbe Seite ist von der langen, lustigen Jade von gestreitem Zeug, von den gelben Lederpantoffeln, von den dünnen Messingringen, die an den Knöcheln raffelten, von den schmalen Armbändern, „vielleicht von Silber“, von den Glasperlen um den Hals und von den über Haar und Stirn herabhängenden Münzen, „welche glitzerten und zitterten“, die Rede, um uns klar zu machen, was alles die Mutter des Herrn getragen hat; von der hellfarbigen Unterleibung, der gekrauschten Schürze und dem langen, entweder roten oder weißen Kopftuch zu Schweigen. Kann es ein besseres Mittel geben, um die Gedanken der Augen von der Hauptsache weg und zu dem Klunder von Neben Sachen hinzuführen? Die Kleidung des Volkes, der Priester, des Herrn selbst — S. 207 ein dichter blauer Mantel, S. 436 „sein weißes galiläisches Gewand“ — ist ein ergiebiges Feld für den englischen Plauderer. — „Glaubte diese Frau (das kananäische Weib) in ihrer fremdartigen Kleidung und mit ihrer ebenso fremdartigen Sprache denn wirklich, daß er ihr helfen könne?“ Als ob der Glaube mit der Kleidung und Sprache zusammenhingel! Jedemfalls war für den Verf. der Glaube der Kananäerin nicht wichtiger als ihre „fremdartige Kleidung“. Und was soll sich ein Kind unter solcher Kleidung vorstellen? Oder unter der „seltsamen Kleidung“ der Hohepriester? Woher weiß aber der Verf., daß der geheilte Blindgeborene „inrasirt“ war und daß Pilatus „große weiße Hände“ hatte? — Die Naturforschreibungen, die Beschreibungen von Landschaften, die Aufzählungen von Blumen und Früchten nehmen viel Raum in Anspruch. Siebenhundertsechzig Seiten wollen gefüllt sein! — Wer geschwätzig erzählt, dem kommt es auf sorgfältige Darstellung nicht an. S. 115 wird der Krug an den Strick gebunden, während man doch nur den Strick an den Krug binden kann. S. 225: „Dann aber rollte er das Pergament wieder auf, gab es dem Diener zurück u. s. w.“ Umgekehrt, das Pergament wurde nicht auf, sondern zusammengerollt. Von der Tochter der Herodias sagt die heilige Schrift, daß sie das Haupt des Täufers auf einer Schüssel ihrer Mutter gebracht habe. Der phantasierende Engländer läßt das Mädchen blasz und schwindlig werden, einer Ohnmacht nahe kommen und taumelnd zu seiner Mutter rennen, um ihr den Kopf mit der Schüssel vor die Füße zu werfen. — S. 356 wird der Jordan bei Bethsehem überschritten! Welche Unwissenheit! — S. 61 wird der einjährige Jesusknabe von seiner Mutter auf die Schönheiten von Berg und Thal aufmerksam gemacht.

Am schwersten sind die Vorwürfe, die man dem Verf. über den entstellen, rationalistisch verwässerten Inhalt seiner Plaudereien über die biblische Geschichte machen muß. So kommt die Verfluchung: „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden“ nicht von außen, durch den „Verfucher“ an den Herrn heran, sondern als ein in ihm selbst aufsteigender Gedanke (S. 91). „Der Wahnsinn Legions schien, während Jesus

sprach, in die Säue gefahren zu sein“ (S. 212). Hier liegt geradezu eine Fälschung des biblischen Berichts vor, wie denn der Verf. an das Verhandensein von Dämonen, von Besessenen nicht glaubt, solchen Glauben vielmehr dem Aberglauben der Juden zurechnet. — S. 293 bestreitet der Engländer, daß dem St. Petrus und den Nachfolgern im Hirtenamt die Vollmacht, Sünden zu vergeben und zu behalten, wirklich gegeben worden sei. — Die Verklärung Christi geht nur im Traum der Jünger vor sich (S. 299). — Recht abgeschmackte rationalistische Hülfsmitteln finden sich auf S. 209, wo die Stillung des Sturmes damit in Verbindung gebracht wird, daß die Stürme auf jenem See oft ebenso plötzlich vorübergehen als sie kommen, auf S. 691, wo die Finsternis beim Tode des Herrn so geschilbert wird: „Da kam einer von diesen rasigen Wechseln über den sonnigen Tag, wie sie in jenen Gegenden zur Frühlingszeit nicht ungewöhnlich sind.“ Ein Gewitter, und zwar ein so starkes, daß es schien, als ob die Erde erzitterte. „Auch war es wirklich ein Erdbeben u. s. w.“ Welche Gedankenlosigkeit! — Der verfluchte Feigenbaum verdorrt, „wenn auch nicht auf einmal, so doch nach und nach“ (S. 500), „gewissermaßen ein vor ihren Augen sich zugetragenenes Gleichnis“ (S. 501). Mit „scheinen“ und „gewissermaßen“, „gleichsam“ u. dergl. operiert der Unglaube des Verf. in der lächerlichsten Weise. — Wir sind schließlich Zweifel gekommen, ob der Verf. an die Freieingigkeit, an die Gottheit Christi glaubt. — Das englische Original kenne ich freilich nicht. Hossentlich ist es in ebenso gutem Englisch abgefaßt, als sich die Uebersetzung in schlechtem Deutsch darbietet. Abgesehen von dem entsetzlichen Stil, in dem die 1881 und 1882 erschienenen täglichen „Kulturlampi“-Novellen von A. Uhlmann geschrieben sind, ist mir kein Buch vorgekommen, in dem ein so über die Massen schlechtes Deutsch sich breit macht, als in der vorliegenden Uebersetzung. Schon die zahllosen Fildwörter in ebenso zahllosen Kombinationen, wie: auch, nun auch, denn auch, nun aber auch, nun aber doch auch, denn, denn aber, denn aber auch, freilich, denn freilich, nun freilich, freilich auch, denn freilich wohl eben, eben auch, eben deshalb auch, da, allein auch wieder nur u. s. w. u. j. w. machen das Lesen der 2 Bände zu einer fortgesetzten Folter. „Aber es giebt nun auch sonst noch Anaben und Mädchen, die ihm vieles zu verdanken haben, besonders auch, daß auch sie Kinder Gottes durch ihn werden können, und die sollten deshalb auch niemals aufhören, ihn lieb zu haben und ihm gehorsam zu sein“ (S. 219). „Eben deshalb aber mußte ihnen die Antwort, die er ihnen da gab, denn auch wohl unverständlich genug klingen: sie war eben zu tief für diese Leute u. s. w.“ (S. 436). „So ändert denn nun aber euren Sinn!“ (Seite 737). — Was der Uebersetzer fertig gebracht hat, geht weit über Wustmanns „Sprachdumheiten“ hinaus. „Auch hat ihr seinen Geist nicht in euch, denn ihr glaubet meinen Worten nicht, dessen, den Gott gesandt hat“ (S. 153); „und Frühen bliesen dazu eine wehmütige Melodie“ (S. 390), „der sonst so freundlich und gütig gegen alle Menschen

war, ein Freund der Armen und sogar auch der Kinder“ (S. 640). Sogar auch, man sollte es eigentlich für ungläublich halten! „Welch eine Ueber- raschung, ja Welch ein Schrecken, der aber da ihre Herzen ergreifen mocht!“ Welch ein Deutlich, ja Welch ein Eitel, der aber da unseren Sprachsin beleidigt! „Auch wurde der Bettler heringebbracht, welchen die Apostel geheilt hatten, damit ihn alle sehen möchten, gewissermaßen als einen lebendigen Zeugen u. s. w.“ (S. 738). Warum gewissermaßen? Er war ja thatsächlich, wirklich ein Zeuge.

Wer die neue Bibelübersetzung geleistet hat, der Uebersetzer oder ein anderer, weiß ich nicht. Jedenfalls klingt es sonderbar: Vergebte statt Berg- predigt, Schlangenart statt Ottergezicht, Del in Flaschen statt in Krügen, dem bösen Geiste und seinen Genossen statt dem Teufel und seinen Engeln. Von Judas heißt es: „und küßte ihn“, die neue Uebersetzung lautet: „und machte Anstalt ihn zu küssen.“ Statt: Weib, was weinst du? heißt es: Frau, was weinst du?

Und wie kann man sagen, daß ein Samenorn keine tiefgehende Wurzel machen kann, daß Jesus beschloß, seinen Einzug in Jerusalem auf einem Esel zu machen! Weiß der Uebersetzer nicht, daß der Same Wurzeln treibt und daß man einzieht, oder seinen Einzug hält? —

Ich habe nach diesen Mitteilungen nicht nötig, dieses englisch-deutsche Monstrum einer biblischen Geschichte als geeignet für den Index zu bezeichnen.

O. K.

— Der Rosenwirt von Wimpfen. Eine alte Geschichte aus einer alten Stadt. Von Konrad Fron. (Leipzig, Ungleich.) 1893. Preis br. M. 1,70, geb. M. 2,45.

Hat das „Kräuterweible“ deselben Verfassers in schneller Folge 3 Auflagen erlebt, so wird der „Rosenwirt“ ganz sicher dieselbe, wo nicht eine noch bessere Aufnahme finden. Verf. besitzt in hohem Grade die Gabe vollständig-lebendiger dramatischer Darstellung. Und da er sich glücklicherweise durch einen ersten Erfolg nicht hat verleiten lassen, wogu so viele Talente so leicht verleitet werden, nämlich daraufloszuschreiben, nur um ein neues Buch in die Welt zu setzen, da Verf. vielmehr gründliche Studien gemacht hat, um einen geschichtlichen Stoff mit bedeutendem Hintergrund zu bekommen, und nun diesen Stoff mit Kunst, Phantasie und Geschick geordnet und verarbeitet hat, so ist eine Novelle entstanden, die, wie wir glauben, den Leser aus dem Bolk wie den Gebildeten in gleicher Weise befriedigen und erfreuen wird. Dramatisiert würde die Novelle ein treffliches Trauerspiel abgeben, und es würde geringer handwerksmäßiger Kunstgriffe bedürfen, um sie für die Bühne gerecht zu machen. Den historischen Hintergrund der Novelle bildet der Zusammenbruch der politischen Selbständigkeit der kleinen reichsmittelbaren Stadt Wimpfen, die zusammenbrechen mußte, weil sie in eine anders geordnete Zeit nicht mehr hineinpakte. Die Erzählung selbst behandelt dann die äußere Ursache und Veranlassung des Zusammenbruchs, eine Reihe

innerer Wirren und Zerwürfisse zwischen Magistrat und Bürgerchaft. In diesen Wirren ist der Führer der Bürgerchaft der Wirt zur „Rose“, eine Eblite und groß angelegte Natur. Aber in seine Politik mischt sich zunächst etwas die persönliche Abneigung gegen den Führer der Gegenpartei, der mit seinem (des Rosenwirts) Tochter falsches Spiel getrieben, dann später die Rechtshaberei, die den gegebenen Augenblick zur Umkehr und zum Einleuten nicht finden kann. Wie es kommen mußte, endet der Rosenwirt tragisch. Durch merkwürdige Vorgänge verliert er auch noch ohne eigene Schuld derart das Vertrauen derselben Mitbürger, die ihn früher blindlings folgten, daß man wirklich zwischen Fruch und Mitleiden ihn bis zur Katastrophe geleitet. Endlich büßt er in verschönder Weise sein Leben ein, indem er heldenmütig bei Wassernot einem gefährdeten Stadtteil Hilfe bringen will. — Noch einmal — die Erzählung ist vortrefflich und kann unbedeutlich für jede Volksbibliothek beschafft werden. Wir halten es für schlimm, wenn ein Drama novellenartig anfällt, aber für einen Vorgang, wenn eine Novelle dramatisch sich abspielt. Zu monieren wäre allenfalls nur, daß in der Sprache, die sich im ganzen von geschroener Altertümelei, wie von unedler Modernität gleichmäßig fern hält, doch bisweilen einige zu moderne, bez. zu gebildete Ausdrücke mit untergefallen sind. S. 128 spricht ein Handwerker (1783) vom „Auser im Streit“. Der „Auser im Streit“ ist aber vor Joh. Heinr. Hoff doch wohl kaum „geschlitztes Wort“ gewesen. Mutatis mutandis gilt ähnliches vom „Radonnengeßicht“ auf S. 86, vom „Parlamentieren“ auf S. 74, vom „Mangel an Intelligenz“ auf S. 50 u. s. w. Eine Revision dieser Ausdrücke könnte nicht schaden, wenn schon dieselben den wohlthuenden Eindruck des ganzen Buches nicht weiter beeinträchtigen. D. v. O.)

— Die Frau Oberst. Eine Erzählung von Maria Liebrecht. (Basel, Jäger & Kober [E. F. Spittlers Nachfolger].) 62 S. 40 Pf., geb. 80 Pf.

Passions- und Osterblumen. Erzählungen aus der Christen Kreuzesdiale von ders. Verf. (Dafelbst.) 65 S. Dieselben Preise.

Maria Liebrecht versteht es vortrefflich, Erwachsenden und der Jugend in umfangreichen und in kurzen Erzählungen die Herrlichkeit des Christenglaubens zu zeigen. In schöner ärterer Fassung bietet sie Perlen von unvergänglichem Werte dar. — Die Erzählung „Die Frau Oberst“ kann man auch denen in die Hand geben, die nicht fern sind vom Reiche Gottes. Die zwölf kleinen Erzählungen sind mehr für die geschriebenen, die den Weg zum Kreuz schon kennen! O. K.

— Thüringer Dorfgeschichten. Novellen von Rudolf Braune. (Leipzig, Verlag von Friedrich Schneider.) 1893. 175 S.

Durch vorliegende Novellen, recht nett und anspruchslos erzählt, erfährt die Dorfgeschichtenlitteratur, die es auch eigentlich nicht nötig hat, gerade keine wesentliche Bereicherung. Dazu ist ihr Inhalt doch zu wenig bedeutend, und auch

die Erzählerkunst des Verfassers reicht nicht immer hin, unser Interesse zu fesseln. Warum die erste Geschichte, „Die Bienennähe“ den Vorzug hat, in Briefform eingeleitet zu sein — ein Brief von 66 Seiten! — wird dem Leser nicht recht ersichtlich, es ist wohl rein zufällig. Sch.-K.

— Der Telamone. Roman aus der Artistenwelt von Fedor von Kobeltig. (Berlin, Verein der Bücherfreunde.) 499 S.

Der Verfasser ist im Gebiete des Sports zu Hause. Jodens, Athleten, Akrobaten, Gymnastiker, Schauspieler, Sänger gehören alle zur „Artistenwelt“, die trotz Fortschritt und Anklärung social scharf geschieden ist von der sonstigen bürgerlichen Gesellschaft. Im vorliegenden Roman tritt die Unberühmtheit der socialen Gegenstände im Leben einer Barrererstochter und eines Kantorssohnes dem Leser entgegen. — Fritz Fiedler, erst Vereiter, dann Hercules und zuletzt Opernsänger, ist zwar der Meinung, „jeder Künstler, der es ernst und wahrhaftig mit seiner Kunst meint, vermag in seinen Zuhörern ein Gefühl von Andacht zu erwecken, das einer ganz ähnlichen weihewollen Stimmung entspricht wie jenes, das eine fromme Predigt in uns erzeugt; das über irdische Sorge hinaus Erhebende, das Gemüthbefreiende und Berzärtelnde“, aber er überfiehet, daß es sich um vorübergehenden ästhetischen Genuß in der Kunst und um Erhebung zum Ewigen in der Religion handelt, um Irdisches und Himmlisches. — Das bis zu den Trägern der Schweine führende Irdische der dagabundierenden „Artisten“ und Dürnen wird dem Leser in realistischer Weise geschildert. Verkommene Menschen aus hohem und niederem Stand, Lumperei und Niederlichkeit lernt man in überreichen Maße kennen. Nur eine Persönlichkeit, der Engländer Tom Price, ist der Vertreter der soliden, sittlich denkenden Menschen. Zuletzt verlobt sich der Opernsänger Fiedler mit der dem väterlichen Hause entlassenen Schauspielerin, der Freundin aus den Tagen der Kindheit, in der dem verwaisten Kantorssohne die barmherzige Liebe des Barrers, des Vaters der Freundin, ein Keistern in der Nacht der „Artistenwelt“ geworden ist. Souit merkt man nicht viel von christlicher Luft. Fiott geschrieben ist „Der Telamone“ — das Masulinum zur Karyatide —, das ist ein gewisser Erfolg für den geringen sittlichen Gehalt. Der Verf. weiß sich in der Sprache des Menschlichen, der Tafelfreunden, des Cirkus, des Theaters gewandt auszubringen. Dazu beherrscht er das zur Verschlechterung des Hochdeutschen so unaussprechlich wirkende Berliner Deutsch. Waldscheln (S. 49), studern (S. 80), statern (S. 108), prühsen (S. 412) scheinen aus Spree Athen und Umgegend zu stammen. Der Arcusativ von der Korf lautet wie der Romanitativ, oder jagt man in Berlin der Worten? Statt das Krystall (S. 263) sollte es heißen „der Krystall“. — Daß man „den rauschenden Orgeton“ eines kleinen Hausharmoniums „von einem Ende des Dorfs bis zum andern vernahmen konnte“ (S. 12), möchte ich bezweifeln. — Daß ein „geiziger Bauer“, ein „schmuggig geiziger“

Mann, wenn er einmal über den Durst trinkt, sich mit einem Fünzigmarkstein in die Pfeife anzündet und eine Handvoll Goldstücke in den Ententümpel wirft (S. 22), bezweifle ich gleichfalls. Endlich bezweifle ich, daß ein sehr sparsamer Graf seinen gotbegünstigten grüneibenen Geselbentel aus Widerwillen vor sich selbst mit dem Fuße weit von sich schiebend (S. 193). Nicht bezweifeln, sondern für unumgänglich erklären muß ich, daß man von einem an der bairisch-böhmischen Grenze gelegenen Schloß nicht bloß das Juntbal, sondern auch die jenseits des Brenners gelegene Brizener Klause soll übersehen können.

Die kleinen Bilder lassen viel zu wünschen übrig, einige sind ganz unklar, andere widersprechen dem Text und wieder andere sind eitelstregend. Das verstehen die Franzosen besser.

Früher ist der Telamone im 2. Band von Behagen & Masings Romanbibliothek veröffentlicht worden, aber ohne die Bilder. O. K.

— Heidentinder. Vier Geschichten von J. Schnakenburg. (Leipzig, Verlag von Alfred Janhen.) 1893. 80 S. 2 M., geb. 3 M.

Vier sinnvolle Geschichten, in die eine Fülle trefflicher Gedanken hineinergebeinnist sind, und deren Betrachtung einem Leser nicht nur auf der Oberfläche liegender Gedanken gar mancherlei Anregung zu geben vermögen. Die erste Erzählung berichtet, wie Jutklapp, die Tochter des Heiligengottes Jul und „der irdischen Liebe“ nach dem Tode ihres Vaters dem Christfinde als Botin des Erbarmens dient. Die zweite Geschichte erzählt, wie „Wosif“ aus einem Heidentinde auf dem Wege durch die Katafomben zur christlichen Kunst erblüht. Das „Sachsenroß“ führt uns bis in die Gegenwart. Der Heidemüller, den es jähmerte, daß er sich mit Wittekind hatte taufen lassen müssen, befestigte Pferdeshöpfe am Giebel seines Hauses mit dem Anrufe: „Nicht eher, bis dies Sachsenroß sich vor dem Kreuze bückt, werden sich die Kinder der Heidemühle in den Dienst des Gekreuzigten stellen!“ Dann stürzte sich der Alte herab und lag zerquetschert vor der Schwelle seines Hauses. Im August 1891 — allerdings nach einem etwas langen Zwischenraume — führt ein Krankenbesuch den Pastor auf die Heidemühle, wo an einem Tage die beiden Mädchen des Müllers sterben, der auf die Bitte seines Kindes ein Kreuz auf den Giebel seines Hauses an Stelle der Pferdeshöpfe setzt, damit das Haus „aussehe wie eine Kirche“. — Die „Karyatide“ teilt uns das Schicksal Clarice Orfinis mit, der Tochter einer deutschen Mutter, die unter dem Einflusse Savanarolas stand, während der Vater als Philosoph den Satz: „Nichts besteht als der Wechsel“ als die Summe aller Lebensweisheit erkannt hatte. Clarice stirbt an dem Todestage Savanarolas. Orfini bettet seine Tochter unter den Mosen des Gartens und läßt von einem Bildhauer eine Karyatide aushauen mit den Säulen Clarices, die den Eingang seiner Bibliothek schmückt. — Für unseren Geschmack ist nun die Fortsetzung dieser Geschichte, womit sie mit der Gegenwart verknüpft wird, etwas allzu phantastisch: Clarice

war ja gar nicht tot, sie war nur versteuert, so lag sie unter den Blumen des Gartens. Um Mitternacht durchirrte ihr Geist das Haus und „des Nachts, als des Vollmonds leuchtende Strahlen auf die bleiche Wüste fielen, zog es den Geist in die Brust der Maryatide und bebte in ihr durch Tagen, Zeiten und Jahre!“ Und nun werden wir in die Gegenwart geführt. „Am Christfest 1891, als in Florenz von evangelischer Kanzel Liebe, Leben und Frieden gepredigt wird, und als die Maryatide, die den Mann ziert, sieht, wie sich die Traurigkeit des Todes in Freude gewandelt hat, wie alle Menschen Brüder sind, wie die Werke der Liebe einen höheren Sieg feiern, als das „Vergessen“ im Dienste der Philosophie — da sprengte ein Ries die Brust der Maryatide. Auf das Heidenkind war vom Christbaume ans ein dreifacher Strauß gefallen: Liebe, Friede und Leben hatten das Herz durchdrungen, daß es sich hob und in begeistertem Schlage die steinerne Hülle zerprengte.“ — Wenn kritische Bedenken hier und da den Genuß dieser Erzählung etwas trüben, so muß man doch andererseits erwägen, daß es ganz ungemein schwierig ist, gerade derartige Erzählungen formvollendet durchzuführen. Sch.-K.

— Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. Drei Bände. (Berlin, 1893. Verlag von D. Jantke.)

In diesem neuesten Roman der schreibseligen Verfasserin wird die Wagnerchwärmeri behandelt. Ein junger musikalischer und geistreicher Fürst, Wagnerianer von Scheitel bis zur Sohle, liebt eine junge begabte Sängerin und führt sie in die Kunst des „Meisters“ ein; bei den Festspielen in Baireuth, unter dem frühen Eindruck einer Auf-führung von Tristan und Isolde, kommt es zur Erklärung, aber der Fürst ist Schwächling genug, das Verhältnis zu lösen, weil er sonst Rang und Besitz verlieren würde. Die Braut wird schwer krank, genundet schließlich wieder; in Gegenwart des Fürsten singt sie auf der Bühne die Isolde und stirbt unmittelbar hinterher. Um diese Liebesgeschichte spinnen und weben sich eine ganze Reihe anderer; zahlreiche, zum Teil vornehmen Kreisen angehörende Personen sind gut gezeichnet, nicht ohne Humor sind die nichts weniger wie schwärmerischen Schwestern der Helbin dargestellt. Es ist der Verf. gut gelungen, das Krankhafte, was der Wagnerischen Musik neben Schönerm und Genialem innewohnt, und seinen Einfluß auf reizbare und schwache Charaktere zu schildern; verjüngend wirkt, daß die edelste Erscheinung des Romans, Etfriede, die Schwester des Fürsten, ernste Christin ist, und schließlich der Fürst offen bekundet, daß auch die höchste Kunst niemals Religion sein kann, sondern gerade dann, wenn sie auf ihrer Höhe ist, zu Gott hinführt. Einen zu großen Raum gewährt die Verf. im ersten Bande der Beschreibung der Bühnenspiele in Baireuth, wie denn der Roman überhaupt teilweise zu breit geschrieben ist und ohne Schaden für die Leser sich in zwei Bände hätte zusammen-drängen lassen. Wie in anderen Romanen der

Verf. finden sich auch hier neben den unvermeidlichen Anzugsbeschreibungen Ueberschwänglichkeiten und Stillschler in Menge. Etfriede, groß, selbst und „bieglam wie ein Schifstroß“, tritt in das Zimmer: ihr Bruder fängt sie in den Armen auf und küßt sie: „Effe, die Sonne geht auf, wenn du hereinkommst!“ „Lachte er“ unwillkürlich. Einem Künstler wird geraten, auf die Vorbeeren eines Komponisten zu verzichten, und „er war darüber zum Totschicken“. Eine Dame lacht ihren Better, der ihr schließlich im Gespräch mit einem „gleichgültigen“ Bekannten begegnet. Ist der Mann gleichgültig in Bezug auf den Gegenstand der Unterhaltung, oder ist er ihr selbst gleichgültig? Diese Sammlung ließe sich ohne Mühe vermehren, aber die Proben werden wohl genügen. Wir wollen auch diesem neuesten Roman H. Werders gegenüber mit unserm Bedauern nicht zurückhalten, daß die Verfasserin ihre Bücher nicht sorgfältiger durcharbeitet und zu viel schreibt — Talent ist da, aber Selbstzürnkung und Selbst-zucht fehlen. v. H.

— Kees Doork. Ein vlämischer Sittensroman von Georges Eckhoud. (Deutsche Verlagsanstalt.) 1893.

Eckhoud gehört zu den Jung-Belgiern, die ihr Organ an der Revue: La jeune Belgique haben. Sie sind in der übrigen Welt noch ziemlich unbekannt. Da weiß man nur etwa von Dendrik Conscience. Aber Jung-Belgien hat schon eine ganze Reihe von Romanen aufzuweisen. Was kann es auch dafür, daß man sich draußen nicht um dieselben bekümmert? Jung-Belgien ist ganz realistisch. Natürlich! Das ist die junge Schule ja überall. Kees Doork ist ein Knecht. Das hindert nicht, ihn zum Helden eines Romans zu machen. Ich sehe nicht ein, warum ein Knecht das nicht ebenso gut sein kann wie ein Künstler, ein Kaufmann, ein Jurist, ein Pastor, ein Offizier oder sonst wer, er ist doch auch ein Mensch. Der Dichter hebt ihn auch nicht aus dem Knechtsstande heraus, er läßt ihn den Wunsch seines Lebens, Bauer zu werden, nicht erreichen, er läßt ihn als Knecht leben und sterben. Kees Doork ist eigentlich noch weniger als ein Knecht, er ist ein namenloses Hündelkind, im Hündelhaufe groß gemacht und von da zu einem reichen Geizbauern Relis Cramp abgeben. Hier wächst er sich heran. Aber als er Mann geworden, verliebt er sich in die junge Witwe seines verstorbenen Meisters, Anne Wie, und das wird sein Unglück. Denn sie hat wohl einiges Gefallen an ihm, verschmäht zuletzt aber doch seine Niedrigkeit und hängt sich an einen verkommenen Vauerloju, der sie auch gleich verführt. Das Ende ist, daß die beiden Nebenbuhler aufeinander stoßen, daß Kees im Zweikampfe den Gegner tot schießt und am andern Morgen dann gefangen abgeführt wird. Eine einfache, eine sehr einfache Vorgeschichte, aber allerdings plastisch gestaltet. Die Menschen sind wie ans der Erde gewachsen, man kann die verschiedenen Situationen wie mit dem Auge greifen. Szenen wie die Kir- mes- zu Bütte und die Gänseritter könnten von

einem der großen alten holländischen Meister gemalt sein. Darin zeigt sich eine mächtige Gestaltungskraft des Dichters. Der Uebersetzer, der übrigens seine Sache gut gemacht hat, rühmt von dem Roman, daß er sich von jeder eynischen Uebertreibung fern halte und ein Buch sei, das wahr ist, in dem man nichts fände, was unwahrscheinlich oder gar unmöglich sei, alles sei beobachtet oder der Natur abgelauscht. Nun ja, das ist das Lob, welches die realistische Schule für sich in Anspruch nimmt. Aber so wenig es für den Maler ein Lob ist, nur die Natur abzumalen, die verdorbene, entstellte, häßliche Natur, so wenig ist es ein Lob für den Dichter, nur den heruntergekommenen Menschen, das heruntergekommene Menschenleben zu beschreiben. Das giebt doch nur eine niedere Wahrheit. Neben ihr steht eine höhere Wahrheit, die auch noch wirklich ist. Der Mensch ist jetzt ein sinnliches Wesen, gewiß, und diese Sinnlichkeit schildert Eckhond in seinem Rees, in seiner Anne Wie und in den anderen Gestalten seines Romans, aber wenn der Mensch weiter nichts wäre und werden könnte, dann könnte man ebenso gut einen Roman schreiben, in dem ein Bulle oder ein Hengst oder sonst ein Getier den Helden machte. Schön ist diese Art nicht, mag sie aus Belgien, oder aus Frankreich, oder aus Norwegen, oder aus Berlin kommen. Uebrigens hat Eckhond seinem Rees noch Menschenzüge zu bewahren gewünscht, und das macht, daß man diesem Knecht ein gewisses Mitgefühl nicht weigern kann; er geht an seiner Liebe zu Grunde, freilich nicht ohne eigenes Verschulden.

1).

### 10. Verschiedenes.

— Dichterische Gestalten in geschichtlicher Treue. Elf Essays. Ein Beitrag zum Verständnis der klassischen Dramen von Hugo Vandeweyer. (Vielefeld und Leipzig, Bethagen & Klasing.) 1893. Fr. 2.40 M.

Fiesco, Don Carlos, Wallenstein, Marie Stuart und die Jungfrau von Orleans; Göt., Clavigo,

Egmont und Tasso, der Meißische Prinz von Somburg und schließlich Körners Prinz sind in den Kreis der Behandlung gezogen. Der als Geschichtskenner und begabter Schriftsteller auch den Lesern der Monatschrift bekannte Hr. Verf. hat die vorliegenden Aufsätze für Leser geschrieben, denen die Dichterwerke an sich vertraut, und die mit den geschichtlichen Ereignissen im allgemeinen bekannt sind. Er zieht keinen Vergleich der geschichtlichen Gestalten mit den dichterischen, überläßt dieses vielmehr, und gewiß mit Recht, den Lesern, um sie zu veranlassen, die Klassiker wieder einmal in die Hand zu nehmen und sich in diesem ewig frischen Quell echter Dichtung zu erfreuen. Die einzelnen Aufsätze sind gewandt und fesselnd geschrieben, sie stehen auf dem Standpunkte der jetzigen Geschichtsforschung. Wir können das Landwehrsche Buch jedem empfehlen, der Sinn für unsere großen Dichter hat und wollen zugleich hoffen, daß der Hr. Verf. seinen in der Vorrede angedeuteten Plan, diesem Bande vielleicht noch andere mit ähnlichem Inhalt folgen zu lassen, recht bald zur Ausführung gelangen lassen möge.

v. II.

— Generalkarte von Afrika. 1:14 500 000. Entworfen von A. Herrich. Nr. 43 der Nimmingschen Generalkarten. (Glogau, Verlag von C. Nimmings.) 1893.

Wie alle im Nimmingschen Verlage erscheinenden Kartenwerke zeichnet sich auch diese neue Karte von Afrika durch Uebersichtlichkeit aus; die im größeren Maßstabe gezeichneten Nebenarten von Deutsch-Ostafrika, Kamerun u. s. w. enthalten alles, was auf so kleinem Raum zur Darstellung gebracht werden kann, und sind auch, soweit wir sehen können, die Ergebnisse der neuen Forschungen berücksichtigt. Die Karte kann namentlich zum Zweck schneller Orientierung beim Lesen der Zeitung u. s. w. zur Anschaffung empfohlen werden.

v. II.





## Aus Heinrich Leos geschichtlichen Monatsberichten und Briefen.

Von

— † Otto Kraus. † —

### III.

Leos Brief vom 16. April 1847 ist eine Antwort auf mancherlei Vorwürfe, die ihm von Pinne aus über seine dem Märtyrer Huß so ungünstige Geschichtserzählung zugegangen waren:

„Ich kann um so weniger die ganzen Ferien ablausen lassen, ohne Ihnen auf Ihren letzten Brief geantwortet zu haben, als ich, so lange ich nicht antworte, doch ziemlich harte Vorwürfe auf mir sitzen lasse. Was zunächst die veruchte Entweichung Hußens anbetrifft, so steht diese quellenmäßig fest, und Sie können schon daraus, daß neuere Geschichtschreiber sie fast nie erwähnen (Mschbach in seiner Geschichte Kaiser Sigismunds macht eine ehrenvolle Ausnahme), ersehen, in welchem Geiste der Parteilichkeit diese Geschichten seither behandelt sind von unseren protestantischen Gelehrten. Sie haben mir schon früher einmal Vorwürfe gemacht über meine Behandlung Gustav Adolfs; allein es ist ganz derselbe Fall. Alle diese mit der Reformation zusammenhängenden Geschichten sind von protestantischen Geschichtschreibern ungerecht entstellt, und wer die einfache Gerechtigkeit herzustellen sucht, wird um der Wahrheit willen verrufen. Das ist eine Last, die ich gerne trage. Wollen Sie die Details von Hußens veruchter Entweichung noch näher aus den Quellen, so finden Sie sie am ausführlichsten in Ulrich Reichenthals Chronik des Costnizer Conciliums. (Frankfurt 1575 Fol.)

Audere Vorwürfe, welche Sie (oder vielmehr Ihre Frau Gemahlin) mir machen, treffen mich nicht, weil sie mit der Annahme zusammenhängen, ich wollte Hußens subjektive Frömmigkeit bezweifeln. Jeder Mensch hat seine Schwächen und Niemandem kann, namentlich, wenn große Bewegungen auf ihn eindringen, billiger Weise zugemuthet werden, daß er wie ein Engel handele. Ich finde Hußens ungerechtes Auftreten gegen die deutschen Lehrer in Prag entsetzlich, und doch, wenn ich bedachte, welche mächtige nationale Interessen eingriffen und in welcher aufgeregten Umgebung Huß stand, kann ich mir denken, daß er dabei fest überzeugt war, Gott zu dienen, daß er also trotz der objektiven schreienden Ungerechtigkeit subjektiv nicht aus frommem Verhalten kam. Wer weiß, zu wie viel ärgeren Dingen, die die Böhmen ihm als seine Pflicht darstellten, er entschieden nein! sagte und sie hinderte. Ich kann mir z. B. denken, daß dieser böhmische

Nel die deutschen Professoren lieber massakrirt, als nur in ihrem Universitätsrechte herabgesetzt und dadurch vertrieben hätte. Ebenso wird es auf dem Concil gewesen sein. Er mochte seinen anfänglichen Fanatismus, der ihn alle Schranken vergessen ließ, und seinen nachfolgenden Eigensinn ganz entschieden für Pflicht gegen Gott ansehen, und konnte trotz überlebens Ausstreitens sowohl als trotz unbefiegbaren Hartnäckigkeit persönlich ein sehr frommer Mann sein. Man soll bei einem Trinker billigerweise nicht bloß in Anschlag bringen die Quantität, die er trinkt, sondern auch die Qualität seines Durstes, und ob er nicht vielleicht trotz vieles Trinken sich immer im Verhältnisse zu seinem Durst noch sehr, sehr viel versagt, und in dieser Versagung schon wirkliche Tugend übt, während andere nur das Laster an ihm sehen. Aber eben weil das Maß dieser subjektiven Frömmigkeit nur Gott erkennen kann, hat sich die bürgerliche und bürgerlich-kirchliche Justiz darum nicht zu kümmern. Sie geht ihren Weg und verbrennt eben einen Huf, wenn er es nicht besser haben will. Auch finde ich das in gewisser Weise sehr schön, daß er sich lieber verbrennen läßt, nur meine ich, es wäre noch viel schöner gewesen, wenn er die Gaben und Kräfte, die ihm Gott gegeben, benutzen hätte können und wollen, sich mit geistiger Macht auf dem Concile selbst einen einflußreichen Platz gerade durch seinen Proceß zu gewinnen. Er hat es seiner persönlichen Richtung und Haltung nach nicht gekonnt und gewollt, und Gott wird ohne Zweifel seine weisesten Absichten gehabt haben, sich diesen Mann gerade so und nicht anders herzurichten. Nun schön! Das ist auch gut oder vielmehr allein gut, aber man soll nicht, um Hussen gerecht zu werden, gegen seine Richter nun ganz ungerecht werden, denn unter diesen waren auch treffliche, zum Theil wahrhaft fromme Männer, wie z. B. Charlier von Gerjou, der Kanzler von Paris, und viele andere. Ueberhaupt bewegt sich die Geschichte nicht so fort, daß irgend einmal auf einer Seite das Recht allein gestanden hätte. Dr. Luther war ein sehr frommer Mann, aber nicht nur war er eine Zeitlang durch die Beziehung zu dem wüsten, lächerlichen Ulrich von Hutten und zu den Ebernburgern auf eine sehr gefährliche Bahn blutigster Revolutionspläne gelockt, die er eben am letzten Scheidewege noch mit Gottes Hilfe in ihrer bössartigen Natur erkannte und verließ, und also namentlich auf seiner Wormser Reise trotz aller Einladungen nicht nach der Ebernburg kam, sondern er war auch durch Eigensinn, ärgerfüchtiges Wesen und despotischen Willen in seinen späteren Jahren für alle seine Umgebungen eine furchtbare Plage, und er steigerte sich in diesem grilligen Wesen so, daß er endlich einmal wie ein Narr davonlief, nicht wieder nach Wittenberg kommen wollte u. s. w., das alles hinderte weder damals, daß seine besseren Umgebungen durch alle diese Schlägen der Persönlichkeit hindurch das Gold des Charakters erkannten, noch hindert es mich, der ich nicht die mindeste Lust habe, diese persönlichen Ungefügigkeiten zu vertuschen und zu verschweigen, Luther als einen Gottesmann zu preisen. Gewisse Leute aber sind geneigt, jeden, der für sie auf Achtung Anspruch machen soll, auch als einen wohlgezogenen Engel zu betrachten, und es sehr übel zu nehmen, wenn man ihnen zeigt, wie auch an ihren Engeln die Sünde Adams ihr Recht, und nicht bloß ihr Recht, sondern im Verhältnisse zu ihrer Kraft auch ein sehr heroisches Recht hat.

Professor Neander ist ein Mann, vor dessen Gelehrsamkeit ich den größten Respekt habe, allein er hat ein Auge fast nur für die Aeußerungen subjektiv-frommen Verhaltens. Vom Juristen und Staatsmann ist in ihm kein Funken, er hat also auch weder Interesse noch Urtheilsfähigkeit für solche Dinge, die sich zur Hälfte auf politischem Gebiete bewegen, und wie vortrefflich seine Kirchengeschichte ist in allen den Punkten, welche die Lehre und das subjektiv-fromme Verhalten betreffen, so stumps und für mich geradehin ungenießbar, unlesbar ist sie, wo er auf Verfassungssachen, Conflicten zwischen Kirche und Staat, zwischen Theologie und Philosophie und dergleichen Dinge kommt. Für alle die prächtigen architektonischen Anlagen der römischen Kirche, die Gott uns noch fortwährend als ein Muster erhalten hat, hat er gar keinen Sinn. Seine Ansicht vom Papstthum in der Kirche, seine Furcht vor allem, was sich strengerer architektonischer



Ordnung in der Kirche auch in unserer Zeit nähert, ist mir geradezu widerwärtig. Ich bin also über eine Differenz, ja! über eine große Differenz unserer Ansichten in betreff Fußens nicht im mindesten erlaunt, denn wir sehen ihn von sehr verschiedenen Standpunkten, er im Profil, ich von vorn, oder umgekehrt.

Durch die Verfassung, meinen Sie, habe Se. Majestät doch etwas eingebüßt. Ich meine dagegen, er hat gewonnen. So lange die Leute einmal das Nichthergestelltsein von Reichsständen als ein nichtgehaltenes Versprechen ansahen, hatte unsere Regierung in diesem Vorwurf einen wunden Fleck. Ein energisches Zugreifen hätte allerdings die losen Mäntel auch ohne Verfassung stopfen können, aber zu einem energischen Zugreifen derart, wie es dazu nöthig gewesen wäre, haben die Menschen unserer Zeit, wie es scheint, ebenso wenig mehr die gehörige Seelenenergie, wie zu dem Verbrennen eines Gegners. Was war da anzufangen? Mir scheint also die That des 3. Februar doch immer das Rächstliche gewesen zu sein, und die Doktrin, welche die Thronrede entwickelt, ist doch wirklich prächtig, und wenn das Land unseren Herrn und König nicht im Stiche läßt, sehe ich die schönsten Früchte kommen. Dazu wolle der reiche Herr im Himmel seinen Segen geben!"

Nach fünf Jahren muß Herr von Rappard noch einmal auf die von ihm warm vertretene Sache Fußens zurückgekommen sein, denn ein Brief Leos vom 8. Juli 1852 hat folgende Randbemerkung:

„Daß die Leute Fuß nicht hätten zu verbrennen gebraucht, gebe ich Ihnen auch gerne zu, nur nicht, daß er schuldlos gewesen. Auch habe ich ja immer behauptet, daß er nicht wegen seiner kirchlichen Bestrebungen verbrannt worden sei, obwohl man diese vorschützt, sondern weil er mit wirklich schreiender Ungerechtigkeit die Professoren in Prag um ihre Rechte gebracht und dadurch gezwungen hat, nach Leipzig zu verziehen. Der Haß der Gelehrten ist mit der galligste, ich glaube, er geht noch über den der Pfaffen. Die Deutschen haben nachher auch in den Hussitenkriegen ihre Strafe wieder gekriegt.“

Herr von Rappard hat zwar zu diesen Sätzen kein Fragezeichen mit Rothstift gemacht, aber diese Auskunft Leos wird ihn am allerwenigsten befriedigt haben.

Die politischen Dinge in Preußen im Frühling 1847 haben dem Freunde in Pinne den Gedanken nahe gelegt, ob nicht Leo als ein Rufer im Streit mit einer die Verfassungssache beleuchtenden Flugchrift hervortreten solle. Leo antwortet aber unterm 2. Mai 1847 ablehnend:

„Sie werden sich gewundert haben, daß ich wider Gewohnheit mehrere Tage mit einer Antwort gezögert habe. Allein ehe ich antwortete, wollte ich mir die Sache von allen Seiten wohl überlegt haben. Ich habe aber in diesem Nachsinnen so große Schwierigkeiten gefunden, daß ich doch lieber die Sache lasse. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß ich mich nicht wohl in einen Proceß mischen kann, dem ich lokal fremd stehe, dessen handelnde Personen ich von keiner Seite kenne, großentheils nie gesehen habe, von dessen Spiel hinter den Coulissen mir nicht das Geringste bekannt ist, wo ich also bei jeder Zeile in Gefahr bin, unwissentlich plump dazwischen zu fahren. In der Zeit, wo die Adreßdebatten am lebhaftesten liefen, ließ ich mich verleiten, einen Artikel für den „Rheinischen Beobachter“ zu schreiben, den ich absandte, indem ich dem Ermessen der Redaktion den Druck oder Nichtdruck ganz überließ. Nachdem des Königs nicht Antwort erfolgt war, dankte ich Gott alle Tage, daß er überhaupt nicht gedruckt wurde, er hätte sich nun ausgenommen wie, nach dem deutschen Sprichwort, die Faust auf dem Auge. Das macht mich denn überhaupt vor meinen Thaten besorgt. Etwas ganz anderes ist, den geschlossenen Landtag in seinen rebus gestis einer kritischen Betrachtung unterwerfen. Was Sie mir an die Hand zu geben die Gütte haben, ist allerdings so, daß es zu allen Zeiten und zu allen Dingen sich gut ausnimmt, allein ich würde doch nicht umhin können, das Skelett mit etwas Fleisch zu bekleiden, ja! ich würde es auch etwas

verschieben müssen, wenn ich nicht unwahr werden wollte, denn ich würde weniger auf die allgemeine deutsche Rechtsgrundlage, als vielmehr auf die königl. preussische den Hauptaccent legen müssen. Auf dieser Grundlage, und dabei berufe ich mich auf Ihre eigene Ueberzeugung, sind wir zu diesem preussischen Volke erwachsen, was noch etwas anderes ist als das deutsche und täglich mehr wird. Das deutsche Element ist nur das Material, und darin liegt die Möglichkeit, daß Preußen auch einmal ganz Deutschland umfasse, unser formales, also recht eigentlich rechtliches Princip ist Preußens militärisches Königthum. Auf diesem Punkte liegt einerseits die Gefahr, bei der öffentlichen Meinung, die eine solche Schrift gerade gewinnen möchte, vielmehr anzustoßen, da wir in Preußen noch nicht stolz genug sind, uns eine unabhängige öffentliche Meinung zu halten, sondern ganz Deutschland hineinredet. In dem Gefühl über dieser gewaltthätigen Stellung zu der öffentlichen Meinung in Deutschland, was sich bei mir einstellen würde, sowie ich die Feder ansetzte, läge für mich zugleich die Gefahr im Schreiben von den Sits meiner eigenen winzigen Perjon an mehr als einer Stelle gepackt und heruntergerissen zu werden. Ich muß mich vor allen Objecten, die mein Pathos rege machen können, hüten, denn ich vergesse dann sofort, daß ich in einer ganz unpathetischen Zeit lebe, und werde lächerlich! Möchte auch nicht gern Peterfilie auf allen Suppen sein.

Summa summarum — ich bin entschieden dagegen, daß ich bei dem Anlaß, wie er gegeben ist, mit einer eigenen Schrift heransrüde. Wünschen Sie aber, daß ich das Wesentliche Ihrer Aufzeichnung nur soweit ausführe, daß es einen Zeitungsartikel vorstellt, so bin ich gern bereit, diese Arbeit zu vollbringen, und glaube an sicheren Abdruck des Artikels im „Rhein. Beobachter“ rechnen zu können. Darüber also erbitte ich mir im bejahenden Falle eine Antwort.

Wir scheinen die Sachen nun in Berlin nicht so übel zu stehen. Allerdings haben unsere konservativen Leute eine sehr schwächliche Rolle gespielt oder vielmehr gar keine, denn Arnim kann ich doch kaum noch zu den Unseren rechnen. Indessen hat sich Se. Majestät formell noch durchaus nichts entwinden lassen; und es scheint mir der Anfang einer hainosen emulation zwischen der Ritterschaft (d. h. den ländlichen Fabrikanten) und den Städtern und Bauern anzutreten, der sich nicht nur auf sich selbst weiter entwickeln läßt, sondern auch ganz von selbst dazu beitragen wird, die allgemeine Opposition zu schwächen. Die große Verhöhnung der Brauntweinbrenner erinnert mich an den Drachen zu Babel: „Da nahm Daniel Beth, Fettes und Haare und kostete es unter einander und machte Röcheln daraus und warf es dem Drachen ins Maul etc.“

Kommen die Leute bei Gelegenheit der Wahl des landwirtschaftlichen Ausschusses nicht wieder auf die allgemeine Opposition zurück, so ist ja alles wohl eingerichtet. Das glaube ich aber nicht, die Abrech-Opposition hat den Leuten die provinziellen Haare, die sie frisch aus der Heimath mitgebracht haben, abgerieben; die Isolirung aus ihren seitherigen geistigen Umgebungen heraus macht sie sammt und sonders in ihrem politischen ABC irre; sie werden durch den Aufenthalt in Berlin zum Theil andere und indem ihre Doktrin bei vielen etwas abgenutzt wird und sie großentheils nicht die Leute sind, den Wellen ihrer Gedanken sofort ein neues sicheres Niveau zu schaffen, fühlen sie sich in ihrem schaukelnden Röhrgen sehr unsicher; Längeweile bei Einigen, Anstrengung ungewohnter Art bei Anderen thun auch das Ihrige — summa: es wird keine Suppe so heiß geessen, wie sie gekocht ist. Wir will's behaglich dabei zu Wuthe werden.“

Der nächste Brief Leos vom 30. Mai 1847 schließt sich inhaltlich im Wesentlichen an die vorausgegangenen Briefe an:

„Ich benutze noch die letzten Stunden meiner Ferien, um auf Ihren letzten Brief zu antworten. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie die Güte gehabt haben, mich doch soweit in der hussitischen Angelegenheit zu vertreten, daß mir Ihre Frau Gemahlin eine leidliche Absolution zukommen läßt. Es thut mir von Herzen leid, wenn ihr meine Aeußerungen wehe gethan haben. Unsereris hat der Geschichte gegenüber von solchen Empfindungen nur sehr wenig übrig, die Geschichte ist mein Handwerk, und wie sich

ein Chirurg an die Grimassen der Menschen gewöhnt, denen er mit der Sonde im Fleische wühlt, ist auch bei mir diese empfindsamere Stellung zu den einzelnen Erscheinungen der Geschichte ziemlich unmöglich. Der Enttäuschungen sind zu viele; sie sind oft zu massenhaft, und ich habe in meinem Leben schon so viele, oft jahrelang gehegte Ansichten unter dem Opferrmesser der größeren Richtigkeit fallen sehen, daß ich mich erst besinnen muß, wie mir sonst bei solchen Processen zu Muth war, wenn ich diese Gefühle verstehen soll.

Das Wort König hängt nun wirklich nicht mit Können zusammen, sondern es heißt in der älteren Sprache *chuning* und ist ebenso von *chunne* (d. i. das Geschlecht, der Stamm) abgeleitet, wie *adaling* von *adal* (d. i. auch das Geschlecht, der Stamm). *Chuning* bedeutet also ursprünglich nur ebenso viel wie *adaling*, d. h. einen Mann von ausgezeichnetem, bekanntem, hervorragendem Geschlecht, der sich aber allmählich auf die Glieder des einen mit der fürstlichen Würde betrauten Geschlechts unter den übrigen ausgezeichneten Geschlechtern fixirt, und noch später ist es auf das eine Glied des fürstlichen Geschlechtes, das die Regierung wirklich führte, beschränkt worden. Nach ältestem Sprachgebrauch würden alle Glieder unseres Herrenstandes und unserer Ritterchaft Könige sein; nach dem Sprachgebrauch der Zeit Karls des Großen noch würden wenigstens sämmtliche preussische Prinzen Könige heißen; erst später ist, etwa seit dem zehnten Jahrhundert, der Titel König dem lateinischen *rex* ganz gleich geworden. In unseren Kindermärchen hat sich noch der uralteste Gebrauch erhalten, da sitzen die Könige so aneinander wie die großen Bauern, und sind ungeheuer reich und mächtig, wenn sie hundert Mann aufbieten und ihrer Brant einen goldenen Pantoffel schenken können.

Ueber den Landtag, zu dem ich eine Zeitlang wieder leidliche Zuversicht faßte, steht mir doch seit den Erörterungen mit Herrn von Caniz ein wenig der Verstand still. Es muß mancherlei hinter den Coulissen vorgehen, wovon ich gar kein Verständniß und keine Ahnung, worüber ich also auch gar kein Urtheil habe. Wäre das, was ich übersehe, alles, was vorgeinge, so müßte ich auf manchen Seiten an eine Sorglosigkeit und an einen Leichtsinu glauben, der mir unglaublich ist. Auch die theatralischen Scenen bei den Verhandlungen, dieses Murren und Bravoschreien hat für mich einen Geruch, der nicht zu meiner Nase paßt. Ich fühle eine Art Kengstlichkeit, wie bei allen Vorgängen, deren Zusammenhang, Bedeutung und Tragweite man nicht ermüht und unter deren Einfluß man doch leben und mitleben soll."

Der letzte am 28. Dezember geschriebene Brief des Jahres 1847 giebt auf der ersten Seite Auskunft über junge Leute, nach deren Ergehen sich Herr von Rappard erkundigt haben muß, dann heißt es von der zweiten Seite an:

„Was den Landtag anbetrifft, so meine ich, man habe sich von beiden Seiten nicht eben mit viel Ruhm bedeckt. Die Rede des Königs und was Herr von Thiele gesprochen hat, macht meines Erachtens allein eine Ausnahme; alles Uebrige ist unklares Gerede.

Die Leute haben sich nicht einmal die Grundlagen der Richtungen, in denen sie handelnd auftraten, klar gemacht. Es giebt eine atmosphärisch sich entwickelnde politische Verfeinerung und Umgestaltung, welche ihre eigentliche Wurzel hat in der Mobilisirung alles Eigenthums, in der Verwandlung alles Eigenthums in Waare und verkäufliche Rente. Diese Richtung, die sich überall an die Entwicklung merkantiler Thätigkeiten anhängt, hat zwei Voraussetzungen: 1) Atomisirung der Personen, d. h. Loslösung derselben von allen sittlichen Gebundenheiten, Verwandlung aller Personen in Freiberchtigte, über sich und das Ihrige nach allen Seiten dispositionsfähige Individuen und 2) Verwandlung aller Verhältnisse zu den Gütern dieser Erde in reines, ächtes Eigenthum. — Diese politische Atmosphäre hat sich hundertmal in der Geschichte, bald vollständiger, bald unvollständiger, entwickelt: in Athen, wo sie der alten Geschlechtsaristokratie der Eupatriden ein Ende gemacht und zuletzt in Pöbelherrschaft geendigt hat; in Rom, wo

sie das Patriciat vom obrigkeitlichen Stuhle warf und in Pöbelherrschaft, endlich in die Tyrannei der Imperatoren ausging; in Venedig, wo sie den alten Geschlechtsadel brach und einen neuen, bald weit härter und strenger geschlossenen Geldbeutelsadel zum neuen Geschlechtsadel machte; in Florenz, wo das alte Patriciat an ihr zu Grunde ging und die banquiers, die Medici, sich an die Spitze des gemeinen Volkes stellten und die Fürsten des Landes wurden; in Flandern, wo die reichen Bürger von Gent, Brügge und Yperu die Grafen aus dem Lande trieben und Republiken gründeten, die am Ende auch in Pöbelherrschaft und in ein tyrannisches Fürstenthum ausgegangen sein würden, wären die Grafen nicht mit französischer Hülfe wieder ins Land gekommen; in den Niederlanden später, wo diese Richtung in Reformationsinteressen einen Vorwand fand und das Land von Spanien losriß und die Republik der vereinigten Niederlande gründete; in England, wo die Stuarts im Grunde beidemale nur durch die Consequenzen dieser Richtung vertrieben worden sind.

Diese mercantil-politische Richtung haben wir wieder in der Form des Strebens nach constitutionellen Garantien. In letzter Instanz ist es das mobilgewordene Vermögen mit seinen Bedürfnissen und sichtlich auflösenden Consequenzen, was hier zu Grunde liegt, und was sich nun an einer aus patriarchalischen und militärischen Elementen aufgebauten Königsmacht versucht. — Wären die Vertreter dieser Richtung klug, so müßten sie einsehen, daß ihre Ziele weit rascher, ungehemmter erreicht würden, wenn sie der Regierung da die Hand böten, wo dieselbe unkluger Weise Forderungen in ihrem Sinne stellt, als wenn sie offene Opposition machten, durch welche die Regierung nur an ihre wahre Grundlage erinnert wird, die Herr von Bodelschwingh geradehin vergessen zu haben scheint. Wären die constitutionell Gerichteten klug, so verführten sie durch ihre Bereitwilligkeit die Regierung zu Anleihe auf Anleihe, zu Eisenbahn auf Eisenbahn, zu Ablösungsbank auf Ablösungsbank; mit jeder Einrichtung dieser Art bricht eines der Fundamente unseres patriarchalisch-militärischen Königthums nach dem anderen in Stücke. Gott aber hat glücklicher Weise die Leute mit Blindheit geschlagen. Sie setzen sich auf den Standpunkt des Rechtstrokes zu einer Zeit, wo die Regierung noch im Stande ist, solchem Troste gegenüber auszuhalten. Die Anhänger dieser Richtung in Norddeutschland schreien nach freiem Handel und nöthigen die Regierung mehr und mehr in diese Bahn hinein in einer Zeit, wo an dem freien Handel möglicher Weise noch jener Kropf von sog. höherem Gewerbsleben wieder zu Grunde gehen kann, jener Kropf, der eines der Fundamente der mercantilen Richtung bildet. Während die Regierung selbst unverständlich genug ist, diesen Kropf aus allen Kräften großzuziehen, bringen die Leute dies Geschrei nach einer Maßregel auf, die angeblich auch den Kropf nähren soll, in der That ihn bald genug schwinden machen wird, und der Regierung tritt man bei ihren Anleihe-, Eisenbahn- und Postkaufs- (d. h. Mobilisations-) Geflüsten in den Weg. — Herr von Bodelschwingh ist gewiß ein Ehrenmann und tausenderlei höchst schätzenswerthe Eigenschaften mag er sonst auch haben, aber ein Staatsmann ist er nur dem Titel nach, er hat das ABC einer weitgreifenderen, organischen Politik noch nicht gelernt. Es scheint, man hat in Berlin fast überall nur momentane Lagen im Auge und betrachtet sie unter sehr enggezogenem Horizonte.

In der Schweiz ist's dem [im Sonderbundkrieg] gottesjämmerlich gegangen! — Daß die Jesuiten fort sind, freut auch mich, denn sie sind unbedeutende Leute und doch eine niederdrückende Last. Aber was nun? Die Kastranen verbrennen in der Asche und Niemand will seine Pfötchen daran wagen und sie heraus holen. Ich hoffe immer noch auf einen Aufstand der Italiener, der endlich Oesterreich aus seiner Schildkrötenpositur herauszwingen soll. Alle meine Hoffnungen stehen nächst Gott auf der Dummheit der revolutionairs in Europa, die uns, denke ich, helfen wird wie auf dem Landtage. — Die Opposition der Lutheraner, wenn sie, wie Herr von Gerlach mir deutlich macht, zum Zwecke haben soll, dem Biegen und Schwanken des Kirchenregimentes ein Ende zu machen, mag herzlich gut gemeint sein und auch einiges helfen, aber dieses

Ausstreten der Prediger halte ich doch für einen dummen Streich. Mir fällt dabei nur ein von Professor Huber gebildetes Wort ein, was mir ganz treffend scheint: Pastorenfanatismus. — Man könnte dasselbe Ziel auch beim Weiben in der Kirche verfolgen und richtet mit unnöthiger subjektiver Empfindlichkeit zu tausend Verwirrungen die tausendundeute an.

Doch über alledem sitzt ja Einer im Regiment, der's besser versteht als wir. Ihn befehle ich Sie und Ihre liebe Frau und alle gute Christenmenschen inbrünstig zu diesem neuen Jahre!"

Hieran mag der Schluß des nächsten, nicht datierten, zweifelsohne in den ersten Tagen des 1848er Revolutionssturmes geschriebenen Briefes gereicht werden:

"Was die Lutheraner anbetrifft, so weiß ich Ihnen kaum etwas Rechtes zu schreiben, wenn ich auch ruhig genug wäre. Ich sehe, die Leute sind brav und gut, die jetzt dazu fallen; nur kann ich mich von der Nothwendigkeit dieses Intermezzos nicht überzeugen. — Die Kirche, der ich lebe, ist eine Kirche der Zukunft (aber nicht die des Herrn Bunsen), ich hoffe, wenn, was nicht ausbleiben kann, der Papst aufhört weltlicher Fürst zu sein, (er) vielleicht in nicht langer Zeit selbst inne wird, was Papstens ist, was nicht; auch die Katholiken sollen ihrem besseren Kerne nach andere Saiten aufziehen und, sich mit den Gläubigen auf unserer Seite aneinanderschließend, eine neue wahrhaft katholische Kirche gründen helfen, wozu jeder Theil giebt, was er auf seiner Seite Bestes bewahrt hat, und wobei jeder Theil fahren läßt, was nicht zu des Herrn Leibe, zu seiner heiligen Kirche gehört. Möge er uns, die Dinge mögen kommen, wie sie wollen, den Glauben und ein seliges Ende erhalten, wie ich zu seiner Treue, die er an meinen tausend Ungezogenheiten und Sünden nicht immer bewährt hat, fest hoffe."

Bis zu diesen Sätzen auf der sechsten Seite lautet der Brief aus den Tagen des eben ausgebrochenen, den Brieffschreiber gewaltig erschütternden Revolutionssturmes so:

"Ihr Brief ist mir mitten in die aufgeregtesten Zustände recht als ein Friedenszeichen, wie ein Oelblatt gefallen, er hat meine Gedanken, die sonst krankhaft an der nächsten Umgebung gegangen hätten, davon losgerissen und zu weniger aufregenden Dingen geführt. Ich bin Ihnen dafür recht von Herzen dankbar, obwohl Sie keine Ahnung von dieser Bedeutung Ihres Briefes haben konnten, hat Ihnen Gott eingegeben, ihn gerade jetzt zu schreiben.

Doch damit ich nicht über die nächsten Dinge nun wieder den falschen Waldemar vermesse, so kann ich Ihnen, da diese Geschichten in ihrer Einzelheit mir seit sehr langer Zeit nicht durch die Hände gegangen sind, freilich im Augenblick nicht eine eigentlich gelehrte Auskunft geben, ich habe nur das Resultat einer früheren Betrachtung dieser Dinge im Gedächtniß, daß dieser falsche Waldemar allerdings ein falscher und, wenn nicht geradezu von einer fürstlichen Intrigue aufgestellt, doch dadurch allein zu einiger Bedeutung erhoben worden ist. Das Einzelne, wie gesagt, aus Quellen zu rechtfertigen, bin ich in diesem Augenblicke nicht im Stande, ich müßte dieselben erst wieder zur Hand nehmen und ruhig nachsehen, wozu in diesen Tagen und Wochen aller Mann fehlt.

Und nun zuerst der Sturm im Glase Wasser, der mich hier schüttelt, weil ich eben in dem Glase Wasser drinnen bin. — Vor einigen Tagen in einer Gesellschaft, die zwar eine geschlossene, aber doch eine etwa fünfhundert Glieder zählende ist, sitze ich mit etwa sechs oder sieben Personen bei einer Tasse Kaffee und wir besprechen die neuesten Vorgänge, also namentlich die Leipziger Wühlereien, die Sie aus der Zeitung kennen werden. Ich äußere: was mich am meisten betrübe, sei der Gassenbubensinn, der sich in diesen Dingen ausbreite. Wie Gassenbuben, wenn sie Jemanden auf der Straße in Verlegenheit sähen, sofort auch auf ihn fielen und in den Koth griffen, um zu werfen, so machten es jetzt die Leute in Mannheim und Konstanz, wie in Leipzig mit den Regierungen. Und was läßt mich Gott erleben? Ein Mann, der an unserer Univerſität Professor und zwar Professor des Staatsrechts ist, erhebt sich und über-

nimmt die Vertheidigung dieses Gewühles und zieht sich in diesem Streite zuletzt darauf zurück, es gebe unter Umständen eine moralische Verpflichtung zur Revolution, läßt sich auch gar nicht bedeuten, daß er das nicht im Ernst vertreten könne, sondern behauptet, es sei nicht nur seine feste Ueberzeugung, sondern er lehre dies auch unter Schutz und Autorität unserer Regierung, und einer der Anwesenden, ein Referendar, bezengt ihm, daß er Tags zuvor dasselbe von ihm gehört habe. Ich war starr vor Entsetzen, denn daß ein Professor des Staatsrechtes die offene Widergesetzlichkeit gegen einzelne Regierungsmaßregeln, in Beziehung auf welche allenfalls die Controverse offen gehalten werden könnte, welche aber im Staatsrecht Niemand Revolution, sondern nur Rebellion nennt und nennen kann, mit der Revolution, der Umkehr der Verfassung, des sittlichen Bestandes der Nation, der Niederwerfung der von Gott geordneten Obrigkeit verwechseln könne, kam mir nicht in den Sinn, auch scheint es nicht zulässig zu sein, diese Verwechslung dem Manne vorzuwerfen nach der Weise, wie er nachträglich seine Sache vertritt. Nun also: ich war starr vor Entsetzen und in diesem Schreden fährt mir das Wort heraus: er rede das wie ein Schurke. — Zu einem solchen persönlichen Schimpf war ich allerdings nun und nimmer berechtigt, und hätte sich der Mann an unsere natürliche Mittelperson, an den Prorector, gewandt, so hätte ich ihm gern, soweit es, ohne dem Bekenntniß über die Sache zu nahe zu treten, geschehen konnte, erklärt, es thue mir leid, gegen seine Person excedirt zu haben. Hätte er mich vor Gericht verklagt, so hätte ich gern die mir zudiktirte Strafe getragen. Beides that er nicht, sondern schickte mir anderen Tages einen Professor als Cartellträger zu, mich auf Pistolen zu fordern. Es wäre in der That ein edles Schauspiel gewesen, mich, ein Mitglied des hiesigen großen Senates, der die Richter über Studenten in Duellsachen constituirt, unter der Secundantur anderer Senatsmitglieder mit einem außerordentlichen Professor zu schießen. Die Sache kam mir zunächst nur komisch vor und erklärte ich also: ob man mich für einen albernem Narren halte? Auf diese Weise würde ich nun und nimmermehr Satisfaction geben.

Inzwischen hatte sich mein Gegner, wie ich schon an der Wahl des Cartellträgers sah, einer Partei hier in die Arme geworfen, die ihn bei seiner Haltung nur zu sehr unterstützte, und wenige Stunden nachher drangen etwa vierzig Studenten in mein Auditorium und tumultuirten. Ich verwies und brachte sie zur Ruhe. Des Nachmittags waren an 400 da, in und vor dem Auditorium, kein Apfel schien zur Erde zu können, ich ging auf das Ratheder, sprach mit ihnen, sagte ihnen, daß sie diese Sache nichts angehe und daß sie mir Friede in meinem Auditorium gönnen möchten, das thaten sie am Ende, und mit Ausnahme meiner ordentlichen Zuhörer räumten sie das Auditorium, ließen mich ungestört die Vorlesung halten und brüllten mir nur, als ich heransging, ein Perreat zu. — So weit war alles gut. Der Prorector mußte nun von Amts wegen von der Sache Notiz nehmen und erbot sich freundlichst zur Vermittelung; die Sache ist in diesem Gange und ich bin auch jetzt noch bereit, persönlich die satisfacirendsten Erklärungen zu geben, soweit sie unbeschadet meines politischen Bekenntnisses gegeben werden können, denn die Meinung selbst: „es existire unter Umständen eine moralische Verpflichtung zur Revolution“, für eine zulässige, zu tolerirende zu erklären, dazu wird mich nichts bewegen. Nun aber wendete sich bei den Studenten die Sache dahin, daß sie meine Zuhörer hindern wollten, länger meine Vorlesungen zu besuchen, bevor der Beleidigte von mir die Satisfaction habe, die ihm conventire. Da glaubte ich meinen Zuhörern schuldig zu sein, sie dieses Kampfes zu überheben, und habe gestern und heute ausgefetzt, um erst zu sehen, wie weit des Prorectors Bemühungen reichen werden. — Das Alles ist nun das Unbedeutendste, allein durch das Auftreten der Studenten, die durch die Strafen zogen und partienweise, wie sie eben Partei ergriffen, meinem Gegner bald ein Bivat, bald ein Perreat brüllten, ist die Stadt in Spannung gesetzt, aller Pöbel regt sich, und das Volk wünscht nur, daß die Behörde irgend einen arretiren lasse. Kommt es dazu, so haben wir Tumult und Aufstand in der Stadt, der Gott weiß zu

welchen Dingen führt, da hier in gewissen Kreisen geschürt worden ist, genug und übergenug. — Gott wird's leuken! Er sieht im Regimente!

Zu diesen zunächst drängenden, am Ende doch kleinen Sorgen kommt eine weitergreifendere. Vor vierzehn Tagen, als kein Mensch eine Ahnung haben konnte von einem so raschen Wechsel aller Dinge, habe ich meine Tochter mit Professor Budde verlobt, nächsten Herbst sollte die Hochzeit sein. Ich bin kein vermögender Mann, habe aber, wie es einem Vater zukommt, geforgt, daß das Geld zu nach unseren Verhältnissen herkömmlicher Ausstattung meiner Tochter da war, sowie sie heranwuchs. Ich habe wie hundert, tausend Andere geglaubt, das Geld soweit sicher in Eisenbahn-Actien anlegen zu können, daß ich es bei allmählich sich ändernden Verhältnissen allenfalls nur mit einem kleinen Verluste umkehren könnte, plötzlich fehlt für diese Waare jeder Markt, und wenn auch die Actien selbst ihren Werth behalten, im Augenblick sind sie ein werthloses Stück Papier und bleibt es unruhig, wer weiß wie lange noch; da greift also das Weltwejen gleich störend in das Glück mir nahestehender, geliebter, jüngerer Leute ein, doch das ist vielleicht Gottes Wille, der eine Warnungstimme sendet, jetzt gerade neue Familien zu gründen, denn — und das ist meine Haupt Sorge — wir gehen einem furchtbaren Kampfe entgegen. Ich lese eben in der Zeitung, daß der Sturm in Mailand ausgebrochen ist. Gleich Ihnen gebe ich auf die Haltung Oesterreichs gar nichts. Es hat seinen alten Fehler begangen, seine Kräfte zu zersplittern. Statt seine Truppen außer den Festungen noch in ein paar großen Massen zusammenzuhalten, sind sie in einzelnen Regimentern, Bataillonen, oft Compagnien über die Lombardei zerstreut. Mit großen zusammengehaltenen Massen konnten sie ein paar Haupt- und Signalstädte niederhalten und wenn sich's in kleineren Orten rührte, von dort aus den Troß beugen. Statt dessen werden Sie nun sehen, daß in höchstens zwei Monaten die Oesterreicher mit Ausnahme des Castells von Mailand und Cremona, mit Ausnahme von Mantua und Palmanova aus ganz Italien herausgeworfen sind. Karl Albert von Sardinien hat dann nur die Wahl, als König von Italien aufzutreten, oder aus dem eigenen Lande gejagt zu werden. Auf jeden Fall gewinnt das revolutionäre Italien den Zusammenhang mit der französischen Grenze. Die ungarische Opposition wird aber, wenn die Oesterreicher auf Udine und Triest zurückgeworfen, wenn die ungarischen Regimenter aus Italien herans sind, ein ganz anderes Gesicht machen, und ich zweifle sehr, daß Oesterreich sich Ungarns weitere Hülfe anders sichert, als indem es den Erzherzog Stephan als König von Ungarn auftreten läßt; dann kann es den Kampf in Friaul und bei Verona zum Stehen bringen; zunächst aber sind Oesterreichs Kräfte jedenfalls für Deutschland verloren. Nun ist aber das bairische Heer im kläglichsten Zustande, der König hat am Armeebudget nun seit zwanzig Jahren alles erpart, was er auf Silber, Bauwerke und S. . . . verwendet hat. Baiern kann nicht viel für den ersten Anlauf helfen, selbst wenn es den guten Willen hat; ich zweifle aber noch an diesem guten Willen, der König von Baiern ist der erste deutsche Fürst, der auf der Stelle und ganz die französische Republik anerkannt hat. Es wird seine alte Rolle aufnehmen, mit französischer Hülfe sich auf Kosten seiner Nachbarn zu vergrößern. Die bairische Pfalz, das Schloß von Heidelberg und was daran hängt, sind eine alte Sehnsucht des Dichtlerings. Babeln ist in sich hohl, von französischen Sympathien und radikalen Gelüsten in den niederen Regionen durchstossen, ebenso Darmstadt und Rastau. Württemberg allein ist dem Stoße, der sofort mit der Schweiz als Basis geführt werden wird, nicht gewachsen; wenn Preußen Süddeutschland nicht hält, ist es verloren. Die Sachsen decken vielleicht den Oesterreichern Böhmen gegen slavische Gelüste, aber wir werden am Neck oder im Ries, in der Gegend von Augsburg oder Nördlingen die Franzosen, Schweizer und die ihnen zufallenden Süddeutschen schlagen müssen, während oder kurz nachdem Oesterreich die Italiener bei Udine zurückgeworfen hat.

Mit Gottes Hülfe kann Preußen Deutschlands Säule werden und sein Adler einen neuen Aufzug nehmen, aber nur mit Gottes Hülfe! Das kann der Herr alleine!

Wir gehen einem neuen Kampfe entgegen, aus welchem wir nicht oder als sieg-gekrönte Helden aufstehen, stehen wir nicht auf, so endigt die deutsche Nation als ein Haufe verlumpptes Gesindel.

Ich will ebenjo wenig wie Sie die Rationalität für das Höchste, für das Alleinberechtigte erklären, es giebt etwas Höheres, das ist allerdings die Religion, aber sie will einen Ausdruck nicht bloß in dürren, dogmatischen Sätzen, sondern im ganzen Leben, und den findet sie nur in der lebendigen Sprache. Die Sprache ist die fruchtbare Ackerfrume, auf welcher die goldenen Samenkörner der Religion keimen und die von religiösen Motiven durchzogenen Sitten der Nationen schaffen. Ich habe im verfloßenen Jahrgange der evangelischen Kirchenzeitung drei Aufsätze drucken lassen über das Verhältniß des Christenthumes zur deutschen Nation, wo ich meine Ansicht von Rationalitäten und deren Entstehung und Bedeutung weitläufiger und, wie ich glaube, auch klarer exponirt habe, als es irgend in einem Briefe geschehen könnte."

Es wird passend sein, aus den „Geschichtlichen Monatsberichten“ Leos einzelne Stellen hier einzuschalten, die von der Entstehung der Völker im allgemeinen und von der Entstehung des preussischen Volks im besondern handeln.

„Ordinäre Geister sehen auch von Völkern nicht ein, daß sie flüssige Massen sind, und zwar Massen der feinsten, weil geistigen Flüssigkeit. Keine einzige europäische Nation ist auch nur in dem Sinne eine naturgegebene wie die jüdische, sie sind alle nach der Naturseite Mischvölker; was sie geschaffen hat, ist der Geist, der ihre Sitten, Gesinnungen, Rechte gebildet, sie dadurch in Einheiten gesammelt hat. Die Sprachen sind in der Regel mit diesen Einheitsprocessen gegangen, diese Prozesse dauern aber fort, auch nachdem die Sprachen fertig sind, und alteriren nur allmählich und weit langsamer auch die Sprachverhältnisse. Deshalb ist es eine Chimäre, daß das deutsche Volk reiche, soweit die deutsche Sprache klinge. Fragt doch Schweizer, Elsaßer, Kurländer, ob sie Deutsche in dem Sinne, in welchem das Wort seit 1848 gebraucht wird, sein wollen, und wenn sie es sein wollten, ob sie es sein könnten. Im Jahre 1815 wäre es vielleicht noch möglich gewesen, den Elsaß zu einem deutschen Lande zu machen, ohne gewaltige chemisch-geistige Prozesse zu veranlassen, heute nicht mehr; die Elsaßer, obwohl bei ihnen noch die deutsche Sprache klingt, sind bessere Franzosen im heutigen Sinne, als die Vendéer und Bretonen.“ (Volksblatt 1850, S. 469 ff.)

Die geistige Flüssigkeit, die gemeinsame Volksseele hat Leo später (B. VI. 1856, S. 977) mit dem Magnet verglichen:

„Ein Magnet unterscheidet sich bekanntlich von einem gewöhnlichen Stücke Eisen durch eine lebendig in ihm haufende Kraft, die nach zwei Seiten (nach den Polen) hin thätig, nach jeder verschieden thätig, doch in sich eine und dieselbe ist. Wer den Magnet mitten entzweibricht oder schneidet, zerschneidet aber die Kraft nicht in ihre beiden verschiedenthätigen Seiten, theilt die Kraft weder, noch zerstört er sie, sondern er schafft durch die Theilung nur zwei Magnete statt des vorher einigen, und in jedem der beiden Stücke ist wieder die Kraft in ihrer Ganzheit, wieder nach den beiden verschiedenen Seiten hin verschieden thätig — und so ins Unendliche —, der Magnet ist durch Trennung nicht zu tödten, er wird äußerlich dadurch kleiner, aber innerlich bleibt dieselbe Natur und dieselbe Art von Wirksamkeit. Anders ist es, wenn das Stück Eisen ohne jene in sich einige Kraft war, was man theilte, dann kann später in beliebig vielen getrennten Theilen desselben die magnetische Kraft geweckt, beliebig viele Theile des zerschlagenen Eisens können vom Magnetismus angesteckt und so ein innerer Unterschied zwischen ihnen hergestellt werden.

Geradejo verhält es sich mit menschlichen Gemeinwesen. Ein menschliches Gemeinwesen, was in sich magnetisch, d. h. durch eine lebendig in ihm, in allen seinen Gliedern



hausende Kraft zu einer inneren Einheit verbunden ist, sei es eine Familie, eine Gemeinde, ein Volk, stellt sich in jedem seiner Glieder, ob man es auch von ihm trenne, fortwährend gleichmäßig dar. Man vernichtet es nicht durch Verkleinerung, sondern man vervielfältigt es nur. Dagegen ein Gemeinwesen, was keine so einende Kraft in sich hat, giebt, wenn seine Glieder auseinandergerissen werden, diese Glieder der verschiedensten Bestimmbarkeit preis. Jenes innerlich bestimmende, einende, ein unaustilgbares Leben verleihende ist aber der Gottesgedanke, der lebendig in ihm wirkt. Eine Familie, eine Gemeinde, ein Volk, welches durch denselben Gottesgedanken verbunden ist, bleibt sich in allen Gliedern, die diesen Gedanken festhalten oder vielmehr von ihm festgehalten werden, vollkommen gleich. So lange die Juden ihre Gottesgedanken festhalten, bleiben sie Juden, man mag mit ihnen anfangen, was man will. Todtschlagen kann man sie, aber so lange sie leben, nicht zu etwas anderem machen, als zu Juden."

Leo erläutert dann seine Sätze an der spanischen und an der deutschen Nation, die durch die zersetzende Substanz des „Bildungspebelbreis“ ihre einheitliche Kraft verloren haben. Ein Volk ist eine in sich abgeschlossene Gesamtpersönlichkeit mit gemeinschaftlicher Seele; Gleichheit der Rasse und der Sprache ist nicht unbedingt erforderlich. „Die Neger auf St. Croix sprechen dänisch, aber sie sind keine Dänen; Juden und Zigeuner in Deutschland sprechen deutsch, aber sie sind keine Deutschen. Das preussische Volk, soweit es preussische Herzen hat, ist ein Volk, obwohl die Einzelnen auch nur polnisch, lithauisch oder wallonisch reden, denn sie sind durch die gemeinschaftliche Seele, aus welcher Preußens Könige Preußen erzeugt, geboren und gegliedert haben, durch den lebendigen, thätigen Gedanken, durch Opyerwilligkeit des Einzelnen an das gemeinsame preussische Vaterland, eine Macht in der Welt zu bilden oder lieber unterzugehen, auf das innigste, geistigste und wirklichste verbunden, und wer kein solches preussisches Herz hat, ist kein wirklicher Preuße, wenn er sich auch für gewisse Thätigkeiten von Preußen bezahlet läßt, oder für gewisse Vortheile, die ihm Preußens Einrichtungen gewähren, Erde giebt und Steuern zahlt, ja wenn er auch in Preußen geboren ist und mit der übergroßen Mehrzahl der wirklichen Preußen dieselbe Sprache spricht. Pectus facit Borussia." (Volksblatt 1866, S. 1302.) „Mit der preussischen Nationalität ist es eine eigene Sache. Ihr Geburtsort und Kern ist entschieden die Mark Brandenburg; und hier sind (als hätten die kommenden Dinge schon Schatten vorausgeworfen) zwei Nationalitäten gemischt worden; einerseits deutsche, aber sehr stammverschiedene Elemente (Friesen, Niederlothringer, Westfalen und Ostfalen, Nordschwaben und Thüringer) — und andererseits slavische. Solche Mischungen sind nicht immer gerathen, mehrfach sind dadurch die Untugenden verschiedener Stämme verbunden und die Tugenden vertrieben worden. Einigemal aber sind sie herrlich gelungen zu größten Ereignissen. Ich will nicht an Griechenland und Rom erinnern; wohl aber, was uns näher liegt, an England, wo französisch-normannische Kühnheit und Genialität und deutsch-angelsächsische anshaltende Festigkeit und Zähigkeit sich vermählt haben zu dem geistig-sittlichen Gehalte einer Gesamtseele. So hat sich auch von Anfang an slavischer stiller Fleiß, Zielgewandtheit und leichte Electricirbarkeit bei uns mit der deutschen Anlage zum inneren sittlichen Wapthalten und zu treuer Ausbarren, zur Geduld und Ordnung in der Tapferkeit gepaart, und es ist eine vortreffliche Raze aus dieser Mischung hervorgegangen, fähig zu allem Edlen und Guten. Die Razeart ist aber auch nur ein äußeres, allein noch nicht Grund haltendes Merkmal der Nationalität. Es muß zur Razeart eine sittliche DIRECTION, die erst der Eigenthümlichkeit eine geistige Einheit, einen geistigen Halt, sittliche Stetigkeit verleiht, hinzukommen. Ein festgestalteter sittlicher Geist, sittliche DIRECTION erwächst nie aus den Massen, sondern sie kommt über die Massen; und die Voten, die Gott dazu braucht, diese DIRECTION zu bringen, die Geister der Massen zu wecken, zu erziehen, zu verbreiten, sind einzelne große Menschen, in der Regel große Fürsten, die freilich, daß sie so groß sein können, wiederum der Fähigkeit der Massen verdanken. Sind sie aber einmal dagewesen, so geht dann die von ihnen begonnene

geistige Krystallisation auch ohne sie weiter, und die einmal sittlich dirigirten Massen erziehen auch wiederum ihre Fürsten, ihre großen Männer. Nationen haben allezeit Fürsten, wie sie sie verdienen, und die lange Reihe trefflicher Fürsten, die Brandenburg und Preußen gehabt hat, und die man wie ein Wunder in der Geschichte anstaunt, ist ein ebenso schönes Zeugniß für die Tüchtigkeit der Nation, wie dies, daß unser Volk die Zucht dieser Fürsten so gut aufgenommen und in sich verbleibt, zu seiner Seele gemacht hat, ein Zeugniß für die Tüchtigkeit dieser Fürsten, die ihre Pflichten so tief gefühlt und so klar bedacht haben, namentlich für die des eigentlichen Fundatoris Borussiae, Friedrich Wilhelms 1., aus dessen Kraft wir es haben, daß wir auch heute noch unser Brod in Ehren und in Freiheit essen, den zwar auch unsere Historiker gelobt, aber keiner so hoch gefast und gepriesen hat, wie der Fremde Carlyle, der ihn einen Spartaner und unsere von ihm gezogenen Preußen ein neuspartanisches Volk nennt. Unsere Tage haben ihn nicht zum Lügenpropheten werden lassen, denn ein Volk, was so gewaltiges Unglück, wie uns 1806 und 1848 getroffen, ohne zu erkranken verbaut, und daraus nur Besserung und neue Zucht zu gewinnen gewußt hat, was eine Reihe anderer deutscher und slavischer Stämme seiner um eingeborenen Art einzuverleiben, das Gute aus ihnen aufzunehmen und das eigene Gut ihnen mitzutheilen die Fähigkeit gehabt hat, trägt, so lange es nicht ganz aus väterlicher Art ansartet, die Verheißung noch langer, langer Dauer in seinem Herzen." (Volksblatt 1866, S. 1363, 4.)

Diesen bereits 1865 geschriebenen Sätzen hat Leo nach dem deutschen Krieg von 1866 hinzugefügt, daß Preußen mit den neuen Einverleibungen sich in einer einigen Volksseele verbinden lernen müsse, „wenn wir nicht mit der Zeit an dem neuen Erwerb zu Grunde gehen sollen.“ — „Sind wir nicht tüchtig, diese innere Einheit zu schaffen, so ist dieser Erwerb für uns eine Pandorabüchse, der Anfang einer chronischen, vielleicht zum Tode führenden Krankheit.“

In den Tagen des achtundvierziger Märzsturms hat der preußische Geist seine Vergangenheit verleugnet, die Armee ausgenommen. Auf einen Abfall in so riesigem Umfange war niemand gefaßt. Am Karfreitag 1848 schrieb Leo an Hengstenberg: „Welche Schmach trägt heute das deutsche Land! Nun sind wir alleammt wie die Unreinen und alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätig Kleid! Die Dinge glaube ich einigermaßen zu fassen, aber die Menschen werden mir zum Theil ein Räthsel. Ein doppelt Fieber tobt in unsern Gliedern, von dem einen, denke ich, hilft uns Hecker und Konforten. Gerade wie ich Ihnen genau das Schickal Oberitaliens vorhergesagt habe, sage ich Ihnen nun vorher, ehe ein Monat, vielleicht ehe vierzehn Tage um sind, sind die Regierungen von Baden und Darmstadt entweder schon durch die rothe Fahne weggehweht, oder Schrecken und Rathlosigkeit, gemischt mit halbem und ganzem Verrath, machen ihr den Platz eben. In Norddeutschland hat die Republik, wie ich mich vor kurzem auf einer Reise nach Westfalen überzeugt habe, so gut wie gar keine Hoffnung und so unvorbereitet, wie der Berliner Schlag, trifft dergleichen die Gemüther nicht mehr.

Der Herr ist gütig und eine Weste zur Zeit der Noth und kennet die, so auf ihn trauen, das ist mein Trost; menschlicher Weise weiß ich nicht viel. Läßt man die öffentlichen Gewalten noch vier Wochen in der bisherigen Weise verwüsten, so bleibt keine Rettung, als durch einen rechtschaffenen Militärdespotismus; ich weiß aber nirgends, wer das Zeug dazu hätte, ihn in die Hand zu nehmen. Die Zukunft liegt mir dunkel vor den Augen.“ (E. W. Hengstenbergs Leben III, S. 189.)

In derselben Zeit hat Leo in einem nichtdatirten Briefe Anfragen, die von Frau u von Rappard, wie es scheint, gestellt waren, wie folgt beantwortet:

„Das alte Reichsbanner, d. h. die Sturmflagge des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, war gelb mit dem schwarzen Adler in der Mitte, aber an dem Fahnen-

stode flatterten rothe Bänder und der schwarze Doppeladler hatte rothe Zungen, daher kommt die dritte Farbe. Die eigentliche Form unserer deutschen Kofarbe ist also ein kleiner schwarzer Punkt in der Mitte mit breiter goldener Einfassung und rothem Saume. Diese drei Farben haben aber seit 1817 die Demagogen aufgenommen, ganz in der Art der französischen Tricolore gestaltet; nur daß sie die Farben horizontal übereinander statt vertikal nebeneinander stellten und als Deutung den Vers machten: aus schwarzer Nacht durch rothes Blut zur goldenen Freiheit. Sie haben also die Farben umgestellt und statt schwarz, gold, roth die Reihe schwarz, roth, gold beliebt, welche Reihen auch schon in Deutschland als Parteizeichen gelten, indem die einen absichtlich die eine Reihe, andere absichtlich die andere Reihe tragen. In Westfalen habe ich nur schwarz, gold, roth und außer auf den Bahnhöfen auch die Fahnen in der alten Reichsweise gesehen: den Reichsadler in gelber Fahne mit rothen Bändern. Die Bahnhöfe haben aber die demagogische Fahne aufgesteckt, weil das Signal dazu von Köln kam. In Braunschweig habe ich nur die demagogische Farbenreihe gesehen, zum Theil aus Mißverständnis.

Herrn von Rappard meinen herzlichsten Gruß. Berschlagen sei ich nur so lange gewesen, als ich den König für gefangen hielt; seit ich gewiß erfahren, daß er stets frei gehandelt, tröstete ich mich mit Psalm 118, 9 und mit Jesajas [14, 31 und 32]:

„Heule Thor, schreie Stadt; ganz Philisterland ist feige! — und was werden die Boten der Völker hin und wieder sagen? Zion hat der Herr gegründet und daselbst werden die Elenden seines Volkes Zuversicht haben.“

„Die deutschen Farben“ erwähnt Leo auch im Aprilbericht 1850:

„Es ist in der That toll, wenn man den Dingen nachdenkt, wie eigentlich diese Farben aufgefunden sind, denn eigentlich waren die deutschen Farben, so lange man auf dieselben als auf stehende Symbole einen Wert gelegt hat, nur schwarz und gold und daß die schwarz-roth-goldene Tricolore zugleich eine alte deutsche Reichsfarbe sei, ist wahrscheinlich Anfangs nicht einmal der Burschenschaft eingefallen, sondern, falls der Monatsberichtler recht berichtet hat, war bei der Burschenschaft in Jena, als sie 1816 zuerst eingerichtet ward, auch nur von schwarz und gold als deutscher Farbe die Rede, aber weil alle anderen Studentenfaschen und Bänder tricolor waren und weil die ersten bedeutenden Träger der Burschenschaft in Jena hauptsächlich Mecklenburger waren, deren Landsmannschaft aber, die Vandalia, die prächtigen scharlachrothen Mützen nicht gern einbüßen, die anderen sie im Gegentheil erwerben wollten, wurde als dritte Farbe die rothe zugefügt, und erst viel später, als man, weil eine so vulgäre Erklärung gar nicht von der Phantasie gewagt ward, schon fest überzeugt war, daß die Burschenschaftsfarben die ehemaligen, wahren, von Oesterreich um eine verführten Reichsfarben gewesen, dankte man Gott, daß man ausfindig machte, daß die Reichssturmfahne zwar schwarz und gelb, aber mit rothen fliegenden Bändern versehen gewesen. — Wie muß doch der gute Kerl, der lange Horn, oder ein anderer seiner Freunde aus der in der Burschenschaft aufgehenden Vandalia von 1816, falls sie noch leben und in irgend einem gemüthlichen Winkelchen von Mecklenburg Pastoren oder Bürgermeister sind, lachen, daß ihnen der Bauch wackelt, daß ihre prächtigen scharlachrothen Studentenmützen einen Reflex ihrer Farbe geworfen haben bis auf die Helme der Generalität, sogar Sr. Majestät von Preußen. — Das ist wahrhaftig das irische Märchen von dem Wechselbalg, den die Elben hereingetauscht haben, und der nun mit Umfischfressen und mit Umfischfressen eine solche Virtuosität entwickelt, daß ihm am Ende das ganze Haus dient und nur seinetwegen da zu sein scheint.“

An Herrn von Rappard ist der nächste Brief vom 27. Juli 1848 gerichtet:

„Ich komme sehr spät mit meiner Antwort, weil ich in wechselnden Stimmungen nicht schreiben wollte und ich trotz aller Sicherheit im letzten Grunde doch von Hoffnungen und Befürchtungen tausendfach herumgerissen war. Jetzt, wo in der That

geringere Aussichten auf baldiges Herauskommen aus diesem Sauerbrot sind als jemals, habe ich doch nach und nach die Haut für diese Badetemperatur abgehärtet und bewege mich darin, als hätte mich nie eine andere Atmosphäre umgeben. Unsere Herrschaften sind allerdings schwer gedemüthigt. Noch halte ich dabei die Hoffnung fest, daß dies aber eine gefasste Stimmung, und daß die absolute Thatlosigkeit ein resolvirtes Misere-spiel ist. Mir wenigstens würde es unbegreiflich sein, wie Menschen an einem Tage so mit ihrer und ihrer Geschlechter Vergangenheit brechen könnten. Dem sei nun aber, wie ihm wolle, eine andere Hoffnung habe ich verloren, die nämlich, daß eine Haltung der besseren Stände des Volkes dem Hofe einen Weg vorzeichnen sollte. Denn ich sehe, diese Haltung ist gar nicht vorhanden; mit Ausnahme der Handvoll Leute, welche gute Christen zu sein suchen, hat Niemand ein klares Ziel, Niemand Muth, keine Person daran zu geben, und diese paar sog. Pietisten sind verhafter als je. Die Fanatiker der Ruhe, wie unsere Republikaner sehr bezeichnend die konservativen Theile der Mittelpartei nennen, haben keinen Sinn für Recht; an ihr Vermögen allenfalls wenden sie einige Courage, an ihr Recht, vollends an das Recht überhaupt gar keine. Auch ist ein fester, gefasster Sinn nirgends; einerseits ist wieder trotz aller schwankenden Zustände Lutz und Festreue im Wachsen, andererseits findet fortwährend jede Verleumdung, jede Art Agitation offene Ohren. In summa es ist augenscheinlich, eigentlich zum Herzen dringende Noth hat das Volk noch nicht gehabt. Es klagt über Mangel an Arbeit, über Elend aller Art, und doch liefert einem kein Arbeiter zu rechter Zeit, weil er Versammlungen zu besuchen, sich in Bierhäusern dazu vorzubereiten und zu exerciren hat; ich bin begierig quousque tandem, und hoffe, der Gegensatz, der in die ganze Bewegung eingreift, soll endlich die Krisis herbeiführen, denn einerseits ist die Bewegung eine exclusive, bornirende, nämlich auf Nationalitäten gehende, und andererseits eine über alle natürlichen Grenzen hinausreichende merkantile und humanistische. Die republikanische Partei hat die letztere zu ihrem Banner gemacht. In Paris und London werden die Farben gelocht, mit denen unsere Künstler in Deutschland, Italien und Polen ihre Gemälde ausführen. Die diesen gegenüberstehende Rechtspartei will die nationale Bewegung auf dem Grunde bestehender Rechte möglichst leiten; zwischen beiden bewegt sich die sog. constitutionelle, welche innerhalb nationaler Kreise die abstrakten Zwecke der kosmopolitischen Tendenz erreichen möchte. Die republikanische Partei hat weitgreifende Verbindungen für sich und die Gleichgültigkeit gegen abscheuliche Prozeduren, sie imponirt durch weitgreifende Bewegungen und durch unerschrockene Gräßlichkeit. Die Rechtspartei hat noch alles, was an guten Gefühlen im Volke übrig ist, für sich, während die mittlere constitutionelle Partei von der Verwirrung der Begriffe und der Desorganisation der Herzen lebt. Ueber lang oder kurz muß eine Krisis eintreten, welche diese mittlere Partei auseinanderreißt und an die beiden anderen offen vertheilt. Die Niederlage in Paris hat zwar die republikanische Partei etwas verduzt gemacht, allein ich denke, ehe das Jahr um ist, haben wir in Frankreich wie in Polen und in Baden und diesmal auch in Württemberg eine neue Schilderhebung. Die Centralgewalt in Frankfurt durch das Zufahren des Reichs-Kriegsministers von Peuler wegen der Huldigung aller deutschen Armeen zum 6. August, aus welcher hoffentlich nichts wird, ebenso wie die Versammlung in Frankfurt durch ihr unverschämtes Auftreten gegen Hannover arbeiten der Krisis in die Hände. Es wird wieder kommen wie ein Sturm, der die Bäume des Waldes schüttelt und dann wird doch wohl die Erkenntniß der Wurzeln des Feststehens einige Fortschritte machen.

Was Ihre Frage anbetrifft über den Reichsadler, so findet sich schon im 10. Jahrhundert unter Otto II. der Adler als deutsches Reichssymbol, der Doppeladler, soviel ich weiß, allerdings erst in der Hohenstaufenzeit, aber ich glaube nicht durch den Einfluß von Byzanz, sondern wegen des Doppelreiches, nämlich einerseits das deutsch-burgundische und andererseits das römisch-italienische oder lombardische. Daneben findet sich in der hohenstaufischen Zeit auch die blutrothe Fahne mit weißem Kreuz und mit weißen

Blumen oder Sternen. Es ist neuerdings eine Reihe kleiner Schriften über diese Frage erschienen; sie sind mir nicht alle gegenwärtig, aber ich habe in der Erinnerung den Eindruck, daß das eine Schriftchen von Professor Bernd in Bonn die Sache am gründlichsten behandelt, wenn auch mit etwelcher Niaiserie.“

Die beiden Nachschriften des Briefes vom 27. Juli 1848 lauten:

„Ich habe mich außerordentlich gefreut, in diesem Sommer die von Gemmingensche Familie näher kennen gelernt zu haben. Frau Tholuck ist gegenwärtig zu Elpersburg auf dem Thüringer Walde in der Wasserkur, und er, Tholuck, scheint Pläne einer Schweizerreise vorzuzubeden.“

In diesen Tagen [24. Juli] war hier eine Versammlung des Vereins für König und Vaterland. Viel guter Wille und wenig Courage und noch weniger Kommando. Das Resultat der Versammlung, zu welcher Leute von Breslau und von Düsseldorf, wenigstens anderthalb Duzend Grafen und anderthalbhundert Edelleute gekommen waren, war jämmerlich dünn. Ein paar Störungen der Versammlung durch die Republikaner, eine beim harten Zuschlagen einer Glastür gebrochene Fensterscheibe; ein dreimaliges Kommandiren des republikanischen Pöbels auf der Galerie: laden! (was lächerlich war, da man nirgends ein Gewehr bei den Kerlen in Hemdsärmeln sah, und diese Kerle überhaupt erst gekommen waren, als der Vorstand aus unkluger Oeffentlichkeits-Dienerei die Galerie hatte aufschließen lassen) und endlich ein harmloser Witz der wohlhabenderen Republikaner, welche hübsch im Popsstil maskirt unter den Fenstern des parterre gelegenen Saales unter der Melodie: Wie sie so sanft ruhn! aufzogen und tomische Tänze aufführten, schicktesten die Leute so ein, daß sie die Verhandlungen abbrachen.“

Endlich im November 1848 war in dem Grafen Brandenburg der in der feigen, engrüstigen Zeit so lange gesuchte Mann gefunden worden, der den Mut hatte, der Revolution die Stirn zu bieten. Leo war natürlich hoch erfreut, daß endlich die Reaktion gegen das chronisch gewordene republikanische Fieber eingetreten war. In zwei Briefen an Hengstenberg in Berlin giebt er dieser Genugthuung Ausdruck. Am 22. November freut er sich, daß „Berlin gegenwärtig des einzigen vernünftigen d. h. Belagerungszustandes als besonderer Wohlthat Gottes genießt“ und am 5. Dezember schreibt er (von Halle aus): „Hier steht alles vortrefflich und ist vollständige Umwandlung. Wir betreiben eine Adresse an Se. Majestät um recht lange Verbeibehaltung des populärsten Ministerii Brandenburg, wobei man aber unendlich mit der Philisterei zu kämpfen hat. Jeder sagt: ja das ist richtig, aber es ist in der Mehrzahl noch nicht zur Einsicht geworden, und doch ist das das einfache Mittel, die Einsicht herauszubringen.“

Aus dem Jahre 1849 sind leider keine Briefe Leos an Herrn von Rappard erhalten, dagegen sind aus diesem Jahre und aus dem Dezember 1848 eine Reihe von Briefen an den Generallieutenant Leopold von Gerlach, Generaladjutant Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, vorhanden, außerdem vier Briefe Leos an den Präsidenten Ludwig von Gerlach.

Leopold von Gerlach, geboren den 17. September 1790 in Berlin, nach dem 1835 erfolgten Tode des als Oberlandesgerichtspräsident in Frankfurt a. O. verstorbenen Wilhelm von Gerlach der älteste der drei berühmten Brüder Leopold, Ludwig und Otto, einer der einflußreichsten Männer der „kleinen, aber mächtigen Partei“ in Preußen, war, wie er selbst sagte, auf dem Joachimsthaler Gymnasium sanft und leichtsinnig, dagegen auf der academie militaire voll Interesse und Wißbegierde. Nachdem er am 9. Oktober 1806 in die Armee eingetreten war, machte er die Schlacht von Auerstädt mit, wurde am 15. Oktober in Erfurt durch Kapitulation Kriegsgefangener und traf Ende des Monats wieder in Berlin ein. Der 1808 erbetene Abschied wurde

gnädig abgeschlagen, dagegen wurde ihm gestattet, Rechtswissenschaft zu studieren. Er ging nach Göttingen und Heidelberg und bestand 1811 sein Referendar-Examen glänzend. Mehr als der Dienst bei der Potsdamer Regierung fesselte ihn die Politik. „Es ist bezeichnend, daß er schon 1810 bei der Heirat Napoleons mit Marie Luise bemerkte, dieselbe sei ein Zeichen seines baldigen Endes, da er eine Familienversorgung suche.“ Im Hauptquartier des Königs lernte ihn 1813 der Kronprinz kennen und bewahrte ihm von da bis zum Tode seine Gunst. Nach der Schlacht von Bautzen erhielt er das eiserne Kreuz. 1815 wurde er in dem Gefecht von Limaille leicht verwundet und erhielt, zum Hauptmann befördert, das eiserne Kreuz erster Klasse. Nach dem Krieg wurde er in den Generalstab versetzt, wo anfangs der General von Grolmann, der Gemahl seiner einzigen Schwester Sophie, dann der General v. Müffling, dessen Adjutant er im Freiheitskriege gewesen, seine Vorgesetzten waren. Bereits vor dem Abgang zur Universität war Leopold von Gerlach durch die romantische Schule zur Teilnahme am Interesse fürs Mittelalter und dessen Kunst, sowie zur geschichtlichen Erkenntnis des Christentums geführt worden. Während des dreißigjährigen Friedens wurde er in Berlin ein lebendiger Christ und ein konservativer Staatsmann. 1819 verheiratete er sich mit der Gräfin Johanna Rüssow. Nachdem er 1821 in den Generalstab des dritten Armee-corps versetzt war, wurde er 1826 der persönliche Adjutant des Prinzen Wilhelm von Preußen, den er auf vielen Reisen nach Petersburg, Wien und der Schweiz begleitete.

Die von seiner Tochter Agnes in zwei starken Bänden herausgegebenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs“ (Berlin, 1891 und 1892) beginnen „St. Petersburg, den 19. Januar 1826“ und schließen mit dem kurzen, aber inhaltschweren Eintrag: „Sanssouci, den 2. Januar 1861, Todesstag meines lieben Herrn, König Friedrich Wilhelms IV.“ Trotz körperlichen Leidens geleitete er am 7. Januar als „treuer Gefolgsmann“ die Leiche seines Herrn zur Gruft in der Friedenskirche. Am 10. Januar ist der fromme und getreue Knecht aus diesem Leben abgerufen worden. Sein irdisches Teil ist in Rohrbeck, dem Familiengute, an der Seite seiner Gemahlin und seiner Tochter Ulrike zur Erde bestattet worden.

Der dritte Sohn des Kammerpräsidenten Leopold von Gerlach, am 7. März 1795 in Berlin geboren, hat in der heiligen Taufe die Namen Ernst Ludwig erhalten. Ludwig von Gerlach besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium und das graue Kloster, und zwar mit solchem Erfolge, daß er bis in sein Alter die alten Klassiker zu seiner Erholung las. Von 1810—1812 studierte er in Berlin, Göttingen und Heidelberg Rechtswissenschaft. Im Februar 1813 folgte er dem Anrufe des Königs und trat, wie seine beiden älteren Brüder, in die Armee ein. Am 29. April 1813 wurde er bei Merseburg zweifach verwundet, bei Leipzig erhielt er die dritte Wunde. Im Januar 1815 trat er in Berlin bei der Justiz ein. In dem Feldzug dieses Jahres machte er, als Offizier im Hauptquartier Blüchers, die Schlachten von Ligny und Belle-Alliance mit. Vor Paris erhielt er das eiserne Kreuz. Das Bekanntwerden mit den hervorragendsten Führern und die Erlebnisse in der großen ersten Zeit waren für seinen Charakter und seine politische Entwicklung von entscheidendem Einfluß. Im Winter 1819/20 bestand er das Assessor-Examen. „Damals hatten Ludwig und seine Brüder schon die politische und religiöse Richtung gewonnen, welche sie in den darauf folgenden Jahrzehnten auf den verschiedenen Gebieten ihrer Wirksamkeit charakterisierte.“ So Friedrich von Gerlach in dem von der „Kreuzzeitung“ veröffentlichten Nekrolog, dem ich in diesen lebensgeschichtlichen Mitteilungen der Hauptsache nach folge. — Durch den Schleiermacherischen Pantheismus, der von Dogmen und von Buße nichts wußte, waren die drei Brüder durchgegangen, als der Einfluß der romantischen Schule sie aus dem geistlichen Schlafe weckte. Der jüngste Bruder Otto ist nie aus dem christlichen Glauben herausgekommen. Eine nachhaltigere Einwirkung auf Ludwigs religiöses Leben

übte sein Freund und nachmaliger Schwager Adolf von Thadden-Trieglass. Das neue Leben begann in pietistischer Weise, „so daß Buße, lebendiger Herzenglaube, brüderliche Liebe, Pflicht zu bekennen, Proselyten machender Aggressions- und Eroberungstrieb und ein starker sittlicher Ernst hervortrat. Zurück traten dagegen dogmatische Bestimmtheit, Theologie als Wissenschaft, der Herr als König, sein Reich als Königreich, die Kirche als geliebtes Volk dieses Königreiches, Gottesdienst als solcher, alles Liturgische, christliche Kunst und noch mehr Recht und Staat“. In dieser Zeit religiöser Erwärmung entfalteten Ludwig von Gerlach und Luise Hensel, die berühmte Sängerin lieblicher geistlicher Lieder, einer gegenseitigen starken Neigung, die beiden eine Zeitlang den gemeinsamen Gang durchs Leben versprach. Luise Hensel ist im Dezember 1818, ohne daß ihre Freunde zunächst etwas davon erfuhren, zur römischen Kirche übergetreten. Aus ihrem Tagebuch ist zu ersehen, welche Kämpfe es sie gekostet hat, auf Ludwig von Gerlach zu verzichten.

Im April 1820 begann mit dem Amte eines Oberlandesgerichtsaffessors in Raumburg die vierundfünfzigjährige Laufbahn Gerlachs als preussischer Richter. Als Oberlandesgerichtsrat verheiratete er sich 1825 mit Auguste von Dergen, die ihm schon nach wenigen Monaten durch den Tod entrisen wurde. — Da sein praktischer Blick bald wahrgenommen hatte, daß er als Einzelner im Kampf gegen Rationalismus und Liberalismus wenig ausrichten konnte, richtete er schon als junger Mann sein Augenmerk auf Parteibildung und Pflege der Presse, lange Zeit ohne Erfolg, vom Jahre 1848 an mit bestem Erfolg. Erst diente er dem „Politischen Wochenblatt“, dann der von ihm mitbegründeten „Kreuzzeitung“ („Rundschau“). Zugleich war er Mitarbeiter an Heugleinsbergs „Evangelischer Kirchenzeitung“ und am „Volksblatt für Stadt und Land“. Nachdem er 1829 als Landgerichtsdirektor nach Halle gekommen war, trat er im Januar 1830 in einem „Der Rationalismus auf der Universität Halle“ überschriebenen Aufsatz der „Ev. K. Z.“ gegen die rationalistischen Professoren Wegscheider und Gesenius mit dem Erfolge auf, daß den Frivolitäten dieser Irrlehrer durch einen Erlaß des Königs ein Niegel vorgeschoben wurde. Durch den „Hallschen Streit“ kam Gerlach in nähere Beziehungen zu den Professoren Guericke, Tholuck und Leo. Auf den letztgenannten, der bisher dem feindlichen Lager in Staat und Kirche angehört hatte, übte L. v. Gerlach einen die ganze Lebensanschauung umgestaltenden Einfluß aus. 1835 als Oberlandesgerichtsvizepräsident nach Frankfurt a. D. versetzt, wurde Ludwig v. G. der Dienstinachfolger seines im Jahre vorher verstorbenen Bruders Wilhelm, an dessen verwaisenen Söhnen er mit seiner zweiten Frau, Luise von Blankenburg, Elternstelle vertrat. In Frankfurt wurde Gerlach mit Kleist-Regow und Hermann Wagener bekannt. Von 1837 an erfreute er sich des Verkehrs mit seinem Bruder Leopold, der als Generalkonsul nach Frankfurt a. D. versetzt worden war. Liberale Unwissenheit oder Leichtfertigkeit ist des Dafürhaltens, Männer wie die Brüder Gerlach seien slavisch-gesinnte Diener ihres Königs gewesen. In Wahrheit hat es wenige Männer gegeben, die so charakterfest und unerschrocken hochgestellten Persönlichkeiten gegenübertraten, wie jene Brüder. Als die kurmärkische Landtschaft, unter Konfiskation ihres Vermögens, absolutistischer Weise 1820 aufgehoben wurde, hat L. v. Gerlach eine der hiergegen ankämpfenden Erklärungen abgefaßt. Als die wegen „demagogischer Umtriebe“ Verfolgten ihren ordentlichen Richtern entzogen wurden, hat Wilhelm von Gerlach, in Uebereinstimmung mit Ludwig, als Richter seine Mitwirkung versagt. Ein zweiter Konflikt veranlaßte die letzte Krankheit und den Tod dieses charakterstarken, unerschrockenen Mannes. Wie oft Leopold von Gerlach dem König Friedrich Wilhelm IV. opponierte, geht aus den „Denkwürdigkeiten“ jenes hervor.

Als Geheimer Oberjustizrat kam Ludwig von Gerlach 1842 in den Staatsrat und in die Gesetzeskommission in Berlin. Um das englische Verfassungsrecht und englisches Gerichtsverfahren kennen zu lernen, brachte er den Sommer 1844 in England zu. In

demselben Jahre wurde er Oberlandesgerichtspräsident in Magdeburg. Auf den Ausbruch der 1848er Revolution war er völlig vorbereitet. Die politische Windstille und Schwüle war vorbei. Es galt nun „der Scylla der Revolution zu entgehen, ohne in die Charybdis des Absolutismus zu fallen“. Es galt die konservative Partei zu organisieren und den Sieg des Rechts vorzubereiten, indem man jeden Balken des zertrümmerten Schiffes, jeden vom königlichen Purpur losgerissenen Felsen festhielt. Als man dem Präsidenten von Gerlach nahelegte, Magdeburg zu verlassen und seine Person in Sicherheit zu bringen, blieb er da, wo sein Richteramt ihn festhielt. „Als am 22. März die Stadt wegen der Ausnahme der schwarz-rot-goldenen Trikolore illuminierte, waren seine Fenster dunkel; dagegen legte er in jenen Tagen das schwarz-weiße Band des eisernen Kreuzes an, während er sonst niemals bei Zivilkleidung Orden oder Ordensbänder trug; und als am 6. Juni der Prinz von Preußen auf der Rückreise von England Magdeburg passierte, war sein Hans allein illuminiert.“

Im August 1848 war L. v. Gerlach bei dem „Zunkerparlament“, im Oktober und November mit Leo Berater des Ministeriums „der rettenden That“. An dem Bruch mit der Revolution hatte er einen Hauptanteil. Von 1849—1858 war er neben Stahl Führer der nach diesem genannten Fraktion. 1850 gehörte er dem Erfurter Parlament an. Für Ablehnung der Kaiserkrone war er ebenso thätig, wie für Eschlichtung der deutschen Wirren in Olmütz. Mit Bismarck stand L. v. Gerlach zur Zeit des Konfliktes wie vorher in nahen Beziehungen, aber von 1866 an schieden sich die Wege beider für immer. Im Interesse des zu erhaltenen deutschen Friedens schrieb er für die „Kreuzzeitung“ „Krieg und Bundesreform“ (5. Mai) und „Der Kongreß in Paris“ (26. Mai). Während des Krieges ruhte seine Feder, aber im September 1866 erschien seine Broschüre „Die Annexionen des Norddeutschen Bundes“. Später folgten „Deutschland im Neujahr 1870“, „Das neue deutsche Reich“ (1871), „Kaiser und Papst“ (1872), „Die Civilehe und der Reichskanzler“ (1874). Von 1873 an war er im Abgeordnetenhaus, auf Veranlassung der Fraktion des Centrums, der er sich mehr und mehr anschloß, trotz der Erde und Himmel umfassenden Differenz zwischen der evangelischen und römischen Kirche. Rom gegenüber war sein Wahlspruch: Streit, aber Streit auf dem tiefgelegten, breiten, ewigen Grunde der fundamentalen Einigkeit im Reiche Gottes. Im Jahre 1874 ist der Appellationsgerichtspräsident von Gerlach auf Betreiben Bismarcks in Anklagezustand versetzt worden wegen Vergehens wider die Obrigkeit, begangen durch die Broschüre „Die Civilehe und der Reichskanzler“; sogar an Majestätsbeleidigung hatte der Staatsanwalt gedacht. Der Angeklagte bat um seine Entlassung, weil er es nicht mit seiner Ehre vereinbar hielt, sich vor einem Kreisgericht zu verantworten; er ließ sich zu 200 Thaler Geldstrafe in contumaciam verurteilen. Am 16. Februar 1877 hatte L. von Gerlach das Unglück, in Berlin von einem Postwagen überfahren zu werden. Zwei Tage darauf endete ein Herzschlag sein Leben.

Wer Ludwig von Gerlach seinem ehemaligen Freunde Otto von Bismarck und seinem Parteigenossen Heinrich Leo unbefangen gegenüberstellt, kann keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß Gerlach sich von dem Gesetze Gottes in ganz anderer Weise leiten ließ als die beiden anderen; daß ihm, die Größe des Vaterlandes zu erreichen, nur die Mittel recht waren, die er für sittlich unanfechtbar hielt. „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ An diesem Wort kommt kein Mensch vorbei, also auch kein Professor und kein Reichskanzler.

Brief vom 9. Juli 1848 an Ludwig von Gerlach:

„Ich habe durch Bindowald einen Aufruf mitgetheilt bekommen des Vereines für König und Vaterland. Es thut mir leid, daß ich zu der Magdeburger Versammlung nicht selbst kommen kann. Allein abgesehen davon, daß es mir der Vorlesungen wegen



nicht gut möglich wäre (was sich indessen beseitigen ließe), ist noch ein anderer Grund, der zugleich mit den Ursachen dieses Briefes zusammenhängt.

Auf ein ganz ähnliches Programm, wie der Verein für König und Vaterland, ist hier ein sog. Preußenverein gestiftet worden, dessen erste Versammlung etwa 40, die zweite 150, die dritte gestrige schon an 300 Mitglieder herangezogen und der so in das Herz der hiesigen guten Bürgerschaft getroffen hat, daß ich ihm in Zeit von vier Wochen 3000 Mitglieder, d. h. mit anderen Worten den besten Stock der ganzen Stadt Halle prophezeie. Man kann sagen, die Zukunft, die sittliche Zukunft von Halle hängt an diesem Preußenverein, dessen Gesinnung kräftig, in jeder Hinsicht prächtig, nur noch etwas roh ist. Ich wollte gleich Anfangs beitreten, wurde aber von wirklichen Freunden, die sich bei der Stiftung beteiligten, gebeten, nicht eher beizutreten, bis sie mich dazu einluden, indem mein Name nächst Pernice's hier am Orte den Leuten die entschienenste reaktionäre Richtung repräsentire und mein Beitritt leicht in Kreisen Mißtrauen erwecken könne, auf deren Heranziehung sie des Gedeihens des Vereines wegen rechnen mißten. Ich bin also nur unter der Hand und, ohne daß Andere davon wissen, mit einem Theile des Vorstandes in Verbindung, und als mir Hindewald den Aufruf des Vereines für König und Vaterland mittheilte, leuchtete mir bald ein, daß man den hiesigen Preußenverein als Glied diesem größeren Körper verbinden müsse. Ich habe deshalb veranlaßt, daß der Aufruf in die Statuten des Vereines für König und Vaterland in der gestrigen Sitzung des Preußenvereines mitgetheilt und Aufforderungen ergangen sind zu einer Deputation an die Magdeburger Versammlung.

Deßhalb schreibe ich nun einerseits und andererseits komme ich nicht selbst, denn wenn die Leute hier Mißtrauen gegen mich hegen, würde ihre Deputation bei meinem Anblicke in Magdeburg auch leicht Mißtrauen schöpfen, aber ich wiederhole nochmals: Sie haben in dieser Deputation höchstwahrscheinlich das künftige sittliche Schicksal von Halle in Ihren Händen, sorgen Sie also für eine freundliche Aufnahme derselben durch den Verein für König und Vaterland. Ich will Ihnen deshalb auch noch im Voraus die Glieder der Deputation bezeichnen: nämlich Hauptmann a. D. von Altenstädt, Dr. Schadeberg und Fleischermeister Kuhnsch. Der Erstere hat unmittelbar nach den Märzgreueln, wo hier des Königs treue Truppen als bürgerblutleckende Tiger galten, den Muth gehabt, offen für sie und die Ihrigen eine Sammlung zu veranstalten. Er hat vor acht Tagen im Preußenverein den Mitgliedern in einer guten, populären Rede ans Herz gelegt, was Preußen seinen Königen, was es namentlich dem jetzigen Könige verdanke, und sie wahrhaft electrifirt und zu royalistischem Enthusiasmus fortgerissen. Der Zweite hat in letzter Woche eine sehr energische Adresse an das Ministerium für den Preußenverein entworfen, welche heute abgeht und worin der Preußenverein Abstellung der Schandzustände Berlins, Besetzung Berlins durch eine hinlängliche Truppenmasse und Bestrafung des treulosen Gefindels aller Art verlangt. Die Adresse ist mit Jubel aufgenommen, ohne das Ausfallen einer einzigen Stimme, also ganz einmüthig beschlossen worden. Jene Rede und diese Adresse haben den beiden Männern ihre Stellen in der Deputation verschafft, es ist wünschenswerth, sehr wünschenswerth, daß beide in ihrer guten Richtung (die allerdings noch keine tieferen geistigen Wurzeln zu haben scheint) festgehalten, weiter befördert werden. Noch mehr ist das wünschenswerth bei dem Dritten, einem derben Bürgermann, dem es über das jetzige Treiben in allen Adern kocht, der schon mehrfach wenigstens entsetzliche Ohrfeigen ausgeheilt hat und der je eher je lieber mit seinem Fleischerbeil über das ganze revolutionäre Gefindel herfiel. — Ein guter Eindruck, den diese Leute in Magdeburg erhalten, wird hier von größter Folge sein. — Von mir erwähne Sie aber, falls Sie persönlich mit denselben sich begegnen sollten, nichts, denn sie wissen alle drei von meinem Verhältnisse zu diesen Dingen kein Wort und schauberten vielleicht alle drei zurück, da mich die Leute hier für ein Stück von einem Jesuiten halten.

Sie werden den besten Gebrauch von meinen Mittheilungen und am geeignetsten Orte zu machen wissen, was ich Ihnen alles überlasse. Mein Herz jubelt innerlich, daß wir nun zu der Zeitung [Kreuzzeitung] auch den Verein haben, mit einem Worte, daß sich endlich die Partei organisiert. Das Ei war längst da, nun wird es auch bebrütet, hoffentlich fliegt ein junger Adler auf, der den Schlangen am Felsen die Köpfe zerhackt. — Vielleicht findet sich im Laufe der Magdeburger Diskussionen auch Gelegenheit, den Leuten das Interesse für die „Neue Preussische Zeitung“ [die am 1. Juli aufing zu erscheinen] nahe zu legen, nur nicht direkt, sondern indirekt, indem man sie für das künftige Vereinsorgan erklärt, oder so. Alles Direkte, selbst direkte Freundlichkeit erweckt leichter Mißtrauen und geheimen inneren Widerstand, indirekt lassen sich die meisten Leute die Haut vom Kopfe ziehen.

Es werden außer der Deputation hoffentlich noch mehrere von Halle zu der Magdeburger Versammlung kommen; die Mitglieder des Preußenvereins kann dann wohl deren Deputation einführen. Gegen Andere aber, die weder Mitglieder des Vereines, noch Ihnen sonst von zuverlässigen Leuten empfohlen sind, seien Sie vorsichtig, wenn sie von Halle kommen, denn wir haben hier auch sehr böse, perfide Elemente.

In treuer Liebe

quem noseis e manu.“

Der Briefempfänger hat unter diesen, sowie unter den folgenden, gleichertweise unterfertigten Brief vom 24. August 1848 den Namen Leo geschrieben:

„Heute früh war Obrist von Rahmer bei mir und trug mir den Wunsch vor, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Er möchte wissen, ob Sie in den nächsten Tagen zu Hause wären, und sein Anliegen ging dahin, Sie mit mir zusammen zu sprechen, um uns Pläne vorzulegen und zusammen weiter zu berathen. Das Zusammensein habe ich abgelehnt, weil ich glaube, es ist besser, ehe wir uns genauer informiren, lieber jeder ohne Zeugen mit ihm zu thun zu haben, ohngeachtet ich durchaus keinen Grund zum Mißtrauen in diesen Dingen gegen ihn habe. Ich will Ihnen aber im Voraus sagen, was er Ihnen vorlegen und berathen wollen wird.

Er ist, wie ich schon früher, auf den Gedanken gekommen und behauptet, andere, einflußreichere Männer seien auf denselben Gedanken gekommen, daß die lokalen Vereine alle nur ohnmächtige Glieder seien, die erst, wenn sie eine Vergliederung erhielten, der Rede werth seien. Diese Vergliederung könne der Verein für König und Vaterland nicht bilden, denn dieser sei ohne irgend eine Direktionsfähigkeit und überdies sei ein Verein, der von sich reden mache, gar nicht zur Vergliederung geeignet, denn gegen ihn beginne sofort die Agitation, er gefährde mehr als er helfe. Es müßte also ein Verein sein, der gar nicht von sich reden mache und die Vergliederung dadurch ohne alles Auffallen herstelle, daß er Glieder in allen Lokalvereinen habe, ohne daß diese selbst weiter etwas von dem Centrum zu erfahren bräuchten. So weit bin ich mit ihm ganz einverstanden. In einigen anderen Dingen aber dissentire ich, in anderen bin ich zweifelhaft. Ich dissentire darin, daß in den vorgeschlagenen Statuten des neuen Centralvereines die Frankfurter Versammlung geradezu als Objekt des Widerstandes bezeichnet wird. Ich habe ihm deutlich zu machen gesucht, daß das nicht gehe, daß die Tendenzen der Frankfurter Versammlung, die man nicht billige, hervorgehoben werden könnten, ohne die Frankfurter Versammlung zu nennen. Das leuchtete ihm auch, wie es schien, ein. Ferner bin ich zweifelhaft, ob wir noch auf Rechtsboden stehen, wenn der Verein die Grenzen Preussens überschreitet und Mecklenburg, Hannover und Oldenburg umfaßt, wo Rahmer schon die bedeutendsten Verbindungen zu haben behauptet; ebenso bin ich zweifelhaft, wie sich dabei die Theilnahme der Generalität annehmen, in Beziehung auf welche er sich der Einstimmigkeit und Geneigtheit der bedeutendsten Persönlichkeiten rühmt. Er würde mir ohne weiteres, wie er sich überhaupt mit größter Offenheit gegen mich zu

nehmen schien, alle Namen genannt haben, wenn ich sie hätte wissen wollen; allein da ich dies Personale zu wenig kenne, um ein selbstständiges Urtheil haben zu können, habe ich nicht weiter geforscht. Ich stelle nach dieser ganzen Seite meine Person zu Ihrer Disposition und werde als treuer comes meinem princeps folgen und auf keinen Fall sehe ich es als gefährlich oder überflüssig an, von ihm zu erfahren, was er eigentlich für Kräfte zu seiner Disposition hat. Daß ein Zusammenhang dieser Art noth thut, ist ein altes Stück Ueberzeugung von mir, ob dieser Zusammenhang aber räthlich sei, gebe ich in Ihre Hände. Hören können Sie ihn ja wohl? Oder täusche ich mich? — Ich würde nicht so weit auch nur mich mit ihm eingelassen haben hätte ihn nicht Ihr Herr Bruder mir einmal in freundlichem Sinne als einen alten Bekannten bezeichnet. Er scheint mir auf Ihre Theilnahme und auf Ihren Rath den höchsten Werth zu legen.

Gewiß ist, daß er die letzten zwei Monate in außerordentlicher Thätigkeit, zweimal in Frankfurt, wenigstens vier- fünfmal in Berlin, daneben in Hannover, Oldenburg, Mecklenburg gewesen ist. Er behauptet, auch die katholische Aristokratie für seinen Plan zu haben und einen Fürsten des bayerischen Hauses (wobei ich nur an Prinz Karl denken kann). Haben Sie die Güte, mir Antwort zukommen zu lassen, und zwar baldigst, ob Sie ihn und wann und wie sprechen wollen. Er wartet sehnlichst darauf, weil, wie er mir sagte, er jeden Tag den Auftrag zu neuen Reisen und Verschickungen erhalten könne. Noch ist der Verein, von dem er spricht, nicht eigentlich formirt, Sie können auch auf die Formation selbst, obwohl die Statuten einfachster Art vorgeschlagen sind, noch Einfluß haben, wenn Sie überhaupt der Meinung sind bei näherem Zusehen, daß man sich einlassen kann.“





## Kulturgegeschichtliche Studien in Kairo.

Von

Dr. Stern.

Die Sonne steigt und sinkt nicht auf Erden,  
Ohne viel wundervoll Wirken und Werden.  
(Abul' atAhija.)

### Die Totenstadt von Memphis.\*)

In alten Zeiten, wenn die Sonne aufging über Aegypten, dem Lande, dem sie ihr Antlitz fast nie verhüllt, wurde sie begrüßt von den Chorgesängen der Priester, die vor den Thoren der Tempel dem siegenden Horuskinde entgegenjauchzten. Heute lassen die Kueddsins von den unzähligen Minarets der Wüstenstadt Kairo herab ihr melodisches „Allahu akbar“ — „Gott ist groß“ — erschallen und rufen dem erwachenden Gläubigen zu, den Tag mit Gebet zu beginnen. Um diese Zeit mischt sich nur der helle Schrei der Adler, die zu Hunderten über der Stadt schweben, in den frommen Ruf.

Aber bald erwacht das überreich quellende Leben dieser gesegneten Stadt, wohl am frühesten und reichsten an der Brücke, die Kairo mit der Nilinsel „Gesireh“ verbindet. Scheinbar unendliche Züge von Kamelen tragen gravitatisch ihre Lasten und ihre braunen, in weiße oder blaue Gewänder gehüllten Reiter, die Fellahin, über die Brücke. Im munteren Galopp, angetrieben von leuchtenden Gesungen mit hübschen, frechen Gesichtern, sprengen die Reitesel trotz des oft stattlichen Gewichtes ihrer Reiter hinüber, während ihre mit Palmrippen, Gemäßen und dergleichen beladenen Brüder gesenkten Hauptes mit den Büffeln oder den wunderlichen Ziegen Schritt halten. Am Ufer füllen die Wasserträger ihre Schläuche und Krüge. Aus der Kaserne nördlich der Brücke zieht mit klingendem Spiel das englische Bataillon, um in der nahen arabischen Wüste den ungewohnten Wüstenkrieg zu üben. Mit Blicken, die nicht viel Liebe verraten, sieht der Araber im langen schwarzen Mantel und weißen Turban oder der Beduine, der, bis an die Zähne bewaffnet, auf seinem schlanken Reitkamel sitzt, die fremden Eindringlinge an sich vorüberziehen. Ein Blinder singt im Wandern mit lauter Stimme seinem Führer Koranverse vor. Griechen mit wallender Tunika um die Hüften, Montenegriner mit weißen Röden und furchtbar großen Pistolen in den Schärpen, braune indische Schlangenbeschwörer mit wunderschönen sanften Gesichtern, die unter den gewaltigen gelben Turbanen

\*) Die arabischen Namen sind geschrieben, wie sie gesprochen werden.

Was nicht auf eigener Anschauung beruht (mit Benutzung des Buches »Notice des principaux monuments exposés au Musée de Gizeh« von de Morgan), verdanke ich meist dem Studium von Ebers' Schriften und Kayser: »Aegypten einst und jetzt«.

fast verschwinden, Neger in allen Farbennüancen vom rötlichen Braun bis zu Grauschwarz, verhüllte und unverhüllte Frauen, die einen von der sprichwörtlichen Weiße der Türkin, die anderen schwarz wie Ebenholz, das alles drängt morgens über diese Brücke und giebt ein Bild, wie es vielgestaltiger und farbenprächtiger nicht gedacht werden kann.

Wir bahnen uns unseren Weg durch das Gestrümmel mit dem oft wiederholten Rufe „oâ“ („nimm dich in Acht“) bis an das Flussufer, wo unter zahllosen Dahabijen ein Touristendampfer liegt. Der soll uns hinübertragen nach den Trümmern der uralten Stadt Memphis, deren Erbschaft Kairo angetreten hat und von deren Friedhof aus die Pyramiden auf dieses lärmende Treiben herabschauen wie eine Mahnung, daß nichts unvergänglich ist als der Tod.

Nach einer zweistündigen Fahrt vorüber an der Märchenpracht blühender Gärten, an Palmenhainen und grünen Saatfeldern landen wir bei dem Dorfe Bedraschën. Hier besteigen wir Keitel und suchen zunächst die Stätte des alten Memphis auf. Sie ist schwer zu finden. Südlich des Dorfes Mitrahine zeigt man uns zwei trümmerhafte Ramfeskolosse; einer liegt in einem Palmenhain am Boden, den anderen hat man durch Mauer und Dach vor den Unbilden der Witterung geschützt. Etwas weiter nördlich sieht man einige formlose Schnitthügel. Das sind die Reste einer der größten und vollreichsten Städte der Welt, der Hauptstadt des sogenannten alten Reiches der Aegypter. Bevor die Araber hier ihr Zerstörungswerk begannen, brauchte man einen halben Tag, um die Stadt von Norden nach Süden zu durchwandern. Ihr Friedhof, den wir sogleich besuchen werden, bedeckt am Rande der lybischen Wüste einen Landstrich, 10 deutsche Meilen lang. 80 Pyramiden, beziehungsweise deren Trümmer bezeichnen die Stätte, und die Zahl der Gräber ist gar nicht festzustellen. Kein Wunder also, daß selbst die Araber, die Meister im Raub und in der Zerstörung, etwa ein Jahrtausend nötig hatten, zu zerstören, was fünf oder mehr Jahrtausende gebaut hatten. Jetzt hat der Pflug des Fellah den Spaten des Schatzgräbers abgelöst.

Wir haben noch länger als eine Stunde zu reiten, bis wir die Wüste an der Stelle, wo sich die Stufenpyramide erhebt, erreichen. In fünf Stufen ragt sie aus dem Wüstenande etwa 60 Meter hoch hervor. Sowohl südlich wie nördlich finden sich Gräber und Pyramiden, aber wir haben Grund, anzunehmen, daß hier der Mittelpunkt, vielleicht der Ausgangspunkt der ungeheuren Totenstadt gewesen sei. Wahrscheinlich war nämlich die Stufenpyramide der älteste Bestattungsort der Apistiere, welche in Memphis von Alters her verehrt wurden. Jedenfalls hat man die späteren Gräber dieser heiligen Tiere hier in der Nähe gefunden. Ein in den lebenden Fels gehauener unterirdischer Gang enthielt in feilischen Nischen die gewaltigen Sarkophage, in denen die Stiere beigelegt waren. Mariette, dem der Ruhm der Entdeckung gehört, fand freilich nur noch in zweien die Mumien, die anderen waren beraubt. Außerdem fand man eine menschliche Mumie. Es wird angenommen, daß dieselbe die Leiche des Chamus, des Sohnes Ramfes II., darstellt. Dieser Königssohn besaß die Stelle eines Oberpriesters des Ptah in Memphis. Er starb vor seinem Vater, und es war wohl eine besondere Ehre, daß man ihn hier beigelegte. Die gewaltigen Dimensionen dieser übrigens schmucklosen Kellerräume und Sarkophage versehen wohl niemals, auf den Besucher großen Eindruck zu machen. Es kommt hinzu, daß wir an heiliger Stelle, an der Stelle eines religiösen Kultus stehen, dessen tieferer Sinn trotz der wunderlichen Form nicht einer gewissen Großartigkeit entbehrt.

Wir müssen diese Apisgräber betrachten als die Kellerräume eines großen Tempels, um den sich in alter Zeit ein reges Leben entfaltete. Den Tempel umgaben die Wohnungen der Priester und Wärter, die Pilgerherbergen und Kaufläden, eine Soldatenwache und endlich die Behausungen der Einsiedler, die ihre Lehmhütten oft wie Schwalbennester auf dem Dache des Tempels anbrachten. Diese Vorbilder der christlichen Mönche suchten durch Askese diejenige Reinheit zu erlangen, welche sie für eine

Vorbedingung der ersehnten Vereinigung mit dem Weltgeiste hielten. Zu dem Tempel aber pilgerten große Scharen aus allen Gauen des Reiches, das Orakel des Apisstieres zu befragen. Frohe Hoffnung oder Verzweiflung erfüllte die zurückkehrenden Pilger, je nachdem der Stier das ihm gebotene Futter angenommen oder verschmäht hatte. Letzteres mag wohl das häufigere gewesen sein, denn Hunger brauchte das heilige Tier nicht zu leiden. Es war vielmehr sehr verwöhnt und wurde in seinem mit kostbaren Teppichen verhangenen Gemach mit allerhand Leckerbissen ernährt. Ein ganzer Harem von Kühen stand ihm zu Gebote. Wenn er starb, wurde er mit unglänzlichem Aufwande beerdigt. Eine solche Feier (oder die dabei beteiligten Priester?) soll einmal 500 000 Mark verschlungen haben. Es war schwer, einen neuen Apis zu finden, denn er mußte nicht weniger als 28 Kennzeichen der Heiligkeit an sich tragen. Von Farbe mußte er tief-schwarz sein und an der Stirne ein weißes Dreieck tragen. Was bedeutete nun für die Ägypter dieses mit so großem Aufwande verehrte Tier?

Memphis ist die älteste Kultusstätte des Gottes „Ptah“. Dieser ist der „urursprüngliche“, der Welterschöpfer, der auf geheimnisvolle Weise das Licht „Ra“ hervorbringt. Ra ging nämlich aus einem Ei hervor, welches das Götterpaar der unendlichen Zeit emporgehalten hatte, und sobald er seine Augen, die Sonne und den Mond, aufschlug, erstand Leben und Licht. Mit dem Gottesbegriff „Ptah“ drückte die ägyptische Mythologie das aus, was wir das Wesen der Dinge oder das Sein schlechthin nennen würden. Wo der Gott in die Erscheinung tritt als derjenige, in welchem die Bedingungen der regelmäßigen Wiederkehr aller beobachteten kosmischen und organischen Vorgänge ruhen, gewissermaßen also als Seele der Welt, heißt er Ptah Sofar oder Osiris. Dieser verleiht der untergegangenen Sonne Aufgang, er ist in pantheistischer Auffassung die untergegangene Sonne selbst, das schlummernde Lebensprinzip, welches allem Gestorbenen neues Leben verleiht, dem gefallenem Nil neue Schwelle, der Seele Auferstehung. Dieses Leben, welches das All durchglüht, das schöpferische Wirken der Weltseele Ptah-Osiris, stellen sich die Ägypter infolge eines naheliegenden Vergleichs unter dem Bilde des Stiers vor, dem sie als Apis göttliche Verehrung darbrachten. So hatten sie hier am Rande der Wüste, an den Pforten des Todes, der Verkörperung aller ihrer Lebenshoffnungen einen Tempel gebaut, als müßte der Apis der Stätte seines Wirkens, dem Reich der Toten, auch räumlich nahe sein.

Ringsumher nämlich dehnt sich die Gräberstadt weit hin aus, eine Stadt von unzähligen Tempeln. Denn einen Tempel kann man jedes ägyptische Grab nennen. Es hat die Form einer abgestumpften Pyramide, die freilich jetzt nicht zu erkennen ist, da der Wüstenand alles bedeckt und nur der Eingang mancher Gräber mühsam frei erhalten wird. Im Innern findet sich ein Raum (manchmal auch mehrere), in welchem die Lebenden zu ihren verstorbenen Ahnen beteten. Eine falsche Thüre, auf einem Steinblock dargestellt, verschließt die Nische, in welcher die Statue des Verstorbenen gefunden wurde. Ein verborgener Schacht, der in dem Felsen gearbeitet ist, führt zu der eigentlichen Grabkammer, die zur Aufnahme der Mumie bestimmt war. All dieser Inhalt ist, soweit er den räuberischen Arabern entgangen war, in Museen aufgestellt. Die Wände des Andachtsraumes sind in der Regel mit mannigfachen Szenen aus dem täglichen Leben des Verstorbenen in flachem Relief bedeckt. Diese Darstellungen erreichen ebenso wie die Statuen der Verstorbenen gerade im alten Reich einen hohen Grad von Vollkommenheit. Das Grab, die Mastaba (Bant) genannt, des Ti, eines hohen Würdenträgers aus der Zeit der V. Dynastie, und seiner königlichen Witte entsprossenen Gemahlin Nefer-hotep gilt als das schönste dieser Gräber. Wir finden es wenige Minuten von den Apisgräbern entfernt. Die Szenen aus dem Leben der Handwerker und Landleute, der Fischer und Jäger, der Musiker, Tänzerinnen u. s. w., welche wir in diesen Kammern finden, gewähren einen genauen Einblick in das Leben und Treiben der alten Ägypter und zeigen uns zu unserer großen Ueberraschung, daß vielerlei Gewerbe, vor allem aber der Ackerbau, in jenen fernen Zeiten der Vergangenheit in genau demselben

Zustände waren, wie wir sie heute im Niltal wiederfinden. Pflügen und Hacken, Weben und Spinnen, alles das wird im Niltal noch heute nicht nur in derselben Weise, sondern mit Werkzeugen von derselben nach unseren Begriffen wenig zweckmäßigen Form ausgeübt wie von den Zeitgenossen des Ti. Zugleich aber lernen wir hier und angefaßt der in den Gräbern gefundenen und im Museum zu Gizeh aufbewahrten Statuen die alte Bildhauerkunst bewundern. Wir sehen in einigen derartigen Standbildern, wie in denen des Königs Chefren, des sogenannten „Dorfschützen“, des Prinzen Naphotep und der Wosrit, nicht nur eine Höhe künstlerischen Schaffens, welche die in Formalismus erstarrte ägyptische Kunst später nie wieder erreichte, sondern wir reihen sie unbedenklich den besten Werken aller Zeiten und Völker an. Die technischen Schwierigkeiten, die der Meister überwunden hat, der des Chefren Bild aus hartem Diorit formte, hielt Drake für so groß, daß er den gleichen Versuch nicht ohne Zagen machen zu können glaubte.

Es ist in der Naturwissenschaft öfters die Frage aufgeworfen worden, ob sich nicht zu Gunsten der Entwicklungslehre nachweisen ließe, daß in historischer Zeit die Sinnesorgane des Menschen sich vervollkommen haben. Insbesondere glaubte man Anzeichen dafür zu finden, daß die Gesichtswahrnehmungen schon seit Homer an Genauigkeit gewonnen hätten. Wen diese phantastische Idee nicht von vorne herein abstößt, der kann im Grabe des Ti den Beweis finden, daß seit 5000 Jahren eine Aenderung nicht stattgefunden hat. Die Beobachtungsgabe und die Schärfe der Gesichtswahrnehmungen jenes Künstlers, der die charakteristischen Linien eines Reichers oder eines Felskopfes mit so unübertrefflicher Präzision aufgefaßt und wiedergegeben hat, stehen auf gleicher Höhe mit denen des genialen Morphologen, der das Wesentliche eines mikroskopischen Bildes mit scharfem Blicke zu erfassen und darzustellen vermag.

Die in Rede stehenden Darstellungen scheinen übrigens alle farbig gewesen zu sein, stellenweise ist die Farbe noch erhalten. Wir sehen ganz allgemein, daß die Männer rötlich, die Weiber hellgelb gefärbt sind. Wahrscheinlich liegt darin eine konventionelle Uebertreibung eines tatsächlichen, auch bei den heutigen Ägyptern bemerkbaren Verhältnisses. Außer den bildlichen Szenen sind die Wände mit erklärenden Hieroglyphen bedeckt. Diese sind fast alle, wie auch die Bilder, heiteren Inhalts, sie enthalten z. B. scherzhafte Zurufe und Antworten der dargestellten Personen.

Im Hause des Todes also erinnert alles an ein heiteres glückliches Leben. Es ist, als ob dieser Raum nicht der Klage um den Verschiedenen, sondern fröhlichem Gedenken allen Glückes, das er genossen und das er vielleicht seinen Nachkommen bereitet hat, gewidmet wäre. In der That war der Tote nicht zu beklagen. Er hatte ja „die kurze Wanderung“ des Lebens hinter sich und war eingegangen zum „wahren Leben“, er hatte seine „Herberge“ auf Erden, die so wenig dauerhaft hergestellt war, daß keine Spur von ihr auf uns gekommen ist, verlassen und das „ewige Haus“ bezogen, welches in der That bis heute 5 Jahrtausend überdauert hat. Als der hier Begrabene starb, da nahm Isis, die Liebe, seine Seele auf und gab sie dem Leben zurück als Horus das Kind, welches zu Osiris heranwächst. Wir wissen aber, daß Osiris die Gottheit Pthah als Lebenerwecker, die Seele der Welt bedeutet. Daß also die Seele des Verstorbenen Osiris wird und göttliche Verehrung empfängt, das bedeutet nichts anderes, als daß sie eins wird mit der Weltseele. Nicht persönlich lebt sie fort, das beweist die völlige Identifizierung jeder einzelnen auferstandenen Seele mit dem einen Osiris. „Der du Osiris geworden“ wird der verstorbene König Mykerinos angedeutet. Die Verehrung der Ahnen war also bei den Ägyptern nicht, wie bei vielen Naturvölkern, ein Ausfluß der Gespensterfurcht, sie war die Verehrung Gottes, mit welchem der Verstorbene nunmehr eins geworden war. Freilich nur, wenn er rein befunden war. Er mußte sich zu diesem Zwecke einem Totengericht vor Osiris und 42 Besitzern unterwerfen. Man gab der Mumie ein Totenbuch mit; darin waren die Versicherungen verzeichnet, welche vor den Richtern abgegeben werden mußten. „Nicht habe ich“, begann jede, z. B. nicht

habe ich gelogen vor dem Tribunal, nicht habe ich Witwen verfolgt, nicht habe ich meinen Arbeitern zu viel Arbeit auferlegt u. s. w. So versicherte die Seele, rein zu sein und berief sich auf diese Reinheit, ohne die Barmherzigkeit des Richters in Anspruch zu nehmen. Das ist auffallend. Sollte es den Ägyptern nicht zum Bewußtsein gekommen sein, wie sehr sie des Richters Milde nötig hatten? Ich glaube doch. Zu gleicher Zeit nämlich wird das Herz des Verstorbenen gegen die Statue der Wahrheit abgewogen, was man in derartigen Totenbüchern (im Museum zu Gizah) abgebildet sieht. Horus mit dem Sperberkopf leitet diese Wägung und macht sich an der Wage zu schaffen. Man kann das so deuten, als ob er barmherzig die Wage zu Gunsten der verhörten Seele lenkte. In der That sieht man auf einem derartigen Bilde deutlich, daß er die Wagtschale mit der Statue der Wahrheit in der Höhe des Herzens festhält, womit die Wägung zu Gunsten der Seele entschieden ist. So würden wir über die Unwahrscheinlichkeit hinwegkommen, daß ein Göttergericht eine menschliche Seele wirklich vollkommen rein befinden sollte; und die Ägypter sind von dem Verdachte gereinigt, die Unzulänglichkeit menschlicher Moral verkannt zu haben.

Je weniger persönlich die mit Osiris vereinigte Seele vorgestellt werden konnte, um so mehr bedurfte das Volk, um zu dem Verstorbenen beten und ihm Opfergaben bringen zu können, eines sichtbaren Körpers, den der Gott beselen konnte und der dann natürlich wieder die Persönlichkeit des Verstorbenen darstellte. Man war deshalb sorgsam darauf bedacht, den Körper zu konservieren. Aber immerhin konnte die Mumie zerfallen, zumal in den ältesten Zeiten, in denen man sich auf die Kunst des Einbalsamierens noch nicht so gut verstand, wie später. Man gab daher der Seele in der Statue noch einen Körper, um ihre Existenz desto mehr zu sichern. Die sogenannte Stele, welche die Nische mit der Statue von dem Andachtsraume abschloß, war die Thüre, durch welche der Schatten eintrat, um die Opfergaben in Empfang zu nehmen. Je mehr diese etwas rohen Vorstellungen einer mehr symbolischen Auffassung Platz machten, umso mehr bediente man sich statt der wirklichen Opfergaben nur plastischer oder malerischer Darstellungen. Auch die Stelen, anfangs getreue plastische Nachbildungen von Thüren, wurden schließlich einfache Tafeln mit einer Inschrift, die Bitte um Annahme der Opfer enthaltend.

Treten wir aus dem Grabe des Ti ins Freie, so empfinden wir eine angenehme Kühle, denn das Grab bewahrt im Innern das ganze Jahr hindurch eine Temperatur von 21 Grad R. Dennoch ist der Ritt, zu dem wir uns nunmehr anschicken, in der Nachmittagssonne eine anstrengende Leistung. Die lauten Lobsprüche, mit denen Mohammed Ali seinen Esel „Telegraph“, der angeblich ein „Berliner Esel“, „Mozart“, oder gar „Bismarckesel“ ist, unaufhörlich preist, entsprechen nicht mehr ganz dem Tempo, in welchem diese Verle aller Esel uns jetzt zu den großen Pyramiden von Gizah trägt. Wir reiten länger als 2 Stunden am Rande der Wüste entlang, zur Rechten immer Fruchtland, Dörfer und Palmenhaine, zur Linken den Kirchhof in der Wüste mit den Pyramidengruppen von Abusir und Zawiyet el Aryan. Vor uns tauchen die größten und schönsten der Pyramiden auf, und wenn wir den großen Sphing erreicht haben, bietet sich uns ein landschaftliches Bild, dem sich an eigentümlicher erhabener Schönheit nichts an die Seite stellen läßt. Der Himmel ist hier von einem tiefen satten Blau. Die absolute Reinheit und die Wasserarmut der Luft bedingt diese reine Farbe, welche man nur in der Wüste sieht. Der Kontrast mit den hellgelben Pyramiden, über welche dieser blaue Himmel sich wölbt, erhöht noch den Eindruck seiner reinen Farbe. Dazu der Gegenatz zwischen Wüste und Fruchtland. Nach Osten sieht man über das gefegnete Land hinweg bis zum Nil und bis Kairo, dessen Stadellenmoschee auf der Höhe mit ihren fast zu schlanken Minarets weithin sichtbar ist, ihrerseits von den schroffen Felsen des Mokáttam überragt. Nach Westen dehnt sich unendlich die Sahara aus, trostlos öde, eine blendende gelbe Fläche. Aber ihr besonderes Gepräge erhält diese Landschaft durch Menschenwerk, durch die gewaltigen Massen der Pyramiden.



Wenn man von den Pyramiden schlechtweg spricht, so meint man die des Cheops, des Chefnen und des Mykerinos. Man zählt an dieser Stelle außerdem noch die Reste von 6 kleinen Pyramiden. Westlich der großen finden sich die Trümmer kleiner Tempel. Was für den gewöhnlichen Sterblichen die Mastaba, das war für den König die Pyramide. Ihm allein war gestattet, ein Mausoleum in dieser Form zu haben, das sich von denen seiner Untertanen äußerlich hauptsächlich durch das Vorhandensein der Spitze unterschied.

Jedermann kennt die Form dieser Mausoleen, und es sind vielfache Angaben verbreitet, die ein Bild von ihrer Größe geben sollen. Da die dabei verwandten Zahlen- und Größenverhältnisse doch immer wieder jedes Vorstellungsvermögen überschreiten, so kann man sich niemals ein zutreffendes Bild machen. Wenn wir hören, daß die Araber nach mehrmonatlicher emsiger Arbeit den Versuch, die kleinste der drei Pyramiden abzutragen, aufgeben mußten, weil eine irgend merkliche Verminderung der Masse noch nicht eingetreten war, oder daß zur Fortschaffung der Steine der Cheopspyramide 55 000 der allergrößten Seeschiffe erforderlich wären, oder daß man davon eine Mauer um ganz Frankreich bauen könnte, oder endlich daß man sie wie eine Glocke über die Peterskirche in Rom würde stellen können, so bewegt sich dabei unsere Phantasie in ebenso unsicheren Regionen, wie wenn wir als Rauminhalt der Cheopspyramide eine Zahl nennen hören, die sich ebenfalls jeder Vorstellung entzieht, nämlich 3 225 000 Kubikmeter. Es ist daher nötig, die erste Enttäuschung, welche auf Rechnung unserer ausschweifenden Phantasie kommt, zu überwinden, um diesen Meisterwerken der Baukunst gerecht zu werden. Eine lange Zeit gesicherten Friedens war nötig, um so ungeheure Pläne auch nur fassen, und die frische Jugendkraft eines begabten Volkes, um sie auszuführen zu können. 100 000 Menschen, welche alle 3 Monate abgelöst wurden, haben 20 Jahre lang an der Cheopspyramide gebaut. Von den Steinbrüchen von Turra, die von hier etwa 16 Kilometer entfernt sind und zudem jenseits des Nils liegen, mußten die Blöcke herbeigeschafft werden. Nur ein großer mächtiger König, dessen Land reiche Hülfquellen bot und sich in geordneten Verhältnissen befand, konnte einen solchen Bau unternehmen. Sollen doch nach Herodot die Kosten so bedeutend gewesen sein, daß allein für die Zulost der Arbeiter — Rettich, Knoblauch und Zwiebeln — 7 200 000 Mark ausgegeben sind.

Allerdings waren im alten Reich alle diese Bedingungen erfüllt. Die Machtentfaltung des Reichs war eine außerordentlich hohe. Seine Grenze war jenseits des Sinai, und nach Süden drangen Expeditionen vor bis zum See Ro, jenem Zusammenflusse des weißen Nils und Gazellenflusses, der auch in unseren Tagen noch weiterem Vordringen ein unüberwindliches Hindernis bot. Interessant ist, daß die Entdeckung der Zwergvölker Centralafrikas, welche kürzlich so viel Aufsehen erregte, schon damals ägyptischen Reisenden gelungen war. Im Innern dieses mächtigen Reiches blühten alle Künste des Friedens. Ueber die Skulptur haben wir schon gesprochen. Man sieht ihren Werken an, daß sie durch Porträtähnlichkeit sich ausgezeichnet haben müssen. Bekannt ist, daß die ägyptischen Flächen-Darstellungen den Mangel in Zeichnung und Komposition tragen, der durch das Fehlen jeder Perspektive bedingt ist. Auffallend ist auch, daß sie die Bedeutung einer hervorragenden Person nur dadurch auszudrücken vermochten, daß sie dieselbe doppelt so groß darstellten, wie ihre Umgebung. Auch andere Künste wurden gepflegt. Wir sehen in den Gräbern Tänzerinnen, Musik- und Sängerschöre und lesen von einem königlichen Intendanten der letzteren. Die Priesterchulen hatten ein ausgebildetes Schriftsystem und pflegten alle Wissenschaften. Zum Beweise, wie umfangreich schon in früherer Zeit die Litteratur war, lesen wir von einem Oberbibliothekar in der V. Dynastie. Die Ehe beruhte auf einem würdigen Verhältnisse des Mannes zu seiner Lebensgefährtin, Polygamie war nicht gestattet. Wenn wir hervorheben, daß die Grundzüge der Sittlichkeit, wie wir sie im Totenbuche niedergelegt finden, mit unseren Anschauungen übereinstimmen, so ist das eigentlich selbstverständlich. Denn

diese sind bei allen civilisierten Völkern dieselben, mag der Gesetzgeber nun Moses oder Confucius, Buddha oder Christus heißen.

Was aber den Ägyptern eigentümlich war, das ist die große Verehrung der staatlichen Autorität, von der — wie schon angedeutet — auch die Pyramiden ein laut redendes Zeugnis sind. Der König, der den Titel Pharaon, „die hohe Pforte“, trug, genoss göttliche Verehrung. Wir müssen darin wiederum einen Ausfluß jener pantheistischen Anschauungen in der ägyptischen Religion suchen, welche in jeder Macht, die einen bestimmenden Einfluß auf das Leben ausübt, eine Erscheinungsweise jenes Unerfennbaren sieht, welches sie als Gott Pthah bezeichnet. Horus, der werdende Osiris, ist alles, was dem Bewohner des Niltals Leben und Unterhalt sichert, die Nilschwelle, der Sonnenaufgang, die keimende Saat selbst und der Vertreter der staatlichen Macht, der König. Mehr als anderswo nämlich ist die gemeinsame Thätigkeit der Staatsbürger in Ägypten nötig, dem Lande die Nahrung abzugewinnen. Der befruchtende Nil erreicht durchaus nicht ohne weiteres alle Teile des bebauten Landes. Ein umfangreiches System von Dämmen und Kanälen mußte, abgesehen von der Thätigkeit unzähliger Schöpfmaschinen, von Alters her die geordnete Bewässerung des ganzen teilweise der Wüste abgerungenen und im steten Kampfe mit ihr erhaltenen Landes sicher stellen. Im richtigen Augenblicke mußten die Dämme durchstochen werden, um möglichst allen Interessierten gerecht zu werden. Nur die Staatsgewalt konnte diesen Augenblick bestimmen, das Instandhalten der Dämme und Wasserstraßen überwachen u. s. w. „Die Gottheit, deren ordnende Hand in dem Laufe der Sonne, von welchem alles abhängt, zu erkennen ist, und der König, welcher die sichernden Anordnungen auf Erden trifft, gehören in der Idee unbedingt zusammen“, sagt Ranke mit Bezug auf Ägypten.

Man braucht also in den Pyramiden nicht die Wahrzeichen eines finsternen Despotismus zu sehen. Für den Mensch gewordenen Lichtgott setzte ein jugendfrisches Volk, in welchem die religiösen Ideen noch Leben und Wirksamkeit hatten, gewiß gern seine ganze Kraft ein, ihm einen würdigen Tempel zu bauen.

Die Ungeheuerlichkeit der architektonischen Idee der Pyramiden hat zu allerhand wunderlichen Erklärungsversuchen und Sagenbildungen geführt. Christliche Reisende hielten sie für die Kornspeicher Josephs. Aber sie standen schon viele Jahrhunderte, als Joseph, ja selbst als Abraham nach Ägypten kam. Andere hielten sie für Sternwarten, Sonnenuhren, Leuchttürme, die dem Wüstenwanderer den Weg zeigen sollten, für Mysterientempel, selbst für natürliche Gebilde. Das ehrwürdigste Alter aber schrieben ihnen die Araber zu. Sie meinten, die Pyramiden seien vor der Sintflut errichtet, um die Wissensschätze der Menschen vor dem Untergange zu bewahren. Die Wissenschaft hat ihre Bestimmung als Königsgräber unzweifelhaft festgestellt. Ebenso gewiß ist, daß jeder König sein Grab selbst hat erbauen lassen um so größer, je längere Regierungszeit ihm beschieden war. Durch die sorgfältige Vergrößerung soll, so nimmt man mit Lepsius an, ein stufenförmiger Bau entstanden sein, den der Nachfolger dann durch Aufsetzen der Spitze, Ausfüllen der Stufen und Bekleidung mit polierten Steinplatten vollendete. Von dieser Bekleidung sehen wir nur noch an der Spitze der Chefrenpyramide etwas.

Südlich der Cheopspyramide trifft man nach wenigen Minuten die Ruinen eines Granittempels, in welchem man den Tempel des benachbarten Sphing sehen will. Cheops hat ihn, zufolge einer Inschrift in Gizeh, ausgraben lassen. Ueber seine Entstehung ist nichts bekannt. Jedensfalls fällt sie in eine Zeit, welche die Säule noch nicht kannte, vielleicht nicht einmal die Schrift; denn dieses ist der einzige ägyptische Tempel ohne Inschriften. Er hat, von einigen Nebengemächern und einem Schachte, in welchem man mehrere regellos durcheinandergeworfene und vielfach beschädigte Statuen des Chefren fand, abgesehen, die Form eines lateinischen T, welches von Hallen gebildet wird, in denen gewaltige rechteckige Granitpfeiler die Stelle der später üblichen Säulen vertreten. Auch die Wände bestehen aus Granitblöcken, teilweise von 3—4 Metern Länge, und sind hier

und da mit Marmorplatten belegt. Man sieht diesem Rosengranit an, daß die Vorfahren der Pyramidenbauer mit ihrem Sinn für schlichte Größe in der Baukunst die technische Fertigkeit verbänden, ungeheure Lasten etwa hundert Meilen weit zu transportieren und zu einem Jahrtausende überdauernden Bau zusammenzufügen. Denn die nächste Fundstätte dieses roten Granits ist die Gegend des ersten Katarakts.

Auch der große Sphing ist älter als die Pyramiden. Heute ist ein Teil des gewaltigen Löwenkörpers, Kopf, Brust und Vorderbeine frei gelegt. Vor der Brust sieht man die Totentafel des Königs Thutmosis V., der den Sphing einmal vom Sande befreit hat. Als der König einmal im Schatten des von heißem Sande umspülten Sphingkopfes von der Jagd ausruhte, sprach dieser „wie der Vater zum Sohne“ zu dem Könige und forderte ihn auf, den umhüllenden Wüstenand zu entfernen. Man machte sich alsbald ans Werk und fand einen aus dem lebenden Felsen gehauenen Löwenleib, hie und da durch Biegel vervollständigt, auf einem ausgebreiteten Treppnbau ruhend hingestreckt. Seine Länge betrug 50, seine Höhe mit dem Kopfe 20 Meter. Noch jetzt sind Spuren ehemaliger Bemalung vorhanden. Abd el Latif preist im dreizehnten Jahrhundert n. Chr. dieses Bild als anmutig und schön. Die Jahrtausende hatten den „Stempel der Anmut“ nicht verwischt. Aber was die nagende Zeit nicht vermocht hatte, das gelang schließlich der Mameluckenartillerie in wenigen Stunden. Sie machte den Abu 'Hol, den „Vater des Schreckens“, zur Zielscheibe ihrer Kanonen und entstellte ihn derartig, daß nur noch der scheinbar ernste und milde Blick und das Lächeln des Mundes die alte Schönheit verraten. Gerade nach Osten, der aufgehenden Sonne entgegen, vom Dunkel zum Licht, von der Wüste zum Fruchtländ, vom Tode zum Leben gewandt blickt dieses Bild des Lichtgottes — denn Harmachis, das ist Horus am Horizont, ist der Sphing — mit verheißungsvollem Lächeln über das Nilthal hin, wie um es zu bewachen, dem Andringen des todbringenden Wüstenandes zu wehren. Daher wurde es auch „Wächter“, von den Griechen später „guter Geist“ (Agathodämon) genannt. Die Könige aber, deren Wirken der Sphing ebenfalls symbolisiert, ließen sich gern in dieser Form darstellen. Der Löwenleib mit dem Menschenkopfe bedeutete siegende Kraft, beherrscht von der Vernunft.

Immer wieder begegnen wir den Beziehungen des Lichtgottes zu allen Fragen des Lebens. Was sich den Ägyptern als „Kreislauf des Lebens“ darstellte, das bezogen sie alles auf die Schicksale des Lichtgottes Osiris, welche die Mythologie in einer sinnreichen Erzählung zusammenfaßt.

Osiris beherrschte in alter Zeit als König mit seiner Gattin Isis das Nilthal und lehrte die Menschen die Künste des Friedens. Sein ihm feindlicher Bruder Typhon tötete ihn, indem er ihn mit Mist in einen Sarkophag einschloß, den er in den Nil warf. Die Fluten des Nils führten den Sarg fort in ein fernes Land. Aber die unermülich suchende Isis fand ihn dennoch und öffnete ihn an einsamer Stelle in der Wüste. Sie fand nur eine Leiche. In ihrem Schmerze lief sie fort, ihren Sohn Horus, der inzwischen zum Jüngling herangewachsen war, zur Rache aufzusuchen. Unterdessen hatte Typhon die Leiche gefunden, in 14 Stücke zerrissen und die Stücke über das Land zerstreut. Isis suchte sie alle wieder zusammen und errichtete dem Osiris überall, wo sie ein Stüd gefunden, einen Tempel. Horus aber tötete nach viertägigem Kampfe den Typhon, und Osiris, der inzwischen in der Unterwelt fortlebte, wurde wieder mit Isis vereint.

Es ist der ewige Kampf lebererweckender und leberzerstörender Mächte, den diese Sage darstellt. Das Wiederaufleben des Mannes im Kinde, welches dessen erloschenes Leben fortsetzt, ist die nächstliegende Deutung. Für die Ägypter aber bedeutete Osiris vor allem die Sonne, Typhon die Dunkelheit und Isis die empfangende Natur. Der Tod des Osiris oder vielmehr sein Fortleben in der Unterwelt ist die Nacht, und Horus, der die Dunkelheit besiegt, die wiederaufgehende Sonne. Auch der befruchtende Nil ist Osiris, Typhon aber die Dürre, der andringende Wüstenand, der über den fallenden

Nil die Oberhand gewinnt und das Fruchtländ (Zsis) verödet. Aber Osiris lebt als unterirdischer Nil fort, und wenn eine neue Nilschwelle, Horus, die Dürre besiegt hat, dann ist Zsis wieder mit dem lebenerweckenden Gatten vereint. Das Lebensprinzip der Natur ist aber dasselbe wie im Menschen. Insofern ist Osiris auch die Seele, Typhon der Tod, Zsis aber die ewige Liebe, deren Suchen die Seele rettet, und die in Horus, der Auferstehung, ihre Vereinigung mit der Seele erreicht. Endlich in der geistigsten Auffassung bezeichnet Osiris Wahrheit und Tugend, Typhon Lüge und Laster. Der letzteren Sieg ist immer nur von kurzer Dauer, da in der Wahrheit allein die Bedingungen immer neuen Sieges liegen. Horus, die siegende Wahrheit, nimmt immer wieder den Kampf auf, zu dem die Liebe, Zsis, ihn aufruft.

Allen diesen Deutungen liegt, wie wir sehen, das Prinzip zu Grunde, daß alles Lebenerweckende, sei es in der Natur, sei es in der Menschenseele, identisch ist mit dem Lichtgott, alles Zerstörende dagegen mit dem Dunkel und der Wüste, in deren weitem Totenreiche die Sonne alle Abende verschwindet, und aus der man sie morgens wieder emportauchen sieht. Deshalb gehörten auch die Leichen in die Wüste, weit ab von den Wohnungen der Lebenden. Freilich war es ursprünglich nicht dieser allegorische Gedanke, welcher dazu geführt hat, die Totenstädte hier in der Wüste anzulegen, sondern eine sehr praktische Ueberlegung. Aegypten ist, als Fruchtländ betrachtet, kaum größer als Belgien, dabei von jeher dicht bevölkert. Sehr natürlich ist daher das Bestreben, keinen Fuß breit Ackerland seiner eigentlichen Bestimmung zu entziehen. Und die Totenstadt von Memphis allein bedeckt nach ungefährer Schätzung einen Raum von 20 Quadratmeilen. Wo der Nil hintam, war das Reich der Lebenden, die Toten begrub man an Orten, die von der Ueberschwemmung nie erreicht wurden.

Auch für die Entstehung oder wenigstens völlige Ausgestaltung der Osirisage möchte ich statt jener sinnreichen Spekulationen der Priester lieber greifbare historische Ereignisse verantwortlich machen. Danach hätten wir in dieser Sage zunächst die wirklichen Schicksale der ägyptischen Staatsgewalt, wenn nicht einer bestimmten Dynastie, vor uns, von der geschäftigen Sagenbildung in vorgeschichtlicher Zeit nach und nach zu dem Sonnentkultus in Beziehung gesetzt.

Es ist nicht der Sand und die Dürre allein, was den Aegyptern die Wüste, Typhon, als tobbringende Macht erscheinen ließ. Sie birgt in ihrem Schoße jene ruhelosen Nomadenvölker, welche den ackerbauenden Kulturvölkern von jeher verderblich bringend gewesen sind. Etwa alle 1000 Jahre drangen sie in Aegypten ein, und wie sie hausten, das können wir einigermaßen nach dem beurteilen, was in uns näher liegenden Zeiten die Araber, oder noch viel später die Mongolen im Zweistromland geleistet haben. Verödung und Tod folgten ihren Fahnen, und wenn sich auch in Aegypten nach dem Einfall der Araber ein neues, freilich kurzes Leben regte, im Zweistromland herrscht noch heute die Ruhe des Kirchhofs dank Dschingis Chan und seinen Mongolen. Ich glaube nun, daß Osiris, die Künfte des Friedens lehrend, die älteste ägyptische Kultur, sein Tod aber eine Invasion der Nomaden, früherer „Hyksos“ bedeutet. Aber die Volksseele, Zsis, sucht rastlos die zerstreuten Stämme, die Glieder des Osiris, zusammen und ruft den jungen König Horus aus der Verborgenheit zur Rache auf. Nach langem (daher „viertägigem“) Kampfe gelingt es diesem, das Wüstenvolk zu verjagen. Durch Einigung der Stämme unter dem siegreichen „König Menes“, dem Sonnensohne, ersteht das „alte Reich“, die Kultur erblüht wieder, Osiris ist wieder mit Zsis vereinigt.

Auch anderwärts wird die Gründung des alten Reiches als eine derartige Befreiung von einer Invasion aufgefaßt. Vielleicht sehen wir im Sphinx ein Denkmal dieser großen Zeit.

Bei unserer Wanderung durch die Gräberstadt ist die Sonne allmählich gesunken und will eben zur Küste gehen. Mit bezauberndem malvenfarbenen Rot hat sie die Höhen des Mokattam und die Kuppeln und Minarets der Citabelle von Kairo über-

gossen. Die Pyramiden heben sich mit ihrer dunklen Masse gespenstisch von dem flammenden Abendhimmel ab. Dann versucht die Sonne in der Wüste. Typhon hat gesiegt. Ueber der Pyramide des Mykerinos glänzt ein heller Stern durch das Dunkel, oder sollte das „Glanzgeschmeide“ der Pyramidenmaid im Lichte des eben aufgehenden Mondes glänzen? Diese Pyramide ist ja der Vorleisfelsen der Araber. In ihr liegt nämlich außer dem Erbauer noch die Königin Nitotris begraben, welche man ihres blonden Haares und ihrer rosigen Wangen wegen, von denen viel erzählt wurde, mit der Griechin Rhodope, der Schwägerin der Sappho und Freundin der Pharaonen, verwechselt hat. Rhodope also thront nachts strahlend in ihrer Schönheit auf der Pyramide und bringt den einsamen Wanderer um seinen Verstand. Schon zu ihren Lebzeiten hat sie oder vielmehr ihr Schuh jemand um den Verstand gebracht. Als sie bei Naukratis einmal ihren weißen Leib badete, entführte ein Adler einen ihrer zierlichen Schuhe und warf ihn in Memphis in des Königs Schoß. Der ließ natürlich in allen Landen nach der Besitzerin des Schuhs, der es ihm angethan hatte, suchen. Man fand Rhodope, sie wurde Königin und — das Aschenbrödel der arabischen Sage. Wie wunderbar gleichartige Blüten treibt die Phantastie der verschiedenen Völker.

Schon flammen alle Sterne auf, und der Vollmond hat sich über dem Mokattam erhoben und alles mit mildem blauen Lichte übergossen. Wem es vergönt war, eine solche Stunde an den Pyramiden zu erleben, dem sind Schauer durch die Seele gezogen, die das hastende Drängen im Daseinskampfe nur selten dem Menschen gönnt. Wer im Schweigen der Nacht, den leuchtenden Sternenhimmel über sich, in das vom Mondlicht verklärte, erhabene Antlitz des Sphinx sehen durfte, der hat etwas von dem Frieden in sich verspürt, den in uralten Zeiten die Gläubigen in diesem Bilde fanden.

Bei uns ist der Sphinx zum Sinnbild alles Geheimnisvollen, Rätselhaften geworden, vielleicht weil das ewige Rätsel des Todes ihn umgiebt. Aber es genügt, einen Blick auf diese milde lächelnden Züge zu werfen, um zu wissen, daß es nicht das „uralt qualvolle Rätsel“ selber ist, was die Ägypter hier verkörpert haben. Ihnen bedeutete dies Bild vielmehr als Horus die Lösung des Rätsels, die Hoffnung der Auferstehung. Hatte man auch niemals die Lieben wiedergesehen, die man hier in der Wüste, die das sterbende Sonnenlicht alle Abende zu verschlingen schien, gebettet hatte, den Schauern der Vernichtung gegenüber klammerte sich dennoch das bange Herz an seine Verwandtschaft mit der Sonne. Die Sonne bedeutete ja dem Ägypter das Leben, und in diesem Bilde „noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf“.





## Der Hirt und Professor.

Von

A. von Basse.

### I.

Zwischen den Abhängen der Alpen, welche das Waadtland von dem Kanton Wallis trennen, verbirgt sich ein reizendes Fleckchen Erde. Auf feinen grünen, von mächtigen Berggipfeln umgebenen Wiesen, die sich an den Höhen hinaufziehen, breitet sich das Dorf Corbeyrier aus. Die hölzernen, von Wind und Wetter gebräunten Chalets sind durch weit vorragende, mit großen Steinen beschwerte Dächer geschützt und von zierlich ausgeschlitzten Galerien umgeben. Einige derselben, vereinzelt und höher gelegen als die übrigen, scheinen wie Vogelnester in das Aufschwerg der angrenzenden Waldungen hineingebaut.

Von dort aus taucht der Blick in das tief unten sich ausdehnende Thal, durch welches die wilde, vom St. Gotthard herabstosende Rhone sich in malerischen Krümmungen einen Weg gebahnt hat. Hier und dort, bald auf ihrem rechten, bald auf ihrem linken Ufer gewahrt man kleine Dörfer zwischen den Wiesen und Feldern; selbst auf den Abdachungen der Walliser Alpen, die auf ihrer Seite das Thal mit einer Felsenmauer abschließen, werden weiße Häuser sichtbar.

Anfangs folgt der Strom dem Lauf der Gebirgskette, wendet sich dann aber seitwärts, um den durchsichtigen, tiefblauen Genfer See aufzusuchen. Fast scheint es, als wolle dieser nichts von einer Verbindung mit der grauen, stürmischen Gefährtin wissen, die sich ihm auf einige Zeit als Reisebegleiterin zugesellt; denn noch lange sieht man die beiden Gewässer durch den Kontrast ihrer Farben von einander geschieden.

Der Blick auf das Rhonethal ist die einzige Aussicht, welche die mächtigen Berge, unter denen die Dent du Midi mit ihren weißen Schneekronen wie eine Königin glänzt, den Bewohnern von Corbeyrier gestatten.

In dem Grasgarten eines der höher gelegenen Chalets saß ein junges Mädchen in nachlässiger Haltung. In ihrem Schoß lagen unordentlich durcheinander geworfen eine Menge seltener Blumen: rote Alpenrosen, blaue Genzianen, goldgelbe Arnika, weiße Anemonen und dunkelbraune, sammetartige Kaiserkronen. Einige derselben waren von ihren Knien herabgeglitten und die leise heranschreitenden Hühner begannen eben, sie mit Hilfe ihrer Schnäbel einer genauen Analyse zu unterwerfen. Das Mädchen schien mit offenen Augen zu träumen, so starr hing ihr Blick an den Felsenmauern des Turms von Mayen. Es war, als schaue sie mit einem vorwurfsvollen, fast zürnenden Ausdruck zu der Bergeshöhe auf, welche diesen Namen trug; ihre Stirn war in finstere Falten gezogen, ihre Lippen zusammengepreßt

Auf der Galerie des Chalets zeigte sich eine andere jugendliche Erscheinung, wenige Jahre älter als die erstere, und nach der Ähnlichkeit zu schließen mußten es Schwestern sein. Ihr Anzug hatte etwas Hausfrauenhaftes, sie hielt einen großen Besen in der Hand, auf dessen Stiel sie ihre erhitzte Wange lehnte, während sie die Jüngere mit einer halb spöttischen, halb unzufriedenen Miene betrachtete. Obgleich sie die Glashür, die aus dem Innern des Häuschens führte, nicht eben sanft geöffnet und geschlossen hatte, vermochte das Geräusch doch die Schwester nicht aus ihrer Träumerei zu wecken.

„Marie!“ rief sie — keine Antwort. „Marie!“ wiederholte sie lauter. Die Angeredete wandte langsam ihre Augen von der Fels Spitze ab und richtete sie fragend auf die Schwester.

„Willst du den armen Blumen, die von den Hühnern so unwürdig behandelt werden, nicht einen Augenblick gütigst deine Aufmerksamkeit schenken?“

Das Mädchen zuckte nur schweigend die Achseln und machte nicht den geringsten Versuch, die Blumen aus den mörderischen Schnäbeln des Federviehs zu retten.

„Sie ist ganz unerträglich heute, und das alles nur . . . nein — das wäre zu lächerlich,“ sagte die Aeltere zu sich selbst, indem sie in das Chalet zurückkehrte.

Nach wenigen Augenblicken war sie im Garten neben der Schwester, verschendete die Hühner, hob die im Gras liegenden Blumen auf und wollte eben auch die übrigen von Mariens Schoß nehmen, als diese durch eine erneute heftige Bewegung ihr Mißfallen kundgab.

„Aber du bist ja heute schlimmer, als ein ganzer Tag voll Regen, Marie! Ich möchte wahrhaftig, du hättest zwei Hirten statt einen gefunden, du würdest dann wahrscheinlich zweimal so guter Laune sein, wie du jetzt übelknaunig bist, weil du den einen . . .“

„Martha!“ rief die andere und stampfte unwillig mit dem Fuße, dann biß sie die Lippen zusammen, als wolle sie sich verhindern, noch etwas hinzuzufügen.

„Statt zu träumen, und wenn man dich deinen Illusionen entreißt, zu schwollen, thätest du besser, mir zu helfen, das Zimmer des Suffraganten\*) in Ordnung zu bringen. Ach, nun bist du schon wieder böse! Man weiß auch nicht mehr, was thun und lassen, um dich nicht ärgerlich zu machen.“

„Aber siehst du denn nicht ein, Martha, daß gerade die Gegenwart dieses Fremden uns den ganzen schönen Aufenthalt in den Bergen verdirbt! Ich begreife gar nicht, wie Vater auf die Idee gekommen ist, ihn hier auf Wochen zu sich einzuladen, als ob wir in Morgens nicht Zeit genug hätten, seine Bekanntschaft zu machen, wenn wir ihn jahrein jahraus behalten müssen. Ach, wie schrecklich das ist! Ich bin gewiß, Vater hätte sich noch gut ohne ein solches Untier behelfen können.“

„Wie magst du nur so unvernünftig reden, Schwester, da du doch weißt, daß Papas Halsleidn und seine Heiserkeit ihn nöthigen, einen Suffraganten zu nehmen.“

„Gut, wenn wir wieder in der Stadt sind, aber wozu — hier in dem engen Chalet, wo man keinen Schritt thun kann, ohne über ihn zu stolpern wie über einen lästigen Stein, der einem im Wege liegt und den man nicht einmal wegräumen darf. Das ist doch zu langweilig.“

„Du vergißt, daß er dem Papa ein angenehmer Gesellschafter und eine Hülfe bei seinen schriftlichen Arbeiten sein wird.“

„Als ob Vater nicht den Professor hätte! — Wie ich ihn hasse, diesen Suffraganten! Ich will nicht am Tische essen, wenn er da ist! Ich bleibe den ganzen Tag in den Wäldern!“ rief sie leidenschaftlich.

Martha schüttelte den Kopf, indem sie ihre Schwester vorwurfsvoll betrachtete.

„Und wenn du denkst,“ fügte diese zornig hinzu, „daß deine weise Miene Eindruck auf mich macht, so hast du dich gründlich getäuscht. Du hast gar kein Recht, mich ewig zu hofmeistern und dich mir gegenüber aufs hohe Pferd zu setzen, denn du bist

\*) Suffragant, Hülfsprediger in der französischen Schweiz.

gar nicht viel älter als ich, und wir würden zehnmal besser zusammen auskommen, wenn du mit deinen vierundzwanzig Jahren nicht immer den weisen Salomo spielen wolltest und mich abkanzeln nur dieses Suffraganten wegen, der . . .“

Sie schwieg plötzlich, warf die Blumen, die noch auf ihren Knien lagen, zu der Schwester Füßen, kehrte ihr den Rücken und giug eilig davon.

„Da falle ich ja wie der Zantapsel ins Haus,“ sagte eine fröhliche Stimme, und ein junger Mann, der eben um die Ecke des Chalets bog, stand grüßend vor der erschreckten und verlegenen Martha.

„Der kleine Dämon, der dorten fortrennt, ist wohl Ihre Schwester? Sie selbst, Fräulein Lombard, ein Stückchen von der Weisheit Salomonis, nicht so? Und ich, der neue Suffragant, Heinrich Monro, der vom Herrn Pastor vorausgeschickt ist, um Ihnen anzukündigen, daß der Papa durch einen Krankenbesuch unterwegs zurückgehalten wurde.“

Er bückte sich, um die im Grase zerstreuten Blumen aufzulesen, und überreichte sie dann dem jungen Mädchen, das unterdessen Zeit gewonnen, sich zu sammeln.

„Aber Ihr Zimmer ist noch nicht in Ordnung,“ stotterte sie.

„Was giebt es denn noch zu thun? Zu kehren?“ fragte er, den Besen erblickend, der vor ihm auf der Erde lag, „das kann ich besorgen; ich bin nicht so ungeschickt, wie ich aussehe.“ — Martha warf einen flüchtigen Blick auf ihn, sie lächelte, er sah gar nicht ungeschickt aus.

Er nahm den Besen, und beide schritten dem Chalet zu. Vor der Thür trat er ein paar Schritte zurück, um ihr den Vortritt zu lassen. Sie giug die enge Stiege hinauf und führte ihn in ein kleines Zimmer, dessen Einrichtung höchst einfach war. Auf einem Tischchen unter dem handgroßen Spiegel stand ein frischer, duftender Blumenstrauß, wie ein Bewillkommungsgruß. Er blickte bewundernd durch die hellen Scheiben des niedrigen Fensters auf die Dent du Midi, welche sich in ihrer ganzen majestätischen Schönheit mit den in der sonnigen Beleuchtung rötlich schimmernden Felswänden zeigte.

Auf der hellen Tapete des Stübchens hing ein in Wasserfarben gemaltes Bild. „Die Verführung“ stand in groß gedruckten Buchstaben darunter. Ein Herr mit einem künstlich frisirten Haarbusch, in engem, weißem Beinkleid und blauem Frack mit langen, spitzen Schößen lag vor einer Dame mit großen Drahtlocken und in einem rosenroten, ansageschnittenen Kleide auf einem Knie und blickte die Schöne flehend an, indem er ihr die Hand küßte.

Man konnte diese Verführung nicht ohne Lachen ansehen. Auch der Suffragant lächelte und blieb dann vor einer Zeichnung an der entgegengesetzten Wand stehen, die seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln schien. — Ein kleiner Bergsee inmitten hoher Felsen, von Steinrümern in malerischer Weise umgeben, in den Felspalten wilde Blumen, hier und da Baumgruppen oder Gestrüch, und eine zerstreut dazwischen weidende Kuhherde. Etwas ferner einzelne Chalets, im Vordergrunde eine hohe Tanne, an deren Stamm ein junger Hirt mit gekreuzten Armen lehnte. Neben dem Bildchen die Berse:

Unter deinen dunklen Tannen,  
Oh, mein rauhes Heimattand,  
Einsam meine Thränen rannen,  
Wenn ich bei der Herde stand.

Hört' ich aus dem Walde dringen  
Dann der Vöglein frohen Sang,  
Oh, dann kount' auch ich wohl singen  
Bei des Dorfes Glockenlang:

Betend kniet ich oftmals nieder  
An der grauen Schluchten Rand,  
Wo die Gewisse hin und wieder  
Klettern an der Felsenwand.

„Heil'ge Freiheit, dich zu wahren —  
Sollt' ein Mächtiger uns knechten,  
Will ich unter Kriegsgefahren  
Noch im Sterben für dich sechten.“

Schöner noch, kömmt' ich hienieden,  
Höchster, dir mein Leben weih'n,  
Und in meiner Berge Frieden  
Dir ein treuer Diener sein.“



„Wer hat das gezeichnet?“ fragte er und heftete seine glänzend schwarzen Augen auf das Gesicht seiner Begleiterin, „Sie, nicht wahr?“

„Meine Schwester,“ entgegnete diese.

„Schade,“ sagte er, wie zu sich selbst sprechend, „es ist so gut und getreu.“

„Kennen Sie die Gegend, Herr Monro?“

„Gewiß — das Dorf Mayen.“

„Wie finden Sie denn das Lied? Ist es nicht erstaunlich, daß ein kleiner Hirt so hübsche Verse machen kann?“

„Ich finde weder etwas Erstaunliches, noch Hübsches darin. Mit zwanzig Jahren macht jeder einmal ein paar Reime, und die da sind nicht besser, als alle anderen, sogar schlechter, denn in der vierten Strophe finden sich vier weibliche Reime am Ende der Verse, während sie in den übrigen Strophen mit den männlichen abwechseln.“

„Oh, es ist gut, daß Sie meine Schwester nicht hört, für die giebt es nichts Poetischeres, als dies einfache Lied.“

„Wah!“ sagte er, „dann ist wohl Ihre Schwester in der deutschen Litteratur nicht sehr bewandert.“

„Im Gegenteil, ich fürchte, sie liest zu viel,“ entgegnete Martha, „aber noch eins, Sie waren in Mayen, dann haben Sie wohl auch den Hirten gesehen. Gefällt er Ihnen?“

„Mir?“ fragte der junge Mann — „oh, nicht besonders. Die Leute sagen freilich, daß er ein guter Junge ist, der sich auf das Vieh versteht, sein Chalet rein und ordentlich hält, seine Köffel hübsch zu schnitzen weiß und guten Käse bereitet — aber ich kenne ihn besser, er ist ein Thunichtgut, ein barscher Gefell, der seinem Vater oft Stummer und Herzleid verursacht hat.“

„Wie streng Sie sind!“ rief Martha erschreckt.

„Gegen den noch lange nicht genug — sondern viel zu nachgiebig. Aber was machen Sie denn da!“ fuhr er fast heftig auf. „Sie wollen doch das Bildchen nicht fortnehmen!“

„Ja, Sie sehen, ich bin eben damit beschäftigt.“

„Vielleicht, um mich für mein hartes Urtheil zu strafen! Oh, dann will ich Ihnen nur gestehen, daß ich mit dem Taugenichts von Hirten eng befreundet bin, ja, wirklich sehr eng befreundet — ist er doch aus meiner Gegend —, und ich halte ihn im Grunde für einen prächtigen Menschen.“

„Herr Monro,“ versetzte das Mädchen halb ernst, halb scherzend, „wenn Sie so fortfahren, weiß ich kaum, was ich von Ihnen denken soll. Sie sind ja eine wahre Wetterfahne! Uebrigens ist es nicht meine Sache, Sie zu strafen; ich muß die Zeichnung fortnehmen, weil sie meiner Schwester gehört, die es so haben will.“

„Könnte man nicht einen Tausch machen? Vielleicht würde das Fräulein auch mit der Verführung zufrieden sein. Es ist kein übles Bild und weit wirkungsvoller, als dies kleine, das ich so gern behalten möchte.“ Er sah sie so bitter an, und sein Ton war so überredend. In der That, der Suffragant hatte eine so klangvolle, biegsame Stimme, wie man sie selten hört.

Dennoch schüttelte Martha den Kopf und sagte: „Ich kann über fremdes Eigentum nicht verfügen.“

„Aber was für ein besonderes Interesse hat denn Ihre Schwester an der Zeichnung?“

„Ich möchte die gleiche Frage an Sie richten, Herr Monro.“

„Es ist gut,“ entgegnete er beinahe barsch, „nehmen Sie das Bild.“

„Ich lasse Ihnen dafür die Verführung,“ erwiderte sie scherzend.

„Die können Sie noch als Zugabe bekommen. Aber was giebt es denn in dem Zimmer weiter zu ordnen?“ fragte er, sich umschauend, „es sieht ja so nett und festtüglic aus, daß ich den Besen ganz überflüssig finde.“

„Desto besser, da kann ich Sie gleich sich selbst überlassen. Wo ist denn Ihr Koffer?“

„Für's erste trage ich mein ganzes Eigentum wie die Schnecke auf dem Rücken,“ erwiderte er und schlug mit seinem Stock auf den Tornister, der noch über seinen Schultern hing, und den er nun beiseite legte.

Martha wollte sich entfernen.

„Nicht so,“ sagte er und trat ihr lächelnd in den Weg. „Sie haben mich nicht einmal willkommen geheßen.“

„Nun, Herr Enffragant, ich wünsche von Herzen, daß Sie sich wohl und befriedigt bei uns fühlen mögen.“

Er streckte die Hand aus und schüttelte die ihrige mit kräftigem Druck. „So ist es recht!“ versetzte er und fuhr dann sehr ernst fort, indem er den runden Strohhut ehrerbietig von seinem vollen, schwarzen Haar nahm: „Möge der Herr, unser Gott, meinen Eingang in das Haus Ihres Vaters segnen und mit uns allen sein!“

Als Martha jetzt die Treppe hinunterging, um in der Küche für das Abendessen zu sorgen, war ihr ganz eigen zu Mute. Dieser Fremde schien in einer halben Stunde so bekannt mit ihr geworden, als hätten sie bereits seit Jahren miteinander verkehrt.

Jede gute Hausfrau würde die stille Geschäftigkeit, Ordnung und Geschicklichkeit bewundert haben, mit der das junge Mädchen in dieser unbequemen Gebirgsküche waltete.

Unter einem offenen, weiten Rauchfang breitete sich eine nur wenige Zoll über dem Erdboden erhöhte Platte von rohen Steinen aus. An einem in der Mauer befestigten Haken war eine eiserne Kette angebracht, an welcher ein mächtiger Wasserteffel über einem hellen, wohlriechenden Feuer von Tannenäzweigen hin- und herschwankte.

Martha wurde in den Vorbereitungen zum Abendessen durch einen Jungen unterbrochen, der, schüchtern eintretend, einen Brief von ihrer Schwester brachte:

„Schicke mir durch das kleine Ungetüm mein Nachtzeug und meine Toiletensachen,“ schrieb sie, „ich bleibe in Bovò bei der Frau Pate. Adieu! — Höre, ich muß Dir doch sagen, warum ich nicht heimkomme. Als Du mich im Garten auszanktest — das hast Du gethan, obgleich ich überzeugt bin, Du willst es nicht Wort haben —, sah ich plötzlich auf dem Kiesweg beim Hause einen langen Schatten mit einem runden Hute und einem Tornister, der alles gehört haben muß. Wo ein Schatten ist, muß auch ein Körper sein — und ich wette, dieser Körper ist die Hülle der langweiligen Enffragantenseele, die uns das Leben verderben soll und sich dahin gestellt hat, um zu horchen. — Hoffentlich hast Du meine Zeichnung fortgethan; im Fall Du es unterlassen hast, denn bei Dir muß man alle Möglichkeiten voraussetzen, wirst Du sie sogleich holen und aufbewahren samt dem Gedicht. Ach, wie sehr werde ich mein hübsches Stübchen vermissen, das ich nun auch diesem Untier opfern mußte! — Uebrigens umarme ich Dich — trotz allem — mit aller Liebe. Du siehst, ich bin großmüthig. Papa einen schönen Kuß. Vergiß nicht über Deinen ewigen Hausfrauen sorgen, ihm die Peise anzuzünden, aber laß den Fidißns vorher gehörig verbrennen. — Marie.“

Martha erkundigte sich bei dem Knaben nach seiner kranken Großmutter und sagte, sie würde am Abend zu ihr kommen, gab ihm Brot und Speck und packte dann die Sachen zusammen, die Marie verlangt hatte.

„Es ist sehr unredt von Dir,“ antwortete sie der Schwester, „daß Du so ohne weiteres davon läufst. Du weißt doch, ich habe das Dienstmädchen nach Morges geschickt, damit sie unser Haus in Ordnung bringt, und deshalb wärest Du mir hier sehr nützlich gewesen. Deine Zeichnung habe ich fortgenommen, konnte aber nicht verhindern, daß der Enffragant sie vorher betrachtete. Er kennt Deinen Hirt und sagt, es sei ein Taugenichts. Herr Heinrich Monio ist sehr nett. Seinetwegen kannst Du getrost wieder kommen. Ich glaube, er macht sich nicht viel aus kleinen ungezogenen Mädchen. Deine Martha.“ —

„So,“ sagte sie, als das Antwortschreiben gefaltet und dem wartenden Knaben übergeben war, was in der Küche geschah.

„Sag mir doch, Martha, was dein So bedeutet?“ fragte ein magerer, ältlicher Herr, der zur halbhoffenen Thür hereinschaute.

„Das bedeutet, Papa, daß Marie davongeflogen ist und in Novó bleiben will.“

„Ich vermiss' nur ungern mein Singvögelchen,“ erwiderte der Pastor mit einem Seufzer. „Wer wird mir nun meine Zeitung vorlesen?“

„Natürlich ich, Papa!“ rief die Tochter eifrig und setzte dann etwas langsamer hinzu, „hoffentlich kann ich so viel Zeit erübrigen; sonst macht sich gewiß der Suffragant ein Vergnügen daraus; er ist ein so angenehmer, junger Mann.“

„Hast du das schon herausgefunden?“ fragte der Vater lächelnd.

„Auf den ersten Blick,“ entgegnete sie in ruhigem Tone.

„Ich denke, wir drei werden gut zusammenpassen,“ sagte der Pastor. „Was Marie betrifft, so fürchte ich ein wenig ihre Empfindlichkeit. Man hat mir Herrn Monro als einen sehr befähigten, wackeren jungen Menschen geschildert, dessen Freimütigkeit und Wahrheitsliebe freilich zuweilen an Barschheit grenzen soll.“

„Nun, das wird ihm in deinen Augen nicht schaden, da die Wahrhaftigkeit deiner Ansicht nach für das Gedeihen unserer Seele so notwendig ist, wie das Blut für das Gedeihen unseres Körpers. — Ach, die Milch kocht über!“ rief sie plötzlich erschreckt aus. „Das kommt davon, daß ich hier stehe und schwache, statt meinen Haushalt zu besorgen. — Du findest den Suffraganten oben, lieber Papa.“ —

Als Martha zwei Tage später morgens in den Obstgarten trat, um Salat zu holen, erblickte sie ihre Schwester im Schatten eines Apfelbaumes mit unter dem Kopf gekreuzten Armen im Graze ausgestreckt und den Himmel betrachtend.

„Oh, wie schön, daß du wieder da bist!“ rief sie erfreut, sich ihr nähernd. Als sie keine Antwort empfing, fügte sie ernst hinzu: „Aber sage mir nur, was dein wunderliches Wesen zu bedenten hat? Ich habe der seligen Mutter versprochen, dich zu hüten und zu wahren wie meinen Augapfel und jetzt errichstest du mit einemmale eine Schranke zwischen uns, als wären wir die ärgsten Feinde.“ —

„Arme Schwester,“ versetzte die andere halb spöttisch, halb gutmütig, „du hast in Wahrheit alles für mich gethan, was in deinen Kräften stand. Du hast mich gewaschen, gekämmt und angezogen, als ich noch klein war, und mich in meiner Krankheit gepflegt. Du sorgst noch jetzt für mich nach deinem besten Ermessen; du hältst meine Sachen in Ordnung und nimmst mir jede Arbeit ab. — Oh, ich weiß und erkenne das alles! Aber was meine Seele betrifft, so ist das leider kein Ding, das man abfeilen oder frisieren kann. Sie trägt auch keine Strümpfe, die niemand so gut strickt und stopft wie du. Sie zerreißt und beschmutzt auch kein Kleid, als das, welches ihr der Schöpfer angezogen hat, und das Er mit Hilfe eines Doktors ausbessert, und wenn das abgenutzt ist, da wird Er selber ihr ein anderes bereiten — Ach, ich möchte, es wäre eins jener glänzend weißen Gewänder, von denen der Apostel in seiner Offenbarung spricht!“ schloß sie mit einem Seufzer.

„Was du phantastisch bist!“ rief Martha ganz erstaunt. „Sprich doch wie andere vernünftige Menschen, oder wenn dir das einmal nicht möglich ist, so laß mich sprechen. Da hast du vor zwei Jahren auf dem Turm von Mayen einen jungen Hirten gefunden, deiner Erzählung nach so etwas wie ein verkleideter Prinz, der wie ein Buch redet und schön ist wie ein indisches Idol — wie so eine Pagode.“

„Was! Ich habe gesagt, wie ein griechischer Gott, nicht wie eine Pagode!“ rief Marie entrüstet aus.

„Nun,“ erwiderte Martha phlegmatisch, „als wenn das nicht auf eins herauskäme, Idol bleibt Idol. Dazu Verse macht und seine eigene Keimerei auf die hölzernen Wand seines Chalet kriegt, so daß meine Schwester Gelegenheit hat, sie abzuschreiben, während die andere Gesellschaft gemächlich die gewärmte Wolke mit dem frischen Käse

darin verzehrt. Kurz und gut, der Hirt — der übrigens so viel gefunden Menschen verstand besitzt, mit größerem Wohlgefallen seine Kühe zu betrachten, als ein kleines Mädchen, das überall die Poesie und das Wunderbare finden will, selbst in einem Kuhstall — dieser Hirt wird dennoch ihr Idol. Sie träumt seit Jahr und Tag nur von ihm, schmückt ihn mit allen möglichen Vollkommenheiten aus, von denen er wahrscheinlich so weit entfernt ist, wie wir vom Montblanc, zeichnet das Chalet, lernt seine Verse auswendig und denkt an nichts wie an ein Wiedersehen. — Endlich geht ihr größter Wunsch in Erfüllung. Aber ach! das Idol ist in das Reich der Träume, seine eigentliche Heimat — entschwunden. Man findet statt seiner nur einen ganz prosaischen, großen Bengel. — Und unter der frohen Gesellschaft, die vor einigen Tagen auf dem Rückweg bei uns Raft hielt, war meine Schwester die einzige, die wie ein Gewitter aussah. — Ist das nicht die reine Wahrheit? — sag?"

Marie, die während der Erzählung sichtbare Zeichen von Ungebuld gegeben hatte, erwiderte unwillig: „Ja, die Wahrheit, wie sie in deinem Kopfe wächst!"

„Der Suffragant findet auch, solche Reime könnte jeder machen.“

„Oh, wie ich diesen Suffraganten verabscheue!“ rief Marie mit der ganzen Energie einer leidenschaftlichen Natur. „Es ist so leicht, die Leute in den Augen Anderer zu verkleinern und zu verkleinern! Vielleicht scheint dir das auch sehr christlich — obendrein von einem Geistlichen?“

„Nennst du das verkleinern?“

„Hat er nicht gesagt, der Hirt sei ein Taugenichts!“

„Du bleibst doch zu Tisch und läufst nicht wieder davon?“ fragte Martha, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und so der üblen Lanne ihrer Schwester Einhalt zu thun.

„Gewiß, wenn ich bis dahin noch Lust dazu verspüre. Ich kümmere mich nicht mehr um euren Suffraganten als um die Fliegen, man muß diese lästigen Haustiere ertragen, die einen wie die anderen.“

„Aber, Marie, hoffentlich benimmst du dich artig, schon des Papas wegen, der sehr ungehalten sein würde, wenn du dich gegen Herrn Mourou unhöflich zeigtest.“

„Du vergißt immer, daß deine Predigten das gerade Gegenteil von dem bewirken, was sie bezwecken sollen.“

Die ältere Schwester verließ den Garten, ohne etwas zu erwidern.

Wenige Stunden später harrte das Mittagessen vergebens auf Marie; sie erschien nicht. — Als Martha nach Tisch die Speisen in die Küche trug, um sie warm zu erhalten, fand sie dort die Schwester, die bei ihrem Eintreten die Ohren zuhielt, um einer wohlverdienten Strafpredigt zu entgehen. — Aber Martha jagte nur mit einem vorwurfsvollen Blick: „Da ist dein Essen,“ und kehrte dann in das Zimmer zurück. —

Als der Pastor sich entfernt hatte, um sein Mittagsschläfchen zu halten, näherte sich der Suffragant dem jungen Mädchen, das mit einer Handarbeit beschäftigt am Fenster saß.

„Sie scheinen die ganzen Sorgen und Lasten des Haushalts allein zu tragen, Fräulein,“ sagte er, während sein Blick durch die Scheiben in den Garten fiel, wo Marie, ihre Kasse im Arm, lässig auf einer Bank saß und von Zeit zu Zeit mit kleinen Steinen nach den Hühnern warf.

„Bin ich nicht die Älteste!“ entgegnete sie.

„Wollen Sie in dem geringen Unterschied der Jahre eine Rechtfertigung für ein Benehmen suchen, das ich, verzeihen Sie meine Offenheit, tabelnswert finde. Ich glaube, Sie erweisen Ihrer Schwester einen schlechten Dienst, indem Sie ihr den Anteil an den häuslichen Pflichten vorenthalten, der ihr zukommt. Ich fürchte auch, Sie gewähren dadurch Ihrer Eigenliebe eine zu große Nahrung und werden sich schließlich selbst wie ein Opferlamm vorkommen. In dem weiten Haushalt Gottes ist jedem ein Platz angewiesen, an dem er für das Wohl der Anderen wirken soll. Statt Fräulein Marie

zu einem ernstern, arbeitsvollen Leben anzuhalten, überlassen Sie die Schwester sich selbst und allen ihren Vätern und machen sie somit unglücklich, denn jeder Mensch, der nur für sich selbst lebt, muß sich unzufrieden mit sich und Andern fühlen."

Martha sah ihn erlaunt an.

"Aber wie soll ich das ändern? Ach, wenn Sie wüßten, wie wenig ich über meine Schwester vermag — wie verschieden wir sind — wie Feuer und Wasser. Ich glaube auch, Sie thun mir unrecht, wenn Sie meinen, es sei Eigenliebe von mir . . ." Sie konnte nicht vollenden — die Thränen stiegen ihr in die Augen. — "Ich möchte nur den Papa glücklich machen," fügte sie nach einer Pause hinzu, „oder wenigstens ihm ein behagliches Leben bereiten.“ —

"Ich wollte Sie nicht betrüben — wirklich, das wollte ich nicht," entgequerte der junge Mann, einen Augenblick seine weiche Hand auf die ihrige legend.

"Oh, ich weiß das," versetzte Martha, das Gesicht abwendend, um verstohlen die Thränen abzuwischen, „doch allein bringe ich es nicht fertig. Marie sagt selbst, wenn ich ihre Seele handhaben könnte, wie irgend ein materielles Ding, da würde es mir ein Leichtes sein, sie nach meinem Belieben zu modeln, aber so" . . . schloß sie mit einem tiefen Seufzer.

"Würde Ihr Vater Ihnen nicht bei diesem Erziehungswerk helfen, das allem Anschein nach ziemlich schwierig sein muß!"

"Papa ist so gut — aber Sie sehen ja, er ist immer mit seinen Studien beschäftigt und hat für das praktische Leben gar keine Augen. — Jetzt steckt er ganz und gar in der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Bibel mit der Wissenschaft und denkt nur an sein neues Buch: die mosaïsche Kosmogonie und die Geologie. — Doch Sie wissen das alles besser, als ich selber, denn er spricht ja den ganzen Tag von nichts anderem. Ich würde ihn nur benaruhigen und ärgerlich machen, wollte ich mit Klagen über Marie in die „Weltentstehung" fallen. — Wenn sie meine Geduld zuweilen auf zu harte Proben stellt und ich ihn anfordere, ihr Vorstellungen zu machen, ist er ganz erlaunt und kann nicht begreifen, was ich ewig an dem Kinde zu tadeln finde. — Es ist wahr, sie zeigt so viel Verständnis für die Studien von Papa, sie stellt eine Menge Fragen, die ihn interessieren und ihm gefallen, während ich weder Zeit noch Sinn dafür habe."

Beide schwiegen eine Weile, dann sagte der Suffragant: „Da kommt mir plötzlich ein guter Gedanke, Fräulein Martha, was meinen Sie, wenn ich Ihnen helfe?"

"Mir helfen, wobei denn?"

"Ihre Schwester zu erziehen."

"Sie? — oh, ich glaube, Sie wären der letzte Mensch auf der ganzen Welt, der Einfluß auf Marie haben würde!"

"Sie machen mir in der That ein hübsches Kompliment. Aber trotzdem schrecken Sie mich nicht ab. Gott bedient sich manchmal der unbedeutendsten und wunderbarlichsten Werkzeuge, um Gutes zu stiften."

"Nicht wahr, Sie denken nicht, daß ich Sie unterschätze," erwiderte das junge Mädchen schnell, „aber meine Schwester ist so eigentümlich . . ."

"Wagen Sie wenigstens den Versuch, nehmen Sie mich als provisorischen Bundesgenossen an."

"Ich darf nicht. Marie würde es mir nie verzeihen. Sie machen sich keine Idee von ihrem Charakter."

"Die Furcht vor dem kleinen, eigenwilligen Mädchen scheint mir wirklich größer, als Ihre Liebe zum Guten. Doch wie Sie wollen, ich möchte mich Ihnen nicht aufdrängen, aber Sie werden mich wenigstens nicht hindern, mein Heil auf eigene Hand zu versuchen."

Martha schüttelte lächelnd den Kopf. „Versuchen Sie es immerhin, obschon ich Ihnen im voraus sage, Sie werden nichts ansrichten."

„Wollen wir nicht hinunter in den Garten gehen, damit ich Ihre Schwester begrüßen kann?“ fragte er.

„Sie wird fort sein, ehe wir Zeit haben, uns zu nähern.“

„Wir schleichen uns ganz leise heran, um sie zu überraschen.“

In der That, Marie zuckte erschrocken zusammen, als plötzlich Martha's Stimme ihr ankündigte:

„Herr Monro wünscht dir vorgestellt zu werden, Schwester.“

Das junge Mädchen sumnte nur eine Polka und ließ ihr weißes Käpchen auf ihren Knien tanzen. Nach einem augenblicklichen Schweigen sagte der Suffragant:

„Ich bedauere, mein Fräulein, daß sich mir erst heute die Gelegenheit bietet, Sie zu begrüßen.“

Bei dem Ton seiner Stimme blickte Marie auf. Im nächsten Augenblick miaute die Kage kläglich, die Finger des Mädchens hatten ihr fast den Hals zugeschnürt.

„Was quälst du denn die arme Niese so?“ fragte Martha und fügte dann leiser hinzu: „Bitte, antworte ihm doch.“

Aber statt die Mahnung der Schwester zu beachten, entgegnete Marie nur in kurzem Ton, während sie das Tier mit einer heftigen Bewegung von sich schlenberte und die Hand an die Lippe legte: „Sie hat mich gebissen!“

„Ich war ganz und gar darauf vorbereitet, keine Antwort zu erhalten,“ sagte Heinrich scherzend, indem er sich an Martha wandte, während Marie aufstand und sich langsam entfernte.

Kaum war sie jedoch aus dem Bereich der anderen, als sie wie auf Flügeln des Windes dahin eilte. Im Walde angelangt, märgte sie ihren Schritt. Der Ausdruck ihres Gesichts war wechselvoll, bald ärgerlich, bald heiter. Sie riß hie und da eine Blume ab, ohne sie recht zu betrachten, und ließ sich endlich auf einem bemooften Stein nieder, indem sie die Augen nachdenkend auf den Strauß in ihrer Hand senkte.

„Der Hirt ist ein Taugenichts, das ist wahr,“ murmelte sie und lachte dann plötzlich so hell und fröhlich auf, daß das Echo der Bergwände die Laute zurückgab.

Tief unter ihr breitete sich das Rhonethal aus. Der Bahnzug, von Villeneuve kommend, näherte sich dem Dörfchen Roche, das halb versteckt am Fuße des Berges lag. Weder das Schnauben der Dampfmaschine, noch irgend ein Laut vom Getreibe der Menschen konnte aus so weiter Entfernung zu ihr dringen. Sie saß einsam da zwischen den großen Felsblöcken, den Kopf an den Stamm einer Tanne gelehnt, und ihr Blick folgte träumerisch den weißen Segeln, die wie Möven über die Oberfläche des Wassers dahinschwebten.

„Schöner wär's, könnt ich hinieden,  
höchster, dir mein Leben weis'n.“

Klang es von ihren Lippen. Aber plötzlich stockte sie, scheu umher blickend, als fürchte sie belauscht zu werden. Dann stand sie auf und trat zögernd den Heimweg an.

Ihre Schwester und Herr Monro saßen auf der Galerie. „Kommi doch!“ rief Martha, als sie Marie gewahrte, „wir deucht, ich hätte die Dent du Midi nie so schön gesehen!“

Die Angeredete, welche eben im Begriff war, den beiden den Rücken zu kehren, wurde durch diese Worte zurückgehalten und kam langsam näher, um neben ihr Platz zu nehmen.

Eine Weile blieben alle drei in die Betrachtung dieses erhabenen Schauspiels vertieft. Die scheidende Sonne durchglähte die Eiskronen der Alpenkönigin mit einem wunderbar rothigen Licht, das seinen Schimmer auch über die Schneefelder in den hohen Felspalten ergoß. Immer röter, immer flammender wurde die zauberhafte Beleuchtung, bis sie allmählich sich in ein grünlisches Grau verwandelte — noch einmal flammten die höchsten Spitzen rosig auf, dann nahmen auch sie wieder die so kalte, düstere Färbung an.

„Da verlöscht wiederum ein Tag in unserem Dasein,“ begann der Suffragant, „und was davon die Zeit überlebt: Unser Denken, Sprechen und Thun, wird es vor dem heiligen Auge Gottes bestehen können?“

Marie fühlte sich durch diesen Ausspruch getroffen. Was hatten ihre Tage vor dem göttlichen Richterstuhle aufzuweisen. Vergeudete sie nicht ihre ganze Zeit und fand ihr Vergnügen darin, andere zu ärgern und ihren eigenen Launen zu folgen? Leise ergriff sie Marthas Hand, als wollte sie sagen: Vergeib mir.

„Da haben wir ja meine kleine Schwester ganz gut und sanft,“ versetzte Martha, zärtlich ihren Arm um Marie schlingend. „Nicht wahr, du machst nun auch deinen Frieden mit Herrn Monro und bist nicht länger böse auf ihn, weil er die Werte deines Schäfers nicht genugsam belobt hat und ihn einen Taugenichts nannte?“ Marie fuhr heftig von ihrem Sitz empor. „Meines Schäfers, Martha!“ rief sie zornig, indem sie mit dem Fuße stampfte. „Wann wirst du endlich mit diesen albernen Redereien aufhören! Ich kümmere mich weder um ihn, noch um seine Reimereien, und wenn der Herr Suffragant ihn einen Taugenichts nennt, so habe ich keinen Grund, an seiner Wahrheitsliebe zu zweifeln!“ —

Mit diesen Worten stürmte sie ins Haus. Die ältere Schwester warf einen ängstlichen Blick auf Herrn Heinrich, bemerkte aber zu ihrem großen Erstaunen auf seinem Gesicht keine Art von Unzufriedenheit über das häßliche Betragen ihrer Schwester; im Gegenteil, sie sah nur ein seines Lächeln um seine Lippen spielen.

Aus den beiden werde ein Anderer klug, dachte sie und verließ jetzt gleichfalls die Galerie, um ihre häuslichen Geschäfte zu besorgen. —

Spät am Nachmittag des folgenden Tages hörte Martha draußen Stimmen. Vor die Thür des Chalets tretend, fand sie ihren Vater mit einem anderen Herrn auf der Bank an dem kleinen Beete sitzend, welches den Boden mit Blumenarten vorstellte, und in dem ein Rosenstock und einige Nelken blühten.

Marie hatte auf einem Holzkloßchen zu den Füßen der Herren Platz genommen, sie hielt ein Stück Schiefer in der Hand, das sie aufmerksam betrachtete.

„Meerpflanzen,“ sagten Sie, Herr Professor, aber wie kommt es, daß man dergleichen Versteinerungen auf den Spitzen der Alpen findet? Oh, ich muß mir das heute Abend bei Licht ordentlich ansehen, das ist zu interessant!“

„*Planta marina*, Fräulein. Vergessen Sie nicht, daß die Alpen unserer Gegend aus Sedimentärgestein bestehen, welches sich in der Tiefe des Wassers gebildet hat und Jahrhunderte lang von den Wellen bedeckt wurde.“

„Guten Tag, Herr Professor und lieber Papa!“ rief Martha, sich ihnen nähernd und beiden freundlich die Hand reichend.

„Guten Tag, Kind,“ erwiderte der Professor. „Herr Vater hat mich hergezogen, fürchtet, ich könnte über meinen glücklichen Fund mein irdisches Teil vergessen. Hat denn unserem nötig, immer an Essen und Trinken zu denken, kann man die Materie nicht einige Zeit hindurch mit den Elementen der Seele nähren. Alles Gewohnheit — wir veräuern nur, unsere gröbere Hälfte zu vergeistigen.“

Bei diesen Worten lehnte er sich erschöpft gegen die Bretterwand des Chalets. Man sah es seiner ganzen Ausstaffierung an, daß er eine weite Fußwanderung gemacht hatte. Ueber seiner einen Schulter hing an einem Lederriemen ein kleines, hölzernes Tönnchen, wie es die schweizer Landleute zu tragen pflegen, aus dem man den Wein nur tropfenweise zu schlürfen vermag, über der andern eine Botanischerbüchse. Er hielt noch immer seinen langen, mit Eisen beschlagenen Bergstock in der Hand, aus seiner Tasche sah der Stiel eines Hammers hervor, und ein großer, brauner, an verschiedenen Seiten eingedrückter Filzhut beschattete sein Gesicht.

Martha schüttelte lächelnd den Kopf, nahm sich dann ohne weiteres dem Gelehrten, nahm ihm, ohne ein Wort zu sagen, den schweren Stock aus den Händen, die Botanischer-

büchse und das Weintönnchen von der Schulter, öffnete die erstere, die mit Steinen und Blumen vollgeprospit war, unter denen Brot und Käse zum Vorschein kam, wahrscheinlich das unberührt gebliebene Mittagsmahl des Herrn, und schien vergebens nach etwas zu suchen. Sie legte die Büchse beiseite, tauchte ihre Hand in seine große Rocktasche, zog den Hammer heraus, dann verschiedene Schieferen und zuguterlekt ein Sammettäppchen. Nun nahm sie sanft den dicken Hut von seiner schweißbedeckten Stirn und setzte ihm die Mütze auf. Ein tiefer Atemzug, als sei ihm eine Last abgenommen, rang sich aus seiner Brust los.

„Lauter Verwöhnung, alles das tangt nichts, Kind! — Unnütz — hat keinerlei Wert für die Wissenschaft, läßt den Geist leer! Wöchte lieber, Sie hätten mehr Sinn für meine Versteinerungen. Das Fräulein weiß besser, was not thut.“ —

Das Abendessen war bereit, und die kleine Gesellschaft trat gerade in dem Augenblick, wo der Suffragant sich zu ihr gesellte, in das enge Stübchen, welches als Esszimmer diente.

„Herr Monro, Herr Professor Malet,“ sagte der Pastor.

„Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, junger Mann,“ begann der Gelehrte, „bin überzeugt, Sie kennen die Flora und die Gebirgsarten der Alpen ebenso gut wie Ihre Bibel. Alles Gottes Werke, eins wie das andere. — Aergere mich, wenn man behauptet, die Metalle sind mangelhafte, abstrakte Existenzen, erzählen sie uns doch mit tausend Zungen die Weltentstehung. — Ein Wort von der Flora, betrachten Sie . . .“ er fuhr mit der Hand nach seiner Botanisierbüchse — „Wer hat mich ausgeplündert? Wer mir meine trene Begleiterin geraubt?“ rief er zornig. Martha stand vom Tische auf und brachte ihm lächelnd den vermischten Gegenstand. „Dacht ich es doch! Armes Kind! Wenn man kein wissenschaftliches Interesse hat, verfällt man auf lauter unnützes Treiben. Schade um Sie,“ fügte er hinzu, das junge Mädchen freundlich auf die Schulter klopfend, „daß Sie nicht ein bißchen von dem Verstande des Fränklers besitzen.“ —

Er zog eine kleine, weiße Blume aus der Büchse. „Betrachten Sie dies gnaphalium leontopodium, junger Mann, der liebe Gott pflanzte es auf die Gipfel der Berge, wo es dem Schnee und Unwetter ausgesetzt ist. Kann die Hand einer Mutter ihrem Kinde ein besseres, wollenes Röckchen stricken, als dies kleine Ding da trägt, das ich heute auf dem Turm von Mayen gefunden habe. Sehen Sie nur, wenn ich von wollenen Röcken und Stricken spreche, lacht sie und kann anshorchen — bin da auf ihrem Terrain. Nehmen Sie die Blume, Kind, ich gebe sie Ihnen unter der Bedingung, daß Sie mich ein andermal in Ruhe lassen und nicht ausplündern.“

„Welch hübsches Edelweiß, Herr Professor, danke bestens. Aber nun essen Sie auch. Bis jetzt haben Sie kaum eine der Speisen angerührt.“

„Wußte es, denkt immer nur an die Materie! Alle Ermahnungen sind in den Wind gesprochen. Muß ihr den Willen thun, damit sie Frieden hält.“

Nach Tisch reichte der Professor dem Pfarrer die Hand: „Komme nächstens wieder, um mit Ihnen über die Kosmogonie zu sprechen — teile Ihre Ideen vollkommen. Auf Wiedersehen, Fräulein. Herr Monro, denke, wir werden Freunde. Kind, hoffe, Sie hören endlich auf, meine tierische Hülle zu plagen.“ —

„Herr Professor! Herr Professor! Wollen Sie denn ohne den Hammer und das Tönnchen, ohne Hut und Stock, nur mit Ihrer Botanisierbüchse im Arm davonlaufen!“ rief Martha, welche alle die genannten Gegenstände zusammenraffte und ihn zum Fortgehen fertig machte, wie einen Knaben, den man zur Schule schickt.

„Nur Ihre Schuld,“ murkte er, „soll sich alles nach Ihrem Kopfe richten — bin neugierig, wie lange meine Geduld das aushält.“ —

Nachdem er sich entfernt hatte, trat Monro lächelnd zu Martha:

„Erklären Sie mir doch, warum der Professor Sie Kind und Ihre Schwester Fräulein nennt?“



„Oh, das ist leicht zu erklären. Er weiß, daß Marie in geistiger Hinsicht viel höher steht als ich, und deshalb hält er es für angemessen, diese Auszeichnung zu ihren Gunsten zu machen.“

„Als ich den Professor — das Gesicht fast verdeckt von dem großen Hute — mit Ihrem Vater kommen sah, stellte ich mir ihn weit älter vor, als er in Wirklichkeit zu sein scheint und war späterhin ganz erstaunt, einem beinahe jugendlichen Manne gegenüber zu stehen; er kann ja höchstens vierzig Jahre zählen.“

„Sie haben recht, und er würde noch jünger aussehen, wenn er nicht das Zeichen der Gelehrsamkeit auf der Stirne trägt.“

„Welches denn?“

„Zu wenig Haare. Es ist noch gar nicht lange her, daß ich mir einbildete, zu mächtige Gedanken trieben die Haare aus dem Kopfe, wie moussirender Wein die Propfen aus der Flasche.“

Der Suffragant fuhr mit der Hand durch sein volles Haar, indem er lachend entgegnete:

„Mein Denken scheint mich keiner ähnlichen Gefahr auszusetzen.“

Marie widmete sich ganz ihrem Vater, während sie die beiden Anderen nur aus der Ferne mit zusammengezogenen Augenbrauen und feindseligen Blicken heimlich beobachtete und auch die nächsten Tage kalt und schroff blieb. Je mehr die Schwester sie aufsuchte und ihr freundlich entgegenkam, desto mehr zog sie sich schmolend zurück, und den Suffraganten schien sie gar nicht zu sehen.

Da kam der Sonntag heran, der erste, an dem der junge Geistliche anstatt ihres Vaters einen Gottesdienst in Corbeyrier halten sollte. Ein schöner, friedvoller Sommermorgen, an dem das Geräusch der Werkzeuge verstummt war. Grillen zirpten in dem sonnenbeglänzten Grase, Schmetterlinge flogen um die Kohlköpfe in den kleinen Obstgärten, die Hühner wandelten ungestört zwischen den Beeten einher, und reingewaschene, glattgekämmte Kinder spielten vor den Häusern, während die Mütter — vor dem Kirchgange — schweigend auf den Thürschwelen standen. Ihre meistens schönen, regelmäßigen Hüften wurden von den langen Spitzen beschattet, welche ihre runden, schwarzseidenen Hüben umgaben. —

Corbeyrier, Filiale von Ivorn, hatte keine eigene Kirche, und da das Schulzimmer zu klein war, sollte der Gottesdienst in der neuen Scheune des Lehrers gehalten werden. Man hatte das frisch eingefahrene Heu so gut wie möglich an den Wänden aufgetürmt und so den Mittelraum frei gemacht, der groß genug war, um nicht allein die Einwohner des Dorfes, sondern auch die der Umgegend zu fassen.

Marie sah mit niedergeschlagenen Augen und klopfendem Herzen an Marthas Seite. Jetzt durchschritt der Suffragant langsam die Versammlung und stand nun in würdevoller Haltung hinter dem hölzernen Pult, das ihm als Kanzel dienen mußte. Er sah in seiner Amtsstracht gar stattlich aus, und das dunkle über der Stirn zurückgekämmte Haar hob den edlen Schnitt seines Gesichts und die feingewölbten Augenbrauen vortheilhaft hervor. Als der junge Pastor, nachdem der Gesang verhallt war, mit seiner vollen, wohlklingenden Stimme die Predigt begann, blickte Marie schüchtern zu ihm auf. Der feierliche Ernst in seinen Mienen, die tiefe Andacht in den nach aufwärts gewandten Augen ergriffen sie unwillkürlich. Er predigte über das jüngste Gericht Matth. 25, 31—46:

a. Wie haben wir unsern Heiland aufgenommen, als er seinen Einzug bei uns halten wollte?

b. Und welcher Lohn wird uns dafür?

Das junge Mädchen kam tief erregt zu Hause. Sie hatte den Suffraganten zum erstenmale in der Ausübung seines heiligen Amtes gesehen und warf sich beschämt ihr rücksichtsloses Benehmen gegen einen Diener Gottes vor. Sie ließ sich sinnend unter einem der Obstbäume in dem jetzt einsamen Garten nieder und ging im Geist noch ein-

mal die Predigt durch. — Marie sagte sich zerknirsch: Er hat bereits gesehen, daß in deiner Seele voller Selbstsucht und Launen kein Platz für deinen Erlöser ist. Und er hat recht, fügte sie seufzend hinzu, denn ich habe mich niemals um die Armen, Traurigen und Kranken bekümmert, nie daran gedacht, daß ich das, was ich für sie thue, zugleich für meinen Heiland thue, und doch sollte ich das wissen. —

Während Martha noch mit der Zubereitung des Mittagmahles beschäftigt war, zu dem man auch den Professor eingeladen hatte, trat der Pastor mit den beiden Herren in den Garten. — Herr Malet hatte eine vergebliche Anstrengung gemacht, sich sonntäglich zu kleiden. Der eine Zipfel seiner Kravatte sah aus, als hätten ihn die Mäuse abgenagt, der andere war dem Ohre näher als dem Rinn. An seiner Weste fehlte ein Knopf und aus der Tasche guckte trotz des Feiertages sein lieber Hammer hervor, während über seinen Rücken ein weißes Bändchen baumelte, das aus dem Rockragen geschlüpft sein mußte.

„Eine vortreffliche Predigt das, junger Mann. Weiß nicht, ob der Heiland sich herablassen würde, in mein Mineralientabinett einzuziehen,“ sagte er auf seine Brust deutend, „findet nichts als Verfeinerungen darin,“ fügte er niedergeschlagen hinzu. „Aber ich kenne jemand, der einst nicht vergebens an die Himmelsthür zu klopfen braucht, für den auf die Frage des Herrn die Stimme der Armen und Kranken antworten wird: Sie hat mich getröstet, sie hat mich gepflegt. — Es ist das Kind dort drinnen, das nie für sich, sondern immer nur für andere sorgt.“ —

Herr Malet schien bewegt, es war, als trübe etwas seinen Blick. Er suchte in der Tasche nach seinem Foulard, fand aber nichts, wie einige vertrocknete Pflanzen. Dann nahm er seine Brille ab, betrachtete die Gläser voll Erstanen, als könne er sich das Etwas nicht erklären, das seine Augen verdunkelt hatte, und fuhr sorgsam mit dem Kermel darüber hin.

Marie entfernte sich verstohlen. Sie trat zu Martha in die Küche und sagte bittend, ihren Arm um die Schwester schlingend: „Laß mich dir helfen.“

„Du? — in der heißen Küche? — Das würde dir Kopfweh machen, mein Herz,“ erwiderte sie liebevoll. Doch plötzlich erinnerte sie sich der Mahnung des Suffraganten, daß sie unrecht thue, Mariens Anteil an den häuslichen Pflichten zu verkürzen und fügte schnell hinzu: „Ach ja, du kommst mir gerade gelegen, um den Tisch zu decken.“

Als Martha einige Minuten später in den Garten trat, kam ihr der Professor zornig entgegen:

„Möchte wissen, was Sie seit einer Stunde am Sonntag-Morgen im Hause herum zu poltern haben!“

„Habe ich gepoltert? — Ich dachte nicht,“ erwiderte sie lächelnd.

„Nun, dann will ich schleichen sagen, wenn Sie das lieber hören. — Als ob sich das bisschen Futter für unsere tierische Hülle nicht von selber lochen könnte. Schade, daß Sie meine liebe Frau nicht gekannt haben; hätten von ihr lernen können, wie alles allein geht. Eine wahre Freude! Der ganze Haushalt marschierte von selber. — Was thut's, ob die irdische Speise ein wenig besser oder schlechter zubereitet ist. Meine gute Frau hat Sorge getragen, daß meine Zunge kein Guschwecker wurde, der mich von meinen Studien abzog — danke ihr noch im Grabe dafür. Die Kinder haben sich auch selber erzogen — mehr geschrien als andere Menschenanfänge, das ist wahr, aber dafür ausgezeichnete Lungen bekommen.“

„Ach, Sie haben Kinder! Ich wußte das nicht,“ fiel der Suffragant ein.

„Zwei, junger Mann. Habe meine Frau vor drei Jahren verloren. — Höchst geistreich! Lebte ganz in den Wissenschaften, konnte tagelang mit mir die Berge durchstreifen, ein zweiter Linné, was die Flora betraf.“

„Bitte, Herr Professor,“ bat Martha sanft, „geben Sie mir morgen Ihr Hals-tuch, damit ich es säumen kann.“

„Schon wieder etwas zu tadeln! Dachte, Sie sollten mich bewundern. Sehen Sie, die Kravatte da habe ich gestern Abend eigenhändig aus einem alten, seidenen Regenschirm geschnitten, den irgend jemand voriges Jahr bei mir vergessen und nicht zurückgefordert hat. — Glaube, das andere Halbtuch muß sich auf dem Turm von Mayen finden, erinnere mich, es dort aufgeknüpft zu haben.“

Die kleine Gesellschaft wandte sich jetzt dem Chalet zu. Im Vorübergehen warf Herr Monto verstohlen einen Blick durch das geöffnete Fenster der Eßtube. Er bemerkte Marie, die hier und da noch einiges auf dem gedeckten Tisch ordnete, und seine durchdringenden Augen ruhten mit Wohlgefallen auf ihrem Thun und riefen, als sie jetzt denen des Mädchens begegneten, eine hohe Röthe auf ihre Wangen.

Raum hatten die Herren Platz genommen, als der Pastor und sein Freund sich in ihr Lieblingssthemata, die Kosmogonie und die Wissenschaft, vertieften.

„Sagen Sie mir doch,“ schrie der Professor inmitten einer sich lang hinziehenden Erörterung, „warum so manche christlich gesinnte Männer sich so ängstlich abmühen, in den kosmogonischen Tagen Moses die geologischen Epochen wiederfinden zu wollen, während doch keine von ihnen mit einem der sechs Schöpfungstage übereinstimmt?“

„Ich habe es mir in meinem Buche zur Aufgabe gemacht,“ erwiderte der Pfarrer, „diese Ansicht zu bekämpfen, indem ich vor allem darauf hinweise, daß uns die Bibel keine Vorträge über Naturwissenschaft halten will. Ihr Zweck ist ein ausschließlich religiöser, ihr ist es nicht um unsere wissenschaftliche Belehrung, sondern um das Heil unserer Seelen zu thun. — Dennoch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß alle Perioden, welche die Geologie annimmt, in dem sechsten Schöpfungstage enthalten sein können, mit anderen Worten, daß dieser Tag, im Sinn einer Periode aufgefäßt, alle durch die Geologie bestätigten Perioden einschließt, obgleich diese Annahme von den Gelehrten als eine Thorheit verschrien wird.“

„Daß die Tage Gottes ein anderes Zeitmaß haben, wie die unserigen, sagt uns schon Moses, denn, wenn tausend Jahre vor Gott wie der Tag, der gestern vergangen ist, oder wie eine Nachtwache sind, so kann ein einziger Schöpfungstag auch wohl Jahrtausende umfassen,“ meinte der Suffragant.

„Gewiß,“ erwiderte Malet, „denn Zeit sowohl wie Raum sind nur für unsere tierische Hülle geschaffen worden, für Gott und unsere Seelen existiert beides nicht. Wir armenfölgigen Geschöpfe vermögen nicht einmal diese unsere irdischen Grenzen zu erfassen. Indem wir uns Zeit und Raum vergegenwärtigen wollen, fragen wir wie die Kinder: Und nachher und darüber hinaus?“ Im Eifer der Unterhaltung wollte er eben einen tüchtigen Löffel voll Salz in seinen schwarzen Kaffee werfen, als Martha, die neben ihm saß, noch rechtzeitig seinen Irrthum gewahr werdend, ihm schweigend den Löffel aus der Hand nahm und ihm die Zuckerdose reichte. Er sah sie mit einem grimmigen Blick an, den sie aber nicht zu bemerken schien.

„Die Wissenschaft freilich hält nur das für wahr, was bewiesen werden kann, was sie nicht zu erklären vermag, ist Irrthum, ist Unsinn; was sie für richtig hält, ist allein wahr. Hätte man aber vor hundert Jahren einem Gelehrten gesagt, daß man sich heute auf eine Entfernung von vielen Meilen durch Telegraph und Telephon unterhalten könne, er würde uns wahrscheinlich für verrückt erklärt haben. Nun denn — kein verständiger Mann wird die Wissenschaft und die Forschungen des menschlichen Geistes verachten, aber die Gelehrten müssen auch nicht meinen, daß sie unseres Herrgotts Werken auf den Grund sehen können,“ sagte der Pastor aufstehend, als er bemerkte, daß der Professor sich verabschieden wollte. —

Nachdem ihr Vater sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, verließ Martha in Begleitung des Suffraganten das Haus, um einen Krankenbesuch zu machen. — Marie, die auf der Galerie saß, schaute beiden lange nach. Unwillkürlich traten ihr die Thränen in die Augen. Das Kätzchen lag in ihrem Schoß, sie richtete das Tier mit einer heftigen

Bewegung an, so daß Mieke, auf den Hintertreten stehend, ihr gerade ins Gesicht sah. „Ich habe nur dich!“ murmelte das junge Mädchen. Es war, als ob das Tier sie verstanden hätte, denn es legte plötzlich seine beiden Vorderpfoten auf die Lippen seiner Herrin und legte mit seiner kleinen roten Zunge zierlich ihre Wange. Sie drückte die Nase fast leidenschaftlich an ihre Brust und blieb lange, lange so sitzen, in tiefe Träumereien versenkt, während immer von neuem schwere Tropfen aus ihren Augen fielen.

„Der Papa liebt mich wohl ein bißchen in seiner Weise, aber im Grunde ist Martha Alles in Allem für Alle,“ flüsterte sie endlich.

Da öffnete sich die Thür der Galerie und Monro stand vor ihr. Sie fuhr blühschnell mit der Nase über ihr nasses Antlitz, um ihre Thränen zu trocknen, und warf dann einen Blick auf die Thür, als wüßte sie sehnsüchtig zu entkommen. Aber noch ehe sie Zeit hatte, sich zu erheben, sah Heinrich schon neben ihr auf der Bank und ergriff sanft eine ihrer Hände, indes Mieke, die wohl ahnen mochte, daß ein dritter hier zu viel sei, geschickt entwich.

„Fräulein Marie,“ begann er mit seiner klangvollen Stimme, während seine schwarzen Augen sich bittend in die ihrigen senkten, „sagen Sie mir, ob Sie unzufrieden mit mir sind, und ob ich Sie, ohne es zu wollen, beleidigt oder verletzt habe?“

Sie wandte das Gesicht ab und schüttelte den Kopf. Er bemächtigte sich jetzt auch ihrer anderen Hand:

„Aber was ist es denn, was Sie so schroff und kalt mir gegenüber sein läßt. — Ach, Sie ahnen nicht, wie schmerzlich mich der Unterschied zwischen Ihrem Benehmen und dem Ihrer Schwester berührt. Diese ist natürlich, freundschaftlich, ja herzlich gegen mich, während Sie . . . Wenn ich denken müßte, daß meine Gegenwart im Hause Ihres Vaters Ihnen peinlich oder störend wäre . . .“

Er fühlte die kleinen, feinen Hände in den seinigen zucken, aber er bemerkte die tiefe Erregung nicht, die sich in den aufeinandergepreßten Lippen und den hastigen Atemzügen verriet. Einige Minuten hartete er vergebens auf eine Antwort, dann fuhr er fort:

„Als ich bei meinem Einzug hier Ihre kleine Zeichnung sah — die Verse las — da glaubte ich . . .“

„Was glaubten Sie?“ unterbrach sie ihn mit zornglühendem Antlitz, während sie ihre Hände aus den seinigen riß. „Sie haben wenigstens kein Recht, etwas anderes zu glauben, als daß ich damals ein albernes, unverständiges Kind war und mich jetzt einer Thorheit schäme, die mich verächtlich in meinen eigenen Augen macht!“

„Verächtlich!“ wiederholte er, indes eine tiefe Röthe in seine blassen Wangen stieg, „weil Sie Interesse an einem armen, jungen Hirtin nahmen, weil sein Lied, das sich wie ein Gebet aus den Tiefen eines einsamen, verlassen Menschenherzens zu Gott erhob, Ihre Theilnahme erregte? — Oh, Sie verleumdten sich selbst, Fräulein Marie! Nehmen Sie das Wort zurück.“

„Zurücknehmen?“ rief sie achselzuckend, „ich kann es nur wiederholen.“

Sie hatte sich erhoben und ging stolz an ihm vorüber, ohne den schmerzvollen Ausdruck zu gewahren, der sich in seinen Zügen offenbarte. Er blieb allein, ein schwerer Senfzer drängte sich über seine Lippen: „Ja, in ihren Augen war eine niedrige Herkunft etwas Verächtliches. — Aber du, König aller Könige, bist du nicht in einer Krippe geboren!“ fügte er hinzu, seine Blicke zum Himmel emporhebend. —

Am nächsten Morgen saßen die beiden Mädchen und der Suffragant im Garten; letzterer las, Martha nähte, und Marie zeichnete eins der Häuschen, die halb verdeckt von Baumgruppen wie Schwalbennester an den Vergewänden zu hängen schienen. Bisweilen schweifte ihr Blick zu den riesenhaften Felskronen empor, von denen die eine der Turm von Mayen, die andere der Turm von Al genannt wurde. Die kleine

Gesellschaft war heute auffallend schweigm. Martha, die den jungen Geistlichen schon einigemal besorgt angesehen hatte, fragte plötzlich:

„Sind Sie krank, Herr Monro?“

„Ich!“ rief dieser, aus einer tiefen Träumerei auffahrend, die ihn mehr gefesselt hatte, als sein Buch, „krank, und weshalb?“

„Weil Sie mir heute ungewöhnlich still und bleich vorkommen.“

„Mir fehlt nichts, zudem habe ich nie viel Farbe gehabt. Armer Leute Kind,“ fuhr er mit bitterer Betonung fort, „bin ich unter Mangel und Entbehrung aufgewachsen. — Ich verlor meine Mutter ein Jahr nach meiner Geburt. Ihr höchster und letzter Wunsch war, daß ich ein Diener Gottes werden möchte. Der Vater mußte hart arbeiten, um diese Bitte seiner sterbenden Frau zu erfüllen und das nötige Geld für meine späteren Studien zu ersparen. Da er keine Zeit hatte, mich zu überwachen, übergab er mich meinem Oheim, einem strengen, finsternen Manne, mit dem ich, wenn ich aus der Schule kam, die Lasten und Mühen eines arbeitsvollen Lebens in einem Alter teilen mußte, in welchem andere Kinder sich froh und sorglos ihren Spielen überlassen. Meine schönste Zeit war, wenn ich mit meiner Bibel und dem kargen Frühstück in der Tasche hinausziehen konnte in die Einsamkeit und Stille der Berge, um dort mein Tagewerk zu vollbringen und in meiner Ruhestunde Gottes Wort zu lesen.“

Marie verglich mit scheinbarer Gleichgültigkeit ihre Zeichnung mit der Natur und wischte dann die zuletzt gezeichneten Striche aus.

„Ich glaube, Fräulein,“ sagte Monro, sich zu ihr wendend, „die Sonne blendet Sie -- wollen Sie nicht meinen Platz hier unter dem Apfelbaum einnehmen, die Zweige würden Ihnen mehr Schatten geben.“

Seine Stimme klang so sanft und traurig. Es war das erstemal, daß er sie seit gestern anredete; er grockte ihr also nicht, obgleich sie ihn so tief verwundet hatte, wie tief, ahnte sie wohl kaum.

„Danke Ihnen,“ erwiderte das junge Mädchen und nahm sein Anerbieten an.

„Aber sagen Sie mir doch, was steigt denn dort vom Waldbach den Wiesenweg herauf?“ fragte Martha. „Ich sehe etwas Rotes, das sich im Winde bewegt.“

„Es ist der Professor, wenn ich nicht irre,“ erwiderte der Suffragant lächelnd, „er hat sein Taschentuch über den Kopf gebreitet, wahrscheinlich, um sich vor der Sonne zu schützen.“

Bald stand der Genannte, der mit einem Saß den niedrigen Gartenzaun überschritt, freundlich grüßend vor ihnen.

„Sie sollen doch sehen, Kind, daß ich, um Ihnen zu gefallen, mich praktisch zeigen kann. Habe große Wäsche gehalten unten am tosenden Gewässer. Betrachten Sie meine Kravatte und meinen Foulard — kein Fleckchen mehr darin — habe beiden als wandelnde Trockennaschine gebietet, sie auf dem Rückweg über Kopf und Schultern gebreitet. Fühlen Sie nur, wie gut ihnen der Spaziergang bekommen ist? Sind Sie zufrieden mit meiner Arbeit? He? — Können beide gleich in Angriff nehmen, wenn Sie wollen, Ihre Nadel findet zu thun da.“

Er näherte sich nun der jüngeren Schwester, lobte ihre Zeichnung, legte sich dann ins Gras zu ihren Füßen, sagte, daß er nichts Angenehmeres kenne, als sich in Gegenwart lieber Freunde der Ruhe zu überlassen, und war bald sanft eingeschlafen. Das Auge des Suffraganten weifte mit sichtbarem Wohlgefallen auf seinen edlen Zügen, die den Ausdruck einer fast kindlichen Treuherzigkeit und Gutmütigkeit trugen. — Eine Stunde mochte verstrichen sein, ohne daß der Professor sich rührte — nur einmal murmelte er im Schlaf: „Lapodium ga.“ —

Martha, welche die ihr übergebenen Tücher gesäumt hatte, faltete dieselben sorgsam zusammen und legte sie neben ihn aufs Gras, worauf sie geräuschlos den Garten verließ.

Eine Zeitlang wagte Marie nicht von ihrer Zeichnung aufzublicken — las Herr Monro? Vergebens lauschte sie auf das Umblättern der Seiten. Wenn er nicht las — träumte er — oder beobachtete er sie? Das junge Mädchen hätte sich so gern Gewißheit darüber verschafft; der Zwang, den es sie kostete, nicht aufzusehen, wurde ihr bald unerträglich. Sie erhob den Blick und traf auf die dunklen Augen des Suffraganten, die in finsternem Brüten auf ihr hasteten. Es lag etwas in dieser Forschung, das sie ärgerte. Sie zog die schön gezeichneten Augenbrauen unmutig zusammen und tauchte ihren Blick kühn in den seinigen. Ihr ganzes Gesicht trug den Ausdruck stolzer, trotziger Herausforderung, der zu sagen schien: Versuchen Sie es nur, in meiner Seele zu lesen, Sie werden doch nie erfahren, was darin vorgeht. — Er war es, der zuerst seine Augen von ihr abzog — er preßte die Lippen zusammen, als wollte er einen Seufzer unterdrücken, der aus seinem Herzen emporstieg. —

Der Professor erwachte jetzt, sein erster Blick fiel auf Marthas leeren Platz.

„Wußte es ja, denkt schon wieder an die Fütterung der Materie! Muß mir noch das bißchen Schlaf stören, kann sich nicht eine Minute ruhig halten! Oh, schon in Ordnung gebracht?“ fügte er hinzu, die Tücher bemerkend, „können unmöglich gut gemacht sein in der Schnelligkeit! — Guten Morgen, Fräulein, ist ganz was anderes mit Ihnen, wissen doch still zu sitzen, sehr lobenswert! Auf Wiedersehen, junger Mann.“

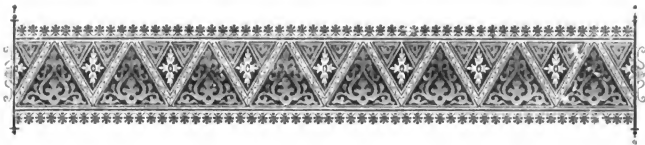
„Aber wollen Sie uns denn schon verlassen?“ rief Marie erstaunt.

„Sicherlich! Man ist wie in einem Bienenkorb hier! Die Arbeitsbiene fliegt immer aus und ein. Nichts für mich — Adieu!“

Marie raffte mit einer gewissen Hast ihre Zeichengeräthschaften zusammen und verließ ebenfalls den Garten.

(Schluß folgt.)





## Der Hof in Weimar zu Goethes Zeit.

Kultur- und Zeitbild aus den Papieren eines Hofmanns.

(Niedergeschrieben 1840.)

### I. \*)

Der Hof wurde von dem Obermarschall v. Witzleben, einem wohlgebildeten, menschenfreundlichen und vermögenden Manne, zu allgemeinem Wohlgefallen dirigirt. Er besaß die durch die neuerlich errichtete Wasserbadeanstalt bekannte, bei Itmenau gelegene Eigersburg.

Einer Oberhofmeisterin erinnere ich mich nicht, wohl aber stand ein Fräulein von Quernheim unter den drei Hofdamen im ersten Range, und ich habe dieselbe immer als in jeder Art ausgezeichnet rühmen hören; sie war die Führerin der Prinzen gewesen, ehe diese unter männliche Leitung kamen, sie verheirathete sich mit dem Oberforstmeister von Witzleben, nachmalen in Itmenau. Die Hofdame von Kostitz, von ungemein starker Figur, war als sehr klug, aber etwas intriguant bekannt. Ein Fräulein von Stein, Lottinchen genannt, die Tochter der damals hier lebenden Geheimrätin von Stein und Mutter des Oberstallmeisters, war desto magerer, gutmüthig, machte aber öfters sehr heftige Meinungen, die mehrtheils in das Possirliche fielen und die Herzogin belustigten. Die häufigen Diners und Bälle, das stehende Theater, waren Mittel genug, den Hof glänzend zu machen; die Herablassung und die Liebenswürdigkeit der Herzogin selbst aber wurde überall anerkannt.

Unter dem Obermarschall von Witzleben stand noch ein Herr von Felgenhauer als Gehülfe in manchen Fächern, namentlich in Bezug auf das Pageninstitut; er war taub, daneben aber allgemein geliebt und geschätzt.

Der Eintritt in das Schloßtheater ward freigegeben, versteht sich im Verhältnis der Classen und des Raumes. Die früher Koch'sche, nachmals Seiler'sche Hoftheater-Truppe war damals in der ganzen Umgebung nicht allein die einzigstehende, sondern auch überall eine vorzüglich geachtete. Die Namen Echhof, Voet, Brandis, Meyer, Günther, Mad. Seiler, M. Brandis, Demoiselle Mefur und Madame Koch behielten noch heute einen vorzüglichen Rang in der Geschichte ihrer Kunst und des deutschen Schauspielers. — Diese Personen stehen mir noch lebhaft vor Augen, da ich mich von meiner frühesten Kindheit an außerordentlich zu dramatischen Vorstellungen hineigte und von meinem achten Jahre an vielleicht allzu häufig dazu verwendet wurde. Bon

\*) Dieser erste Artikel behandelt, streng genommen, noch nicht Goethes Zeit, bildet aber die Einleitung zu den bezüglichen Mittheilungen.

eigentlichen großen Opern mit Recitativ erinnere ich mich aus jener Zeit nur der von Wieland gedichteten und von Schweizer in Musik gesetzten *Alceste*. Von kleinen Operetten sind mir noch das *Milchmädchen*, die *Jagd*, die *Dorfgalia* und die treuen *Köhler* gegenwärtig. In der letzteren hatte der Rath Herrmann, einer der Prinzenlehrer, den Text geliefert und sinnreiche Anspielungen für die jungen Prinzen darein verwebt; die Composition dagegen war von Wolf. Von Trauerspielen gedenke ich noch lebhaft Richard des III. und *Emilie Galotti* (den alten *Edhof* als *Odoardo* könnte ich malen), von Lustspielen des tauben *Apothekers*. Auch im Komischen war *Edhof* ein Meister und würdigte dergleichen Rollen nie zur Gemeinheit herab. Zwei Balletmeister, Schulz und Koch, zeichneten sich, Letzterer in dem *pas grave*, Ersterer im *pas comique*, sowie die Concertmeister Schweizer und Wolf in der Composition zu damaliger Zeit aus. Zu Figuranten und sogenannten Concerttänzern und Tänzerinnen wurde das geringere Theaterpersonal verwendet, und als sehr unterhaltende Ballette sind mir noch das sogenannte *Fischerballet* und die sieben Schwaben im *Andanten*, beide waren komischer Art. Das ganze Theaterpersonal wurde als sehr sittlich geachtet und stattete oft in den ersten Häusern Besuche ab, wie ich denn auch in dem unserigen mehrere gesehen habe.

Ein erfreulicher Anblick soll es gewesen sein, wenn die Herzogin, mit den beiden Prinzen an der Hand, in die fürstliche Loge trat. Unter ihrem Gefolge befanden sich außer den Hofchargen der Graf Görz als Gouverneur der Prinzen und der Hofrath Wieland mit dem Rath Herrmann als Instructoren. Die Logen und das Parterre waren stets gefüllt und die Anwesenden bezeigten ihre Ehrfurcht, wenn die Herrschaft eintrat. Vom Händelatschen beim Empfang hoher Personen wußte man damals noch nichts; auch war ein eigentliches Paradies nicht vorhanden. Das Applandiren einzelner gelungener Theater scenes ging nur von der Herrschaftsloge aus und wurde von den betreffenden Auteurs mit verschämter niedergeblassenen Augen und einer unmerklichen Verbeugung entgegengenommen.

Bei Hofbällen waren Dominoanzüge gebräuchlich, wie wir sie noch vor wenig Jahren gesehen haben. Bei der Fußbekleidung sah man Schuhe mit rothen Absatz und runden Steinschnallen. Auf den Schultern lagen breite Haarbeutel mit schwarzen breiten Bändern durchzogen, welche auf der Brust an den sogenannten *Jabots* befestigt waren und *postillons d'amour* hießen. Die Damen trugen Reifröcke und über diesen buntsidene Roben. Bei den Contratänzen mußten sich selbige auf eine höchst lächerliche Weise von der Seite durch die Colonne schieben. Ihre Armbekleidung war mit offenen herunterhängenden Aermeln versehen; auf den Schuhen mit sehr hohen Absätzen blizten ebenfalls Steinschnallen. Mit der größten Mühe und Beschwerde wurden bei Herren und Damen die Haarfrisuren zusammengestellt, ja man kann wohl sagen aufgebaut, um den Perrücken, welche zum Theil schon aus der Mode gekommen waren, nichts nachzugeben. Hiervon zeugen die Bilder aus jener Zeit. Die Vorbereitungen dazu nahmen den Abend vorher ihren Anfang, und da hohe Stirnen beliebt wurden, suchte man sie sich durch Herausrupfen der hereingewachsenen Haare zu verschaffen, was nicht ohne Schmerzen abgeben konnte. Mein seliger Vater ließ stets nach dem Abendessen die zum Locken bestimmten Haare mit sogenannten *Papilloten* ganz fest an den Kopf wickeln, und die weibliche Familie, welche seine Umgebung ausmachte, unterlag einer ähnlichen Behandlung, wodurch die Betreffenden nicht selten um einen Theil ihres nächtlichen Schlafes gebracht wurden. Hatte man aber diese Abendtortur vernachlässigt, so mußte das Brenneisen Tags darauf die *Vices* der Haarwickel vertreten und mehrere Kohlenpfannen zu diesem Gebrauche beständig in Bereitschaft stehen. Waren nun die Damen mit dieser Toilette fertig, so wurde das sogenannte *Rouge* aufgelegt, wie es die Mode erheischte, wenn es den Wangen auch nicht an hinlänglicher Röthe fehlte. Ja meine Mutter erzählte oft, wie die Frau Herzogin sehr darauf Acht habe und in kleineren Gesellschaften diejenigen Damen mit eigenen hohen Händen röthete, die ihr bei



gehöriger Beleuchtung zu blaß schienen. Zuletzt kam es an die sogenannten Monchen, und man studirte lange, ob man eine große oder kleinere, in welcher Zahl und auf welcher Stelle man sie auflegen wolle, um es im Sinne der geliebten Gebieterin zu thun. Die Herzogin und die vornehmsten Damen pflegten in Gesellschaften Goldfaden zu dreseln, außerdem war das Filetsticken in Zwirn und Seide an der Tagesordnung. Den kleinen Kindern gab man kleine Stückchen von getragenen seidenen Kleidern und dergleichen zum Zerzupfen.

Die Hofsprache, sowie die der angeseheneren Familien durfte zwar deutsch sein, aber die Mode erforderte, daß dies Deutsch so viel als möglich mit französischen Wörtern und Phrasen ausgeschmückt sei. Dergleichen lächerliche Compositionen vernahm man noch zuletzt aus dem Munde des alten Grafen von Beust\*).

Kinder, deren Eltern bei Hofe Zutritt hatten, wurden unter Aufsicht eines Hofmeisters oder einer Gouvernante bei Hofbällen zum Zusehen eingelassen (und so erinnere ich mich genau der [hellgelb und roth montirten] sogenannten Gardereiter, welche vor dem Rittersaale und vor den Zimmern der Herrschaften Wache standen und beim Ein- und Ausgehen derselben präsentiren mußten). Sobald die Herzogin mit den Prinzen und dem übrigen Hofgesolge erschien, begann die Musik mit Trompeten und Pauken. Nach allseitiger Verbeugung traten zuerst die sechs Zutrittsdamen, dann die übrigen der Herzogin näher und wurden zum Rockfuß gelassen. Erstere bestanden aus der Gräfin Görz, der alten Geheimrätthin von Stein (Mutter des Oberstallmeisters und der Hofdame gleichen Namens), der Obermarschallin von Wigleben und der Geheimrätthin von Frisch. Einer der angeheuersten Fremden oder in deren Ermangelung einer der vornehmsten Cavaliere wurde beordert, mit ihr die alleinige Menuet zu tanzen, wobei sich ebenfalls Pauken und Trompeten hören ließen. Die Musik zu der Menuet blieb viele Jahre dieselbe. Es war üblich, daß die Herren bei der dritten Tour ihre galonirten Federhüte aufsetzten und nicht eher wieder abnahmen, als bis die Abschiedscomplimente erfolgten. Hierauf gab der Obermarschall das Zeichen, daß die übrigen Anwesenden ebenfalls tanzen durften. Der nachmalige Geheimrath von Dypel, welcher, als ich ihn gesehen habe, unförmlich dick und in seinen ganzen Bewegungen etwas hölzern war, soll bei jenen Hofbällen der Vortänzer und als solcher unübertrefflich gewesen sein. Nach den Menuetten kamen die sogenannten englischen Tänze an die Reihe. Der Polonaisen erinnere ich mich wenig, wohl aber eines Tanzes zu drei Personen, den man den schottischen Tri nannte, wozu ein Herr und zwei Damen oder zwei Herren und eine Dame gehörten. Die Allemanden, Bauzhall's und raschen Walzer wurden erst späterhin üblich. Der jetzt nicht mehr bekannte Bauzhall-Tanz wurde von einem Herrn und einer Dame in einem sehr gemäßigten Tempo dergestalt aufgeführt, daß das Verschlingen der Hände die hauptsächlichste Tour ausmachte; wenn er von gehöriger Grazie und immer runder Bewegung der Arme begleitet war, nahm er sich sehr zierlich an; mehrere Paare folgten dabei einander wie im Walzer. In meiner Eltern Hause wurden von jungen Herren und Damen viel Proben daran gehalten. Noch einer der ausgezeichneten Tänze war der kosakische, es gehörten zwei Personen, aber solche dazu, welche mit viel natürlichem Geschick begabt waren, weshalb ihn nur diejenigen unternahmen und öffentlich sehen ließen, die ein solches zu besitzen glaubten.

Man soupirte bei diesen Hoffesten gegen Mitternacht an der Herrschafts- oder Marschallstafel; die Bälle selbst endeten aber erst am frühen Morgen. Es ist mir noch sehr im Andenken, daß meine Eltern und Tanten kaum nach Hause zurückgekehrt waren und sich anskleideten, wenn ich als Knabe schon wieder aus dem Bett gestiegen war.

\*) Einst erwähnte ein Fräulein v. Lasberg, daß sie von chère Maman eine grande gronde darüber erhalten habe, daß sie nicht die mindeste Tinture einer noble conversation mit in den Hofsalon brachte ic.

Besonders ergötzlich waren die Hofschlittenfahrten anzuschauen; denn es war Ton, viel auf Schlitten- und Pferdegeschmuck zu wenden und man sah die mit schönen Pelzen prangenden Damen in buntfarbigen Muscheln, in Leibern von Schwänen, Meerjungfern, Seefischen und dergleichen dahingleiten. Nur einsitzige und einspännige Schlitten waren im Gebrauch; die damals sehr beliebten buntfarbigen Pferde stolzirten in kurzem Trab mit blauen, gelben, rothen und großen Quasten und Cymbeln behangenen breiten Tuchbedeckungen einher, auf welchen wohl mehrere Hundert Schellen befestigt waren. Hohe bunte Federbüsche zierten ihre Häupter und galaute Hofcavaliers leiteten sie mit bunten Cardälen von der sogenannten Britsche herab. Vor jedem Schlitten ritten einer oder ein Paar mit Gold und Silber und englischen Quastenhüten geschmückte Reiter vorans, vor deren Peitschentruall die Luft ertönte; vor den vornehmsten Schlitten aber sah man zwei bis vier sogenannte Stangenreiter, welche, für den Fall, daß eine der Schlittenstangen zerbrechen könnte, zwischen denen das Pferd eingeschränkt war, andere in Bereitschaft hatten. Diese Reiter waren nach Art der Heiducken gekleidet, auch die Käufer durften nicht fehlen und durchwalkten die Lust. Die Zahl der Hintereinanderfolgenden war oft sehr bedeutend und der Oberstallmeister führte den Zug auf der Britsche eines leeren Schlittens in Form eines Pferdes, eines Hirsches oder was sonst gehörig, an.

Von Redouten habe ich zu damaliger Zeit nichts gesehen; jedoch wurden dergleichen zuweilen auf dem Rathhause gehalten; späterhin in dem Saale des Landschaftsgebäudes, bis dasselbe von den höchsten Herrschaften bezogen wurde. Die größte Beistufigung bestand darin so lange es möglich war, unerkannt zu bleiben. Dunkel erinnere ich mich noch mehrerer Damen in meiner Eltern Hause in schwarze Anzüge gemummt, die man Fledermäuse nennt, weil auf dem Kopfe zwei rothe Ohren zu sehen waren. Nur ganze Larven waren üblich, die im Nebenzimmer abgelegt wurden. Die Herrenanzüge sollen häufig in schwarzjammtnen Schlotsegermasken, sowie in spanischen und italienischen Trachten bestanden haben. Von Pantalonen, Polcinellen, Pierrots, Scapins und dergl. war viel die Rede. Nächstdem sah ich an den Herren, deren mehrere vor der Redoute in unserem Hause soupirten, sogenannte Tänzermasken mit unendlich vielen bunten Schleifen besetzt, Altenburger Bauernanzüge, Spanier u. a. m. Auch Dominos waren zu sehen; die Tabarros kamen erst später auf. Einen sehr brillanten Anzug hörte ich erwähnen, in welchem der Kammerjunker von Bähm erschienene sei, wobei besonders bemerkt wurde, daß zwei große blaue Augen in meisterhafter Stickerei auf der Brust zu sehen gewesen wären, welche Jedermann als Anspielung auf die der Frau Herzogin bewundert habe.

Die Herzogin pflegte zuweilen an Sonn- und Festtagen nach Tafel in der Esplanade spazieren zu gehen; die Stunde wurde der Noblesse unter der Hand bekannt gemacht, welche sich dann zahlreich verammelte und sich harrend auf den zur Seite stehenden Bänken niederließ. Die Regentin erschien gewöhnlich im Reitrod und mit dem ganzen Hofe; der Obermarschall ging voraus, ein Page trug ihre Schleppe. (Dieser jungen Leute gab es damals 6; sie waren größtentheils 17—18 Jahre alt und hatten Zutritt in die angesehensten Gesellschaften. Ich erinnere mich der Herren von Weitersbäumen, der Herren von Einsiedel, von Lutz, von Wedel, von Staff. Die beiden letzteren waren Jagdvögel.) Hinter diesen folgte die niedere Hofdienerschaft; sie bestand aus Käufern, Heiducken und einem Zwerg. (Eines Mohren erinnere ich mich erst unter der hochseligen Großherzogin.) Auch viele Honoratioren und Bürger eilten zur Esplanade, weil sie außerdem ihre Fürstin nur selten so nahe zu Gesicht bekamen. Man verweilte oft einige Minuten an dem zur Seite angebrachten Bassin, in welchem sich Goldfische befanden und von der Herzogin gewöhnlich mit Semmel gefüttert wurden. Zuweilen nahm die Herzogin bei diesen Lustwandlungen den Thee in einer Art Grotte, welche auf dem Plage befindlich war, wo jetzt das Stiehling'sche Haus steht. Ein Einsiedler in einer grauen Kutte mit sehr natürlich aus Wachs geforneten Gesicht und Händen saß darin auf einem Steine vor einem Tische und großem Buche.

Die junge Regentin machte öfter Promenaden zu Pferde, wobei der Oberstallmeister von Stein den Zug führte. Bereiter eilten ihr zur Seite, jedoch war es Regel, daß die Köpfe ihrer Pferde hinter der fürstlichen Person bleiben mußten. Dieser Zug war gewöhnlich sehr zahlreich und bestand vorzüglich aus den angesehensten jungen Herren. Man hatte ihr einen sehr weissen und dicken Gaul gegeben, auf dem sich ihre Figur besonders klein und zart ausnahm, weil sie auf einem deutschen Sattel ritt. (Die einseitigen waren damals noch nicht im Gebrauch.) Bei dieser Gelegenheit wurde der kleine Fuß der Herzogin bewundert, von welchem überhaupt viel die Rede war. Mehrere galante Cavaliere trugen kleine goldene Schuhe als Verlocken an den Uhrketten und die Fräuleins rechneten es sich zur Ehre, die von ihr getragenen Schuhe zu erkaufen und anzuziehen. (Sie legte täglich ein paar neue an.) Der Oberstallmeister von Stein war einer der galantesten Reiter seiner Zeit; ja er gab sich sogar mit der Kunststreicherei ab. Es wurden auch noch in der folgenden Zeit dejeuner in der geschlossenen Reitbahn gegeben, wo man seinen Kunstsprüngen und geschickten Wendungen auf den Pferden großen Beifall zollte.

Auch den Militair-Reunen, welche gewöhnlich auf den oberweimarischen Wiesen gehalten wurden, wohnte die Fürstin zu Pferde bei. Nach Absterben des Generals von Borksdorf war Obrist Lasberg der Chef des Militairs; unter ihm commandirten der Obristlieutenant von Bila und die Majors von Steting und von Bünau, von denen Letzterer der Vater der nachmaligen schönen Frau von Vinker war. Der Obrist von Lasberg war ein sehr gutmüthiger aber einfacher Mann; er besaß das Gut Kleintromsdorf, wo manches Komische von ihm erzählt wurde.\* Bei diesen Reunen, die man sonst in Weimar nur das Abschieschen nannte, wurden außer dem Infanterie-Bataillon auch die Garde unter ihrem Rittmeister von Todewart mit aufgestellt. Hauptmann de Castro war Chef der Artillerie, die ebenfalls im Feuer manövrirte. Jeden Tag zog die Parade im Schlosshof auf. Die Herzogin erschien dabei am Fenster und wurde salutirt. Gleichermassen war ein Landregiment vorhanden, von dem ich jedoch nur einen unförmlich dicken Lieutenant Namens Zeusch gesehen habe, welcher der Polizei beigegeben war. In Jena waren zwei Compagnien stationirt, über welche ein Commandant, der Obrist von Raschau, Vatersbruder meiner Mutter, gesetzt war. Er hatte die Rhein-campagne mit dem Weimarijchen Contingent gemacht. Die Zimmer im Jenaischen Schlosse, welche über der Hauptwache befindlich sind, waren ihm zur Wohnung eingegeben, und wenn er nach Weimar kam, so rühmte er stets den gnädigen Empfang von Seiten der Frau Herzogin. Dieses Militair in Jena war zu jener Zeit ebenso gekleidet wie das zu Weimar, wurde aber allgemein mit dem Namen Schnurten belegt, ob es gleich regelmäßig exercirt wurde. Die Studenten waren in den siebziger Jahren noch sehr roher Natur, sie schlugen sich öffentlich auf dem Markte, machten des Nachts sehr wilde Streiche mit Fenstereinwerfen und dergl., daher denn dem Militair sogenannte Springstöcke beigegeben waren, um die jungen Leute, denen die mitunter alten Soldaten nicht nachfolgen konnten, fangen und festhalten zu können. Nach Ableben des Grafen von Bünau, als Statthalter in der ersten Zeit der Vormundtschaft, sowie nach dem Tode der Geheimen Räthe Rönne, Greiner und Rößiger wurde Geheimerath von Frisch erster Minister. Untere Glieder des Conseils waren Ludwig Schmidt, nachmaliger Canzler, und der Geheime Legationsrath Schnans. Bei der Kammer präsidirte von Rasb, bei der Regierung der Canzler Schmidt. Nachdem der Oberconsistorialpräsident von Hendrich gestorben war, wurde mein Vater dessen Nachfolger.

\* Unter Anderem soll er, wenn er auf seinem Gute war, die ihm zustehende Fischerei auf folgende Weise geübt haben: er besetzte nämlich an dem langen Verräudenkopf, den er zu tragen pflegte, eine Angel. Hing nadend in die Zim, und warf, wenn ein Fisch angebissen hatte, die Verräude ans Ufer, wo sie seine Gemachlin aufnahm, den Fisch lösete, und ihm dann die Verräude wieder aufstellte, mit der er nun seinen Fang fortsetzte.

Von der Polizei hörte man nur selten etwas. Der Geheimerath von Fritsch hatte diese mit Beistand des Regierungsrathes Heyer und des unförmlich dicken Rath's Federmann übernommen; er führte sie unbemerkt mit großem Erfolge; denn nur äußerst selten wurde hier und da ein Frevel laut, und die mehrsten Vorfälle solcher Art that man bloß mit Verweisen ab. Die vorbenannten Herren Chefs, sowie fast alle Männer von ansehnlichem Range ließen sich im Publiko sehr wenig sehen, und niemals ohne einen Bedienten hinter sich; auch trugen diese noch schön gepuderte Perrücken mit allerley Seitenlocken und Haarbeuteln. Die Geistlichkeit benahm sich mit großer Zurückgezogenheit; man sah den Generalsuperintendent Pasch, die Oberconsistorialräthe Gottschalk, Schulz und Schneider nie anders als in vollkommener Amtskleidung mit Mänteln, sowie mit lockigen, weißgepuderten Perrücken; ihr Gang war jeder Zeit sehr gemessen (das Schnellgehen hielt man überhaupt für unanständig); auch pflegten diejenigen, die den genannten Herren begegneten, gewöhnlich still zu stehen, um sie ehrerbietig zu begrüßen.

Als Leibarzt war der Hofrath Hufeland, Vater des zu Berlin verstorbenen Geheimen Staatsraths, allgemein hochgeehrt. Diesem stand besonders für chirurgische Fälle nach der Rath Engelhardt zur Seite. Es war üblich, daß die Aerzte diejenigen Häuser wöchentlich wenigstens einmal besuchten, die sich ihrer Sorge anvertraut hatten, und eine förmliche Inspektion über alle Glieder derselben hielten. Alle Vierteljahre einmal wurde so eine ganze Familie zum Einnehmen einer Abführung beordert, die nach Maßgabe aus einer Portion Rhabarber oder wenigstens eines Wiener Mannatränkchens bestand, und am Mittag einer solchen Unternehmung erfolgte jeder Zeit eine genaue Nachfrage über ihre Wirkung. Nächst dem Hofrath Hufeland gab es noch drei geschätzte Aerzte, den Bergrath Buchholz, den Hofmedicus Hufeland den Jüngeren und den Rath Helmershausen. Ersterer war Besitzer der hiesigen Markt-Apothek, welche damals noch die einzige war.

Equipagen gab es zu jener Zeit nur sehr wenig in Weimar. Herren und Damen bedienten sich größtentheils der Porteschaisen. Der Obermarschall von Witzleben und der Geheimerath von Schardt hielten sich Heiducken, welche sehr stattlich costümiert waren. Käufer gingen vor und Bedienten hinter der Porteschaise her. Man sah die höchsten Herrschaften ansehnlich außerhalb der Stadt nie unter 6 Pferden fahren. Auch der Obermarschall von Witzleben und Geheimerath von Fritsch fuhrten sechsspännig mit Fivochis, wenn sie Promenaden machten.

Großkrenze und über der Achsel hängende Bänder sah man nur selten, außer bei fürstlichen Personen, und bei diesen mehrentheils den großen polnischen weißen Adler-Orden. Graf Görz war der einzige, der außer dem Erbprinzen damit versehen war. Der alte Geheimerath Schardt hatte zwar den alten Baireuther rothen Adlerorden erhalten, als er noch Hofmarschallsdienste bei dem Herzoge Constantin that; allein mit diesem wurde nur ein rothes Halsband ausgegeben und war schon zu jener Zeit wenig in Achtung.\*) Demohngeachtet heftete besagter Geheimerath Schardt den ungeheurer großen Stern auf jeden seiner Schlafkröde, wie ich so oft zu bemerken Gelegenheit hatte. Der Obermarschall von Witzleben war der einzige Weimarische Diener, an dem man den Falkenorden sah, welcher, an einem Halsband getragen, damals nur eine Classe hatte. Geheimerath von Herda erhielt ihn erst später am Ende der siebziger Jahre.

Im Jahre 1774 ereignete sich der Schloßbrand; er brach zu Mittag gegen 2 Uhr aus und dauerte mehrere Tage. Noch höre ich die Trommeln, welche bei Tag und Nacht durch die Straßen lönten, so oft sich neue Flammen zeigten. Die größte Sorge war jedoch auf den Thurm gerichtet, da durch dessen Entzündung die ganze Stadt in Gefahr gekommen wäre. Mit der höchsten Theilnahme sah man die Herzogin mit ihren beiden Prinzen durch die Windische Gasse nach dem unlängst erst fertig gebauten Hause

\*) Man behauptete damals, Markgraf Karl habe ihn sogar seinen Hofnarren, sowie späterhin seinen Leibhunden umgehängt.

des Geheimeraths von Fritsch, dem jetzigen Palais, fahren, wo sie zu Mittag speisten. Von da aus zog die Herrschaft in das sogenannte Jägerhaus, dann nach Belvedere und späterhin in das ebenfalls neuerrichtete Landschaftsgebäude. Verunglückt war nur ein einziger Zimmermeister, dessen verbrauchter Leichnam öffentlich gezeigt und feierlich beerdigt wurde. Seine Grabstätte ziert noch jetzt der auf dem alten Gottesacker befindliche Leichenstein, an welchem die Attribute des Zimmermanns-Handwerks zu sehen sind.

Von den Prinzen und ihren Umgebungen weiß ich nur wenig anzuführen. Kurz nach meiner Eltern Einzüge in Weimar besinne ich mich, den Grafen Görz und die beiden Prinzen bei einer Assemblée, die mein Vater gab, gesehen zu haben. Den Grafen Görz und dessen Gemahlin sah ich, jedoch nur selten, in unserem Hause; er galt für einen sehr feinen Hofmann; er machte immer sehr scharfe Bemerkungen über das Benehmen der jungen Cavaliere. Die übrigen Instructoren waren die Hofrätthe Wieland und Herrmann, ferner der Oberconsistorialrath Seidler, welcher der Herzogin aus Braunschweig gefolgt war, der Rath Albrecht und der Professor Musaeus. Andere sogenannte Maitres waren der französische Sprachmeister Dumanoir, der Tanzmeister Aulhorn, der Fechtmeister Hennicke, der Bereiter Hamburger, sowie die Hofmaler Heinzius und Schumann. Auf den Reisen, welche nunmehr die Prinzen unternahmen, wurden dieselben nächst dem Grafen Görz von dem Oberstallmeister von Stein und dem erst angekommenen Hauptmann von Knebel begleitet. Nach zuverlässigen Nachrichten hatte sich besagter von Knebel mit dem Grafen Görz in Paris entzweit. Die jungen Herren befanden sich begreiflicher Weise in der Umgebung dieses geistreichen, lebendigen Mannes angenehmer als in der der andern beiden Herren, und sollen in Paris so manche Gegenstände nur in seiner Umgebung und ohne Genehmigung des Grafen in Augenschein genommen haben. Daß hieraus eine Disharmonie entstehen mußte, ist leicht begreiflich. Der Graf hatte sich hierüber bei der Durchlauchtigsten Mutter schriftlich beschwert, die jedoch die Sache nicht als so wichtig betrachtete und den Hauptmann von Knebel, wie mir dieser selbst gesagt hat, nach seiner später erfolgten Rückkunft jener Vorgänge ungeachtet mit Freundlichkeit empfing. Der Tag der Rückkehr der Prinzen ist mir noch sehr gegenwärtig. Geheimerath von Fritsch besah damals das jetzt von Goethe'sche Haus. Die Herzogin-Mutter war den Ankommenden entgegengefahren; sie hatten zuletzt den Rudolstädter Hof besucht und kamen von daher des Nachmittags gegen 3—4 Uhr in einem offenen Wagen zum Frauenthore herein. Die ganze Bürgerchaft war mit ihren Fahnen entgegengezogen und der Jubel war allgemein.

Einige Zeit hierauf erfolgte die Thronbesteigung Karl Augusts.





## Der weiße Bar.

Unter den Herrschern der Gegenwart giebt es seit dem Ableben Kaiser Wilhelms I. wohl keinen zweiten regierenden Fürsten, von dem so viel gesprochen wird, der so sehr das europäische Interesse in Anspruch nimmt, aber so wenig bekannt ist, wie der Zar. Alle Welt blickt nach dem Winterpalais der nordischen Palaststadt, wo er haufen soll, aber niemand vermag sich von ihm so recht eine Vorstellung zu machen. Obgleich er schon beinahe ein Jahrzehnt herrschte, wußte man doch von ihm nicht viel mehr, wie von dem unnahbaren Sohne des himmlischen Reiches, und erst in den letzten zwei bis drei Jahren drang mitunter etwas von den Willenskundgebungen desselben in die Oeffentlichkeit, das wie ein blitzartiges Zucken und Wetterleuchten durch Europa ging und die Aufmerksamkeit fesselte.

Der Kaiser Alexander III. ist kein Popularitätshascher. Er drängt sich wenig auf die Volksbühne, hält sich zurückgezogen und ist nur selten sichtbar, aber er hat durch diese — vielfach der Praxis anderer Fürsten entgegengesetzte Richtung — willentlos erreicht, ein Herrscher zu werden, der im politischen Areopag ungefähr die Bedeutung eines nordischen Donnergottes erlangte, von dessen Wahlen man nur gelegentlich etwas vernimmt, dann aber meist in einer Form, wie man sie am allerwenigsten für wahrscheinlich voraussetzen konnte.

Es darf daher auch nicht wunder nehmen, wenn der weiße Zar bei einem großen Teile der Bevölkerung zu einem beinahe mythischen Wesen geworden ist, der nur die gewöhnliche Menschengestalt annimmt, wenn er von Zeit zu Zeit seinen Eispalast an der Newa verläßt, um entweder auf dem Wege nach dem dänischen Inselreich zu Schiff durch das baltische Meer zu streichen, oder mit dem feuerspeienden Dampfstoß im Fluge das deutsche Reich zu durchqueren.

Daß dieses sphingartige zeitweise Hervortreten des Zaren und seine — alle Berechnungen gewöhnlicher Menschentinder durchkreuzenden — Willensäußerungen die Volkspantastie noch mehr heransfordern mußten, ist natürlich. Mit den gebräuchlichen Anschauungen der großen Menge stimmt die Eigentümlichkeit des Kaisers durchaus nicht überein. Es ist ein — wenn auch nicht immer angenehmer — Vorzug gekrönter Häupter, daß sie sich mehr als andere Sterbliche der Bekrittelung der letzteren unterziehen müssen. Dafür sind sie Könige oder Kaiser. Man will nicht bloß wissen, wie sie leben und sterben, schlafen und wachen, lachen und weinen, essen und trinken, gehen und stehen, sondern auch was sie thun und lassen, und noch viele andere Dinge mehr.

Genug, man möchte über das Unbedeutendste unterrichtet sein und am liebsten sogar ihre Gedanken erpähnen und ihre Pulsschläge zählen, wie es beim Kaiser Wilhelm I. geschehen ist. —

Dieses Interesse für den Monarchen beginnt aber schon, wenn er noch als Götterbube oder Kronprinz in der Wiege liegt, und es wächst fortdauernd, bis er als Thronfolger auf die politische Schaubühne tritt, wo sich so ziemlich ein fertiges Urtheil über das, was man zu erwarten, zu hoffen und zu fürchten hat, herausgebildet zu haben pflegt. Damit ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß erhebliche Täuschungen oder Enttäuschungen eintreten und der Herrscher den Kronprinzen oder Thronfolger so vollständig abstreift, daß, beide gegenübergestellt — wie bei Friedrich dem Großen oder einem englischen König —, nicht mehr wiederzuerkennen sind und geradezu als psychologische Rätsel erscheinen.

Aber — auch in dieser Beziehung ist Alexander III. infolge seiner Geburt nicht im ganzen Umfange der wißbegierigen Welt zu Willen gewesen. Er hat sich der Volkskritik erst zur Verfügung gestellt zu einer Zeit, wo dieselbe mit dem zukünftigen Träger der Krone schon so gut wie abgeschlossen hatte; aber — vielleicht eben darum hat wohl selten ein junger Fürst so viel Befürchtungen und Hoffnungen wachgerufen und natürlich auch eine um so kritischere Beurteilung über sich ergehen lassen müssen, wie der Zarewitsch Alexander, als er seinem älteren hoffnungsvollen Bruder Nikolaus nach dessen Ableben in Nizza in der Thronfolge succedirte.

Damals noch ein zwanzigjähriger Jüngling und gegen alle menschliche Voraussicht unerwartet zum Nachfolger des Thronerben berufen, war die Situation Alexanders keineswegs eine angenehme. Er war für einen solchen Fall, einstmals das russische Weltreich zu beherrschen, wenig vorbereitet und stand in der Volksamnt bei weitem nicht so hoch, wie der sanftere und seinem erlauchten kaiserlichen Vater so ähnliche Nikolaus. — Aber nicht nur in den breiteren Volksschichten war Alexander wenig populär, sondern auch in den höheren und höchsten Kreisen — und namentlich dort — besaß der als absolut eigenwillig bekannte neue Zarewitsch so geringe Sympathien, daß man sich bei einem Vergleich des lebenden und toten Thronfolgers mit dem stattgefundenen Wechsel durchaus nicht befreunden konnte. Ja — es bestand sogar eine in Bezug auf Einfluß nicht zu unterschätzende Partei, die dafür eintrat, daß mit Uebergehung Alexanders der nächstälteste — und an Gemüt mehr dem verstorbenen Nikolaus ähnliche — Wladimir zum Thronfolger erhoben würde. Man entdeckte bei dem neuen Zarewitsch Eigenschaften, die man bei dem eisernen Kanzler des deutschen Reiches mit den bekannten drei Haaren auf dem Scheitel anzudeuten liebte, und diese Unbegauntheit des jungen Alexander, die der jugendliche Uebermut noch mehr hervortreten und als despotischen Charakter erscheinen ließ, hatte im Volke — und wohl auch weit über die russischen Grenzen hinaus — die beunruhigende Vorstellung erzeugt, daß man es weit eher mit einem Nikolaus II., als einem Alexander III. zu thun haben werde. —

Speciell für das deutsche Element in Rußland bestand die Befürchtung, daß man sich auf alle Konsequenzen eines so wenig deutschfreundlichen zukünftigen Kaisers gefaßt machen müsse, während sich die Russen schon im Geiste in die nikolaitische Epoche des blühendsten Despotismus zurückversetzt sahen. So kam es, daß der junge Großfürst-Thronfolger eigentlich nach keiner Seite hin mit Hoffnungsfreudigkeit erfüllte und nur die panslawistische Partei in Alexander das Idol ihrer maßlosen Pläne erblickte. Unter solchen Umständen hatte derselbe daher auch weit mehr Antipathien zu überwinden, als Sympathien zu pflegen. Und was die deutsche Partei betraf, so schien es — nach einzelnen unvergessenen Zügen Alexanders aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges zu urtheilen — in der That, als ob sich ihre schlimmsten Voraussetzungen hätten erfüllen wollen; obgleich es sich zwar psychologisch gar nicht erklären ließ, daß in dem Sohne eines kerndeutschen Vaters und einer echtdeutschen Mutter ein so entragierter Deutscher.

seind erstehen sollte. In Wirklichkeit dürfte man wohl auch schwerlich in Alexander III. ein solches Rätsel vor sich haben, und wenn man dessen Germanenhaß und Franzosenliebe durch ein Sieb schütten wollte, würde man höchst wahrscheinlich ein zum Verblüffen überraschendes Ergebnis erzielen, das weder mit einzelnen Jugendaunen, noch mit den vielfach mißverstandenen politischen Reflexionen desselben übereinstimmen dürfte. Selbst unter urteilsreifen Personen weiß man zwar für des Zaren unfreundliche Gesinnungen gegen Deutschland scheinbar sehr überzeugende Merkmale anzuführen, wie zum Beispiel die Russifizierung der deutschen Ostprovinzen oder die zeitweilig etwas brüste Art in dem Verhalten Alexanders der Berliner Regierung gegenüber — und es ist erklärlich, daß er nicht von allem, was dort geschieht, erbaut sein mag, aber weder die — übrigens schon früher begonnene — Russifizierung der baltischen Provinzen, noch seine Antipathien gegen die neue Richtung in Spreewald, Athen, haben mit dem persönlichen Empfinden des Zaren für oder gegen das deutsche Element das Allermindeste zu thun, und es giebt wenigstens ebenso viele — wo nicht noch zahlreichere Züge aus dem Leben des Kaisers zu verzeichnen, die auf seinen Deutschenhaß so charakteristische Schlaglichter werfen, daß derselbe bei weitem nicht so schrecklich aussieht, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist Seine Pietät für den deutschen Großonkel, Kaiser Wilhelm I., wird wohl schwerlich in Zweifel gezogen werden, wenn sich auch sehr natürliche und logisch eigentlich selbstverständliche Verstimmungen des so nahe verwandten dänischen Königshauses über gewisse politische Geschehnisse auf den erlauchten Schwiegerohn übertragen haben mögen. —

Hat man mithin die temporären unfreundlichen Aspirationen des Zaren nicht immer allzu streng aufzufassen, so ist derselbe auch ebenso wenig — wie befürchtet wurde — ein Nikolaus II. geworden, oder wohl gar ein Ivan grozni oder Schreckliche. Von dem letzteren besitzt Alexander nicht einmal eine Faser und nicht viel mehr von Nikolaus. Seine ganze Grausamkeit besteht höchstens in seinem Vollbart, aber vor dem hat sich nicht einmal die Prinzessin Dagmar gefürchtet. Das Auge Alexanders blickt weit eher mild und hat etwas von dem sanften, empfindungsweichen Ausdruck des kaiserlichen Vaters geerbt. Je mehr man daher glaubte, einen Herrscher zu erleben, der nach nikolaitischer Art mit Schwert und Eisen regieren und jede freiheitliche Willensregung niederzuschlagen würde, um so angenehmer berührte es, als der Zar nichts von allem wahrnehmen ließ, ja — sogar jahrelang in völliger Unthätigkeit zu verharrten schien, als ob er einer Reihe von Jahren bedurft hätte, um sich nach dem tragischen 13. März 1881, dem Todestage seines erlauchten Vaters, wiederzufinden. Thatsächlich kann es dem Beobachter kaum entgangen sein, daß erst in dem letzten Triennium bestimmtere Willensäußerungen und Charakteräußerungen hervorgetreten sind, und wer sich der Meinung hingeeben, der Zar sei eine in sich zerfallene Natur, ohne typische Selbständigkeit, der dürfte wohl schon jetzt eines Andern belehrt worden sein und sich überzeugt haben, daß wir in Alexander einen Herrscher vor uns haben, der — was Konsequenz und Reinheit der Grundsätze betrifft — manchem seiner Zeitgenossen zur Nachahmung dienen könnte. Er ist entschieden — wie man zu sagen pflegt — ein ganzer Mann, der genau weiß, was er will, — ein Vorkanzler, der nicht alle regierenden Fürsten auszeichnet. —

Die kräftige Körperkonstitution und imponierende Gestalt des Zaren ist allerdings geeignet, die Handlungen oder Befehle der Majestät wesentlich zu unterstützen. Es steht nicht jedem wohl an, eine autoritäre Ueberlegenheit zur Schau zu tragen. Der Zar versteht es vorzüglich — selbst da, wo er die größte Liebenswürdigkeit entwickelt, um die konventionellen Formen der Höflichkeit und Gastlichkeit oder Freundschaft zu beobachten. Er hat das namentlich in neuester Zeit mehrfach und mitunter in recht drastischer Weise an den Tag gelegt.

Von gewaltigen Anläufen in reformatorischer oder politischer Beziehung ist zwar bei Alexander III. bisher nichts zu bemerken gewesen, aber dennoch kann von keiner



Unthätigkeit und noch weniger von Schwäche die Rede sein. Noch ist es keiner Drohung gelungen, ihm auch nur das Geringste abzuwingen, was einem Scheine von Nachgiebigkeit ähnlich gesehen hätte. Wo es darauf ankam, eigene Ueberzeugungen festzuhalten, war seine Antwort immer ein sehr entschiedenes „Ja nie chotsch!“ (Ich will nicht!) und dieses kategorische Quod non, das sich in politischer Beziehung schon so oft bewährt und eine plötzliche Verwandlung auf der Weltbühne zur Folge hatte, war vielleicht auch in administrativer Hinsicht (des eigenen Reiches) das Beste, um etwas zu konsolidieren und in die verworrenen russischen Zustände einige Beruhigung und Klärung zu bringen. Von Neuerungen war zwar wenig zu bemerken, aber auch ohne absolutistischen oder reaktionären Bestrebungen zu huldigen, griff er dem ins Rollen gekommenen Staatswagen in die Speichen, um nicht mit demselben davon zu jagen. Alexander III. ist gewiß im Stande, in notwendige Reformen sich zu finden, er ist kein absoluter Gegner des Fortschritts, wie sein kaiserlicher Großvater, aber — er ist auch kein Freund von vielem Experimentieren und viel zu ernst und überlegt, als daß er schillernden Freiheitsfaltern oder Größengebiten nachlaufen sollte. In dieser Richtung hebt sich der Zar von manchen seiner Zeitgenossen unbedingt höchst vorteilhaft ab. Es ist daher auch ebenso wenig richtig, zu meinen, der Kaiser liebe es, durch seine Entschlüsse zu überraschen. Das liegt ihm entschieden gänzlich fern; aber er überrascht absichtslos — häufig sich wohl selbst — dadurch, daß er mitunter mit einer gewissen Behaglichkeit den politischen Tänzen zusieht und sie ruhig gewähren läßt, bis er plötzlich sein Veto einlegt und sagt: „Ich will nicht!“ — Wir haben das in jüngster Zeit vielfach zu beobachten Gelegenheit gehabt, wenn sich die politischen Verhältnisse bisweilen in einer Weise zugespitzt hatten, daß man eine Katastrophe für unvermeidlich hielt. Derart gleich Alexander nicht wenig einem Schiffs-Kommodor, der auf der Kommandobrücke steht und mit einer Verwegenheit ohne gleichen einem Felsenriff entgegensteuert, in dem Augenblick aber, wo das Schiff aufrennen will und die Passagiere ihren Untergang vor Augen zu sehen glauben — entweder plötzlich „stoppt“, oder eine unbemerkbare Wendung macht, die jeden verblüfft, der sie beobachtet.

Die politischen Menuetts zwischen Deutschland und Rußland oder Frankreich sind reich an solchen Belägen. Wie häufig glaubte man, daß eine Kollision beinahe nicht mehr zu umgehen wäre, zumal die Haltung Alexanders brüskierte, aber im entscheidenden Moment sagte er regelmäßig und nicht ganz ohne Humor: „Ich mag nicht!“ Noch öfter jedoch düpierte er die Franzosen mit diesem trockenen „Ja nie chotsch!“

Am auffälligsten an solchen Wendungen ist namentlich die *Chronique diplomatique* seit dem Ableben des großen Kaisers Wilhelm I., besonders aber seit den „unvergeßlich schönen“ Tagen von Kronstadt bis zur Gegenwart. Es ist wohl kaum ein Zweifel zulässig, daß der Zar durch die Vorgänge im Auslande nicht wenig animiert worden ist, den Beweis zu liefern, daß sich in finnischen Meerbusen ganz ähnliche Schauspiele wie an den englischen Küsten mit gleichem Effekt aufführen ließen, und ruhig betrachtet, wird ihm das kein Mensch verdenken können. Warum sollte sich der weiße Zar nicht auch solche Ergänzungen leisten dürfen, zumal die ostensiblen Rederei ja eine recht harmlose war und er nur zu wollen brauchte, um die ganze französische Armada bei sich zu sehen. Immerhin gewann aber das Lustspiel zur See insofern an Interesse, als es zur Charakterisierung Alexanders außerordentlich beitrug. —

Mindestens aber ebenso klassisch und illustrativ war auch die Reise des Letzteren nach Dänemark oder zurück mit Umgehung der deutschen Grenzen oder die Quierung unseres Landes, sowie der endliche Besuch in Kiel. Während Alexander den schlimmsten Feind seines Bundesgenossen im Kriegshafen der berühmten Fährbestadt umarmte, mußte sein großfürstlicher Vertreter mit den Franzosen in Nancy fröhlich sein — *Honny soit qui mal y pense!* —

Sind das aber bedeutende Farbenstriche im Charakterbilde des Zaren, so wird man demselben doch auch ein sehr lebendiges Rechtsgefühl nicht absprechen können, — ja selbst wenn es mit unseren Anschauungen nicht allemal übereinstimmen sollte. Auch dafür hat er schon sehr häufig überraschende Beispiele geliefert. Ueberhaupt sind seine Anschauungen über Moral durchaus ideale, sein Familienleben ist ein geradezu musterhaftes und unter den russischen Herrschern wohl einzig dastehendes. — Fürst Bismarck nennt ihn einmal einen gemächlichen Herrn, der Behaglichkeit den aufregenden und abenteuerlichen Unternehmungen vorzöge und sich kaum nach Eroberungen sehne. Mag sein, — aber dieser Geschmack von einer ungetrübten Regelmäßigkeit seiner Gewohnheiten ist viel weniger ein Charakterzug, als vielmehr die natürliche Folge seiner behäbigen Konstitution und noch mehr — seiner häuslichen Zufriedenheit. Manche trübe Erfahrungen und die zeitweise — aus denselben Ursachen etwas gedrückte Seelenstimmung der Kaiserin, sowie die temporäre Kränklichkeit einzelner Familienmitglieder u. s. w. mögen allerdings noch hinzukommen, um den merklichen Zug von Frömmigkeit und Melancholie wesentlich zu verschärfen, der vielleicht allein an den hohen kaiserlichen Vater erinnert.

Aus dieser Veranlagung, die von selbst dahin führt, die Dinge des praktischen Lebens möglichst nüchtern und mit Ruhe anzufassen, ergibt sich wohl auch zum guten Teil die Abneigung des Zaren für alles Strebertum von Allerweltsmenschen. In solchen Fällen macht der Zar durchaus kein Hehl aus seinem Herzen, und er giebt sein Mißfallen gerade so offen zu erkennen, wie seine Hochachtung und Verehrung für wahre Größe.

Wenn man die russische Politik im großen und ganzen aus der Ferne und unter dem Gesichtswinkel der eigenen Interessen übersieht, und einzelne politische Momente in diesem Lichte beurteilt, wird man zu einem ganz anderen — aber weniger zuverlässigen Ergebnis gelangen. Man unterläßt es mit seltener Beharrlichkeit, die Person von der Politik zu trennen und ist selten unbefangen genug, oder in der Lage, die Dinge aus eigener Anschauung zu prüfen.

Wohl sind aber hie und da zerstreut einzelne Mittheilungen über angebliche Aeußerungen gut unterrichteter Personen aus der Umgebung des Kaisers in die Oeffentlichkeit gedrungen, die auf die Denkungsart desselben ein helles Licht werfen. Sie charakterisieren nicht nur, sondern sind auch insofern von Interesse, als sie erkennen lassen, wie Alexander die europäische Lage und seine Stellung zu Frankreich auffaßt. Hiernach wäre zwar allerdings mit letzterem ein Bündnis geschlossen, und wie ein russischer Adelsmarschall versichert, sei dem Zaren der Gedanke hierzu — wie gewöhnlich — ganz plötzlich gekommen. Aber an einen Krieg sei deshalb noch keineswegs zu denken. Im Gegentheil! — Gerade um den Krieg zu verhindern, hat der Zar das Bündnis mit den Franzosen geschlossen, und zwar wollte er dieselben an die Kette legen. Das Bündnis ist ein streng defensives, nur für den ganz bestimmten Fall berechnet, daß Frankreich von Deutschland angegriffen würde. Alsdann steht Rußland mit seiner ganzen Macht auf Frankreichs Seite. Anders dagegen verhält es sich in dem umgekehrten — viel wahrscheinlicheren — Fall, daß Deutschland von Frankreich angegriffen werden sollte. Wenn dieser Umstand eintrete, würde Deutschland die Franzosen nach Herzenslust verhaun können, ohne daß Rußland nur einen Finger rührt, ja — es würde sogar eher zu Deutschland als Frankreich beitreten. Der Zar hat den Franzosen auch darüber nicht den geringsten Zweifel gelassen, daß wenn sie wegen Elsaß-Lothringen direkt oder indirekt — unter welchem Vorwand es auch sei — mit Deutschland Krieg anfangen, oder es zu solchem zwingen, sie es ganz allein auszufechten haben würden. Es käme ihnen dann auch nicht ein russisches Bajonett zu Hilfe. Der Präsident Carnot hat sich auch bei dem Zaren ausdrücklich und friedlich mit seinem Wort verbürgt, daß Frankreich — so lange er an dessen Spitze steht — niemals wegen Elsaß-Lothringen mit Deutschland Krieg anfangen wird. — Allerdings hat der Zar — um nicht mißzuver-

stehen — den ganzen Handel natürlich nicht im Interesse Deutschlands, sondern vielmehr aus Liebe zum Frieden und aus Abscheu vor Blutvergießen abgeschlossen. Kein materielles Interesse könnte ihn bewegen, selbst unter den vorteilhaftesten Umständen einen Krieg zu führen, oder — auch nur einen fremden Krieg zu wünschen. Er wird stets der unversöhnlichste Feind dessen sein, der einen Krieg herbeiführt.

Eine Garantie für die Authentizität dieser Ausrufung haben wir trotz der hochachtbaren Quelle allerdings nicht, und selbst von sehr ernster Seite ist dieselbe mit einem Fragezeichen versehen worden. Aber — wer sich die Mitteilung von oben bis unten etwas näher ansieht, und den Zaren genauer kennt, wird zugeben müssen, daß diese Form des Bündnisvertrages dem Kaiser Alexander so ähnlich sieht, wie das Kind dem Vater. — Es bleibt aber freilich die Erwägung übrig, unter welchen Umständen die Alliance geschlossen wurde und was die außerordentlichen Anstrengungen bedeuten sollen, die Rußland macht, um die deutschen Grenzen mit einem Wald von Bajonetten zu umgeben. Den Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels — wenn nicht viel übertrieben wird — besitzen wir leider nicht, doch lassen sich auch dafür sehr wohl Erklärungen finden. — Jedenfalls hat aber der Urheber der obigen Enthüllung den Zaren damit so überraschend treffend gezeichnet, wie es der Zufall oder eine Person kaum im Stande wäre, die nicht mit der Eigenart des Kaisers auf das intimste bekannt ist. Ebenso geht ein Zug echt russischer Diplomatie durch den obigen Vertrag, und er erhält — von der erwähnten Quelle abgesehen — noch mehr an Glaubwürdigkeit dadurch, daß Rußland jedenfalls in einem gedachten Kriege zwischen Frankreich und Deutschland auf eine Kompensationsbewilligung von Seiten des letzteren rechnen zu dürfen glaubt, und endlich ist seit Kronstadt die französische Kriegsbegeisterung bei weitem nicht mehr eine so hochgehende wie früher.

Auch ein russischer Schriftsteller, Leniu, kennzeichnet den Zar ziemlich gut, wenn er sagt: Der Kaiser hasse die französische Republik und würde lieber dem Dreibund oder einer Quadrupel-Alliance zuneigen, um die französische Demokratie, Gottlosigkeit und Anarchie zu unterdrücken, als die Republik militärisch und moralisch zu unterstützen; er würde vielleicht durch Umstände zu einer Alliance mit Frankreich im künftigen Kriege getrieben, aber er würde die erste Gelegenheit benützen, um die Notwendigkeit der Alliance abzuschütteln. —

Das sind Stimmen, denen man um so eher beipflichten kann, als sie von Autoritäten ausgehen, die in den Kreisen ziemlich vertraut sind, welche als die Resonanz der russischen offiziellen Welt gelten können, und denen gegenüber die chauvinischen Ausbrüche der Erzpanslavisten, General Komoroff und Tschernajeff kaum eine Beachtung verdienen, wenn sie sich im entgegengesetzten franzosenfreundlichen Sinne über den populären Krieg gegen das tief verhaßte Deutschland ergehen, oder auf den hohen — fast hochmütigen Ton hinweisen, den der Zar dem offiziellen Deutschland gegenüber angeschlagen habe.

Was den hohen Ton betrifft, so hat sich der Zar seit einigen Jahren in der That keine Zurückhaltung auferlegt, um mitunter seine Indignation über einzelne Vorgänge in Deutschland offen zum Ausdruck zu bringen; aber in dieser Beziehung steht der Zar nicht allein da und er dürfte selbst in Deutschland zahlreiche Gesinnungsgenossen finden, die mit ihm sympathisieren, ohne daß von einem Deutschenhaß die Rede sein kann. Von einem solchen kann im allgemeinen auch in Rußland kaum gesprochen werden — mit Ausnahme in den Kreisen, in welchen die Gefühle der Parteigänger Tschernajeffs und Skoworoffs vorherrschen. Die zahlreichen deutschen Landsleute, die immervährend aus Rußland anlangen und namentlich zu Ende des letzten Winters sehr viel in Deutschland verweilen, haben bisher von dem glühenden Deutschenhaß weder in den höheren Kreisen, noch im Volke etwas entdecken können. Im Gegenteil, selbst der Zar hat mehr als einmal Gelegenheit genommen, sich öffentlich dahin auszulassen, daß für Verträuens-

stellungen doch nur die Deutschen qualifiziert erscheinen, und diesen Anschauungen gemäß ist nicht bloß bei Hofe, sondern auch in den großfürstlichen, fürstlichen und gräflichen Häusern das deutsche Element reichlich vertreten.

Auch der Besuch des Großfürsten-Thronfolgers — dem man große Verehrung für deutsche Helden nachsagt — ist immerhin ein erfreuliches Symptom und dürfte, wenn man ihm auch alle politische Bedeutung absprechen wollte, gewiß nicht als eine deutsch-feindliche Demonstration aufzufassen sein. — Die freundlichen Beziehungen zwischen Berlin und Kopenhagen mögen auch auf den Zaren zurückwirken, aber auch das sind doch nur persönliche Verstimmungen oder Sympathien, die an der Eigenart Alexanders im ganzen nichts ändern. Bezeichnender für denselben ist vielleicht dessen Zuneigung zum deutschen Botschafter, General Werder, was auf den glühenden Deutschenhaß des Zaren und wohl auch anderer hoher Rassen ebenfalls ein nicht sehr schlimmes Licht wirft.

Wie es sich mit den Begünstigungen der panslawistischen Partei seitens des Kaisers verhält, dürfte wohl noch ebenso wenig sicher sein, als man glaubt. — Man wird schwerlich fehlgehen, wenn man annimmt, daß es sich damit ungefähr ebenso verhält, wie mit der Franzosenliebe des Zaren, die er als ein notwendiges Uebel auffaßt, von dem man sich aus verschiedenen Rücksichten nicht ganz emancipieren kann. —

Wenn hier und da Zugeständnisse gemacht werden müssen, so erfordert das die diplomatische Klugheit. Auch dem Treiben der Parteien schant der Zar nur so lange zu, bis er findet, daß es genug ist. Mitunter sieht es sogar aus, als ob er Beifall klatschte, aber, wie meist den Eindrücken und Eingebungen des Augenblicks folgend, wendet er sich plötzlich ab und giebt — wie bei Skobelev — zu verstehen, daß man gut thun würde, nach russischer Art „Kieri-Kieri“ zu machen. — Alle anderen Kombinationen über Nachrichten, die der Großfürst-Thronfolger nach Berlin überbracht haben soll, kann man auf sich beruhen lassen. --





## Panama-Briefe.

Von

E. Frhr. von Hungen - Sternberg.

VI.

Das Ende.

Nicht immer findet eine Sache einen so „reintlichen“ Abschluß, als ihn der Panamastandal in Frankreich vor kurzem erst erfahren. „Reintlich“ allerdings darf dieser Abschluß nur in dem Sinne genannt werden, daß der Handel nicht im Sande verlaufen ist, wie es eine Zeitlang den Anschein hatte, sondern mit dem vollen und unbezweifelbaren Triumphe derer geendet hat, die während mehrerer Monate auf der Anlagobank saßen, ja sogar kurz und gut den Schandpsahl zierten. Die „Panamaleute“, soweit sie Politiker sind, haben fast sämtlich die Ehre der Wiederwahl erlebt; der 20. August 1893 hat ihnen die glänzendste Genugthuung gebracht, auf die sie hienieden hoffen durften: sie sind abermals zu Vertrauensmännern der Nation erkoren worden. Die „Anderen“, die unmittelbar Schuldigen, die das „Geschäft“ besorgt, wie z. B. Charles v. Lesseps, haben wenigstens die Freiheit wiedererlangt, und damit ohne Zweifel auch die „Achtung“ aller derer, die nur in dem bestrafteu Zuchthäusler einen Ehrlosen erblicken, in dem unbehelligt Umhergehenden aber gern den „Bruder“ begrüßen; vorausgesetzt natürlich, daß er über die nötigen Mittel verfüge. Dafür nun ist bei den Panamaleuten sicher gut gesorgt. Herr v. Lesseps jun. zumal hat sich, während sein Prozeß im Gange war, nachsagen lassen müssen, daß er und seine Mitdirektoren als „Unternehmer“ ungeheure Summen gewonnen hätten, von deren Wiedererstattung auf dem Wege der Civil-Klage an die zahllosen Geschädigten wohl die Rede ist, ohne daß es unseres Wissens bis jetzt jedoch zu ernsthaften Schritten gekommen wäre. Von Herrn Eiffel hieß es kürzlich allerdings, daß zu Gunsten der Panamagläubiger ein ihm gehöriges „Depôt“ von 18 Millionen mit Beschlagnahme belegt worden sei. Möglich also, daß mit der Zeit etwas zur Befriedigung der 800,000 „kleinen Leute“ geschieht, die beim Panamatrath um das Ihrige gekommen sind; möglich, aber noch lange nicht gewiß.

So viel steht jedenfalls fest, daß „Tout Paris“ sich sehr wenig darum kümmert, was aus dem „Civil“-Panamahandel wird. „Tout Paris“ hat sich von jeher nur für die politische Seite der Sache interessiert. Nachdem das allgemeine Stimmrecht gesprochen, braucht es das nicht mehr. Die französische Wählerschaft erkennt selbst an, daß der Parlamentarier ein Narr wäre, der aus seinem Einflusse nicht so viel „macht“, als er irgend kann; sie giebt sogar zu verstehen, daß sie die Glücklichen beneidet, denen es bei dem großen Wettlaufe gelingt, „durchs Ziel zu gehen“. Das hat die gewaltige Anzahl von Kandidaten gelehrt, die sich um die „Ehre“ balgten.

Ueber 2000 sind es gewesen — um ein gutes Teil mehr, als wir ihrer in Deutschland lezt hin hatten. Der „Verus“ hat in seinem Ansehen durch den Skandal also nicht gelitten; umgekehrt vielmehr verhalten sich die Dinge. Ein jeder jagt sich jetzt, daß, nachdem die Riesenwoge über das Palais Bourbon hinweggegangen ist, ohne dem „System“ den Boden zu entziehen, dieses „System“ und damit auch seine Vertreter hinfort nichts mehr zu fürchten haben. Der „Pot-de-vin“ ist in Zukunft „sacro-sanct“. Nie wieder wird es irgend jemandem einfallen, dem politischen Gegner einen Vorwurf daraus zu machen, daß er mit seiner Stellung „geschachert“. Alle Parteien werden sich stillschweigend einig wissen, daß über solche Dinge nicht gesprochen werden dürfe, weil sie jetzt sämtlich sehen, daß die Deffentlichkeit in dieser Hinsicht auf die Dauer nur die Bedeutung und Wirkung der Reklame hat.

Das ist die Lehre, welche die Welt in und außer Frankreich aus dem Panamahandel zu ziehen genötigt ist. Die politische Bestechlichkeit ist sozusagen zum Grundsatz erhoben worden; sie hat das Recht des Volkbürgertums erlangt. Auch dieser „Fortschritt“ aber geht von Frankreich aus. Selbst in den Vereinigten Staaten und in Rußland bekennt man sich nicht mit diesem Cynismus zu dem Worte, daß dem „Sieger die Bente“ gehöre, wie in Paris. Aber unter dem Schutze heuchlerischer Redensarten, die insbesondere der moskowitzischen Presse gut zu Gesicht stehen, freut man sich im Stillen der Ertrugenschaft, die man ihren Weg um die Welt so gut machen sieht, als die „großen Ideen“ von 1789 ihn gemacht. So etwas ist in der That ganz dazu angethan, „zündend“ zu wirken, weil es zahllose „Gewissen“ entlastet, die bisher noch geglaubt haben, einiger Vorsicht zu bedürfen, wenn sie am Zuchthause vorüberstritten. Ist es erst in Frankreich „Mode“ geworden, daß der Veruſspolitiker sich für seine „guten Dienste“ ungeniert bezahlen lassen darf, so wird es bald auch anderswo „Mode“ sein, und dann — ja dann ist „Alles gut“, und das Abgeordnetenmandat muß im Werte steigen, weil die Nachfrage selbstverständlich wächst. Schon diesmal sind die Wahlen in Frankreich in Wahrheit vielfach von bezahlten Banden gemacht worden, die „Alles besorgen“, d. h. vor allem die anständigen Leute in Schach zu halten wußten, wie das in den Vereinigten Staaten schon lange üblich ist, und es auch bei uns mehr und mehr zu werden droht; nur daß in Deutschland bisher das „bare Geld“ noch nicht die Rolle spielt, wie anderswo. Auch das aber wird kommen. An „vielversprechenden“ Anfängen fehlt es nicht. Das allgemeine Stimmrecht muß seinem innersten Wesen nach mit der Zeit zur Herrschaft des Böbels führen und thut es überall. Dieser Böbel braucht nicht gerade Straßenpöbel zu sein; er kann ein elegantes Kleubere haben und sich formell zur „guten“ Gesellschaft zählen.

Das Schlimmste aber ist, daß die Welt sich gerade unter dem Eindruck des Panamahandels und verwandter Vorgänge sehr reich an den Gedanken gewöhnt, von den verrufensten Elementen beherrscht zu werden. Vor Jahresfrist noch konnten die ersten „Enthüllungen“ über Panama ungeheures Aufsehen erregen; so zwar, daß es gestattet schien, an einen gewissen sittlichen Rückschlag in der öffentlichen Meinung der europäischen Völker zu glauben. Wie anders sieht es heute aus! Alle Welt nimmt den Sieg der „Panamisten“ in Frankreich als vollendete Thatfache gelassen hin; vielfach darf sich sogar eine gewisse Befriedigung bemerkbar machen, weil man sich jetzt eben überall sicher fühlt, wo das Gewissen nicht das beste ist. Diese Stimmung wird sicher auch zum Durchbruch kommen, wenn demnächst der Riesenprozeß Taulongo in Rom zur Verhandlung gelangt. Die italienischen „Enthüllungen“ stehen nach allem, was bisher schon bekannt geworden ist, den französischen in keiner Weise nach, ja sie scheinen sogar von der Art zu sein, daß sie das öffentliche Leben noch tiefer berühren, weil die Zahl der beschuldigten namhaftesten Politiker noch weit größer ist, als in Paris. Dennoch wird sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht entfernt das Interesse an den Vorgang knüpfen, das „Panama“ zu Anfang erregte. Das mag Giolittis Rettung werden, dessen Kabinett unter anderen Umständen den Angriffen der Gegner vielleicht nicht

widerstehen würde. Lanlongo scheint sich allerdings nicht mit der „Abschlachtung“ von Regierungsklienten begnügen zu wollen; ihm ist in seinem Rachedurst jezt alles gleich; er sieht sich mit Bonne als „Herostrot“, der nichts verschont, weil man ihn selber ins Unglück gebracht.

In diesem Sinne hat der Panamahandel mithin eine ungeheure Bedeutung gewonnen, eine Bedeutung, die sich ihrer praktischen Wirkung nach heute noch nicht im entferntesten abmessen läßt. Zum Teil hängt der Erfolg der Unredlichkeit allerdings damit zusammen, daß die Gegenseite, wie sich immer klarer zeigt, auch ihrerseits keineswegs einen hohen sittlichen Standpunkt vertrat, sondern eben nur auf politische Eroberungen ausging, wobei es ihr auf einige Niederträchtigkeiten mehr oder weniger auch nicht ankam. Die Moral der alten „Boulangisten“ und aller, die mit ihnen in Verbindung traten, hat dabei mehr oder weniger „abgefärbt“. Das gilt allem Anschein nach sogar von Leuten wie Drumont bis zu einem gewissen Grade. Dieser hat zugeben müssen, daß auch er zu denen gehört, die von Cornelius Herz Geld genommen, allerdings nicht für sich selbst, sondern für seinen Freund, den Marquis von Morès, über dessen mangelhafte Verschwiegenheit er in seiner „Libre Parole“ bitter klagt. Die Rache ist insofern nicht ausgeblieben, als Drumont das Mandat in Amiens nicht erhalten hat. Ueberhaupt ist kein einziger Vertreter des französischen Antisemitismus gewählt worden. Das spricht Bände. Gegen die Uebermacht des deutsch-jüdischen Geldsackes war der Panama-Feldzug, insoweit Drumont und seine Anhänger daran teilnahmen, ja gerade gerichtet. Und doch ist Rouvier, der „Vertrauensmann“ Rothschild's, wiedergewählt worden, Drumont aber nicht! Die Börse hat die Wahlen des 20. August eben gemacht; kein anderer als diese; sie hat einen Triumph ohne gleichen errungen, das ist das Geheimnis der Lage. Nach dem ungeheuren Aufschwunge der antisemitischen Presse in Paris allerdings ein unerwarteter Ausgang, unerwartet aber freilich nur für die, welche das Sensationelle mit dem sittlichen Ernste verwechseln. Das Pariser Publikum verschlang das Drumontsche Blatt, weil es den Vorgängen des Tages eine besonders pikante Form zu geben wußte, nicht weil es entschlossen gewesen wäre, der Fahne Drumont's zu folgen. Das Maß von Selbstverleugnung, welches dazu gehört, geht diesem Publikum eben völlig ab. Drumont hat deshalb mit seinen Büchertiteln recht behalten: „La fin d'un Monde“, „La dernière Bataille“, „Le testament d'un Antisemite“ — das klang hoffnungslos. Gleichwohl hat Drumont es mit einer Tageszeitung versucht und damit glänzende Geschäfte gemacht. Das sah so aus, als habe er sich getäuscht. Das Ende aber hat uns eines Anderen belehrt. Es ist nichts mehr zu machen. Die Geldmächte behalten das Feld, weil sie eben die Geldmächte sind, aus keinem anderen Grunde. Allein dieser eine Grund reicht aus, und Rothschild ist zufrieden. Er weiß, daß Drumont, ob er den Kampf nun aufgibt oder nicht, ihm nichts anhaben kann und wird; was will Rothschild mehr? Ueber bloßes Wortgejännel ist er „erhaben“. Die Wahl Drumont's in die Kammer hätte ihm vielleicht einige Sorge bereitet; außerhalb des Parlaments läßt er ihn aber scheitern, so viel er will. Jezt, nach dem politischen Siege des ihm ergebenden Opportunismus, wird es ihm nicht einfallen, Drumont auf die Anklagebank zu schleppen. Einmal, als die Wagsschale schwankte, hat er es gethan; drei Monate mußte Drumont im Gefängnisse sitzen, 80,000 Frcs. Buße bezahlen, weil er den Bankdirektor Bourdeau, auch einen „Vertrauensmann“ Rothschild's, angegriffen hatte. An dieser Probe seiner Macht ließ sich letzterer aber genügen, und die Erfahrung hat gelehrt, daß er es durfte. Nicht einmal die Anstachelung der Revanchewut, die Drumont neben seinem Antisemitismus eifrig betreibt, ist wirksam genug, um die Ueberlegenheit des rheinischen Judentums über das eingeborene Franzosentum ins Wanken zu bringen. Die neue Kammer besteht, man darf wohl sagen, fast ausnahmslos aus Leuten, denen nichts ferner liegt, als den Vorreden der Börse zu nahe zu treten. Von den ziemlich zahlreich gewählten sogenannten „Socialisten“, die im Grunde aber auch nur radikale Bourgeois im kleinen Stile sind, gilt

das ebensogut, als von den meisten der versprengten Monarchisten, die der Wahlkampf verschont hat. Das ist das eigentlich Bezeichnende an diesem Kampfe, den die Völkre zielbewußt und strupellos zu führen gewußt. Wenn die Milliarden richtig benützt werden, widersteht ihnen nichts; die Lehre hat man sich zu merken. In dieser Thatsache spricht sich, Alles in Allem, das Wesen der Entwicklung aus, die vor hundert Jahren etwa ihren Anfang genommen hat und in der einzelne erleuchtete Geister schon damals den Triumph des Geldfackes erkannten, während die blinde Masse sich für die formalen Freiheiten begeisterte, mit welcher diese Umwälzung die Welt beschenkte. Mit der allgemeinen Gleichheit, wie sie die Erklärung der „Menschen-Rechte“ schon vor dieser Umwälzung jenseits des Oceans ausgesprochen, war im Grunde alles beseitigt, was außer dem Gelde und dem diesem in den meisten Fällen gleichwertigen Ruhm erstrebenswert erscheinen mochte; daß daraus eine ungeheure Ueberschätzung beider Faktoren unseres Daseins heranswachsen mußte, konnte in der That keinem Zweifel unterliegen. Wenn es gleichwohl nur einer sehr kleinen Minderzahl von Anfang an klar gewesen ist, so läßt sich das doch auch sehr wohl verstehen: das Grundsätzliche konnte seiner praktischen Wirkung nach eben nur allmählich und langsam in die Erscheinung treten. In dem größten Teile von Europa hat es über ein halbes Jahrhundert gedauert, bis die „großen Ideen“ geföhlich zur Anerkennung kamen, und thatsächlich ist der Kampf gegen die ererbten Vorstellungen der Vergangenheit auch heute, wo wir unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts stehen, noch nicht ganz beendet. Freilich aber sehen wir die Entwicklung jetzt mit Riesenschritten vorwärts schreiten, die in der steigenden Bewertung des Geldes ihren schärfsten Ausdruck findet. Wenn stellenweise gleichwohl ein heftiger Kampf gegen die Träger dieses „Systems“ entbrannt ist, so beweist das nur, in welchem Anfange die Hauptvertreter der Geldherrschaft ihre neuerrungene Stellung mißbrauchen. Unter anderen Umständen würde von einem Kampfe in der That kaum die Rede sein, weil sich jeder der Unbequemlichkeiten und Gefahren, die er mit sich bringt, bewußt ist, und deshalb nur, von der äußersten Not getrieben, vorwärts geht.

In Frankreich, das haben wir soeben erfahren, ist dieser Kampf überhaupt nicht mehr zu führen; er beschränkt sich dort auf publizistische Proteste, weiter bringt er es nicht. Ob anderswo die Aussichten in Wahrheit besser sind, oder ob sie es nur zu sein scheinen, kann in diesem Augenblicke noch von niemandem deutlich erkannt werden. Daß die Widerstandskraft in Deutschland größer ist, als über dem Rhein, läßt sich zwar nicht bestreiten, ob sie aber auch ausreichend groß ist, um dem kapitalistischen System nach und nach die Wurzeln abzugraben — denn wenn er das nicht kann, vermag der Antisemitismus überhaupt nichts —, muß sich erst noch zeigen. Auch bei uns sind die Interessen der „oberen Zehntausend“ mit denen des Zubuntums schon sehr eng verknüpft, wenigleich nicht annähernd in dem Maße, als es in Frankreich und leider wohl auch in Oesterreich, Ungarn, Italien, Großbritannien u. s. w. der Fall ist. Deutschland ist also in der That der Leuchtturm, nach dem die im kapitalistischen Ocean umhergeworfene Menschheit sehnsüchtig wie nach dem Retter blickt. Allein mit dem bloßen Lichtscheine ist es eben nicht gethan; es gehört mehr dazu, um den vom Wogendrang Bedrohten kräftig beizuspringen. Mehr, viel mehr! Kann Deutschland leisten, was die Welt von ihm erwartet? Vor dreihundert Jahren ist es an dem Ruviel gescheitert, das es sich zugemutet hatte. Heute droht die gleiche Gefahr; das müssen wir uns sagen. Aber nicht damit haben wir es hier zu thun.

Der Anstoß zu den vorstehenden Betrachtungen ist in Frankreich gegeben worden, nicht bei uns. Frankreich, sollte man meinen, müßte in seinen besseren Elementen in Sack und Asche trauern ob der ungeheuren sittlichen Schmach, mit dem die letzten Wahlen es bedeckt. Davon ist aber nichts zu spüren. Frankreich hat nur Eines im Sinn: wie es seiner vor 22 Jahren tödlich verletzten Nationalitätstheil Genugthuung verschaffen könnte. Allein und auf eigene Hand wagt es nichts zu thun; Rußland soll helfen, soll helfen um jeden Preis. Dießem Ziele wird alles geopfert, auch der französische



Nationalstolz selbst. Frankreich kniet vor dem Haren, ja es kniet vor ihm, es liegt im Staube. Nur Eines will es nicht; es giebt kein Geld her, und gerade an diesem Einen hängt es, daß das Liebeswerben keinen Eindruck macht, obwohl der Verlauf des Wahlkampfes und die Thatsache, daß die Folgen des PanamaSkandales äußerlich überwunden scheinen, in St. Petersburg anfänglich angenehm berührt und die Auffassung bestärkt haben, daß die Republik einigermaßen „bündnisfähig“ sei. Je mehr sich die Franzosen in dessen in ihren platonischen Kundgebungen erschöpfen, desto mehr schütterlicher wird Rußland darauf bestehen, greifbare Freundschaftsbeweise zu erhalten, die eben nur in Form einer Anleihe gewürdigt werden könnten. Endlich wird es allem Zögern der kühlen Geldmänner von Paris zum Troste vielleicht doch so weit kommen, dann aber wird man zugeben müssen, daß der PanamaSkandal mittelbar die Handhabe gewesen ist, um das französisch-russische Bündnis zu stande zu bringen, vor dem man sich östlich des Niemen im Grunde ebenso sehr scheut, als man sich westlich vom Rhein danach sehnt. Alles kommt nun darauf an, daß die aus dem bösen Handel hervorgegangene neue Mehrheit sich ernsthaft regierungsfähig zeige, d. h. sich nicht wie die früheren Kammern mit dem Stürzen von Ministern befasse, sondern das Ihrige thue, um eine möglichst stetige Regierung am Ruder zu erhalten. Daß dies auf die Dauer gelingen könnte, wird freilich schon jetzt bezweifelt. Die Panamamehrheit besteht aber aus Leuten, für die alles „Geschäft“ ist, und die sich deshalb nur von persönlichen Rücksichten bestimmen lassen. Patriotische Selbstverleugnung im höheren Sinne ist da nicht zu erwarten, das liegt auf flacher Hand. Auch diese Seifenblasen also werden plazen.

Wir Deutschen nehmen an alledem nur ein mittelbares Interesse, das allerdings mit Gemütsregungen wenig gemein hat. Je verlotterter und verderbter sich der französische Nationalgeist zeigt, desto unwahrscheinlicher ist es, daß er sich noch zu großartigen kriegerischen Vorstößen aufzuschwingen vermöchte. Die Lehren der Vergangenheit raten allerdings zur Vorsicht, das geben wir zu. Unter einem Bonaparte, wenn heute ein solcher wieder erstünde, könnte Frankreich noch immer ein gefährlicher Gegner werden. Eine derartige Persönlichkeit ist aber nicht in Sicht; es fragt sich sogar sehr, ob sie unter den Verhältnissen der Gegenwart emporkommen könnte. Napoleon I. ist vielleicht nur deshalb geworden, was er war, weil man seine Bedeutung nicht rechtzeitig zu ahnen wußte; auch sein Neffe noch hat daraus Nutzen gezogen; seitdem aber ist man in Paris „gewarnt“; man fürchtet die hervorragenden Leute wie das Feuer, und je mehr sich die Republik der „formellen Gleichheit“ befestigt, desto stärker muß die Eifersucht auf das Talent sich entwickeln; insbesondere auf das Talent des Feldherrn. Der verstorbene General von Miribel galt, man weiß nicht ob mit Recht oder mit Unrecht, als ein solches Talent, dem deshalb auch die nicht unmittelbar Beteiligten, d. h. alle, welche nicht zum politischen oder militärischen „Ringe“ gehören, als dem „Zukunftsmanne“ zujubelten. Allein bei den Angehörigen des „Ringes“ hat das Verschwinden des Mannes von der Bühne vermutlich ganz andere Empfindungen geweckt. Man sieht es daran, daß der „Schmerz“ über den Verlust wenn auch heftig, so doch „kurz“ gewesen ist. — Das bevorstehende Erscheinen der Russen in Toulon beschäftigt die öffentliche Meinung ungleich mehr; die Franzosen wollen Rache, aber sie möchten nicht zu viel „daran wenden“. Andere sollen das „Weste thun“.

Das klägliche Bild weiter auszumalen, ist wohl nicht nötig. Angesichts des Gesamteindrucks, den insbesondere die letzten Wahlen hervorgebracht haben, kommt auf einzelne Erscheinungen, so charakteristisch sie an sich sein mögen, wenig an. Geistig bieten die Franzosen noch immer viel; in künstlerischer Hinsicht nehmen sie nach wie vor eine der ersten Stellen ein; die geniale Begabung, welche ihnen eigen ist, verleugnet sich selbst im Niedergange nicht. Allein der Niedergang ist eben doch da; groß, erschreckend groß tritt er an uns heran. Selbst darauf freilich ist das eitle Volk, das den Ausdruck: fin de siècle erfunden hat, noch stolz.



## Ein Verhängnis.

Von

E. Greiner.

Auf dem alten Friedhofe zu Saalfeld befindet sich ein von einem Eisengeländer umschlossenes, mit dem Ordenszeichen des eisernen Kreuzes geschmücktes Grab aus dem Jahre 1844, welches den Namen des pensionierten Oberstlientenants Friedrich von Klitzing aus Berlin trägt.

Ein Veteran aus dem Freiheitskriege von 1806 ist es, welcher hier ruht. Auf wie seltsame Weise jener Mann, der als Adjutant Prinz Louis Ferdinands von Preußen im Gefecht bei Saalfeld am 10. Oktober 1806 nur mit genauer Not dem Tode entgangen, diesen achtunddreißig Jahre später hier dennoch gefunden, ist vom weiland Oberbürgermeister Windorf zu Saalfeld Schreiberin dieser Zeiten zu dem Zweck mitgeteilt worden, das nur wenig bekannte Begebnis zur Kenntnis weiterer Kreise gelangen zu lassen.

Von einer unwiderstehlichen Sehnsucht getrieben, die Stätten noch einmal wiederzusehen, wo er an der Seite seines unvergeßlichen Prinzen gekämpft und dieser gefallen, traf — mit seiner Gemahlin von einer Reise aus Italien kommend — Friedrich von Klitzing am 23. April 1844 in Saalfeld ein und nahm in dem damaligen Gasthof „Zum Hirsch“ in der Blankenburger Gasse für einige Tage Absteigequartier.

So war er denn endlich am Ziel seiner Wünsche, wohin es ihn selbst inmitten aller südlichen Pracht so geheimnißvoll gezogen. Ja, das war noch dieselbe Stadt, an die sich für jeden deutschen Patrioten und speciell für jeden treuen Anhänger des preußischen Königshauses die schmerzlichsten Erinnerungen knüpften. Aber wie still heute die Gassen, in denen es damals von Soldaten aller Waffengattungen gewimmelt; wie friedlich der Bürger heute seine Handtierung betrieb, der an jenem verhängnisvollen Morgen ängstlich seine Habe zu bergen suchte, der Entscheidung des Tages sorgenvoll harrend! Und wenige Stunden später, da war sie da gewesen, jene Entscheidung, aber ach, wie so ganz anders, als man voll froher Zuversicht gehofft.

Frau von Klitzing, eine ebenso geistreiche wie gemüthvolle Dame, verstand die tiefe Bewegung ihres Gatten vollkommen. Bereits in aller Frühe des nächsten Morgens begleitete sie diesen, der es kaum erwarten konnte, der verständnisvollen Lebensgefährtin alle historischen Stätten des unglücklichen Treffens zu zeigen, zu Wagen in die Umgebung Saalfelds.

Wie treu das Gedächtnis des greisen Veteranen alle Einzelheiten des schwersten Tages seines Lebens bewahrt hatte! Hier durch das Blankenburger Thor war Louis Ferdinand, von Rudolstadt kommend, zwischen acht und neun Uhr früh in die Stadt

gesprengt; dort durch das Obere Thor war er auf die Meldung eines braunen Husaren vom Regiment Schimmelpfennig, daß der Feind in größeren Massen im Aumarisch sei, wieder hinaus geritten. Links vor genanntem Thore hatten südöstlich die blauen Husaren, rechts nach der Münzpforte zu, südwestlich die braunen preussischen Husaren gestanden; weiter rechts zunächst der Stadtmauer an der Münzkirche lag gebekt in einem Graben eine Compagnie preussischer Jäger; nordwestlich außer der Stadt auf dem Siechenhügel, von wo aus die fränkische Straße bei Garnsdorf und der Starbsanger am Fuße des bewaldeten Breiten Berges bestrichen werden konnten, war die preussische und sächsische Artillerie aufgestellt gewesen und in jener Höhle, zwischen den braunen Husaren und den Jägern im Graben, haten die preussischen Scharfschützen im Versteck gelegen, lauter treffliche Leute, die mit ihren weit tragenden gezogenen Büchsen manchen französischen roten Husaren vom Pferde in das Gras gestreckt hatten.

Wie vor dem geistigen Auge des lebhaft schildernden Greises die stille Gegend sich zu einem kriegerischen Bilde belebte!

Mittlerweile war man in die Nähe von Wöhlsdorf gelangt, wo an der nach Rudolstadt führenden Chaussee unter einer Linde ein Steinwürfel steht, den preussische Offiziere im Jahre 1807 dem Andenken Louis Ferdinands gesetzt. Hier verließen die Reisenden ihren Wagen und begaben sich zu Fuß in den nahe gelegenen Landwirt Bockschens Garten, woselbst der Prinz damals gehalten, nachdem es ihm gelungen war, seine auf der Flucht vor dem nachrückenden Feind begriffenen Truppen zu sammeln. Unter den Fenstern des Bockschens Wohnhauses hatte er seinen Adjutanten Befehle bezüglich einer Bereinigung mit dem in der Nähe stehenden rechten Flügel erteilt, als ihm ein feindlicher Schuß das Pferd unter dem Leibe tötete. Dieser Schuß war für die Verbündeten und das Schicksal Louis Ferdinands verhängnisvoll gewesen: der Führer gestürzt! was hätte es mehr bedurft, um die kaum Gesammelten aufs neue in wilde Flucht zu jagen. —

Georg Heinrich Vock und dessen Mutter, welche inzwischen in den Garten herunter gekommen waren, um nach dem Begehrt der Fremden zu fragen, staunten nicht wenig, als sich Herr von Klizing ihnen als ehemaliger Adjutant Prinz Louis Ferdinands zu erkennen gab, der gekommen war, an Ort und Stelle alle die schmerzlichen Erinnerungen an jenen unseligen 10. Oktober 1806 aufzufrischen. In ergreifender Weise schilderte der alte Herr seinen Zuhörern seine bis zur Verzweiflung gesteigerte rasende Wut, als er sich im Augenblick der Gefahr von seinem Prinzen abgedrängt und auf den daher stürmenden Feind geworfen worden war.

„Mein braver Gaul“, schloß er, „schien meine Stimmung zu teilen, denn während ich mich mit dem Säbel aus dichtem Feindesknäuel heraus hieb, schlug und biß er wütend um sich, um mich dann schnell wie der Vogel in der Luft davon zu tragen.“

„Deine Tapferkeit, mein Lieber“, entgegnete Frau von Klizing, „ist durch dein gutes Pferd unterstützt worden und hat es dir möglich gemacht, dem rings auf dich lauerten Tode zu entgehen. Uebrigens glaube ich, daß eine höhere Macht dich beschützte, welche nicht wollte, daß du gleich unserem unvergeßlichen Prinzen dein Lebensende in Saalfeld finden solltest, in Saalfeld, an welches sich ohnehin für uns die schmerzlichsten Erinnerungen knüpfen.“

Friedrich von Klizing kämpfte sichtlich mit einer tiefen Wehmut.

„Ich ehre deinen Glauben, meine Teure“, entgegnete er der Gattin, „gleichwohl wissen wir nicht, was in dem großen Buche des Fatum noch weiter verzeichnet ist, denn — noch haben wir ja Saalfeld nicht wieder verlassen.“

War es eine ihn plötzlich überkommene Todesahnung oder eine auf bereits sich fühlbar machendem Unwohlsein begründete Besorgnis, was den alten Herrn so reden ließ?

Frau von Klizing sah den Sprecher erschrocken an.

„Das wolle Gott verhüten“, sagte sie besorgt, während eine unbestimmte Angst sich ihr schwer auf das Herz legte.

Bod führte hierauf seine Gäste zu dem nahen Denkmal, welches die Fürstin Louise von Radziwill dem heißgeliebten Bruder setzen ließ und welches die Inschrift trägt:

„Hier fiel kämpfend für sein Vaterland Prinz Ludwig von Preußen am 10. Okt. 1806.“ Zu der Stelle hinunter, nach welcher die auf dem Monument angebrachte weibliche Figur deutet, geleitete jetzt Bod die Reisenden. Hier am Ausgang eines Hohlweges, welcher über die Wiesen nach dem Dorfe Schwarzza führt, war Louis Ferdinand, nachdem er sich, um der Gefahr einer möglichen Gefangennahme zu entgehen, auf dringendes Zureden seiner Begleiter zur Flucht entschlossen, von drei ihm unbemerkt folgenden Franzosen überfallen und als er den ihm angebotenen Pardon entrüstet mit dem Degen zurückgewiesen hatte, nach verzweifelter Gegenwehr getödtet worden.

Der Oberstlieutenant wehrte den Tropfen nicht, die ihm während der Erzählung seines Führers langsam über die gebräunten Wangen in den weißen Bart rannen. Daß er damals, um das eigene Leben kämpfend, zu spät zur Stelle gekommen und, anstatt seinem General Beistand zu bringen, diesen bereits entseelt auf dem Pferde hängend gefunden hatte, das war ja ein Schmerz, den er nie zu verwinden vermocht hatte.

Und nicht einmal die Leiche des teuren Führers hatte er retten können, sondern, vom Feinde verfolgt, sich durch die Saale nach Rudolstadt flüchten müssen, während jener mit dem Gefallenen triumphierend in Saalfeld einzog. —

Nach herzlichem Abschied von ihren Begleitern lehrten die Reisenden in trüber Stimmung nach Saalfeld zurück. Nachmittags besuchten sie das damals Lairische Haus am Markt, worin Louis Ferdinand mit seinen Begleitern das letzte Frühstück eingenommen, und besichtigten sodann die Kirche, in der er seziert, aufgebahrt und bis zum Jahre 1811 in der herzoglichen Gruft beigelegt worden war.

Gegen Abend klagte Herr von Klizing über Unwohlsein. Der Wechsel eines südlichen Klimas mit dem herben Thüringens zur Zeit des wetterwendischen April mochte seine schädliche Wirkung auf den alten Herrn nicht verfehlt haben, wozu sich außerdem noch die Nachteile einer hochgradigen Gemütsbewegung gesellten.

Der in aller Frühe des nächsten Morgens herbeigerufene Arzt, Dr. Dpatovski, erklärte den Zustand des Patienten für eine gefährliche Lungenentzündung, welche dann auch, trotz aller ärztlichen Bemühungen und der sorgsamsten Pflege einer liebevollen Gattin, bereits am 30. April den Tod herbeiführte.

Am 4. Mai fand die standesgemäße Beerdigung des Entschlafenen auf dem Saalfelder Friedhof statt.

War es Louis Ferdinands treuem Adjutanten auch nicht vergönnt gewesen, an der Seite seines Generals den Heldentod zu finden, so war ihm doch — wenn auch erst nach Jahren — in gleicher Erde sein Grab aufgehoben, und indem er jenem geheimnisvollen Zug nach Saalfeld Folge leistete, schickte unbewußt der greise Veteran sich an, an der Stätte seiner Sehnsucht sein letztes Quartier zu beziehen.





## Monatschau.

### Politik.

Das Ereignis des Monats ist ein Telegramm, welches der deutsche Kaiser vom fernen Ungarn aus, wo er den Manövern beivohnte, an den Fürsten Bismarck gerichtet hat. Der Kaiser bot dem schwer erkrankten Fürsten, der, wie es hieß, weder in Varzin, noch in Friedrichsruh einen notwendigen Erholungsaufenthalt nehmen könne, Domizil in einem der königlichen Schlösser Mitteldeutschlands an. Fürst Bismarck hat geantwortet und zwar für die Teilnahme warm gedacht, aber zugleich mitgeteilt, daß er es vorziehe, die königlichen Schlösser nicht zu beziehen, sondern in gewohnter Umgebung und „Beschäftigung“ seinen Lebensabend zu verbringen.

Wenn wir das Ereignis an die Spitze dieser politischen Chronik stellen, so kann das freilich nur mit der Bemerkung geschehen, daß es im Grunde hier nicht hergehört. Denn als eine politische Angelegenheit kann die Sache unseres Erachtens nicht mehr gelten. Es ist weder daran zu denken, daß der Osterreichskanzler jemals wieder ein politisches Amt bekleidet, noch deutet irgend etwas darauf hin, daß der Kaiser die Absicht habe, den neuen Kurs zu verlassen und die Wege des alten Kurzes wiederum einzuschlagen. Politisch ändert sich also schwerlich irgend etwas. Damit soll indessen das Ereignis nicht als unbedeutend hingestellt werden. Im Gegenteil — es ist so wichtig als erfreulich, daß der Kaiser in hochherziger Gesinnung den ersten Schritt gethan, einem Zerwürfniß ein Ende zu machen, das so unerfreulich war, wie möglich. Freilich scheint der Ausgleich bisher noch keineswegs so weit gediehen, wie vielfach in den Blättern angenommen wird; im Organ des Fürsten Bismarck kann man zwischen den Zeiten lesen, daß dieser durchaus noch nicht befriedigt scheint und, um voll vergeben und vergessen zu können, doch noch weit mehr Remedur für vermeintlich erlittenes Unrecht verlangt, als ihm bisher gewährt wurde, wie er denn schon in seinem Antworttelegramm an den Kaiser in höflicher aber bestimmter Form zu erkennen gegeben hat, daß er seine „gewohnten Beschäftigungen“, also auch die Kritik des neuen Kurzes, fortsetzen werde, daß somit eine freundliche Frage nach seinem Wohlergehen der Preis noch nicht sei, für den man sein Schweigen erkaufe.

In dem Augenblicke, da wir schreiben, gehen Gerüchte durch die Blätter von neuen Verhandlungen, die dem ersten Depeschenwechsel gefolgt wären. Ob sie die begonnene Ausöhnung weiter gefördert, darüber ist Zuverlässiges an die Öffentlichkeit bis heute noch nicht gedrungen.

Doch wie immer die Dinge liegen mögen — das entgegenkommende Verhalten des Kaisers kann nur Sympathien wecken. Mag es auch sein, daß bei der Verabschiedung des Fürsten Bismarck der damals jugendliche Monarch ein wenig hastig

verfahren ist, und daß nicht alle Formen so gewahrt worden sind, wie sie ein so langjähriger und erfolgreicher Diener des preußischen Königshauses zu erwarten berechtigt war, so hat umgekehrt Fürst Bismarck, dessen Sache ein schnelles Vergeben und Vergessen niemals gewesen ist, in manchen seiner nun folgenden publizistischen und oratorischen Kundgebungen die schuldige Ehrerbietung gegen den Monarchen oft ziemlich stark verletzt, wie er denn auch an den unhaltbar gewordenen Zuständen zur Zeit seiner Verabschiedung nichts weniger als unschuldig war. Sollte auch jetzt noch, wie es fast den Anschein hat, alles so bleiben, wie es bisher gewesen, so würde mindestens der Kaiser gethan haben, was er konnte, um den Konflikt zu beseitigen. —

Ob und wie weit persönliche Einwirkungen der Könige von Württemberg und Sachsen, bez. des Kaisers Franz Josef bei der Versöhnungseinleitung maßgebend gewesen, muß dahingestellt bleiben, da gerade in diesem Punkt die Monarchen schwerlich vor Zeugen verhandelt haben dürften. Haben sachliche Eindrücke mitgewirkt, so ist mindestens nicht unmöglich, daß die überaus angenehmen Erfahrungen, die Kaiser Wilhelm in Elsaß-Lothringen gemacht, ihn dankbar-verföhnlich und wohlwollend gestimmt haben könnten. Es läßt sich nun in der That nicht mehr verkennen, daß die Germanisierung des Westens Fortschritte gemacht. Eine Selbsttäuschung ist schon deshalb nicht mehr möglich, weil die unverdächtigsten Zeugen, die man sich in dieser Hinsicht vorstellen kann, die Bericht-erstatte der Pariser Blätter, übereinstimmend auszusagen, daß das Franzosentum in starkem Rückgang begriffen sei und Frankreich nun schon zu lange gewartet habe, um selbst bei glücklichem Kriege noch seine Rechnung zu finden.

In der inneren Politik ist es still geworden im Laufe des Monats. Nur eine beginnende Wahlbewegung zum preußischen Landtag wirft ihre Schatten voraus.

Von einigem allgemeinen Interesse dabei ist das antisemitische Moment, bez. die wachsende Spannung, richtiger der vollkommene Bruch der Konservativen mit den Antisemiten. Beide Parteien befehden sich ja schon bei der Reichstagswahl, aber doch erst später hat nicht nur die Richtung Ahlwardt, sondern die Gesamtpartei das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassende Wort: „Gegen Juden und Junker“ als allgemeines Lösungswort sich gegeben.

Es ist für uns von unserem Standpunkt aus ebenso schwierig, zu diesem Konflikt Stellung zu nehmen, wie zu dem oben erwähnten Zerwürfniß zwischen Kaiser und Kanzler. Der Konflikt an sich ist schwer zu beklagen, aber man weiß nicht recht, wo man die letzte Quelle seiner Entstehung suchen und finden soll. Wollen wir Konservativen aufrichtig sein, so müssen wir uns ein gut Stück Schuld an unseren Mißerfolgen selber zuschieben. Hätten wir in der Zeit, wo wir uns von Herrn von Hellendorff aus einer Schwachheit in die andere führen ließen, zur rechten Zeit und am rechten Ort den Mut gefunden, eine klare Stellung in der Judenfrage nicht nur einzunehmen, sondern dieselbe auch parlamentarisch zu vertreten, so hätte der antisemitische Antisemitismus niemals die Ausdehnung gewinnen können, die er nunmehr gewonnen hat. Ja es hätte nur geringer Mühe bedurft, um in den Zeiten, wo Stöcker in Berlin die größten Erfolge erzielt hatte, die ganze etwas schnell gewachsene Bewegung in gesunde konservative Bahnen zu leiten und sie innerlich zu konsolidieren, wenn man den Entschluß dazu fertig gebracht hätte. Aber man war zu schwach, um ohne oder gar wider die Regierung eine volkstümliche Politik zu treiben, zu vorsichtig zurückhaltend, um den Pionierdienst, den Stöcker geleistet hatte, für die Sache der eigenen Partei zu verwerten. Erst im vorigen Winter ist es gelungen, die Stellungnahme zur Judenfrage in das Tivoli-Programm zu bringen. Wie die bald darauf folgenden Wahlen erwiesen haben, ist aber der rechte Zeitpunkt verpaßt gewesen. In weiten Kreisen des Volkes, welche früher konservativen Einwirkungen noch zugänglich waren, ist das Vertrauen zu dieser Partei verloren gegangen. Das Mißtrauen, es handle sich um die Absicht, den Antisemitismus für andere Zwecke auszunutzen, gewann die Oberhand. Und es haben sich daher so viele von denen, die konservativ nicht bleiben mochten und weder liberal noch social-

demokratisch werden wollten, dem Antisemitismus zugewandt, daß diese früher nur unbedeutende Partei zu einer erstaunlichen Höhe der Mitgliederzahl im Handumdrehen emporgeschwollen ist.

Natürlich bereitet dieser Gang der Dinge der Judenpresse neben dem Kummer doch auch Schadenfreude. Der Antisemitismus einer starken konservativen Partei ist ihr unheimlich und gefährlich. Ahlwardt und Konforten sind ungefährlich. Nicht mit Unrecht von ihrem Standpunkt aus verspottet sie die Rechte, daß diese erhofft, durch eine antisemitische These in ihrem Programm außerordentliche Erfolge zu erzielen, daß aber aller Berechnung entgegen sich statt des Gewinnes ein Verlust ergeben habe.

Der Jubel der Judenpresse ist trotzdem kurzfristig, wie alles was sie treibt. Gewiß — die Antisemiten sind mit überraschender Schnelligkeit gewachsen, wie der Pilz in der Nacht, aber es kann kein Zweifel sein, daß der große Pöbel mit derselben Geschwindigkeit wieder plagen und in sich zusammensinken kann, wenn es den streitsüchtigen und desperaten Elementen nicht gelingt, sich zu einigen und in der sozialen Frage ein verständiges Zukunftsprogramm zu entwerfen, das auch den unabweisbaren sozialistischen Forderungen wirklich gerecht wird. Nur der wird König im Reiche der Zukunft sein, dem es gelingt, auf sozialem Gebiet die rechte Formel zu finden. Was aber bisher die Herren Ahlwardt, Förster, Bödel und andere in dieser Richtung an Programm-Forderungen vertreten haben, geht über ziemlich allgemeine kapitalistische Wendungen und die obligate banale Judenhege nicht hinaus, ja akkomodiert sich stellenweise den liberalen, recht eigentlich judenfreundlichen Wünschen. Es deutet bisher noch nichts darauf hin, daß die Antisemiten die soziale Frage wirklich begriffen hätten und im Stande wären, annehmbare Vorschläge zu machen. Ueberdies ist in jenem Lager Jedermanns Hand wider den Anderen und fast so viele Richtungen als Personen vorhanden.

Sieht aber der „reine“ Antisemitismus socialpolitisch und auch sonst ziemlich ausichtslos aus, so ist es ein eigentümliches Zeichen der Zeit, daß immer wieder evangelische Geistliche sich als der Partei des vierten Standes mindestens sehr nahestehend erweisen. Der Fall Wächter in Württemberg, der Fall Schall in Braunschweig und ein ähnlicher Fall in Mecklenburg haben überall in weiteren oder engeren Kreisen gebührendes Aufsehen gemacht und, wie es nicht anders sein kann, die laubläufige kapitalistische Entrüstung in hohem Maße hervorgerufen. Wir brauchen nicht zu sagen, daß wir von dieser Schablonentrüstung sehr weit entfernt sind. Vestimmen können wir aber den Herren doch nur sehr teilweise. Fast durchweg gehen sie im Eifer über die Grenze hinaus, die unseres Erachtens ein Christ und ein Geistlicher unter allen Umständen innehalten mußten. Der Predigamtscandidat v. Wächter in Stuttgart ist, nach seiner eigenen Erklärung, Mitglied der socialdemokratischen Partei geworden. Wächter will innerhalb der Partei nach wie vor für seine christliche Ueberzeugung ein- und allen Angriffen auf das Christentum in socialdemokratischen Blättern und Versammlungen entgegentreten. Er ist der Meinung, daß die wirtschaftlichen und politischen Ziele der Socialdemokratie mit dem Christentum voll vereinbar seien. Pastor Schall tritt in einer Broschüre dieser Ansicht bei und bestreitet der kirchlichen Behörde das Recht, einen Geistlichen, wenn anders gegen seinen Wandel keine Bedenken vorlägen, aus dem Amte zu entfernen, bloß weil er sich zur socialdemokratischen Partei halte. Er erklärt, daß die christliche Kirche sogar ein lebhaftes Interesse daran habe, daß in dem Volke, in dessen Mitte sie selbst eine Hütte gefunden habe, die möglichst beste Gesellschaftsordnung bestehen möge; sie müsse nach ihrer eigenen Lehre derjenigen den Vorkzug geben, in der das Prinzip der allgemeinen Bruderliebe und Menschenliebe am allerweitesten zum Ausdruck und zur That durchgedrungen sei. Das Programm der Socialdemokratie, so ansehnlich es vom socialpolitischen Standpunkt sei, widerstreite der Weltanschauung der Bibel in keinem Punkte. Der Satz: „Religion ist Privatfache“ sei zwar änderungsbedürftig, weil Religion, die ihrer Natur nach gemeinschaftsbildend sei, nie zur Privatfache werden könne, soweit er aber eine Reaktion gegen die Vermengung der Religion

mit der Politik bedente, müsse man sich frenen, daß eine große Partei diese Forderung vertrete. Bei der Feindschaft, die gleichwohl bei der Socialdemokratie gegen die Kirche thatsächlich herrscht, will Schall unterschieden haben zwischen dieser und der Feindschaft gegen den Organismus der Kirche oder deren Vertreter. Die letztere ist ihm erklärlich, weil vielfach die Predigt vom Jenseits benutzt werde, die Verfolgung der materiellen Interessen seitens der Arbeiter zu lähmen. Die Frage, ob die Mitgliedschaft zur socialdemokratischen Partei notwendig die Vorwurf eines unchristlichen Lebens einschließe, beantwortet Schall mit nein. Die Quintessenz seiner Ausführungen gipfelt in dem Satz: „Die irdisch organisierte Kirche hat nach der Wahrheit und aus den Regeln der Klugheit und Billigkeit und nach der Verfassung und dem Gesetz weder Recht noch Beruf, die Mitgliedschaft in der socialdemokratischen Partei eines ihrer Mitglieder zum Anlaß irgend welcher Maßregelung zu machen.“

Man kann zugeben, daß Pastor Schall darin recht hat, daß ein großer Teil der sittlichen und religiösen Anklagen gegen die Socialdemokratie mit gleichem oder mehr Recht auch gegen Liberale und Freisinnige erhoben werden kann, und daß in dem neuesten Programm der Socialdemokraten sich nichts findet, was ohne weiteres im Namen des Christentums zu verwerfen wäre. Trotzdem kennt aber heute in Deutschland jedes Kind die socialdemokratische Presse und Parteigitation als eine solche, die von Gottlosigkeit geradezu trieft und den Umsturz alles Bestehenden zum ganz offenbaren Ziele hat. Wenn die Führer das nicht täglich, sondern nur bisweilen in dünnen Worten sagen, so ist ihr zeitweises Schweigen nur Vorsicht oder Heuchelei. Lebten wir akademisch im Aether des reinen Gedankens, so könnte Pastor Schall recht haben. Da wir aber in der Welt leben, wie sie ist, so hat er unrecht, wenn er auf Grund eines geradezu abenteuerrlichen Optimismus für die jetzt bestehende socialdemokratische Partei eintritt. So sehr wir es billigen, wenn ein Pastor sich herunterhält zu den Niedrigen und die Sache der Proletarier mit innerster Anteilnahme verfolgt, und so wenig wir verständige staatsocialistische Anschauungen ablehnen, so sehr ist doch auch zu fordern, daß man die konkrete Partei nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Thaten beurteilt. Feine Unterscheidungen macht das Volk nicht — es kennt nur ja und nein. Ein „ja“ mit Klauseln gilt doch als „ja“. Sieht nun das Volk seine Geistlichen für eine Partei der Revolutionäre und Meineidigen auch nur bedingt eintreten, so kann die Unvorsichtigkeit derselben nur zu beklagenswerter Verwirrung der Gemüter verführen und beitragen.

Leider ist auf dem dem socialpolitischen so nahe verwandten sittlichen Gebiet ein unerfrenlicher Vorgang zu melden. Der Polizeipräsident von Berlin hatte für die sog. Wiener Cafés eine Polizeistunde erlassen. Die Wirte dieser Lokale — im Mittelalter würden sie rechtlich ehrlos gewesen sein, da sie wesentlich von der Prostitution leben — haben dann solchen Lärm in der mit der Unzucht stets verbündeten Judenpresse gemacht, daß die Verfügung wieder aufgehoben ist. Die Aufhebung ist ein beklagenswertes Zurückweichen der Staatsgewalt vor den bedenklichsten Elementen der Berliner Bevölkerung und ein neuer Sieg, den die mächtige Welt des Lasters über diejenigen erfochten hat, die seit lange bemüht sind, für allmähliche Herstellung besserer Sitte in der Hauptstadt zu wirken.

\*       •       \*

Auf dem internationalen Gebiet steht der russische Flottenbesuch in London im Vordergrund. Viele Quadratkilometer Papier werden bedruckt mit Betrachtungen über die Tragweite desselben, obgleich diese Tragweite keineswegs eine besonders große ist. Ein höflicher Gegenbesuch — das ist so ziemlich alles. Unter den scherzhaften Wendungen, die das Ereignis charakterisieren sollen, möchte diejenige am zutreffendsten sein, welche die französische Republik mit einem Mädchen vergleicht, das dem Manne, den es an sich fesseln möchte, zu weit entgegenkommt, Rußland mit dem Manne, welcher





unruhiger Elemente anderer Parteien suche, gegen die Behörden zur Auflehnung ermuntere und selbst vor der Majestät des Monarchen nicht halt mache. Es versteht sich, daß so gewaltthätige und unruhige Elemente, wie die Jungtschehen, sich nicht ruhig fügen, sondern Widerstand leisten. Bleibt aber die Regierung fest, so wird auch der größte Lärm der Opposition wenig helfen. Auf Festigkeit ist aber beim Grafen Taaffe nun umsomehr zu hoffen, als die Rücksicht lange genug gebauert hat, und als der „nationale“ Gegensatz der Tschechen gegen die Deutschen ein denkbar inhaltsreicherer Rechtstitel für feindseliges Verhalten ist. Außer von sich selbst hat die tschechische Gesellschaft der Jungtschechen keinen Beifall zu erwarten. Dieser eigene Beifall bedeutet aber nicht mehr und nicht weniger als das Mißfallen aller verständigen politisch denkenden Leute.

### Kolonialpolitik.

Wenn kriegerische Erfolge maßgebend wären für die Beurteilung des Einflusses, den eine Nation in einem unkultivierten Lande ausübt, so wäre der Rückschluß berechtigt, daß das Deutschtum in unseren Schutzgebieten gerade in den letzten Wochen entscheidende Fortschritte zu verzeichnen habe. Der übermüthige Häuptling von Moschi ist geschlagen, ein Wahebehäuptling in seiner sieben deutsche Meilen südlich der Karawanenstraße Mpwawwa-Tabora gelegenen Hauptstadt angegriffen und seine Lembe erkrümt, Hendrik Witbooy's Mannschaft ist in einem größeren Gefecht besiegt, wobei sein Untertapitan Samuel die Namalente kommandierte — alles Erfolge, auf die wir mit Genugthuung hinschauen können. Und doch tragen diese Erfolge durch die begleitenden Umstände einen nichts weniger als beruhigenden Charakter. Am 12. August fand, um mit Ostafrika zu beginnen, die Erstürmung der Kilima-Ndscharo-Befestigung des Häuptlings Mesi statt, etwa eine Woche später erhielt man in Berlin auf telegraphischem Wege die Nachricht, daß Frhr. von Schele wieder an der Küste angelangt sei. Seitdem sind bis heute (24. September) nähere Einzelheiten, als die im ersten Telegramm schon mitgetheilten deutschen Verluste, insbesondere der Tod des Lieutenants Wx, nicht bekannt geworden, so daß in der Presse schon ernsthaft die Frage behandelt worden ist, ob der Gouverneur nicht etwa nur zur Küste zurückgekehrt sei, um mit Verstärkungen zum Kilima-Ndscharo zurückzukehren und die wahrscheinlich nicht vollkommene Unterwerfung der Wamoschi zu vollenden. Unseres Erachtens liegt nun zu einer solchen Auffassung kein Anlaß vor, da der Gouverneur zweifellos eine Absicht, zum Kilima-Ndscharo zurückzukehren, irgendwie kundgethan haben würde. Wir sind daher auch der bestimmten Ansicht, daß in wenigen Tagen, jedenfalls noch vor dem 1. Oktober, die Einzelheiten des Kampfes bekannt sein werden. Von ihnen, insbesondere von der Stellungnahme der Mehrzahl der Volksstämme, wird es abhängen, ob an eine Besiedelung des Kilima-Ndscharo durch Bayern in der nächsten Zeit gedacht werden kann. Unter friedlichen Verhältnissen und bei Vereinigung einer größeren Anzahl von Ansiedlern, die auf gemeinsame Kosten und mit einigen Opfern für das erste und vielleicht das zweite und dritte Jahr die Transportfrage zur Küste regeln können, darf man der Anlage einer Bauernkolonie wohl das Wort reden. In der That wäre eine solche für Deutsch-Ostafrika in mehrfacher Hinsicht von unschätzbarem Wert, denn sie würde bei dem in jener Höhenlage herrschenden kalten Klima die langersehnte Gesundheitsstation bieten, dem Bedürfnis nach europäischem Getreide, wenigstens Weizen, in einigem Umfang genügen und vor allem in politischer Beziehung einen Stützpunkt für das Deutschtum bilden, wie ihn die beste Besatzung mit deutschen Offizieren und tadellos geschulten Sudanesen nicht darstellt. Wenn überhaupt der Handel auf dem direkten Wege von Tanga nach Ukumbi oder zum Speka-Golf bei sicheren Karawanenstraßen und teilweiser Bahn-

verbindung Aussicht hat, den Hauptverkehr vom Viktoriasee zur Küste an sich zu ziehen, so könnten deutsche Stationen am Fuße des Kilima-Ndscharo eine Wegeetappe bieten, die durch die Produktion von Naturalien und vielfacher europäischer Bedürfnisartikel — wir erinnern nur an das im Gebirge gewonnene Eisen — und durch die Nähe von Erholungsorten, die sich ja im Laufe der Jahre auch zu regelrechten „Kurorten“ entwickeln werden, Bedingungen aufweisen, wie sie in Deutsch-Ostafrika nicht günstiger zu finden sind. Hoffentlich treten nun auch die dort beabsichtigten deutsch-englischen Missionsbestrebungen bald in Wirksamkeit. Gerade bei den wilden und selbstbewußten Bewohnern der Bergabhänge und Thalmulden wird neben dem drohenden Charakter einer starkbesetzten Militärstation die Anwesenheit verjöhnlich wirkender Missionare von bestem Einfluß sein, zumal die englische Mission uns nicht mehr im Wege steht. Daß die Church Missionary Society dort in der That keine friedlichen Gesinnungen dem Deutschthum gegenüber entwickelt hat, dürfte übrigens aus dem von deutscher amtlicher Seite festgestellten Faktum hervorgehen, daß das falsche Gerücht über eine Niederlage des Gouverneurs am Kilima-Ndscharo von Angehörigen jener Missionsgesellschaft in die Welt gesetzt worden ist. Eine große Anzahl deutscher Familien ist dadurch unnötig in die bitterste Sorge versetzt worden. War es schon bei der Bülow-Affaire Pflicht der englischen Missionare in Moschi, die Deutschen zu warnen, nachdem ein jenen nicht unbekannter Transport von 30 000 Snyderpatronen in Moschi bei Meli angekommen war, so war hier in der Weiterbreitung von Unglücksgerüchten außerordentliche Vorsicht geboten. Das verlangte die Rücksicht auf die Familien der beteiligten Offiziere und Unteroffiziere und hätte besser zu den bekannten freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland gepaßt. Jedenfalls aber liegt kein Grund vor, den Bezug der Engländer von Moschi zu bedauern, sobald die deutsche Mission rechtzeitig am Platze ist, die Lücke auszufüllen.

Schwebt nun über der Entwicklung der Dinge am Kilima-Ndscharo nach dem Siege Scheles noch Dunkel, so ist dasselbe zu sagen von der Erstürmung der Wahehetembe in Ugojo. Man kann zwar vermuten, daß der Grund der Bestrafung der gewöhnliche war, d. h. Karawanenplünderung. Diese Thätigkeit mochte für den Häuptling von Kanzenye um so verlockender sein, als die starke Station Tabora 40 deutsche Meilen und die Station Njwaywa deren 20 vom Schauplatz entfernt ist. Der Station Mliangwira, deren Besatzung vor kurzem schon ein anderes Ugojo-Gefecht zu bestehen hatte, mag der Häuptling ein entschlossenes Vorgehen nicht zugetraut haben. Aber wenn auch nunmehr die Wahehe wieder eines Besseren belehrt sind, bleibt die Besorgnis erregende Thatsache bestehen, daß der Einfluß der Station nicht die sieben Meilen weit bis Kanzenye reicht, um dort die deutsche Autorität friedlich zu besaunten. Es wird eben nichts übrig bleiben, als den Bestand der Schutztruppe weiter zu erhöhen. Die Sicherung der Karawanenstraße nach Tabora ist vor der Hand eine der wichtigsten Aufgaben des Gouvernements, denn noch auf Jahre hinaus wird der Karawanenhandel vom Tanganyika und Viktoriasee diesen Weg nehmen, wenn auch später der Warenverkehr sich mehr zum Sambesi oder vom Viktoriasee nach Tanga oder endlich auf englisches Gebiet zum Tana ziehen wird. Bis dahin muß der Ausbau des Landes, besonders Plantagenkultur, soweit entwickelt sein, daß die Produkte derselben oder die dazu nötige Arbeit das Zahlungsmittel darstellen, welches die Kolonie für eingeführte deutsche Industriewaren darbieten kann.

Wie in Ostafrika vor der Hand die Sicherheit des Verkehrs vor den Raubgefühlen wilder Stämme den Angelpunkt der Politik bilden muß, um den sie sich, wenn auch noch längere Zeit auf Kosten des Reichs, drehen muß, so trifft dies in ebendenselben, wenn nicht noch stärkerem Maße für Südwestafrika zu, zumal hier die Verkehrswege einsamer sind, die Schutztruppe kleiner und unser Gegner Hendrik Witbooy gefährlicher ist als ein Waheheshäuptling. Auch das letzte Gefecht, welches bis jetzt nur durch einen in der Presse veröffentlichten Privatbrief bekannt geworden ist, stellt die Verwegenheit

jenes Namahauptlings ins hellste Licht, da es sich um einen auf der Hauptstraße ausgeführten und gegen eine starke Abteilung der Schutztruppe gerichteten Ueberfall handelt. Auch dieser hat, wie schon oben angedeutet, mit wilder Flucht der Nama geendet, ohne mehr als einige Verwundungen auf unserer Seite herbeigeführt zu haben. Aber zur Gewißheit geht daraus hervor, daß die Vernichtung jener großen Räuberbande die eiserne Konsequenz ist, die für uns aus dem bisherigen Lauf der Dinge folgt, umso mehr, als die großartige Viehzucht dieses Schutzgebietes nicht rentabel bleiben kann, wenn für jede Viehherde ein besonderer Aufwand an bewaffneter Schutz-Mannschaft vorhanden sein müßte. Schließlich ist auch die Entwicklung des Minenbetriebes gänzlich von diesem Moment abhängig. Denn bis die Hauptminen durch Schienenstränge mit der Küste verbunden sind, werden die Kupfertransporte mit Ochsenwagen in der bisherigen Weise erfolgen müssen — ein denkbar verlockendstes Objekt für einen fortbestehenden Guerillakampf gegen die Europäer. Man kann also dem neuerlichen Beschluß des eben nach viertägiger Thätigkeit wieder entlassenen Kolonialrates nur zustimmen, wenn derselbe eine weitere Verstärkung der Schutztruppe befürwortet. Sie würde auch dann noch am Platze sein, wenn, wie wir hoffen dürfen, vor ihrem Eintreffen die Niederwerfung Witbooy's gelungen sein sollte. Falls sein „Krieg“, wie es für den Fall einer rechtzeitigen Flucht wahrscheinlich ist, mit seinem Uebertritt auf das englische Gebiet der Walfischbay, vielleicht mit dem Rest seiner Mannschaft, enden sollte, so würde allerdings eine Komplikation entstehen, die den Engländern vollauf Gelegenheit geben würde, zum erstenmal in Südwestafrika ihre freundschaftlichen Beziehungen zu bethätigen. Denn es würde sich um keine geringere Aufgabe handeln, als den rachedürstenden Häuptling an der Inszenierung weiterer Feindseligkeiten gegen die Deutschen zu verhindern. Ob große Aussicht hierzu vorhanden ist, mögen unsere Leser selbst beurteilen, da ihnen die niederträchtigen Angriffe und Verleumdungen der englischen Kap-Presse gegen die deutsche Schutztruppe und ihren Führer Major von François bekannt sein dürften. Sollte es auf englischer Seite hierbei an der nötigen Kraftentfaltung oder, da in Walfischbay leider die deutschfeindliche „Kapstimmung“ vorherrscht, an gutem Willen fehlen, so würde ein außergewöhnliches Maß von Entschiedenheit dazu gehören, diese Frage befriedigend zu lösen. Die Walfischbay hat bis jetzt den Engländern nur dazu gedient, den Deutschen Schwierigkeiten zu bereiten. Sie ist ein Hafen ohne Hinterland, seine Anwohner haben bisher ein Hauptgeschäft daraus gemacht, Hendrik Witbooy mit den Gewehren und der Munition zu versehen, deren er zur Empörung gegen das deutsche Regiment bedurfte. Bisher hat man von einem Einschreiten unserer Behörden gegen diese Freundschaftsdienste nichts gehört, trotzdem man seit der Einnahme von Horntranz sogar die Namen der Wiedermänner kennt. Wir möchten deshalb doppelt betonen, daß man eintretenden Falls in Berlin nicht in die alten Fesler der Abwartepolitik verfallen möge, die an der jetzigen verlustreichen Wendung der Dinge die Hauptschuld tragen.

Wir konnten in Bezug auf Südwestafrika mit Genugthuung auf einen Beschluß des Kolonialrats hinweisen. In Beziehung auf Kamerun ist dies leider nicht der Fall. Man kann gewiß damit einverstanden sein, wenn der Kolonialrat, als eine Vereinigung von Interessenten, über das empfehlenswerteste Münzsystem in einem Schutzgebiete oder über die Verleihung von Monopolen an neue Handelsgesellschaften berät, aber wir meinen, daß in erster Reihe eine Frage verhandelt werden sollte, die zugleich wirtschaftlich und politisch die augenblicklich größte Bedeutung im Umfang unserer gesamten Schutzgebiete hat, nämlich die Hinterlandfrage. Die Vertreter der großen kameruner Firmen kommen doch zunächst in Frage, wenn es darum handelt, ob eine Anschließung des weiteren Hinterlandes von Wert für sie ist, ob sie bei gewährleisteter Verkehrssicherheit versuchen würden, durch Benutzung der Kamerunflüsse nach Adamana vorzubringen und eventuell auch über dieses Sultanat hinaus nach Baghirmi zu gelangen. Wäre dies einmal festgesetzt, so könnte doch die Reichsregierung endlich der Industrie andere Aussichten wie bisher eröffnen. Wenn bis jetzt Adamana seine bedeutenden Eisen-

beinvorräte an die Niger-Company absetzt und dafür auf dem großen Umwege über den Niger und Venné Waren zu teuern Preisen erhält, wenn Baghirmi gar seine Industriewaren von der Nordküste Afrikas bezieht, so liegt doch die Eröffnung des kürzeren deutschen Weges so nahe, daß man nur immer wieder die Gleichgültigkeit bedauern muß, mit der man in Berlin dieser Frage gegenübersteht. Es ist gewiß erfreulich, wenn eine deutsche Privatexpedition jetzt auf dem Venné schwimmt oder schon darüber hinaus nach Baghirmi vorgebrungen ist; aber man hätte von Reichswegen sofort eine weitere Unternehmung in Angriff nehmen müssen und konnte durch den Kolonialrat sehr wohl dem Publikum gegenüber die Vorteile eines solchen Vorgehens klarlegen und vertreten lassen. Wohl hat die Expedition von Stetten Ngandere und Zola auf dem Landwege erreicht, der erste, langerwartete Erfolg gegenüber den großen Sultanen im Hinterlande. Aber schwerlich ist dies Auftreten von imponierender und deshalb langanhaltender Wirkung gewesen; dazu besaß von Stetten nicht die nötige Mannschaft noch Mittel. Es ist also nach wie vor das dringende Bedürfnis vorhanden, dem Sultan von Adamana endlich einmal einen Begriff unserer Machtmittel zu geben, der mit dem imposanten Vorgehen der Franzosen — gerade jetzt rüstet Monteil wieder eine Mannschaft von 1000 Mann aus für eine Tschadsee-Expedition — konkurrieren kann. Uebrigens ist von Stetten an dem Schauplatz der französischen Grenzverletzung, Gassa, vorbeimarschiert, wir sind also immer noch nicht in der Lage, diesen Fall auf Grund eigener Feststellungen mit den Franzosen zu verhandeln. Wir sprechen deshalb angesichts dieser Sachlage die Erwartung aus, daß vor der Einbringung des Kamerun-Etats der Kolonialrat noch einmal auf Grund der neueren Resultate, welche die Stettensche und vielleicht schon die Ledtrische Expedition des „Kamerun-Komitees“ vorlegen wird, befragt werde. Auch die deutsche Kolonialgesellschaft sollte sich dieser Sache in ihrer bevorstehenden Vorstandssitzung in Magdeburg annehmen. Sie ist durchaus geeignet, wie die Emin Pascha-Frage und die Antislaverei-Unternehmung ein Feld für neue Verdienste und Anregung weiterer Kreise zu bilden. Die Ausschließung der Tschadseeländer ist kein Abenteuer, sie bilden ein Wertobjekt von ungeheurer Größe, aber jeder Tag ist zu entscheidenden Entschlüssen eine Frist, die immer kürzer wird und nach wenigen Monaten ablaufen kann.

Die deutsche Nation steht trauernd vor dem erschütternd tragischen Ende ihres größten Afrika-Forschers Emin Pascha. Auch er hatte die gewaltige Bedeutung der Kamerunfrage erkannt und ihre Lösung, zunächst die Erreichung jener Kolonie auf dem Landwege von Ostafrika, war das letzte weitansgreifende Ziel dieses einzigen Charakters. Nie und nimmer hätte Frankreich oder England einen solchen Mann im Stich gelassen. Er ist gefallen als Opfer seiner Pflicht, die er als deutscher Beamter auf deutschem Gebiet, als unerbittlicher Richter von Sklavensägern erfüllte. Und wenn die unglückselige Begeisterungsstosigkeit, die übertriebene Nüchternheit unserer leitenden Personen in Regierung und „kolonialen Kreisen“ nicht ohne Mitschuld ist am Schicksal Dr. Schnitzers, so sollte dies doch wenigstens zu kräftigeren Entschlüssen anspornen. Ist nicht der Glaube an eine deutsche Kulturmission im centralen Sudan auch ein Erbeil von Emin Paschas reichem Geist?

## Wirtschaftspolitik.

Trotz vieler bedrohlicher Anzeichen neuen Unheils läßt die öffentliche Erörterung wirtschaftlicher Fragen augenblicklich nicht erkennen, daß man in den zunächst beteiligten Kreisen ernste Sorgen hegt. Es scheint sich ein bedenklicher Fatalismus auszubreiten, der keine Ähnlichkeit hat mit dem Gefühl der Längeweile, das uns der Reichszankler bei seinem Amtsantritte in Aussicht stellte. Die Freihandelsleute haben allerdings eine gute Ursache, entmutigt zu sein. Obwohl sie in Deutschland über die verbreitetsten

und besidiotierten Zeitungen verfügen, brachten sie bei der Reichstagswahl auch nicht einen ihrer Leute im ersten Wahlgange durch. In der wissenschaftlichen Nationalökonomie sind sie ebenfalls ganz an die Wand gedrückt. Und was die Thatsachen täglich eindringlicher predigen, läßt sich auch mit dem ganzen Aufwand jüdischer Dialektik nicht zu Gunsten des Freihandels deuten. Einzig und allein die Handelspolitik der Reichsregierung, die ja zu Konzessionen an den Freihandel grundsätzlich bereit ist, und der noch niemand den Vorwurf gemacht hat, daß sie dies Entgegenkommen sich habe abzwängen lassen, oder daß sie in dem Verzicht auf Schutzzölle hätte weiter gehen können, hält jene Partei noch aufrecht. Die Schutzzöllner sind in sich gespalten. Ihre industrielle Gruppe wünscht die schnellste Beendigung des Zollkrieges mit Rußland und ist bereit, unseren Differentialzoll auf russische Vorduerzeugnisse selbst für unbedeutende Gegenleistungen Rußlands zu opfern, obwohl die Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn und Italien unserer Industrie keinen nennenswerten Vorteil gebracht haben. Große Hoffnungen setzen aber auch die Industriellen nicht auf den russischen Handelsvertrag, und im übrigen sehen sie ihre Gewerbtätigkeit Störungen ausgesetzt, die wie ein Fatum hingenommen werden müssen: teurer Geldstand, Entwertung der fremden Valuten, Abnahme der Konsumkraft im eigenen Lande, Steuererhöhungen u. s. w. Die Agrarier müssen sich von der Regierung sagen lassen, daß ihr Sträuben gegen die Aufhebung des Differentialzolles sinnlos sei, da dieser Zollunterschied für die Preisbildung auf dem Weltgetreidemarkte keine Bedeutung habe. Damit schwindet ihre Hoffnung, diesmal bei der Schließung eines Handelsvertrages nicht allein die Kosten tragen zu müssen. Die Lebhaftigkeit der agrarischen Agitation in der Presse kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich unserer Landwirte ebenfalls immer mehr eine dumpfe Resignation bemächtigt. Noch früher ist die Stimmung in der gewerblichen Mittelstande. Und selbst die Zunft der Börsenspekulanten und der ihnen ebenbürtigen Warenspekulanten protestiert lebhaft gegen die Behauptung antisemitischer Agitatoren, daß sie allein „etwas verdienen“. Ein Börsenblatt stellte eine Art Statistik des Luxus auf, nach der die seitler von Börseanern besuchten Luxus-Restaurants verödet seien, der Verbrauch von Wein über 10 Mark die Flasche bedenklich abnehme, die Stehbiecherhallen mit Beihpfennigbrötchen aber die Menge der hungrigen Börseaner kaum fassen könnten. Im übrigen klagen auch sie nicht mehr so laut, wie früher; auch sie sind Fatalisten geworden. Die „Arbeiter“ können nirgends auf der Erde hoffen, höhere Löhne zu erzwingen, denn überall sind nur einzelne Industriezweige genügend mit Aufträgen versehen oder eines lohnenden Absatzes sicher. Der von Brentano und anderen ausgehende Vorschlag einer allgemeinen Lohnerhöhung zum Zwecke der Konsumsteigerung ist in dieser Welt des Konkurrenzkampfes unbedurchführbar; kann daß er die Fabrikanten von unnötigen Lohnherabsetzungen zurückhält, indem er ihnen die hierdurch entstehende Verschärfung der industriellen Krisis vor Augen hält. Trat doch vor kurzem ein Unternehmer-Organ allen Ernstes dafür ein, die Löhne überall herabzusetzen, um die Rentabilität der Produktion wiederherzustellen. Von Resignation ist aber gerade in den Arbeiterkreisen allein nichts zu spüren. Sie sind die einzigen, die sich im Besitze einer absolut sicheren Anweisung auf die Zukunft glauben, und sie halten mit naiver Begeisterung fest an einem Ideale, das sich ihnen doch nur in nebelhaften Umrissen zeigt. Diese Begeisterung überträgt sich allmählich auf die Besitzlosen aller Industrie-Centren und selbst auf die verarmenden Banern entlegener Landbezirke, die kaum noch etwas zu verlieren haben. Und der Erfolg der socialistischen Agitation wirkt wiederum deprimierend auf alle, die in irgend einer Form „Unternehmer“, Arbeitgeber sind.

Die Unsicherheit der politischen Lage trug im abgelaufenen Monat nicht wenig zur Verstärkung des Pessimismus bei, zumal die feindselige Stimmung der Großmächte gegeneinander eine greifbare Schädigung der wirtschaftlichen Arbeit zeitigt. Unsere Ausfuhr nach Rußland stockt einstweilen ganz. Das wird vorübergehen, da der

deutsch-russische Handelsvertrag wohl nicht mehr lange wird auf sich warten lassen. Schwere lastet auf uns die finanzielle Fürsorge für unsere Bundesgenossen.

Fast täglich konnte man in den Zeitungen lesen, daß die bedeutenden Anforderungen, die Oesterreich-Ungarn und Italien an den deutschen Geldmarkt stellen, den Diskontsatz hier auf einer ungewöhnlichen Höhe halten; und was ein hoher Zinsfuß für unsere Produktion und unseren Handel, die immer mehr mit Kredit arbeiten, bedeutet, darüber braucht wohl kein Wort verloren zu werden.

Italien befindet sich in einer kritischen Lage. Zwar ist „sein“ Defizit infolge der großen Sparsamkeit der Regierung diesmal gering. Aber der allgemeine Kampf um das Gold hat ein rapides Steigen des Goldagio in Italien hervorgerufen; es betrug im Anfang dieses Jahres 2 bis 3 Prozent, Mitte Juli 6 Prozent, dann stieg es bis etwa 12 Prozent. Welchen Verlust dies für Italien mit sich bringt, das die Zinsen seiner im Auslande untergebrachten Renten und Eisenbahnobligationen in Gold bezahlen muß, die Bölle aber in Papier erhält, liegt auf der Hand. Die italienische Regierung zog daher bereits in Erwägung, ob sie nicht Vollzahlung in Gold verlangen solle. Es handelt sich dabei um etwa 240 Millionen Lire. Eine solche Maßregel würde ohne Zweifel wieder viel Gold nach Italien gezogen haben, aber die Centralbanken, namentlich die Bank von England, hätten sie ohne Zweifel mit einer Diskonterhöhung beantwortet. Zudem müßte dieseollerhöhung ungünstig auf den Handelsverkehr wirken. Man hat also vorläufig davon abgesehen, und nur die italienischen Bahnen erheben nunmehr ihre Frachten in Gold, womit dem Bedarf der Staatskasse bis zu einem gewissen Grade schon abgeholfen wird. Eine andere Maßregel, um dem Goldabflusse vorzubeugen, ergriff die italienische Regierung damit, daß sie bei der Einlösung der Renten-Coupons im Auslande die Beibringung des „Affidavits“ verlangte, d. h. der Couponinhaber muß auch den Besitz der Stücke nachweisen. Die Meridionalbahn hat sich diesem Modus der Zinszahlung im Auslande angeschlossen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß andere italienische Bahnen diesem Beispiele folgen, falls die Obligationäre es sich gefallen lassen. Damit soll verhindert werden, daß die italienischen Besitzer ihre Coupons zur Einlösung ins Ausland schicken, um dort Gold statt Papier zu erhalten. So notwendig diese vor zwölf Jahren abgeschaffte Kontrolle sein mag, sie hat doch zur Folge gehabt, daß die italienischen Werte von ihrer Beliebtheit bereits viel eingebüßt haben. Vielleicht entspiinnen sich auch noch Prozesse daraus, da wenigstens die Eisenbahngesellschaften vor Gericht zur Einlösung der Coupons ohne Formalitäten angehalten werden können.

Die Forderung des Affidavits bot den Franzosen eine günstige Gelegenheit zur Kontremimierung der italienischen Rente, da auch die deutschen Kapitalisten durch dieses Vorgehen verstimmt wurden und keine Neigung mehr verspürten, ihren Besitz an italienischen Werten zu vergrößern. Es gehörte nicht viel dazu, um in Paris ein großes Angebot in diesen Papieren zu erzeugen, zumal die politische Erregung gegen Italien infolge der Antwort, die das italienische Volk auf die Greuel von Aigues Mortes erteilte, sowie infolge der Teilnahme des italienischen Kronprinzen an den deutschen Manövern in Elsaß-Lothringen diesen Börsencoup unterstützte. Nur hatte dieser die unangenehme Nebenwirkung, daß das französische Publikum überhaupt unruhig wurde, weil es an einen neuen Krieg zu glauben begann; es verkaufte nicht nur italienische, sondern auch französische Rente und subskribierte nur auf die Hälfte der russischen Konvertierungs-Anleihe. (Auch das klägliche Resultat, das die Sammlungen für die russisch-französischen Verbrüderungsfeste in Toulon und Paris ergeben, ist eine Folge der Kriegsfurcht, die sich des französischen Bürgers bemächtigt hatte.) Als daher der Zar sich das Uebermaß von Selbsterniedrigung allen Ernstes verbat, sah sich die Pariser Kontremine zu Deckungskäufen gezwungen.

Immerhin lehrt dieses Vorkommnis, daß Italien mit seinen finanziellen Bedürfnissen fast allein auf Deutschland angewiesen ist. Das Pariser Rothschildhaus sah sich

genötigt, an dem Feldzug gegen die italienische Rente wenigstens dem Scheine nach teilzunehmen, obwohl es das größte Interesse daran hat, Italien aus seinen Bedrängnissen herauszuhelfen. In Deutschland hat seit Jahren eine gewisse Vorliebe für italienische Werte Platz gegriffen; sie verzinzen sich hoch und sind so sicher, wie ausländische Werte gleichen KurSES nur sein können. Auch die von der italienischen Regierung in Ermanglung einer neuen Anleihemöglichkeit massenhaft ausgegebenen Schatzscheine fanden bei deutschen Bankhäusern bereitwillige Aufnahme und immer neue Prolongation. In der letzten Zeit hatte es aber seine Schwierigkeiten für den deutschen Geldmarkt, die nötigen Vorschüsse für die italienische Regierung aufzutreiben, zumal auch von Wien aus große Anforderungen an die deutschen Plätze gestellt werden.

In Oesterreich-Ungarn wälzt eine kapitalschwache Spekulation enorme Hausse-Engagements von einem Ultimo zum andern und bietet für Prolongationsgelder bis 8 Prozent Zinsen. Kein Wunder, daß in Deutschland das Geld knapp wird, daß der Privatdiskont sich der offiziellen Bankrate immer mehr nähert und daß man schon wieder eine Erhöhung der letzteren fürchtet, obwohl die Bank von England ihren Satz wiederholt ermäßigen konnte. Das sind, direkt oder indirekt, Wirkungen des Dreibundes, die getragen werden müssen, da sich der französische Markt so gut den österreichischen wie den italienischen Ansprüchen verschließt. Wir könnten sie auch mit Leichtigkeit ertragen, wenn nicht die letzten Jahre uns so hohe Verluste an exotischen Werten und inländischen Aktien gebracht hätten, Verluste, die bei dem allgemeinen Rückgang des Verdienstes in Handel und Gewerbe nicht so schnell ausgeglichen werden können.

Es ist auffallend, wie wenig gerade diejenigen Politiker, die immer nur von der Notwendigkeit des Sparens in Reich und Staat reden und damit ihre ablehnende Haltung gegenüber den Mehrforderungen der Regierungen begründen, auf jene Ursachen unserer wirtschaftlichen Nöte eingehen. Auch ein harmloses Gemüt muß argwöhnen, daß die Börse die Konkurrenz des Staates fürchtet. Je mehr Ersparnisse in heimischen Fonds angelegt oder in Form von Steuern für die Kulturarbeiten des Staates und deren Sicherung gegen feindliche Nachbarn verwendet werden, desto mehr Kapital entgeht den Nachstellungen der Börse. Man muß daher das äußerste Mißtrauen gegen alle Erörterungen der jüdischen Presse in Steuerangelegenheiten walten lassen. Es steht fürwahr nicht so schlimm mit dem Reiche, daß wir aus finanziellen Rücksichten die Rüstungen zur Sicherung des Friedens sparsamer einrichten oder gar beschränken müßten. Die deutschen Einzelstaaten haben kaum nennenswerte Schulden, deren Zinsen nicht durch die Ueberschüsse der Staatsbahnen gedeckt würden. Das Reich hat eine jährliche Zinslast von 58½ Millionen, vom 1. April 1894 an etwa 67½ Millionen Mark zu tragen, England bezahlt jährlich 514 Millionen, Frankreich 1030 Millionen Mark Zinsen. Dabei haben wir bei der deutschen Ziffer noch nicht einmal die Erträge der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen abgezogen, die uns augenblicklich nicht vorliegen. Diese glänzende, in der modernen Staatenwelt ohne Beispiel dastehende Finanzlage Deutschlands wird niemand zum Vorwande leichtfertiger Vermehrung der Reichsschulden machen, aber sie verbietet uns doch das Zammern über unerträgliche Lasten und den Verzicht auf die Großmachtstellung, der mit dem Nachlassen unserer Kriegsrüstungen ausgesprochen würde. Wir müssen im Stande sein, die notwendigen einmaligen Ausgaben für die Kasernierung und Bewaffnung des Heereszuwachses, sowie für neue Befestigungen und Schiffsbauten in einer neuen Anleihe aufzubringen und zu verzinsen. Eine „Schranke ohne Ende“ sind die Heeresausgaben nicht, da der nächste Krieg doch wohl eine Entscheidung für lange hinaus bringt und vielleicht nicht einmal so sehr fern liegt. Wie die laufenden Mehrausgaben zu bestreiten sind, darüber wollen wir hier nicht sprechen. Die Vermehrung der indirekten Reichssteuern hat wenig Aussicht auf Annahme im Reichstage und will uns auch nicht gefallen, da wenigstens durch Weinsteuer und Tabaksteuer die unteren Klassen am härtesten getroffen werden. Nur die Börsensteuer ist rationell, kann aber zunächst nicht viel einbringen, da das Börsenspiel jetzt glücklicherweise fast



ausschließlich innerhalb der Zunft geübt wird. Es scheint, als ob die Mehrfordernisse des Reiches auf die Matrikularbeiträge der Einzelstaaten verteilt werden müssen. Man hält diesen Ausgang auch deshalb für wahrscheinlich, weil Herr Miquel sich nicht in die Steuerfragen des Reiches einmischt, das Fiasko vielmehr einem homo novus überläßt.

Ueberblicken wir also noch einmal die eben geschilderte Lage, so ergibt sich Folgendes: Deutschland steht vor der Aufgabe, aus eigenen Mitteln beträchtliche Aufwendungen für seine Sicherheit zu machen; seine Kapitalkraft ist aber geschwächt durch die Insolvenz auswärtiger, an Deutschland tief verschuldeter Staaten und durch die Verlenkung großer Kapitalien in unrentable Aktien-Unternehmungen; außerdem zehrt fortwährend der Geldbedarf Oesterreichs und Italiens an den verfügbaren Mitteln unserer Banken, erhöht den Zinsfuß, drückt auf den Kurs unserer heimischen Staatsanleihen und wird dem Reiche die bevorstehende neue Anleihe sehr verteuern, zumal auch eine italienische Anleihe von fast einer Milliarde Franks bei der nächsten Gelegenheit wird aufgelegt werden müssen. Diese Katastrophe ist da, an ihr läßt sich nichts mehr ändern. Sie lehrt aber, daß wir für die Zukunft Vorkehrungen treffen müssen, um die Anleihen fremder Staaten, die nicht mit uns verbündet sind, fern zu halten.

Leider ist die Erkenntnis dieser Notwendigkeit in den „maßgebenden Kreisen“ noch nicht so verbreitet, wie wir wünschen müßten. In der Presse sind die Verteidiger der Kapitalauswanderung fast ganz verstummt. Aber in sogenannten wissenschaftlichen Arbeiten höherer Reichsbeamten spielt der alte Lehrsatz noch immer eine große Rolle, daß es von Vorteil für ein Land sei, wenn sein Kapital im Auslande höhere Zinsen wirbt. Damit würde die Passivität unserer Handelsbilanz ausgeglichen u. s. w. Zahlen sollen das beweisen. Zahlen beweisen aber weniger, als so ein Reichsstatistiker glaubt; denn sie zeigen nur, was war, nicht was folgen wird. Hoher Zins ist immer mit hohem Risiko verbunden, und wenn auch unser im Auslande angelegtes Kapital eine Zeitlang hohe Zinsen getragen hat, so zeigt sich doch jetzt, eine wie ungenügende Risikoprämie dieser hohe Zinssatz gewährte. Die Hälfte bis Zweidrittel des Kapitals ist verloren, vielleicht für immer. Und schließlich stecken hinter all den Zahlen unserer Einfuhr und Ausfuhr Menschen mit ihrer Arbeit. Haben wir billiger importiert, so hat die Arbeit in Deutschland infolge der Barbaren-Konkurrenz auch weniger gelohnt. Das gleicht sich aus und bedeutet doch einen Verlust an Lebensglück, an Zufriedenheit des Bürgers mit seinem Staatswesen, des Deutschen mit seiner Heimat. Es bleibt trotz der Zahlenweisheit unserer Geheimen Räte wahr, daß es eine falsche und ruinöse Socialpolitik ist, die Einfuhr zu begünstigen durch Gestattung der Kapitalausfuhr, wie es eine falsche und ruinöse Handelspolitik ist, einem Lande mit Papiervaluta, die automatisch die Handelsbilanz reguliert, große Zollermäßigungen auf Landesprodukte zu bewilligen gegen kleine Zugeständnisse im Punkt der Industrieerzeugnisse. Davon unsere Reichsregierung zu überzeugen, haben wir allerdings wenig Hoffnung, und es bleibt also kein anderer Weg übrig, als durch rege Wahlagitation ein kräftiges agrarisches Gegengewicht gegen die einseitige industrielle Partei in Parlament und Regierung zu schaffen.

## Kirche.

Da der Berichterstatter sich den September über auf Reisen befindet, so ist es ihm nicht möglich, über die kirchlichen Ereignisse einen gewöhnlichen Monatsbericht zu liefern. Denn ich rechne es mit zu der Gunst, die uns Gott auf der Wanderschaft erweist, daß man sich des unglücklichen und demoralisierenden Zeitungslesens während derselben ent schlagen kann. An einem kirchlichen Ereignis habe ich allerdings selbst teilgenommen, nämlich der Augustkonferenz in Berlin vom 29.—31. August. Doch ist es

unmöglich, fern von der gewohnten Arbeitsstätte, in der richtigen Sammlung und äußeren Ordnung über Vorkommnisse zu berichten, die den Berichtersteller persönlich so nahe berühren und mit den Hoffnungen und Aufgaben seiner Lebensarbeit so ver wachsen sind. Ich beschränke mich deshalb diesmal darauf, den Lesern einige Werke vorzuführen, die aus der Presse der theologischen Literatur hervorragen und für die Aufgaben der Gegenwart eine gewisse Bedeutung haben.

In Vordergrund der eigentümlich kirchlichen Interessen steht heute die Selbstständigkeitsbewegung. Man kann wohl sagen, daß sich gegen dieselbe ein in mehrfacher Hinsicht bedeutendes Buch richtet, das als wissenschaftliches Werk bei Freund und Feind auf eine ausgezeichnete Beachtung Anspruch machen darf. Es ist: Die rechtliche Stellung der evangelischen Kirche Deutschlands in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Dr. jur. u. Lic. theol. Karl Rieker, Privatdozenten der Rechte in Leipzig. (Leipzig, 1893. C. F. Hirschfeld. 10 M.) Die wichtige Frage wird hier von einem Manne in sorgfältiger und gründlicher Weise behandelt, der ebenso juristisch geklärt wie theologisch gebildet sich erweist. In Kap. I wird Staat und Kirche im Mittelalter untersucht, in Kap. II die Anschauungen der Reformatoren über Staat und Kirche, in Kap. III—VI wird dann die rechtliche Stellung der evangelischen Kirche Deutschlands geschichtlich entwickelt, und in Kap. VII die Ergebnisse und Folgerungen gezogen. Der Standpunkt des Verfassers ist der, daß er im Gegensatz zu den herrschenden Anschauungen über die Kirche und zu den Bestrebungen nach einer selbständigen Verfassung — das Staatskirchentum vertritt und zu beweisen versucht. Am Schluß werden wir freilich etwas überrascht durch das weite Entgegenkommen gegen die praktischen Selbstständigkeitsbestrebungen und die Anerkennung ihrer Berechtigung. „In demselben Maße aber, wie die Staatsgewalt der evangelischen Kirche feindselig oder auch nur gleichgültig gegenübersteht, insbesondere da, wo der Staat wegen des verfassungsmäßig geltenden Paritätsprinzips durch die Pflege wärmerer Beziehungen zu ihr ein Unrecht gegen die katholische Kirche zu begehen glaubt, ist die evangelische Kirche, so lange der Staat an jenem Prinzip festhält, berechtigt, sich im Unterschied vom Staat, unter Umständen im Gegensatz zu ihm, als eine für sich bestehende Genossenschaft, als eigene Korporation zu gestalten, ihre Interessen selbst zu vertreten und ihre Angelegenheiten durch eigene kirchliche Organe zu verwalten.“ Auch sonst noch können die Fremde der Selbstständigkeitsbewegung vieles aus dem Buche für sich entnehmen, was über die Unnatur und die Doppelstellung der Landeskirche gesagt wird. Aber es ist im ganzen überhaupt keine Tendenzschrift, sondern ein wissenschaftliches Werk. Als solches will es genommen und gewürdigt werden. Wenn ich nun neben der großen Freude und dem warmen Danke gegen den Verfasser beim Studium seines Buches meine Kritik hinzufügen darf, so ist folgendes zu sagen: 1) Es war ein Fehler, daß er die Anhänger des Staatskirchentums erst im späteren Mittelalter suchte, so interessant auch das von ihm dort beigebrachte Material ist; es muß viel weiter zurück, auf Karlmann und die fränkische Kirche, ja auf Konstantin zurückgegriffen werden und auf die aus der heidnischen Zeit herrührenden natürlichen Motive; die Ausführungen hätten dadurch noch mehr prinzipielle Klarheit erhalten. 2) Der Verfasser hat von den Sohnschen Darlegungen Nutzen gehabt, indem er dem geistlichen und überweltlichen Charakter der Kirche gerecht wird: Die Kirche ist nicht wesentlich menschliche Gemeinschaft, sondern göttliche Anstalt, und die Reformatoren haben sie auch so gedacht. Allein es ist daraus zu viel gefolgert, wenn Rieker sagt, daß die Reformatoren gar nicht für eine selbständige Organisation der Kirche Raum gehabt hätten. Die Stellung der weltlichen Obrigkeit in der Kirche nach den Ansichten der Reformatoren ist von Rieker einseitig und darum unrichtig gezeichnet. Der wichtige Satz aus der Vorrede zum Unterricht der Visitatoren ist nicht beachtet: daß Se. Kurf. Gnaden als weltliche Obrigkeit zu dem Amte, um dessen Uebernahme man ihn gebeten habe, nicht verpflichtet sei. Wenn demnach an jener Stelle von Ausübung kirchlicher Funktionen (dem Besucheamt) die Rede ist, daß nicht natur-

gemäß der Landesobrigkeit gebührt, so folgt daraus zum mindesten die Möglichkeit eines gesonderten Kirchenregiments auch in der Annahme der Reformatoren. Wichtig ist, daß sie ein solches nicht verlangt haben, aber falsch ist, daß sie es gar nicht hätten verlangen können. Das Kirchenregiment gehört Christo persönlich an; wer es ausübt, das ist den Reformatoren gleichgültig, ob ein Fürst oder eine Gemeinde oder ein Papst — wenn die betreffende Instanz nur überall ein handliches Organ Christi ist und sein will. Jede andere Lehre vom Kirchenregiment, die man als Lehre der Reformatoren ausgeben will, ist falsch.

Sehr reiches litterarisches und wissenschaftliches Material ist in den Büchern aufgehäuft. Daß meine kleine Schrift über die Verfassung der evangelischen Kirche nicht genannt ist, nehme ich dem Verfasser nicht übel, weil sie in den „Zeitfragen des christl. Volkslebens“ erschienen ist. Aber vielleicht interessiert es ihn, auf einen Vortrag Ludw. v. Gerlachs hingewiesen zu werden über „das Königreich Gottes“, in dem er manches ihn sympathisch Verübende finden würde.

Da wir gerade bei kirchenrechtlichen Fragen stehen, so sei hier eine Arbeit genannt, die als Hilfsmittel, sich auf allen Teilen dieses Gebietes zu orientieren, recht wohl empfohlen werden kann. Es ist das Lehrbuch des Kirchenrechts von Dr. Ad. Franz, Prof. d. Rechte an der Univ. Kiel. (2. verm. u. verb. Aufl. Göttingen, 1892. Vandenhoeck & Ruprecht. 342 S.). Dasselbe ist klar und knapp und giebt sehr viel litterarische Hinweise. Doch kommt es dem Buche nicht gerade zu gute, daß es fast gleichzeitig erschienen ist mit dem Anfange eines Werkes, das eine neue Epoche auf diesem Gebiete einleitet, das ist das von Sohm. Von der genialen und tiefgrabenden Auffassung der Sachen bei Sohm stricht das etwas trockene Einhergehen unseres Verfassers in den hergebrachten Bahnen nicht vorteilhaft ab. Die Fragen nach dem Wesen der Kirche und des Rechts werden nicht untersucht. Bei den Anfängen der Verfassung in den nach-apostolischen Gemeinden hat sich Franz einfach an Haldar-Harnack verkauft, deren Hypothesen schon jetzt — ein Jahr nach dem Erscheinen des Buches — zum mindesten erschüttert sind. Das Einteilungsprinzip des Buches ist mir nicht klar geworden. Einige Partien sind besonders übersichtlich und verständlich, beispielsweise sei hervorgehoben das über die Irregularitäten, über die Verfassungssysteme des 17. Jahrhunderts Gesagte u. s. w.

Doch wenn für uns die kirchenrechtlichen Fragen von großer Bedeutung sind, so sind doch noch ganz andere und viel wichtigere Kämpfe in der Gegenwart zu führen. Das Schlachtfeld, auf dem der Offenbarungsglaube in unserer Zeit die Entscheidungsschlacht zu schlagen hat, ist die Ethik. Immer bewußter und siegesgewisser tritt die religionslose Moral, die ethische Kultur — oder wie sie sich nennen mag — auf, um den ganzen kirchlichen und kirchenpolitischen Fragen ein Ende zu machen, denn sie will die positiven Religionen beseitigen, und damit die Herrschaft der Sittlichkeit und der Humanitätsideen aufrichten. Welche wichtige Aufgabe für die Theologie, ihr darin entgegenzutreten! Das allbekannte Werk des dänischen Bischofs Martensen: Die christliche Ethik (6. Ausg., Berlin, 1892. H. Reuther. Allgem. Teil; 600 S.) ist zwar keine polemische Arbeit, sondern setzt die Ideen der christlichen Sittlichkeit positiv auseinander. Doch wird es in den Kämpfen der Gegenwart eine bedeutende Rolle spielen. Es ist auch gebildeten Laien durchaus zu empfehlen; die Sprache ist zwar theologisch, teilweise nicht ohne die Schwierigkeiten, welche der spekulativ gerichtete Standpunkt des Verfassers mit sich bringt. Aber diese Schwierigkeiten sind zu überwinden und der Leser wird daneben sehr erfreut durch lange interessante und verständliche Darlegungen. Es trägt dazu bei, daß sich der Verfasser bei den einzelnen Lehrpunkten an einige bestimmte Persönlichkeiten hält, an deren Anschauungen er teils zustimmend, teils polemisch die seinigen ausführt; so lehnt er die Darstellung bei dem Optimismus an Goethe und an das klassische Altertum an, beim Individualismus an Bient und Kirkegaard, beim

Quietismus an Fenelon u. s. w. Gerade die eben genannten Abschnitte bilden für jeden geistig angeregten Christen eine geradezu spannende Lektüre.

Daß Martensen den entschieden christlich-positiven Standpunkt vertritt, braucht unseren Lesern nicht erst gesagt zu werden. Doch habe ich von diesem gemeinsamen Boden aus nun noch einige Ausstellungen zu machen. Es würde zu tief führen und zu weit ab von unserem Gegenstande, wenn ich mich mit dem „spekulativen“ Dogmatiker auseinandersetzen wollte. So sehr ich in dem Kapitel über die theologischen Voraussetzungen der Ethik in der Sache zustimme, mache ich zu der Art der Behandlung überall meine Fragezeichen. Die christliche Erfahrung ist ein historisches Faktum und kann als solches nicht denknotwendig sein, darum auch nicht spekulativ abgeleitet werden. Bei seiner Neigung zu solchen philosophischen Deduktionen stellt M. jene Thatsache nicht genug an den Anfang und in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. Dieser spekulative Charakter zeigt sich auch — etwas abschwächend — in der Behandlung der Ethik. M. spricht von der christlichen Sittlichkeitsidee, die er mit den Vernunftideen vergleicht und läßt die erstere zu den letzteren sich verhalten wie das Positive und Gehaltvolle zu dem abstrakt Allgemeinen. Statt dessen würde zu sagen sein: wie das Wahre zum Falschen. Und zwar deshalb, weil das christlich Sittliche nicht in Ideen besteht, sondern in der Erkenntnis göttlicher Gesetze. Ein Gedanke, der unserer christlichen Ethik noch viel tiefer eingegliedert werden muß, und den ich auch bei M. in seiner Bedeutung vermisste, ist der, daß alle Kreatur seine vom Schöpfer gesetzten Lebensbedingungen hat, und daß es darauf ankommt, dieselben zu erkennen und zu wollen, d. h. sich in seinem Handeln an dieselben binden wollen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist, glaube ich, das Entweder-Oder des autonomen oder heteronomen Prinzips zu überwinden und es reicht dann die Einteilung in Pflichten, Tugenden, Güter — nicht mehr ganz aus.

Doch ich wollte mich nicht zu weit verlieren, sondern nur andeuten, wo ich von dem grundsätzlichen Standpunkte M.'s abweiche, was mich nicht hindert, fast überall seinen Resultaten und auch seiner Polemik von Herzen zuzustimmen. Der vorliegende Allgemeine Teil enthält nach einer Einleitung über die allgemeinen Begriffe einen Abschnitt über die theologischen, anthropologischen, soteriologischen und eschatologischen Voraussetzungen der Ethik und dann in drei Abschnitten das höchste Gut — die Tugend — das Gesetz. Es ist zu erwarten, daß eine geeignete Anregung zu christlichem Denken und christlichem Handeln auch von diesem neuen Ausgang des bewährten Buches ausgehen wird.

Haben wir in Martensens Ethik ein altbekanntes und erprobtes Werk vor uns, so tritt in dem nun folgenden eine neue Erscheinung auf dem Gebiete der theologischen Ethik hervor, die ohne Zweifel für lange Zeit die Anschauungen und Arbeiten maßgebend bestimmen wird. Es ist die Geschichte der christlichen Ethik von Dr. Chr. Ernst Luthardt, deren zweite Hälfte: Geschichte der christlichen Ethik seit der Reformation, jetzt vorliegt. (Leipzig, 1893. Dörfling & Franke. 744 S. 16 M.) Das nun vollendete große Werk steht einzig da in der theologischen Wissenschaft, indem mit dieser Ausführlichkeit das ganze Gebiet der Ethik noch nicht behandelt ist. Es gehört die gründliche Gelehrsamkeit des Theologen, der lebendige Glaube und das weite Herz des erfahrenen Christen und der offene Blick und der weite Gesichtskreis des kirchlichen Führers dazu — um ein Werk von solcher Vollendung zu liefern. Luthardt ist durch seine Predigten und seine apologetischen und sonstigen Vorträge auch dem weiteren Kreise der christlichen gebildeten Laien ein vertrauter Schriftsteller geworden, und diejenigen unter ihnen, welche einige geistige Anstrengung nicht scheuen, werden das Werk, das freilich zunächst bestimmt ist, um eine Lücke in der wissenschaftlichen theologischen Litteratur auszufüllen, mit viel Anregung und Förderung lesen können. Vieles von dem eigentlichen gelehrtten Material ist teils in die Anmerkungen verwiesen, teils in kleinerem Druck eingeführt.

Einer der Vorzüge des Buches ist, daß die „Geschichte der christlichen Ethik“ keineswegs nur eine Geschichte theologischer Lehrmeinungen ist, sondern es werden die ethischen Ansichten und Zustände auch aus dem Volksleben, der allgemeinen Litteratur und dem ganzen Kulturzustande der einzelnen Zeitabschnitte herausgelesen und dargestellt. In diesen Beziehungen sei u. a. auf folgende Paragraphen hingewiesen: § 28 die sittlichen Zustände speziell in der lutherischen Christenheit Deutschlands (im 17. Jahrh.), § 35 Beurteilung des Pietismus, § 49 Gellert als Sittenbild seiner Zeit, § 67 die sittliche Denkweise Goethes u. s. w.

Nach einem einleitenden Paragraphen über den Unterschied der Reformation von der Renaissance folgt die Grundlegung der evangelischen Moral durch Luther, ein Abschnitt, der fast zu einer Monographie geworden ist und mit dem Resultate schließt: „Wir finden hier eine sittliche Gesamtanschauung, so sicher, frei und weltoffen, und doch eben hierin so wahrhaft christlich, wie die ganze bisherige Geschichte der Kirche sie nicht gekannt hat. Allen bisherigen Gestaltungen und Entwicklungen der sittlichen Denkweise, auch eines Augustinus, ist sie weit überlegen.“ Es folgen dann Melanchthon, Zwingli, Calvin, die nachfolgenden Dogmatiker u. s. w. So klar nun hier die Darstellung ist, so möchte ich mir doch einen Widerspruch erlauben. Er betrifft das Verhältnis der theologischen zur philosophischen Ethik. L. sieht den Fehler der damaligen Theologie darin, daß sie beide noch nicht genug „auseinandergehalten“ haben (S. 95). Er verweist richtig auf Melanchthon als den Urheber dieser Verwirrung (S. 52). Ich würde aber hier den Fehler lieber so ausdrücken, daß sie beide nicht auf ein einheitliches Prinzip gebracht haben. Ich sehe in jedem Versuch, neben eine christliche oder theologische Glaubenslehre, Sittenlehre, Erziehungslehre u. dergl. eine selbständige philosophische oder allgemeine Sittenlehre, Pädagogik u. s. w. zu stellen, eine Unklarheit über die Art des christlichen Glaubens. Das war das Große und Reformatorische an Luther, daß er von einem einheitlichen Prinzip aus, der Rechtfertigung des Sünders vor Gott, die ganze Theologie umzugestalten unternahm; vortrefflich ist dabei sein Festhalten an der Erkenntnis, daß es natürliche Lebensgebiete giebt, welche nicht durch die Kirche oder die theologische Spekulation erst geschaffen und bestimmt werden, sondern durch den Schöpferwillen Gottes. Indem aber Luther ihre Erkenntnis der „Bernunft“ zuweist (S. 28 bei Luthardt), bringt er schon ein fremdes Prinzip in seine Darstellung; dies tritt bei Melanchthon ganz breit hervor und das hat die nachfolgende Theologie verwirrt, und ich verstehe nicht, wie Luthardt in der theologischen Ethik des 17. Jahrhunderts die einfache Entfaltung der Prinzipien Luthers sehen kann, so sehr ich der Zusammenfassung der ganzen ethischen Stimmung der reformatorischen Kirche (S. 98 f.) zustimme. Ich muß noch hinzufügen, daß mir der § 5 über die wiedertäuferische Bewegung und ihren ethischen Irrtum besonders interessant, lehrreich und eindrucklich gewesen ist, daß hochbedeutende praktische Winke und Warungen auch in Bezug auf die Stellung zu den socialen Bewegungen der Gegenwart daraus zu entnehmen sind, daß ich aber doch die Waffen Luthers in diesem Kampfe für nicht so ausreichend halte, wie es Luthardt (S. 63) thut. Ich wünschte wohl, daß niemand, der heutzutage an der socialen Frage kirchlich arbeitet, jenen § 5 ungelesen und unbeherzigt ließe.

Ein gleich ausführliches Eingehen auf den weiteren Inhalt des Werkes, das sich eingehend mit dem Jesuitismus (vollständige Quellenangaben auf 5—6 klein gedruckten Seiten!), der Mystik, dem Pietismus, der Aufklärung u. s. w. beschäftigt, würde uns zu weit führen. Ueberall sind tiefe Gedanken praktisch zu verwerten, hie und da auch Widerspruch — wie oben — zumeist in Kleinigkeiten zu erheben. Nicht unerwähnt möchte ich das Unrecht lassen, das meiner Freundin Guyon angethan ist dadurch, daß sie nicht aus den Quellen, sondern nach der sehr trüben Quelle Hoppes dargestellt ist. Ich verdanke für mein „praktisches Christentum“ dieser so fröhlichen und so thätigen Mystikerin so unendlich viel, daß ich wohl wünschte, von ihren erbaulichen Schriften würde manches der Vergessenheit entzogen; es würde fruchtbarer sein als das Lwignische

Buch, das Tersteegen herausgegeben hat, das in der That viel Quietismus enthält, während die „Mütterliche Anweisung“ der Madame Guyon nicht mehr davon oder von der Mystik enthält als die Briefe St. Johannis und St. Pauli.

Möchte das Luthardt'sche Werk unserer Kirche und unserer Theologie viel frische Anregung verschaffen. Es ist in hohem Maße dazu geeignet. Nur ein gründliches Versenken in die Schrift einerseits und in die Geschichte andererseits wird uns in den Stand setzen, die Kämpfe der Zeit siegreich zu bestehen. Und da einmal die Geschichte erwähnt ist, so schließe ich mit dem Hinweise auf ein Werk, das als das beste Hülfsmittel empfohlen werden kann, um Kirchengeschichte im Zusammenhang oder auch in einzelnen ihrer Perioden kennen zu lernen. Es ist der Abriß der gesamten Kirchengeschichte von Dr. F. F. Herzog, evangel. ord. Prof. d. Th. in Erlangen; in 2. verm. u. verb. Aufl. besorgt durch Lic. theol. G. Koffmann. 2. Band: Kirchengeschichte des 16. bis 19. Jahrhunderts. (Leipzig, Ed. Bessel. 1892. 14 M.) — Was von dem 1. Bande dieses Wertes an dieser Stelle bereits geurteilt ist, kann von dem 2. durchaus bekräftigt werden. Die Vollständigkeit der Darstellung, auf den neueren Forschungen ruhend, hat keine Schwerefälligkeit herbeigeführt; es ist vielmehr ein anziehendes Lehr- und Lesebuch, das uns vorliegt. Eine unparteiische und doch keineswegs verschwommene Haltung ist lobend hervorzuheben. Daß man doch den Parteistandpunkt anmerkt und mancher sachverständige Leser hier und da anders urteilen würde, versteht sich. Auch muß ich noch aussprechen, daß sich in der neuesten Kirchengeschichte manche Willkürlichkeit findet in der Auswahl des Stoffes. Neben manchen Namen, von denen man in zwanzig Jahren kaum noch etwas wissen wird, hätte doch in einer so eingehend beschreibenden Geschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unser „Volkblatt für Stadt und Land“ mit seinem Gründer wohl eine Stelle verdient. Auch daß unter denen, welche auf die Predigt der Gegenwart bildend eingewirkt haben, Gerold genannt wird, ist hoffentlich ein Irrtum; dagegen hätte Kögel hier nicht fehlen dürfen. Doch das sind selbstredend Kleinigkeiten, die dem Werte des großen Wertes in keiner Weise Abbruch thun.

M. v. Nathusius.

## Erklärung.

Zur Recension der „Geschichte der luth. Kirche in Amerika“ von Professor Gräbner in St. Louis, Seite 803 ff. der „Allg. luth. Monatsschrift“, möchte ich zur Richtigstellung des Urteils über diese neueste Geschichte der luth. Kirche Amerikas Folgendes bemerken:

1. Freuen wir uns ja alle darüber, daß die in der 1726 eingewanderten holländischen luth. Trinitatis-Kirche in New-York aufbewahrten Dokumente nicht, wie Rapp berichtet, und wie bisher allgemein angenommen worden war, mit verbrannt, sondern erhalten worden sind, und daß sie Herrn Prof. Gräbner zur Benutzung überlassen wurden. Obgleich nun Prof. Gräbner sehr wertvolles Material zu Gebote stand, das früheren Arbeitern auf diesem Gebiete nicht zugänglich war, so läßt er nicht nur manches unentschieden, sondern schreibt auch vieles unbesehen nach, so daß sich allerlei Irriges eingeschlichen hat. Vgl. meine Besprechung des Buches in The Lutheran Church Review, April und Juli 1893. Hr. Prof. Gräbner hat zwar die Geschichte der alten schwedischen Kolonien am Delaware eingehend bearbeitet, andererseits aber die in den Archiven der alten luth. Kirche in Amsterdam und der Französischen Stiftungen in Halle a. S. vorhandenen Quellen nicht ausgenutzt. Es ist darum nicht wohl angebracht, daß der Herr Professor im Vorwort sagt: „Wie sehr man es aber bei der Sammlung des historischen

Materials für die Geschichte der amerikanisch-lutherischen Kirche vielfach an der nötigen Gründlichkeit hatte fehlen lassen 2c.“ zumal sich der Hr. Verfasser dieser Gründlichkeit selbst nicht durchweg besonnen hat!

2. Bestrebet es, daß Recensent nichts auszusagen weiß an der Tendenz des Buches. Diefelbe ist von vorne bis hinten missourisch. Der erste Band ist grundlegend und vorbereitet für den zweiten. Wer diesen ersten Band gelesen hat, weiß schon, wie der zweite ausfallen wird. Mit dem Luthertum eines Mühlenberg, Wangel und Kunze war's nach Gräbner nichts. Diese waren alle Pietisten, Unionisten, Schwärmer, ja Verräter an der lutherischen Kirche! Faldner, Verkenmeyer, Knoll und Sommer waren die Leute, diese waren orthodox, Gegner der Pietisten und gute Missourier. Knoll und Sommer kennt wohl der Herr Professor nicht genügend, sonst würde er sie nicht neben die zwei Erstgenannten stellen, und Faldner und Verkenmeyer schrieben treffliche Schriften gegen den Calvinismus der holländischen Reformierten. In der Lehre von der Gnadenwahl würden sie heute von Missouri als Irrelehrer und Synergisten gebrandmarkt werden! So mit den Synoden. Der nächste Band wird zeigen, daß es in Amerika keine lutherische Kirche gab, als die Begründer der Missouri-Synode im Thale des Mississippi ihren Fuß aufs Land setzten, wie ja diese Synode in ihren „Unterscheidungslehren“ (St. Louis, Rev. 1889) behauptet: „In Deutschland ist zur Zeit die einzig rechtgläubige lutherische Körperschaft: Die Synode der evang.-lutherischen Freikirche von Sachsen u. a. St.“ Gräbner will ferner wissen, daß die Gemeinden, welche unter der pastoralen Pflege der genannten Männer gestanden, sich durch Erkenntnis und Frömmigkeit vor anderen lutherischen Gemeinden, nämlich denen der Hallenser, ausgezeichnet hätten. Dem ist aber nicht so. Conrad Weiser, ein Friedensrichter in Pennsylvania und ein Mann von gesundem Urtheil, schreibt 1752 an den deutschen Hofprediger Albinus in London über die alte, mehr als 25 Jahre von Verkenmeyer und Knoll bediente Gemeinde in New-York: Es ist „ein Volk, das zwar über alle andere sich rühmet, gut evangelisch-lutherisch zu sein, aber nach Gott nichts fraget“. Und ein recht treuer Diener der Kirche, Pastor Anth. Theod. Braun, berichtet über die Zustände in der Gemeinde zu Schoharie, New-York, welche Pastor Verkenmeyer gegründet, und welche er und ein Schüler von ihm, der Pastor Nikol. Sommer, mehr als fünfzig Jahre bedient haben, in einem Schreiben vom Jahre 1792 an Herrn D. J. C. Kunze in New-York, den Präsidenten des New-Yorker Ministeriums: „Diese Gemeinden wollen von keinem Ministerio wissen, durchaus nicht.“ — Gräbner meint, weil das New-Yorker Ministerio aus Hallensern bestand; Braun zeigt aber den wahren Grund: damit sie nicht gestört würden in ihrem zügellosen Treiben. — „Sie können es nicht glauben,“ fährt er fort, „was das für rauhe wilde Menschen sind. Ein jeder will dem Prediger befehlen; und sagt man ein Wort, so heißt's: ich will nicht mehr an Euch bezahlen 2c.“ (Der Prediger war auf die Beiträge der Gemeindeglieder angewiesen.) „Der alte Herr Sommer wollte auch nicht ans Ministerio gebunden sein. Ich fand also alles in der größten Unordnung; aber mit Geduld drang ich endlich doch durch und es geht in der Kirche nun ziemlich gut. Da ich die zwei ersten Male hier predigte, konnte ich mich selber nicht verstehen. Eine solche Unruhe herrschte in der Versammlung. Lachen, Schwätzen 2c. war ihre Andacht. Der alte Herr Sommer hat es alles gehen lassen, damit er nur Brot bekomme. Ist jemand krank, so werden sie da den Prediger nicht rufen; stirbt die Person, so begraben sie den Toten selbst. Die Kinder sind konfirmirt worden in einem Winkel in des Predigers Haus. Sie wußten kaum das Vaterunser. Was das wohl für Gemeindeglieder macht! Ist doch der Unterricht ein Hauptstück, darauf die Prediger allen Fleiß wenden sollten. Und den Leuten hat das gefallen. Diese Blinden denken, so sollte es immer fortgehen. Der Herr Sommer ist nun an die fünfzig Jahre hier und so wissen sie es nicht besser.“ Auch die Hallischen Prediger hatten anfangs zügellose Menschen und zuweilen alles zu befürchten; aber sie hielten fleißig auf den Unterricht der Jugend, sahen auf Ordnung in den Gottesdiensten, und

solche Zustände, wie sie in Schoharie bestanden, fanden sich nirgends in ihren Gemeinden. Berkenmeyer, der bedeutendste unter den Orthodoxen, war nicht nur ein treuer und eifriger Wächter der reinen Lehre; wir dürfen ihm auch christlichen Ernst, persönliche Frömmigkeit und Eifer nicht absprechen; aber trotzdem war sein Einfluß kein nachhaltiger. Einmal war die Arbeit der Hallischen Sendboten eine so weise und reich-gelegnete, daß ihnen nicht nur die Gemeinden in Pennsylvania, sondern auch die in New-York und den angrenzenden Provinzen und Staaten vertrauten, sich ihnen angeschlossen und die von ihnen entworfenen Gemeindeordnungen und Agenden annahmen. Außerdem war auch Berkenmeyer recht übel beraten in den Arbeitern, die ihm von Hamburg aus zugesandt wurden: Knoll war unweise, Sommer kränklich und ängstlich und Wolf gar ein Taugenichts. Mit solchen Mitarbeitern war wenig anzurichten.

3. Es ist gewiß sehr viel Wahres daran, daß in Deutschland der Pietismus dem Rationalismus den Weg bahnte. Aber arbeitete ihm nicht auch der Orthodoxismus in die Hände? Beide Richtungen, wenn auf die Spitze getrieben, können der Kirche schaden. Was jedoch Amerika und sonderlich unsere lutherische Kirche anbetrifft, so möchte ich das Urteil des Herrn Prof. Gräbner, wie es der Herr Recensent konstatiert, nicht unterschreiben, daß dem Hallischen Pietismus die Hauptschuld für das Umsichgreifen des Rationalismus in unserer lutherischen Kirche gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts beizumessen sei. Denn nicht nur stockte zu der Zeit die Einwanderung überhaupt, sondern Halle hörte auch mit dem Hereinbrechen des Rationalismus auf, Boten nach Indien wie nach Amerika zu entsenden. Es war nicht zunächst der in pietistischen Kreisen Deutschlands um sich greifende Rationalismus, welcher damals unsere amerikanische Kirche vergiftete. Die Ursache ist hier und zwar ganz außerhalb des Pietismus zu suchen. Die Zeit nach dem Befreiungskriege mit England war eine Zeit des Abfalls, und alle Kirchen wurden davon angesteckt. Dem Befreiungskriege war ein neunjähriger Kampf zwischen Engländern und Franzosen um den Besitz des Landes vorangegangen. Fünfundzwanzig Jahre lang wimmelte das Land von englischen und französischen Offizieren, von denen viele sich hier permanent niederließen. Verbreiteten jene den Deismus, so predigten diese offen den Atheismus. Das ganze Land wurde davon angesteckt. Sittenlosigkeit nahm überhand. Im Taumel der erlangten politischen Freiheit zerriß das Volk auch alle geistlichen Bande und emancipierte sich gleichwohl von Glauben und Gottes Wort. Die meisten Kirchen waren zerstört, viele Gemeinden aufgelöst, die Prediger vertrieben. Der strenge Calvinismus der holländischen Reformierten, Puritaner, Presbyterianer und anderer Gemeinschaften machte socinianischen Ideen Platz. Was Wunder, daß auch die lutherische Kirche, deren Prediger zu jener Zeit fast alle hier ausgebildet worden waren, ein Tummelplatz des Rationalismus wurde. Bekenntnisse wurden allgemein verabschont. Man erklärte sie für veraltet. Etlliche Fundamentallehren, sagte man, genügten. Aber was diese Fundamentallehren seien, darüber konnte man sich nicht einigen. Lehren, die man stets für fundamental gehalten hatte, wurden von den Kanzeln für aufgegeben erklärt. Und in der lutherischen Kirche war es lange nicht so schlimm bestellt, als in den meisten anderen Kirchen. Die General-Assemblee der Presbyterianer befürchtete 1798 gar, daß der Zerfall der christlichen Kirche bevorstehe.

4. Der Leser versteht jetzt, wie es kommen konnte, daß das Pennsylvania-Ministerium (die von Mühlenberg und seinen Hallischen Mitarbeitern gegründete Muthersynode der evangelisch-lutherischen Kirche in Amerika) 1792 bei Annahme einer neuen Konstitution die in zwei Paragraphen der alten Verfassung enthaltene Bezugnahme auf das Bekenntnis einfach wegließ. Diese Konstitution der Muthersynode nahm auch das kurz zuvor konstituierte N.-Y. Ministerium, dessen Pastoren zuvor zur Pa.-Syn. gehört hatten, an. Aber sie genügte ihm nicht. Es verlangte von den Gemeinden, die aufgenommen wurden, von den Pastoren, die zu ihm kamen, sowie von den Kandidaten, die es ordinierte, einen Bekenntnis-Revers. Die Gemeinden verpflichteten sich durch Unterzeichnen eines



Dokumentes, niemalsen einem Prediger, der nicht Glied des Ministeriums ist, die Kanzel einzuräumen. Jeder Pastor und jeder Kandidat wurde durch feierliches Unterzeichnen eines Reverfes auf die ungeänderte Augsburgische Konfession und die übrigen symbolischen Bücher verpflichtet. Darum kann ich dem Urteil des Herrn Prof. Gräbner nicht beipflichten, daß das N.-Y. Ministerium „bekenntnislos“ gewesen sei. Diese Verpflichtung konnte nicht strenger und feierlicher sein. Es war der offizielle Akt des Körpers, und wenn auch manche seiner Pastoren unionistisch gesinnt waren und etliche sich später als Rationalisten entpuppten, so ist es doch angesichts der erwähnten Thatfachen irrig, zu behaupten, das N.-Y. Min. „hätte durch Annahme jener Konstitution aufgehört, als lutherische Synode dazustehen“. Wenn ferner Herr Prof. Gräbner den Dr. F. Ch. Kunze, den Begründer und Leiter des Ministeriums, für keinen treuen Lutheraner erklärt, so ist zu erinnern, daß er als konsequenter Missionar ebensowenig zugehen kann, daß unter allen Professoren in Leipzig, Erlangen und Rostock, unter allen Pfarrern, Superintendenten, Defanen, Kirchen- und Konsistorialräten der lutherischen Landes- oder Freikirchen auch nur ein treuer Lutheraner zu finden wäre! Ich habe dem N.-Y. Min. von damals in meiner Geschichte jenes Körpers trotz des allerdings schwerwiegenden, doch erklärlichen Umstandes der Ignorierung des Bekenntnisses in der Konstitution den lutherischen Charakter nicht absprechen können. Und gerade Dr. Kunze war es ja, der die Forderung eines Reverfes durchsetzte und gutlutherische Gesangbücher und Katechismen einführte. Und kaum war er gestorben, so gelangte der Rationalismus zur Herrschaft.

Immerhin verdient der Fleiß des Verfassers für seine Arbeit auf diesem nicht besonders leichten Gebiet alle Anerkennung. An alles ist jedoch der missourische Maßstab angelegt. Mit viel Geschick weiß er das Material in einer Weise zu gruppieren, daß der Leser immer wieder an die Schwächen der Hallischen Pastoren erinnert wird, andererseits aber die Fehler eines Vertenmeyer und Anderer verschwiegen werden. Die Abfassung einer korrekten, gründlichen und unparteiischen Geschichte der lutherischen Kirche bleibt noch ein Desideratum. Mittlerweile geht es mit den Vorarbeiten vorwärts. Die neue Herausgabe der Hallischen Nachrichten, dieser Fundgrube für die Geschichte während des letzten Jahrhunderts, mit den wertvollen Anmerkungen, wird in etlichen Jahren vollendet sein. Wertvoll ist ebenfalls das Material, das die in den letzten Jahren vielfach herausgegebenen Biographien und die Geschichten einzelner Synoden bieten. Aber ein Missionar ist ebensowenig im stande, diese Geschichte zu schreiben, als ein Pfarrer der sächsischen Freikirche die Kirchengeschichte Deutschlands.

Rochester, N.-Y.

J. Nieum.



## Ueber Kirchenheizung.

(Eingefandt.)

Die Annehmlichkeit einer Heizung ihrer Kirche sowohl den größeren, als auch den kleineren Gemeinden zu ermöglichen, hat die Gewerkschaft Eisenhütte „Westfalia“ bei Lünen a. d. Lippe es sich zur Aufgabe gemacht, einen neuen Kirchen-Mantel Cirkulir-Ofen zu konstruieren, dessen Vorteile außer dem sehr billigen Preise hauptsächlich darin bestehen, daß durch die beständige Cirkulation der kalten Luft zwischen dem inneren Heizkörper und dem äußeren Mantel eine sehr große Heizkraft des Ofens erzielt, die Kirche verhältnismäßig rasch erwärmt, ohne daß auch in unmittelbarer Nähe des Ofens eine Belästigung durch Wärmeausstrahlung empfunden wird.

Die Ofen werden direkt ab Werk Lünen geliefert und kommen fix und fertig ausgemauert zum Versandt, so daß die Aufstellung und Bedienung die denkbar einfachste ist und von jedem Maurer oder Töpfer auch ohne Fachkenntnisse auf das leichteste besorgt werden kann.

Der Preis einer Heizanlage einer Kirche von ca. 1200 cbm Raumgehalt durch einen Ofen Nr. 75 würde sich stellen:

1 Ofen Nr. 75	M. 135.—
Aufstellen ca.	M. 6.—
Fracht	M. 9.—
	<hr/>
	M. 150.—;

einer Kirche von ca. 1500 cbm Raumgehalt durch einen Ofen Nr. 76:

1 Ofen Nr. 76	M. 175.—
Aufstellung ca.	M. 6.—
Fracht	M. 11.—
	<hr/>
	M. 192.—.

Falls sich in der Kirche kein Kamin befindet, so läßt sich die Rauchabführung durch eiserne Röhren mit Aufsatz eines Luftfängers, welche einem Schornsteine gleichkommen, beschaffen und werden auf Wunsch gerne mitgeliefert. Die Heizung einer Kirche, in welcher sich kein Kamin befindet, würde sich also bei einem Ofen für Röhren und Luftfänger ca. M. 60.— mehr stellen.

Als Brennmaterial für diese Ofen eignet sich am besten Coaks, doch kann auch jede magere Kohle oder beides zusammen zur Hälfte in denselben gebrannt werden und rechnet man nach angestellten Versuchen im letzten Winter für einmaliges Heizen zum Sonntag-Gottesdienste ca. 70  $\text{kg}$ .

Ferner sind die Ofen für Dauerbrand eingerichtet und mit Schüttelrost versehen, so daß man ohne wesentliche Mehrkosten auch in der Mitte der Woche bei Festgottesdiensten, Trauungen, Taufen *ic.* eine warme Kirche erhalten kann. Eine große Annehmlichkeit der irischen Ofen besteht darin, daß dieselben am Abend vor dem Gottesdienste angeheizt werden und am anderen Morgen eine warme Kirche ergeben; das lästige Anheizen in den frühen Morgenstunden kann also vollständig unterbleiben.

Infolge der Ventilation wird die Luft in der Kirche ca. alle drei Stunden erneuert, hierdurch frisch und gesund erhalten. Die Luftschichten in der Höhe der Füße werden gleichmäßig verteilt, so daß eine Fußkälte vollständig ausgeschlossen ist.

Die irischen Ofen liefert das Werk auch in kleineren Nummern mit Verdampfungs- und Vorwärmchale als Sakristei- und Stubenöfen schwarz, vernickelt, emailliert zu den billigsten Preisen, auch Amerikaner in allen Größen, welche als Brennmaterial Kuckohle mit Zusatz kleiner Stücke Coaks, aber nicht reine Anthracitkohle erfordern.

Die im letzten Winter angelegte Heizanlage der Kirche in Holstenen bei Weetzen stellte sich für die ca. 2400 cbm große Kirche, welche durch zwei Ofen Nr. 75 erwärmt wurde, auf M. 430.— inkl. Röhren, zwei Luftfängern zu zwei Schornsteinen und Fracht, Herr Pastor Overbeck wird gerne bereit sein, auf Wunsch Auskunft über die Heizanlage in Holstenen zu geben und die gute Ausführung, sowie den befriedigenden Erfolg bestätigen.

Kirchen-Vorstände in Westpreußen, Pommern, Sachsen, Hannover *ic.* sowie königl. Kreis-Bauinspektionen und Schulbehörden erteilten dem Werke Aufträge auf irische Ofen.

Prospecte, Musterbücher und Kostenanschläge stehen gerne jederzeit kostenlos zur Verfügung und sind Anfragen an den General-Vertreter Berth. Pokrantz in Hamburg zu richten.





## —\*— Steckbrief. —\*—



Es sind schlimme Gesellen, hinter denen wir diesen Steckbrief erlassen. Mancher von ihnen hat Hunderte von Menschenleben auf dem Gewissen. Als ob sie sich ihrer Uebelthaten schämten, haben sie sich in das sicherste Versteck verborgen, das auf Erden gefunden wird, in die Erde selber. Wer zufällig auf sie stößt, der wolle sie dingfest machen und an das Provinzial-Museum einliefern, wo sie dann für immer eingekerkert werden. Der Leser ahnt, daß wir mit den schlimmen Gesellen die ältesten Waffen der Vorzeit meinen, die steinernen Beile und Hämmer, mit denen unsere Vorfahren im Kriege ihren Feinden zu Leibe gingen, auf der Jagd aber dem Mammut, Elen, Urstier und anderen Ungethümen. Bei solchen Kämpfen stog wohl die Waffe bei Hieb oder Wurf in das damalige Moor oder sie wurde in den vom Regen aufgeweichten Boden vertreten, um als Zeuge vergangener Zeiten jetzt gelegentlich wieder ans Licht emporzusteigen. So können diese steinernen Altertümer unvermuthet überall begegnen; verhältnismäßig häufig sind sie auf alten Siebestätten, selten aber in den dicht daneben gelegenen Gräbern. Den Lebenden waren sie unentbehrlicher als den Toten. Warum wohl war einmal ein halber Steinhammer an den Fuß einer Weibein-Urne herangeschoben? Vielleicht sollte das heißen: Treulos zerbrach das Gewaff in der Stunde der Gefahr und ihr Herr verlor darüber das Leben.\*)

Wer zum erstenmale in seinem Leben eine Steinwaffe zu Gesichte bekommt, fragt gewöhnlich zuerst nach ihrem Alter. Die Antwort auf diese Frage ist ziemlich schwierig. Man setzt natürlich die ganz oder fast rohen Stücke höher hinauf, als die geschliffenen und kunstvoll bearbeiteten, die Beile, deren stumpfes Ende im Kopfe eines hölzernen Stieles steckt, höher, als die Hämmer, bei denen der Stielkopf in einem Bohrlöche befestigt ist. Selbstverständlich aber sind auch in vorgeschritteneren Zeiten aus den Händen ungeübter Verfertiger immer noch unvollkommene Steinwerkzeuge hervorgegangen. Wüßten sich doch sogar unter die besseren Waffen von Bronze und Eisen, die später aufkamen, noch längere Zeit die altüblichen von Stein. Nach geschichtlichen Zeugnissen ist das in England noch 1066 geschehen, als man die Schlacht bei Hastings schlug. So

\*) Oder wurde über dem Toten sein Hammer gewaltsam zertrümmert, weil er der Letzte war seines Geschlechtes? Sicher wurzelt in grauer Vorzeit der Brauch, über dem Grabe des letzten Sprossen eines ritterlichen Geschlechtes Schild und Schwert zu zertrümmern. Oder hatte die Beigabe des zerstückelten Hammers denselben Sinn, wie noch heute am Nyassa-See die Toten-Mitgift eines Bogens mit zerschnittener Sehne? Jedenfalls steht der erwähnte Fall nicht vereinzelt da. Auch auf dem Gräberfelde bei Hallstatt lag neben einer Weibein-Urne ein halber Steinhammer. Ein ganzer wurde auch dort nicht gefunden.

mögen auch bei uns die jüngsten Steinwaffen etwa 1000 Jahre zählen, während andere einige Jahrtausende älter sein können.

Die Häufigkeit dieser Waffen in Schlesien läßt sich daraus erkennen, daß noch heutzutage sich mit leichter Mühe in wenig Jahren eine ganze Menge zusammenbringen läßt. Aus nächster Nähe kamen über ein Dutzend in meine Hände. Ein Steinbeil und einen Steinhammer erhob ich in unserer Flur, ein Steinbeilstück mit alter Bruchstelle in einer Nachbarflur von den Steinhäufchen, wie sie von den Arbeitern, welche im Frühjahr besonders die Kleeäcker ablesen, an den Feldrändern zusammengesammelt werden. Diese Steinsammlungen werden schließlich auf die Feldwege gefahren, um diese zu bessern. Dort werden die Steine von den Wagenrädern bei nassem Wetter in den Boden gedrückt, bei trockenem zu Staub zermalmt. Ungezählte Steinmassen gehen auf diese Weise, kaum gefunden, wieder verloren. Selten widerstehen sie auf die Länge dem Drucke schwerbelasteter Wagen. Dem Steinbeil, das ich bei Steinlirchen von der Straße aufnahm, ist auf den Breitseiten von den eisernen Radreifen stark mitgespielt worden, während die Schmalseiten noch schönste Politur zeigen. Ebenso oft, wie die Unachtsamkeit, wird den Steinwaffen die Neugier verderblich. Der ackernde Knecht untersucht das seltsame Ding, das der Pflug emporklingt, ungefähr wie Kinder ihr Spielzeug, er klopft es entzwei. Zwei so behandelte Exemplare liegen in meinem Schranke. Nimmt aber der Landmann den Steinhammer oder sogar das weniger auffällige Steinbeil wirklich mit nach Hause, so fehlt gewöhnlich die sorgfältige Aufbewahrung. Das merkwürdige Fundstück gerät früher oder später in die Hände der Kinder, die seiner bald überdrüssig werden und wegwerfen. In der Nachbarschaft wollten zwei glückliche Kinder die schönen Steinhämmer, die sie vor Jahren ausplügte, mir gern ablassen, wenn sie nur noch zu finden gewesen wären.

Hoffentlich wird unser Stedbrief dem Verluste und der Beschädigung alter Steinwaffen ein wenig Einhalt thun. Hoffentlich veranlaßt er die Grundbesitzer dazu, daß sie ihr Gesinde zur Achtsamkeit auf jene Altertümer anleiten. Diese Anleitung erhält, wie die Erfahrung lehrt, eine wirksame Unterstützung durch die Verheißung eines reichlichen Funderlohnes.

Aber beschließt das Provinzial-Museum nicht bereits eine große Menge von Steinwaffen? Kann wohl viel daran gelegen sein, wenn noch eine hinzukommt?

Wir antworten mit Ja. Ein einziger dieser kleinen Steine vermag vermeintlich wohlbegründete Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung über den Haufen zu werfen und wankende zu begründen.

Geben wir ein Beispiel. Noch sind die Gelehrten nicht darüber einig, ob Europa von Asien aus, oder Asien von Europa aus bevölkert worden ist. Zu den Beweisen für die erstere Meinung gehörten die Nephrit-Beile, Beile aus einem harten und schweren Halbedelstein, der alle Farbenstufen vom Schneeweiß bis ins Dunkelgrün durchläuft. Man schloß: Da Nephrit nur in Neu-Seeland und Asien vorkommt, so können Nephrit-Beile nach Europa, wo sie hie und da auftauchen, nur von Asien aus eingewandert sein, und sie beweisen, daß Europa von Asien aus bevölkert wurde.

Dieser Beweis kam ins Wanken, als an einigen Stellen der norddeutschen Tiefebene Nephrit-Geröll, besonders aber, als von Professor Traube-Breslau in einem Steinbruch bei Jordansmühl, Kr. Rimpfisch, anstehender Nephrit entdeckt wurde. Der bereits wankende Beweis kam völlig zu Falle durch den Nachweis, daß unsere Altvordern den Nephrit heimischer Herkunft nicht nur kannten, sondern auch verarbeiteten. Diesen Nachweis lieferte ein Nephrit-Beil, das im Kreise Ohlau zu Tage trat. Vermuthlich verlockte die auffällige, weiße Verwitterungsschicht den Finder, den Stein gewaltsam zu untersuchen und ihm das Kopfende abzuschlagen. Schon die Besichtigung dieser Bruchstelle ergab uns, daß dunkelgrüner Nephrit vorlag. Sodann stellte ein kundiger Mineraloge fest, daß der Stein das dem Nephrit eigentümliche Gewicht besaß. Böllige Gewißheit über die Gesteinart konnte allerdings nur durch einen Fachmann erlangt werden, der

sich auf chemische und mikroskopische Untersuchung verstand. So wanderte denn das rätselhafte Fundstück nach Heidelberg zu Dr. Schütensack, dessen zweifelloses, in der Berliner Zeitschrift für Anthropologie veröffentlichtes Urteil lautet: Der Keil besteht aus schlesischem Nephrit.

Ein um so wichtigeres Ergebnis, da man die heimische Herkunft der steiermärkischen und schweizerischen Nephritbeile bisher nur wahrscheinlich zu machen, aber nicht nachzuweisen vermochte. Das aufgefundenen Beil von schlesischem Nephrit ist schwerlich das einzige seiner Art und es wäre von hoher Wichtigkeit, noch andere zu erhalten. Allerdings hat schon das glücklich entdeckte völlige Beweiskraft, aber wenn auch auf wissenschaftlichen Gebieten schon eine Schwalbe Sommer macht, so sind doch zwei, drei Schwalben immer noch besser als nur eine einzige. So gilt denn dieser Stedbrief ganz besonders jenen Steinbeilen, die durch weißliche Verwitterungsschicht oder grünlische Farbe auffallen.

Dem soeben gegebenen Beispiel von der Wichtigkeit, die ein einzelnes Steinbeil gewinnen kann, fügen wir noch ein zweites hinzu. Soeben lesen wir in den Zeitungen, daß bei den Erdarbeiten auf dem Oberlande von Helgoland zwei geschliffene Steinbeile gefunden wurden. Gewichtige, unwiderlegliche Zeugnisse für die Anwesenheit von Menschen auf dieser Insel schon zu ältesten Zeiten.

Da diese Blätter wohl kaum so bald auf die alten Steinwaffen zurückkommen werden, erlauben wir uns gleich noch einige Bemerkungen über die ungemein zweckdienliche Konstruktion derselben anzuschließen.

Die Beachtung und Betrachtung der Altertümer, welche frühere Jahrtausende dem heimischen Boden anvertrauten, lüftet stets ein wenig den dichten Vorhang, der die vorgeschichtlichen Zeiten von den geschichtlichen scheidet, verstatet stets kleine Einblicke in das Gemütsleben oder die Gedankenwelt unserer Vorfahren. Nur dieser Umstand veranlaßt die Forschung bei der Entzifferung dieser ältesten Urkunden, welche die Vergangenheit uns hinterließ, länger zu verweilen. Die stummen Steine freilich, die uns heute vorliegen, vermögen nur von der sinnigen Ueberlegung und dem sündigen Arbeitsgeschick des prähistorischen Menschen zu reden.

Nicht nur an dem besprochenen Nephritbeile, auch an den Beilen anderer Gesteine springt sofort in die Augen die wohlterwogene Bildung der Schneide. Entweder zeigt dieselbe die Bogenlinie des späteren Türkenfäbels, oder es tritt, falls sie schnurgerade verläuft, gegen ihr oberes Ende das untere weit hervor. In beiden Fällen drang beim Gebrauche zunächst immer nur ein einziger Punkt der Schneide in den getroffenen Körper ein und bahnte so den anderen den Weg zu bequemer Nachfolge. Offenbar machte diese Schneidenbildung den Hieb weit wirksamer, als jede andere.

Jedenfalls verfolgte bei den Hämmern denselben Zweck die eigentümliche Schiefstellung des Bohrloches, welche bewirkte, daß die Waffe nicht wagerecht auf ihrem Stiele saß, sondern mit abwärts geneigter, also in der Schlußrichtung des Hiebes voll auf-treffender Schärfe. Zugleich sollte durch die Schiefstellung des Bohrloches eine Verlängerung desselben und damit eine Vergrößerung seiner Fläche erzielt werden, wodurch einerseits für den Hammerstiel eine größere Anhaltfläche, andererseits für den Rückprall des Hammerhiebes eine größere Verteilungsfläche gewonnen wurde. Somit bewahrte die Verlängerung des Stielloches den Hammer sowohl vor dem Abfliegen, als vor Bruch.

Neue Schiefstellung erschwerte die Bohrung umso mehr, da dieselbe von den beiden, einander gegenüberliegenden Seiten des Hammers aus vollführt wurde. Um so größer ist unsere Verwunderung darüber, daß diese beiden Bohrlocher stets so genau aneinander treffen, wie die beiden Stollen, die man von Italien und von der Schweiz aus in den St. Gotthard eintrieb und die in der Mitte des Berges genau aneinander stießen. Nur ein aufmerksames Auge vermag in den Hammerlöchern die Stelle zu entdecken, wo die beiden Bohrungen zusammenfamen.

Es ist das eine um so überraschendere Erscheinung, da die Bohrwerkzeuge der Urzeit doch nur unvollkommen sein konnten. Die Cylinder von Bronze, die man hier

und da fand und als Steinbohrer anjehen wollte, gehören erst späteren Tagen an. Ursprünglich benutzte man zu jenen Bohrungen die durch ihre Härte ausgezeichneten Backen des Hirschgeweihs. Nachdem man solch eine Bode von der Hauptstange abgefägt und ihr zellenreiches Innere bis an den scharfen Rand heran möglichst entfernt hatte, war der gewünschte Bohrer fertig. Seine kegelförmige Höhlung ließ natürlich im ersten Bohrloche einen kegelförmigen Steinkern stehen, der erst herausfiel, wenn von der anderen Seite aus das zweite Bohrloch vollendet war. Solche nur einseitig angebohrte Steinhämmer liegen in jedem Museum. Um den Bohrer in Bewegung zu setzen, befestigte man ihn, wie von Cohausen meint, in das aufgespaltene Ende eines Holzstabes, steckte den letzteren durch die über einander liegenden Löcher der Quertlatten eines kleinen Holzgerüstes und brachte ihn mittels eines Fritschelwertes in drehende Bewegung. Auf diese Weise erhielt der darunter liegende Stein binnen etwa zwei Stunden sein regelrechtes Loch. Die Wandungen desselben zeigen meist kleine Einrieffungen, die von den Sandkörnern herrühren, die man in das Bohrloch während seiner Entstehung zur Vermehrung der Reibung einlaufen ließ. Natürlich sind diese Riefen verschwunden, wenn der später eingetriebene Stiel nicht recht festsaß und Scheuerung verstatete.

Schon 1880 legte der Königsberger Professor Tischler dem Archäologen-Kongress Steine vor, die er unter Anwendung des eben beschriebenen Verfahrens in der angegebenen Zeit durchbohrt hatte.

Es giebt auch Hämmer, deren Bohrloch sich von außen nach innen immer mehr verengert, so daß der kleinste Durchmesser in der Mitte liegt. Dann ist es mittels eines kurzen Holzstabes ausgeführt, der, zwischen beiden Handflächen gequirt, langsam in den Stein eindringt. Hierbei mußte einerseits die Reibkraft des Holzes durch den Steinstaub, der sich in seine Poren einrieb, wesentlich verstärkt werden, andererseits mußte der Stab durch die Reibung an den harten Wänden des Bohrloches immer mehr verrieben und nach unten hin verjüngt werden. War das Bohrloch bis zur Mitte gediehen, so drehte man Stein und Stab um und begab sich an die Herstellung der anderen Lohhälfte. Diese beiden trichterförmigen Bohrungen stehen stets senkrecht aufeinander, hätten sich auch in schiefer Richtung kaum ausführen lassen.

Erörterungen über Größe, Gewicht, Gestalt der Steinbeile und Hämmer schieben wir, als minder wichtig, beiseite. Auch von den häufigen Schabern und den bei uns seltenen Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein soll nicht weiter die Rede sein. Nur eine freundliche Bitte möchten wir zum Schlusse noch aussprechen. Gänzlich unbeachtet liegen auf unseren Feldern kleine Feuersteinspäne, deren konkave Seite stets eine einzige Fläche zeigt, während wir auf der konvexen stets drei Flächen zählen. Es sind Sägen, mit denen man noch heute sägen, oder Messer, mit denen man noch heute schneiden kann. Zuweilen sind es Messerstücke, die, wie ein Fund bezeugt, zu einem großen Messer dadurch vereint wurden, daß man sie hintereinander in einen aufgespalteten Holzstab einklemmte, der dann den Messerrücken bildete. Auch diese Messerstücke besitzen stets unten eine, oben drei Flächen. Wir bitten, in Zukunft diese Feuersteinwerkzeuge nicht liegen zu lassen, sondern auf- und festzunehmen.

S. L.





## Neue Schriften.

### I. Politik.

— Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von Dr. J. Courad, Professor der Staatswissenschaften zu Halle a. S., Dr. V. Elster, Professor der Staatswissenschaften zu Breslau, Dr. W. Lexis, Professor der Staatswissenschaften zu Göttingen, Dr. Edg. Löning, Professor der Rechte zu Halle a. S. (Zena, Verlag von Gustav Fischer.)

Von diesem hervorragenden Werke, das wir schon zu wiederholten Malen bei Erscheinen der einzelnen Bände bald ausführlicher, bald kürzer angezeigt haben, liegt jetzt der vierte Band vor. Derselbe umfaßt die Buchstaben G—M (Gewertvereine bis Muster- und Modellschub). An denselben haben Theoretiker und Praktiker Hand in Hand gearbeitet und Männer verschiedenster politischer und wirtschaftlicher Parteilassung. Von den Praktikern seien nur hervorgehoben A. Koch, Präsident des Reichsbauinspektorsbundes, der einen eingehenden Artikel über Giroverkehr geliefert hat, und der Geh. Oberregierungsrat und Direktor des kaiserl. stat. Amtes von Scheel, der sich mit mehreren Arbeiten über Statistik beteiligt hat. Unter den Theoretikern finden wir die besten Namen der deutschen und österreichischen Universitäten vertreten. Unter anderen hat Professor Dr. Adolf Wagner für das Stichwort „Grundbesitz“ eine einleitende Abhandlung: „Die volkswirtschaftliche Prinzipienfrage der Rechtsordnung“ geschrieben. Den „Konkurs“ hat der freisinnige Professor von Bar in Göttingen behandelt. Dies möge genügen, um auf die Gegensätze unter den Mitarbeitern hinzuweisen.

Auch dieser Band beweist wiederum, daß die Redaktion mit Umsicht und Festigkeit ihr Ziel verfolgt, ein Handwörterbuch zu liefern, welches über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft und Gesetzgebung eine zuverlässige Uebersicht gewährt und durch sorgfältigen Nachweis der Quellen

und Literatur Fingerzeige für ein eingehendes Studium giebt.

So sei denn auch dieser Band der Aufmerksamkeit der Leser der Monatschrift auf das beste empfohlen.

— Die Verstaatlichung der Steinkohlenbergwerke von Dr. Karl August Hüdingerhaus. (Zena, Fischer.) 1892.

Eine umfangreiche Schrift, die auf Grund von viel gelehrtem Material zu der These kommt, „daß die Lage der Bergarbeiter nicht übermäßig schlecht ist und die Verstaatlichung keine Garantie für ihre Besserung giebt“. Verfasser scheint also erst verstaatlichen zu wollen, wenn es den Leuten „übermäßig“ schlecht geht. Wir sind entgegengekehrter Ansicht und haben unsere Gründe oft hier dargelegt, die teils in der Lage der Arbeiter liegen, auf deren weitere Verschlechterung wir nicht warten möchten, teils in der Verschleuderung der nationalen Schätze ins Ausland, während man im Inland durch Ringe und Trusts ungeheuerliche Ausbeutung des Volkes zu Gunsten einiger Großkapitalisten treibt. Das Schlüsselkapitel, wo die Anhäufung der Bergwerke in einigen Kapitalistenhänden befürwortet wird, zeigt das wahre Gesicht des Verfassers. Die zugefügten Nebenwendungen über die „sittlichen“ Aufgeben des Staates lassen sich danach kaum noch als kapitalistisches Feigenblatt bezeichnen.

— Drei sociale Fragen, unser Landvolk betreffend; Landesversorgungämter, Armenbeschäftigung, Krankenpflege auf dem Lande, aus dem Leben beantwortet von Hermann Faulhaber, Schwäb. Hall. 60 Pf.

Verfasser berichtet in diesem Buch über seine Thätigkeit. Das vor 8 Jahren gegründete Mutterhaus in Hall, dessen Leiter er ist, hat sich die Ausbildung von Gemeindefrankenpflegern speciell für Landgemeinden zur Aufgabe gestellt. Die glückliche und beglückende Durchführung einer un-

entgeltlichen Krankenpflege in einer Reihe von Landorten giebt dem Verfasser das Recht, von seiner Organisation und ihrem Segen zu reden. Aber Gesundheit ohne Arbeit ist nur halb begehrenswert. Zur Arbeit zu erziehen, der Vermarmung und Beschäftigungslosigkeit, ihren sittlichen und wirtschaftlichen Schäden vorzubeugen, ist der Zweck einer großen fabrikmäßigen Webstuhlherstellung, mit welcher Fausthaber den Beweis geliefert hat, wieviel ein einzelner praktischer, von christlicher Liebe durchdrungener Mann erreichen kann, wenn er selbstlos, unbeirrt, treu und mit reinem Sinn für Treue im Kleinen sein Werk thut. Freilich gehört die Industrie zu den Dingen, die nicht jedermanns Sache sind, die nicht nur glücken, sondern auch „schief gehen“ können, und die man daher immer bewundern, aber nicht immer nachmachen darf. Der dritte Abschnitt, der an erster Stelle behandelt wird, ist von diesjährigen landwirtschaftlichen Notlage herausgewachsen. Die Futter- und Viehnot, die durch bürokratische Einflüsse gehemmte Thätigkeit der Behörden hat dem warmen Mitgefühl des Verfassers den Gedanken von öffentlichen Versorgungsmitteln nahe gebracht, welche als ständige Einrichtungen durch Verkauf von Vieh und Futter solchen Krisen in Zukunft einen Damm entgegensetzen sollen. Auch wenn man einem solchen Staatssozialismus principieell nicht abgeneigt ist, wird man doch seine Bedenken haben, ob die Schwierigkeiten gerade auf dem landwirtschaftlichen Gebiet nicht verzweigt und unberechenbarer sind, als es dem optimistischen Auge des Verfassers erscheint. Läßt sich die Idee verwirklichen, so werden doch im günstigsten Fall ordentliche staatliche Institutionen auch in Zukunft nicht im Stande sein, außerordentliche Naturereignisse ganz unschädlich zu machen. Vielleicht dürften Landwirtschaftsakademien, wie sie auch in dieser Zeitschrift mehrfach vorgeschlagen worden sind, praktischere Dienste leisten. Das durchaus populär geschriebene Schriftchen regt nach vielen Seiten zum Nachdenken an.

— Frankreich, Rußland und der Dreihund. Geschichtliche Rückblicke für die Gegenwart von H. Heinrich Geffken. (Berlin, Wilhelm.) 1893.

Professor Geffken hat wieder eine politische Broschüre erscheinen lassen, oder richtiger einen kleinen Abriss neuerer, speciell russischer Geschichte, an den sich dann die Geschichte des Zweibundes und Dreibundes anschließt. Die Darstellung beginnt bei Peter dem Großen und endet bei der gegenwärtigen Lage. Die praktischen Epochen, auf die das Ganze hinarbeitet, liegen im ersten und im letzten Kapitel. In der Einleitung macht Verf. den Vorschlag, Elsaß Lothringen zu teilen und Elsaß zu Baden, Lothringen zu Preußen zu schlagen. Im Schlußkapitel zieht Verf. eine überaus friedliche politische Bilanz; an Krieg ist seines Erachtens bis auf weiteres nicht zu denken. — Was zunächst diese „Punkten“ betrifft, so können wir zu der Reichslandfrage nur eine durchaus abweichende Meinung aussprechen. Quietä

non movere scheint uns das einzig richtige Prinzip bei einer Lage, deren Aenderung schlechterdings keinen Nutzen verspricht, dagegen die heftigsten Fragen aufrüllt und viel Verdruß, Verwirrung und Mißstimmung unter die deutschen Bundesstaaten bringen kann. Was zweitens die Vorherjagung des dauernden Friedens betrifft, so liegt gewiß in dem Umstande, daß Kaiser Alexander eine Reihe der trügstigen Anlässe zum Kriege ohne den Schimmer kriegerischer Absichten hat vorübergehen lassen, auch eine starke Garantie für die Zukunft; desgleichen in der Angst der Franzosen vor einem neuen Kriege. Aber gleichwohl hat sich doch soviel Zündstoff in Europa gehäuft, daß ein Gefühl der Sicherheit und des Behagens sich schwerlich so leicht einstellen wird. — Wie dem aber auch sei — was Geffken schreibt, ist niemals unbedeutend, und so lesen sich auch diese zwölf Essays glatt und angenehm, stellenweise sogar pikant. Der Autor hat hier und da Quellen gehabt, die nicht allgemein zugänglich sind, und er versteht die Zeitgeschichte zu beobachten, wenn es auch nicht immer sine ira et studio abgeht. Dazu bringt es die Natur der dargestellten Dinge mit sich, daß die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Angaben in sehr vielen Fällen unkontrollierbar ist. In einzelnen Fällen, wo wir kontrollieren konnten, haben wir Fragezeichen gemacht. J. B. ist die „Krieg in Sicht“-Episode von 1875 entschieden nicht ganz richtig dargestellt. Fürst Bismard hat von dem berühmten Artikel der „Post“ vor der Publikation in der That nichts gewußt und anfänglich ganz Andere im Verdadht der Autorität gehabt, als den Dr. Köpfer. Dr. Köpfer hat den Artikel nicht im Auftrag geschrieben, sondern als seine auf Kombination beruhende Auffassung der Lage.

Im einzelnen über weitere Theilen des Buches zu rechten, verjagen wir uns. In manchen Punkten geben wir der Beurteilung der auswärtigen Politik Bismards durch Geffken recht. Den Nutzen z. B. der fortwährend aufgestellten These, daß Deutschland im Orient keine Interessen habe, konnten auch wir niemals verstehen, weil wir nicht zu ermitteln vermochten, wer denn eigentlich diese Versicherung glauben würde, es aber nicht viel Eindruck machen kann, Behauptungen aufzustellen, die niemand glaubt. In anderen Punkten dissentieren wir. Daß z. B. „die wahre und stärkste Friedensgewähr in der inneren Schwäche des Zarenreiches“ liege, glauben wir ebensowenig, als die ebenfalls auf S. 170 aufgestellte Behauptung, daß „der moralische Schade, den Panama der Republik zugefügt, sich kaum überhagen“ lasse. Wir glauben im Gegenteile, er läßt sich nicht gering genug anschlagen. Seit Guizots Zeiten hat jeder Politiker in Frankreich, die besten wie Thiers nicht ausgenommen, sich mit Hülfe der Politik die Tischen zu fällen gesucht. Daß jetzt so ziemlich die ganze Kammer beim Stehlen abgefahrt ist, hat vorübergehend etwas Aufsehen gemacht. Tieferen Eindruck dagegen nicht. Denn eine Anzahl der größten Ganner ist wiedergewählt worden. — Doch wir lassen das Einzelne und wiederholen, daß das Ganze sich interessant liest,



aber kritisch gelesen sein will. Daß Verfasser für den Fürsten Bismarck keine jätischen Gefühle hegt, ist ebenso bekannt, als menschlich erklärlich. Es wird abzuwarten sein, ob und was etwa das Preßbureau des Reichstanzlers auf die Besessene Darstellung antworten wird.

— Thomas Carlyles Welt- und Gesellschaftsauffassung. Von Dr. Gerhard von Schulze-Gaevernis. Mit Porträt. Band V der Sammlung von Biographien: Führende Geister, herausgegeben von Dr. A. Betteheim. (Dresden, V. Ehlermann.) 1893. Fr. 2 M.

Carlyle gilt auch in Deutschland als einer der größten Geister unserer Zeit, aus dessen Gedankensätze viele Schriftsteller geschöpft, und an dessen Gesichtswerten viele sich erröcht und ihre Ansichten geläutert haben. Trotzdem aber ist die Zahl der Deutschen, welche durch eigene Arbeit einen Einblick in die geistige Thätigkeit C.s gewonnen haben, verhältnismäßig klein, weil der Umfang seiner Werke sehr groß ist und diejenigen socialpolitischen Jubalts in erster Reihe sich auf englische Verhältnisse beziehen; die Sprache C.s ist außerdem eigenartig und nicht für jeden Leser leicht verständlich. Die Absicht des Verfassers, die dahingehenden Gedanken C.s über die wichtigen socialen und sittlichen Fragen uneres Jahrhunderts in übersichtlicher Form auf Grund seiner Werke zusammenzustellen, begrüßen wir deshalb mit Beifall, umsomehr, als das vorliegende Buch gut gelungen ist. Wir geben die Ueberschrift der einzelnen Abschnitte, um den Jubalt des Buches zu kennzeichnen: „C.s Theorie der Gesellschaft; Geschichtsphilosophie; Stellung zur Gegenwart; Stellung zur künftigen Entwicklung.“ Seine eigene Ansicht gegenüber den Gedanken C.s läßt der Verfasser, und zwar mit Recht, zurücktreten; dagegen giebt er, namentlich im letzten Abschnitt, mehrfach Hinweise auf die Philosophie Kants und Goethes Stellung zum Christentum, weil C. von beiden deutschen Geisteshelden nicht unwesentlich beeinflusst war. Den obengenannten 4 Abschnitten ist eine recht gute, sich an Froudes Werk über C. anschließende Lebensbeschreibung C.s vorangestellt; in ihr ist uns aufgefallen, daß Lady Ashley gar nicht erwähnt ist, obwohl diese Dame neben C.s Mutter und seiner Gattin die dritte Frau ist, welche bedeutungsvoll in C.s Leben eingegriffen hat. Wir können das Buch unbedingt allen empfehlen, welche sich mit den socialen Fragen der Gegenwart beschäftigen.

v. H.

## 2. Kirche.

— Das Christentum von V. von Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. (Trier, Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei.) 1893.

Das Buch hat eine Vorgeschichte, und dieselbe muß besprochen werden, wenn es verstanden werden soll. Der Verfasser hatte in seiner Schrift: Egoer oder Vom Atheismus zur vollen Wahrheit, die drei Fragen beantwortet: Gibt es einen persön-

lichen Gott? Ist das Christentum eine Offenbarung dieses Gottes? Wo ist das wahre Christentum zu finden? Um nun eine eingehendere Behandlung zu liefern, hat der Verfasser jede dieser Fragen besonders behandelt. Die erste in der Schrift: Gottesbeweise, die zweite in diesem Buch, die Beantwortung der dritten Frage ist noch ausständig. Die Form der Behandlung ist die bekannte. Ein protestantischer Major a. D. und ein katholischer Theologe, die beide zur Sommerfrische in Heidelberg weilen, haben sich kennen gelernt und säßen auf Spaziergängen am Neckar und in ihrer Wohnung religiöse Gespräche. Der Protestant ist ein Rationalist, er glaubt an einen persönlichen Gott, er verehrt ihn im Tempel der Natur, eine Kirche gebraucht er nicht, wozu all der Firlefang von Dogmen und Zeremonien? Man sieht, wie die Rollen verteilt sind. Wenn indessen der Verfasser meint, daß der Major den Protestantismus verrete, so irrt er. Ein solcher Irrtum könnte schriftstellerlich hingehen; ist er aber bewußt gewollt, dann fällt er unter das Wort: Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten. Die Gespräche bewegen sich zuerst um die alten Religionen: Brahmanismus, Buddhismus und Confucianismus, und schreiten von da zur Offenbarung, zum Christentum, zu den Wundern fort. Die Gewährsmänner des Majors sind Pfeiderer, Max Müller, die modernen Theologen von Paulus, Strauß, Renau her bis zu Darnad hin. Dann schiebt sich ein Kapitel über den Muhammedanismus ein. Die Segnungen des Christentums werden besprochen. Weiter das Jubentum und die Weissagungen. Der Spiritismus. Die modernen Wunder und die Auferstehung Christi. Zuletzt kommt man auch noch auf den armen von Ugdby, auf Dreuer, auf Protestantenverein und undogmatischen Christentum. Ich gebe nun gern zu, daß ich in den meisten dieser Gespräche unbedingt auf Seite des Herrn von Hammerstein stehe, eigentlich ja auf der Seite des katholischen Theologen, aber dieser ist doch nur der Mund des Verfassers. Er vertritt das positive Christentum und thut das mit glänzender Logik, gesundem Menschenverstande und gutem Humor. Thut das in einer Fassung, die, obwohl zuweilen etwas spitzfindig, doch im Ganzen für gebildete Leser verständlich ist. Jeder gläubige Christ kann seinen Beweisführungen zustimmen. Freilich die Wunder von Lourdes lassen wir nicht als Offenbarungen der Maria gelten, auch nicht als Offenbarungen Gottes, welche diesen Wallfahrtsort geschenkt wären, um den Marienkultus dadurch zu rechtfertigen. Man darf sich ja nun dieser Uebereinstimmung herzlich freuen; es ist ein weites Gebiet des Dogmas vorhanden, von dem noch gilt: Ein Glaube, es sind Grund- und Hauptwahrheiten des Christentums, zu denen wir ein gemeinsames Ja und Amen finden, und es thut gut, sich in dem Kampf der Kirchen an diese Konkordie zu erinnern. Aber Herr von Hammerstein will auf diesen Band einen anderen folgen lassen: Wo ist das echte Christentum zu finden? Der Band soll den Titel führen: Katholizismus und Protestantismus. — Und da werden wir ihm nicht folgen können, wenn wir auch gegen seine drei Merkmale

zu der Frage: Welches ist das echte Christentum? nicht so gar vieles einzuwenden haben. Einiges aber doch! Denn er stellt Dinge nebeneinander, die für die Beurteilung nicht gleichen Wert haben, läßt anderes aus, was hochbedeutung ist, und wählt eine Fassung, die den Kundigen voraussetzen läßt, wohinaus er will. Man beachte z. B. den Satz: Das echte Christentum ist jenes, dessen Stiftung hinausreicht bis zu den Zeiten Christi, welches, von ihm selbst gestiftet, ruhig sich fortentwickelt hat ohne gewaltthätigen dazwischen liegenden Bruch. Gewiß, das echte Christentum kann nur von Christo stammen. Seine gewisse Offenbarung und Beurkundung ist in der Schrift. Aber wo ist in der Schrift der römische Papst und seine Hierarchie? wo die römische Maria? wo die römischen Heiligen? wo die ganze Gestaltung des römischen Christentums? Ach, wenn man dort nur einmal mit dem echten Christentum nach der Schrift Ernst machen wollte! Der gewaltthätige Bruch ist natürlich die Reformation. Aber wenn diese doch nur eine Rückkehr zu Christo und eine Erneuerung des von Christo selbst gestifteten Christentums ist? Wie dann? Ob die griechische Kirche auch einem gewaltthätigen Bruch ihr Dasein verdankt? Ach, dächte, da wäre doch von ruhiger Fortentwicklung mehr als genug! Inbessern wird Herr von Hammerstein das nicht gelten lassen, was ich über das Christentum der Schrift und der Reformation gesagt habe, er kann ja auch nicht, er möchte dann aufhören, römischer Christ und Jesuit zu sein. Man muß also abwarten, was er in seiner Schrift über Katholizismus und Protestantismus mit jenem zweiten Merkmal des echten Christentums anfangt.

D.

— Ueber die Entstehung der christlichen Gewißheit. Zur Auseinandersetzung mit Frank und Herrmann. Vortrag, gehalten auf einer Pfarrenferenz von Lic. theol. C. Cremer, Pfarrer zu Lich im Großherzogtum Hessen. (Güterstoh, C. Bertelsmann.)

Es ist ein charakteristisches Zeichen der modernen Theologie, daß sie die Frage nach der Heilsgewißheit in den Vordergrund rückt. Da die Reformation auf diese Frage eine Antwort gegeben hatte, erklärt sich die neue Fragestellung nur daraus, daß die Grundlagen von damals ins Ungeviß gerückt sind. Die moderne Theologie hat die Lehren von der Schrift und vom Zeugnis des heiligen Geistes so gedeutet, daß sie ihr den Dienst für jene Gewißheit nicht mehr leisten können. Damit ist aber nicht nur der Ertrag der Reformation, sondern auch das ganze Christentum wertlos geworden. Denn giebt mir das Christentum seine Heilsgewißheit, dann hat es seinen höchsten Zweck für den Menschen verloren. Frank führt nicht den Weg zu dieser Gewißheit. Er beschränkt den Besitz des Christen. Durch eine Erfahrung ist der Christ Gottes und seines Heils gewiß geworden, aber Frank sagt uns nicht, wie wir dazu kommen, daß wir das Wunder dieser Erfahrung erleben. So macht sein System manchen arm, anstatt ihn reich zu machen. Aber auch Herrmann giebt uns nicht, was wir ge-

brauchen, er hat nur Vielen das Beste genommen, was sie hatten. Cremer verlegt die Entstehung der christlichen Gewißheit auf das Gebiet des Willens, die That, auf der sie beruht, ist nach ihm der Glaube, und der Glaube ist wesentlich Vertrauen, Vertrauen in den Jesus, der unser Heiland ist, der uns annimmt. Wer seine Liebe glauben kann, der kann seines Heils gewiß sein, der hat Gewißheit, wo sonst nichts Gewißheit giebt. Ob diese Fassung genügt? Frank würde sich eher zu ihr finden können, als Herrmann und die Ritsch'sche Schule. Aber für die Einfältigen ist das nichts. Und wenn ich mich als einfältiger Pastor frage, wie ich predigen müsse, damit ich meine Hörer ihres Heils gewiß mache, so bleibe ich ohne Weisung. Aber jede Anregung zu dieser Frage ist willkommen, so ist auch dieser erste Vortrag willkommen. Ich weiß mich mit ihm doch auf der einen Seite des tiefen Grabens und hoffe, daß wir auf dieser Seite die Antwort auf die Frage finden: Wie werde ich meines Heils gewiß?

D.

— Der Brief Pauli an die Philipper in Bibelstunden von Ernst Albers, Pastor in Strehlen i. Schl. (Strehlen, Ernst Kiser.) 1892. 168 S. 2 M.

Es gehört ein gewisser Mut dazu, die in der eigenen Gemeinde gehaltenen Bibelstunden der Öffentlichkeit zu übergeben, zumal es mit dem „allgemeinen Wunsch“ oft eine recht unzuverlässige Sache ist. In diesem Falle ist der Verfasser nicht irregeführt, er konnte mit Recht den Schritt der Veröffentlichung wagen. Denn einmal giebt es in der That gerade auf dem Gebiet der Bibelstunden eine Ueberschwemmung nicht. Sodann ist diese Auslegung des paulinischen Briefes eine für den gebildeten Leser sehr verständliche, durch einen warmen, herzlichen Ton sehr erquickende Vektüre. Der Verfasser giebt im wesentlichen das, was ihn persönlich beim Lesen des betreffenden Abschnittes bewegte. Daran hat er wohl gethan. Der vollständige Ton ist nicht getroffen und wohl nicht beabsichtigt. Vielleicht wird das Lesen dieser Bibelstunden noch mehr Frucht schaffen, als das erste Hören derselben, denn es waren doch auch wohl Leute aus dem Volk dabei und die werden freilich nicht viel behalten haben. Das Buch ist zu empfehlen. Einiges Wenige könnte noch eine Aenderung erfahren, z. B. S. 38 die auffallende Frage: Und das ist welcher Geist? Wt.

— Biblische Jünglingsbilder in zwanglosen Rahmen von G. W. Ulrich-Kerwer, Pastor zu Eitorf. (Güterstoh, Bertelsmann.)

Jünglingsbilder aus der Schrift bietet der Verfasser für die Jugend. Er beginnt mit Cain und endet mit Oseesimus. Er hält sich nicht an die Schrift allein, er charakterisiert nicht bloß, er dichtet auch, aber im guten Sinn. Wie wollte er auch sonst ein Bild vom Jüngling zu Cain entwerfen? Abraham a. St. Clara hat auch eine Dichtung aus ihm gemacht, aber eine viel traurigere! Eine schmutzige Phantasie, ein schmutziges Lebens-

bild! Der Verfasser schafft aus einer geheiligten Phantasie, so werden seine Lebensbilder zwar nicht Ideale von lauter Tugend und Schöne, dann wären sie ja unwahr! aber wirkliche Menschen von Fleisch und Blut, die uns den fürchtbaren Ernst der Sünde zeigen, aber auch die Macht der rettenden Gnade, die es der Jugend wie in einem Spiegel vorhalten, wo ihr Verderben liegt und wo ihr Heil. Zu der biblischen Geschichte hat der Verfasser viele Geschichten hinzugenommen. Sie beleben seine Darstellung und wirken in der Kraft des Beispiels. Seine Jünglingsbilder haben etwas von der Art jener Maler an sich, welche die heutige Geschichte in die Gegenwart hereinmalen, damit man gewahre, daß Christus, Sein Reich, Sein Evangelium ebenso bei uns sein und unter uns leben wollen, wie einst im jüdischen Lande und beim jüdischen Volk. Jumeist ist es ein Jüngling oder zwei, welche uns durch ein Bild ins Gewissen geprägt werden. So in Simson die Euthaltbarkeit vom Trunk. Daß er einer anderen Euthaltbarkeit, der Unkeuschheit erliegen, wird nur kurz angedeutet. Josephs Leben ist reicher ausgestattet mit vorbildlichen und warnenden Jüngen, es fordert ja auch durch den Reichtum seiner Gottesführung dazu auf. Onesimus wird als Doppelbild dargestellt: zuerst ist er ein undankbarer, unnützer Knecht, dann wird er durch Belehrung und Bekenntnis ein freier, glücklicher und nützer Mensch, bei dem auf ein schümeles „weiland“ ein gutes „iekt“ gefolgt ist und dem ein feiges „einkt“ winket. Das Buch empfiehlt sich besonders für Leiter von Jünglingsvereinen: so laun man und soll man der Jugend von heute die Jünglinge der Schrift zu Nuß und Frommen vorführen. Aber auch für die Unterweisung in der Schule und für die Predigt bietet es vortreffliche Handreichung. Und dann wird es sich auch zu einem Konfirmationsgeschenk eignen; man darf hoffen, daß die Jugend dies Buch auch wirklich lesen würde. Nur hätten wir den „Jüngling ohne Geschehen“ in dieser Reihenfolge lieber nicht gesehen, wenn man auch zugeben muß, daß der Verfasser ihm nichts von dem entzieht, worin er immer „ohne gleichen“ sein und bleiben muß. Ich bemerke noch, daß die einzelnen Jünglingsbilder zu 20 Bf. zu haben sind, in größeren Massen auch wohlfeiler; sie eignen sich zur Verteilung; doch könnte dafür die Haltung noch etwas vollständiger, drastischer sein. D.

— Licht- und Schattenbilder aus dem Alten Testament von E. Gaden Schmidt, Pfarrer an Jung-St.-Peter in Straßburg. (Hütersloh, Vertesmann.)

Von Abraham bis Esra reichen diese Bilder, XIX an der Zahl. Sie greifen einzelne Begebenheiten aus der alttestamentlichen Geschichte heraus, übersehen dieselbe in die Gegenwart und knüpfen in sehr vollständiger Weise Augenwendung daran. Es geht ein ungemein frischer Zug durch das Buch hindurch. Ein Beispiel mag das zeigen. Wipletz ist das XV. Bild überschrieben. Der Name bezeichnet das Höhenbild, welches Asa zerstörte, ein unzüchtig schamloses Baalsbild. Es

mag auch damals Gebildete gegeben haben, welche behaupteten, Wipletz sei ein Kunstwerk, das dürfe man nicht nach dem Gebote des Herrn messen und urteilen, aber Asa kennt keinerlei Ausnahme, Wipletz muß ins Feuer. Möge einmal ein Asa kommen, der in unserer Stadt gegen die Greuelbilder in den Schaufenstern vorget. Sieh an deinen Wänden nach, ob du bereit nicht bei dir findest. Ich wurde einmal zu einem Kranken gerufen, der sich im letzten Stadium der Schwindsucht befand. Er saß auf einem Sopha und über ihm hing in Delbruck das Bild eines leichtfertigen Franzosimmers in leichtfertiger Kleidung. Welch ein ergreifender Gegensatz! Wächstest du, daß ein solches Bild in dein Sterben hineinschaut? Trotz dieser aufschüchtlenden Gabe fürchte ich, daß das Buch nicht gehen wird, weil es keine bestimmte Abzweckung hat. Es sollte mich freuen, wenn diese Anzeige ihm den einen oder anderen Leser zuführte. D.

— Mehrere Schriften erbaulichen Inhaltes liegen zur Besprechung vor: 1. Das Licht der Welt. Evangelischen-Predigten von Max Vorberg. Erster Teil. Von Advent bis Ostomihi. Der Verf. bekennt sich zu dem Sage, daß der christliche Glaube eine Thatfache sei, beruhend auf geschichtlichen Ereignissen und auf innerlicher Erfahrung. Den Schwerpunkt des inneren Lebens will er nicht von diesem Gebiete der Thatfachen auf das der Umbildungen und Verstellungen verlegen, weil dadurch die Kraft der Zuversicht zerstört und der Zweifel ausgesät würde. Es ist anzuerkennen, daß der Verf. mit Ernst und Kraft die Heilthatfachen verkündigt, auf denen unser Glaube ruht. So sehr wir aber auch wünschen möchten, daß Predigten wie diese auf allen Kanzeln unserer Kirche gehalten würden, so fraglich bleibt es uns doch, ob sie in dem Maße über andere hervorragten, daß sie nun auch durch den Druck veröffentlicht werden müßten. Der Predigtbücher, auch der guten, giebt es die Hülle und die Fülle, daher möge jeder Prediger sich zweimal bedenken, bevor er seine Predigten, womit er etwa zweifellos seine Gemeinde erbaute hat, nun auch durch den Druck weiteren Kreisen bietet. Die Predigt ist Rede und die Rede will gehört, nicht aber gelesen werden. — 2. Bilder aus dem Leben des Herrn Jesu für das kindliche Alter entworfen von Helene Hartmeyer. Die Verfasserin hat, ehe sie Oberin des Stiftes Bethesda in Hamburg wurde, einen Kreis von zuseht zwölfjährigen Mädchen unterrichtet und sie besonders in das Verständnis der biblischen Geschichte eingeführt. Auf Veranlassung des Pastors Behrmann hat sie ihre Anarbeitungen über das Leben des Heilandes veröffentlicht, und dieser hat eine Vorrede zu dem Buche geschrieben, in welcher er die Hoffnung ausspricht, durch das Büchlein werde den Müttern, den Helferinnen im Kindergottesdienste und den Lehrerinnen in der Schule ein Dienst erwiesen werden. Die Verf. erzählt nicht mit Bibelworten, sondern in frei ausführender, dem kindlichen Verständnis sich anpassender Weise, und Referent ist daher überzeugt,

daß ihr Unterricht ein gesegneter war, und daß ihre früheren Schülerinnen es ihr danken werden, wenn sie ihnen „den Instalt mancher mit ihnen verlebten Stunde für immer festgestellt hat“. Aber auch bei diesem Büchlein kam uns die Frage, ob wirklich ein Bedürfnis vorlag, es durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Es sind hübsche Betrachtungen; wohl den Schülerinnen, die eine so sinnige und bei der Vorbereitung auf den Unterricht so treue Lehrerin haben, aber ob das Büchlein anderen Müttern, Lehrerinnen und Lehrerinnen den erwarteten Nutzen bringen wird, bezweifeln wir. Nicht jede gute Präparation muß gedruckt werden, wir leiden in homiletischen wie in katechetischen Dingen an Uebersproduktion. J. P.

— Uganda. Ein Blatt aus der Geschichte der evangelischen Mission und der Kolonialpolitik in Centralafrika. Von Julius Richter, Pastor in Rheinsberg. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1893. 268 S.

Dies Buch, von Warned beantwortet, ist eine wirklich interessante Darstellung der Uganda-Mission, der Schwierigkeiten, mit denen sie gekämpft, der Leiden, die sie erduldet hat. Von dem Religionsstreife zwischen Protestanten und Katholiken hat jede Zeitungsliese gehört. Hier wird klar und geschichtlich entwickelt, wie alles so hat kommen müssen, und welche schwere Schuld ein Teil der römischen Missionare auf sich geladen hat durch Etablierung einer Konkurrenzstation. Die Priorität der Mission gebührt ohne Zweifel den Evangelischen, die schon jahrelang in ausdauernder Weise gearbeitet hatten, als plötzlich römisch-katholische Franzosen einrückten. Diese gaben dann ihre Niederlassung zeitweilig wieder auf. Aber, wie mit ziemlicher Sicherheit gesagt werden kann, aus politischen Gründen nahmen sie die Arbeit wieder auf und richteten nun durch Stiftung von Parteien ein Unheil an, welches gar nicht wieder gut zu machen ist. Höchste Bewunderung verdienen dagegen die englischen Missionare, besonders der Ingenieur Madah, und auch die anderen, von denen so viele, wie Bischof Haunington, den Märtyrertod gestorben sind. — Auch aus diesem Buche geht hervor, daß Uganda nicht nur ein überaus bildungsfähiges Volk birgt, sondern auch ein Volk, welches dem Worte Gottes zugänglich ist. Das fleißig gearbeitete Werk gehört zu den interessantesten Missionschriften, welche in jüngster Zeit erschienen sind.

### 3. Geschichte.

— Geschichte des Königreichs Westfalen von Dr. Arthur Kleinschmidt, Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg. (Gotha, F. A. Bertels.) 1893. Preis 12 M.

Vom Sommer 1807 bis zum Herbst 1813 herrschte Jerome, der Bruder Napoleons, in Kassel als König von Westfalen, und in diesen sechs Jahren hat sich eine solche Menge schmähvoller

und trauriger Ereignisse in den unglücklichen Gebieten dieses „Königreichs“ ereignet, daß man als Deutscher nur mit tiefem Schmerz ihnen näher treten kann. Der Verfasser sagt im Vorwort, in Jeromes Königreich sei vieles weit besser bestellt gewesen, wie später unter den „restaurierten Landesvätern“. Das mag wahr sein; aber wenn man dagegen abwägt, wie viel Liebertätigkeit, Gewinnsucht, Strebertum u. s. w. mit Jerome und seinen Franzosen in Hessen eingezogen ist, so ist doch zweifelhaft, ob das bessere Verwaltungssystem hiergegen auskommt. Dem Verfasser, der, als geborener Kurhesse, Abtome eines von Jerome geschätzten westfälischen Offiziers und genauer Kenner der Geschichte seines engeren Vaterlandes, besonders befähigt zur Darstellung der Regierungszeit Jeromes erscheint, haben ausgezeichnete Quellen zur Verfügung gestanden; mit ihrer Hilfe hat er denn auch ein Geschichtswerk geliefert, das mit seiner Fülle von Einzelheiten ein packendes Gesamtbild jener trostlosen Jahre giebt. Für den Charakter der Deutschen jener Zeit legt das Buch freilich ein sehr ungünstiges Zeugnis ab; Adel, Bürgertum und Professoren überbieten sich in den erniedrigendsten Kriechereien und, wenn es auch nicht an Lichtbliden fehlt, so sieht man sich doch angeekelt von der Erbärmlichkeit der Besinnung der Mehrheit. Der Verfasser war in der günstigen Lage, viele Privatpapiere, Briefe u. s. w. verwenden zu können, und diese Quellen haben ihn vielleicht veranlaßt, der Charakteristik vieler Persönlichkeiten, auch solcher von geringer Bedeutung, einen verhältnismäßig breiten Raum zuzuwenden. Was für ein Interesse hat es z. B. für die Nachwelt, daß irgend ein Herr von Münchhausen, der unter Jerome weder in der Regierung, noch sonst irgendwie hervorgetreten ist, später seine Wirtschafterin geheiratet hat? Das mag für seine Mutter oder sonstige Verwandte unangenehm gewesen sein, aber für die Geschichte des Königreichs Westfalen ist es doch völlig gleichgültig. Die Beurteilung der Einzelheiten des Wertes überlassen wir den Fachzeitschriften, können es aber als interessant und in hohem Grade lehrreich jedem Geschichtsfreunde empfehlen; es deckt zwar schonungslos, aber in patriotischer Absicht, die Schäden auf, die in schwerer Zeit an der Kraft unseres Volkes nagten, und zeigt uns warnend, welche Fehler wir bekämpfen müssen, um kraftvoll nach außen und als Hort guter Sitte im Vaterlande selbst dastehen zu können. v. H.

### 4. Biographie.

— Bonifacius Amerbach und die Reformation. Von Th. Burdhardt-Biedermann. (Basel, R. Reich.) VIII u. 407 S. 6 M. 40 Pf.

Bonifacius Amerbach (geb. 1495, gest. 1562), Sohn des berühmten Baseler Buchdruckers Johannes Amerbach, Professor der römischen Rechts in Basel, Schüler und Freund, auch Testamentserbe des Erasmus, wollte anfänglich mit diesem Haupte

der Humanisten, doch religiös wärmer als Erasmus, in Sachen der Kirchenreformation einen Mittelweg einschlagen, trat aber mit der Zeit immer entschiedener auf die Seite des Evangeliums. Dem von Desolampadius eingeführten Abendmahlszwang widersetzte er sich jahrelang, weil er der lutherischen Lehre vom Altarstrafament folgte. Infolge der Buperischen Vermittlungsversuche nahm er aber, seiner friedliebenden, weichen Natur folgend, an der reformirten Abendmahlsfeier teil. Ein feingebildeter Gelehrter, ein tüchtiger Jurist, als Kunstfreund bewährt durch seine Sammlung Holbeinscher Gemälde, wie denn ein Lichtdruck seines von Joh. Holbein gemalten Bildnisses eine dankenswerte Zierde des vorliegenden Buches ist, genoss Amerbach in weiten Kreisen wohlverdientes großes Ansehen. — Was der Verf. aus schwer zu entzifferndem Quellenmaterial (Briefe und Tagebuch) mit dem Gerechtigkeitsinn des Geschichtsschreibers von Beruf zusammengestellt hat, ist zwar für die Feststellung neuer Thatsachen der Reformationsgeschichte, wie es im Vorwort heißt, von geringem Belang, „wohl aber fällt auf Amerbachs Persönlichkeit und sein Verhältnis zur Reformation ein ganz neues und lebhaftes Licht; — ja die ganze geistige Bewegung seiner Zeit gewinnt aus der Korrespondenz und dem Tagebuch eine solche Unmittelbarkeit, daß es der Mühe lohnte, die vergilbten Blätter aus Tageslicht zu ziehen.“ —

Die Geschichtserzählung des Verf. geht bis S. 130, von S. 131 bis S. 400 kann der der lateinischen und griechischen Sprache mächtige Leser sich dem Studium der Auszüge aus den Briefen und aus dem größtenteils baslerdeutsch geschriebenen Tagebuches hingeben. O. K.

— Ein Stück Kirchen- und Lebensgeschichte aus den deutsch-russischen Ostseeprovinzen von R. Krause. (Wätersloh, Bertelsmann.)

Der Verfasser war Pastor zu Dondangen in Anrland. Er wurde dort seines Amtes entsetzt und ist nun Pfarrer zu Rousseeu in Oberfranken. Warum er sich einen königlich protestantischen Pfarrer nennt, weiß ich nicht, das sollte man doch endlich davonlassen! Der Vortrag ist auf der Kapistelskonferenz in Thurnau gehalten. Als vor einer Reihe von Jahren das zarisch-russische Martyrium über die evangelisch-lutherischen Geistlichen und Gemeinden der Ostseeprovinzen hereinbrach, konnte man Stimmen genug hören, welche die Regierung entschuldigend, rechtfertigend wollten. Diese Stimmen sind nach und nach verstummt. Wir stehen einer gewaltthätigen Unterdrückung deutschen Volkstums und evangelischen Christentums in Einem durch russisches Volkstum und orthodoxes Kirchentum gegenüber. Die Erlebnisse des Pastors Krause bilden nur eine vereinzelte Episode in diesem neuen Martyrium, durch dessen Verhängung das heilige Rußland eine von jenen Volkssünden auf sich lädt, die so gewiß ihr Gericht in der Weltgeschichte finden, als ein heiliger Gott über ihr waltet, spät vielleicht erst, aber sicher dann; denn das Wort: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, ist zwar nicht die ganze Wahrheit,

aber es ist doch eine Wahrheit darin. Pastor Krause beschreibt zuerst, wie man es dort macht, die Evangelischen zum Uebertritt zu verzeihen; dann die Gewissensnot, die für einen treuen Hirten aus solch gewissenlosem Treiben entsteht; so wie er in den Kampf eintritt, ist er verloren, denn die Macht der Lüge im Bunde mit der staatlichen Gewalt erdrückt ihn; von einem Rechtspruch kann nicht die Rede sein, er ist verurteilt, ehe er gerichtet wird. Wir können ja den Brüdern in den Ostseeprovinzen nicht anders helfen, als daß wir ihr Bedrängnis dem Klagen, der den Bedrängten ein Helfer und Retter sein will: Siehe darcin, Herr, siehe darcin! Das sollen wir aber auch thun. D.

### 5. Literaturwissenschaft.

— Deutsche Schriften für Litteratur und Kunst. Herausgegeben von Eugen Wolff. 2. Reihe. Heft 6. Die Sprache der Presse und des Parlaments. Von Z. Sabin. (Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.) 50 S. 1 M.

Die Sprache der Presse ist aus dem Gelehrtendeutsch hervorgegangen und muß durch ein den breiten Schichten des deutschen Volkes verständliches Deutsch verbessert werden. Nachwirkungen des in die offiziöse Presse übergegangenen Juristendeutsch findet man noch vielfach in unserer Presse. — Eine große Schuld an allem schlechten Deutsch trägt der mangelhafte Schulunterricht. — Schlagworte sind unvermeidlich, aber nicht ausreichend. Das zur Veringschätzung der Schlagworte aus der 1848er Kreuzzeitung genommene Beispiel mag dem nichtkonservativen Verf. schlagend erscheinen; ich halte die Sätze der Kreuzzeitung für so vortrefflich, daß man sie jedesmal, wenn eine Regierung sich schwach oder unentschieden zeigt, mit Fettschrift nen abdrucken sollte. — Sonst sind die Beispiele aus dem „Berliner Tageblatt“, der „Vossischen“ und der Kreuzzeitung nicht übel kritisiert. — Was der Verf. über den verminderten Gebrauch der Zeitwörter, der Nebenbildung von Wörtern, den Gebrauch der Fremdwörter äußert, ist lesenswert, ebenso seine Bemerkungen zu den Parlamentsreden, die „zum Fenster hinaus“, für die Partei und die Zeitungen gehalten werden. „Im Parlament wird in der Regel schlecht gesprochen als in der Zeitung geschrieben.“ „Herzlich wenige Abgeordnete haben wirklich Redebegehung.“ Als hervorragende Redner werden charakterisiert: Bismarck, Richter (? d. Red.), Windthorst, Bennigsen, Stöcker, Veibel. — Wenn der Verf. Stöckern die Sprache sachlicher und logischer Diskussion abspricht, so hat er sich damit arg verhalten, denn der Eindruck der Reden Stöckers liegt gerade in der Wucht ihrer Sachlichkeit und in ihrer zwingenden Logik. Stöckers Reden machen stets den Eindruck: der Mann fürchtet sich nicht vor der ganzen Parlamentsgesellschaft. Welcher Parteiführer ist wie er unter die Socialdemokraten gegangen und hat sie Auge in Auge bekämpft?

Eine Besserung der Sprache der Presse erwartet der Verf. von der fortwährenden Abnahme der Abonnenten solcher Blätter, „die schmutzige Sclaudergeschichten mit trivialer Sprache zu unflüchigen pflegen“, von der Specialisierung und Teilung der Arbeit unter besondere Referenten und von der Trennung des Journalismus vom Reportertum. Die Zeitungen sollten nur Thatsächlichkeiten bringen, die Zeitschriften die Kritik der Thatsachen. Dadurch würde der oberflächliche Feuilletonist bei Erörterung schwerwiegender Fragen, die sich nicht über Nacht eingehend kritisieren lassen, wegsallen. Zum Schluß noch die Klage, daß nicht der „verfehlte Beruf“, nicht die Arbeit an sich, sondern die materiell abhängige Stellung den Journalisten zum Proletarier mache. „Der Zwang, das Existenz, was der Mensch hat und das Beste, den Geist, den Verstand in den Dienst des Kapitalisten zu stellen und die Gedanken ummudeln zu müssen nach der Laune und dem häufig plebejischen Geschmack des Brotgebers macht den Journalisten zum Proletarier.“

Warum hat der Verf. aber mit keinem Wort der Judenpresse der israelitischen Gesandten und der orientalischen, mauscheleuthisch schreibenden Journalisten erwähnt? Ich fürchte: aus Furcht vor den Juden! Oder ist der Verf. selbst Jude?  
O. K.

## 6. Länder- und Völkerkunde.

— Die Vereinigten Staaten Nordamerikas in der Gegenwart. Sitten, Institutionen und Ideen seit dem Sezessionskriege. Von Claudio Jannet u. Dr. Walter Kämpfe. (Freiburg, Herder. 1893.) XLIV und 704 S. 8 Mart.

Das vorliegende unsäugliche Werk erschien zuerst französisch 1875 und hat bis 1888 vier stets neu bearbeitete Ausgaben erlebt. Die deutsche von Kämpfe besorgte Ausgabe, die „Zur Kolombus-Weltausstellung 1893“ überschrieben ist, ist keineswegs eine bloße Uebersetzung, sondern wiederum eine Neubearbeitung, für welche Jannet seine seit 1888 gesammelten Kollektionen zur Verfügung gestellt hat und in welcher zugleich den Zuständen der Deutschen in Amerika aus Grund zuverlässiger Quellen erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet ist. Wer einen Begriff von dem Inhaltreichtum dieses ausgezeichneten Werkes geben wollte, könnte sich nicht mit einer Anzeige begnügen, er müßte einen ausführlichen Essay schreiben. Abgesehen von den Zuständen der amerikanischen Litteratur, welche nur hin und wieder gestreift werden, giebt es wohl kein Gebiet im Volksleben, über welches unser Buch den Leser nicht eingehend und sicher orientierte. Ich möchte mich damit begnügen, hier nur kurz Methode und Ziele des Buches zu charakterisieren. Der Verfasser wie der Bearbeiter gehören der zur Société internationale d'Économie sociale vereinten Schule des katholischen Socialpolitikers Frédéric Le Play an. Das Stichwort dieser Schule ist: geordnete Darlegung des

vollständigen thatfächlichen Materials. Jannet zieht in reichem Maße die urkundlichen Quellen heran, stellt die Thatsachen daraus fest, läßt uns aus den bedeutendsten Büchern und Journalen einen Blick in die die Zeit bewegenden Ideen thun, und nachdem er so mit möglichster Unparteilichkeit die Wirklichkeit geschildert hat, zieht er, aber allerdings mit großer Vorsicht, seine Schlüsse aus dem vorliegenden Material. Eine bloße Materialiensammlung anzulegen, ist ja nicht die Aufgabe des Socialpolitikers, aber wer sich damit begnügt, wird doch noch besser thun, als wer, wie so oft geschieht, auf Grund mangelhaften Materials windige Hypothesen mit apodiktischer Gewisheit aufstellen wollte. Jannet beurteilt auch die erkannten Zustände und er sucht auch die Ziele der im Fluße befindlichen Verhältnisse aufzuzeigen, aber seine Beurteilung ist immer eine maßvolle und bei seinen Ausblicken auf die Zukunft bleibt er sich immer dessen bewußt, was der Schlußsatz des ganzen Buches sagt: „Die Zukunft liegt in Gottes Hand und ist nicht voranzusehen.“ Die angewandte Methode erweist in dem Leser Vertrauen und giebt ihm immer das Gefühl, daß er sich auf sicherem Boden befindet. Der Bearbeiter sagt wohl mit Recht, wer das Buch aufmerksam gelesen habe, sei dadurch in den Stand gesetzt, sich ein selbständiges, d. h. ein, wenn auch nur innerhalb bestimmter Grenzen, von demjenigen des Verfassers abweichendes Urteil zu bilden und demnach die Verhältnisse, wie sie derzeit in der Union beschaffen sind, bis zu einem gewissen Grade günstiger oder ungünstiger zu beurteilen, als es der Verfasser gethan hat. Mit wohl musterhafter Ruhe und Vorsicht wird §. B. die für die Zukunft der amerikanischen Union vor allem wichtige Frage behandelt, ob das alte Yanketum über die Einwanderer in der Hauptfrage doch die Oberhand behalten und dieselben sich im ganzen so ziemlich assimilieren wird, oder ob diese ihrer angestammten Rationalität mehr oder weniger treu bleiben werden. Ebenso fällt es auf, daß der Verfasser, obwohl überzeugter Katholik und daher überzeugt, daß die wahre Stellung der Völker in ihrer Rückkehr in den Schoß der römischen Kirche bestehe, sich doch wohl einen öumenischen Zug bewahrt hat und daher auch in der Thätigkeit der nicht-katholischen Kirchen eine Segensquelle für die Völker findet. — Schon durch seine exakte Methode steht Jannet im Gegenjuge zu den naturrechtlichen und revolutionären Anschauungen, die namentlich in Frankreich die Gemüter beherrschen. Diese selbst zu befämpfen, wird wohl als Ziel und Zweck des ganzen Buches bezeichnet werden können. Dasselbe zu schreiben, wird Jannet veranlaßt sein durch das in Frankreich so einflußreich gewordene Buch von Tocqueville, la Démocratie en Amérique. Seit dies Buch 1835 erschienen war, stand es in Frankreich fest, daß Amerika seine Blüte den großen Ideen von 1789 verdanke. Le Play erklärt in einem unserem Buche vorgebrachten Briefe an Jannet, seit Rousseau's contrat social habe kein Buch einen so unheilvollen Einfluß auf die Geschickte Frankreichs ausgeübt, als dasjenige Tocqueville's. Dem gegenüber sucht Jannet

den Thatbeweis zu führen, daß alles, was noch gesund und lebenskräftig in Amerika ist, teils auf die unter der früheren Kolonialregierung angeammelten moralischen Kräfte, teils auf die tüchtigen Elemente unter der Einwanderung zurückzuführen ist, daß aber andererseits die furchtbare Korruption in der ganzen Staatsverwaltung die logische Auswirkung der revolutionären Ideen sei. Zanett will offenbar seinen Landsleuten mit seinem Buche eine erste Lehre predigen: Frankreich hat seit 1789 in immer neuen, nicht auf dem Boden der Geschichte gewachsenen, sondern durch Abstraktion gemachten Verfassungen sein Glück vergebens gesucht und es ist auf seinen falschen Wegen damit bekräftigt worden, daß erst Lafayette und dann Tocqueville ihm eintraten, Amerika verdanke denselben seine Blüte. Zanett will zeigen, daß das Sophismen und Täuschungen sind und daß das methodische Studium der Thatfachen andere Resultate zeitigen muß. Es ist wert, das überaus interessant geschriebene Buch darauf hin zu durchforschen, ob ihm dieser recht konservative Nachweis gelungen ist. J. P.

## 7. Poesie.

— Sigfrid von Otto Behrend. (Leipzig, 1892. Neugersche Buchhandlung.) 250 S.

Otto Behrend, der bereits eine von der Kritik anerkannte poetische Bearbeitung der Sage von Wieland dem Schmied mit Benutzung der älteren Edda in vierföhrigen Trochäen gedichtet hat, giebt uns in seinem Sigfride eine so eigenartige Darstellung der bekannten Sage in ihrer altnordischen Gestalt, daß wir von dem guten Erfolge auch dieser Dichtung uns überzeugt halten dürfen. So wie man sich einmal an die Vertauschung der nordischen Namen mit denen des Nibelungenliedes gewöhnt hat, stört nichts mehr den reinen Genuß dieses mit unbestreitbarem poetischen Talente versehenen Dichtwerks. Für die Ute des Nibelungenliedes hat man die Grimhild der nordischen Sage, für die deutsche Kriemhild Gudrun zu setzen, während Hagen, der Bruder Gunthers, mit dem grimmen Mörder Hagen gar keine Verwandtschaft hat. — Sehr schöne Wirkungen weiß der Dichter durch maßvolle Verwendung der Alliteration zu erzielen. Seine Sprache ist markig und formgewandt, seine Darstellung anschaulich und wahrhaft dichterisch. Nur selten stört eine etwas geschraubte, etwas moderne Wendung, so S. 60:

„Sein grader Geist ist williger Boden nicht  
Für Glauben an Verrat.“

S. 80:

„Denn ein wacker Kampf ehrt jeden Streiter  
Und ein falsch Empfinden liegt mir fern.“

S. 95:

„Was will die Welt? — Erfolg, nichts als  
Erfolg.“

Mit großem Geschick hat sich sonst der Dichter in die Anschauungsweise seiner Helden eingelebt.

Der Freude an deutscher Sage hat und sich und den Seinen bei den Länger werdenden Abenden einen literarischen Genuß bereiten will, dem empfehlen wir „Sigfrid“.

Sch.-K.

— Der Fluch auf Juda. Von Lorenz Stahl. (Berlin, Verlag von Groningen & Co.) 1893. 40 S. 75 Pf.

Diese dem Dichter der „Schneeflocken“ verehrungsvoll gewidmete Poesie ist nach beigefügter Rezension „in leuchtenden Farben mit blendender Sprache geschrieben und so ergreifend und überauschend, daß von den Tausenden von Lesern, welche dieses Gedicht zu finden verdient, keiner den „Fluch auf Juda“ ohne hochgradige Befriedigung aus der Hand legen wird“. Ja, mit den „Tausenden“ von Lesern hat der unerfättliche Biedermann noch nicht genug; der Kritik wird von der geistvollen Behandlung der Judenfrage und der wunderbaren Klarheit des Ausdrucks das Zugeständnis entzogen, „daß dieses Buch von jedermann, der scharfen Blickes den hohen Wellengang der Zeit verfolgt, gelesen werden muß“. Jetzt bleibt dem Leser keine Wahl mehr: der Bienen muß. Wer sich den Fluch nicht schlüsseln will für 75 Pfennige kauft, der ist ein ungebildeter Europäer und verfällt dem Verdachte, dem hohen Wellengange der Zeit nicht scharfen Blickes zu folgen. Das will doch auch niemand thun. Hier heißt es die Wahl treffen zwischen zwei Uebeln. Sollte es Leute geben, die lieber ihr Geld behalten und auf den Fluch verzichten, so wollen wir ihnen, um sie anzuloden, den großartigen Inhalt des Poems wenigstens andeuten: Ein junger, geistvoller Judenjüngling heiratet gegen den Willen seiner Eltern ein Christenmädchen, das nach der Geburt eines Sohnes stirbt. In diesen so überaus fruchtbaren Stoff verarbeitet der Dichter die Fülle seiner liberalen Anschauungen, die in dem Gedanken gipfeln (S. 10):

„Ob Gott als Gott, als Allah lebt,  
Ob er als Buddha uns umschwebt —  
O Mutter, in der Liebe Reich  
Sind alle Formen eins und gleich,“

woran der Dichter nach Anrufung seines Stammesheiligen:

„Spinosa, großer Benedict,  
Zu dem ich gläubig aufgeblickt“

den Wunsch knüpft:

„O wollten Moslem, Jud' und Christ  
Leblose Formeln von sich streifen,  
Die hohe Lehre zu begreifen,  
Daß unser Gott die Liebe ist!“ —

Mit dem Mantel dieser Liebe wollen wir den Fluch bedecken.

Sch.-K.

## 8. Unterhaltungslitteratur.

— Sonntagsglück. Roman in sechs Büchern von Friedrich Spielhagen. 3 Bände, 259, 225 u. 379 S. Dritte Auflage. (Leipzig, V. Staedmann.) 10 M., geb. 12 M.

Spielhagen will nichts von historischen Roman wissen, er schreibt den Roman der Gegenwart, er will „dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zeigen“ Darum Kampf gegen den Realismus und Naturalismus in der Litteratur, Auseinandersetzung mit der Socialdemokratie, Berliner Banquierkrach, die moderne Dichtung im Konflikt mit dem Strafgesetzbuch, völliges Ignorieren von Christentum und Kirche.

Das Sonntagsglück ist der Sohn des gräßlich waldburgischen Försters Arnold, ein poetisch angelegter Junge von 16 Jahren, der ein bei allen seinen Bekannten Aufsehen erregendes Märchen vom Eger (Spielhagen liebt die französische Schreibung Eger, wahrscheinlich schreibt er auch Duce statt Duclé), der Fee und dem jungen Jäger gedichtet hat, natürlich mit Motiven aus der Gegenwart. Der Leser findet das Märchen im ersten Band S. 186—211 und weil es dem Erfinder so sehr gut gefallen hat, muß sich der Leser gefallen lassen, daß der Eger und die Fee „Waiennacht“ durch die drei Bände des Romans hindurch immer wieder citirt werden. Justus Arnold wird von dem katholischen Pfarrer Pietrek Sponsalla, einem talentvollen, aber dem Trunke ergebenen Mann, zugleich mit zwei Mädchen unterrichtet: mit Martha, der Tochter des socialdemokratischen Fabrikarbeiters Anders und mit Isabel Szonballa, der biblischönen „Nichte“, in Wahrheit der natürlichen Tochter des römischen Priesters. Isabel ist vierzehn Jahre alt, benimmt sich aber wie eine Zwanzigjährige. Sie kommt als Gespielin der jungen, spielhagenmäßig-frommen Gräfin Sibylle Waldburg ins Schloß, wo sich sofort der tyrannische Graf und sein nichtsnutziger Sohn, aber auch der Hauslehrer Dr. Müller in das reizende Geschöpf verlieben. Daß Justus die Isabel liebt, ist selbstverständlich, sie ist die Fee seines Märchens. Ihrer ganzen Veranlagung nach müßte Spielhagen Isabel sittlich verwidern lassen, denn von irgend welchem moralischen Halt ist bei dieser leichtsinnigen, irreligiösen Person keine Rede; das kann er aber nicht, weil sie dann als weiblicher Feld nicht zu gebrauchen wäre, also benützt er eine durch die Schule maßloser Kollekterie gegangene Gouvernesh Edith Brown, um Isabel vor der falschen Kollekterie zu warnen. Isabel ist zur Zeit noch eine unbewußte Kollette! „Gott sei Dank! denn das ist nicht schlimm, weil es die pure Natur ist, weil wir alle kollett sind — alle Menschen, darf ich sagen.“

Durch Isabel wird Gräfin Sibylle mit Justus bekannt, beide bringen es fertig, daß dieser an dem Unterricht des jungen Grafen Armand teilnimmt. Doch dauert diese Gemeinshaft nicht lange. Armand überfällt eines Nachts meuchlings den braven, fleißigen Justus und dieser flieht aus dem Schlosse. Auf dem Wege zur elterlichen Wohnung

trifft er mit Männern zusammen, die die Leiche seines von Schmugglern ermordeten Vaters tragen. Mit diesem Vater war eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Ein wilder, roher, gegen seine zarte, fromme Frau ungesogener Mensch, dem Trunk ergeben, verschandelt und in den Händen eines jüdischen Wucherers, hart und tyrannisch gegen seinen Sohn, wird er ein anderer Mensch von dem Augenblick an, da er sieht, daß Justus sich nicht von dem Grafen wie ein Lalai behandeln läßt! Er wird zärtlich gegen seine Frau, liebevoll gegen seinen Sohn, hört auf, Schulden zu machen, ja selbst dem Trunk zu fröhnen. Spielhagen ist eben der Dichter des Romans der Gegenwart, in der solche bligartige, vulvenschliche Belehrungen doch wohl an der Tagesordnung sein werden. — Aus Gram stirbt bald die Mutter Arnolds. An die Bestattung eines Vormundes denkt der Romancier der Gegenwart nicht; was Sache des Vormundes wäre, besorgt der canonicus irregularis. Justus wird jetzt Fabrikarbeiter und wohnt bei dem alten Anders. Dessen zweite Frau, eine Ehebrecherin, sucht den jungen Hausgenossen zu verführen, während die brave Martha ihre Liebe zu Justus in keiner Weise verdrät. Die treffliche Frau des gräßlichen Oberdirectors Körner, eine Tochter des Berliner Litteraturprofessors Richter, weiß es dahin zu bringen, daß ihr vielbeschäftigter Gatte den talentvollen, unterrichteten Fabrikarbeiter zu seinem „Privatsekretär“ macht. Frau Körner und Justus treiben Litteratur anzusamen und kommen in eine Vertraulichkeit, die von dem jungen Manne mißbraucht wird, während sich die brave Frau Eva nichts Schlimmes dabei denkt. Sie sagt ihm, sein Ideal sei das Schöne und er müsse das in Werken der Kunst zum Ausdruck bringen. Zunächst führt er ein Tagebuch, das das vierte Buch des Romans ausmacht. In dieses von litterarischen Erinnerungen wimmelnde Tagebuch schreibt er auch sämtliche Briefe ab, die ihm Isabel während ihres Verhältnisses und ihrer mehrjährigen Ehe mit einem gutmütigen, reichen Baron Schönau geschrieben hat. Dann folgt sein erster Roman und seine erste Vorgeschichte. In beiden hindigt er, wie Spielhagen, dem log. Idealismus. Das freut Eva Körner von Herzen, hat sie doch in der letzten Zeit „eine ganze Kollektion dieser Neuen und Neuesten gelesen“. „Es waren zum größten Teile sehr wunderbare Melodien, in denen Dissonanzen eine hervorragende Rolle spielten. Unausgetöte, meine ich, denn eine, die dann doch harmonisch verklingt, lasse ich mir gerne gefallen, ja, die Poesie, und ich glaube, keine Kunst kann dergleichen entbehren. Auch sonst fehlen Ihnen wohl noch einige für die moderne Belletristik notwendige Requisiten. Sie geben sich Mühe, einen fließenden Stil zu schreiben. Das ist nichts. Sie müssen lernen, Sätze zu bilden, die aus drei Worten bestehen, und in denen Subjekt und Prädikat fehlen. (Spielhagen erlaubt sich übrigens auch Sätze wie z. B. „Sehr möglicherweise verurteilt“); und solche, die der Autor in der Mitte abbricht, um dem Leser die Freude zu machen, sich aus den folgenden Punkten die andere Hälfte hinzuzudenken.“



Sechszwanzig Jahre alt, wird Justus Amaniensis des Professors Richter in Berlin. Er arbeitet fleißig, ja er überarbeitet sich so sehr, daß er nach Karlsbad muß. Hier findet er Isabel, die von Alt und Jung umschwärmt und „angebetete“ reizende junge Witwe Schönau. Er wird, man versteht nicht recht auf welchem Wege, ihr Ritter, der sich um ihrer Willen, man weiß nicht recht aus welchem Grunde, duelliert. Die Folge davon ist, daß sie ihm in vertrauter Stunde sagt, daß er sie nun anstandslos heiraten müsse. Ein in solchen Fällen stets vorhandener, „freundlicher, liebenswürdiger, liberaler Geistlicher“ trägt den besondern Verhältnissen (warum besondern?) Rechnung und traut das Paar, indem er sich „in seiner Rede einer liebevollen Kürze befleißigt“, in aller Stille und Heimlichkeit. Von Karlsbad geht es nach Norderni. Justus und Isabel sind überglücklich. Aber nun erscheint der Keid der Götter; Polykrates wird citirt, der Schattens eines geisthaften Schiffes erscheint und betrübt die abergläubische Frau. In Berlin wird zwar das tolle Treiben fortgesetzt, aber ein Theaterstück des Dichters, das durchzufallen droht, bringt Justus „aus dem Gleichgewicht seiner Seele“. Zuletzt wird Isabel todtkrank, sie fühlt, daß sie sterben muß, „an eine Fortdauer nach dem Tode und an ein Wiedersehen und an all das glaubt sie nicht“. „Und da wäre es doch schön, wenn ich so wenigstens in einem deiner Romane weiter lebte.“ Sie hat schon früher erkannt, daß die Schönheit, die untergehen kann — wie ihre eigene —, nicht die wahre Schönheit ist, daß diese „nur in der idealen Kunst und Poesie ihr ewiges Leben hat.“ Kurz vor ihrem Tode hat die an allem äußeren Glanz sich erfreuende Isabel gehört, daß ihr Mann Bibliothekar mit dem Titel Hofrat bei einem deutschen Herzog werden kann, dem er Vorschläge wegen des Gehaltes machen soll, aber nach ihrem Tode sagt der Witwer einem Freunde, daß er lieber hinter der Hecke sterben wolle. Einen stärkeren Gegensatz als jenen herzoglichen Realismus und diesen Heiden-Idealismus wird es nicht leicht geben.

Spielhagen ist bekanntlich dem Abel und der nichtliberalen Geistlichkeit abhold. Der alte Graj Waldburg ist ein entsehtlicher Tyrann, sein Sohn bequemt sich zur Heirat mit einem Fräulein Seligmann, der Tochter eines jüdischen Millionärs, wie ich überflüssigerweise hinzusetze. Die Gräfin Sibylle, die den Romanschreiber vor dem Vorwurf der Abelsfeindschaft schützen muß, ist eine vorreffliche Persönlichkeit. Mit Justus hat sie einst folgendes Zwiegespräch geführt: „Und beten Sie jetzt, wenn Sie mit uns in der Kirche sind? — Ich versuche es; aber es will mir nicht gelingen. — Vielleicht beten Sie, ohne es zu wissen. — Kann man das? — Ich glaube, ja. — Ich gehe oft hier durch den Park, und die Blumen nicken im Winde, und die Sonne scheint so golden; oder wir fahren durch den Wald, und es rauscht da so feierlich und ist so still und läßl, und ich sitze so für mich in der Wagenede und spreche kein Wort und meine auch, denke an gar nichts, und hernach weiß ich doch, daß ich gebetet habe.“ — Daß die Spiel-

hagenisch-fromme Gräfin Sibylle hartnäckig auf Scheidung der Ehe ihres Bruders mit der, wie sie selbst, „frommen“, Christine getauften Schwägerin dringt, steht in schönster Harmonie damit, daß sie dem Freunde Justus in einer geweihten Stunde mit den Worten: „Gott verläßt die Seinen nicht. Die Seinen aber sind, die ihn lieben mit ganzer Seele u. s. w.“ die Hände wie zum Segen auf sein „Haupt“ legt. — Der Hauslehrer Dr. Müller ist ein niederträchtiger Heuchler, Dr. der Philosophie und — bei Leuten wie Spielhagen geht das so in einem hin — auch der Theologie! Dieser Heuchler hat sich einmal vor der schönen Isabel auf die Knie sinken lassen, „freilich nur, um zu erklären, daß er jetzt seine sündige Liebe mit Gottes Hilfe besiegen zu können hoffe“. Der Unglückliche war nämlich bereits mit einer Gouvernante, einer Vogelscheuche, bedauerlicherweise verlobt.

Der Stil Spielhagens liest sich angenehm. Die ewigen Auführungszeichen der Rede und Gegenrede hat er glücklicherweise, wie die Franzosen, beseitigt, ohne daß der Leser durch diesen Mangel je irre wird. Neue Wörter, wie sicherstellig, hochstellig, der falsche Genitiv des Kauf, Lebensarten wie: oft und oft, immer und immer, Tage und Tage, die Aussicht, daß tiefe Schatten nachts brüten, daß Käsen vergiftete Mäuse fressen, daß man es einem schreibenden Dichter an dem Rhythmus der Handbewegung ansehen kann, daß er dichtet, daß ein Schriftsteller nachts in Berlins Straßen laut in die stürmische, heulende Winternacht hinausrufen kann, der Stern, der allen leuchtete, sei doch sein Stern, die Blume, die allen duftete, seine Blume, all das rechne ich dem dichterischen Fluge zu gute, der sich um die niedere Welt der ordinären Wirklichkeit nicht so genau kümmern kann.

Als Spielhagen 60 Jahre alt geworden war — 24. Februar 1889 — hat ihm der damalige Kultusminister v. Gopler gewünscht, „daß ihm die Güte des Allmächtigen zum Genuß und zur Erhebung der Zeitgenossen, kommenden Geschlechtern zur Nachahmung noch eine reiche Thätigkeit im Geiste vaterländischer Poesie und Gestaltung gewähren möge“. Ich glaube, Deutschlands Poesie und Gestaltung wären ganz gut gefahren, wenn Fr. Spielhagen nie einen Roman geschrieben hätte.

O. K.

Von einem anderen Recensenten erhalten wir folgende Besprechung:

— Sonntagstind. Roman in sechs Büchern von Friedrich Spielhagen. (Leipzig, Verlag von V. Staedmann.)

Sonntagstind! — nennt Spielhagen seinen neuesten Roman. Seltsam! Werber schrieb Sonntagstinder und hier ist nun auch ein Sonntagstind. Sonst, wenn ein neuer Roman von Friedrich Spielhagen erschien, war das für manche Kreise ein Ereignis, eine Begebenheit, wie etwa eine Premiere in einem Berliner Theater, der eine großartige Klafame vorangegangen. Ob das jetzt noch so ist, weiß ich nicht. Ich habe nie viel von Spielhagen gehalten, dies Sonntagstind ist geradezu

eine Enttäuschung. Der Held des Romans, das Sonntagskind, ist ein Schriftsteller. Aber eigentlich hat der Roman eine Heldin: ein wunderschönes, zauberhaftes Mädchen und Frauenbild, eine Fee in Menschengestalt, in die alle Männer sich verlieben, auf die alle Frauen eifersüchtig werden, die selbst wieder eifersüchtig ist, nicht bloß auf Frauen, sondern auch auf die Poesie, auf das Reich des Schönen; auch das soll das Sonntagskind, ihr Mann, nicht lieben dürfen, sie will ihn ganz für sich haben. Nach gewöhnlichen Menschenmaßen ist sie ein unmögliches Menschenkind, ich kann mir nicht denken, daß es solche Frauen giebt. Und so ideal der Dichter sie angehaucht hat, ist sie doch alles eher und mehr als ein Frauenideal. Ihr Glaube: „An eine Fortdauer nach dem Tode und an ein Wiedersehen und all das glaube ich nicht, und da wäre es doch schön, wenn ich so wenigstens in einem deiner Romane weiter lebte.“ Ihre Liebe: „Ich liebe nur mich, und wenn ich dich liebe, so ist es, weil du mich liebst, wie ich liebe, als mich noch irgend ein Mann geliebt hat und niemals lieben wird, und das für meine Selbstliebe eine so köstliche Nahrung ist.“ Das ist doch nur ein etwas erweiterter Egoismus! Und daß alle Männer sich in sie verlieben, was kann sie dafür? Sie ist ja nicht todtet, sie hat nur von Natur ein so süßes Lächeln und so glänzende Augen, da denken die Männer: Das gilt ihnen, und ist doch nichts als deine gottbegnadete Natur, für die du nicht mehr verantwortlich bist, als der Schmetterling für den Glanz seiner Flügel, die Nachtigall für ihren hohen Sang, die Rose für ihren süßen Duft“. Warum sind denn die Männer so dumm, so dumm, wie liebt das Wort! daß sie sich in sie verlieben? Ueberhaupt, um Religion und Kirche steht es wieder schlecht an diesem neuesten Spielhagenschen Erzeugnis. Der Trost im Unglück lautet: „Das andere liegt im Schoße der Götter. Wollen sie uns zerstückeln, wer laun es hindern? Sie sind stärker als wir. Aber denke auch an das Horazische: Wenn das Erdbeben und zusammenkracht, werden die Trümmer einen Furchtlosen treffen. In uns lebt etwas, das keine Macht der Götter treffen und zerstören kann: Der Glaube an ein Höchstes, eine Pflicht, die wir erfüllen müssen, es geschehe, was auch geschehe.“ In der That ein trostloser Trost! Ein neues Heidentum! Die beiden Repräsentanten der römisch-katholischen Kirche sind, der eine ein Truulentölpel, der auch ein Kind hat, eben dies Wunderkind des Romans, der andere ein herzloser Eiferer; derjenige der evangelischen Kirche natürlich ein Henschler, ein innerlich ganz verkommenen und unwürdiger Mensch. Nur eine herzensfromme Persönlichkeit findet sich in dem dreibändigen Roman, eine Gräfin. Sonst ist in dem Buch von allerlei etwas: Vornehmes Leben und Arbeiterleben, Schmugglerum, sociale Frage, Schriftstellertum, Kunstkritik, Karlsbader Babelreden, Berliner Gesellschaft mit ihrer widerwärtigen Geistreichigkeit und Kunstschwärmerei, Bankrott, Selbstmord, Durchfall eines Stückes im Theater, Preßprozeß, und zuletzt erscheint auch noch der jüngst verstorbenen Koburger, denn der soll es doch wohl sein? in einer nicht

ganz schönen Beleuchtung. Mehr kann man doch nicht verlangen? Man möchte denken, Spielhagen hätte sich ausgeschrieben, aber es sollte mich nicht wundern, wenn auch dieser neueste Roman von der Clique mit der üblichen Clique in die Welt eingeführt würde. Nur den Realisten wird dies Sonntagskind Spielhagens trotz etlicher realistischer Ansätze darin nicht gefallen. D.

— Dem Meister deutscher Kunst, Friedrich Spielhagen, hat A. Schneegans seinen Roman *Kallia Kypris* gewidmet. So mag sich dies Werk hier anschließen. Im Museion zu Syrakus befindet sich ein verstämmeltes Venusbild. Die Entstehung dieses Bildes ist die Entstehung des Romans. Derselbe führt uns weit zurück. Sizilien ist griechische Kolonie. Aber um den Besitz ringen die beiden hellenischen Vormächte, Athen und Sparta. Athen entsendet Flotte und Heer zur Eroberung von Syrakus. Der Feldzug endet mit völliger Niederlage und Gefangennehmung der Athener. Hinter den Hellenen aber steht noch eine altitalische Partei, welche dem Vaterlande die Selbständigkeit zurückgewinnen will: Sizilien für die Situler! Das ist der Hintergrund des Romans. Der Roman selbst will ein geschichtlicher sein. Er will den historischen Charakteren, soweit wir dieselben aus Ithulibüdes kennen, sowie der gesamten hellenischen Weltanschauung in Sitten und Gebräuchen gerecht werden, und sogar in Sprache, Wort- und Satzbildung der altgriechischen Sprech- und Schreibweise möglichst nahe kommen. Ein gewagtes Unternehmen! Indessen, wie uns die hellenische Welt in diesem Zeitalter aufgeschlossen ist, nicht gewagter, als wenn Andere uns die persische, die ägyptische, die karthagische Welt anschließen. Ist uns doch der hellenische Geist verwandter als derjenige dieser anderen Völker. Nur läßt dabei doch oft die Täuschung mit unter, daß wir für hellenisch und für antik halten, was ganz germanisch und ganz modern ist. Dieser Täuschung verfällt auch der Roman *Kallia Kypris* in vielen Zügen. Schneegans läßt einen germanischen Knaben als Sklaven von Athen mit nach Syrakus geführt werden. Es ist schwer zu sehen, wie in dieser Zeit ein solcher Sklave in die hellenische Welt hereingekommen sein soll. Aber wie dieser jugendfrische Germane dort eindringt, so der germanische Geist in den hellenischen Roman. Es wird auch bei diesen historischen Romanen nie gelingen, die Typen ganz in die Zeit umzugießen, der sie angehören sollen. Relativ aber ist diese Schilderung von Alt-Syrakus wohl gelungen. Mit der Anerkennung muß der Verfasser zufrieden sein. Und es ist jedenfalls ein feinsinniger Gedanke, daß er auf der einen Seite neben den lichten, frohen, schönen Hellenismus die niedrigeren und dunkleren Gestalten des Barbarentums, den Alt-Situlisimus, den Aegypten, den Numier stellt, während er dem Germanen als der blonden Hoffnung die Zukunft zuweist. Auch in der Ersaffung des heidnischen Götterwesens liegt die Wahrheit, daß über dem vielgöttrigen Heidentum und vor ihm die Einheit Gottes gestanden ist in der Geschichte der Menschheit, daß also das Vielgöttertum, auch das helle-

nische, wenn es sich seinerseits schon über die Tiergötter Aiens und Afritas zu menschlichen Gestalten erhebt, doch nicht einen Fortschritt in der gesamten religiösen Entwicklung, sondern vielmehr einen Abfall und Rückschritt im Vergleich zu dem ursprünglichen Besitz der Menschheit an Religion bezeichnet. Ob er es freilich so gemeint hat, wenn er den ursprünglichen Einheitsgebäude Gottes ausdrücken läßt, das weiß ich nicht gewiß. Er könnte auch meinen, daß es im Grunde all eins sei, ob man an diesen oder jenen Gott glaubt, daß es sich nur um verschiedene Formen der einen Gottheit handle, ob man dieselbe Jehova nenne oder Alwator oder Osiris oder wie sonst. Und dann wär's allerdings falsch. Der Roman liest sich gut. Und die ethische Haltung ist unaußhögl.

D.

— Gaudentias. Kulturhistorische Novellen aus der Zeit des Titus und Domitian von Rev. G. S. Davies. Charterhouse. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von E. Holzmann. Mit einem Vorwort von Oberkonsistorialrat Müller und Miss. Insp. Lic. R. Blath. (Berlin-Friedenau, Buchhandlung der Gohrschen Mission.) 226 S. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M. 50 Pf.

Die hier dargebotene Erzählung hat die Christenverfolgungen im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zum Hintergrund und schildert in fesselnder und ergreifender Weise, wie der Erbauer des Kolosseums in Rom der Legende nach inmitten der Stätte seines Künstlerarumes als Christ den Löwen vorgeworfen wird. Das Ganze wirkt sowohl durch seine Anschaulichkeit, als auch durch seine das innerste Seelenleben berührenden Bilde. — So das Vorwort. Ich kann dieses günstige Urtheil nur unterschreiben. Der Verf. kennt Rom, das giebt dem Buche den Wert unmittelbarer Anschaulichkeit. — Leider läßt die Uebersetzung viel, sehr viel zu wünschen übrig. Der Uebersetzer ist der deutschen Sprache nicht oder vielleicht nicht mehr mächtig, und eine nachsehende, bessernde Hand ist unglücklicherweise der Uebersetzung nicht zu teil geworden. Zur Erhärtung dieses Urtheils muß ich auf eine nicht geringe Anzahl von Fehlern und Gebrechen aufmerksam machen. „Der Mann war in einer eng anschließenden Tunika gekleidet“ (S. 2) statt in eine, wie denn S. 47 richtig steht: in die lange Tunika gekleidet. Statt den Kopf auf den Händen gestützt (S. 46) müßte es heißen auf die Hände, wie denn S. 48 richtig steht: so stützte sie nur ihren Kopf auf ihre Hand, dagegen S. 210 seine Hand an der Wange gestützt. Hier kommt noch die Verwechslung der Hand mit der Wange hinzu, denn man stützt doch die Wange auf die Hand und nicht umgekehrt. „Der Fremde — blickte — vergeblich durch die Finsternis hindurch.“ Gerade wegen des Vergleichen ist der starke, das Ziel erreichende Ausdruck durch — — hindurch unzulässig, es müßte heißen in die Finsternis. — S. 203 ist von einem steinernen Dache die Rede, von dem es heißt, sein Bild drang durch und durch dasselbe und weit, weit über den blauen Sternenhimmel draußen und wieder weit darüber

hinans. Allen Respekt vor der Kraft dieses geistigen Bildes, nur hätten für diesen ein durch und ein weit genügt und das „weit“ über das „weit über den Sternenhimmel“ hinaus hätte ganz weglieben sollen. — Große schwere Wolken gleichzeitig flodrig sein zu lassen, und diese Wolken gleichzeitig Schatten werfen und Strahlen verbreiten zu lassen (S. 210) möchte ich mir erlauben für bedenklich zu halten. — Daß auf dem fernem Janiculus Willen thronen, kann niemand bezweifeln; daß dieser Hügel aber für das fernsehende Auge mit Früchten geschmückt war, bezweifle ich, es müßte heißen mit fruchttragenden Bäumen (S. 9). S. 10 ist von einem Nix in der Reihe der Tempel, statt von einer Nixe die Rede. — Der Uebersetzer scheint Löcher und Oeffnungen für etwas besonders Positives zu halten, denn S. 39 läßt er breite Rosenlöcher (statt Rosenbügel) zusammenpressen. S. 64 läßt er einen aus einem einzigen Fuß bestehenden Armentencher in vier Oeffnungen sich verzweigen (statt in vier Arme) und S. 165 heißt es: „Attalus hat seine Falle nicht mit Löchern gelegt, aus denen du schlüpfen könntest.“ Ich habe mir durchaus kein Bild von dieser Art Fallen machen können. — „Die tranken, dichten Loden, weiche — — über die feste Stirn hinwegließen“ (S. 211) kann man im Deutschen nur dann sagen, wenn die Loden abgeschnitten werden, im vorliegenden Falle hätte fielen genügt. — Die Deutschen marmeln vor sich hin, aber nicht zu sich selbst, auch unterdrücken sie eine Liebe, aber sie brücken sie nicht wieder; sie zupfen wohl an einem Schwanz, nicht aber an einen, auch fähren sie einen nicht zu, sondern nach einem Zimmer. — S. 151 wird von Schreibtafeln geredet, die einer aus dem Bufen zieht und da wieder birgt. Der Uebersetzer läßt diese Schreibtafeln aber von seiner Brust hervorstrecken und wieder an dieselbe stecken. Der letzte Vorgang ist aber das Gegentheil vom Verbergen. — Marcella, die Tochter des Baumeisters Gaudentias, hat bei ihrer Taufe den Entschluß gefaßt, unverheiratet zu bleiben. Der Uebersetzer sagt: „als sie in dem Glauben getauft wurde“, das ist völlig undeutlich. — S. 39: „Die hageren Gesichter schäumten vor Wut, die ein wildes Tier kaum nachahmen konnte.“ Von diesem Nachahmungstrieb der Bestien ist mir nicht das mindeste bekannt. — S. 139 wird das Haus neben dem des Gaudentias erwähnt, es ist vorher schon davon die Rede gewesen, und zwar in offener, rückhaltloser Weise, warum nun sagen: „auf das wir schon angespielt?“ S. 177 ist von allerlei Volk die Rede, das die Basiliken in Rom besuchte: „Kaufleute“, „Verursultente“, „öffentliche Personen“, „Schmaroher“. Was soll man sich unter Verursultenten vorstellen, die eine Stelle zu erhalten hoffen, was unter öffentlichen Personen, die Neugelitten aus den Provinzen hören wollen? Sollen damit Aspiranten und Inhaber von öffentlichen Aemtern gemeint sein? — Die Fremdwörter Portier (S. 67 Förtner), Korridor, Amüsament, Arrangements, gratulieren u. a. hätten recht gut durch deutsche Wörter ersetzt werden können. — Der Genitiv von Fries ist Frieses, nicht Fries (S. 50), der Pluralis von der Schild lautet die Schilde, nicht die Schilder (S. 86), was

der Vnral von das Schild ist. — Statt einige Tausender (S. 28) müßte es heißen tausende. — Statt das Forum von heutzutage sagt man das heutige Forum. „Gezeichnete Marmorstücke“ giebt es nicht, denn man schnitt wohl Holz, aber keinen Stein. — Von ausgehanenen Porphyrrunen zu sprechen ist gerade so geschmacklos als von geprägten Zwanzigmarkstücken. Statt schwerfällig zufallende Thüre müßte es heißen schwer zufallende. Man sähelt ein Gesicht, aber nicht in ein Gesicht. Man sagt gepenslich, nicht gepenslerisch, jurisch, griechisch jurchen, nicht in jurlich, in griechisch. Und warum immer der Haß (englisch haß) statt das Heß des Schwertes? O. K.

— Ein Kreuzzug an der Ostsee. Historische Erzählung aus dem XII. Jahrhundert von Ernst Gollnow. 2 Bde. 409 und 281 S. (Stetin, Johs. Urweiser.) 6 M., in einem Band geb. 7 M.

Der blutige Kreuzzug Herzog Boleslavs von Polen gegen den heidnischen Herzog Wartislav von Pommern und der unblutige Kreuzzug des Bischofs Otto von Bamberg gegen die dem Hohen Triggass dienenden Pommern in den Jahren 1120 bis 1125 ist der Gegenstand dieser Erzählung. Der Verfasser hat geschichtliche und kulturgeschichtliche Studien gemacht, aber er hat den toten historischen Stoff nicht in der Weise zu beleben gewußt, daß der Leser sich irgendwie in das zwölfte Jahrhundert zurückversetzt fühlte. Anfangs ist der Held der Geschichte ein Freiherr Trunfried von Eberlein, der nach jahrelanger Gefangenschaft im Lande der Sarazenen Deutschland nach einer ehemaligen Geliebten durchzucht und toll genug ist, sie von ihrem rechtmäßigen Gemahl, dem Pommernherzog, darum herauszuverlangen, weil er sie zuerst gemünnt habe; dann tritt an seine Stelle der Bischof Otto von Bamberg, der auch einmal gemünnt zu haben scheint, glücklicherweise aber seine Jugenderinnerungen erotischer Natur für sich behält. Außerdem wird der Leser mit der leidenschaftlich Trunfried liebenden, von ihm aber verschmähten polnischen Prinzessin Kribislawa, und mit Wanda, der wetterwendischen Wendin, einer Tochter des Häuptlings Borko in Pommern, sowie mit den Liebesgeschichten dieser beiden Damen bekannt; doch läßt sich der Verf. verständigerweise nicht zu gärtlichen Scenen verleiten. — Professionen, Massentaufen, schnelle Entschlüsse, sich taufen zu lassen einerseits und die Gruel des Idententums andererseits bilden den Hauptinhalt der Erzählung. Wie alle derartige Geschichten, ist das Ganze mit einer Unsumme von Ereignissen vollgepfropft, während das innere Leben der Christen und Heiden, die psychologischen Vorgänge, das christliche und heidnische Denken und Fühlen, nur im allgemeinen, schattenartig zur Darstellung kommt. Die Sprache des Erzählers ist durch altertümliche, oft auch durch alterthümlich klingende Ausdrücke der Sprache des 12. Jahrhunderts einigermaßen näher gerückt. Statt dann heißt es hindann oder dannher, manchmal auch — recht modern und falsch — denn. Lieblingswörter sind einsamlich, endiglich,

heimiglich, beschließlich, größlich. Statt des Accusativs wird mit Vorliebe der Genitiv verwendet, z. B. dein haßen statt dich haßen, ihrer ehren statt sie ehren, deines Himmels im Herzen tragen statt deinen Himmel u. s. w. Eine besondere Freude hat der Verfasser an den mit all zusammengefügten Wörtern: allwo, allum, alleinzig, alhier, allso gleich, allbereits, allsofort, alldort. Ganz fremde Wörter wie Plon, Arneten, Gontine, Opala, Bivo, Zupan, Kürfe, Wite u. a. werden entweder nie oder zu spät durch Anmerkungen erklärt. Das geht doch noch über Georg Ebers' Fremdwörter „Unruhe“ hinaus. Spuden steht konsequent für spulen. Der Igel wird stachelicht genannt statt stachelig; stachelicht würde den Besitz von lichtstehenden Stacheln andeuten. „Weiter fürbaß“ ist eine Tautologie. Des heiligenden Grabes und abergläubischer Bäume, der Weibsen die man nicht liebt, sondern geliebt und ähnlicher Dinge hätte sich des Verfassers Stil enthalten sollen. — Sachtlich muß ich bezweifeln, daß zum Reichstag reitende Christen links und rechts vom Sattel silberne und goldene Kirchengerde herunterhängen lassen; daß Bischöfe im vollen Ornat und Kaiser mit der Krone auf dem Kopfe luftwandeln, um tiefgebende Gespräche zu führen; daß man im Reigentanz umherfliegt; daß im pommerischen Frühling die Sonne jentrecht Strahlen wirft; daß aus einer kleinen, weißen Wolke ein die Kronen der Waldbäume beugender Wind einherföhen laun; daß man bei heißem Wetter vergossenes Blut tauchen sieht; daß man von einem Schiff ins andere auf hohem Streitolß einherföhrt. Wenn eine Frau in Liebesnot an den Meeresstrand geht und auf das Spiel der Wellen sieht, so finde ich das begrifflich; wenn sie es aber unternimmt, „die Wellen alle“ zu ihren Füßen zu zählen, so halte ich das für unfähig und darum für ungläublich. Daß ein toter Vogel von den „überlebenden Brüdern“ umflattert wird, während sie ein Grabbild krächzen, mag dann vorkommen, wenn der tote Vogel ein von ihnen noch zu fütternder junger Vogel war; daß aber der zertretene Wurm von den Gefährten summend umkreist wird, halte ich für eine jedes tatsächlichen Anhaltes entbehrende Behauptung. Völlig auf den Kopf gestellt hat der Verfasser die Naturgeschichte in dem Sage (II, 25): „die Larve, die einst ein Schmetterling gewesen“. Hat der Verf., ich will von den Larven in natura schweigen, noch nie auf Grabdenkmälern das Bild des Schmetterlings als eines Auferstehungsymbols gesehen? Schmetterling und Auferstehung gehören doch zu den letzten Dingen. O. K.

— E. Kühns. Die Kinder des Pfarrhauses. Roman. (Bibliographisches Bureau, Berlin.)

Es giebt Lebensstände, für welche im modernen Schriftstellertum Verständnis und richtige Wertgebung fast ganz fehlen. Zu diesen gehört in erster Linie mit das Pastorat. Man kann sehr Romane aus der Hand legen, ehe man einen einzigen findet, in dem eine auch nur annähernd entsprechende Würdigung des Pfarrhauses und Pfarramtes

zum Ausdruck gebracht ist. Ich nahm daher den vorstehenden Roman auch nur mit einem gewissen Mißtrauen vor mich. Und in vieler Weise rechtfertig ist das Mißtrauen. Zwar der freigeistige Pfarrrer, der kein allzu großes Gewicht auf Dogma und theologische Tisfelen legt, sondern frei heraus aus dem Herzen predigt mit echter wahrer Gottesfurcht, die erhaben ist über Wundergeschichten und kleinliche Wortklauberei in der Bibel, er kommt noch einigermaßen gut weg, aber der orthodoxe Salbadius wird schon zur Karikatur, und nun erst recht der Kandidat Beister mit seinem heuchlerischen Strebertum; nur daß bei Salbadius die Karikatur mehr im Gutmütig-Lächerlichen bleibt, während sie bei Beister ins Böserartige geht. Kühns zeichnet aber durchweg Karikaturen für Menschen. Welch eine Karikatur ist der Agrarier Abdon! Und glaubt der Berufswirtlich, daß ein Gymnasialabiturient so dumm, so hülftos und unbeholfen ins Leben hinauszieht, wie sein Friedrich Klinge? Auch das Corpseleben auf der Universität und das Einjährigjahr sind nicht frei von Verzeichnungen und Entstellungen, obwohl man sich hier den Roman schon eher gefallen lassen könnte. Der in die Gutsbesitzer Tochter verliebte Pastorenjohn ist aber wieder eine richtige Karikatur. Wegen das Ende hin wird das Buch annehmbarer. Die großen Zusammenbrüche in Berlin müssen auf die Welt der Vitterten einen tiefen Eindruck gemacht haben, wir begegnen ihnen überall, wie bei Spielhagen, so bei Kühns, so in dem Roman oder in der Novelle, welche das kleinstädtische Blatt füllen und schmücken, sie gehören dazu, sie müssen dabei sein. Gewiß ist es sehr freundlich vom bibliographischen Bureau, jungen Schriftstellern die Thüren zur Veröffentlichung ihrer Werke zu öffnen; es ist ja nicht leicht für einen unbekanntem Namen, einen Verleger zu finden, der es mit einer Erstlingsarbeit wagt; aber etwas mehr Reife und Gesundheit, als diese Kinder des Pfarrhauses besitzen, könnte auch das Bureau fordern. Wir wollen dem Verfasser wünschen, daß die künftigen Schöpfungen seines Geistes anstatt Karikaturen wirkliche Menschen bringen. D.

— *Venice*. Historischer Roman aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems von Heinrich Volkart Schumacher. (Leipzig, W. Friedrich.) Der Verfasser hat sein Buch dem Professor Dr. G. Evers gewidmet. Damit weist er demselben gleich eine bestimmte Stelle in der neueren Romanliteratur an. Wir dürfen erwarten, daß der geschichtliche Hintergrund mit größter Sorgfalt und Treue gezeichnet ist, etwa so wie ein Alma Tadema seine antiken Bilder malt. Indessen hat der Vater es leichter als der Schriftsteller. Antike Menschen zu malen, ist nicht so schwer, sie in ihrem Denken und Fühlen, in ihrem Reden und Gebahren zu erfassen und wieder ins Leben einzuführen, ist schwerer. Die Helden des Romans ist eine von den vorvorvorsten Töchtern des verstorbenen Herodianergeschlechts, eine Blüte aller Tugenden ihrer lasterhaften Zeit. Als ein Scheusal hat Schumacher sie auch geschildert. Ob sie gerade

die Rolle beim Untergange Israels gespielt hat, welche er ihr zuschreibt, mag dahingestellt bleiben. Ebenso bezweifle ich, daß die Parteien in Jerusalem und im jüdischen Volk ganz richtig verstanden sind, eine völlige Klarheit giebt das Bild des Verfassers nicht. Wie er denn auch die tieferen eigentlichen Ursachen des Unterganges der Stadt und des Volkes, die Kraft des Fluches, welchen Jerusalem durch die Verwerfung und Kreuzigung Christi auf sich geladen hatte, nicht erkannt hat. Als ich das Buch zur Hand nahm, schloß ich, es möchte auch die Gemeinde Christi heranziehen. Sie hätte ja wohl dahin gehört. Ich freue mich aber doch, daß Schumacher es nicht gethan hat. Bekanntlich hat Evers, wo immer er das Christentum in seinen Romanen anrührt, ein eigenartiges Unglück. Es möchte dem Schüler nicht besser ergangen sein als dem Meister. Das Buch ist übrigens mit einer eigentümlichen Wildheit geschrieben. Diese Wildheit bekundet sich schon in der Sprache und macht dieselbe zuweilen nahezu unverständlich. Auch die Menschen sind verwildert, verkommen, die Römer wie die Juden, der kalte, selbstsüchtige, nur vom Staatsgebanten beherrschte Respasian, der damals noch von wüsten Leidenschaften durchglühte Titus, der von allen Lasten ausgehöhlt, listvolle, feige Agrippa und wie sie sonst heißen; auch die Sympathie, welche das um sein Dasein den Verweigerungskampf kämpfende Israel erwecken könnte, wird gedämpft durch die innere Zerrüttung, die den Versuch, die Zwangsherrschaft des eisernen Weltreichs zu brechen, auch menschlich zu einem von vorurtheil vergeblichen macht. Einzelne Scenen aus dieser fürchterlichen Tragödie, besonders der Kampf um den Tempel und der Untergang des Heiligthums, sind in gewaltiger Realistik gezeichnet. Doch mußte auch hier die bis zum letzten Augenblick ausharrende Messias Hoffnung des sterbenden Volkes, ohne welche dieser Kampf gar nicht verständlich ist, kräftiger betont sein. Die allgemeinen und teilweise recht modernen Gedanken: Gott und Vaterland! sind für jene Zeit und jene Menschen viel zu blaß, viel zu kraftlos. Ueberhaupt fällt der Verfasser zu oft in modernes Denken, in moderne Phrasologie. Das macht sich denn etwas wunderlich. Ist dieser Roman vielleicht ein Erstlingswerk? D.

### 9. Verschiedenes.

— Nationalität und Humanität. Eine geschichtsphilosophische Studie von Oberlehrer Dr. Ritter. 2. Aufl. 1,20 M.

Das deutsche Reich als Staat. Eine geschichtsphilosophisch-politische Studie von Oberlehrer Dr. Ritter. I. Teil. Entstehung bis 1871/91. 2. Aufl. Preis 4 M. (Rich. Kahles Verlag [Inhaber: Herrn. Cesterwiz], Dessau und Leipzig.) 1892.

Zu der ersten Abhandlung will der Verfasser „das Leben der christlichen Völker im Abendlande unter den Kategorien der Psychologie wissenschaftlich erfassen“. Zu diesem Zweck giebt er eine

scharf und treffend durchgeführte Charakteristik der westeuropäischen Völker, wie sie sich nach dem Zusammenbruch des weströmischen Reiches gebildet und als Glieder der großen germanisch-römischen Völkerfamilie an der Förderung der Menschlichkeit und Kultur mitgearbeitet haben. In diesem Wettstreit teilt er den Deutschen die Palme des Sieges zu und hofft auch von ihnen die Führung Europas in der späteren Zeit, ganz im Einklange mit dem großen englischen Denker Carlyle, der bekanntlich auch im deutschen Volke den Retter Westeuropas aus dem Zustande der Verwirrung und des Unglaubens sah.

In der zweiten, umfangreicheren Abhandlung führt der Verfasser den Gedanken aus, daß sich mit dem Staat, der sich nach und nach mit dem Volk entwickelt, auch der Fortschritt der Menschheit verbindet, und sucht dies durch eine Geschichte der Entwicklung des Staates der Deutschen von der Urzeit an zu beweisen; er mußte den Staat der Deutschen wählen, weil unser Volk seiner Ansicht nach der Idee des Menschentums am meisten teilhaftig ist. Auf die Einzelheiten der Abhandlung, welche sehr viele geistreiche und treffende Gedanken enthält, hier einzugehen, würde zu weit führen. Mit einigen Grundanschauungen des Verfassers können wir nicht übereinstimmen. Zunächst scheint uns die Bedeutung des Christentums nicht genügend hervorgehoben und nicht erlautet zu sein, daß die Hauptaufgabe des deutschen Reiches als Staat ebenso wie vor Jahrhunderten, so auch jetzt darin bestehen muß, ein christlicher Staat zu sein, d. h. sich auf Grund des Christentums auszubauen, wie das auch z. B. in der großen Vortragschaft Kaiser Wilhelms I. neuerdings angedeutet ist. Hiervon wird alles für die Zukunft unseres Volkes abhängen. Es ist falsch, zu glauben, daß das Christentum gewissermaßen nur ein Bildungselement sei, das genug, um in Verbindung mit den Charaktereigenschaften der germanischen Völker das weströmische Reich zu stürzen und neue Reiche auf dessen Trümmern zu erbauen, dann aber nach und nach als nicht mehr zeitgemäß beiseite geschoben zu werden — nein, das Christentum ist viel mehr, und nur wenn unser Volk innerlich und äußerlich sich zu ihm wendet, ist das in der Zukunft zu erwarten, was der Verfasser hoffte. Zweitens können wir dem Verfasser in seiner Beurteilung des römischen Kaiserthums deutscher Nation als Staat nicht beistimmen, wenn er sagt, dieser Staat sei nicht so schlecht gewesen, wie man gewöhnlich meine. Diese Ansicht mag richtig sein für die Zeit bis zur Reformation; von da ab aber wird das Reich mehr und mehr

eine vollständige Mißbildung traurigster Art und hat als Staat nicht im geringsten zur Fortbildung des Volkes beigetragen, bestand eigentlich nur auf dem Papier und war mit Recht ein Hohn für die Welt. In Bezug hierauf ist die Absicht des Verfassers, zu zeigen, daß sich „mit dem Staat der Fortschritt der Menschheit verbindet“, nicht gelungen, denn nicht mit dem Staat, sondern trotz desselben gelang es der deutschen Nation, fortzuschreiten; die Kraft der letzteren lag in den Einzelstaaten, nicht beim Reich. In Bezug auf die Form der Abhandlungen wollen wir bemerken, daß der Verfasser, nicht zum Vorteil des Ganzen, eine übertriebene Vorliebe für Fremdwörter hat; die Worte *Hexis*, *politisiert*, *Libertät*, *Proitoin* u. a. kommen sehr oft vor, und es ließen sich Sätze anführen, die fast zur Hälfte aus Fremdwörtern bestehen. Beide Abhandlungen sind außerordentlich reich an treffenden und eigenartigen Gedanken und zeugen von hervorragender Kenntnis der Geschichte und Verständnis für den Geist dieser Wissenschaft. Um sie mit Nutzen zu lesen, ist Kenntnis der geschichtlichen Ereignisse im allgemeinen erforderlich. Wir können beide Abhandlungen jedem Freunde der Geschichte unseres Vaterlandes an gelegentlichst empfehlen. v. H.

— Wie dienst du? Ein Wort zu Ruh und Frommen unserer Dienstboten. Von Emil Leberrecht. Vierte Auflage. (Stuttgart. Evangelische Gesellschaft.) 1892. 152 S. 40 Pf.

Dies Buch, herausgegeben zum Besten der Dienstbotenheimat in Fellbach und Stammheim, enthält neben allerlei Mahnungen und Ratschlägen eine Reihe von Geschichten, Erbauliches, Altes und Neues an Lebensregeln und entspricht dem Zwecke, den Dienstboten ein guter Wegweiser sein zu wollen, in trefflicher Weise. In einer der empfehlenden Besprechungen, welche mir vorliegen, wird bedauert, daß dies Buch nicht jedem deutschen Mädchen zu eigen gegeben werden könne. Darin liegt eine starke Uebertriebung. Bei aller Schriftenverbreitung wird doch sehr viel darauf ankommen, wenn, von wem und wie das Buch gerichtet wird. Stimmt z. B. ein Mädchen aus unordentlicher Familie, so werden die gedruckten Anweisungen schwerlich seinen Sinn ändern und die, welche meinen, durch Ueberreichung dieses Buches auf bequeme Weise wichtige Pflichten gegen die Dienenden erledigen zu können, brauchen das Best nicht zu kaufen. Als Ergänzung zu demselben erscheint ein Büchlein: *Wie herrschest du?* sehr wünschenswert. Es soll schon ein solches geben. Mir ist es nicht bekannt geworden. Wt.





## Aus Heinrich Leos geschichtlichen Monatsberichten und Briefen.

Von

←: Otto Kraus. :→

### IV.

In den kritischen Tagen Ende Oktober 1848, in der Zeit, da Preußens König, unterstützt von seinen Getreuen, anfang, sich gegen die Revolution zu rüsten und Herr zu werden über den Schwindel des Parlamentarismus, ist der Präsident Ludwig von Gerlach aus Magdeburg und der Professor Heinrich Leo aus Halle nach Potsdam berufen worden, um dem Könige seinen Rat zu leihen. „Seine Abreise von Halle ließ Hindernungen auf dem Bahnhof durch das aufgeregte Volk besorgen, so daß er bis zur nächsten Bahnhof-Station in aller Stille ein Privatfuhrwerk benutzte und so unangefochten Potsdam erreichte.“

So die Sonntags-Beilage der Kreuzzeitung vom 25. September 1887, wo unter der Ueberschrift „Aus verschollenen Tagen“ Auszüge aus Briefen Leos „an R.“ und an seine Frau vom April und November 1848 veröffentlicht sind.

Die erste vertrauliche Konferenz fand am 2. November statt. „Ludwig saß dem Könige immer gegenüber wie einer, der eben ein Gewehr abfeuern will, und Leo war auf das Entschiedenste von S. M. imponirt“ (Denkw. I, S. 233). Am folgenden Tag — dem Tag, an dem der Königsberger Jude Jacoby die Frechheit hatte, dem Könige, der die Abordnung der Nationalversammlung ohne Antwort entlassen hatte, die Worte nachzuschreiben: „Die Könige wollen keine Wahrheit hören“ — fand die zweite Konferenz statt, in der eine von Leo abzuschaffende Staatschrift die Genehmigung des Monarchen erhielt. Am 5. November war eine Konferenz bei dem Grafen Brandenburg in Brandenburg. Seinem Plane, die Nationalversammlung auf 14 Tage zu vertagen und dann nach Brandenburg zu verlegen, stimmten alle bei; der Präsident von Gerlach und Leo sollten „das Nöthige aufsehen“. Beide waren von dem Grafen Brandenburg in hohem Grade eingenommen. Am 8. November sprach der König von der Proklamation, die Leo entworfen hatte, „mit Begeisterung“. — Am 21. November las Leo dem Könige seine Geschichte der Märzereignisse vor, ohne daß der König viel hineinredete. Zwei Tage später verabschiedete sich der Haller Professor, der an Leopold von Gerlach in den nächsten Tagen einen Brief geschrieben haben muß, dessen nachfolgende Stelle der General am 9. Dezember in sein Tagebuch eingetragen hat: „Die

Verfassung ist nun wirklich als Maus aus dem Berge getrocknet, mit ein paar Anmerkungen, die deren Wachsthum zu einem künftigen Reichstags-Elefanten organischer species schüchtern anzudeuten wagen. Zunächst wird sie wohl überall wie hier großen Jubel des Philisteriums erregen und die Popularität des Ministeriums nach einer Seite hin completiren, wo sie nicht nöthig war und im Grunde eine Demüthigung ist."

Zunächst folgen hier zwei Briefe Leos an Ludwig von Gerlach.

1) Vom 5. Dezember 1848:

"Bei meiner letzten Anwesenheit in Potsdam hatte ich fortwährend das Gefühl, daß ich ganz veraraut und halbunbekleidet herumginge, weil Sie fehlten, und da ich seitdem nichts von Ihnen gehört, gehe ich noch halb im Gefühle der Nothzeit herum. Ich weiß eigentlich nicht, worin es liegt, denn die momentanen Ereignisse kann ich mir ja auch allein zurechtlegen, aber es fehlt mir an dem Bewußtsein einer stets gegenwärtigen Beziehung der Dinge hier unten, auch der Seelen, zu dem was droben ist. Ich suche danach, aber es fällt mir immer erst post actum ein. Bei Hofe, so viel ich davon zu sehen bekam, fehlte es an der prächtigen Behaglichkeit von Sanssouci, es war alles in dem Stadtschlosse so auf und zu einander geworfen, dazu kam das Drängen der Arbeiten und Verhandlungen in und mit Berlin. Es machte einen sehr unbehaglichen Eindruck, obwohl es im Einzelnen nicht an erheiternden, auch an erhebenden Augenblicken fehlte. Mit Ihrem Herrn Bruder zusammen habe ich eine Scene bei S. M. erlebt, die mir letzteren doch unendlich lieb und theuer gemacht hat. Es ist doch eine goldene Seele in ihm.

Ein sehr dünnes Ergebniß meiner Potsdamer Reisen wird nächster Tage unter dem Titel „Signatura temporis“ mit der Kreuzzeitung ausgegeben werden. Ich wollte, es wäre kernhafter.

Beifolgendes Söhnchen von mir wird zur ungelegenen Zeit bei Ihnen einsprechen. Was soll auch alte Geschichte, wenn man neue macht? Aber das Kerlchen hat Geduld. Wenn Sie's ein Jahr in die Ecke gelegt haben, sieht es Sie mit ebenso geduldigen und freundlichen Augen an als heute.

Bitte mich unterthänig Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen und Herrn Assessor Niebuhr herzlich zu grüßen. Die jungen Herren von Gerlach habe ich seit einigen Tagen nicht gesehen; bei mir war wieder Lazareth.

In treuer Liebe und Verehrung

Ihr H. L."

2) Vom 15. Dezember 1848:

"Wie können Sie doch mit dem ganzen Gange der Dinge noch unzufrieden sein? Wäre es gut gewesen, wenn Moses sogleich ohne allen Widerstand in das gelobte Land hätte einziehen können? Wäre es gut gewesen, wenn Oesterreich schon 1809 gegen Napoleon gesiegt hätte? Ich denke, wir bedürfen der Klemmen und Niederlagen noch mancherlei, wenn wir wirklich auf einen grünen Zweig kommen wollen, eine Klemme ist aber diese otkroyirte Verfassung, selbst wenn die Wahlen nach Umständen vortrefflich werden, und ich habe die Befürchtung, ja! die Hoffnung, daß sie herzlich schlecht werden, obwohl ich mein Scherflein nach Kräften beitragen werde, daß sie gut werden, weil man nicht Böses thun soll, damit Gutes daraus folge. Ihr Herr Bruder würde vielleicht dieser meiner Zufriedenheit wieder die Ehre antun, sie für eine objektive Auffassung zu erklären; in der That ist sie die allereinfachste. Wir haben keine andere Worfel, Spreu und Weizen zu sondern, als der Menschen eigenen Geist. Die Spreu, welche voriges Frühjahr so dick und ununterscheidbar mit dem Weizen vermenget war, daß kein Mensch widersprach, wenn sie sich selbst für Weizen ausgab, findet vor den nächsten Wahlen ein ganz verändertes Terrain. Um so gewalttamer, d. h. um so leichter in ihrer Leerheit greifbar wird sie sich für Weizen bieten. Das ist unbezahlbar. Die Sache mag dann gehen wie sie will, nur die Reichstimmigen und Wüßendsten werden



das alte Spiel auch nach den Wahlen fortsetzen und sicher daran zu Grunde gehen. Wir können sie nicht beseitigen, wenn sie sich nicht selbst beseitigen; zu diesem Ende müssen sie sich erst noch mehr isoliren. Ein Staat, den man stechen soll, muß zuvor reif sein. Ueberdies rechne ich bestimmt bis nächsten Herbst auf auswärtigen Krieg, unter dem Leuchten eines solchen Gestirnes aber gehen feste Gestaltungen weit energischer vorwärts, als im faulen Frieden. Also Courage! nach allen Seiten Courage! Thun Sie sich etwas darauf zu gute, daß Sie zuweilen das Gefühl haben, Sie hätten diese Verfassung ottroyirt, in gewissem Sinne haben Sie's auch, d. h. Sie wollten diese nicht, aber der liebe Gott hat sie Ihnen, ohne daß Sie's hindern konnten, untergeschoben. — Ich wünschte, ich könnte unserem prächtigen Herrn ein Stück verschaffen (d. h. ein Stück mehr, als er doch bereits hat) von diesem Zuschauen und ruhigen Betrachten der Thaten Gottes, nicht um der Thaten willen, zu welchen der liebe Gott ihn ebenso brauchen wird, wie er ist, sondern um seinetwillen, er würde getroster und fester in manchen bösen Rebel hineingehen.

Ich freue mich von ganzem Herzen, Sie zu Anfange des Jahres der Hoffnung (ich denke aber, das sind alle Jahre) zu sprechen, denn ich bleibe, wenn ich nicht commandirt werde, wozu gegenwärtig auch entfernt kein Anlaß sein kann, die ganzen Ferien hier. Ich danke Gott, daß endlich das Herumliegen auf der Landstraße und unter fremdem Dache auf einige Zeit ein Ende hat. Reisen ist mir im innersten Wesen zuwider, soweit mir äußerliche Lagen zuwider sein können.

Gagern hat bei seiner Rückkehr von Potsdam zu seinem Bruder in Wiesbaden gesagt: „Es thut mir leid, aber es ist nichts mehr möglich, als die Beendigung der Revolution durch ein Säbelregiment. Eine zweite Revolution wird dann schneller beendet und uns bringen, was wir bedürfen.“ — So wenigstens wird mir von Wiesbaden geschrieben und die Aeußerung ist dem Manne, wie ich ihn im Gedächtniß habe, zu homogen, als daß ich sie nicht im Wesentlichen für richtig halten sollte. Ich mag Ihren Herrn Bruder nicht zu oft mit meinen Briefen plagen, sonst hätte ich ihm das geschrieben, nicht weil ich die Drohung an sich für so bedeutend hielt, sondern weil sie den Mann erläutern hilft. Vielleicht haben Sie die Güte, es gelegentlich zu thun.“

Von den aus den Jahren 1848 und 1849 erhaltenen Briefen Leos an Leopold von Gerlach ist der erste eine Antwort auf einen von diesem geschriebenen Brief.

Brief vom 25. Dezember 1848:

„Verzeihen Sie, daß ich erst heute antworte, allein ich hatte alle Tage auf die Ankunft der endlich von Wagener in Aussicht gestellten Exemplare der sign. temp. gerechnet, sie sind aber bis heute ausgeblieben, und da sich Ihr letzter Brief auf dasselbe Thema bezieht, will ich doch nicht länger zaudern, Ihnen für die mir zugegangene Berichtigung zu danken. Leider kann ich für's erste keinen anderen Gebrauch davon machen, als sie zu meiner eigenen Information aufheben, denn diese s. g. zweite Auflage ist nur der auf besseres Papier gedruckte, später abgezogene Teil der Exemplare des ersten Satzes, dessen auf den letzten Seiten begegnende Druckfehler vielleicht, vielleicht aber auch nicht, nachträglich corrigirt sind, denn vor nunmehr acht Tagen war bereits alles gedruckt nicht bloß, sondern auch der Satz schon auseinander genommen. Der Druck in der Zeitungsdruckerei hat für die Verbreitung allerdings unberechenbare Vortheile, im Uebrigen aber, weil die Sache überall nur nebenher, nach keiner Seite mit Präcision in Gang gesetzt worden ist, manche widerwärtige Seite.

Den Titel, welchen Sie unpopulär nennen, habe ich gewählt, um einen Titel zu haben, der alles und nichts sagte, der alles erwarten ließe und sich zu nichts anheischig machte. Ich hätte allerdings einen ähnlichen, aber lockenderen wählen können, da hat dann eine alte Liebhaberei unbefinnlich den Ausschlag gegeben, eine Liebhaberei für das mysterios-romantische Gelehrtenwesen der Renaissancezeit, deren Philosophen wie Kiphus

und Cardanus und Kepler, deren Dichter wie Rabelais und Moscherosch für mich viele Jahre die größte Anziehungskraft gehabt haben, so daß ich mich in die harmonia mundi, in die astrologischen und ethischen Schriften Cardans und die halbplatonische Liebes- und Schönheitslehre des Niphus ganz vertieft hatte. Lange war mir nicht wie in jener Zeit zu Ruthe gewesen, bis mir in Potsdam in dieser kuriosen Situation wechselnden faulen Wartens und heftiger Spannung, Herumliegens im Gasthose und abendlicher Gänge zum Königshofe, in der Regenpartie der neuen Kammern u. s. w. u. s. w. wieder ganz cardanisch zu Ruthe wurde und mir alle meine alten Italiener und Franzosen wieder ins Gedächtniß kamen und mit ihnen Keplers harmonia mundi. Da kam mir der historicus, der zwischen den treibenden Federkräften und regulirenden Räderkräften der Zeit herumtrach, vor wie der dirigirte Zeiger der Zeit, und so ist die Beizung und Weisung der Zeit auf meinen Titel getroffen.

Sie beschuldigen mich des Trevels (denn das ist doch das temerarium der Katholiken), daß ich noch andere Abstammungen statuire als von Noah. Direkt habe ich mich dafür doch nicht ausgesprochen und ist das auch meine Meinung nicht. Ich habe nur den Unterschied scharf hervorgehoben zwischen den Völkern der mosaischen Völkertafel — dem Adel gewissermaßen des Menschengeschlechts, dessen Vorfahren bis Noah man genau kennt — und zwischen den übrigen, in der Völkertafel nicht berührten Völkern, die, wie ich gern zugebe, auch von Noah stammen mögen, nur weiß kein Mensch wie. Jede große, ausgebreitete Familie pflegt schon so allerhand Nebenverwandte zu haben, von deren Zusammenhang die Generation, die ihn kennt, nicht gern spricht, und von deren Zusammenhang die folgenden Generationen also auch bald nichts mehr wissen. Jedes Volk hat wieder seinen Kern notabler Familien eingewickelt in einen dunklen Haufen von Geschlechtern. Warum soll das bei dem ganzen Menschengeschlecht anders sein? — Nebenbei allerdings laufen mir zuweilen kuriose Grillen über das Gehirn, aber die suche ich mir abzuwischen wie die Läuse und wegzunehmen in irgend ein Feuer, sie kommen aber dann und wann wieder, und diese mögen Sie unter die temeraria rechnen; davon steht aber nichts in meinem Buche. Auf manchen Südfelsteinen finden sich z. B. Sagen, daß ein einzelner Mensch auf die Insel gekommen, daß er sich mit einer Hündin oder anderem Gethier begattet und dem Volke sein Dasein gegeben habe. Wer kennt alle früheren Thiergeschlechter? In alten deutschen Sagen laufen Sumpfbewohner mit bärenartiger Natur oder vielmehr noch viel ungeschlachter und doch mit menschlichem Gebahren herum, wie z. B. der menschenfressende Grendel in der Beovulfssage; man weiß nicht recht, ist's ein Thier, ein Mensch. Es sind in norddeutschen Mooren Menschenschädel gefunden mit fast affenartiger Bildung, ganz kurzer Stirn, ganz kleinem Gehirnkasten und furchtbar starken Kinnsaden, überhaupt Knochenzeug, wer kann in alle diese arcana temporis acti und ihre Unflätigkeiten hereinsehen, aber davon rede ich nicht.

Ritter's Hochasiaten habe ich allerdings nicht berücksichtigt. Ich habe mich zunächst an die Kulturvölker gehalten und dabei doch so weit als menschenmöglich auf eigenen Weinen zu stehen gesucht. Ich hatte früher die indischen Sachen zu sehr selbstständig behandelt und bin übel angekommen, seitdem habe ich ein Haar darin gefunden, und habe dies Mal zum Behuf dieser Umarbeitung in meinen alten Tagen noch soviel Sanskrit und Zent zu lernen gesucht, um wenigstens den Arbeiten anderer Neuer mit Verständniß folgen zu können und nicht blos an Compilatoren gewiesen zu sein, wie früher an Wohlern. Ritter ist gewiß ein vortrefflicher, höchst achtungswerther Gelehrter, vor seiner historischen Kritik aber habe ich seit seiner Vorhalle europäischer Völkergeichten ein solches Mißtrauen bekommen, daß die 30 Jahre, die seitdem verlossen sind, es noch nicht haben tilgen können. Er läßt sich durch die Vermuthung großartiger Zusammenhänge leicht bestechen und geht auch auf anderen Punkten mit kindlicher Seele auf Wolkenbilder ein. Es scheint ihm Bedürfniß zu sein, die große

Scheune, in welcher er seine compilirten fruchtreichen Strohgarben birgt, mit Feldblumenkränzen zu schmücken, die dann aber bald verwelktes Gras werden.

Was die Erfindung der Buchstabenschrift anbelangt, so müßten wir uns erst verständigen, was eigentlich erfinden heißt. In dem Sinne, wie ich das Wort bis vor etwa zehn Jahren nahm, glaube ich nun, ist nichts auf der Welt erfunden, als die Welt selbst von Gott. Alle großen Dinge, die ich noch habe weit zurückverfolgen können, kommen zuletzt bei unscheinbaren Trivialitäten an als ihren letzten Keimen. Ich will die großen Dinge dadurch nicht herab, sondern die unscheinbaren Trivialitäten nur in die Höhe setzen, wie ja auch ein unscheinbarer Tagelöhner in sich ein Herz tragen kann so frei von Weltwehen, so erfüllt in höchster Instanz von Theologie, daß er als geistlicher König und Priester durch sein Leben schreitet. Ich finde überall nur Entwicklung, Großziehung von Keimen, deren innere Kräfte lebendig werden theils durch Combination mit anderen, theils durch hartes Zusammentreffen mit anderem. Die Motive und Farben aller unserer größten Dichtwerke sind älter als sie selbst, und kein Dichter hat erfunden, sondern nur fruchtbar gesammelt, künstlerisch geeinigt, was sein Volk, oft was andere Völker, was die Menschheit aus dümmsten Anfängen großgezogen, wie keiner ein Feuer schürt bloß aus seinen Gedanken, sondern Hände, Holz und Zündwerk dazu braucht. So sind phonetische Hieroglyphen lange vor Moses. Der Gedanke, Bilder von Dingen, deren Bezeichnungswörter mit einem bestimmten Laut anfangen, zur Bezeichnung dieses Lautes selbst zu brauchen, ist ein kleiner Schritt aus dem Zustande, wo man die Sache nur durch ihr Bild darstellte. Die Bunsensche Reihe: zuerst Dingbilder, dann, weil doch nicht alles, was sprachlich ausgedrückt wird, sinnliche Dinge sind, Deutbilder, dann endlich Lautbilder ist zu naturgemäß, um nicht richtig zu sein. Wenn man da, wo die Aegyptier zur Bezeichnung des *n* die Bilder aller Dinge brauchen konnten, deren Namen mit *n* begannen, aber von diesen vielen möglichen Bildern nur die drei ihnen bequemsten (das Deutbild des Wassers — num — nämlich die Wellenlinie, ferner ein gewisses kleines Gefäß und eine gewisse Art Krone) wirklich gewöhnlich verwendeten, Moses einen Schritt weiterging und nur ein Bild (das des Fisches) wirklich brauchte, so kann man höchstens sagen, er habe das Alphabet fixirt, fast jeden Laut auf ein bestimmtes Zeichen gebracht, aber erfunden hat er nichts, sondern nur die unzweckmäßige Fülle der Zeichen auf eine zweckmäßigere Minderzahl beschränkt, welche Beschränkung sich von selbst ergab, sobald wirklich geschrieben, nicht mehr bloß geynschrieben ward, denn bei Inschriften an öffentlichen Gebäuden war noch das Interesse des Zierrathes gewesen und man hatte mehrere Zeichen für denselben Laut gehalten, um die Wahl geschmackvollerer Bildercombinationen in der Schrift zu behalten. Sobald dies Interesse wegfiel, machte sich die Einheit des Zeichens für einen und denselben Laut von selbst und das Alphabet war fertig. Dies Fertigmachen einer gewissen Reihe von Alphabeten, die mit dem alten hebräischen in Verwandtschaft der Anordnung und Zeichnung stehen, will ich Moses nicht bestreiten. Hierin mag ihm Priorität zukommen. Es giebt aber von dem hebräischen ganz unabhängige Alphabete, und der erste Erfinder der Buchstabenschrift war am Ende ein talentvoller Junge, der vor seines Vaters Hütte in müßiger Stunde eine Kohle fand und seiner Großtante lange Nase und spitzes Kinn an die Wand zeichnete; was auch wieder nicht plötzlich geschehen sein wird, sondern er wird vorher gesehen haben, daß sein Vater einmal mit einer Kohle Striche an die Wand machte, um die Zahl der Garben zu notiren, die er am Abend vom Acker nach Hause gebracht hatte. Das Kleinste ist das Größeste und das Größeste das Kleinste. Mandes, das uns quält, wird am jüngsten Tage als Bagatelle behandelt, und dagegen ein Wort, ein Blick sogar, an deren Gewicht uns nicht einmal ein Traum hat denken lassen, auf der Rechnung, die unseres Herrn und Meisters Gnade zerreißt, vorher präsentirt werden, auf daß uns die harmonia mundi und Herrlichkeit Gottes einleuchte und wir die Ehre der Engel verstehen.

Unsere Frankfurter Freunde nehmen sich vortrefflich, sie zappeln schon zwischen

Himmel und Erde, und ich hoffe, der Vorhang fällt vor diesem Lustspiel noch nicht zu bald, schon deßhalb nicht, daß nicht die Comödianten Gelegenheit erhalten, in Berlin sich weniger hanßwurstig zu nehmen als in Frankfurt. Es muß doch auch für einen Narren eine Strafe sein, daß er eine Zeitlang als Narr herumzulaufen hat. Der prophezeite Bankrott scheint mir nun bereits so gesichert, daß man das bedrohte Haus gar nicht zu drängen braucht; im Gegentheil, ich denke, die weiteren Geschäfte tragen bei, die Schließung der Firma soeffer zu machen.

Mit unserer Verfassung bin ich nun ganz ausgesöhnt und freue mich, daß unser Rath, obwohl wir auch heute dazu verpflichtet wären, gescheitert ist. Einmal weil wir, wie Sie vollkommen aus der Sache sagen, dies Gericht bis auf den Grund ausernen und verbauen müssen, wenn wir's los sein wollen, sodann aber auch, weil die neuen Saaten, die diesen Sommer und Herbst aufgewachsen sind, ohne Frucht zu tragen, abwellen würden, würden sie nicht noch einige Zeit länger durch parlamentarischen Unsinm begossen und wuchsfähig gemacht. In der Zeit der Häutung muß der Seidenwurm besonders wohl gepflegt werden, sonst verhärtet die äußere, abzustreifende Haut und er stirbt in der eines elenden Todes. In dieser Häutungsperiode sind wir, und nun um Gotteswillen nicht früher fanle Sicherheit, als bis der alte revolutionsgedankenerfüllte Balg vollkommen abgestreift ist. Preußen hat noch immer gleich den Akenern sagen können, was wir Dummes gemacht, haben die Himmlischen zum Besten gewendet.

Einen Vortheil haben von dieser Brandenburg-Mautensfelsischen Constitution sofort alle dem König wahrhaft Ergebenen, daß nämlich ein klein wenig der Bann des Hasses gehoben ist, mehr noch der Bann des Argwohns, der seit Frühjahr auf ihnen ruhte.

Ich wünsche durchaus nicht, daß die Wahlen zu gut ausfallen. Wir brauchen ferneren Unsinm zur Aufklärung der politisirenden Menschheit. Nur auf diese Weise kann auch der Bann vollständig geheilt werden, der jetzt noch die Augen bindet.

P. S. Die österreichische Nationalitätentrennung ist prächtig. Womit der Mensch gefündigt hat, damit soll er gestraft werden. Gott regiert überall aus der Sache.

In der Aeußerung Sr. Maj. an die Breslauer Deputation hat das Hervorheben der guten Gesinnung des Bauernstandes in unserer Umgegend eine kolossale Wirkung gehabt. Die Bauern sind mit einem Male alle gut gesinnt, damit sie das Prädikat sicher auf sich beziehen und den Städtern an den Kopf werfen können. Auch in den Städten sollte man die organischen Gliederungen auf ähnliche Weise electrifiziren, und zum Theil scheint es zu geschehen, wenigstens wenn ich aus Aeußerungen Sr. Maj. an das hiesige Tischlergewerk schließen darf. Das ist nun leider eines der schon stumpfer gewordenen. Die Fleischer und Schneider sind weit leichter zu electrifiziren, jeue in einer gewissen entzündlichen Kraft, diese in ihrer hysterischen Eitelkeit."

Brief vom 28. Dezember 1848:

„Gestern habe ich durch Freund Wagener's Vermittelung eine weitläufige Berichtigung des Herrn v. Bodelschwingh zu der signatura temporis erhalten. Im Ganzen ändert sie an dem Inhalte nichts, doch stellt sie Einiges bestimmt in Abrede, Anderes sucht sie wegzuleistern. In Abrede stellt sie namentlich bestimmt die Aeußerung gegen den russischen Gesandten; es sei eine müßig erfundene Anekdote. Hätten Sie wohl die große Güte, mir darüber irgend eine Art näherer Gewißheit zu verschaffen. Ich gebe nicht gern auch nur eine Zeile auf und halte es für meine Pflicht, den Text wie er steht gegen bloße Anzweiflungen zu vertheidigen, obwohl ebenso sehr, da wo ein wirklicher Mangel an genauer Kenntniß war, wirklich Berichtigung eintreten zu lassen. Die Aeußerung Bodelschwingh's gegen den russischen Gesandten beruht aber für mich auf Ihrer Relation.

Was mir W.'s Berichtigung im Ganzen etwas dubios macht, ist daß er auch in Abrede stellt, die Patente des 18. seien den 17. des Abends beschloffen, was er mir früher selbst erzählt hat; daß er in Abrede stellt, daß im Ministerrathe über diese

Patente ein Dissidium gewesen, während er mir früher selbst erzählt hat, Herr von Thile habe erst spät am Abend nachgegeben (diesen Zeitpunkt aber wird Bodenschwingh im Auge gehabt haben, als er von der Einstimmigkeit sprach); daß er jetzt Nachdruck darauf legt, diese Patente seien erst am 18. gedruckt, was ich nicht zugeben will, und was eine Sophisterei ist, nämlich sie wurden unmittelbar nach der Sitzung des Minister-rathes, d. h. in der Nacht von 12—2 (also allerdings am 18.!) gesetzt und nachher bis zum frühen Morgen weitergedruckt.

Diese Umstände machen mich gegen die einzelnen Angaben B.'s etwas mißtrauisch, nicht daß ich ihm absichtliche Entstellung zutraute, aber doch ein biegsames Gedächtniß, wie es so viele Menschen haben, und deßhalb wäre es mir viel werth, es ließe sich für das Rencontre mit dem russischen Gesandten ein klarer Grund gewinnen.

Aus B.'s Berichtigung geht auch hervor, wie mir scheint, daß er den bestimmten Befehl zum Rückzuge der Truppen von Sr. Majestät erhalten haben will (d. h. den Befehl, in dem Zurückziehen der Truppen in dem Maße fortzufahren, als auch von der anderen Seite das Versprechen, die Barricaden niederzulegen, erfüllt werde), weiter sagt er nichts, referirt dann aber unbefangen weiter, daß der Befehl gar keine Deutung (keinen Abzug oder Zusatz) zugelassen und er also den von einer Seite erhobenen Widerspruch niedergeschlagen habe. (So führt man Königs Erlaubniß aus!!!) Es scheint nach dieser Berichtigung, Bodenschwingh war allein mit Sr. Majestät, als er diesen Befehl erhielt, denn er sagt, er habe den königl. Entschluß der Deputation überbracht.

Hoffentlich geben noch weitere, ähnliche Mittheilungen ein, und ich denke dann in etwa einem Monat einen Viertelbogen mit dem Ergebniß zu füllen."

Brief vom 2. Januar 1849:

"Verzeihen Sie meine häufige Correspondenz, aber da ich Ihnen nun einmal B.'s Denkwürdigkeiten über Verbins große Tage zu senden habe, möchte ich es lieber gleich thun, um noch einige geheime Anliegen rechtzeitig auf den Weg zu bringen.

Es thäte mir wirklich leid, wenn sich unser Herr doch von dem „edlen“ Freiherrn [H. v. Gagern] in Frankfurt mehr hätte imponiren lassen, als nöthig ist. Unter die besten Naturen gehört letzterer allerdings, und ich habe ihn früher aufrichtig geliebt, aber dieser Gang, wie ich ihn durchschauen konnte, immer, auch noch in vorgerückten Mannesjahren, in diesen verdeckten politischen Spielen frist doch nothwendig zulezt auch das gediegene Metall in dem moral d'un homme an. Ich habe deßhalb auch mit besonderer Vorliebe auf diesen Schlangenweg, soweit er in den Bereich der signatura fiel, hingewiesen, ohne die Sache durch ein Urtheil zu verschärfen. Sie vermissen bei dieser Darstellung die détails, ich habe sie bei der Arbeit selbst vermist. Ich erinnere mich, einige Tage nach der Heppheimer Zusammenkunft [im October 1847] ein Verzeichniß aller Anwesenden in einer Zeitung gefunden zu haben, fann's aber nicht wieder finden, ebenso fehlten mir manche détails über die Münchener Zusammenkunft, die ich früher gelesen. — Ueber solche Gänge und Wege müßte nun eigentlich die höhere Region des Staates, wenn er eine nur leidliche Polizei hätte, besser informirt sein, als irgend eine Zeitung. Bis jetzt habe ich für diese Partie des Büchleins noch nicht den mindesten Zuwachs, so sehr ich mich sehne, ihn zu erhalten. Er ist mir mit persönlich das Wichtigste, denn ich habe eine Art Bedürfniß, meinem „edlen“ Heinrich ein Paroli zu biegen, da er mir, als ich ihm 1820 ein Schriftchen zugehen ließ mit der Aufschrift: „Als Gruß vom Freund oder als Abschied für immer“, gar nicht geantwortet, und nun gewissermaßen va banque! gerufen und für den Moment gewonnen hat. Er hat Recht behalten vor aller Welt, und ich vor Gott, ich wünschte aber, Gott bezeugte sich auch ein wenig vor aller Welt, und hoffe darauf im Glauben.

Ihr Herr Bruder ist hier mit Frau und Schwägerin und war heute früh bei mir, aber ehe ich Ihren Brief erhielt. Er ist mit der rechtfertigenden Partie der signatura unzufrieden und meint, ich hätte darin eine meiner nicht würdige Stellung genommen.

Ich halte aber gerade in diesem Punkte meinen Standpunkt durchaus für den richtigen, welcher nicht der des Reichstaters, sondern des schreibenden Herzensdieners ist. Würde würde ich mir ungerne gefallen lassen, wenn ich irgendwo Unwahres gesagt, oder wirklich Uebles beschönigt hätte. Ich glaube nicht, daß man auf unseren Herrn Lasten häufen darf, vielmehr habe ich die Vorstellung, daß er vortrefflicher wird, sobald er das Bewußtsein erhält, es glücke ihm, wodurch Andere schwach und elend werden.

Meine geheimen Anliegen kann ich nur Ihrer Discretion und vielleicht glücklich sich sagenden Umständen vertrauen. Also erstens der hiesige Rector hat auf eigene Faust beim Minister betrieben, daß Wegscheider zum 18. den Orden erhalten. W. ist ein gutmüthiger, alter, nun ganz unschädlicher Kerl, dem ich den Orden von Herzen für seine Person gönne. Allein erhält er ihn, so ist das nicht nur eine nene unnöthige Ohrfeige für das frühere Regiment, sondern auch eine Lockpfeife für alle Mänse des Unglaubens, aus ihren Löchern zu kommen. — Können Sie's nicht mit irgend einem dazwischengeworfenen Worte coupiren? Der Grund abzuschlagen ist einfach vorhanden: der Rector hat nur mit dem Senate im Verein das Recht, die ehemaligen Functionen des Regierungsbevollmächtigten in Beziehung auf Beförderungen und Auszeichnungen zu üben, hat aber in diesem Falle den Senat nicht gefragt; also der Vorschlag ist gar nicht in legitimer Form.

Zweitens geht man damit um, den politischen Parteigänger Dr. Prutz, einen der übermüthigsten Gefellen, der aber jetzt den schamlosen Doctrinär-Constitutionellen spielt, Sr. Majestät zum Professor in Halle vorzuschlagen. Ich habe schon früher bei einer Anfrage an die Facultät mich durch ein Separatvotum dagegen gelehrt. Der Minister hat mich eben aber wieder vertraulich gefragt, ob ich mich nicht anders besinnen wolle, und mir die Denkschrift, durch welche die Sache bei S. M. befürwortet werden soll, mitgetheilt. Ich halte dies Verfahren mit Universitäten, ihre Lehrstühle als Abfindungen für politische Parteigänger zu behandeln, für ganz entsetzlich und völlig destructiv, habe auch Ladenberg auf das schärfste meine Meinung geschrieben. Ob's hilft, weiß ich nicht, vielleicht aber, wenn die Sachen so weit kommen, hören Sie doch zufällig einmal ein Wort davon bei S. M. und könnten dann ein gutes Wort dazwischenwerfen. Nur für diesen Fall schreibe ich Ihnen dies, was ich sonst geheim zu halten bitte, weil ich sonst Ladenberg gegenüber compromittirt sein würde. Auch will ich Ihnen nicht indiscret lästig fallen, sondern nur für Momente eines günstigen Windes ein Segel an den Mast binden.

Der Herr brauche uns im neuen Jahre zu seinen Ehren!

P. S. Die Mittheilungen Bod.'s haben Sie wohl die Güte, mir wieder zugehen zu lassen, sobald Sie sie gebraucht haben. Ich habe noch keine Abschrift."

Brief vom 14. Januar 1849:

„Mit ergebenstem Danke sende ich Ihnen beifolgend die mir anvertrauten Mittheilungen zurück und zugleich schreibe ich an Wagener und schicke ihm die Bodelschwinghiana, um sie drucken zu lassen, was ich auch für das Beste halte. Unter dem hochgestellten Manne, dem das Ministerium angeboten worden, versteht B. wirklich Gr. Avenstleben. Er erzählte mir damals, der König habe A. das Ministerium dreimal anbieten lassen, er habe aber jedesmal geantwortet: Ne!

Die Contrasignatur ist mir von dem anonymen Verfasser, der kein anderer sein kann meines Erachtens als Gr. Canitz, zugesandt worden mit einem gleichfalls anonymen Billet, dessen Inhalt ich jedesfalls nur als vertraulich zu betrachten hätte. Heißt das: ich soll es auch nicht wagen, dem Grafen Canitz für die Zusage des Anonymus zu danken? Ich thäte es gern, weil ich bei der Gelegenheit einen alten, nunmehr zehn Jahre harrenden Dank abstaten könnte. Was raten Sie?

Wenn nur Camphausen dem bankruthen Hanse in Frankfurt nicht etwa ein Moratorium, oder gar Bunsen die Wohlthat einer Sequestration unter preussischer Cura

verschafft, ehe zu letzterer die Sachen reif sind, d. h. ehe die Insolvenz diplomatisch erklärt und die seitherigen Buchhalter und Diener des Hauses entlassen sind!

Wenn Bod. — wie es nach dem Londoner Briefe allerdings der Fall scheint — sich hat bekommen lassen, in Folge Gott weiß welches plötzlichen Einfalles ohne ausdrücklichen neuen Befehl den Schlusstritt seiner Rolle im Schlosse zu spielen, wie er ihn gespielt hat, wäre er, so lange Preußen steht, bis zum 3. 1786 ohne Zweifel um einen Kopf kürzer gemacht oder wenigstens zeitweilig eingesperrt worden. Ich kann die Sache noch nicht reimen; sollte er wirklich neun Monate später, wie er in seiner Erklärung, die uns vorlag, thut, auch gar keine Gewissensregung fühlen, und sich so fest noch auf einen neuen Befehl berufen können, wenn dieser gar nicht stattgefunden hätte. — Diese Art Verblendung wäre mir undenkbar. Um so lieber ist mir, daß die Sachen gedruckt werden; es wird sich doch hoffentlich etwas dagegen, sowie gegen seine Erklärung, die Sache mit dem r. Gesandten sei eine Anekdote, rühren. Die Maskenfreiheit der Anonymität, die ihn selbst und Caniz ins Feld hat rüden lassen, erleichtert hoffentlich noch mehreren einen kleinen Feld- oder wenigstens Streifzug.

Sachen habe ich müßen und doch beinahe auch weinen über diesen wiederkehrenden Refrain des Londoner Briefes: nun ist alles verloren! — Es liegt darin eine so weiche Mollstimmung, eine solche Bescheidenheit den Ereignissen gegenüber, ein solches Verlassenheit zugleich von natürlichem bronzenem Lebensgefühl! — etwas Edles auch, aber der Adel einer Wittve, die schon zwei Kinder begraben hat und deren drittes, letztes den Schnupfen bekommt!

Nehmen Sie die Bitten, die ich meinem letzten Briefe beischloß, nicht übel, sie reuten mich später; ich hoffe aber, Sie nähmen von selbst an, daß Sie sie ganz unbedacht lassen könnten, wenn Sie irgend eine Indiskretion darin fänden. Zu meiner Entschuldigung werden Sie gelten lassen, daß mir es aus Herz gehen muß, wenn ich um untergeordneter Popularitätsbedürfnisse willen die Universitäten mit politischen Parteigängern als Professoren bedroht sehe, damit schwindet Schritt um Schritt die Ansicht auf Purifikation derselben, und die Maßregel hilft auch gar nichts, denn für einen Parteigänger, dem man mit einer Professur das Maul stopft, stehen sofort drei neue auf, die nur um so lauter ihre Bedürfnisse vortragen und das Maul auch gestopft haben wollen.

Sichtlich der Namen der in Heppenheim Gewesenen hoffe ich noch in den damaligen Blättern der Kölner Zeitung Einiges zu finden. Aber die Brüsseler Zeitungen? wie soll ich zu deren Inhalt gelangen? Ich zweifle, daß die königl. Bibl. in Berlin eine oder einige derselben hält, und wenn, sind sie auf keinen Fall von 1847 schon gebunden und ausleihbar. Diesen Fahrten nachzugehen ist einem Privatmanne sehr schwer; im auswärtigen Amte müßte sich mehr ermitteln lassen.

Die beiden jungen Herren von Gerlach sind munter und wohl.“

Brief vom 4. Februar 1849:

„Verzeihen Sie, daß ich heute erst dazu komme, Ihnen zu antworten und für die wieder beiliegende Mittheilung meinen Dank zu sagen, aber ich wollte mir das Blatt doch erst copiren und hatte ein paar Tage viel Arbeit und war dann ein paar Tage in Folge einer Erkältung zu unwohl, um mehr als ein paar Worte, ohne in Nerven- aufregung zu gerathen, schreiben zu können.

Wenn mich nicht alle Anzeichen trügen, gehen wir in wenig Wochen neuen Bewegungen entgegen. Ob wohl die Leute so dumm sind, zu glauben, dasselbe lasse sich zweimal auf dieselbe Weise machen? Indessen für den Fall, daß der Vagern'sche Anhang auch mit neuen Bewegungen zufrieden wäre, würde das doch jedenfalls eine ärgerliche Geschichte sein, und man müßte dann auch auf Unkeuscherei von neuem In- halte sich gefaßt machen. Ob nun die Hoffnung auf den Bundesstaat, die die Camp-

hausen-Bunsensche Note stützt, das größere Gewicht haben wird, oder das Vereiteln der Hoffnung, blos zu decretiren und nicht zu vereinbaren, muß sich ja in wenig Tagen zeigen. Die Firma, welcher ich die Note zuschreibe, wird ja die möglichste Mühe aufwenden, in Frankfurt alles so mit weißer Salbe und verführerischem Schleier zu überziehen, daß sich das edle Hans Gagern und Compagnie beruhigt. Versuchen die linken allein etwas, so scheint mir alles höchst einfach; ihr vollständiger Bankrutt auch in Sachen muß sich dann nothwendig anschließen. Handelt das Hans Gagern mit den linken aber harmonisch, so kann sich möglicherweise der Bankrutt der Frankfurter Herren überhaupt anschließen; möglicherweise können aber auch ganz neue Combinationen eintreten. Wenn wir Gesellschaft bei uns sehen, hat meine Frau immer eine Neigung, so viele Gäste einzuladen, als sie Plätze hat, ich widersehe mich jedesmal, denn man kann nie wissen, ob nicht bei uns selbst oder einem der Eingeladenen noch eine halbe Stunde vor dem Zusammenkommen ein paar ganz unerwartete Leute vorsprechen, die auch noch Plätze haben müssen. So meine ich, müßte man sich jetzt auch auf etwas mehr gefaßt machen, als irgend vorherzusehen ist; Reserven schaden nie. Ich höre soeben, die Eröffnung der Kammern solle unter dem in die Augen fallenden Vorwande, daß die Banlichteiten nicht fertig geworden, bis nach den 22. März verschoben werden, um den Belagerungszustand sicher noch während der Jahrestage der Revolutionsmerktage im Gange halten zu können, das würde ich sehr klug finden.

Ueber die polonica habe ich mich innerlich erboßt, was hat da unser guter Herr wieder für ein Gericht Impertinenz vorgefaßt bekommen, während er menschlich schön und würdig diesen Menschen gegenübertritt. Für solche Leute gehört ein König, der sich mit ihnen gemein macht, mit ihnen frivoles Zeug treibt, kauft, für sie im Kleinen offene Kasse hat und im Großen schröpft und ihnen gelegentlich als Refrain für alle Cordialität durch einen seiner Heidenken von hinten eine Kugel durch den Leib jagen läßt. Einen solchen wollen und verdienen sie eigentlich. In abenteuerlichen Illusionen das Leben hindringen, für abenteuerliche Illusionen es in die Schanze schlagen, nur keine ernste Ordnung, kein fromm geordnetes Leben! Halbe Asiaten sind diese Polen doch heute noch, nur fehlt ihnen die stille Resignation in das Unvermeidliche, was andere Asiaten haben.

Daß Wegscheider nicht noch eine Decoration bekommen, ist nun vortrefflich; der Minister hatte sie in Aussicht gestellt bei der nächsten Anwesenheit S. M. in Halle, inzwischen hat eine andere Majestät ihr Veto eingelegt. [Wegscheider ist am 27. Januar 1849 gestorben.] Von Prutz habe ich seitdem wenigstens nichts mehr gehört. Vielleicht ist auch er glücklich beseitigt, und auf jeden Fall danke ich nochmals herzlichst.

Die kleinen Fürsten sind nun wieder übel daran. Als Frankfurt sie durch Reichstruppen erlöste, kam Frankfurt bald um seine Macht, denn die Fürsten schienen es nicht mehr zu brauchen und den Unterthanen der Fürsten erschienen nicht mehr diese, sondern die Frankfurter als die Unterdrücker, als die Belästiger mit Einquartierung und Reichskriegssteuern. Da sah man im December überall Adressen zu Stande kommen gegen etwa beabsichtigtes Mediatistiren, überall rührte sich das besondere Landesgefühl. Nun haben die Frankfurter den Abzug der Reichstruppen commandirt, außer wo es die Landesherrschafft verlangt, daß sie bleiben, und dieser dann die Verpflegung allein zur Last geschrieben. Wo sie nun die Truppen behalten, ist der Fürst wieder der Peiniger mit Einquartierung und Steuern, und wo die Truppen abziehen, rühren sich die alten Führer der Erneute wieder. Wir werden in den kleinen hier sog. Raubstaaten in Düringen und Anhalt bald alle alten Unarten von Neuem austauschen und von da aus die Arme wieder nach Preußen hineinstrecken sehen. Freund Nagmer beschäftigt sich angelegentlichst mit dem Schicksal der Anhaltiner, und ich bin wirklich höchst begierig, an diesem Gegenstande das Maß seiner Fähigkeiten kennen zu lernen. Unermüdlisch ist er, das muß man ihm lassen.



Die beiden jungen Herren sind munter und wohl, heute ist auch Jakob hier.

P. S. Der mir durch Sie gewährten Erlaubniß zufolge schicke ich zugleich mit diesem Briefe einen an Herrn Generallieutenant von Canitz ab."

Brief vom 18. Februar 1849:

„Meinen schönsten Dank für Ihre letzte, wenn auch nicht sehr tröstliche Zuschrift vom 14. Arnims Berichtigung der Berichtigung scheint mir von noch größerer Wichtigkeit als Ihnen, denn sie läßt mich in B.'s Wesen einen wenn auch nicht erfreulichen, doch klaren Blick thun. Daß B. die Aeußerung gegen den russischen Gesandten ableugnet, kann als Gedächtnißfehler gefaßt werden, daß er Thiles Widerspruch, den er mir selbst früher erzählt, nun öffentlich ableugnet, kann allenfalls auch noch entschuldigt werden, aber solche lapsus memoriae, wie Arnim ihm vorrückt, gehen doch ein wenig weit. Ich will nicht daran glauben, daß er in seiner Berichtigung eine Handvoll Sand habe auswerfen wollen, aber wo das Gedächtniß solchen Brei zuläßt, muß die Anlage dazu auch in der Art liegen, wie er die Dinge sieht, faßt und beschließt, und dann wird freilich viel, viel klar, denn dann liegt im Hintergrunde eine Selbstseligkeit, die für das Objekt kein rechthaltendes Auge hat, außer wo das Objekt zwingt, und selbst da sucht sie noch abzumarkten, um sich nur subjektiv noch eine Bürgerkrone dekretiren zu können. B. ist mir durch diese Veröffentlichungen fast widerlich geworden.

Vor der zweiten Kammer ist mir weniger angst, als vor der ersten. In der zweiten sitzt ein Keil, der zur Einigkeit zwingt. Diese erste Kammer aber enthält so viele superfluge, halbe Leute, daß ich nicht dafür stehe, daß sie nicht alles lähmt, selbst die wahrscheinlich hart bedrängte Rechte der zweiten. Ich rechne auf den alten Gott, der soweit geholfen hat und weiter helfen wird. Die Entwicklungen in Frankreich und der drängende Unsinns unserer Rothen, die nun am Mittelrhein und in Sachsen und Thüringen wieder etwas versuchen zu wollen scheinen, werden hoffentlich dem schwachen Kindlein von erster Kammer etwas auf die Beine helfen.

Der Ausdruck von Pfliffigkeit, den Sie in Fr. K.'s Gesicht hervorheben, ist angeborener und anezogener Charakterzug, er war lange Advokat. Es giebt indessen eine Pfliffigkeit, die pfliffig genug ist, einzusehen, daß sie allein nur abstößt und verdirbt, und daß, glaube ich, ist der Ausgangspunkt einer Entwicklung zum Guten in K.'s Charakter geworden, der nebenbei einige natürliche Vorzüge vor vielen hat, z. B. seine Ruhe dem ärgsten Gezänk, selbst beleidigenden Gezänk gegenüber, die aus gesunden Nerven fließt. Man kann ihn einen sinken, keine Blöße hingehen lassenden Fechter nennen. Von Vorsicht rathe ich Ihnen nicht ab, da ich sie selbst nie ganz bei ihm ablege, denn er schöpft seine Entschließungen nicht aus einem ursprünglichen Vorne, wie mir scheint, sondern nach datis, aber mit Verstand und mit gutem Verstand. Eine solche Natur hat ihren Werth in der ausgezeichneten Geschicklichkeit, die sie zu Dingen bringt, welche sie anfacht, und in der weisen Beschränkung und Zurückhaltung von Dingen, die ihr nicht in die Hand passen. Ein Bild seines ganzen Wesens ist seine Hausverwaltung; er ist sehr reich, lebt aber so, wie es mit seinen bürgerlichen Verhältnissen paßt, ohne daß der Reid oder Eigennutz eines Nebenstehenden rege wird, ohne daß die Kinder viel vermiffen würden, wenn er morgen um sein Vermögen käme. Die Kinder wachsen auf, wie die von anderen Mittelkenten, die einmal ganz auf eigene Kräfte gewiesen sind, und das geschieht alles nicht etwa aus Geiz, denn er läßt andere arme Leute studiren, unterstützt, wo es darauf ankommt, ärmere junge Gelehrte wirklich freigebig, und thut in dieser Hinsicht wahrscheinlich eine Menge, was kein Mensch erfährt, da er von sich und seinen Sachen fast nie spricht und man nur zufällig dergleichen gewahr wird. Nur von der christlichen Tugend, die handelt um Gottes, um der Sache allein willen, unbekümmert um den Erfolg, werden Sie weniger in ihm finden, als von dem, was die antiken Heiden Tüchtigkeit (virtus) nannten: die Kraft nämlich, seinem Manne zu stehen und auf verständige Resultate Opfer zu wagen.

Daß Ihr Herr Sohn die Pandekten so unter die Bank geworfen hat, hat mir, als er's sagte, auch leid gethan. Er hat allerdings die Entschuldigung, daß alle Tage zwei Stunden sich dictiren zu lassen, keine angenehme Beschäftigung ist, allein er hat darin, wenn er zur Sache kommen will, nicht viel Wahl. Leute mit einem Vortrage wie Savigny oder Keller giebt es nicht viele, und da unsere juristischen Studenten einmal absolut ein vollständiges Heft wollen, dictiren fast alle den größten Theil des Semesters. Er bildet sich ein, durch Lesen eines Handbuchs zur Sache zu kommen; ich habe ihm auseinandergesetzt, daß er auf diese Weise die Sache nicht im Gedächtniß behält. Das Gedächtniß ist eine Art Daguerrotyp und hält nur fest, was sich an schon darauf befindliches Organisches anreicht, oder was mit einem gewissen Maß, mit einer gewissen Enthaltbarkeit allmählich darauf abgebitet wird. Man kann das Handbuch einer Wissenschaft bei guten Fähigkeiten in 14 Tagen absolviren und 14 Tage Alles, was darin steht, zur Hand haben, aber 2 Monate später ist es ein indistinkter Brei, und in Anbetracht davon halte ich selbst das unleidige Dictiren noch für besser als allein lesen. Was die Hegel'schen Studien betrifft, so bin ich gewissermaßen schuld; daß sie irgendwie den juristischen Studien Abbruch thun würden, habe ich freilich nicht gehaut. Die beiden jungen Herren unterscheiden sich dadurch sehr vortheilhaft von Tausenden, daß sie einen Trieb haben nach selbstständigem Auffassen, daß sie einmal Vertretenes nicht fallen lassen, daß sie damit zu Ende kommen wollen aus der Sache, daß sie Fuß bei Male halten. Aber ihre Disputationen verhalten sich sehr oft zu wirklichen sachgemäßen Entwicklungen, wie das Hantiren mit der Klinge durch einen Naturalisten zu dem eines geschulten Fechters. Sie verbeißen sich in Nebensachen; sie fassen richtige Grundbegriffe abstract und kommen dadurch in schiefe Richtung der weiteren Entwicklung — kurz! die Disputation wird oft für sie eine zu schwere Klinge, die sie regiert, statt daß sie sie regieren. — Nur hat Hegel unbestreitbare dialektische Verdienste; er hat unvergleichlichen Sinn dafür, abstracte Höchtheiten aufzudecken, den Schein zu zernichten (obwohl er auf einem Punkte durch sein ganzes System selbst dem Scheine verfallen ist); in diesem Sinne habe ich bald, nachdem die jungen Herren nach Halle kamen, ihnen geraten, doch so nebenbei Hegel's Philosophie der Geschichte zu lesen. Zu meinem Erstaunen habe ich vor Kurzem erfahren, daß Berndt daraus ein anstrengendes Studium macht, und ich sah nun erst zu meiner Beschämung, daß ich gar nicht in Aufschlag gebracht hatte, daß die ersten Hegel'schen Studien zugleich Sprach- und Begriffsstudien sind. Am Ende kommen diese Studien doch vielleicht auch den Pandekten wieder zu Gute, denn sobald man den Gedanken faßt, daß Verfassung und Recht eines Volkes ein von diesem ebenso producirtes Kunstwerk sind, wie die prächtige organische Gestalt einer Pflanze ein solches, aus der in sie hineingeschaffenen Entwicklungskraft herans entwickeltes, gewinnen Rechtsstudien ein höheres Interesse, welches möglich macht, daß man sich an den scheinbar zufälligen Einzelheiten noch freut, wie an dem Maß- und Laubwerk eines gothischen Baues. Der Tod alles reinen Interesses an der Jurisprudenz, die Quelle aller schufterhaften Handwerksmäßigkeit unserer gewöhnlichen preussischen Juristen rührt nur davon her, daß sie kein Interesse an der Jurisprudenz haben als die Anwendung des Moments. Da müssen freilich Pandekten bodenlos langweilig werden."

Brief vom 4. November 1849:

„Ihr treuer Berndt, dessen gesunde Rückkehr nach Halle mir die größte Freude gemacht hat, sagt mir, daß Sie einen Brief von mir eher erwarteten, denn als eine Belästigung ansähen, wofür ich von meinem Standpunkte aus ein solches Fürnehmen halten mußte, zumal Sie, trotzdem daß meine Briefe wenig der Antwort bedurften und jedenfalls vierteljährselang auf eine Antwort harren konnten, doch Ihrer Zeit auch für mich nicht gespart hatten. Auf Berndts Wort hin also unternehme ich es, trotz allerhand leiser Gewissensvorwürfe, doch ein Blatt Papier in preussische Wappenfarben anzusetzen und Ihnen, wenn als nicht anderes, dann doch als ein Zeichen unverbrüchlicher

treuer Ergebenheit gegen das ganze Gerlach'sche Haus und Ev. Hochwohlgeboren insbesondere zu übersenden.

Ich erlaube mir vor allen Dingen, Ihnen in einem Punkte meine Reugier zu schilttern — Sie dürfen das aber nicht einmal für eine indirecte Frage halten, denn auch die noch wäre das Indiscreteste, was sich denken läßt —, darüber nämlich möchte ich wohl in mir klar werden, ob Herr v. Bodelschwingh mit oder ohne Berechnung der nothwendigen Folgen an v. Canitz Stelle getreten ist, oder mit anderen Worten, ob in dieser Verjorgung des Verwaltungsrathes Politik vorliegt oder zufällige Combination. Ich habe beim Fechten immer am meisten die ganz kurzen, dem Auge sich fast entziehenden Wendungen bewundert; sie sind die elegantesten und führen am weitesten; ich habe mich an ihnen gefreut, auch wo sie gegen mich waren und mich persönlich demüthigten, wie man sich an einer treffenden Antwort freut, auch wenn man dadurch geschlagen wird. So würde ich mich über solche Politik auch freuen, ganz abgesehen von meiner eigenen Meinung und Ansicht. Es ist eine kurze, präcise und in ihren Folgen unberechenbare Maßregel — ist sie aber vom Zufall herbeigeführt, so ist freilich nichts daran zu bewundern. Wollte hingegen Jemand die Elemente der Auflösung, die so reichlich in dem Dreikönigsbunde eingeflochten waren, zu recht rascher Entwicklung bringen, dann mußte er es so anfangen, mußte dem Einfädler des ganzen Unternehmens Bodelschwingh zugeben, der nach dem, was ich mir früher habe erzählen lassen, vielleicht am unheilbarsten mit Mißtrauen gegen Radowicz erfüllt und der im Verwaltungsrathe selbst sofort die Widerwilligkeiten der Leute, die Hannover und Sachsen vertraten, herausfordern mußte, wodurch diese ohnehin schon, wie sich fast durchfühlen ließ, der Sache nicht durchaus günstigen Regierungen Anstoß und Organe erhielten, ihre Ungunst zu betheätigen. Herr von Canitz hat seine Stellung großartiger, d. h. cavalierement wahrgenommen, wie ich von Repräsentanten der Kleinen höre, hat also Wangenheim und Beschau mehr die Einbildung gelassen, sie wären eigentlich die publicistischen Größen, während Bodelschwingh, der ein vortrefflicher Administrator und gar kein Held des Gedankens ist, mit starker Hand vorgeht, als hätte er ein Bataillon in's Feuer zu führen oder eine Provinz zu satrapiren, und damit jene beiden Herren sofort vor die Köpfe rennt. Auf diese Weise wird Alles erreicht, was nöthig ist, d. h. einerseits beweist Preußen seinen starken Eifer für das, was diese gebenedeiten Doctrinäre für nöthig erachten, weil es ihr letztes Hoffnungsziel ist, spannt sie und ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung an seinen Wagen, und auf der anderen Seite wird doch aus dem Dreikönigsbunde sicher nichts, aus diesem Unternehmen, was Preußen sich nur selbst entfremdet hätte, denn bleiben Hannover und Sachsen vom Parlament weg, so folgen wohl noch einige kleinere und der Reichstag kommt gar nicht zu Stande, oder doch nur so, daß Preußen auf demselben das entscheidendste Uebergewicht hat, oder kommen Hannoveraner und Sachsen, so kommen sie in solcher Stimmung und finden an Anderen solche Unterstützung, daß das Erfurter Parlament von selbst ein ähnliches Ende nimmt wie das Ehren-Franfurter, Preußen aber rollt wie eine Kugel in gehetzter Bahn ganz von selbst seinen Zielen zu, denn sei es, daß nach dem Scheitern auch dieser Pläne der alte Bund hergestellt wird; oder daß zunächst gar nichts zu Stande kommt, die Kleinen und Hannover und Sachsen selbst bleiben desorganisirt und werden nur von einer Verlegenheit in die andere taumeln. Die Autorität dieser kleinen Regierungen ist durch das Jahr 1848 unrettbar compromittirt, gesetzt dann auch, Sachsen fände für den Moment eine passende Anlehnung an Oesterreich, auf die Dauer ist sie unnatürlich, sogar für die ganzen nördlichen zwei Drittheile von Baiern und für Württemberg unnatürlich, und wenn man nur, ohne sich durch unruhige Bewegungen die Lage zu verderben, abwartet, müssen über lang oder kurz alle diese deutschen Regierungen die Wege von Bernburg und Strelitz wandern, und diese Einzelverträge, durch welche ein Stück von Deutschland nach dem anderen unter Preußens starken Flügeln unterkriecht, das ist der naturgemäß, der historisch sich entfaltende Boden des neuen deutschen, d. h.

preussischen Reichs. Alles arbeitet dafür selbst im Frieden, Unruhen aber werden vollends wie Treibhauswärme auf dieses Wachstum wirken.

Von unseren inneren Verhältnissen ängstigt mich unr eines, nämlich die Stellung der Geschworenengerichte. Geht das so fort wie bisher, bleibt das politische Verbrechen im ganzen ungestraft, so löst sich Preußen auf, d. h. es geht mit der Zeit doch in Anarchie unter. So muß es aber bleiben, so lange die Geschworenen auf der einen Seite die Rache der durch ihre Urtheile verletzten Privatpersonen und ihrer Freunde zu fürchten haben, falls sie recht richten, aber gar keine Strafe, falls sie unrecht richten. Die Furcht ist ein fürchterlicher Sophist, der mit fast allen diesen Lenten fertig wird. — Warum kommt man unter diesen Umständen nicht auf etwas Aehnliches zurück, wie die Engländer hundertfach in Irland, wo sie mit ihren Schwurgerichten in ähnlicher Lage waren, praktizirt haben, wie oft haben sie da zwar den Anspruch der Geschworenen zu Recht bestehen lassen, aber den Obmann der Geschworenen und zuweilen auch diese selbst den strengsten Ordnungsstrafen unterworfen. Es sind Beispiele vorgekommen, daß der Obmann zu 2000 Ustrl. und jeder Geschworene zu 1200 Ustrl. in Ordnungsstrafe genommen worden sind, daß man sie auch eine Zeitlang eingesperrt hat brummen lassen. — Weshalb geht nicht Aehnliches bei uns? Freilich wie dort die Obergerichte würden nicht gut, ohne daß man über Justiztyrannei schrie, die Ordnungsstrafen verhängen können, aber die Kammern oder vielmehr eine der Kammern, der man dies Attribut zutheilte, die könnten ganz gut Geschworene, die offenbar wider Recht und besseres Wissen geurtheilt hätten, in 1000 oder 2000 Louisd'or Ordnungsstrafe nehmen. Wofür hat man denn diese geeigneten freisinnigen Institute, wenn man sie nicht zu dem brauchen will, wozu sie wirklich gut sind; und wenn man die Fälle vorsichtig wählte und wirklich nur zwei solche Beurtheilungen stattfänden, sollten Sie sehen, wie rechtsfrendig mit einem Male unsere Geschworenen würden.

Wenn man nur die Fälle politischer Mittel, die in den neuen Einrichtungen eingewickelt liegen, ordentlich herauswickeln wollte! und übrigens so viel als möglich passiv sich halten, es ist ja nicht nöthig, daß wir in einem, auch nicht, daß wir in drei Jahren fertig werden. Die Gedanken der Menschen, die so lange mißleitet worden sind, wollen auch Zeit haben, bis ihr „das hätte ich nicht gedacht!“ oft genug ertönt hat, um sie ganz herumzubekommen.

Noch lasse ich mir nicht nehmen, was ich voriges Jahr immer sagte, daß es nach diesen Bewegungen in Preußen werden werde, wie in Frankreich am Ende der Fronde-kriege: „der König über alles!“ Ob an dieser Wendung auch Uebles hängt, läßt sich später überlegen, jetzt brauchen wir sie.

Und nun, wenn Sie Nachsicht genug gehabt haben, mein Geschwätz zu Ende zu lesen, noch die Bitte, mich Ihrem Herrn Bruder angelegentlichst zu empfehlen. — Von meiner Theilnahme an Ihrem Verluste schreibe ich nichts [Otto von Gerlach, der jüngste der Brüder, Hof- und Domprediger, war am 23. Oktober 1849 in Berlin gestorben]; Wunden muß man heilen lassen, wenn man nicht selbst heilkraftig ist, und das sind in solchen Fällen nur die Nächsten.“

Ohne Datum, jedoch zweifellos ins Jahr 1849 gehört folgender Brief:

„Ich wage es schon wieder, Ihnen mit einem Briefe beschwerlich zu fallen, mit einem Briefe, dessen Inhalt ich einerseits nicht für unwichtig halte, während er andererseits nichts Eiliges hat, ich bitte also, ihn nicht als ein Attentat auf Ihre kostbare Zeit anzusehen. Es thut gar nichts, wenn Sie ihn acht, vierzehn Tage liegen lassen, bis Sie einmal einen Augenblick finden, ihn zu lesen, dann aber, wenn Sie diesen Augenblick finden, bitte ich, den Inhalt dieses Briefes recht ernst zu prüfen. Zwei Zeilen über diesen Inhalt gelegentlich in einem Briefe an Ihren Herrn Sohn sind hinreichend, mich wissen zu lassen, ob ich Ihrer Ansicht nach hier auf dem rechten Wege bin oder nicht.“

Die Sache betrifft den Treubund, der in diesen Tagen eine Mission nach Halle gemacht hat, die ich als gänzlich gescheitert betrachten muß. Erlauben Sie mir, daß Verhältniß zuerst, wie ich es sehe, in seinen allgemeinsten Grundlagen zu fassen.

Der Treubund soll gerichtet sein gegen die Demokraten. Man geht aber von der ganz falschen Voraussetzung aus, daß die Macht der Demokraten lediglich in deren Anzahl und in deren disciplinirtem Zusammenhange liege; dies will man ihnen nachmachen und denkt, durch einen recht vollzähligen Bund, der einen disciplinirten Geschäftsgang hat, ihnen eine Macht entgegenzustellen.

Die Sache ist aber völlig anders. Die Macht der Demokraten ruht darin, daß sie eine andere Religion, daß sie eine andere sittliche Anschauung der Dinge haben, daß diese Religion leicht die Massen ergreift, weil sie deren Leidenschaften entseßelt, und daß sie der großen Menge der Schwachköpfe imponirt, weil alle Ehrengaben unseres seitherigen sittlichen Bestandes, nämlich der Nachruhm der Charakterfestigkeit, Freiheitsliebe, Aufopferungsfähigkeit, auf das frechste den Anhängern dieser neuen Religion vindicirt werden und sehr leider vindicirt werden können, da die ganze seitherige Erziehung und zwar schon seit sechzig, siebenzig Jahren dahin gearbeitet hat, die Charakterfestigkeit, Freiheitsliebe und Aufopferungsfähigkeit in abstracto und ganz abgesehen von ihrem religiösen Grunde zu feiern. Die Demokraten nehmen in den Augen der meisten Menschen eine Stellung ein, wie man sie nur einem ehrenhaften Gegner zugesteht, dessen Bravour man bewundert, während man sich mit ihm schlägt. — Dem wahren Sachverhalte nach dürfte man doch keinen Augenblick vergessen, daß diese Demokraten ihrer ganzen sittlichen Stellung nach Rebellen gegen Gott, im tiefsten Sinne Verbrecher sind, und daß alle ihre Tugenden nur eine größere Kraft im Verbrechen darstellen, also sie noch abscheulicher und verworfener machen.

Statt sich nun zu überzeugen, daß solchen Feinden gegenüber nichts helfen kann, als die Belebung der Grundzüge und Kräfte der Religion, welche unser ganzes deutsch-sittliches Hauswesen gebaut hat, räsonniren, wie es scheint, diese Herren vom Treubunde wie die Baudjuden auf den Jahrmärkten: die Menge muß es bringen, und um diese Menge zu gewinnen, wagen sie weder mit entschieden politischen, noch mit entschieden christlichen Grundsätzen herauszutreten, sondern legen uns in ihren Statuten und in ihrem Ritual eine ganz armselige, zum Theil kindische Abstrirung wohlmeinender deistischer und ganz lahmere constitutioneller Weisheit vor. — In solchen Sumpf wollen wir uns hier nicht hereinschleppen lassen. Wer nicht einmal erkennt, daß die deistische Indifferenz und das schwächliche Nachgeben gegen Zeitthorheiten und constitutionelle Schwindereien, daß mit einem Worte die Glaubenslosigkeit der eigentliche Quell alles unseres Unglücks ist, wer also meint, diesem Unglück irgend etwas entgegenzusetzen zu können, was doch aus demselben Quell geschöpft oder doch im Wasser aus diesem Quell gelocht ist, mit dem können wir uns hier nicht näher verbinden, noch weniger aber können wir einer Verbindung mit ihm unseren wenn auch schwächlichen, doch immerhin auf ganz anderen Grundlagen ruhenden und bis auf einen gewissen Grad auch bewährten Preußenverein aufopfern, wie auf jeden Fall geschehen wäre, wenn wir uns, so weit wir zu der Missionsthätigkeit des Treubundes eingeladen waren, diesem angeschlossen hätten, da wir durch einen solchen Anschluß nach einmal hier bestehenden Verhältnissen einen Bruch in diesen Preußenverein gebracht hätten.

Daß ich den Treubund jetzt so betrachte, ist das Ergebniß der hiesigen Verhandlungen, denn so lange ich Statuten und Ritual allein gelesen hatte, blieb noch die Möglichkeit, daß der Verein diesen sehr allgemein und indifferent gehaltenen Rahmen durch energische Persönlichkeiten geistig so mächtig erfülle, daß man das eigentliche Leben des Bundes in den Personen zu suchen habe und von den allgemeinen Ausbrüchen und Charakterlosigkeit in den Statuten absehen dürfe, obwohl ich auch schon im Augenblicke, als mich Herr von Rapmer vor einigen Wochen Statuten und Ritual lesen

lieh, gegen diese zur Schan gestellte Verehrung eines blau unbestimmten Constitutionalismus und Deismus meine Bedenken aussprach.

Um also durch die gegebenen Erläuterungen zu erfahren, weß Geistes Kinder die Vertreter des Bundes seien, drang ich in der hier stattfindenden Missionsſitzung, zu der ich eingeladen war, auf Vorlesung der Statuten und ihre Besprechung mit uns außer dem Bunde Stehenden. Da hat sich im Augenblicke gezeigt, wohin so verblasene Formeln führen; auf keinem Punkte hat man Stand gehalten. Die Statuten verlangen „gewissenhafte Annahme“ der constitutionellen Verfassung, als ich excipirte, daß man darunter auch eine innere Billigung nicht bloß der momentanen Nützlichkeit, sondern der inneren Wahrheit des constitutionellen Systemes verstehen könne, gaben die Herren auf der Stelle nach: „sie hätten es nur in ersterem Sinne verstanden“, ließen dies auch einigermassen zu Protocoll nehmen und versicherten, das Gelübde werde nur in diesem Sinne verlangt — ja! einer der Vorsteher versicherte mir privatim, er sähe es am liebsten, wenn die Constitution der Henker hole, und bei solcher Gesinnung nehmen die Menschen armen, es vielleicht höchst gewissenhaft und treu mit ihren Gelübden nehmenden Leuten ein Gelübde auf die Constitution ab, was solche Leute unter Umständen, wo ihnen planfibel gemacht wird, die Verfassung sei verlegt, vielleicht gerade zu den Demotraten treibt.

Der zweite Punkt meiner Ausstellung war, daß der Bund entschiedenen Gehorsam gegen die Vorstände fordere (was ich für ganz nothwendig halte), aber in dem Statut selbst bei dessen allgemeiner, verblasener Haltung nirgends eine Gewähr gegen Mißbrauch dieser Stellung des Vorstandes enthalte. Auch hier ist man auf eine Untersuchung der Sache entfernt nicht eingegangen, sondern hat sofort nachgegeben, es stehe ja jedem der Austritt frei, während zehn Minuten vorher erklärt worden war, dieser Bund unterscheide sich gerade dadurch von anderen conservativen Verbindungen, daß man nach Ablegung eines feierlichen Gelübdes nicht mehr ausscheiden könne, ohne den Vorwurf des Leichtsinns oder der Unehrenhaftigkeit auf sich zu laden. Nun wurde also die Möglichkeit des Austrittes wieder zu einer Grundlage des Bestandes gemacht und im Allgemeinen auf eine im Januar zu erwartende Revision der Statuten verwiesen. Also nehmen die Leute feierliche Gelübde auf zur Zeit ganz unreife Dinge ab!

Endlich auf meinen Vorwurf der deistischen Haltung der Statuten ist mir geantwortet worden, das sei der Juden wegen nothwendig gewesen, man lege aber der Individualität kein Hinderniß in den — Weg, und es stehe nichts entgegen, wenn ich z. B. specifisch christliche Sätze für mich an die Stelle der deistischen setzen wollte. Auch meinen Ausstellungen nach dieser Seite werde im Januar Rechnung getragen werden. — Und am anderen Tage haben die Herren versichert, sie bedankten sich schönstens für meine Ausstellung, Religion sei auch ihrer Ueberzeugung nach die Wurzel aller Sittlichkeit, und sofort werde man in den höchsten Vorstand einen Mann berufen, der dergleichen zu arrangiren verstehe. — *Tel on fait la religion!*

Es war wirklich ein Jammer, diese guten, übrigens gewiß höchst braven Leute in solcher Schwäche so wichtige Dinge in die Hand nehmen zu sehen, Leute, die nicht die geringste geistige Selbstständigkeit haben, die gutgemeinte Reden von der Art halten, daß man sie, wenn man sie zuerst vorwärts gehalten hat, nun mit demselben Effekte noch einmal von hinten anfangen und nach vorn zu vortragen kann, und die am Ende so unworchtig sind, ihre geistige Schwäche dadurch zu decken, daß sie in Gegenwart von einer Deputation, die aus 10 oder 12 ihnen unbekanntem (zufällig aber wirklich alle zuverlässigen) Leuten bestund, versicherten, „sie seien es eigentlich nicht, die den Treubund dirigirten, sondern das Ministerium“. — Solche gutmüthige Eſerei hat hier nur Lächeln erregt und uns in der Ueberzeugung befestigt, daß dieser Treubund ein Haufen loser Sand ist, den der erste heftige Wind nach allen Seiten verbläst. — Aber in solchen gutgemeinten und leichtsinnig unternommenen Bündeln nützt sich das Interesse der guten Menschen ab und wird, wenn die Sache nichts leistet, das Mißtrauen gegen conservative Vereine genährt und die Heiligkeit des Gelübdes herabgezogen.“

Aus dem Jahre 1849 sind drei kleine Briefe Leos an Philipp Nathusius erhalten. Der erste, vom 26. März, bespricht die Uebernahme der geschichtlichen Monatsberichte für den Fall, daß Nathusius das Volksblatt übernimmt (vgl. Aprilheft 1893 S. 377); der zweite Brief, vom 10. August, meldet den Augustibericht für die erste Woche des September an und schließt mit dem Satze: „Ihren Ansichten in Betreff des Blattes kann ich nur beipflichten, mit Ausnahme davon, daß Sie den Monatsberichten eine zu große Wichtigkeit beilegen“; der dritte Brief, vom 7. September, ist dem Augustbericht beigelegt, für den „als ersten noch etwas unvollständigen Anfang“ um Nachsicht gebeten wird.

An Karl von Rappard sind 1850, abgesehen von vier in anderem Zusammenhang mitgetheilten Briefen, noch folgende drei Schreiben gerichtet:

1) Vom März 1850: „Sie werden mich für einen entsehrlich faumseligen Briefschreiber halten und haben, obwohl ohne meine Schuld, Recht, denn nicht nur habe ich uun so lange mit meiner Antwort geögert, sondern schreibe auch jetzt hauptsächlich nur, um ein Lebenszeichen von mir zu geben, nicht um eigentlich zu antworten, sondern das behalte ich mir vor, da ich bis jetzt nur Ihren Brief und den beiliegenden von 1848 an einen Prediger, nicht aber den Aufsatz über die Posener Verhältnisse gelesen, letzteren vielmehr, da ich zunächst nicht daran kommen konnte, ihn mit Mühe und Ueberlegung zu lesen, an Nathusius gegeben habe für das Volksblatt, doch bin ich auch von ihm noch ohne Antwort. Daß ich mit meiner Zeit eben in solchem Gedränge bin, rührt von der Tollheit der jungen Leute, ihr Examen so lange aufzuschieben wie möglich und dann, wenn ihre Zeit am Semester zu Ende läuft, in Masse anzudringen, und davon her, daß ich diesmal anßer dem Directorat der wissenschaftlichen Prüfungscommission auch das Decanat der philosophischen Facultät habe. Da muß ich von Ende Februar bis zum Gründonnerstag sieben Oberlehrer und fünf Doctoren mit allen schriftlichen Arbeiten, Probelectionen und mündlichen examinibus, allen Circularen, Promotionen u. s. w. fertig machen zu der Besorgung der übrigen gewöhnlichen, am Ende des Semesters auch immer etwas dichter kommenden Geschäfte hinzu, und bin ich in solcher Hitze gewesen und bin es noch einige Tage, daß ich eine behagliche Stimmung zu einem eigentlichen Briefe nicht zu finden vermag.

Au sond stimmen wir vollkommen überein. Das unserer Zeit Fehlende und immer mehr Abhandenkomende ist die Furcht Gottes, und besser wird es nicht, bis sie wieder kömmt. Ueberall aber, wo die Furcht Gottes Sache der Massen gewesen ist, hat sich der liebe Gott selbst die Mühe genommen, praeceptor zu sein, denn es gehört dazu erstens fühlbares Unglück und zweitens lange Bedrohung. Ohne jenes wird das harte Herz der Weltkinder nicht gebrochen, ohne diese nicht in der Flüssigkeit erhalten. Die Plagen Aegyptens waren nöthig für den Auszug, die 40 Jahre Wüste zur Erziehung; und auch diese Erziehung noch welch' schwache Wurzeln ließ sie im Grunde schlagen! nur so viel, daß die mosaische Verfassung nie ganz wieder unter den Scheffel gestellt werden konnte. So war auch die totale Verwirrung durch mächtige Reste des Heidenthums, durch philosophisch-pantheistische, aus dem Christenthum hervorgegangene Secten in Allemannien, durch rationalistische Secten in Düringen und die wüste Rohheit des mächtigen Hofadels nebst dem wilden Plündern und Wüsten der Sachsen notwendig, um in Karl Martell's und Pipin's Zeit dem Gründer der deutschen Kirche, d. h. der deutschen Nation (die früher kirchlich als politisch im Karolingerreiche ausgenommen war und es politisch nur wurde, weil sie es kirchlich schon war), um Bonifacius den Weg zu bahnen, aber ohne die wilde, verwirrte, leidensvolle Zeit von Ludwig dem Frommen bis auf Arnulf wäre auch des Bonifacius' Schöpfung zu Grunde gegangen. In dieser Zeit ist die deutsche Kirche so weit erstarbt, daß sie es war, die dann Arnulf

auf dem Throne festsetzen konnte. Das Unglück an sich freilich thut es nicht, sondern es macht zunächst eine Menge Menschen noch wüster, aber ein menschlich unabwendbares Unglück, wie voriges Jahr bei uns die Cholera war, pocht doch, wie mit Händen zu greifen war, gewaltig an vieler Herzen und fortwährende Bedrohung hält sie nachdentlich und dem Guten offen. Ist freilich keine Macht, kein Institut da, welches fortwährend in solcher Zeit hält, pflügt, erntet und Ernte einfährt, so hilft Alles nichts und Wüstheit und Berrüttung dringt in immer größeren Massen ein. Aber andererseits ist auch der Leichtsinm der Massen so, daß er ohne stete Mahnung bald wieder aller früheren Mahnung vergißt, wie hier schon die Noth der Cholera und der Revolution im Allgemeinen wieder vergessen ist und die Leute in so selbstfelliger Sicherheit leben wie vor 1848. Die Massen bedürfen der göttlichen Peitsche. Da bei uns der edelste Stock der Nation wieder christlich lebendig ist, so fehlt es nicht an Seelenleuten, Ackerleuten und Schmittern, nur der vorbereitende Frost und Regensturm war bis jetzt nicht mächtig genug. Ich sehe nach dieser Seite nicht trübe, sondern hoffnungsvoll in die Zukunft, denn ich weiß, was Deutschland unter dem tüchtigen, treulosen, gewaltthätigen Ludwig dem Deutschen, unter seinen Brüdern und Nachkommen alles erduldet und ertragen hat, nicht nur ohne zu Grunde zu gehen, sondern indem es sich aufbaute. Die Fürsten waren, und mit Recht, als die armeligsten Buben verachtet, die Obrigkeit machtloser als irgend in unserer Zeit; die Geistlichkeit vernachlässigt, bedrückt, beraubt, verhöhnt, ärger als zu unserer Zeit; die Juden Herren einzelner Karolingerhöfe, mehr als sie's jetzt irgendwo sind, so daß sie offen spotten und höhnen konnten; mächtige Slavenreiche, endlich auch die Magyaren, drohten schwerer als jetzt von Osten; und aus all' diesem Wurmfratz ging endlich wirklich ein deutsches Königreich und eine die Nation von Jahrzehnt zu Jahrzehnt besser erziehende Kirche hervor, nachdem unter Ludwig dem Deutschen noch einmal der Stellingabund in Sachsen offen das alte Heidenthum verkündigt und die Tempel der alten Götter wieder eröffnet hatte.

Also — ob auch aus Erfurt, wie ich glaube, nichts wird als neue ohnmächtige Gebilde, obwohl auf allen Seiten Verwirrung und Verwilderung droht, wenn der Herr uns nur sein Wort erhält und seine Peitsche nicht so bald ruhen läßt, kann's oder vielmehr wird's zuletzt gut werden. Zunächst aber sehe ich kein anderes vollständiges Ziel als Herstellung des deutschen Bundes mit etwas energischeren Einrichtungen für Krieg und Frieden.

Verzeihen Sie diese kurze Apostrophe; ich behalte mir eigentliche Antwort vor. Ich habe so lange nicht geschrieben, weil ich vorigen Sommer bedrohlich krank war, erst allmählich im Herbst wieder zu gedeihlichem Zustande kam und dann der Winter eine Menge Arbeiten brachte."

Hier ist ein Brief Veos an Hengstenberg vom 30. März 1850 einzuschalten:

"Daß an meiner Bereitwilligkeit, der Ev. K.-B. zu dienen, nichts zuzusetzen ist, glauben Sie mir wohl auf's Wort. Aber eine Besprechung, was aus Deutschland, aus Preußen wird auf dem Grunde des von der Religion losgesagten Staates, scheint mir um so weniger meine Sache, als die ganze Lage doch nur formell entschieden ist. Weit wichtiger schiene es mir, die Freiheit, die durch diese formelle Entscheidung die Kirche gewinnen kann, auszubenten, als durch einen Streit über diese im Augenblick formell doch nicht zu redressirende Entscheidung die Erbitterung gegen die kirchliche Richtung (die für's Erste gleich Null ist und sich auf antipathetische Apostrophen incorrigibler Menschen reducirt) von Neuem zu schüren. Man sollte ohne vieles Aufsehen und Verede Hand an's Werk legen mit Gründung ganz unabhängiger Institute. Ich war deshalb hocherfreut über eine Anfrage des Pfarrers K. in D. nach christlichen Gymnasiallehrern. Die Anfrage war jedoch so in's Blaue, daß ich erst wieder fragen mußte, was er eigentlich beabsichtige und habe ich eine Antwort nicht wieder erhalten. Ob er die Absicht, in D. unter seinem Directorio ein Gymnasium zu gründen, wieder



aufgegeben, oder die ganze Sache bei Seite geworfen, oder sich mit anderen ähnlichen Bestrebungen wieder verbündet hat, weiß ich Alles nicht; nur dies Eine weiß ich, daß hier der Hase im Pfeffer liegt, wenn noch etwas von Zuden übrig bleibt, ja! wenn alle zwölf Stämme wieder zusammen kommen sollen.“

2) Ende Juli 1850. „Sie sind mir durch Ihren Brief nur um wenig zuvorgekommen, denn eben hatte ich mein Decanat abgeschüttelt und dachte nun gerade daran, Ihnen zu schreiben, als ich Ihren Brief erhielt. Ich habe sofort auch, nachdem ich Ihren Brief erhalten, an Freund Nathusius, der nicht mehr bei Halle, sondern seit Anfang Mai in Reinstedt bei Quedlinburg lebt, geschrieben und mir Ihren Aufsatz, falls er ihn nicht ehestens drucken wolle, erbeten. Bis dahin also muß ich Sie schon mit der Antwort auf diesen Punkt vertrösten.“

Sie legen mir eine Reihe Fragen vor, ich bin im Ganzen ein schlechter Antworter, weil ich die Welt nicht unter so spitzem Winkel betrachte, daß ich in der Regel scharfgezeichnete Profile sähe, die Wenn und Aber sind in mir so zahlreich, daß ich selten eine präcise Antwort habe. Hier habe ich sie ausnahmsweise einmal, so z. B. an den Kriegsschauplatz in Mecklenburg glaube ich nicht. Allerdings hat die Demokratie seit vorigem Herbst für Norddeutschland Hamburg und Bremen zu ihrem Siege erwählt und allerdings dürfte die schutzöllnerische Politik unseres Handels Excellenz Lord Palmerston nicht ungeneigt machen, Preußen etwas am Zeuge zu flicken und der norddeutschen Demokratie einigen verdeckten Succurs zutommen zu lassen, wie den Pariser Juniinsurgenten im Jahre 1848, indessen Holstein wird vollauf zu thun haben mit Dänemark, in omnem eventum mit Rußland, und Noth haben, sich selbst eine ehrenwerthe Stellung zu erkämpfen, unsere Truppen bleiben aber zum Theil an der holsteinischen Grenze in Mecklenburg und in Hamburg stehen, und sollte in Hamburg eine großartigere demokratische Bewegung beginnen, so schafft die Eisenbahn rasch Succurs. Die mecklenburger Demokraten machen isolirt nichts. Auf diese Dinge sehe ich mit großer Ruhe, ja! es wäre mir nicht unlieb, wenn wirklich in diesem Winkel der Teufel los ginge, denn dann rührte sich das einstweilen unter den Boden gekrochene Gesindel auch wieder bei uns und man würde mit bester Manier eines Theiles desselben quitt und käme einen Schritt weiter.

Was die andere Sache anbetrifft, so ist es mir wunderbar, einen Missionar wie Gütlaff, der nun eine Reihe von Jahren unter ganz anderen Bedingungen als die unsrigen gewirkt und obwohl mit großen Ehren und Früchten gewirkt, in Deutschland so oft um seine Meinung fragen zu hören über deutsche und englische kirchliche Fragen und Streitigkeiten. Der Mann ist draußen — nicht in die europäische Kirchengewirkung eingelebt und in China offenbar darauf hingewiesen, die Sache in so allgemeinen Verhältnissen zu fassen, daß wir weit davon absehen und er uns weder vorn noch hinten gemüthet. So hat er auch offenbar die eigentliche Wichtigkeit des jetzigen Streites in England gar nicht gefaßt und begriffen. Wo es überhaupt erst darauf ankömmt, der Taufe Eingang zu schaffen, kann ein Streit über den objectiven oder bloß subjectiven Charakter des Sacramentes als sehr zur Luzeit erscheinen, während es sich doch in England darum handelt, ob der Rest von Katholicität, den die englische Kirche im Widerspruch mit ihrem sonstigen Anschluß an die calvinistische Richtung bewahrt hat, untergehen oder zum Senforn werden soll. Von der Behauptung Wöschel's und Genossen, die formula concordiae den Hottentotten zu bringen, hatte ich noch nichts gehört; jedenfalls wäre das gerade der umgekehrte Fehler: Controversen, die mir bei uns einen Sinn haben, auf einen Boden zu verpflanzen, der sie gar nicht fordert und wo sie also auch reiner todter Ballast, also vom Uebel sind. Der Eifer unserer haarstarken Lutheraner für die formula concordiae ist mir ganz lieb, denn er charakterisirt ihre Richtung als das, was sie wirklich ist, als eine Sackgasse. Ich begreife, daß Leute, die wie die Bohnen und Winden und andere Schlingpflanzen nun einmal so schwanken Wuchs haben, daß sie nothwendig einer Stütze, und wäre es eine Bohnenstange oder ein dürres Birken-

reis, bedürfen, um nicht ganz umzufallen, die Unbestimmtheit, confessionelle Bagheit und kirchliche Aufgelöstheit unserer unirten Kirche ein unerträglicher Zustand ist. Ich verkenne nichts von dem Besagten, was an diesen Zuständen hängt, sehe sie aber dennoch als wohlverordnet an von Gott. [?] In diesem provisorischen Zustande sollen wir uns reinigen von den falschen Waffen, welche die frühere Noth und Bedrängniß die protestantische Kirche zu ihrer Vertheidigung hat ergreifen lassen, reinigen auch von den Mißgriffen der Gestaltung der Kirche von unten auf, und daß unsere kirchliche Oberbehörde gerade den entgegengesetzten Weg einzuschlagen hat, wird die wahre Bedeutung unserer kirchlichen Zustände nur in Kurzem um so heller an's Licht stellen. Sie sind die Vorarbeit eines katholischen Friedens, sowie die Bedrängniß und Zerfahrenheit der römischen und italienischen Zustände, die kirchlich bis in's innerste Oesterreich hereingreifen und die sich in den nächsten Jahren weiter schauerlich entwickeln werden, von der anderen Seite her die Vorarbeiten zum katholischen Frieden sind, auf den meine Seele hoffte. Ich will Gott preisen, wenn meine Augen, ehe ich von hinnen fahre, Bischöfe sehen, die wahrhaft katholisch sind, ohne daß die große Errungenschaft der Reformation, das sola fide justificamur aufgegeben ist. Nach diesem Frieden sehnt sich mein Herz, nicht nach Saßgassen, weder römischen noch lutherischen.

Meine allerbesten Grüße an Herrn von Massenbach und ich wünsche gerade, daß er bald wieder nach Erfurt muß, da hat doch ab und zu unsereins auch etwas von ihm. — In diesen Ferien will ich zunächst nach Mecklenburg und sehen, wie nun meine Kinder untergebracht sind. Nöthigt mich nachher mein Hals nicht etwa, den Weg nach Salzbrunn einzuschlagen, so könnte es wohl sein, daß Ihnen in diesem Herbst einmal ein Brief von Fleisch und Wein, d. h. ich selbst einmal ganz unerwartet in's Haus spebirt würde.“

3) Im Herbst des Jahres 1850 hat Leo seinem Freunde in Pinne eine Abschrift des Briefes, den E. M. Arndt „geschrieben in der alten Kaiserstadt Frankfurt am Main am 9. des Lenizmonats 1849, meines Lebensalters im 80.“, und eine Abschrift der Antwort König Friedrich Wilhelms IV. vom 18. März 1849 zugesandt mit folgendem Begleit Schreiben:

„Als ich — — Ihnen eben Abends schreiben wollte, täuschte mich der Lichtschein so, daß ich das Blatt verkehrt vor mich legte und also meinen Brief auf der zweiten Seite anfang, dagegen diese um später beschreiben muß, um sie doch nicht in wunderbarster Form leer zu lassen. Da will ich sie also gleich benützen, um die Notiz darauf zu schreiben, daß ich diesem Briefe die Abschriften des Briefes von Arndt und von E. M. beilege. Ich habe diese Briefe bei dieser Gelegenheit selbst wieder gelesen und finde doch eigentlich, daß der alte Mensch, der Arndt, ein wahre Satansrolle in seinem Briefe spielt und unseren König mit Furcht und Eitelkeit in vollständiger Wechselung breinschlagen will. Mir gefällt deshalb jetzt auch die Antwort lange nicht mehr so wie früher, wo mir Arndt's Brief nur lächerlich erschien — es hätte dem Manne eine schärfere Zurechtweisung gehört — und nun hat der alte Mann noch gar die Frechheit gehabt, sich selbst, nachdem er diesen Brief des Königs erhalten, der Krondeputation nach Berlin anzuschließen.“

Schönsten Dank — — für Ihren lieben Brief, der mir, da ich ihn nun mit Ihrer mir im Gedächtniß weilenden Stimme und Betonung begleiten konnte, wieder das lebendigste Bild unserer Pinner Unterhaltung hervorbrachte. — Auch Ihrer theueren Fran Gemahlin Stimme hörte ich in den wenigen beigegebenen Worten deutlich heraus, und schon um dieser lebendigen Anschauungen wegen preise ich meine letzte Reise. Haben Sie nochmals schönsten Dank für alles Freundliche, auch das in Ihrem Briefe enthaltene.

Hinsichtlich eines der beiden Punkte, die Sie in Ihrem Briefe erwähnen, haben wir schon einmal uns zu verständigen gesucht in Pinne, wurden dann aber unterbrochen.

Daß erst eine neue geistliche Zucht den Gehorsam wieder pflanzen und der Obrigkeit den Boden bereiten muß, ist klar. Wollen Sie das eine Hierarchie nennen, so habe ich nichts dawider, ich meine aber, diese Hierarchie kann gleich der römischen, als sie die Deutschen in Zucht nahm, einen weltlichen, nur aber religiös fundirten (also sanctum) Staat neben sich haben. In den letzten Entscheidungen freilich wird sie den höchsten Ausschlag auch immer für den weltlichen Staat zu geben haben. — Vielleicht daß in der römischen Kirche endlich eine Erkenntniß wächst in die Dinge, die die anderen Kirchen nothwendig jetzt von ihr trennen. Ließe sie vor allen ihre Wertheiligkeit fahren (was freilich nicht ohne eine gänzliche Umstimmung ihres Charakters möglich wäre), so hätte sie, äußerlich betrachtet, noch immer das meiste Zeug dazu, das Fundament eines neuen großen Kirchenbaues abzugeben. — Doch wer mag hier sich anmaßen, in die Zukunft zu schauen, Sie haben recht, vielleicht ist der Kiefernwald schon aufgegangen, der in wenigen Jahren mit seinem Grün die Waldblöße decken soll.

Was die Ditmarsen anbetrifft, so war dies Ländchen ursprünglich eine Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Bremen, dem der größte Theil der Einwohner hörig und zinspflichtig war überdies. Eine Anzahl kleiner freier Mannen und einige wenige Junker saßen dazwischen. Diese Vogteien geistlicher Stiftungen, zumal wenn sie etwas entfernt lagen, wurden immer sehr mild, die Hörigen fast als Freie behandelt. In der Vogtei von St. Felix und Regula von Zürich nämlich im Unterlande war es ebenso. Gerade um die Zeit, wo die auch größtentheils hörigen Bauern der oberen Schweiz anfangen, in ihrem Troß die Vorrechte vollfreier Leute allmählich zu er sitzen durch Verkauf alten Gebrauchs, oder zu erkaufen, oder zu ertrocken (denn die ganze Tellen- und Gexlergeschichte ist ja nur erwiesene reine Lüge), bläheten sich auch die Ditmarsen auf, jagten die paar Junker aus dem Lande, verdrängten den Erzbischof von einem Recht nach dem anderen und wollten ihm zuletzt nicht einmal die 500 Mark zahlen, die sie jedem neuen Erzbischof schickten für Anerkennung der von ihnen usurpirten Bauernfreiheit, von der sie allezeit auch nur bäurischen Gebrauch gemacht haben. Unter diesen Umständen gab Kaiser Maximilian die Lehensherrlichkeit über Ditmarsen dem Könige von Dänemark Johann und dessen Bruder, dem Grafen von Holstein, aber als diese des Reiches Rechte in Ditmarsen nach Art der anderen Reichsvogteien üben wollten, weigerten sich die Ditmarsen und schlugen anno 1500 Dänen und Holsteiner bei Hemmingstedt. Sie wütheten gegen die Ritter im Zuge und erschlugen über 200 allein von holsteinischem Adel, da schwur der holsteinische Adel, Blutrache zu nehmen, und diese Blutrache ist dann später in dem Kampfe 1560, der das kaiserliche Lehen geltend machte, auch nach Kräften genommen worden.

Aber allerdings war in diesen Dingen nicht bloß Recht auf Seiten Holsteins und Dänemarks, denn seit Menschengedenken eingerissene und geduldete Mißbräuche gewinnen durch ihre Dauer über Generationen hinaus doch die Gestalt eines Rechtes, was man nicht bloß mit Beil und Schwert zer schlägt, und dies Unrecht hat sich allerdings nun an Holstein gerächt, denn die Tapferkeit der Ditmarsen bei Hemmingstedt ist den Holsteinern in den letzten 20 Jahren 50tausendfach in die Ohren geschrien worden, daß sie am Ende glaubten, sie müßten auch Ditmarsen spielen.“





## Der Hirt und Professor.

Von

A. von Basse.

### II.

Tage, Wochen verstrichen. Je mehr die Freundschaft zwischen Monro und der ältesten Tochter des Pastors zunahm, desto mehr zog sich die jüngere von beiden zurück. Doch ließ sich nicht verkenne, daß in ihrem Benehmen gegen den Suffraganten eine vorteilhafte Veränderung vorgegangen war. Sie antwortete artig, wenn er sie anredete, und nahm seine Höflichkeiten mit ruhiger Freundlichkeit entgegen, aber sie richtete nie das Wort an ihn; ihr Auge war, seit jenem trostigen Blick im Garten, nie wieder dem seinigen begegnet. Es schien eine unsichtbare Kluft zwischen ihnen zu liegen, die keins von beiden zu überbrücken wußte.

Martha beobachtete mit Erstaunen und Schmerz das Treiben der Schwester, die stundenlang allein in den Wäldern umhergeschweifte, oder, wenn sie zu Hause blieb, in das Lesen eines Romans vertieft war. Zuweilen fiel es ihr auch ein, Martha helfend zur Hand zu gehen, aber ihre Art und Weise, sich an den häuslichen Arbeiten zu beteiligen, glich mehr der Befriedigung einer Laune, als der Erfüllung einer Pflicht.

Ihre Schwester dagegen stand mit täglich wachsendem Eifer dem Hauswesen vor und sorgte im stillen für alle aufs liebevollste.

Dem scharfen Auge des Suffraganten entging es nicht, daß sich dabei in ihrem Betragen eine gewisse Selbstzufriedenheit zeigte. „Glauben Sie nicht auch,“ begann er eines Tages lächelnd, „daß wir alle etwas von dem Sauerteig des Pharisäers in unserem Herzen haben und eine selbst kaum eingestandene Behaglichkeit empfinden, wenn wir im Vergleich mit anderen uns vollkommener dünken, als sie. Ohne es uns selbst klar zu machen, gelangen wir dahin, wie der Schriftgelehrte zu sagen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser Böllner.“

Martha wurde rot. „Sie haben mich schon einmal daran gemahnt, auf meiner Hut zu sein,“ entgegnete sie sanft. „Aber denken Sie nicht, daß ich mich für besser halte als meine Schwester. Nein, gewiß nicht, sie ist mir in jeder Weise überlegen, der Professor wiederholt das alle Tage. — Wissen Sie, wie mir Marie jetzt vorkommt? — Wie ein Waldbach, der sich plötzlich in seinem friedlichen Lauf durch irgend welches Hindernis gehemmt sieht und nun grollend und tosend dagegen anstürmt, um es aus seinem Wege zu räumen.“

„Aber welchen Stein des Anstoßes könnte es im Leben Ihrer Schwester geben?“

„Ich zerbreche mir schon lange den Kopf darüber. Bei einem so excentrischen Gemüth wie das ihre kann man alle Möglichkeiten zulassen — selbst die . . .“ sie stockte.

„Selbst die?“ — wiederholte er gespannt. „Sie schweigen, Fräulein Martha? Halten Sie mich Ihres Vertrauens nicht wert?“

„Oh, wohl, aber es ist eine so kindische Voraussetzung von mir, die meiner Schwester in Ihren Augen schaden könnte.“

„Fürchten Sie nichts dergleichen.“

„Nun, es sei. — Ich bilde mir ein, aber es ist fast lächerlich, es auszusprechen, daß sie eine romantische Neigung zu dem schönen Schäfer auf dem Turm von Mayen gefaßt hat.“ — Es war gut, daß Martha, die vor sich niedersah, den plötzlichen Farbenwechsel im Gesicht des Suftraganten nicht bemerkte. „Ich glaube, daß ihr Stolz, denn Marie ist sehr stolz, ihr nicht einmal erlaubte, sich dieser Neigung deutlich bewußt zu werden, obgleich ich vermute, sie leidet in diesem innerlichen Kampfe.“

„Aber wenn dieser junge Mensch sich eine sorgfältige Bildung angeeignet, ein gottesfürchtiges Leben geführt hätte, wenn er . . .“

„Wo denken Sie hin! Er bliebe doch immer ein Hirt, der Butter und Käse bereitet; wir leben nicht mehr in Arabien. Wie könnte sich meine Schwester in solchen Verhältnissen heimisch fühlen. Ich bin auch überzeugt, sie würde sich nie unter ihrem Stande verheiraten.“

„Da haben Sie recht,“ erwiderte er, während ein bitteres Lächeln um seine Lippen zuckte.

„Zudem,“ fuhr Martha erleichtert fort, „wird es dem Hirten gar nicht in den Sinn kommen, an das kleine Fräulein zu denken.“

„Sind Sie dessen so gewiß?“ entgegnete er leise.

„Natürlich! Dem wird ein rotbäckiges Bauernkind viel mehr gefallen und auch besser für ihn passen.“

Monro schien ihre letzten Worte nicht gehört zu haben, so sehr war er mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

„Und Sie, Fräulein Martha,“ begann er nach einer Pause, „würden Sie sich entschließen können, dem Sohne eines armen Landmannes, wie ich zum Beispiel, Ihre Hand zu reichen, der, wenn er Ihnen auch in Zukunft ein Pfarrhaus zu bieten hätte, doch ebenfalls in einem elenden Chalet geboren wurde?“

„Wenn ich ihn liebte, warum nicht,“ entgegnete sie einfach, „aber da vergesse ich über unserer Blanderei das Abendessen,“ fügte sie hinzu, „und dort kommt schon der Papa mit dem Professor.“ —

Einige Tage später saß Martha allein in dem kleinen Gemach, das zugleich als Wohn- und Eßzimmer diente. Ganz gegen ihre Gewohnheit war sie unbeschäftigt und hatte den Kopf in die Hand gestützt, während auf ihrem Antlitz eine stille Freude leuchtete.

Da öffnete sich die Thür und Marie trat ein; sie blieb mitten im Zimmer stehen, die Arme gekreuzt, die Stirn finster gefaltet, die Lippen zusammengepreßt.

„Was fehlt dir? Du siehst ja wie eine Gewitterwolke aus!“ sagte Martha, die in diesem Augenblick doppelt den Kontrast zwischen ihren eigenen glücklichen Gedanken und dem düsteren Wesen der Schwester fühlte. Mariens beide Hände ergreifend, zog sie das junge Mädchen an sich und drückte mit einer ihr sonst ungewohnten Zärtlichkeit ihre Lippen auf die Stirn der Schwester.

Diese blickte sie überrascht an, kniete neben ihr nieder und barg den Kopf in Marthas Schoß. Nach einigen Minuten erhob sie die Augen und sagte in entschlossenem Tone: „Martha, ich kann nicht länger so leben, als bisher, ich will fort!“

„Fort?“ wiederholte die andere erstaunt. „Du! — gerade jetzt? Und weshalb?“

„Weil . . .“ sie stockte, dann fügte sie leidenschaftlich hinzu: „weil ich unglücklich bin!“

„Unglücklich?“

„Ja, unglücklich!“ rief Marie heftig, „ich . . .“

„Oh, so sprich doch!“

„Nun wohl, daß du es weißt — ich liebe.“ —

„Den Hirten?“ fragte Martha fast zaghaft.

Marie nickte.

„Aber das ist ja ganz unmöglich!“

„Wenn du glaubst,“ entgegnete die Jüngere, „ich hätte keine Ursache, ihm dankbar zu sein und freundlich an ihn zu denken, so irrst du dich gründlich. Ich hatte nur keine Lust, mein liebes Geheimnis deinen Spöttereien preiszugeben, wußte ich doch, daß du kein Verständnis dafür haben konntest — aber jetzt sollst du es erfahren,“ und hochaufatmend fuhr sie fort: „Damals auf dem Rückweg vom Turm Mayen mußten wir einen schmalen, hart an einem schauerlichen Abgrund sich hinziehenden Fußpfad einschlagen. Der Hirt war der erste, welcher den gefährlichen Weg zurücklegte und nun stehen blieb, uns zu erwarten. Ich war ihm fast auf dem Fuße gefolgt, während die andere Gesellschaft unter dem Zetern und den Augstufen der Damen mit dem zweiten Führer langsam nachkam. Nur noch einige Minuten, und ich war am Ziel. Er stand bereits auf dem abwärts führenden Fußsteig und blickte zu mir auf, indem er seinen mit Alpenrosen umkränzte Hut schwenkte und fröhlich ausrief:

„Darf ich die kühnste Bergsteigerin begrüßen, die ich je geführt!“

Ich stützte mich ermüdet von der Anstrengung auf meinen Alpenstock und sah lächelnd über das Kompliment zu ihm nieder. Da plötzlich veränderte sich der freudige Ausdruck seiner Züge in schreckhafter Weise, sein Blick wurde starr, sein Gesicht totenblaß; wie ein wildes Tier sprang er auf mich zu und riß mich zurück vom Rande des Abgrundes. Mir schien es, als wiche die Erde unter meinen Füßen, aber schon stand ich auf festem Boden und hörte nur das dumpfe Rollen des Gesteins, das hinab in die unabhsehbare Tiefe polterte. — Alles das war das Werk eines Augenblicks. Er stand vor mir, ein tiefer Atemzug entrang sich seiner Brust, er hob die Augen und Hände zum Himmel und stieß in höchster Erregung die Worte hervor: „Albarmherziger! Dir sei Preis und Dank!“ —

Was war nun geschehen? Ich hatte beim Ausruhen meinen Gebirgsstock dicht an den Abgrund in die Erde gestemmt und die oft gehörte Warnung, wie gefährlich das sei, ganz vergessen. Da plötzlich hatte er bemerkt, wie das steinige Erdreich sich unterhalb loszulösen begann. Ihm blieb keine Zeit, mich anzurufen, das Bödere einer Sekunde, und ich wäre mit dem Geröll in die Tiefe gestürzt. — Die anderen waren noch zu weit entfernt, um etwas von diesem Vorfall zu bemerken, und wir beide schwiegen darüber.“ —

„Das klingt ja ganz romantisch,“ nahm Martha das Wort, „aber jeder andere hätte das an seiner Stelle auch gethan, und ich sehe wirklich nicht ein, warum du deshalb das Weite suchen willst — ich denke, du wirst hier mit der Zeit ebenso gut zur Vernunft kommen wie anderswo.“

„Du hast also nicht erraten,“ entgegnete Marie, während ein Lächeln durch die Thränen brach, die aus ihren Augen quollen, „daß der Suffragant jener Hirt war?“ —

„Oh, mein Gott, nein,“ murmelte Martha, sich erhebend, indes eine tiefe Blässe ihr Gesicht bedeckte.

In diesem Augenblick trat der Pastor ein.

„Hast du mir die angenehme Neuigkeit schon vorweg genommen?“ begann er heiter, seiner ältesten Tochter schalkhaft mit dem Finger drohend.

Diese eilte auf ihn zu und rief, seine Hände krampfhaft drückend:

„Ach, bitte, liebster Papa, sage nichts — nicht heute, nicht jetzt.“ —

„Was soll der Papa nicht sagen?“ fragte Marie befremdet.

Der Pfarrer betrachtete Martha mit Verwunderung. — „Ich begreife dich nicht, Kind, und sehe keinen Grund, unserer Kleinen diese Freude vorzuenthalten. Du kannst deiner Schwester Glück wünschen,“ fügte er lächelnd hinzu, „sie ist seit einer Stunde die Braut des Suffraganten.“ —

Marie stand da, keines Wortes mächtig, endlich stammelte sie: „Mögt ihr glücklich sein, recht glücklich!“ Dann verließ sie bleich und zitternd das Zimmer.

„Was bedeutet denn das alles?“ sagte der Pastor betroffen, indem er auf die Thür blickte, durch welche seine jüngste Tochter verschwunden war.

„Oh, frage mich jetzt nicht, Papa,“ erwiderte Martha, ihre Arme um seinen Hals schlingend, „glaube mir, es wird schon alles recht werden, habe nur ein bißchen Geduld.“

Als ihr Vater sich entfernt hatte, sank das arme Mädchen auf den nächsten Stuhl, barg das Gesicht in den Händen und blieb lange, lange regungslos sitzen. — Endlich erhob sie sich, stille Tränen lag auf dem bleichen Antlitz, sie strich mit der Hand über die Stirn und schritt dann langsam dem Stübchen ihrer Schwester zu. — Das Gemäch war leer, Kleidungsstücke fanden sich überall umher gestreut; der Wandschrank war geöffnet und alles darin in bunter Unordnung. — Martha überflog die Gegenstände mit zerstreutem Blick, der endlich an einem Brief mit ihrem Namen haften blieb, er lautete:

„Sei glücklich, Martha, und kümmere dich nicht um mich. Arme Seele, zerbrich dir den Kopf nicht über mein kindisches Geständnis. Ich wollte fort, weil — weil mein Stolz mir nicht erlaubte auf die Vorrechte . . . aber nein, ich kann nicht unwahr sein, nicht in einem solchen Augenblick, und könnte ich selbst dein Glück durch eine Lüge befestigen. Ich gehe fort, weil ich ihn liebe und er meine Gefühle nicht erwidert. — Oh, wenn du wüßtest, wie grausam ich in dem Gedanken gelitten habe, daß er mich albern und unweiblich findet. — Hat er doch die kleine Zeichnung gesehen, die Berje gelesen und durch deine Stickerereien nur zu gut erraten, daß ich für den Hirten, für ihn, schwärme. — Ein Mädchen, das durch ihre Zuverlässigkeit die Zuneigung eines Mannes zu erwecken sucht, das ihm entgegen zu kommen scheint! — Es giebt für mich nichts Berächtlicheres!

Ich war kalt, stolz und unartig gegen ihn, um ihn vom Gegenteil zu überzeugen, mit einem Worte, unwahr und deshalb nicht einfach und natürlich. Was war begreiflicher, als daß er sich durch ein solches Benehmen nicht angezogen fühlen konnte, daß deine liebenswürdigen und häuslichen Eigenschaften sein Herz gewannen? — Wenn du dein Glück im Auge hast, weißt du auch, daß er es bei mir nicht finden konnte. — Ich gehe zur Tante nach Laufanne. Sie, die mich schon seit Wochen so dringend eingeladen hat, wird froh sein, mich so unerwartet zu bekommen. Sag das dem Papa, und wenn ihr mich lieb habt, so laßt mich jetzt mit Briefen in Ruh! Ich muß mich selbst wiederfinden, aber das kann nur ohne euch geschehen. Sei überzeugt, in wenig Monaten bin ich wieder die alte, wenn ich in der Zeit nichts von euch höre. Durch die Tante werden wir Nachrichten von unserem gegenseitigen Wohlergehen haben, das genügt für den Augenblick. — Ich umarme den Papa und dich. — Daß du mein Vertrauen nicht mißbrauchst, weiß ich. — Also noch einmal sei glücklich, wenn du willst, daß ich es werde.

Deine Marie.“

Martha faltete langsam das Blatt zusammen, dann ordnete sie die umhergeworfenen Gegenstände und legte sie sorgfältig an Ort und Stelle. Ihre Hände zitterten bei dieser Beschäftigung, und sie fuhr oft mit der Rückseite derselben über ihre nassen Augen. — Da brach plötzlich ein heller Sonnenstrahl aus dem bewölkten Himmel, schimmerte auf den Schneefeldern der Dent du Midi und glitt dann zögernd über die Wiesen und bewaldeten Abhänge Corbeyriers; alles das dauerte nur einen Augenblick, denn schon warf eine dunkle Wolke ihren schwarzen Schatten über die eben noch so heiter erglänzende Landschaft.

„Der Sonnenstrahl war wie mein Glück,“ sagte sich Martha und schaute sinnend hinaus. Da gewahrte sie ihren Verlobten, der auf das Häuschen zuschritt. — Fast unwillkürlich drückte sie die Hand aufs Herz und versuchte, eine frohe Miene anzunehmen, als sie jetzt hinunter ging, um ihn zu begrüßen. Er kam ihr lachend entgegen:

„Was ist nur dem Professor in die Krone gefahren,“ begann er, „ich hörte im

Walde jemand hämmern, und dem Geräusch folgend, sehe ich Herrn Malet hoch über mir in einer engen Fesselschlucht wie ein Reiter zu Pferde auf einem Steinhäufen sitzen. Er hämmert mit einer solchen Wut darauf los, als hätte er eine Horde Kannibalen zu bekämpfen. Vergebens mühe ich mich ab, durch wiederholtes Rufen seine Aufmerksamkeit zu erregen. — Endlich, als er eine Pause macht, um die abgetlopfen Schiefen zu prüfen und nach Fossilien darin zu suchen, scheint meine Stimme an sein Ohr zu dringen. Aber er betrachtet mich mit einem so feindseligen Ausdruck, als sei ich irgend ein böser Kobold, der ihn in seinen Studien stören will, und fragt zornig: „Was bedeutet denn dies widerliche Geschrei?“

„Da Sie dem Pastor auf die Anzeige von unserer Verlobung und seine Bitte, diese heute Abend mit uns zu feiern, nicht geantwortet haben, möchte ich Sie, lieber Herr Professor, in seinem und unserem Namen nochmals herzlich einladen, dies frohe Fest mit uns zu begehen.“

„Frohes Fest! Abernheit! Habe weder Zeit noch Lust zu dergleichen Alotria!“ versetzte er in kurzem Tone. Alles Uebrige, was ich noch vorbringe, um ihn zu bestimmen, bleibt ohne Erwiderung und wird durch sein Hämmern übertönt. — „Aber was ist Ihnen denn?“ fragte er beunruhigt, plötzlich den erregten und traurigen Ausdruck im Gesicht der Braut gewahrend, die sich vergebens abmühte, heiter zu erscheinen. Sein Blick überflog das Zimmer, als müsse irgend ein Gegenstand ihm die Ursache ihrer ungewöhnlichen Gemütsbewegung erraten.

„Wo ist Ihre Schwester?“

„Marie? — abgereist,“ murmelte sie.

„Abgereist?! Ah — dacht ichs doch! Sie ist unzufrieden mit Ihrer Wahl!“

„Warum sollte sie das?“

„Weil ich von niedriger Herkunft bin!“ sagte er, stürmisch auf- und abgehend.

„Wenn Sie bereuen, mir Ihr Wort gegeben zu haben, so nehmen Sie es zurück.“ —

„Heinrich!“ rief sie leise und vorwurfsvoll. Es war das erste Mal, daß sie ihn bei seinem Vornamen nannte. Der Ton ihrer Stimme klang so weich und zärtlich, daß er, ihre Hand ergreifend, ruhig erwiderte:

„Verzeihen Sie mir, ich weiß nicht, was ich sage.“ —

„Es ist meine Schuld, wenn Sie meine Schwester falsch beurteilen; ich that ihr unrecht. Ah, sie hat mir oft genug vorgeworfen, daß ich nicht eine Regung ihrer Seele verstehe, daß die materiellen Sorgen und Mühen mich einer Larve gleich gemacht hätten, die tief in der Erde steckt und die nichts von dem begriffe, was vom Himmel käme.“

„Worin bestand denn Ihr Unrecht?“ fragte er ungeduldig.

„Oh, sie ist gar nicht hochmütig, sie hat sich nur kalt und stolz gezeigt, weil . . .“

„Weil?“ wiederholte der Suffragant.

Das Mädchen wußte nicht zu antworten, sie fühlte plötzlich, daß sie nahe daran war, das Vertrauen ihrer Schwester zu mißbrauchen.

„Mein Gott! was muß ich denn thun!“ rief sie verzweiflungsvoll und schlug die sanften, hellbraunen Augen treuherzig zu dem jungen Mann auf, als suche sie Hilfe bei ihm. Dann fügte sie vorwurfsvoll hinzu:

„Warum haben Sie mir denn nie erzählt, daß Sie und der Hirt ein und derselbe waren?“

„Wozu hätte das genügt?“ versetzte er zerstreut.

„Ich würde mir dann Mariens sonderbares Betragen leichter erklärt und nicht in Ihrer Gegenwart die Vorliebe meiner Schwester für den Hirten zum Gegenstand meiner Neckereien gemacht haben. — Das arme Kind, aufs bitterste in ihrem weiblichen Stolz gekränkt, hat geglaubt, sie müsse Ihnen durch Kälte und Schroffheit beweisen, daß ihre harmlose Schwärmerei für jenen nichts wie eine kindische Laune war.“

Er schwieg einen Augenblick. „Sie hat mich schnell genug davon überzeugt,“ murmelte er dann.



„Aber nein . . . es,“ Martha stockte, sie wußte nicht mehr ein noch aus, und indem sie die Hände an ihre pochenden Schläfen drückte, stieß sie endlich mit einer gewalt-samen Anstrengung die Worte hervor: „Ich weiß und fühle nur eins, Herr Mouro, daß . . . daß wir uns nicht heiraten können — wenigstens nicht so bald.“

„Was sagen Sie da?“ rief der Suffragant heftig.

„Lassen Sie uns wie bisher als gute Freunde weiter leben — die Zukunft mag entscheiden — aber sprechen wir für den Augenblick nicht von einer Verlobung.“

„Martha!“ rief er und seine dunkeln Augen flammten, „wollen Sie ein redliches Herz zum Spielball Ihrer Launen machen?“

„Oh, gewiß nicht! — Bleiben Sie mein Freund,“ fügte sie hinzu, „verlassen Sie mich nicht. Sie müssen mir helfen — ich bin ja unglücklich genug!“

Es lag eine solche Aufrichtigkeit in ihrem Tone, es sprach ein so tiefes Weh aus ihrem ganzen Wesen, daß eine Ahnung der wahren Sachlage, die sie ihm so mühsam zu verhüllen strebte, wie ein Blitz durch seine Seele zuckte.

Einen Augenblick stand er wie betäubt da, dann sagte er, seine Lippen auf ihre Stirne drückend, mit sanfter Stimme:

„Wir werden warten, Martha, da Sie es wollen, und möge Gott unseren Weg erleuchten.“ —

Der junge Mann zog sich in sein Zimmer zurück und versank dort in düsteres Sinnen. — Er war unzufrieden mit sich selbst. In der Verblendung der ersten leidenschaftlichen Aufregung über das hochfahrende und schroffe Benehmen Mariens — überzeugt, daß sie ihn seiner geringen Herkunft wegen so verächtlich behandelte — über seine eigenen Gefühle im Unklaren, angezogen durch das sanfte und rücksichtsvolle Wesen der älteren Schwester, hatte er um diese geworben. — Aber lebte denn ihr Bild nur allein in seinem Herzen? Ja, es sollte allein darin leben, er wollte jedes andere daraus verbannen und sie glücklich machen. Er sah im Geist ihr liebliches von Schmerz und Unruhe ebenso tief erregtes Antlitz und mußte sich sagen, daß er es war, der bittere Kämpfe in diese so reine und gütige Seele getragen hatte.

„Wenn ich unrecht gethan habe, so hilf du mir es sühnen, mein Erlöser,“ betete er leise, und es war ihm, als käme der alte Frieden wieder in seine Brust.

Am nächsten Morgen schien alles wieder im gewohnten Geleise in dem braunen Chalet, nur Marie fehlte. Als man zu Tische ging, wurde ihr leerer Platz von Vater und Tochter mit einem traurigen Blick betrachtet, und beide sowohl wie Mouro waren schweigsam.

Da ließen sich plötzlich rasche Schritte im Hansflur hören; die Thür wurde geräuschvoll aufgestoßen, und der Professor zeigte sich im Reiseanzug auf der Schwelle, bepackt und befangen wie ein Tabuleträmer, über den Schultern einen großen Plaid, der ihm wie ein Königsmantel hinten nachschleifte.

„Reise!“ sagte er, dem Pastor, der sich erstaunt erhob, die Hand hinstreckend, „wußte nicht, daß das Fräulein den Abendzug genommen, würde das auch gethan haben.“

„Was, werter Freund, Sie wollen uns verlassen und schon jetzt? — so unerwartet schnell?“ rief der Pastor, „nein, das ist unglaublich!“

Malet schob einen zornigen Blick auf die jungen Leute. „Unglaublich?! Tragen sich alle Dinge zu, die nicht mit der Wissenschaft übereinstimmen. In der Wissenschaft hätte der da (auf den Suffraganten zeigend) weder Futter für seine Einbildungskraft noch für sein Herz gefunden, wendet sich nur an die Vernunft, darum so heilsam für die männliche Jugend. Hatte alles Zeug, ein Gelehrter zu werden, ehe er sich durch die da auf bedauerliche Abwege führen ließ. — Warum bereiten Sie mir die Unannehmlichkeit, mich anzublicken, Kind? Fände es in der Ordnung, wenn Sie die Augen senkten, Sie zweite Eva, Sie!“

„Aber, lieber Herr Professor,“ bat Martha fast schmeichelnd, Sie werden doch nicht abreißen?“

„Lieber Herr Professor!“ wiederholte er wütend, „lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrem „lieben“! Hier bleiben, um ener Taubengetändel anzusehen? — Keine das — nicht nach meinem Geschmack! Will dem Fräulein nach, ist die einzig Vernünftige.“

Martha wollte sich ihm nähern, um seinen Plaid zu ordnen. Er streckte abwehrend die Hand aus.

„Nichts da! Muß aufhören — haben mich lange genug geplagt — fangen Sie jetzt mit dem an, wenn Sie einmal keinen Frieden halten können. Bin ein einsamer Mann.“

„Einsam, lieber Freund? Vergessen Sie Ihre Kinder?“ sagte der Pastor.

„Gehe, die Unräuter zu sehen — sind gut aufgehoben unter der Pflege meiner Cousine — zänkisch und alt, aber sorgsam. Adieu.“ —

Der Professor war abgereist. Seine Abwesenheit ließ in dem Leben des jungen Mädchens eine so große Lücke zurück, daß sie selbst darüber erstaunt war. Es fiel ihr schwer, Schwester und Freund gerade in einem Augenblick zu entbehren, in dem es ihr so nötig that, sich selbst in der Sorge für andere zu vergessen. — Etmals, wenn sie einen raschen Schritt oder eine laute Stimme hörte, fuhr sie freudig zusammen bei dem Gedanken, es müsse der Professor sein — eitle Täuschung, er war und blieb fort. — Sie fühlte sich, wenn auch nicht gerade unglücklich, doch tief traurig.

Einen Moment hatte sich vor ihrem geblendeten Blick eine Zukunft voller Liebe und Glück entrollt, flüchtig wie eine glänzende Fata Morgana, deren Verschwinden einer schmerzlichen Leere und tiefen Niedergeschlagenheit Platz gemacht hatte.

Ein großer Dichter sagt: Ein Herz, das verloren, entbehrt, einem Herzen, das nicht gefunden, mangelt etwas. Aber Martha war eine gesunde, praktische Natur; nicht an müßiges Träumen gewöhnt, fand sie keinen Gefallen daran, sich in ihren eigenen Schmerz zu versenken. Sie wischte mutig die Thränen ab, die dann und wann in einer einsamen Stunde ihren Blick trübten und sagte, sich selber scheltend: „Nah, welch ein Kind ich bin. Da schickt mir der liebe Gott die erste harte Prüfung, und statt sie willig anzunehmen und zu tragen, stränbe ich mich dagegen und werde kleinmütig.“

In solchen Augenblicken besuchte sie die Armen und Kranken und kam getröstet heim, indem sie Gott von Herzen für alle gute und vollkommene Gabe dankte, durch die Er sie im Vergleich zu ihren leidenden Mitmenschen bevorzugt hatte.

Anfangs fühlte sie sich dem Suffraganten gegenüber in einer befangenen und gezwungenen Stimmung, die von diesem geteilt wurde, aber nach und nach fanden sich beide wieder in das frühere geschwisterliche Verhältnis hinein, das die freimütige Herzlichkeit des jungen Mannes von neuem angebahnt hatte.

So kam das Ende des Septembers heran. Die Tage waren in dem lieblichen Bergthal weit kürzer, als in der Ebene, da die Sonne einen langen Weg machen mußte, ehe sie die Felsenspitzen erklimmen konnte, und abends gar frühzeitig von ihnen hinunterstieg.

Martha saß eines Nachmittags in der Küche am Herdfeuer, um den Kaffee zu bereiten. Ein grauer Himmel sah zum Fenster herein, und ein leichter Regen schlug gegen die getrübbten Scheiben. Dann und wann hörte sie fröhliche Stimmen, welche sich mit dem hellen Ton der Ruhglocken und dem Getrappel von Menschen- und Tierfüßen vermischten. Landleute trieben das Vieh aus seinen Sommerquartieren hoch oben in den Bergen jetzt heim in die Dörfer.

Da plötzlich trat Monro herein, durchnäßt und erfroren von einem Ausgang heimkehrend.

„Ihr lustiges Feuer kommt mir gerade gelegen, Fräulein Martha!“ rief er heiter, „wissen Sie, daß es hundekalt draußen ist!“

„Hoffentlich wird dies Wetter den Papa bestimmen, bald an den Ausbruch zu denken. Ich freue mich, unser gemüthliches Pfarrhaus und vor allen Dingen meine Schwester wiederzusehen!“

Herr Heinrich senfzte und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Warum auf einmal diese traurige Miene?“ fragte sie.

Er starrte einen Augenblick in die Flammen, ohne zu antworten. „Weil ich fühle,“ entgegnete er dann, „daß meine Gegenwart ihr störend und lästig ist.“

„Nicht wahr, Sie wollen dies Vorurteil in Corbeyrier lassen,“ entgegnete sie bittend.

„Vorurteil?“ wiederholte er, den kleinen Raum mit schnellen Schritten durchmessend. „Stolz, Lieblosigkeit, Launen, das sind die Spinnwebbe in der Seele Ihrer Schwefter!“

„Nein, Herr Monro, Sie thun ihr schweres Unrecht mit dieser vorschnellen Urtheilung. Der Erziehung Mariens hat die liebende, aber feste Leitung einer Mutter gefehlt. Ich selbst, damals ein halbes Kind, konnte ihr die früh Verstorbene kaum für die äußerliche Sorge ersetzen, viel weniger noch auf ihren Geist heilsam einwirken. Weit klüger als ich, war sie mir in allen Stücken überlegen, wo sollte da der Respekt vor meinen guten Lehren und Ratschlägen herkommen.“

„Sie hat keine Idee von Pflichtgefühl,“ fuhr er dazwischen.

„Ihre Seele ist noch ein unbebautes Land; von der Saat, die eine geschicktere Hand als die meinige dort niederlegt, wird auch die Ernte abhängen,“ erwiderte sie begütigend.

„Es würde keine leichte Arbeit sein, das Unkraut, welches darin bisher gewuchert hat, anszurotten,“ versetzte er rauh.

„Aber eine um so lohnendere,“ entgegnete sie. „Bitte, nehmen Sie doch das Spinnwebbe ab, das dort oben über meinem Herbe hängt. — War das so schwierig?“ fragte sie lächelnd, als er ihre Bitte erfüllt hatte. „Sie sehen also, man kann mit dergleichen, sei es Spinnwebbe oder Unkraut, schnell genug anfräumen, wenn man nur den festen Willen hat.“

Er legte seine Hände auf ihre Schultern, sah ihr in die Augen und murmelte: „Goldenes Herz!“

Da wurde die Thür so weit wie möglich aufgerissen: „Das muß immer tändeln wie die Tauben! War vorauszusehen! Höchst abgeschmackt!“

„Der Professor!“ rief das junge Mädchen, während das helle Rot der Freude ihr Gesicht bedeckte.

„Wollte nur wissen, ob das Lust hat, sich für den ganzen Winter hier einschneien zu lassen.“

Martha streckte ihm beide Hände entgegen. Er blickte sie grimmig an und reichte ihr einen Finger.

„Thorheit, zu thun, als ob man sich über meine Ankunft freute!“

Sie lachte fröhlich, knüpfte den nassen Shawl los, den er über seinen Hut gebunden hatte, nahm ihm den Stock ab und befreite ihn von dem Ziegenfell, das ihm im Gebirge als Mantel diente. Die Hintersüße und der Schwanz des Tieres — oder besser gesagt, der Teil des Felles, der diese bekleidete hatte, baumelte auf den Hacken des Geselchren, während die Vorderfüße unter seinem Kinn zusammengehackt waren. Dann schob das junge Mädchen für den Professor einen Stuhl ans Feuer, goß eine Tasse siedenden Kaffees ein und reichte sie dem lieben Freunde, nachdem sie Milch und Zucker hinzugefügt hatte. — Herr Malet betrachtete kopfschüttelnd das Getränk, rührte zerstreut mit dem Löffel darin herum und führte es dann an die Lippen.

„Wohlthuend,“ brummte er, die leere Tasse auf den Tisch setzend. „Sonderbar, habe hier stets das Gefühl, als sei ich ein kleiner Knabe und wieder unter der Obhut meiner Mutter. Habe das nie gekannt in meiner Ehe — alles war da wissenschaftlich. Unbegreiflich, warum das Kind mich nicht in Ruhe lassen kann! Macht mich noch ganz sentimental mit seinen Aufzuzerereien. — Wozu das!“ rief er zornig, indem er aufstand, „die da denkt immer nur an Essen und Trinken,“ fuhr er fort, „ergötzt unsere tierische

Hülle, anstatt die Seele. Kommt herans, ich will entrem geistigen Menschen einen Schmans geben."

Alle drei traten vor das Chalet. — Der Regen, dessen Spuren sie noch in den schmutzigen Lachen zu ihren Füßen sahen, hatte sich in den höheren Regionen in Schnee verwandelt. Alle Kluppen und Felsspitzen waren mit schimmerndem Weiß bedeckt, nur hie und da wurden unter der leichten, blendenden Hülle die Waldungen wie dunkle Streifen sichtbar. Der blaue Himmel blickte zwischen den zerrissenen Wolkemassen hindurch und ein heiterer Sonnenstrahl glänzte über der ganzen Landschaft.

"Oh, wie herrlich dort oben der Turm von Mayen!" sagte Martha, und alle blieben einen Augenblick in stille Betrachtung versunken.

"Das ist eine andere Nahrung wie Ihr Kaffee, Kind!" versetzte der Professor triumphierend.

Jetzt kam der Pastor den Dorfweg herauf.

"Papa! Papa! Sieh mir, wir haben ihn wieder!" rief die Tochter.

"Das Beste, was uns begegnen konnte. Seien Sie herzlich willkommen, lieber Freund."

"Was macht die Kosmogonie? Ist das geologische Kapitel beendet?" fragte Malet.

"Beinah, es wartet auf Sie und Ihre Kritik."

"Sollen die in Morges haben. Ist durchaus nötig, daß Sie zurückkommen. Die geschlossenen Fensterladen Ihrer Pfarre ärgern mich. — Ist grausam, das arme Fräulein so lange in Kaufanne zu lassen — sieht bleich aus, habe sie gestern besucht."

"Marie ist doch nicht krank?" fragte Martha besorgt.

"Hat sich was mit Ihrem Kranklein! Das übertreibt gleich alles, hat immer Lust, sich und andere zu quälen. Da sieht man, wozu die Einbildungskraft gut ist! — Tangt nichts! Die Wissenschaft weiß das seit lange."

"Der Professor und der Schuce sind zwei Mahner, denen man Gehör schenken muß, und obgleich mein Urlaub erst in einer Woche zu Ende geht, ist es vernünftiger, unsere Umzug sobald als möglich zu bewerkstelligen, ehe der Winter sich hier festsetzt. — Sie bleiben doch bei uns diesen Abend?"

"Habe bereits meinen Anteil an der Mahlzeit vorweg bekommen," erwiderte der Professor.

"Ein so verehrter Gast erhält doppelte Ration," versicherte der Pfarrer lachend, während die kleine Gesellschaft in das Chalet zurückkehrte. —

Morges mit seinen beiden langen und geraden Straßen, die von einer Anzahl kleiner Gassen durchschnitten werden, liegt dicht am Ufer des Genfer Sees. Schornsteine in den wunderlichsten Formen mit langen und kurzen Armen bedecken die Dächer der Häuser; eine für die Kaninheizung sehr notwendige Vorrichtung gegen die wütende und schneidend scharfe Brise. — Dieser Nordostwind, dem Menschen und Tiere kaum Stand zu halten vermögen, ist die Geißel der reizvollen Gegend. Er wühlt die Fluten des Sees dergestalt auf, daß sie sich zu hohen Wellen emportürmen, die ihre weißen, schäumenden Kämme wie riesige Federbälle über die Brüstung des Hafens schleudern. An der Einfahrt erhebt sich auf jeder Seite des Damms ein viereckiges Türmchen; beide dienten ehemals den Berner Wachtposten als Schilderhäuser. Der Hafen sowohl, wie das benachbarte wohlerhaltene Schloß, die frühere Residenz der Berner Landvögte, bieten einen malerischen Anblick dar.

Auf dem weiten, tiefblauen Spiegel des Sees wiegen sich zierliche Gondeln und kleine savoyische Schiffe mit weißen Segeln und den französischen Farben neben mächtigen Dampfern, die stolz die Fluten teilen, und an deren Bord die rote Schweizerflagge mit dem weißen Kreuz der Eidgenossenschaft weht.

Morges gegenüber, an der anderen Seite des Sees, sieht man die ansteigende Küste von Savoyen, auf welcher zwischen Fflur und Wald Städte und Dörfer sich hinziehen. Hinter diesen, scheinbar nah, erheben sich die Alpen. Links von der mächtigen

Dent d'Oche, die einer gewaltigen Felsenmauer gleicht, schimmert in nebelhafter Form die dreizackige Krone der Dent du Midi, rechts in einem Einschnitt steigt in himmelweiter Entfernung der Montblanc empor in der feierlichen Erhabenheit seiner ewigen Schneehülle. Nichts ist mannigfaltiger, als die so malerisch gezackten Umrisse dieser Bergkette. Felsen türmt sich auf Felsen; ein eisiger Gipfel erhebt sich über dem andern, von schimmernden Schneefeldern durchschnitten, die sich alle von dem tiefblauen Himmel abheben, um sich in dem ebenso blauen See mit ihrem glänzenden Weiß zu spiegeln.

Die wunderbare Verschiedenheit dieser Umrisse tritt noch stärker hervor durch den Gegensatz, den sie mit den strengen und einförmigen Linien des düsteren Jura bildet, der sich im Rücken des Schweizerstädtchens hinzieht. Aber auch hier giebt es einen Punkt, auf dem das Auge mit Bewunderung ruht: Bufflens, eine der prachtvollsten alten Ritterburgen der französischen Schweiz. Ihr Fundament bilden Steinterrassen, auf denen das Gebäude zwischen hundertjährigen Bäumen emporragt. Der große vieredrige Hauptturm, mit seinem ebenfalls viereckigen in eine Spitze anlaufenden Schieferdach, ist von vier kleineren Thürmen von gleicher Bauart umgeben. An dies alte Schloß, von dem ein englischer Gelehrter behauptet, er hätte eine ähnliche Architektur nur an den Ufern des Ganges gefunden, schließt sich der neue Edelsitz. Beide erheben sich scheinbar fast bis zur Höhe des Jura und beherrschen die tief zu ihren Füßen liegenden Landhäuser und Weinberge. —

Heitere Oktobertage folgten auf den Schnee und das Unwetter im Gebirge. Die Familie Lombard hatte wieder von der bescheidenen Pfarrwohnung am Eingang der Stadt Besitz genommen. Die grünen Fensterladen waren geöffnet, und die Ranken des spanischen Jasmins hingen bis über die hellen Scheiben herab.

Auf dem großen Rasenplätze im Garten des Pastors wandelten ein paar Kühe bedächtig umher, den Kopf auf das sonnige Gras gelenkt, und dann und wann mit den runden, von langen, weißen Wimpern befranzten Augen sich langsam umsehend, wie verwundert über die ungewohnte Freiheit, die man ihnen im Herbst gestattetete. Zuweilen stießen sie auch ein dumpfes Gebrüll aus, während die schweren Gloden an ihrem Hals lustig ertönten und mit denen der zahlreichen Herden zusammenstimmten, welche die Rasenplätze der reicheren Landhäuser belebten.

Marie war in das Vaterhaus zurückgekehrt. Sie hatte dem Suffraganten bei ihrer Ankunft die Hand gereicht und ihn mit einem schenen Blick betrachtet, der zu fragen schien: „Sind Sie mir noch böse,“ und er hatte die stumme Frage mit einem herzlichen Händedruck beantwortet.

Das junge Mädchen war vorteilhaft verändert und alles Fremde und Launenhafte aus ihrem Benehmen verschwunden. Selbst dem zukünftigen Schwager gegenüber zeigte sie sich sanft und liebenswürdig, dennoch schien diese glatte Oberfläche innerliche Kämpfe zu verbergen. In den festgeschlossenen Lippen lag ein energischer Zug, und ein unruhiges Feuer loderte in den dunkelblauen Augen. Sie war verwundert, daß man nicht von Marthas Hochzeit sprach; noch mehr, daß die Verlobten sich in ihrer Gegenwart nie die mindeste Vertraulichkeit gestatteteten. — Man will mich schonen, man fürchtet, mir weh zu thun, sagte sie sich, und vergrub dann in der Einsamkeit ihren Kopf in den Kissen ihres Bettes, indes heiße Thränen des verwundeten Stolzes auf ihren Wangen braunten.

Wenn Herr Heinrich sich zu ihr setzte, um mit ihr zu plaudern, dachte sie, er spricht nur aus Mitleid mit dir, und während sie sich zwang, ihm freundlich und aufmerksam zuzuhören, hätte sie ihm gern das Lieblingswort des Professors zugerufen: „Lassen Sie mich doch in Ruhe!“ Wollte sie doch nichts von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen.

Dem ungeachtet trug der Reiz seiner Unterhaltung sie oftmals über alle ihre Bedenken hinweg. Sie vergaß Schwester und Schwager bei dem Austausch seiner Gedanken mit den ihrigen.

So saßen sie auch eines Abends bei einbrechender Dämmerung in den großen Sesseln neben dem knisternden Kaminfeuer, das seinen hellen Schein über ihre jugendlichen Gesichter warf, ohne wie sonst wohl den Stoff zu einer längeren Unterhaltung zu finden.

„Sie haben mir nie erzählt, wie es zuging, daß Sie vor zwei Jahren den Hirten oben in Mayen machten?“ fragte Marie endlich zögernd und mit einer Stimme, der sie vergebens Festigkeit zu geben suchte.

„Nach Beendigung meiner theologischen Studien,“ erwiderte der junge Mann, „war ich für einige Zeit in mein Heimatdorf zurückgekehrt, um meinen Vater zu besuchen. Ich traf ihn in einer sorgenvollen und verdrießlichen Stimmung. Mein Bruder, der den Sommer über mit der Herde in die Berge zog, war krank geworden, und mein Vater, welcher dem Knecht die Besorgung des Viehs und die Bereitung des Käses nicht anvertrauen mochte, wußte nicht, durch wen er ihn ersetzen sollte.“

Obgleich ich fühlte, daß es meine Pflicht war, für einige Zeit die Stelle meines Bruders einzunehmen, konnte ich mich nicht entschließen, dies Anerbieten, das mir wie ein großes Opfer vorkam, aus eigenem Antrieb zu machen. Da sagte mein Vater eines Tages, indem er mich mißtrauisch aus der Ferne betrachtete: „Du, Heinrich, bist freilich jetzt zu vornehm und gelehrt geworden, als daß ich von dir einen solchen Dienst erwarten könnte.“ —

Es war mein Vater, der sprach, und obgleich ich mich bemüht hatte, die innere Stimme zu ersticken, durfte ich doch die seinige nicht überhören. „Ich werde morgen nach Mayen hinaufziehen,“ gab ich zur Antwort.

„Bist du sicher, daß du, wenns not thut, noch eine Umzäunung ausbessern und auch so guten Käse machen kannst, wie früher,“ fragte er vergnügt.

„Ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein, Vater.“

Am nächsten Morgen schnürte ich mit schwerem Herzen mein Bündel. Da ich vor meinem zweiten Examen stand, vergaß ich nicht den Xenophon mitzunehmen, dessen Cypädie ich da oben aus dem Griechischen übersezte. Diese und die Bibel leisteten mir Gesellschaft in meiner Einsamkeit!“

Monro schwieg einen Augenblick, dann fügte er hinzu, gedankenvoll in die Flammen schauend:

„Es ist nur zu wahr, daß oft die geringfügigsten Umstände in ihren Folgen die ganze Richtung unseres inneren oder äußeren Lebens bestimmen. — Die Pflicht führte mich fast gewaltsam, gegen meine Neigung, gegen meinen Willen in jenes Chalet, wo ich — Sie kennen lernen sollte.“ —

„Das Wort Pflicht,“ entgegnete das junge Mädchen, „klingt so hart und streng; ich muß dabei stets an Selbstverleugnung und Entsagung denken. Es scheint mir, als führe dies Wort immer und ewig Krieg mit unserem Herzen, sagen Sie mir doch warum?“

„Weil es einer höheren Ordnung angehört, weil es das Gesetz Gottes ist und deshalb im Zwiespalt mit dem Gesetz in unseren Gliedern, wie der Apostel Paulus sagt.“

Marie seufzte ungeduldig: „Aber ist es nicht schrecklich, daß unser ganzes Leben nichts wie ein fortwährender Kampf und Zwiespalt sein soll! Oh, die Menschen, deren Neigungen mit ihrer Pflicht zusammen stimmen, wissen gar nicht, wie glücklich sie sind!“ rief sie, das Antlitz einen Augenblick in ihren Händen verbergend.

„Dieses Nichtwissen,“ erwiderte der Suffragant, „verhindert sie, ihr Glück gehörig zu schätzen. Es macht nichts so gedankenlos wie ein Leben, in dem der Himmel unsere Wünsche schon im Keime erfüllt. — Ich würde mir ein solches Schicksal weder für mich, noch für die Meinigen von Gott erbitten.“

„Und doch denke ich es mir so herrlich, glücklich zu sein!“

„Was nennen Sie Glück, Marie?“ fragte er plötzlich, ihre Hände ergreifend.

Sie antwortete nicht, ihre Augen begegneten sich — vielleicht enthüllten sie mehr als Worte.

Er ließ ihre Hände los und beugte sich nieder, um das Feuer anzufachen. — Eine Weile blieben beide stumm. Dann begann das junge Mädchen, die ihre innere Aufregung, soweit es ihr möglich, bemeisterte und sich bemühte, das Beben ihrer Stimme zu unterdrücken:

„Dies Gesetz Gottes, das Sie Pflicht nennen, ist also unser Gewissen!“

„Nicht das allein, denn einer tiefen und heftigen Leidenschaft gegenüber gelangt es uns oft, jene göttliche Stimme zu ersticken; auch die Erziehung, die wir erhalten, kann dieselbe sowohl bilden, wie vernachlässigen. — Es giebt Menschen, die vollkommen aufgeklärte Begriffe von Recht und Unrecht haben, andere, die kaum eins vom andern zu unterscheiden wissen. Sie sehen daraus, daß unser Gewissen nicht untrüglich ist, da es durch die Umstände entstellt werden kann. Wir bedürfen daher eines andern Gesetzes, das ewig unveränderlich und unumstößlich, für alle der gleiche vollkommene Wegweiser bleibt: die Bibel! — Und sie verheißt die Krone des Lebens denen, die überwinden,“ fügte er leise hinzu.

Er lehnte sich in den Sessel zurück und schloß die Augen; der Feuerschein spielte auf seinem Antlitz und ließ es ungewöhnlich bleich erscheinen.

„Zuweilen,“ sagte er, indem er mühsam aufatmete, „verschmerzen wir auch unser irdisches Glück durch eigene Schuld.“

„Oh,“ murmelte sie, „und das ganze Leben dieses Bewußtsein mit sich herum-schleppen zu müssen!“

Er schlug langsam die Augen auf und reichte ihr nochmals die Hand hinüber. Ein trauriges Lächeln zuckte um seinen Mund und wie ein Hauch, fast unwillkürlich, glitten die Worte über seine Lippen: „Sie haben es so gewollt.“ —

Zu sehr mit sich selbst beschäftigt, hatten sie Martha nicht bemerkt, die leise eingetreten war, und nachdem sie mit verhaltenem Atem dem letzten Teil ihres Gesprächs gelauscht, sich geräuschlos entfernte.

Marie erhob sich, und saust die Hand auf den Arm des jungen Mannes legend, sagte sie leise:

„Ich will versuchen, das harte Wort lieben zu lernen, das Sie Pflicht nennen, wollen Sie mir helfen?“

„Ja, das will ich mit Gottes Beistand,“ erwiderte er tieferst.

Da trat der Pastor mit dem Professor ein.

„Wird denn das Gegerre niemals aufhören! Kann man nicht ein einziges Mal kommen, ohne euch beisammen zu finden!“ rief der letztere unwillig.

„Aber, Herr Professor!“ entgegnete das junge Mädchen erröthend.

„Verzeihung! Dachte, es wäre das Kind. — Ihnen muß man alles gestatten, Fräulein, wer könnte Ihnen grollen. — Bin halb blind diesen Abend — habe den ganzen Tag nach Altertümern im See gefischt.“

„Im Herbst, bei dem hohen Wasserstande?“ fragte der Pastor.

„Wollte einen hellen Tag wie den heutigen nicht ungenützt verstreichen lassen, weiß nicht, ob ich im Frühjahr noch lebe. — Man konnte bis auf den Grund sehen, so durchsichtig war der See. Habe ein Messer von Silber heransgezogen. Kostbare Entdeckung für die Wissenschaft unserer Pfahlbanten, junger Mann,“ fügte er hinzu, sich an den Suffraganten wendend. „Erstaunlich, daß gerade für uns die Vorsetzung auf dem Grunde unserer Seen die Werkzeuge und Gerätschaften aus Stein, Knochen und Bronze aufbewahrte, deren sich in grauer Vorzeit die Völkerchaften bedienten, welche damals ihre Wohnungen auf der Oberfläche des Wassers aufgeschlagen hatten. — Will einen Gipsabdruck von einem der Pfähle machen lassen, die man noch in dem Schlamme eingerammt findet. Wäre diese Entdeckung bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts gemacht, man hätte uns alles vorweg genommen, nicht eine armselige Lanzenspitze wäre übrig geblieben.“

„Nicht wahr, Herr Professor, Sie nehmen mich einmal mit auf einer Ihrer Wasserfahrten. Ich habe Lungen, die Ihnen helfen könnten,“ bat Marie.

„Große Ehre für mich — zweifle nur . . .“

„Woran?“

„An Ihrer Geduld, Fräulein; junges Blut wie Sie ist beweglich wie Quecksilber.“

„Um Ihnen zu gefallen, werde ich eine Fossilie sein,“ erwiderte sie, ihn lächelnd anblickend.

„Im, glaube, man denkt, ich zähle zu denen.“

Jetzt kam Martha mit der Lampe. Sie warf einen prüfenden Blick auf Monro, welcher, in Gedanken versunken, die Außenwelt vergessen zu haben schien. Dann betrachtete sie ihre Schwester, deren flammende Wangen und glänzende Augen eine ungewöhnliche Aufregung verrieten, die sie vergebens unter ihrer scherzenden Unterhaltung mit Herrn Malet zu verbergen strebte.

„Endlich!“ rief dieser, Martha bemerkend, „das hat sich wieder im Haushalt herumgetrieben, sich abgenüßt in materiellen Sorgen! Werden Sie denn nie einsehen, armes Kind, daß die Seele zu ihrem Gedeihen auch Nahrung haben muß? Betrübt — immer auf Abwegen!“

„Wir lassen unseren verehrten Freund heute nicht fort, Tochter, er soll bis morgen bleiben, sein Lausanne läuft ihm nicht davon,“ sagte der Pastor.

„Ich habe schon sein Zimmer in Bereitschaft gesetzt, Papa.“

„Was? Ohne mich zu fragen!“ rief der Gelehrte. „Man verfügt über meine tierische Hülle, als ob mein Geist sich nicht widersetzen könnte!“

„Ihr Geist wohl — Ihr Herz nicht,“ fiel Marie heiter ein.

„So,“ lachte er, „das Fräulein hält es also für möglich, daß ich dieses Organ besitze — nun — da darf ich nicht widersprechen.“ —

Spät abends, als sich Martha eben zu Bett gelegt hatte, trat Marie leise in ihr Zimmer. Sie kniete neben dem Kopfkissen der Schwester nieder und blickte sie einige Minuten an, ohne zu sprechen, dann begann sie mit bewegter Stimme:

„Martha, ich glaube, es ist besser für uns alle oder wenigstens für mich, wenn ich wieder zur Tante zurückkehre.“

„Aus welchem Grunde?“

„Weil — weil,“ stotterte das junge Mädchen, „es nicht für mich taugt, mit deinem Verlobten zusammen zu sein,“ fügte sie leise und mit Anstrengung hinzu. Sie hatte die Augen gesenkt, ein tiefes Rot bedeckte ihre Wangen.

Als ihre Schwester nicht antwortete, fuhr sie fort: „Wenn ich einige Zeit abwesend bin, wird alles wieder gut werden. Ihr heiratet euch unterdessen und dann — — die innere Aufregung verhinderte sie, zu vollenden.“

„Und warum kann nicht alles wieder gut werden, wenn du hier bleibst?“

„Warum?“ rief Marie vorwurfsvoll.

„Seyen wir den Fall, Monro wäre frei, würdest du dann deine Neigung auch verwerflich finden?“

„Wozu eine solche Frage?“

„Ich möchte wissen, ob du noch immer etwas gegen ihn oder vielmehr gegen seine Herkunft einzuwenden hättest?“

„Nicht weiter,“ unterbrach sie das Mädchen, „hossontlich hältst du mich nicht mehr für so kindisch und oberflächlich. Ich habe jetzt nur einen Wunsch, den, recht zu handeln und euch glücklich zu sehen.“

„Das ist auch der meinige; nun geh und leg dich schlafen, Marie.“

„Und du bist mir nicht böse?“ fragte sie zögernd.

„Wie sollte ich. Gute Nacht, kleine Schwester.“ —

Nachdem Martha am nächsten Morgen den Kaffeetisch geordnet, trat sie in den Garten. Wie schien die malerische Schönheit ihres Vaterlandes sich wundervoller vor



ihren Augen entfaltet zu haben, als im Glanz dieser goldigen Oktobersonne. Auf dem Savoyer Ufer zeichnete sich der Montblanc in seiner ganzen majestätischen Herrlichkeit klar und deutlich von dem Azur des Himmels ab. Zwischen einer Allee hoher Pappeln schimmerte der tiefblaue, von den Sonnenstrahlen wie mit Diamanten bestreute Spiegel des Sees hindurch. — Auf dem Waadtländischen Ufer breitete sich Lanusanne auf einer Anhöhe aus, etwas entfernter erblickte man Vütry, Bevaix, Clarence, und dort jenes düstere, mächtige, in den See hinaus gebante Schloß mit seinen Thürmen, dessen graue Umrisse in der Ferne, von einem leichten Nebel umhüllt, auftauchte, war Chillon mit seinem graufigen Kerker.

Von allen Seiten ließ sich das melodische Gelächter der Kühe hören. Die Platanen warfen ihre dunklen Schatten auf den sonnenbeglänzten Rasen; eine leichte Brise spielte mit den Grasshalmen und Wiesenblumen und löste hie und da einige gelbe Blätter von den Bäumen. — Martha, die, mit einem Körbchen in der Hand, sich eben in den Gemüsegarten begeben wollte, um die reifen Feigen zu pflücken, schon die zweite Ernte in diesem Sonnenjahre, blieb, gefesselt von der reizenden Landschaft, gedankenvoll stehen. In ihren sanften Zügen malte sich eine stille Trauer, während sie die lachende Schönheit der Natur betrachtete.

Da nahte sich ihr ganz unerwartet der Professor. Gegen seine Gewohnheit streckte er ihr die ganze Hand statt eines Fingers entgegen und richtete seine klaren braunen Augen, die heute weniger zerstreut wie gewöhnlich blickten, mit einem schmerzlichen Ausdruck auf das junge Mädchen.

„Was fehlt Ihnen denn, Herr Professor?“ fragte sie teilnehmend; als er sich jetzt, ohne zu antworten, auf eine Bank warf, nahm sie neben ihm Platz.

„Was mir fehlt?“ entgegnete er nach einer Pause, „unnütze Frage, wissen das besser als ich.“

„Ich?“ erwiderte sie erstannt, „wie sollte ich? . . .“

„Begreife, das steckt immer bis über dem Kopf in der Materie — versiert natürlich alle Beobachtungsgabe. Wüßte wissen, welche Tarantel Sie gestochen hat, mich zu verwöhnen, wie Sie es gethan — und statt mich in Ruhe und Frieden zu lassen, sich immer mit meiner elenden Hülle zu schaffen zu machen, als ob kein Herz darunter schläge. — Haben Sie sich vielleicht eingeblödet, ich sei ganz und gar eine Versteinerung — he?“ fragte er grimmig.

Sie sah da, die Hände über ihrem Körbchen gefaltet, und in ihrem lieben, trennherzigen Antlitz malte sich Ueberraschung und Nührung.

„Habe gedacht — da plötzlich . . . Wer hat Ihnen nur die Idee dieser abgeschmackten Verlobung in den Kopf gesetzt!“ rief er wütend. „Fühle nun erst recht, was mir abgeht, eine stille, kleine Frau wie Sie, die meine Postereien gelassen erträgt, eine sorgsame Mutter für meine Kinder. — Aber was schwache ich da, ist alles zu spät jetzt — soll ein armer Einsiedler bleiben, bis ans Ende meiner Tage.“

Er machte Miene aufzustehen, Martha hielt ihn zurück, indem sie ihre Hand sanft auf die seinige legte.

„Warum wollen Sie ein armer Einsiedler bleiben?“

„Warum?“ fragte er, während er sie verblüfft anstarrte. „Glauben Sie vielleicht, daß Sie in mehreren Exemplaren zu haben sind?“

„Vergessen Sie denn ganz, daß ich nicht wissenschaftlich bin, Herr Professor?“

„Ehrlich gesagt, war selber über das Phänomen betroffen, auf dem Grunde meines Herzens unter allen meinen Possitiven immer Ihren frischen, lebendigen Abdruck zu finden. — Aber was wollen Sie? Man macht jeden Tag neue, in Erstaunen setzende Entdeckungen.“ —

Nach einer Pause fügte er ernst hinzu: „Bin unzufrieden über mein unnützes Geschwätz — tangt nicht für eine Braut. Vergessen Sie alles und leben Sie wohl, Kind.“

„Wirklich auf und davon?“ fragte Martha, als Herr Malet Anstalten machte, sich zu entfernen. „Sie wollen mich also nicht?“ fuhr sie mit leiser, bewegter Stimme fort, indem sie vor ihm stehen blieb.

„Nicht wollen?!“ schrie er, „beabsichtigen Sie die Bigamie einzuführen?“

„Meine Verlobung mit Herrn Monro wurde noch an demselben Tage aufgelöst, an dem sie geschlossen war. Ich sah, daß er sich in seinen Gefühlen getäuscht hatte und in mir nur meine Schwester verehrte.“

„Ist's möglich! Prachtmensch, dieser Suffragant, ganz vortrefflich! Paßt viel besser zu dem Fräulein! Hätte ihm so viel gesunden Menschenverstand kaum zugetraut! Und Sie . . .?“ Er zögerte und blickte das junge Mädchen forschend an. „Sie könnten sich wirklich freudig und von Herzen entschließen, meine Frau zu werden?“ Er schüttelte den Kopf. „Kann's nicht glauben — bin ein so wunderlicher Kauz! Gott weiß, wie gern ich Ihnen das Leben angenehm machen möchte, aber . . .“

„Eine wahre und treue Zuneigung kennt kein aber,“ unterbrach sie ihn lächelnd, obgleich tief bewegt.

Er nahm den Kopf des jungen Mädchens in seine Hände, beugte sich zu ihr nieder, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sagte ungewöhnlich sanft:

„Sie haben aus mir einen glücklichen Menschen gemacht, Kind.“ Dann entfernte er sich schnell, und Martha sah ihn mit großen Schritten in den Wiesenpfaden dahinrennen. Sie blickte ihm mit Augen nach, in denen Thränen schimmerten, während sie wieder auf der Bank Platz nahm.

„Ich habe vorher nie daran gedacht und fühle doch jetzt, daß es so kommen mußte, daß es so recht ist,“ flüsterte sie und schaute still und dankbar zum Himmel auf.

Mariens helle Stimme, die sie zum Kaffee rief, entriß sie allen weiteren Betrachtungen. Sie fuhr von ihrem Sitze auf, beschämt, nicht eher an das Frühstück gedacht zu haben, und eilte ins Haus. Man fragte nach dem Professor; auch er schien sich der gewöhnlichen Kaffeestunde nicht zu erinnern.

Martha war auffallend zerstreut. Vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben vernachlässigte sie ihre häuslichen Pflichten, vergaß Brot zu schneiden und goß ihrem Vater, der seinen Kaffee stets schwarz traut, Milch in die Tasse. Schließlich sah sie ganz wie abwesend da, ohne sich selbst zu bedienen, und bemerkte nicht einmal, daß Aller Augen mit Verwunderung auf sie gerichtet waren. — Auf ein Scherzwort des Pastors über ihre ungewöhnliche Zerstretheit antwortete sie nur mit einem Lächeln und blieb noch in Gedanken vertieft am Tische sitzen, als Vater und Schwester schon lange das Zimmer verlassen hatten.

Da berührte der Suffragant leicht ihre Schulter und fragte in besorgtem Ton: „Sind Sie krank, Fräulein?“

Sie schrak zusammen, warf einen schnellen Blick im Zimmer umher und erwiderte, als sie sich mit dem jungen Manne allein sah: „Nein — nur glücklich.“

„Nur?“ wiederholte er, „man sollte diesem nur nach glauben, glücklich sein bededeutet nicht viel für Sie.“

Als sie den schmerzlichen Ausdruck bemerkte, der über seine Züge glitt, hielt sie ihm die Hand hin und fragte:

„Ich möchte wissen, ob Sie sich noch als meinen Verlobten betrachten oder nicht?“

„Ja,“ versetzte er in ernstem Tone.

„Wenn ich Sie nun aber nicht will.“

Er blickte sie streng und vorwurfsvoll an, ohne zu antworten.

„Sie haben recht mit dem stillen Vorwurf in Ihren Augen. Man soll so ernste und heilige Dinge, wie eine Zuneigung, auf die man sein ganzes irdisches Glück bauen will, nicht so leicht nehmen. Aus diesem Grunde hatte ich bisher jede weitere Ansprache mit Ihnen verschoben, möchte Sie aber jetzt bitten, mich ruhig anzuhören. Getränkt

und zurückgestoßen, suchte Ihr verwundeter Stolz, als Sie sich von der einen Schwester abgewiesen glaubten, Heilung in der Zuneigung der anderen. Ihre gerade, wahrhaftige Natur hielt das schroffe und wunderliche Benehmen Mariens für Geringschätzung und Abneigung, das bei ihr nur das Gegenteil verhüllen sollte."

Heinrich blickte schweigend zu Boden.

"Wenn auch," begann er nach einer Pause, "es kann nicht sein — es ist zu spät."

Zu diesem Augenblick trat der Professor ein, das Gesicht leicht geröthet, die Augen strahlend.

Martha waudte sich lächelnd zu ihm: "Es giebt Hindernisse, Sie müssen mich dem da streitig machen."

"Was?" rief der Gelehrte und legte seine Hand auf Marthas Schulter, als wollte er sich ihren Besitz sichern, "das hier ist mein Fund, junger Mann, mir lieber, als das kostbarste Stück meiner Mineraliensammlung, kann ihn nicht herausgeben."

Monro stand wie versteinert.

"Ist das wahr?" murmelte er.

"Ja," sagte Martha scherzend, "Sie sehen nun, daß Sie mir wohl oder übel meine Freiheit lassen müssen."

"Da bleibt mir freilich nichts anderes übrig," fügte er wie im Traume hinzu.

"Doch noch eins," sagte Malet, "unserem Beispiel zu folgen, Sie finden sie im Garten unter der Linde."

Wenige Augenblicke später stand der Suffragant erregt und atemlos vor der jüngeren Schwester, welche, den Kopf an den Lindenbaum gelehnt, seiner erst ansichtig wurde, als er ganz nah war. Sie sah blaß und traurig aus und schaute ihn mit den großen, blauen Augen tiefersinn an.

"Oh, Marie!" rief er in unaufhaltsamer Aufregung, ihre Hände ergreifend und sie an sein Herz drückend, "Marie, ich liebe Sie, und Sie müssen mein werden!"

Eine jähe Röthe stieg in ihre Wangen, sie versuchte ihn ihre Hände zu entziehen.

"Lassen Sie mich!" erwiderte sie mit fester Stimme, "selbst wenn meine Schwester die Verlobung aufhebt, würde ich nie dies Opfer von ihr annehmen, nie in einer solchen Verbindung Glück und Frieden finden." —

"Aber wenn ich Ihnen nun sage, daß Martha mich nicht liebt, daß sie sich eben mit dem Professor verlobt hat."

"Mit dem Professor!"

"Meine Marie!"

"Heinrich!"





## Nochmals „Trojanisches“.

Von \* \* \*



Nennen will ich mich nicht (außer unter dem Siegel der Beichte am Redaktions-Bulle), denn ich fürchte mich vor Ernst Bötticher, d. h. vor seiner Feder, die er — das muß ihm der Reid lassen — mit Geschicklichkeit, Energie und Schneidigkeit führt, wie ein Meister des Stofsfechtens das Fleuret; sobald er sich auslegt und ausfällt, kommt Blut.

Oder ein anderes Bild; vielleicht noch treffender:

Wer hätte nicht eine alte Familien-Bibel gesehen mit den treuherzigen, naiven Holzschnitten aus dem 16. oder 17. Jahrhundert! Er wird sich auch des Simson erinnern, wie derselbe mit den Armen je eine der beiden Hauptsäulen des Gebäudes umklammert, in dessen Obergeschos die Philister einen Kongreß abhalten und guter Dinge sind. Im nächsten Augenblicke wird Simson die Säulen herunterreißen, und das ganze Philisterium, oder der ganze ethno-, anthropo-, archäologische Kongreß wird über den Haufen fallen und in Trümmer gehen!

Daß die beiden Säulen „Birchow“ und „Dörpfeld“ heißen, braucht den Lesern der „Konservativen Monatschrift“ wohl kaum gesagt zu werden; jedenfalls denen nicht, die den Artikel „Trojanisches“ im September-Fest gelesen haben. Einen Artikel gleichen Sinnes, gleichen Aufbaues, ja in mehreren Hauptsätzen gleichen Wortlautes haben sie vielleicht außerdem gelesen, oder können ihn nachlesen an folgenden Stellen: vor neun Monaten in „Nord und Süd“ (Dresden und Breslau), vor fünf bis drei Monaten in drei Heften „Stein der Weisen“ (Wien); sogar — ganz vor kurzem — im Feuilleton der „Ottomanischen Post“ (Konstantinopel)! Vielleicht ist das nicht einmal Alles, was B. in weniger als Jahresfrist durch die deutsche periodische Presse erster Güte für Belehrung und Unterhaltung der „Gebildeten“, nicht der „Zunftgelehrten“ geschrieben hat. Auf Seite 999 der diesjährigen „A. f. W.“ citiert B. eine Aeußerung Birchows: „B. kann ohne Zweifel noch viel Verwirrung in das Studium der prähistorischen Kunde hineintragen, wenn es ihm gelingt, seinen Ansichten Gestalt zu verschaffen“; und fügt hinzu: „Für Verwirrung! setzen wir Klärung!“ Und unter diesem „wir“ versteht B. sich, aber nicht sich allein, sondern auch uns, die ungelehrten Laien, die sich noch nicht in die Sadgasse des deutsch-englischen archäologischen Popf-Chinesentums verrannt haben; nicht auf das Dogma von der Stein-, Bronze-, Eisen-Zeitaltersfolge eingeschworen sind.

Gelegentlich bekommen die „Verlierer Trojaner“ im allgemeinen und die an der Schliemann-Sammlung im ethnologischen Museum Beteiligten insbesondere ihre Fleurettische von der scharf und spitz geschliffenen B.schen Stahlfeder; aber Birchow und

Dörpfeld sind, seit Schliemann selbst vom Schauplatz abgetreten ist, die hauptsächlichsten Angriffs-Objekte.

B. ist von staunenswerter Belesenheit; er kennt genau, was die von ihm Angegriffenen zu ihrer Verteidigung gesagt und geschrieben haben; er macht auch kein Hehl daraus; er sagt es uns, die wir nicht entfernt so belesen sind wie er; er citirt die gegnerischen Ansprüche wörtlich, weist ihnen Widersprüche nach und schlägt sie mit ihren eigenen Waffen! Das heißt — so will er wirken! Und ich glaube, es gelingt ihm damit einigermaßen.

Ich sprach in diesen Tagen einen anderen Leser der „A. t. W.“, einen völlig unbesangenen „Gebildeten“, der keinen der Kämpfer persönlich kennt, der ohne jede Voreingenommenheit ist, dem es ganz gleichgültig ist, auf welche Seite der Sieg sich neigt, der aber Sinn für die Ur- und Kulturgeschichte der Menschheit hat, der sich deshalb für die Streitfrage interessiert und ihren endgültigen Austrag wünscht. „Auf Grund des September-Artikels unserer A. t. W.“, sagte er zuletzt, „bin ich drauf und dran, zu Büttchers Fahne zu schwören.“ Ich erwiderte ihm: „Betrachten wir die Sache einmal vom Standpunkte des Schwurgerichtsverfahrens! Wir ‚Gebildeten‘ sind die Geschworenen. B. ist der Staatsanwalt und öffentliche Ankläger; Schliemann und Konforten sind der Borniertheit angeklagt, und zwar nicht nur der safrässigen, sondern der böswilligen. Die Verhandlungen haben nachgerade 10 Jahre gewährt. Nehmen wir an, sie seien geschlossen, und der Artikel „Trojanisches“ ist die Rede des Staatsanwaltes. Der öffentliche Ankläger glaubt natürlich von vornherein an die Schuld des Angeklagten, aber seine berufsmäßige Thätigkeit hat nicht das Ziel, unter allen Umständen eine Verurteilung herbeizuführen, vielmehr das, die Wahrheit an den Tag zu bringen.

Es kommt ja vor, daß im Laufe der Verhandlungen Klarstellungen erfolgen, die den Staatsanwalt davon überzeugen müssen, daß er sich in den Voraussetzungen oder in den Schlusfolgerungen geirrt hat. Das gesteht er dann offen ein und erklärt, die Anklage nicht aufrecht erhalten zu können. Das wird ja wohl nicht vorkommen, daß er aus Eitelkeit, Eigensinn, Rechthaberei, Strebertum — wider besseres Wissen die Anklage aufrecht erhält? Thut er also lezteres, so nehmen wir (die Geschworenen) an, er thut es in gutem Glauben. Er stellt uns nun die Sache im Zusammenhange dar, er läßt dem Angeklagten Gerechtigkeit widerfahren, er wägt das Für und Wider in strenger Gewissenhaftigkeit gegen einander ab. Widen nun, sobald er geendet hat, wir auf der Geschworenenbank uns unser Urtheil endgültig? fassen wir jetzt bereits einen festen Entschluß, wie wir abstimmen werden, und lassen uns — ermüdet von der langen Sitzung und der Hitze im Saale — ganz oder beinahe einschlafen? Nein! Wir bezwingen unsere Abspannung und hören mit gleicher Aufmerksamkeit wie auf den Staatsanwalt jetzt auf den Verteidiger. . .“ Hier unterbrach mich mein Partner und sagte: „Sehr schön, und natürlich ganz richtig. Aber es tritt ja kein Verteidiger auf! In diesen letzten 10 Monaten, in denen, wie ich höre, der Ankläger nicht nur einmal, sondern mindestens viermal von der Ostsee bis zum schwarzen Meere die Kriegstrompete geblasen hat, haben Birchow in Berlin und Dörpfeld in Athen keinen Ton von sich gegeben!“

Ich erwiderte\*): Ich bin nicht entfernt so belesen und überhaupt so orientiert, wie B., der seit beiläufig 20 Jahren, so viel ich weiß, von keiner Berufsthätigkeit in Anspruch genommen, ein freier Mann ist, der sich freiwillig der Archäologie, und seit zehn Jahren ihrer „Reform“ auf der Grundlage der „Feuertropolen-Hypothese“ gewidmet hat, und dem auch die Mittel nicht fehlen, Reisen zu machen, um Sammlungen und Bibliotheken genau zu studieren, und — wenn es not thut — sich den Luxus eines Schriftstücks mit zahlreichen Holzschnitten im Selbstverlage zu gestatten; aber ich bin

\*) Nicht so ausführlich, wie hier; aber in gleichem Sinne.

doch auch dann und wann durch unsere Ansen gewandert; sogar durch jene Thüren, an denen „Kein Eingang“ oder „Eintritt verboten“ steht, und hinter denen die Arbeitszimmer der Direktoren und Direktions-Assistenten liegen, nebst den Regalen, Schränken und Schüben voll Bücher, Bilder und Photographien.

Durch eine dieser Thüren „Kein Eingang“ kommt man zu einer Treppe und über deren — recht viele — Stufen ganz oben unter dem flachen Dache in die Bibliothek der anthropologischen Gesellschaft. Deren Vorsitzender ist Virchow, und in ihren Sitzungen hat er sich wiederholt sehr ausführlich über die Ausgrabungen von Hissarlik ausgesprochen; die Sitzungsberichte geben seine Vorträge dem Wortlaute nach.

Böttcher selbst hat es unter die Leute gebracht, daß Virchow auf dem Wiener Anthropologen-Kongresse 1889 die Fener-Nekropolens-Hypothese „furchtbaren Unsinns“ genannt hat. Beiläufig bemerkt: nicht die Hypothese an sich, sondern nur die Behauptung, der Schutthügel Hissarlik sei nie etwas anderes gewesen, als eine Leichenverbrennungsstätte! Aber gleich viel — —. Die Worte „furchtbarer Unsinns“ sind gesprochen worden, und es ist nicht zu leugnen, daß sie geeignet sind, B.s Klage, man übe ihm gegenüber „Unterdrückung statt Untersuchung!“ zu stützen. So sind jene zwei Worte nicht nur dem Betroffenen selbst erschienen!

Nun, wir „Gebildeten“, deren Eintreten B. ausruft, fragen da naturgemäß: Hat wirklich der Ethnologe, Anthropologe, Archäologe, der Arbeitsgenosse und Freund Schliemanns, der genaueste Kenner der Troas überhaupt und des Hügels Hissarlik insbesondere — hat der Geheime Medizinalrat, Universitäts-Professor Dr. Virchow die Böttcher'sche Hypothese wirklich so cavalièrement behandelt? nur so?

Vernehmen wir also Virchow!

Virchows enge Verbindung mit der Troja-Frage trat zuerst in Schliemanns 1881 veröffentlichtem Werke „Ilios, Stadt und Land der Trojaner“ in die Erscheinung. Virchow hat die Vorrede geschrieben; außerdem eine der angehängten Einzelschriften: „Troja und Hissarlik“; endlich nimmt Schliemann in seiner Darstellung auf B. als „Gewährsman, Berater, Arbeits- und Meinungsgenossen, gelehrte Autorität — unzählige Male Bezug.

Als Schliemann mit dem Werke „Ilios“ in die Öffentlichkeit trat, glaubte er etwas Abschließendes zu bringen; jedenfalls glaubte er die Untersuchungen an Ort und Stelle, die Spaten-Forschung, abgeschlossen.

Schon bei seiner ersten Forschungsreise (1868, 69) war Schliemann in der Troas gewesen. An der Fundstätte gearbeitet hatte er dann in fünf Jahren: 1871, 72, 73; 78 und 79. Während des letzten Jahres war auf seine Einladung Virchow länger als vier Wochen bei ihm.

Von der Ausbeute, die seine Reise ihm eingetragen, legte Virchow nach seiner Heimkehr mancherlei Zeugnis ab. Für etwaiges eingehendes Studium sei hier das Wichtigste nachgewiesen: Vorträge in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte am 26. Juni und 12. Juli 1879. Desgleichen in der Anthropologen-Versammlung in Straßburg am 13. August; in Amsterdam am 16. September desselben Jahres. Ferner die der Berliner Akademie der Wissenschaften am 22. Januar 1880 vorgelegte Abhandlung über „Alttrajanische Gräber und Schädel“, die 1882 gedruckt und auch in den Buchhandel gekommen ist; endlich die von vornherein für die Öffentlichkeit bestimmten (bereits 1879 erschienenen) „Beiträge zur Landeskunde der Troas“.

Daß Schliemann im Hügel Hissarlik eine archäologische Fundgrube von ungewöhnlicher, ja beispielloser Ergiebigkeit angeschnitten hatte, stand unumstößlich fest; ergiebig einmal in Bezug auf die Menge der Fundstücke, zweitens aber in Bezug auf den großen Zeitumfang, dem die Funde unverkennbar angehörten.

Daß es sich um menschliche Wohnstätten, um Städte handelte, wurde zur Zeit von niemand beanstandet. Nur Eins stand in Frage: Ist Troja unter den aufgedeckten

Städten? Nämlich das Troja der Sage und der Dichter, von Homer bis Virgil; das Troja des trojanischen Krieges?

Die Stätte von „Ilium“ war Hissarlik ohne Widerrede. Dessen Ueberreste lagen zum Teil noch zu Tage, und jeder Spatenstich förderte neue Belege. Aber das war das geschichtliche Ilium, dessen Existenz mit Sicherheit bis zu den Perserkriegen, also ein halbes Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung, zu verfolgen war, während es herwärts fast ebenso lange, jedenfalls bis zu Julian Apofata († 363 v. Chr.) bestanden haben muß. Aber zwischen Xerxes und Priamos liegt eine tausendjährige Nacht!

Die Alten, Griechen und Römer, Dichter, Geschichtschreiber, Politiker ließen sich das nicht ansechten; sie glaubten an die Kontinuität der Stadt. Wie uns Rom ist von Rom ist von Romulus bis Humbert, so war ihnen Ilium Ilium von ihrer Gegenwart bis zurück zu Priamos. Einen einzigen Zweifler hat es gegeben oder richtiger von einem Zweifler weiß die erhaltene Litteratur: Demetrius von Skepsis, von dessen Widerspruch wir jedoch nicht direkt, nur durch Strabo Kunde haben.

Die Römer ließen sich gern erzählen, daß sie von den Trojanern abstammten; Virgil hat ihnen das in der Aeneis besonders mündrecht gemacht. Caesar führte seinen Stammbaum bis auf Aeneas zurück. Es wird ihm nachgesagt, er habe geplant, den Mittelpunkt des römischen Weltreiches von Rom nach Ilium zu verlegen. Auch Augustus soll diesen Gedanken erwogen haben. Für sicher gilt, daß Konstantin alles Ernstes dazu entschlossen gewesen ist, nur als er die unvergleichlich schönere und geographisch-politisch geeignetere Lage von Byzanz kennen gelernt, habe er Ilium fallen lassen.

Als Schliemann auf der Suche nach der „Ilios“ der „Ilias“ zum erstenmale in die Troas kam, untersuchte er zunächst die Stätte, die zur Zeit die Mehrzahl der Gelehrten für sich hatte. Dies war nicht Hissarlik, sondern ein etwa drei Wegstunden aufwärts, im Grunde der weiten Thal-Nische des „Mendere“ (wie der Hauptfluß von den Türken genannt wird) belegenen Punktes. Zwischen seinem oberen und unteren Laufe durchbricht der Fluß in einem langen und tiefen Fels-Defilé die Vorberge des Ida. Auf einer der letzten Erhebungen (heut Bali-Dagh) sollte die Akropolis von Troja gelegen haben; am Fuße, an Stelle des heutigen Dorfes Bunarbashi („Quellenhaupt“) die Stadt. Diese Hypothese hatte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der französische Gelehrte Lechevalier aufgestellt, und sie hatte, wie bereits angeführt, die Mehrheit der Gelehrten für sich gewonnen. Nur die Mehrheit, nicht die Gesamtheit! Schon im Jahre 1812 und später noch energischer waren Stimmen gegen Bunarbashi, bezw. für Hissarlik laut geworden. Zur Mehrheit befaßten sich, beiläufig bemerkt, ganz unumwunden Moltke, wie in seinen „Briefen aus der Türkei“ (d. d. Pera, den 21. Novbr. 1837; Nr. 33 der Sammlung) zu lesen ist.\*

Lechevalier hatte sich durch die Vertiklichkeit, durch die Gestaltung des Geländes und der Wasserläufe bestimmen lassen. Er hatte die Vertiklichkeit von Bunarbashi durchaus in Uebereinstimmung mit den Schilderungen der Ilias gefunden. Schliemann fand das durchaus nicht! Lechevalier hatte sich mit dem Anblick begnügt; Schliemann ging gründlicher zu Werke, er engagierte eine Anzahl Arbeiter und ließ zahlreiche Schürfer versuche anstellen. Diese schufen ihm die Ueberzeugung, daß an der fraglichen Stelle nie eine Stadt von Bedeutung und in so ferner Frühzeit, wie die des trojanischen Krieges, überhaupt kein menschlicher Wohnsitz bestanden habe. Schliemann gab also Bunarbashi auf, ging nach Hissarlik, und dort fand er seine Rechnung.

Schliemann hat einen Trugschluß gemacht. Er hat nachgewiesen: Bunarbashi ist keine der Ilias würdige Ruinenstätte; Hissarlik ist es. Aber er hat nicht nachgewiesen: Der Dichter der Ilias kann die Vertiklichkeit von Bunarbashi als Gefechtsfeld nicht im Auge gehabt haben, vielmehr nur die von Hissarlik.

\* Bunarbashi und Hissarlik verglichen hat Moltke nicht; an letzteren Punkt ist er gar nicht gekommen; derselbe lag etliche Kilometer seitwärts von seinem Wege, der von dem Dardanellen-Schloße Rum-Kaleh am Mendere aufwärts in kürzester Linie zum Engpaß von Bunarbashi führte.

„Trümmer vorhanden“ und „Trümmer nicht vorhanden“ — das sind That-  
sachen; aber: „Diese Gegend stimmt mit der Schilderung“, und „sie stimmt nicht  
damit“ — das ist Ansichtssache. Der Dichter der Ilias hat ohne Zweifel, gleich  
Lechevalier, nur die Landschaft angesehen und beurteilt; er hat nicht, gleich Schlie-  
mann, nach Fundamenten und Topfscherben gegraben.

Wenn Schliemann behauptet: Bei Bunarbashi kann Troja nicht gelegen haben,  
so hat er recht; wenn ein Jünger Lechevaliers sagt: Bei Bunarbashi hat sich Homer  
Troja gedacht — so hat er auch recht, oder könnte doch recht haben. Homer hätte  
sich dann in Bezug auf die Lage von Troja geirrt; verschwunden vom Erdboden war  
zu seiner Zeit ohne Zweifel die „hehre Ilios“, falls sie überhaupt jemals existiert hat.

Lechevalier hat mit Schliemann nicht mehr streiten können, denn er ist bereits  
1836 gestorben. Seine Hypothese hat ihn überlebt. Schliemann zählt mit äußerster  
Gewissenhaftigkeit die lange Reihe ihrer Anhänger auf. Moltke ist nicht vergessen. Der  
jüngste bezügliche bibliographische Nachweis im Werke „Ilios“ reicht bis in die Schlie-  
mannsche Thätigkeit hinein, nämlich bis 1876. Von diesem Jahre rückwärts bis 1842  
und herwärts bis zum laufenden, 1893, hat Professor Forchhammer in Kiel die  
Bunarbashi-Hypothese verteidigt. „Es gilt“ — so hat F. einen Artikel in der Kieler  
Zeitung im Januar d. J. eingeleitet — „es gilt, die Illusion eines durch seine umfang-  
reichen Ausgrabungen und Funde berühmten Mannes und die Illusion seiner zahlreichen  
Anhänger, zum Besten der auf Gymnasien und Universitäten studierenden Jugend, zu  
zerstören. Das soll im Folgenden gründlich und energisch geschehen“.

Der Leser braucht nur seinen „Brockhaus“ aufzuschlagen, um zu finden — falls  
er es noch nicht weiß —, daß Professor Forchhammer ein großer und merkwürdiger  
deutscher Gelehrter ist, und er ließe es sich vielleicht gefallen, wenn ihm ein Artikel  
„Forchhammer wider Schliemann“ geboten würde; aber das soll jedenfalls hier nicht  
geschehen, wo es sich nur um „Bötticher wider Schliemann“ handelt, oder richtiger jezt  
um „Birchow wider Bötticher“.

Im Werke „Ilios“ beschäftigt sich Schliemann nur mit der Gegnerschaft Leche-  
valiers, er ist überzeugt, und bemüht sich, den Leser zu überzeugen, daß die Bunarbashi-  
Hypothese unhaltbar ist; daß er, Schliemann, das alte Troja gefunden, und daß der  
Dichter der Ilias es eben da vermutet hat, wo es thatsächlich nachgewiesen sei.

In diesem Sinne fand das Eintreten Birchows für Schliemann statt.

Dann erfolgte (Ende 1883) die Kriegserklärung des Hauptmanns Bötticher.

Der Angriff traf mehr Birchow als Schliemann. Denn Schliemann war ja  
doch zur Zeit in archäologischen Dingen noch ziemlich grün; aber Birchow, der Vor-  
sitzende der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte war ein längst  
anerkannter und bewährter Fachmann.

Nachdem der erste Angriff des Hptms. B. erfolgt war und nachdem die költnische  
Zeitung zu Anfang des Jahres 1884 „denselben in lauteſter Weise der Welt kundgethan  
hatte“\*), hielt B. in der anthropologischen Gesellschaft am 16. Februar 1884 einen  
besonderen Vortrag über „die neueste Deutung von Hissarlik als einer Feuernekropole“.  
Er sagt darin:

„Niemand ist wohl mehr in der Lage, ein Urtheil darüber zu haben, ob an dieser  
Stelle anhaltend Menschen verbrannt sind oder nicht, als — das darf ich wohl sagen —  
ich selber, der ich speciell nach Kleinasien gegangen war, um, wenn möglich, die Reste  
der damaligen Menschen zu suchen, und der ich mit der größten Sorgfalt alle Schichten  
durchstöberte, um etwas aufzufinden, was menschlich war.

Wenn ein ganzer Berg, der 20 Meter hoch nur aus ausgeschütteten Schuttmassen  
besteht, durch Brände entstanden sein soll, welche zur Einäscherung menschlicher Leich-

\*) B. in der Sitzung vom 15. Februar 1890.



name veranstaltet wurden, so müßte doch wohl ein nicht unbeträchtliches Quantum von menschlichen Ueberresten darin noch vorhanden sein.

Freilich, für Herrn Bötticher besteht eine solche Notwendigkeit nicht. Er nimmt an, daß man auf Hissarlik schon so vollkommen gebrannt habe, wie gegenwärtig in Gotha in einem Siemens'schen Gasofen, daß also von dem Leichnam nichts übrig geblieben sei, als eine weiße oder bläuliche feingepulverte Asche.“

B. führt dann weiter aus, daß wir ja sehr gut wüßten, was die Alten beim Leichenverbrennen erreicht haben. „Leberall, d. h. anderswo, finden wir die Ueberreste der gebrannten Knochen; wir finden diese Knochen calciniert (verkohlt). Daß sie gewöhnlich in kleinen Stücken sich vorfinden, kommt daher, daß sie zer schlagen, zerstampft worden sind, um sie weniger sperrig zu machen, sie bequemer in die Ossuarien\*) zu bringen.“ „Auch vielhundertjährige Witterungseinwirkung wirkt nicht so zersetzend, daß man die Knochen nicht als solche erkenne.“

In Bezug auf die Hissarlik-Funde heißt es: „Die wirklich gefundenen Knochen sind nicht gebrannt, und diejenigen, die hätten gebrannt sein sollen, sind nicht gefunden worden!“ Tierische Ueberreste sind viel gefunden worden; ohne Zweifel Nahrungsreste.

B. hebt noch hervor, es sei nicht entfernt der ganze Berg gleichmäßig aufgebaut; nur eine begrenzte Schicht zeige die starken Brandspuren.

B. weist ferner den Gedanken B.'s zurück, die — allerdings in großer Zahl ausgegrabenen „Pithoi“ (Thongefäße in Form des Kettichs) seien eine Art von Retorte gewesen, in der die Leichen verbrannt worden seien. Die Pithoi sind meistens stehend gefunden worden (Proben im Schliemann-Saal II des ethnographischen Museums). Darin würde das Verbrennen zu Asche nicht gesungen. „Möge B. doch einmal im Platintiegel oder einem thönernen Schmelztiegel den Versuch machen, auch nur kleine Knochentteile zu pulveriger Asche zu verbrennen!“\*\*)

Der Leser erinnert sich, daß, von Schliemann eingeladen, Hptm. B. im Dezember 1889 Hissarlik besuchte, die persönliche Begegnung den Streit aber nicht geschlichtet hat.

In der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft vom 15. Febr. 1890 besprach B. „die neueste Phase in dem Streit um die Deutung von Hissarlik.“

Der Vortrag begann mit einer „persönlichen“ Bemerkung. Dieselbe ist von Wichtigkeit; wir geben sie daher im Wortlaute nach dem Sitzungsberichte:

„Die Sachlage wird in der Berliner Philologischen Wochenschrift, 1890, 25. Januar, Nr. 4 von Herrn Christian Belger\*\*\*) in einem Artikel, der überschrieben ist: „Waffenstillstand im Kampf um Troja“, dargelegt. Die Art, in welcher dabei auch meiner gedacht wird, zwingt mich, ein Wort der Erwiderung zu sagen, so sehr ich mich auch seit Jahren bemüht habe, die Angriffe, welche Herr Bötticher anhaltend auch gegen mich gerichtet hat, schweigend zu ertragen. Herr Belger sagt nämlich, nachdem er Vorwürfe gegen Herrn Böttichers Gegner im allgemeinen ausgesprochen hat: „Namentlich hat sich Virchow durch seine ganze Behandlungsweise auf dem Wiener Anthropologenkongresse, wo er Böttichers Theorie mit einem groben Worte abthun zu können meinte,

\*) Ossuarium, Cadus, Urna werden abwechselnd für die Gefäße gebraucht, in denen Asche und Gebeine der feuerbestatteten Toten aufbewahrt wurden.

\*\*) Es sei erinnert: Hiergegen bemerkt B.: Der Schmelztiegel ist undurchlässig; die trojanischen Leichen-Pithoi waren porös; in ihnen konnte man Leichen samt ihrem Skelett zu pulverförmiger Asche verbrennen. Ohne Zweifel wird Virchow das bestritten, bis B. es ihm vorgemacht haben wird; gemacht hat B. es bis jetzt noch nicht; aber er behauptet es „unentwegt“.

\*\*\*) Wahrscheinlich der Professor dieses Namens vom Berliner Friedrichs-Gymnasium, der Redakteur der genannten Zeitschrift.

nicht mit Ruhm bedeckt.“ Und gleich darauf fügt er in gesperrten Lettern hinzu: „Hissarlik ist faktisch und unbestreitbar eine Zeitlang eine Begräbnisstätte gewesen.“

Darauf habe ich zunächst zu erwidern, daß das grobe Wort mir durch „die ganze Behandlungsweise“ auf dem Kongreß abgedrängt wurde. Es ist im Ummute darüber gesprochen worden, daß keiner von denen, welche sich mit der Angelegenheit beschäftigen, sich auch nur die Mühe genommen hat, dieselbe im Zusammenhange zu studiren, und daß dieselben falschen Argumente, die schon vor Jahren widerlegt sind, immer wieder mit derselben Zuversicht vorgetragen werden. Ich selbst habe mich seinerzeit mit einer ernsthaften Widerlegung der Hypothese des Herrn Vötticher beschäftigt. Nachdem davon gar keine Kenntnis genommen wurde, habe ich keinen Anreiz verspürt, meine Gegenstände zu wiederholen. Herr Velger wird es darnach vielleicht begreifen, warum ich auch in Wien jedes Eingehen auf die Sache ablehnte und meine „ganze Behandlungsweise“ auf ein Wort beschränkte. Daß ich mich dadurch mit Ruhm bedecken würde, hatte ich in der That nicht erwartet. Aber nachdem das Wort einmal gesprochen und dadurch die Aufmerksamkeit auch solcher erregt ist, die sich sonst wenig oder gar nicht um Antecedentien bekümmern, will ich doch so viel hinzufügen, daß für wissenschaftliche Forscher die Quellen eröffnet sind.

Herr Velger sagt im weiteren Verfolg seines Artikels: „Wir sind vor der Wissenschaft verpflichtet, zu fragen: In welchem Maße finden sich auf Hissarlik Urnen mit Leichenbrand? Selbst wenn Vötticher niemals seine Theorie aufgestellt hätte, so müßte dieser Punkt doch ganz notwendig klar gelegt werden; denn hierin liegt ein Teil der wirklichen Geschichte des Hissarlikhügels; diese aber ist das eigentliche Ziel der Forschung, und es muß uns a priori ganz gleichgültig sein, welches das Resultat sein wird.“

Wie sehr ich damit einverstanden bin, das wird jedermann einsehen, der sich die Mühe nimmt, meine akademische Abhandlung über „Alttrajanische Gräber und Schädel. Berlin, 1892“ zu lesen.“

Demnächst weist B. auf den Vortrag vom 16. Febr. 1884 hin, dessen wichtigsten Inhalt wir oben kennen gelernt haben, und fügt hinzu: „Was dort gesagt ist, halte ich noch heutigen Tages voll aufrecht. Das einzige Novum, welches damals noch nicht vorhergesehen werden konnte, ist die 1886 erfolgte Auffindung von „Feuernekropolen“ durch Herrn Koldewey.“

B. hat seinen sachkundigen Vereins-Genossen gegenüber nicht für nötig erachtet, hervorzuheben, daß in Surghul und El Hibba gefunden worden ist, was Birchow auf Hissarlik nicht gefunden zu haben versichert: unverkennbare Leichenbrand-Reste, vom Feuer angegriffen, calcinierte, aber nicht zu Pulver „incinerierte“ Menschenknochen.

Das Maß des Feuerangriffs zeigte sich in den Nekropolen der Euphrat-Ebene sehr verschieden; so verschieden, daß Koldewey, der Entdecker, auf den Gedanken gekommen ist, es müge zu einer gewissen Zeit die babylonische Feuerbestattung nur andeutungsweise, pro forma, um einer rituellen Vorschrift zu genügen, stattgefunden haben. Zu erklären wäre ein solches Verfahren durch die Holzarmut des Landes.

Die Leichen lagen zum Teil in einer Art Bratpfanne mit Deckel. Diese hatte man mit Schilf und Asphalt umpackt und dann Feuer gegeben. Wie viel, oder gelegentlich wie wenig der Tote dabei von der Flamme bzw. der Hitze verzehrt wurde — dabei ließ man es bewenden, und setzte ihn in dem ihm bestimmten „Totenhause“ bei.

Wenn Hauptmann B., sobald er von der epochemachenden Entdeckung Koldewey's Kenntnis erlangt hatte, triumphierend ausgerufen hat: „Alles wie bei Hissarlik!“ so ist das sehr begreiflich; aber ebenso begreiflich, daß B. gesagt oder gedacht hat: Durchaus

nicht Alles wie bei Hissartik, denn an letzterer Stätte fehlt (nach Birchows Versicherung) das Hauptingredienz, das nachweisbare menschliche Gebein.\*)

Bezugnehmend auf seinen sechs Jahre zuvor in der anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag sagte B. sodann:

„Ob die Herren Bötticher und Belger von diesem Vortrage Kenntniss genommen haben, ist nicht erkennbar. Hätten sie es gethan, so hätten sie darin auch den Hinweis auf die Abhandlung über die alttrojanischen Gräber und Schädel gefunden, und vielleicht wären dann alle die Mißverständnisse unterblieben, welche den Streit zu einem so unerquicklichen gemacht haben. Sollten sie in Zukunft sich entschließen, meine Angaben so vorurteilsfrei zu prüfen, wie sie seiner Zeit niedergeschrieben sind, so bin ich auch bereit, mit ihnen zu diskutieren. Bleiben sie aber dabei, meine Ausführungen totzuschweigen, so sehe ich auch meinerseits keine Veranlassung, ihre Angriffe in ausführlichen Erörterungen zu widerlegen.“

Trotzdem will ich in einer kurzen thatsächlichen Bemerkung wiederholen, daß ich in den Trümmern von Hissartik „auch nicht einen einzigen calcinierten Knochenbröckel gesehen habe“. Die ganze Ausbente an menschlichen Leichen, bezw. Schädeln, welche bis zum Jahre 1882 gesammelt waren, betrug 6, nämlich 2 Skelette Erwachsener, 2 Skelette von Fötus und 2 Schädel von Erwachsenen. Außerdem waren noch ein paar einzelne Zähne und ein Unterkiefer gefunden. Diese Funde sind sämtlich in meiner Abhandlung eingehend beschrieben und es ist dargelegt worden, daß nur an einem Skelett Brandspuren zu sehen waren, daß aber die Mehrzahl weder im ganzen „calciniert“ oder gar „incineriert“\*\*, noch stellenweise angebrannt war. Später ist noch ein Skelett hinzugekommen, das gleichfalls nicht gebrannt ist; meine Angabe darüber steht in Schliemann, Troja, London 1884, p. 348. So viel Schädel und Skelette, wie auf Hissartik, sind auf manchem norddeutschen Burgwalde gefunden worden, der viel kleiner ist, und der darum doch nicht als eine Nekropole betrachtet werden kann.

Außerdem hat Hr. Schliemann in den Berichten über seine ersten Ausgrabungen mancherlei Angaben über Gräber und Aschenurnen, teils außerhalb des eigentlichen Burgberges, teils innerhalb desselben, gemacht. Auch diese Angaben habe ich in meiner atabemischen Abhandlung S. 22—24 zusammengestellt. Darunter war eine einzige „der römischen Periode entstammende“ Urne, welche unzweifelhaft Leichenbrand zeigte: sie war „mit Asche von animalischen Stoffen und kleinen Ueberresten calcinierter, augenscheinlich menschlicher Knochen erfüllt“.

In meinem Vortrage von 1884 bin ich etwas genauer auf diese Angaben eingegangen und habe das Unsichere derselben hervorgehoben. So sagte ich: „Herr Schliemann spricht wiederholt von menschlicher Asche, ohne genauer anzugeben, woran er dieselbe erkannt hat. Nur von Lion novum erwähnt er in der Asche (wie oben angeführt) kleine Ueberreste calcinierter, augenscheinlich menschlicher Knochen. Was er sonst und namentlich aus den tieferen Schichten von Hissartik angiebt, ist so wenig detailliert, daß ich es mir versagen muß, darüber weitere Betrachtungen anzustellen.“ In der That, woran sollte man menschliche Asche anders erkennen, als an der Beimischung calcinierter und in ihrer Form noch zu unterscheidender Knochenstücke? und welches sollte der Brand gewesen sein, der menschliche Leichen nebst dem ganzen Skelett in Asche, d. h. in feinstes Pulver, hätte verwandeln können?

Die Angaben des Hrn. Schliemann, der im Anfange seiner Untersuchungen noch wenig Erfahrungen über die Deutung solcher Befunde hatte, waren für einen unkritischen

\*) Koldeven selbst protestierte sehr nachdrücklich — der Uneingeweihte hat den Eindruck: bis zur Unhöflichkeit; aber Koldeven hatte seine Gründe für den Ton, in dem er schrieb — gegen die Gleichstellung von Hissartik mit seinen Fundstätten.

\*\*) In pulverförmige Asche verwandelt. B. spielt auf die von B. in seiner französisch geschriebenen Streitschrift gewählte Bezeichnung »Necropole à incinération« an.

Kopf, der sich nur an die Worte hielt, allerdings präjudizierlich.\*) Der wackere Forscher brachte nach der Troas seine alten mecklenburgischen Erinnerungen, denen gemäß jede größere Urne eine „Aschenurne“ und natürlich der Inhalt, und wenn es auch nur Erde war, „Asche“ sein mußte. Aber jede seiner späteren Veröffentlichungen hat weniger von solchen Angaben gebracht. Ich selbst habe während meiner Anwesenheit auf dem Burgberge Wochen lang alle möglichen Urnen auf ihren Inhalt geprüft, aber keine „menschliche Asche“ gesehen; auch die Ausleerung großer Pithei habe ich genau überwacht und darin weder von menschlichen, noch von tierischen „gebrannten“ Gebeinen die geringste Spur wahrgenommen.

Die heutigen Kritiker mögen daraus für Hrn. Schliemann starke Vorwürfe und für Hrn. Vötticher starke Entschuldigungsgründe ableiten. Aber die Sache der Feuernekropole wird dadurch nicht gebessert. Jeder muß sich in gleicher Weise die Korrekturen gefallen lassen, welche die bessere Einsicht bringt.

Es dürfte lehrreich sein, dies an einem nahe liegenden Beispiel zu erläutern. In meiner Abhandlung habe ich den Hanai Tepe, den merkwürdigsten Grabhügel der Troas, besprochen. Derselbe war von einem wohlerfahrenen Gräberforscher, Hrn. Frank Calvert, auf dessen Gut Thymbra (Altischelöi) er liegt, untersucht worden. In seiner ersten Beschreibung 1859 hatte C. eine, in demselben enthaltene, 5<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Fuß dicke, ganz trockene und pulverige Schicht von gebrannten Knochen geschildert, und 1879 war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß es Holzasche sei (Alt-trojanische Gräber S. 58). Sollen wir Hrn. Calvert nun auf seiner früheren Angabe festnageln, ohne daß wir einen bestimmten Grund dafür beibringen können? Wie viele von uns haben bei so schwierigen Untersuchungen gerade in der Bestimmung von Aschen geirrt! und wie würden wir ein Verfahren beurteilen, bei welchem wir gezwungen werden sollten, einen Irrtum festzuhalten, nachdem wir denselben als Irrtum erkannt hatten!

Ich schließe mit folgenden Sätzen, welche ich der Kenntnisaufnahme des Hrn. Belger empfehle:

In dem Burgberge Hissarlik ist mit Sicherheit keine Urne mit Leichenbrand gefunden worden, sondern nur eine einzige außerhalb desselben in Ilion novum.

Hissarlik ist niemals und in keiner seiner Schichten eine Begräbnisstätte gewesen.“

\*) In seinem Werke „Ilios“ spricht Schliemann (S. 797) von der Erforschung des Hanai Tepeh, aus der ersichtlich sei: „daß alle Völker, die auf jenem Hügel einander folgten, ihre Toten begruben, und nicht, wie es in allen fünf vorgeschichtlichen Städten von Hissarlik gebräuchlich war, verbrannten“. Das war allerdings „präjudizierlich“. Schliemann selbst erklärte mit diesen Worten Hissarlik für eine Leichenbrandstätte! Allerdings nur nebenbei; analog wie man nachmals die „Kirchhöfe“ mitten in den Städten auflegte. Vötticher hatte nur den Schritt von „Nebenbei“ zu „Nur“ zu machen. Diesen Schritt machte er, und das war entscheidend.

(Schluß folgt.)





## Bur sittlich-religiösen Grundlegung der Volkswirtschaftslehre.

Von

Dr. Ernst Fr. Wyneken.

---

Dieser Artikel sollte eigentlich eine Anzeige werden; aber eine bloße Anzeige unter vielen würde m. E. weder der Wichtigkeit der Sache, um die es sich handelt, noch der Bedeutung des Buches, welches hier in gewisser Weise bahnbrechend einsetzt, gerecht werden. Es erscheint doch notwendig, weitere Kreise zur Teilnahme an der vorliegenden wissenschaftlichen Aufgabe heranzuziehen, weil dieselbe zugleich eine eminent praktische ist, aber eben eine solche, welche nur auf Grund klarer Erkenntnis mit Erfolg in die Hand genommen werden kann, weil sonst die zur Lösung derselben einsetzenden Kräfte in fruchtlosem Widerstreit sich erschöpfen und einander lahm legen müssen. Da schlägt nun das Buch, welches zu diesen Ausführungen den Anlaß giebt, eine neue Bahn ein. Nicht freilich, als ob der Standpunkt bislang völlig unvertreten gewesen wäre; denn sporadisch ist vieles von dem, was dort ausgeführt wird, auch schon von anderen (u. a. seit Jahrzehnten vom ergebenst Unterzeichneten, wenn er auch in der Litteratur nicht mit aufgeführt ist) vertreten und verteidigt. Aber eine systematische Entwicklung dieses Standpunktes hat es noch nicht gegeben, und deshalb freue ich mich, hier so nachdrücklich auf das neueste Werk von Professor D. th. Martin von Nathusius: „Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage“ (Leipzig, 3. E. Hinrichsche Buchhandlung, 1893) hinweisen zu können.

Allerdings ist von dem Werke vorläufig nur der erste, „Die sociale Frage“ für sich ins Auge fassende Teil (Preis 5 M., geb. 6 M.) erschienen, dem aber hoffentlich bald der zweite über „Die Aufgabe der Kirche“ folgen wird; allein eben auf die Grundlegung kommt es ja zunächst an, und deshalb ist es sehr angezeigt, darauf das Augenmerk zu richten, und um so mehr, als sich hier ganz allgemein die bedeutungsvollsten Perspektiven und — Probleme uns darbieten.

Zwei Mängel sind es, welche in der kirchlich-socialen Litteratur dem Verfasser insonderheit entgegengetreten sind (§ 3, S. 12), von denen der erste die sachgemäße Fragestellung, der zweite (§ 4) die wissenschaftliche Begründung der kirchlichen Aufgabe betrifft. Da ist es nun zunächst betr. des ersten Mangels ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, wenn hier die Fragestellung in der folgenden Weise dreifach formuliert dargeboten wird (§. 18):

1. Soll die Kirche die öffentliche Meinung so beeinflussen, daß dadurch volkswirtschaftliche Ordnungen bestimmter Art ermöglicht werden?

2. Soll sie auf die Formulierung jener Ordnungen Einfluß üben?

3. Soll sie die Aufrechterhaltung und Wirksamkeit derselben durch die Pflanzung einer entsprechenden Gesinnung fördern?

Und dazu bemerkt dann der Verfasser gleich vorweg sehr richtig, „daß wir in der Bejahung von Punkt 3 und in der Verneinung von Punkt 2 wohl alle einig sind. Die Abweichungen liegen bei Punkt 1, dessen Frage wir bejahen und die Gegner der christlich-socialen Thätigkeit verneinen“. Ja, das ist wirklich eine präcise Fragestellung, denn so steht die Sache in der That, aber jener erste Punkt, für den auch ich immer eingetreten bin (schon 1876 in der „weltgeschichtlichen Bedeutung des modernen Socialismus“, Gotha bei F. A. Berthes, S. 48, und gleich darauf in „Konservative Ziele für die Gegenwart“, ebenda 1878, S. 43, und eingehender noch in der Hann. Pastoral-Korrespondenz von 1885, Nr. 17, und 1887, Nr. 8), führt nun auf eine wichtige Grundfrage, bei deren Beantwortung doch trotz aller Uebereinstimmung eine Verschiedenheit der Auffassung hervortreten könnte.

Der Verfasser findet den Grundschaden, und auch m. E. mit Recht, in der bisherigen Behandlung der theologischen Ethik. „Vorrede sitzt als verzauberter Vogel im Bauer und Zoriegel naht sich mit der Zauberblume und befreit alle Vögel der alten bösen Heze. Es sind zum großen Teil unwirkliche Gestalten, mit denen wir es in der Ethik zu thun haben“ (S. 25).

Welchen Standpunkt nimmt er selber nun dazu ein? „Weil die christlichen Gedanken verwirklicht werden wollen in und an den Lebensverhältnissen, die vor dem Christentum und unabhängig von ihm vorhanden sind, so müßten dieselben in ihrer ganzen handgreiflichen Realität in das Auge gefaßt werden“ (S. 25). Gewiß; aber warum das? Weiter: „Erst die Reformation stellte den unchristlichen Gedanken wieder in den Mittelpunkt der ethischen Betrachtung, daß der sittliche Wert des Menschen nicht herkommt von dem Gebiete, auf welchem er sich bethätigt, sondern von der Art, wie er die ihm gerade gesetzten Pflichten erfüllt, sei es in der Kirche oder in der Küche“ (26). Das kommt der Sache schon näher. „Einigermassen klare Antworten aber auf die Frage nach der Art, wie denn nun eigentlich die christlichen Ideen alle Lebensverhältnisse durchdringen sollen, habe ich in der Ethik nicht gefunden“ (S. 27).

Die Lösung wird der zweite Teil bringen: „Zu dieser [der christlichen] Weltanschauung gehört der Glaube an die Welt als eine Ordnung Gottes mit vom Schöpfer eingepflanzten Entwicklungsgesetzen und Zielen — aber auch der Glaube an eine Störung der ursprünglichen Gottesordnung, auf welche alle den menschlichen Geist seit Jahrtausenden so bedrückenden Probleme zurückweisen — sowie endlich der Glaube an die einstige Zerstörung aller Hemmungen durch den Schöpfer selbst, die Aufrichtung des Reiches Gottes in seiner Vollendung. Dies ist die allgemeine Grundlage“ (S. 31). Dem stimme ich voll und ganz zu. Ich wollte nur, v. R. hätte dabei auch ausdrücklich auf den alten und altbewährten Unterschied von Schöpfungsordnung und Heilsordnung zurückgegriffen. Nur muß man freilich dabei die Anwendung der Alten von ihrem Prinzip selbst sehr scheiden! Von der Art, welche wir die richtige zu sein scheint, war man allerdings weit entfernt. Aber auch jetzt fehlt es, soweit ich sehe, an klarer Scheidung und — Verbindung beider Begriffe. Prof. D. Kaftan, der ja in seinem gefeierten Vortrage auf dem letzten (vierten) evangelisch-socialen Kongreß über „Christentum und Wirtschaftsordnung“ dasselbe Thema behandelt hat, äußerte sehr richtig: „So gewiß es ist, daß alles, was die Schöpfung beschließt, Gottes Ordnung ist, so gewiß müssen wir doch bleibend einen Unterschied machen zwischen dem, was als Gottes Wille und Wahrheit in der Schöpferordnung zum Ausdruck kommt, und dem, was auf der Offenbarung Gottes in Jesus Christus beruht, was daher spezifisch zum Christentum gehört.“ (Bericht über die Verhandlungen. Berlin 1893. S. 22.) Dennoch will auch er am inneren Zusammenhange festhalten. „Wenn die Beurteilung dieser Dinge in unserer evangelischen Kirche eine andere geworden ist, so wird das seinen

Grund darin haben, daß sie einen inneren Zusammenhang zwischen dem Leben, das sich in den Ordnungen des Schöpfers bewegt, und dem Christentum gefunden hat" (S. 22). „Und was ist denn,“ fährt er gleich darauf (S. 23) fort, „das innere Band zwischen dem Christentum und dem Leben in der Welt, daher auch zwischen Christentum und Wirtschaftsordnung?“ Antwort: „Es liegt im sittlichen Leben.“ Denn „wir wissen als Christen, daß unser Ziel in Gott liegt und in seinem ewigen Reich“. — „Aber wir wissen als Christen auch dies andere: die sittliche Entwicklung in der Welt ist der notwendige Weg zu diesem Ziel“ — ja, das einzig mögliche Erziehungsmittel, denn erst mit der „sittlichen Entwicklung“ werden wir Gottes teilhaftig, indem wir einmal im Verkehr mit unseregleichen lernen, was Liebe ist, und sodann in unserem Verhältnis zur Natur die Unterordnung des Sinnlichen unter den Geist, den persönlichen Geist, lernen.

Dieser Art der Verbindung konnte dann Prof. v. Nathusius doch nicht ganz zustimmen, weil sie zu subjektiv sei (Seite 40 des Berichtes über die Verhandlungen z.), doch wohl in dem Sinne, weil sie alles zu sehr auf die Bewährung des einzelnen stellte; er vermiste die objektive Verbindung, also in der Sache selbst, und zwar in der „Verwertung“ vom Begriff des „Reiches Gottes“. Man wird diesen Einwurf erst voll würdigen, wenn man die Ausführung huzunimmt, mit welcher er in seinem Werte an der Stelle (oben S. 1200) fortfährt, wo er die allgemeine Grundlage gewonnen hatte: „Im Mittelpunkt der Weltentwicklung nun aber steht die Sendung Christi und sein Erlösungswerk. Er, der Gekreuzigte und Auferstandene, wird das Samenkorn der neuen Welt in der Hülle der alten. Und Er gründet eine Gemeinde der Seinigen, in welcher dieses Samenkorn des neuen Lebens eine irdisch organisierte Gestalt gewinnt, die Kirche. Es ist die Aufgabe der Kirche: das Reich Gottes, dessen Vollendung Gott selbst herbeiführen wird, im Laufe der Weltentwicklung anzubahnen. Und die Stiftungsurkunden der Kirche sind zu befragen nach den in ihnen enthaltenen Organisationsplänen Gottes für die irdischen Dinge unter dem Einfluß des neugestaltenden, in der Kirche lebenden Geistes Christi. Die christliche Lehre von der Gesellschaft mit den dieselbe bestimmenden Faktoren muß dargelegt werden.“ (Die Mitarbeit zc. S. 31.)

Hier stehen wir nun doch vor einem größeren Gegensatz, als Professor Raftan meinte (S. 47). Allerdings erklärte er, den Einwand nicht ganz verstanden zu haben. Er war aber doch wohl so gemeint: darin, daß in der christlichen Kirche und allein durch sie die Gesinnung gewonnen werde, welche den Ausbau des „Reiches Gottes“ auf Erden einzig ermöglicht, waren beide Herren einig; aber v. N. vermiste, woher nun die Grundlage für die Ordnungen dieses Reiches gewonnen werden sollten, und er will da „die Stiftungsurkunden der Kirche nach den in ihnen enthaltenen Organisationsplänen Gottes befragen“ (die Mitarbeit zc. S. 31) und will ihnen „eine christliche Lehre von der Gesellschaft“ entnehmen, indes Prof. Raftan allerdings die Frage, wie diese objektiven Ordnungen selbst zu gewinnen seien, überhaupt nur gestreift hat, während die Art, wie er das thut, beweist, daß er sich der Tragweite seines versteckten Prinzips gar nicht bewußt war. Denn freilich trat er dem Nathusiusischen Standpunkte ganz bestimmt entgegen, wenn er (S. 20) aus dem Auseinanderliegen von Christentum und Wirtschaftsordnung folgerte: „Wir können auch nicht etwa aus der heiligen Schrift unmittelbar entnehmen, was in der Wirtschaftsordnung christlich-evangelischer Völker gelten soll. — Wir laufen sonst Gefahr, das Christentum mit Dingen zu vermischen, die dem Wandel unterworfen sind.“ Das Christentum vertrage sich mit jeder Wirtschaftsordnung, und das sei notwendig, denn „es gibt in der Wirtschaftsordnung Verhältnisse und Grundlagen, die auf natürlichen Nötigungen beruhen und sich der freien Verfügung entziehen. — Nicht die gute Meinung oder das Wohlwollen hat darüber zu befinden, sondern die wissenschaftliche Kunde und die Technik“. Und auch v. Nathusius muß dem doch entgegenkommen, wenn er (Seite 250) sagt: „Auch wir glauben doch nicht, daß Gott in seiner Schristoffenbarung absolut willkürliche Gesetze gegeben habe, sondern

daß wir in ihnen nur die Grundgedanken zu erkennen haben, die er selbst als Schöpfer in das Wesen der Dinge gelegt hat."

Gewiß ist das richtig; aber bei beiden ist meines Erachtens der entscheidende Punkt nicht getroffen. Hier handelt es sich doch um ein durchschlagendes Prinzip, und ich möchte dasselbe so formulieren: Der objektive Begriff des Reiches Gottes, also die Erkenntnis des Reiches Gottes in seinen Grundordnungen ist zu gewinnen nicht aus der Schrift, sondern aus der Natur der Dinge selbst, also allgemein ausgedrückt durch die Philosophie im weitesten Sinne des Wortes; aber diese Erkenntnis und Philosophie wird eine richtige, d. h. eine der Natur der Dinge entsprechende nur werden können durch die Gesinnung und Auffassung, welche aus dem Prinzip, dem Offenbarungsprinzip des Christlichen, sagen wir gleich des rechtfertigenden Glaubens hervorgeht.

Ja, mag man noch so sehr erschrecken, um nichts Geringeres als die organische Einreihung der Philosophie in das theologische Gesamtsystem handelt es sich für unser unphilosophisches Zeitalter, nur daß man den Begriff weit genug fasse und insonderheit so großartige Werke, wie Schäßle, „Bau und Leben des socialen Körpers“, von Villenfelds „Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft“ und last not least Lorenz von Steins System der Volkswirtschaftslehre dazu zähle. Geradezu unbegreiflich, aber echt deutsch ist es doch, wenn in einem so gründlichen Werke, wie Uebertwegs „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ zwar J. H. Mill und H. Spencer wiederholt besprochen werden, jener obengenannten hochbedeutenden deutschen Sociologen aber (wenigstens in der Ausgabe von 1883) keinerlei Erwähnung geschieht.

Aber auch auf Seiten der Theologie ist es doch ein ganz unhaltbarer Standpunkt, dem ein Teil, ja der größte Teil ihrer gegenwärtigen Vertreter, und zwar von allen Richtungen zuneigt, die Theologie ängstlich innerhalb der Schranken einer Fachwissenschaft festhalten zu wollen. Keine Zeit war dazu ungeeigneter als die unsrige. Und abgesehen von irgend welcher Zeitperiode ist die Theologie ihrem Wesen nach offenbar eine Universalwissenschaft, denn alle Gebiete des Lebens soll sie mehr oder weniger durchdringen, und das „Alles ist euer!“ steht mit flammenden Buchstaben unauslöschbar über ihrer Pforte geschrieben. Aber freilich alle Auffassung von dem, was ist und was geschehen muß, bildet ihren rationalistischen Teil, denn die Natur ist an sich schon Offenbarung; nur wie die Natur der Dinge erfaßt wird und wie die richtig erkannten Ordnungen auszuführen sind, das ergibt sich aus der Offenbarung des Christlichen Glaubens. Und deshalb haben die Aussprüche der Apostel und selbst Jesu nur aus diesem Gesichtspunkte ihre Bedeutung und wollen sie auch nur aus ihm haben, aber haben aus ihm dann auch eben, zumal die unseres Herrn, autoritativen Wert. Nur daß sie also nie das, was sein soll, angeben, sondern sie setzen es voraus. Und daher das Andere, was manchmal wunderbarlich berührt, daß die Ungläubigen oft die Gesetze in den Dingen dieser Welt besser erkennen, als die Gläubigen, weil nämlich aus dem Prinzip des Glaubens für das Was der Dinge und Ordnungen gar nichts folgt, sondern nur für das Wie, nachdem man das Was erkannt hat. Und daher sind nicht einige „Verhältnisse und Grundlagen der Wirtschaftsordnung“, wie Prof. Kasten (S. 20) meint, sondern alle ausnahmslos Gegenstände der „wissenschaftlichen Kunde und der Technik“. Machen wir uns doch klar, daß es sich im Christentum um gar nichts anderes handelt, als eine Wiederherstellung der gestörten Schöpfungsordnung (creatio totius universi et instauratio generis humani) nennt der alte Gerhard die beiden Hauptwerke Gottes, auf die alles andere bezogen werden könne, Tom. IV, Loc. VI, § 5), und zwar eine Wiederherstellung durch Zurückdrückung des menschlichen Geistes aus der Verirrtheit, in die er mit der Sünde geraten, die aber doch ihn zur Erkenntnis der objektiven Wahrheit, wie sie in den Dingen und ihren Wirkungsweisen und daher sich ergebenden Gesetzen und Ordnungen liegen, nicht völlig unfähig macht, sondern nur, so-



fern diese Erkenntnis durch das ihm seit dem Sündenfalle innewohnende Prinzip der Selbstsucht getrübt wird. Und also dies Prinzip zu überwinden, ist der einzige Zweck des Christentums, und zwar es zu überwinden ebenfalls durch ein Prinzip, aber nicht nur objektiver Erkenntnis, die hier nicht ausreichen würde, sondern subjektiver Kraft und Willensbestimmtheit, ja einer außerhalb des gefürchten Subjekts notwendigerweise einsetzenden Macht, nämlich des Schöpfergottes, der in Seinem Sohne dieser in Selbstsucht versunkenen Welt eine solche überwältigende wahre Liebe bewiesen hat, daß sie das Herz, welches sich dem öffnet, herumwirft und aus der Verrücktheit der Erbsünde wieder zur Paradieseseinfalt zurechtrückt — wenn auch mit sehr allmählicher Entwicklung oft und wenn auch in sehr verschiedenem Grade bei verschiedenen Menschen. Und deshalb ist die christliche Religion das Erste und die christliche Sittlichkeit das Zweite, wie es auch Prof. Raftan (S. 29) anspricht, ohne leider die klare Verbindung aufzuweisen. Denn die nichtchristliche Sittlichkeit, wie Sittenlehre, beruht einzig auf der „erweiterten Selbstliebe“, d. h. auf dem über den Egoismus des Einzelnen hinaus sich erstreckenden Comteschen „Altruismus“, der aber durchaus auf demselben Prinzip, wie der Egoismus, beruht und also den auch von Prof. Raftan geforderten „Bruch ins Sittliche hinüber“ (S. 27) nicht vollzieht. Welcher Art ist dieser „Bruch“? Es wäre erwünscht gewesen, wenn dies vom Referenten weiter und klarer festgelegt wäre, umso mehr, als das Haupt der Richtung, welcher er angehört, Ritschl, in diesem Punkte sehr zur Verwirrung leider beigetragen hat, wenn er (R. u. W., 2. Aufl. III., S. 259) das Wesen der echten Liebe darin findet, daß sie „den Selbstzweck des Andern in den eigenen persönlichen Selbstzweck aufnimmt“. Denn auch mit diesem angeklärten Despotismus ist die Grundlage der Selbstliebe keineswegs verlassen, sondern erst mit dem vollen klaren Gegensatz hierzu, daß man nämlich den eigenen Selbstzweck soweit dem Selbstzwecke des Andern unterordnet, wie es geschehen kann, ohne den eigenen Selbstzweck zu vernichten. Das erst heißt „dienen“ im christlichen Sinne, und so hat's auch unser Herr gemeint, wenn er (Joh. 15, 13) spricht: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde“; und so ist zu verstehen sein anderes inhaltsschweres Wort (Matth. 16, 25): „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.“ Und es giebt auf der ganzen weiten Welt nur Einen, der uns das lehren, d. h. in der Weise lehren kann, daß dies Prinzip eine Lebensmacht in uns wird; — eben Er, der diese Worte gesprochen, als der Gekreuzigte. Ja, deshalb sind im Christentum Religion und Sittlichkeit untrennbar verbunden.

Was ist nun aber die Folgerung aus diesem Prinzip, wird man fragen, für die Wirtschaftsordnung, die doch der Selbstliebe als ihres eigentlichen Grundtriebes gar nicht entraten kann? Oder müssen wir nunmehr die Welt auf den Kopf stellen und diesen Trieb in sein Gegenteil, auch auf dem Gebiete der Wirtschaftsordnung, in den der reinen Selbstverleugnung und Selbstentfagung umwandeln? Es ist wunderbar genug, daß wir Christen gegen einen Teil der Sozialisten\*) die Selbstliebe zu verteidigen uns genötigt sehen, und zwar die Selbstliebe des Einzelnen: die Selbstliebe, nicht die Selbstsucht (vgl. v. R., S. 210), d. h. die zum alles beherrschenden Prinzip erhobene Selbstliebe, sondern die letztere in dem Sinne, wie der Herr es meinte mit seinem Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.“ Es ist eben nicht zu übersehen, daß es ein doppeltes Sichvergessen giebt, von welchem das eine den Gipfel wahrer Liebe, das andere den Abgrund des Verlorenseins bezeichnet. Es muß eine Grenze für die völlige Hingabe geben, und diese kann nicht anders gefunden werden, als darin, daß Eine grenzenlose Hingabe möglich sein muß, nämlich an den Gott, von dem

\*) Wer ein Buch lesen will, in welchem dieser Idealismus der Socialdemokratie als der eigentliche Krebschaden hingestellt wird, während das klare, nackte Prinzip der Selbstliebe des Einzelnen allein das Heil bringen könne, den verweise ich auf ein in seiner Art interessantes Buch: J. H. Mackay, die Anarchisten. Zürich 1891.

alles stammt, was wir sind und haben, an den Gott, der uns bei unserer grenzenlosen Hingabe jedesmal als das wieder hinstellt, als das er uns gedacht, gewollt und geschaffen hat, nämlich jeden Einzelnen als sich selbst bestimmen sollende Persönlichkeit. Und nichts anderes als die Persönlichkeit eben ist es, welche in der Selbstliebe als dem notwendigen Ausgangspunkt der Sittlichkeit enthalten ist. Denn das Sittliche hat zum Gegensatz das Natürliche, an dem allein es sich entwickeln kann; und dies Natürliche ist eben die Selbstliebe; so besteht also das Sittliche stets in einer Gegenbewegung gegen die Selbstliebe. Und für die Wirtschaftsordnung insonderheit handelt es sich also nur darum, in ihr die Liebe zum Nächsten, nein, sagen wir zum Fremden, durchaus auf dieselbe Stufe zu heben mit der Selbstliebe, und in dieser Gleichstellung der Wage zwischen der natürlichen Selbstliebe und der sittlichen Selbstverleugung und Nächstenliebe tritt alsdann als die Grundtugend der Wirtschaftsordnung hervor die Gerechtigkeit, dies Rückgrat des Staatslebens, sofern sie durch den Zwang des Gesetzes verwirklicht wird. Aber dieser Zwang darf nur in Ausnahmefällen wirksam werden, sonst ist der Staat bereits in der Auflösung begriffen. Daher muß es eine Macht in, ja über und sozusagen vor dem Staate geben, welche die freie Übung dieser Gerechtigkeit vertritt, lehrt und leitet, und das ist die christliche Kirche. In diesem Sinne sollte sie (wie ich längst vertreten habe) die organisierte, christliche „öffentliche Meinung“ zur Darstellung bringen, und an diesem Ideal gemessen erhebt man erst so recht klar, wie weit wir hinter dem, was sein sollte, zurückgeblieben sind.

Und an dieser Stelle möchte ich nun zunächst auf den zweiten Mangel eingehen, den v. R. in der kirchlich socialen Litteratur findet, nämlich „daß es an einer richtigen wissenschaftlichen Begründung der kirchlichen Arbeit fehlt“ — ein Vorwurf, der „sich hauptsächlich gegen die bisherige Behandlung der Disciplin der praktischen Theologie richtet“ (§ 4, S. 19). „Es steht in Frage: Gibt es ein kirchliches Handeln, durch welches den auf dem volkswirtschaftlichen und socialen Boden gärend auftretenden Mächten, die nach neuen, zum Frieden führenden Rechtsordnungen drängen, die rechte Richtung gegeben wird?“ — „Was haben Menschen dabei zu thun? Das ist die Frage der praktischen Theologie“ (S. 20).

Ist das wohl wirklich die Frage dieser Disciplin? auch wenn man hinzunimmt, daß, weil es sich den zwischenliegenden Ausführungen des Genannten nach um die Verwirklichung des Reiches Gottes handelt, nicht „Menschen“ ganz allgemein, sondern „Christenmenschen“ gemeint sind. Ja, wenn man „praktische“ Theologie im Gegensatz zur „theoretischen“ (in Exegese, Kirchengeschichte, Systematik) ganz allgemein also als „Ethik“ faßt, dann ist diese allgemeine Frage die der christlichen Ethik allerdings. Deshalb aber trifft der Vorhalt von Nathusius: „Diese Menschen sind nicht die Pastoren allein“ m. E. nicht genau die Sache. Es dürfte sich doch herausstellen, daß trotz der allgemeinen Wendung, welche diese bestimmte Disciplin auf den Universitäten in neuerer Zeit genommen hat, seit man als ihren Gegenstand „die Selbstverwirklichung der Kirche“ und dergl. bezeichnet hat, der alte jetzt verpönte Name der „Pastoraltheologie“ (nur nicht in der Auffassung früherer Zeiten) sein volles Recht hat. Denn die Frage, auch v. R. gegenüber, der die genannte Fassung gegen die allerdings ja bestimmtere und entscheidener nach außen gelehrte der „Sendung der Kirche an die Welt zur Verwirklichung des Reiches Gottes“ abweist (S. 23), ist doch die: Wen faßt man als das Subjekt des kirchlichen Handelns in der praktischen Theologie? Ich sage: für sie im allgemeinen Sinne der christlichen Ethik den Christenmenschen ganz allgemein; für sie im engeren Sinne des heutigen Gebrauchs aus dem Gesichtspunkte des kirchlichen Handelns — den Pastor als Amtsträger, dessen Gehülfen mehr oder weniger alle anderen Beamten der Kirche nur sein können. Und ich begründe dies nicht nur mit dem Gesichtspunkte, der doch meinem sehr verehrten Freunde als Verfasser vom „Wesen der Wissenschaft“ (Leipzig 1885) für die Praxis auch besonders nahe liegen wird, daß

nämlich ein Professor der praktischen Theologie nur künftige Amtsträger zu Zuhörern hat, sondern auch theoretisch in einfachster Weise.

Natürlich von dem von mir eingenommenen Standpunkte aus, sofern das Was dessen, das in der Welt geschehen soll, also z. B. Ehegeschluß, Familienleben, Staatsleben, Gerichtswesen, Wirtschaftsordnung nicht aus der h. Schrift oder speciell aus dem Neuen Testament, sondern aus der „Natur der Dinge“ zu bestimmen ist, während das Wort Gottes und seine Verkündigerin, die christliche Kirche, es einzig mit dem Wie dessen, was geschehen soll, zu thun hat. Jedoch mit einer bedenklichen Ausnahme; denn Ein Was giebt es auch, das aus der Natur der Kirche, als eines in die Sichtbarkeit tretenden Gemeinwesens, sich ergibt: die Verwaltung von Wort und Sakrament. Und weil nun dies Eine Was das Wesen der Kirche anerkanntermaßen in der evangelischen Christenheit ausmacht, deshalb giebt es auch nur Ein eigentliches Amt in der Kirche, dessen Hilfsämter alle übrigen Ämter nur sein können: das Amt, das Amt des Pastors, an das einzig und allein also „die Selbstverwirklichung der Kirche“ geknüpft ist, und ihre Sendung an die Welt nicht minder.

Hier also, im „geistlichen Amt“, liegt der Knotenpunkt von Schöpfungs- und Heilsordnung, genauer darin, daß, um das Wie des Weltgeschehens zu sichern, die Gemeinschaft, welche dies als ihre Aufgabe erfaßt hat, als konkretes Gemeinwesen, das einer bestimmten Stätte und bestimmter Ordnungen für die Ausrichtung derselben bedarf (gegen R. Sohm!), auch Ein Was des Geschehens in der Reihe der anderen Realitäten des Lebens zu vertreten hat, daselbe aber nur zu verwirklichen im Stande ist durch das Amt, an welches sich dann allerdings den Umständen nach mehrere oder weniger Hilfsämter, zu denen insbesondere auch die des Kirchenregiments gehören, behufs der „Selbstverwirklichung der Kirche“ bezw. der Erfüllung ihrer „Sendung“ sich anschließen werden.

Und nun erst habe ich wenigstens einen klaren Ausgangspunkt für die Beantwortung der entscheidenden Frage gewonnen, wie von Nathusius sie formuliert hat: Soll die Kirche die öffentliche Meinung so beeinflussen, daß dadurch volkswirtschaftliche Ordnungen bestimmter Art ermöglicht werden? Zwar die eine Antwort habe ich schon gegeben: Sie soll selber die organisierte, christliche öffentliche Meinung sein! Und eigentlich liegt die andere Antwort darin dann schon eingeschlossen: Wenn sie die christliche „öffentliche Meinung“ selber sein soll, so muß sie es sein für alle Gebiete, vor allem aber gerade sicherlich für das des öffentlichen Lebens! So lange wir uns davor scheuen, schneiden wir uns den Nerv der Wirksamkeit selber ab und müssen notwendig insonderheit der katholischen Kirche gegenüber (die das besser im Prinzip begriffen hat, wenn sie das Prinzip auch, wie gewöhnlich, grundfalsch ausführt) ein kümmerliches Dasein im Staatskirchentum dahin schleppen. In dem Sinne wagte ich dem Kongress für Innere Mission zu Cassel ein: „Heraus aus dem Pietismus!“ nicht nur mit dem Einzelleben, sondern mit dem Leben der Kirche als eines Ganzen zuzurufen, daß dann von einigen sieben Württembergern mißverstanden und übel vermerkt wurde. Aber wenn die Kirche als solche, wie ich mit v. N. und vielen anderen will, das Wort Gottes im großen Stil auf die konkreten Verhältnisse auch des socialen Lebens anwenden soll, wie jetzt ziemlich allgemein, auch von den Kirchenbehörden, gefordert wird, dann ist damit die von mir bezeichnete Wendung bereits gemacht, dann hat man sich bereits entschlossen, das öffentliche Leben unter dem Gesichtspunkte des göttlichen Wortes ins Auge zu fassen, und es wird sich dann kein Teil desselben mehr beliebt davon ansuehmen lassen.

Allein nun ist es sehr wichtig, nicht zu vergessen, daß der geistliche Amtsträger immer in erster Linie einzig das Wie des Weltgeschehens ins Auge zu fassen und einzuprägen hat. Das ist seine nächste und eigentliche Arbeit. Denn das Was des Weltgeschehens wird nicht direkt aus der Schrift, sondern aus der Natur der Dinge erkannt. Und damit tritt nun die Gemeinde organisch in die Entwicklung ein. Denn in ihr finden sich die „Laien“, die dadurch vom „Geistlichen“ oder Amtsträger sich auch in

der evangelischen Kirche noch unterscheiden, daß sie an der Verwirklichung vom Was der Schöpfungsordnung ihren eigentlichen Veruß haben. Da sind die Verwaltungsbeamten der verschiedensten Zweige, obere und untere, die Gerichtsbeamten, die Angehörigen des Militärstandes, die Bauern, die Handwerker, die Fabrikherren und die Arbeiter u. s. w. u. s. w. Und diese haben nun, jeder von seinem Amt und Verufe aus, mit christlich erleuchtetem Sinne aus der Natur der Dinge die für die jeweilige Gegenwart erforderlichen Einrichtungen und Ordnungen zu finden. Denn, wenn auch nicht die Natur der Dinge, so doch die Art ihrer Wirksamkeit ist durch eben diese vernünftige Erfassung des Menschen in unaufhörlichem Fluß einer Entwicklung begriffen, die nur durch die unmerkliche Allmählichkeit ihres Werdens in die Starrheit fester, stetiger Ordnungen für gewisse Zeitperioden sich einfügen läßt, bis dann eine so neue Art der Wirksamkeit sich Bahn bricht, daß die alten Einrichtungen und Ordnungen nicht mehr ausreichen, sondern notwendig durch neue ersetzt werden müssen. So war es, als die Dampfmaschine in Wirksamkeit trat und das ganze gewerbliche Leben in neue Bahnen drängte. So war es auch 1866, als Eisenbahnen und Telegraphen Deutschland sozusagen auf ein Drittel seines Umfangs reduziert hatten und dadurch eine gemeinsamere festere Leitung des Ganzen, eine engere Konzentration des deutschen Wirtschaftsgebietes gebieterisch forderten. Daß diese Forderung gestellt wurde, ergab sich aus der Natur der Dinge; wie sie verwirklicht wurde, entsprach nicht der Forderung des Christentums, nur daß gegen die letztere ebenso schwer von denen gefehlt wurde, welche, von partikularistischer Selbstsucht verblendet, zu den notwendigen Opfern sich nicht bereit zu erklären vermochten, wie von denen, welche aus derselben Eifersucht heraus weit über das Notwendige hinausgriffen und damit, wie wohl jeder einigermaßen Unbefangene jetzt zugiebt, die gesunde Entwicklung in der bedauerlichsten Weise gestört und erschwert haben.

Und so ist es immer und in allen Fällen! Deshalb wäre die Aufgabe, innewhalb der christlichen Gemeinde zu den aus der Natur der Dinge sich ergebenden Fragen gemäß dem Geiste des Neuen Testaments gemeinsame Antworten zu finden, und ich halte da immer noch aufrecht, was ich 1885 (Hann. Past.-Korresp. Nr. 17) vertreten habe und wo ich zugleich ganz mit v. N. wieder zusammenzutreffen hoffe, daß nämlich die ganze evangelische Kirche zu bestimmten Zeiten auch betreffs speziellerer Fragen, wie Maximal- und selbst Normalarbeitstag, Arbeiterversicherung, Frauen- und Kinderarbeit u. s. w., leichter ein Urteil aus der Schrift und dem Geiste des Neuen Testaments sich gewinnen müßte, als z. B. über Leichenverbrennung. Selbstverständlich nur darüber, ob das geschehen soll, nicht dagegen darüber, wie die bestimmte Formulierung zu gestalten ist. Das ist nicht mehr Sache der christlichen Gemeinde als solcher, sondern des Staats.

Es ist eben eine Reihe bestimmterer Einzelfragen aus der Regelung des sozialen Lebens aufgeführt, zu denen die Gemeinde, d. h. die Kirche als die christliche „öffentliche Meinung“ Stellung zu nehmen hätte. Denen, welchen dies immer noch verwunderlich vorkommt, möchte ich zu bedenken geben, daß doch die Kirchenglieder und die Staatsbürger in einem christlichen Volke durchweg normalerweise dieselben Personen sein müßten. Man stelle sich also zunächst einmal vor, wie es sein würde, wenn dies Ideal einigermaßen verwirklicht wäre. Auch dann würde es Meinungsverschiedenheiten und auf Grund derselben Parteibildungen geben, weil die erforderlichen Ordnungen aus der Natur der Dinge auch dann zu finden wären; aber das, was die Sache immer am meisten erschwert und leider nur zu oft verfehrt, die den Blick trübende Selbstsucht, würde dann in dem Maße zurücktreten, wie in der betreffenden kirchlichen Gemeinschaft bestimmte christliche Anstandsbegriffe, sozusagen, zur Herrschaft gelangten. Und was so in der öffentlichen Meinung, also z. B. betr. unverantwortlicher Kinderarbeit, Ueberlastung der Schwangeren, 16stündiger Arbeitszeit und dergleichen Ungehenerlichkeiten, um recht krasse Beispiele zu wählen, allgemeine Anerkennung erhielt und diese mit der Verfeinerung des christlichen Bewußtseins auf eine Menge von feineren Rüancierungen erstreckten würde, das

würde in der geschlichen Fixierung des Staates seinen natürlichen Niederschlag finden, und dieser Niederschlag würde als eine Stufe des Fortschritts christlicher Gesittung festgelegt werden.

Und hier würden wir auf die Frage stoßen, deren Beantwortung v. Nathusius vergeblich von Prof. Kaftan erwartet hat (Bericht S. 40): „Wie ist der Gegensatz zu heben, daß das Evangelium einerseits freie sittliche Bethätigung fordert und andererseits eine Ordnung des Staats, Recht, Gesetz, wobei der Gedanke des Zwangs nicht zu vermeiden ist?“ — ein anscheinend scharfer Widerspruch, den in besonders eingehender und bedeutungsvoller Weise Professor Kübel (in der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ 1890, S. 101 unter der etwas wunderbaren Ueberschrift: „Zur ethischen Lehre vom Kosmos und von der Askese“, besonders von S. 126 an) zum Ausdruck gebracht hat. „Die lutherische Lehre“, sagt er, „scheint uns zweifellos zu antworten: Das, was für die Welt als solche da ist, was insbesondere einzig und allein ganze Völker und Staaten beherrschen kann, ist das Gesetz. Und die Gesetzesordnung hat als solche göttlichen Wert, hat ihn nicht erst damit, daß man sie zu christianisieren, zu evangelisieren, d. h. das Evangelium selbst zum Gesetz zu machen sucht.“ Hier liege nicht nur die tiefe Differenz vor gegenüber dem Katholizismus, sondern auch gegen den „wesentlich in Calvins Bahnen gehenden modernen Evangelismus, welcher ebenfalls — nur auf indirektem freieren Wege — den „christlichen Staat“ herbeiführen, das Christentum, das Evangelium zur beherrschenden Macht des Volks- und Staatslebens als solches zu machen sucht.“ In der That bekenne ich mich voll und ganz zu der hier bezeichneten Richtung, ja, sogar noch stärker, als hier gesagt ist, sofern ich allerdings glaube, daß ganz dasselbe, was der Katholizismus in der Blütezeit des Mittelalters in dieser Richtung erstrebte und nur durch die Art seiner Verwirklichung schließlich verfehlte, nunmehr aus den eigentümlichen Prinzipien der evangelischen Kirche neu ins Auge zu fassen und womöglich in glücklicherer Weise zu realisieren wäre. Allerdings sind die Ausichten dafür wenig günstig; allein wann hat der Glaube je nach dergleichen gefragt? Wenn wir Glauben hätten, würden wir Berge versetzen. Vor allem von P. Naumann und wohl auch von Prof. Kübel mit Recht gefürchteten Chiliasmus wird uns dabei der Blick auf die jenseitige Vollendung des Reiches Gottes behüten, und die Gewißheit dieser Vollendung wird uns die Glaubenskraft bewahren, in der Weise an der Verwirklichung des Reiches Gottes zu arbeiten, als ob die ganze Welt noch zu retten wäre.\*)

Freilich klar bewußt muß man sich bei solcher Arbeit, wenn sie gelingen soll, der Schwierigkeiten sein. Sie sind im Vergleich zu der Zeit des Mittelalters wesentlich dreifacher Art, sofern erstens die Kirche als solche ihren Gesetzescharakter abgestreift und denselben scharf geschieden an den Staat als eigene Gottesordnung abgetreten hat, und zweitens eben infolgedessen weite Kreise des Volkes außerhalb jeden kirchlichen Verbandes rechtlich oder doch thatsächlich leben, und drittens die, welche sich ernstlich zu solchem Verbande halten wollen, doch wieder durch die konfessionellen Spaltungen, welche die Bildung einer allgemeinen christlichen „öffentlichen Meinung“ sehr erschweren und in mancher Beziehung gerabese unumöglich machen, sich scharf geschieden sehen. Und trotzdem muß das versucht werden, was als klare Aufgabe des Glaubens vorliegt!

Darum ist zu bebauern, daß Prof. Kübel einen Gesichtspunkt durchschlagender Art doch unbeachtet läßt. Freilich er will ja auch „mit aller Energie bejahen die Frage, ob Christen die Pflicht haben, für die gottgefällige Wohlordnung des Volks- und Staatslebens, also sagen wir: der Welt zu arbeiten. Ja, und sie thun das als Christen, d. h. im christlichen Geist, aber das, was sie für diesen Zweck thun, ist direkt Arbeit für das Gesetz, und nur in-

\*) Mit diesem Ausblick schließt ein Schriftchen, das wir als Muster feiner, gebiegener und zutreffender Schriftenanwendung auf die sociale Frage vom Standpunkte der Inneren Mission hier warm empfehlen möchten, nämlich 4 Ansprachen vom Präsidenten ihres Centralauschusses, D. Bernhard Weiß, „Vom irdischen Gut“ (über Luc. 12, 13—34). Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses, 1896.

direkt (damit aber wahrlich nichts weniger als unwichtig) kommt auch hierfür das in Betracht, was sie als Vertreter des Evangeliums thun; insofern nämlich ist das letztere zu sagen, als Leute, die durchs Evangelium zu wahren Christen gemacht sind, auch die besten Staatsbürger sind, nur sind das immer eben einzelne.“ Neu, gerade dies letztere ist es, was bekämpft werden muß. Und die theoretische Grundlage, woraus diese Anschauung erwächst, nicht minder. Stehen dein Gesetz und Evangelium wirklich noch immer in dem bezeichneten Gegensatz? Vom christlichen Standpunkte nicht, nur muß man das Christentum als gemeinschaftsbildend, als sociale Macht erkennen. Dann fügt das Gesetz sich in die Entwicklung des Gemeinschaftslebens durchaus organisch ein, sofern die festen Stufen dieser Entwicklung einzig durch das Gesetz zu gewinnen sind. Beweis dafür die Kirchengemeinschaften jeder Art selbst mit ihren Gottesdienstordnungen u. s. w., die christlichen Familien mit ihren Hausordnungen. Die Hausandacht z. B., welche frei von Hausvater und Hausmutter beschloffen ist, steht doch gewiß nicht neben, sondern in dem Evangelium; aber für die Kinder, für das Gefinde ist sie Gesetz, und freilich um so weniger evangelisches Gesetz, als sie nicht mit immer gleicher Lust daran teilnehmen. Aber ganz unevangelisch wäre es doch, um solcher Unlustigen willen die Hausandacht fallen zu lassen; denn damit würde ja die Familie als Gemeinschaft eine höhere Entwicklungsstufe bewußten Christenlebens wieder aufgeben und auf das erziehlische Moment, worauf alle christliche Entwicklung beruht, widersinnig verzichten. So bleibt das Gesetz „unser Zuchtmeister auf Christum“ (Gal. 3, 24), aber nun innerhalb der Sphäre des Evangeliums. Und wie in der Familie, so auch im Staat. Und so auch z. B. betreffs der oben genannten Einzelfragen des wirtschaftlichen Lebens.

Aber diese Einzelfragen der Kinder- und Frauenarbeit, des Normalarbeitstages u. s. w. sind nun durch die Socialdemokratie alle unter einen höheren Gesichtspunkt gestellt, und es fragt sich, wie sich die christliche öffentliche Meinung dazu stellen soll. „Verstaatlichung sämtlicher Produktionsmittel“ lautet da die Forderung. Dem gegenüber ist Prof. Raftan (a. a. O. S. 31) für das damit bedrohte Privateigentum im Namen des Christentums aufgetreten. „Jrgend welches Eigentum ist in der Regel die Voraussetzung der persönlichen Freiheit und Selbstständigkeit, ohne die es ein gesundes evangelisches Christentum nicht giebt“ — und um die Regel handle es sich; „und deshalb haben wir alle Veranlassung, auch als evangelische Christen für diesen Grundpfeiler der bestehenden Ordnung einzutreten“. Man beachte den Schluß. In der Natur der Dinge liegt es (nach der christlichen Auffassung des Prof. Raftan), daß der Einzelne Eigentum besitzen soll; wird diese Ordnung der Natur, d. h. der Schöpfungsordnung verrückt, so ist auch die Ausgestaltung gesunden Christentums, sagen wir christlichen Lebens nicht möglich; deshalb fordern Heilsordnung und Schöpfungsordnung in diesem Punkte sich gegenseitig. Nur auf die Weiseart kommt es mir hier zunächst an, die noch deutlicher bei dem zweiten Punkte, für den der Genannte (S. 32) eintritt, die Berufsstände, hervortritt, und zugleich auch dies, wie er sich derselben doch nicht klar bewußt ist, weil die feste prinzipielle Grundlage fehlt. Denn der Schluß ist doch im Grunde ganz ebenso angelegt, wie beim ersten Punkte. Dennoch ist er genügt, hier „minder zuversichtlich“ zu reden. Dann aber erklärt er doch: „Ich zweifle nicht, daß sie [die Gliederung in Berufsständen] in der Natur der Dinge begründet ist und bleiben wird (!), so lange Menschen auf Erden wohnen und arbeiten. Wohl aber kann zweifelhaft erscheinen, ob das etwas ist, wofür wir auch im Namen des Christentums einzutreten haben, da sich so viele Sünde und Verletzung der Liebe daran anschließt.“ Ich verstehe nicht, warum der Referent hier trotz genau desselben Beweisganges betreffs des Schlußes sich weniger sicher fühlt.

Was die Sache betrifft, so tritt auch von Nathusius (S. 246) nachdrücklich, natürlich unter anderer Begründung, für beides, Privateigentum wie Berufsstände, als unveräußerliche Teile der Schöpfungsordnung ein, und wir mit ihm; nur ist damit der

eigentliche Punkt noch gar nicht getroffen. Denn die reine Verneinung des Privateigentums ist mit jener Parole der Socialdemokratie: „Verstaatlichung der Produktionsmittel“ bekanntlich gar nicht ausgesprochen, und nicht einmal einzig das an Verbrauchsgegenständen wird sich als notwendig ergeben; denn so wenig ich in einem geordneten Gemeinwesen irgend einer Art darüber jeden Morgen in Ungewißheit bleiben kann, ob etwa ein anderer meine Stiefel anzieht, ebensowenig wäre denkbar, daß ich jeden Morgen zu gewärtigen hätte, wie ein anderer mit meinem Spaten, den ich gebrauche, an meine Arbeit gehen würde. Jene Parole hat einen Sinn doch nur, soweit der ihr einwohnende Zweck reicht, die unverhältnismäßige Ungleichheit in der Verteilung der Güter unmöglich zu machen, und wenn auch viele von den Führern der Partei das noch nicht einzusehen scheinen, so wird die Natur der Dinge ihnen das s. Z. schon aufdrängen. Es fragt sich also nicht, ob das Privateigentum abzuschaffen wäre, sondern nur, in welchem Maße es beizubehalten ist. Und da giebt ja auch v. R. (S. 254) zu, „daß mit der wirtschaftlichen Notwendigkeit eines Rechtes auf Sondereigentum die Grenzen dieser Sonderung nicht gegeben, ja überhaupt eine schrankenlose Sonderung nicht bewiesen ist“. Im Gegenteil wird die Unberechtigung dieser letzteren sich bestimmt genug nachweisen lassen, und damit wäre dann festgestellt, daß jede gesunde Wirtschaftsordnung sich zwischen den beiden Polen des atomisierenden Individualismus, wie des absorptiven Kommunismus zu halten hat. Die Grundfrage gegenüber der socialdemokratischen Auffassung in diesem Punkte ist also die bislang nirgends in einigermaßen zureichender Weise meines Wissens beantwortete: Muß die Verstaatlichung der Produktionsmittel ihrer Idee nach notwendig zu rein kommunistischen Konsequenzen führen, bezw. ist diese Idee ihrem Wesen nach eine kommunistische? Mit der Bejahung dieser Fragen würde dann zugleich die Idee als eine unrealisierbare verurteilt sein. Allein ich gestehe, daß ich die Notwendigkeit dieser Bejahung bislang nicht einzusehen vermag.

Und ganz ähnlich ist es mit den Berufsständen. Auch hier ist zunächst zu fragen, was man darunter versteht? Und ich halte das für eine um so wichtigere Frage, als sie als die über jene erstere übergreifende angesehen werden muß. Denn m. E. steht die Frage so: Werden wir zu einer befriedigenden Antwort auf die Ständefrage gelangen ohne die Verstaatlichung der Produktionsmittel? Von meinem Standpunkte aus muß ich es also als ein entschiedenes Verdienst von Prof. von Nathusius bezeichnen, daß auch er die Ständefrage als den Angelpunkt der socialen Frage (S. 71) faßt. „Es muß ein Ständerecht geschaffen werden: das ist die Aufgabe der Zeit“, sagt er. Aber freilich — eben da muß ich auch schon, wenn ich ihn recht verstehe, wieder von ihm abweichen, weil mir diese Formulierung eine Auffassung des Begriffes zu verraten scheint, welche zu dem unsere Zeit beherrschenden Entwicklungsgezet in scharfen Gegensatz tritt und mindestens so mißverständlich ist, daß die allgemeynere Zustimmung zu derselben uns in verhängnisvolle Bahnen treiben müßte.

Prof. von Nathusius geht dabei auf den großen Volkswirtschaftslehrer Lorenz von Stein und insbesondere auf dessen Definition des Begriffes der „Gesellschaft“ zurück, wenn er sagt: „Die organische Einheit des menschlichen Lebens, durch die Verteilung der Güter bedingt, durch den Organismus der Arbeit geregelt, durch das System der Bedürfnisse in Bewegung gesetzt und durch die Familie und ihr Recht an bestimmte Geschlechter dauernd gebunden, ist die Gesellschaft“. In den hervorgehobenen Worten hebt sich der Ständebegriff ja deutlich heraus; und ich stimme der Definition auch durchaus zu, soweit es sich — um die Vergangenheit handelt: Die Frage ist für mich die, ob wir nicht gerade hier an einem Wendepunkte stehen, welcher für den Gesellschaftsbegriff eine erweiterte Fassung fordert, etwa wie ich denselben früher gefaßt habe (Sann. Past.-Korresp. 1885, S. 348), als „die Gesamtheit aller dem wirtschaftlichen Leben durch Vermittlung der Familie entspringenden freien Gemeinschaftsbildungen, mögen dieselben nun zu wirklichen mehr korporativ gefaßten Vereini-

gungen sich verdichten oder als unabhgeschlossene Vorbildungen dazu stehen bleiben“. Ich meine das so: Unser heutiges Wirtschaftsleben bedroht durch die Gestalt des Unternehmers die Familie mit der Auflösung, schon indem es sie vielfach für die Produktion aus-einanderreißt, den Vater in die eine Fabrik, die Mutter in die andere und die Kinder in die dritte bezw. vierte hineindrängt, damit aber auch die eigentliche Gemeinschaft der Konjuntion, auf der recht eigentlich das Familienleben beruht, in hohem Maße bekanntlich gefährdet. Hier ist Posto zu fassen. Die Auflösung der Familie, dieses Grundpfeilers aller, insonderheit der christlichen Gestützung, kann nie aus der Natur der Dinge folgen, weil diese sich selber nicht widersprechen kann. Es muß also festgehalten werden, einmal, daß das „Unternehuen“ als solches etwas von der Art einer erweiterten Familie an sich tragen muß, wenn es sich nicht selber weltgeschichtlich verurteilen will, und zum andern, daß durch Gewährung der Sonntagsruhe, Verkürzung der Arbeitszeit, Regelung der Kinder- und Frauenaarbeit u. s. w. u. s. w. die Konjunktions-gemeinschaft der Familie sicher gestellt werde.

Aber ein ganz anderes Ding ist es mit den aus der Familie hervorgegangenen „Ständen“, nämlich sofern dieselben, wie auch v. N. (S. 66) feststellt, auf einer Ver-erbung der Berufsart beruhen. Da ist die Frage, welche unserer Zeit zur Beantwortung vorliegt, doch die, ob nicht die Stände in diesem Sinne nur eine „historische Kategorie“ darstellen, mit der es auch einmal ein Ende nehmen kann, ja, ob wir diesem Ende nicht vielleicht doch recht nahe gerückt sind? Dann aber wäre es in der That verhängnisvoll, wenn wir unser Bemühen recht bestimmt gerade darauf richten wollten, eine ständische Gliederung in diesem Sinne in unserem Volke wieder herzustellen, und dieselbe auch politisch durch Recht und Gesetz zu verfestigen. Denn wiederhergestellt müßte sie werden; ist sie doch längst in voller Auflösung begriffen. Und andererseits hat sie bei uns, im strengsten Sinne, nie bestanden, denn dann wird aus dem Stand durch die Vererbung die Kaste. Bei uns aber sind jetzt die Stände aufgelöst in den weiteren Begriff der Klassen; d. h. die Vererbung beschränkt sich nicht auf den väterlichen Beruf, sondern gewisse Berufe werden als im ganzen gleichwertig auch der sozialen Rangstufe nach gleich geachtet, und auf dieser Ueber- und Unterordnung gleichstehender Berufsarten beruht das Klassenwesen, das allerdings bei uns noch nicht ganz rein durchgeführt ist, sofern der Adel, wenn auch nicht mehr einen Stand, so doch in sozialer Beziehung noch mehr oder weniger eine Klasse für sich bildet und damit das historische Prinzip inmitten der Entwicklung noch aufrecht erhält. Daß aber auch diese an das monarchische Prinzip sich anlehrende Stellung des Adels dessenungeachtet immer unhaltbarer wird, liegt ja vor Augen. Wiederherstellung der alten Stände wäre also unmöglich, denn, sagt v. N. mit vollem Recht (S. 73): „Die Politik kann keine Stände machen; sie kann nur die sich neu herausbildenden Gruppierungen anerkennen und sie kann die Herausbildung fördern und hindern.“ Allein jedem unbefangenen Blicke muß das klar sein, daß die Entwicklung stets vom Aristokratischen zum Demokratischen vorwärts treibt. Das ist eine innere Notwendigkeit; denn der Fortschritt in der Selbst-erkenntnis und Selbstbestimmung eines Volks kann nur dadurch geschehen, daß er auf immer weitere Kreise sich erstreckt; und darin liegt auch das wichtige ethische Moment begriffen, daß immer weitere Kreise zur Mitverantwortlichkeit für das Ganze herangezogen werden. Die Geschichte lehrt auch, daß es ganz vergeblich ist, an dem Zeitpunkte, wo der Fortschritt eine neue Stufe betritt, zu sagen: Nein, noch nicht! Noch ist das Volk nicht reif dafür! Ueberall zeigt sich, wie die natürliche Reife auch mit Naturnotwendigkeit zur bestimmten Zeit eintritt; was fehlt, ist nicht die intellektuelle, sondern die sittliche Reife, und jener Ruf ist zunächst immer eine Anklage gegen die, welche ihn zu erheben pflegen, gegen die höheren Regionen. Denn das war ihre Aufgabe bis dahin, ihren Vorrang in erziehlicher Weise auszunutzen, und weil sie das regelmäßig, von Selbstsicht verblendet, versäumen, so bricht jeder Fortschritt zugleich mehr oder weniger als ein Gericht über sie herein, wie wir es heute wiederum erleben.



Und gegenwärtig scheinen wir nun in unserer Volks so ziemlich die letzte mögliche Stufe in dieser Entwicklung betreten zu haben. Beweis: das allgemeine direkte Wahlrecht. Man kann an der Form, in der es gewährt ist, vieles aussetzen haben und doch der Ueberzeugung sein, daß das Prinzip für unsere Zeit das gegebene war. Nicht zum wenigsten deshalb, weil es dadurch gelungen ist, das demokratische Prinzip mit dem monarchischen als dem festen Krystallisationspunkt inmitten der Bewegung zu verknüpfen. Und diesen Gesichtspunkt fest im Auge zu behalten, das ist die Aufgabe der Monarchie jetzt bei uns, wenn sie für das deutsche Volk sich selber erhalten will; denn es ist ein Dienst, den auch sie mit Zurückstellung aller Eigenliebe zu leisten hat; und es ist „konservativ“, dies zu begreifen und nach Kräften zu fördern.

Welches ist nun dieser Dienst? Nichts anderes, als die Gleichberechtigung aller Untertanen einen entschiedenen Schritt weiter zu führen, oder vielmehr dem thatsächlich bereits geschehenen Fortschritt von einem über den Parteien erhobenen Standpunkte aus zur Anerkennung zu verhelfen. Dazu aber ist wiederum das Wichtigste, die Richtung der Entwicklung festzuhalten, dabei aber zugleich das sittliche Ziel, auf das sie von einem höheren Walten angelegt ist, zu erkennen und zu erstreben, nicht minder aber des Ausgangspunktes, von dem sie ihre natürliche Triebkraft entlehnt, sich klar bewußt zu sein. Dieser letztere aber ist stets und auch gegenwärtig das wirtschaftliche Gebiet; denn in der Beherrschung der Natur sich als Herrscher zu bewähren, ist die Aufgabe für den Menschen, und nur durch die Selbstbeherrschung ist sie zu lösen. Diese letztere aber wird sich nicht zum wenigsten darin beweisen, daß jeder dem andern gern im Gemeinwesen als einem Organismus den Platz einräumt, an welchem er voraussichtlich am meisten für das Ganze zu leisten im Stande ist. Es ist klar, daß der Staat, in dem dies am glücklichsten durchgeführt wäre, bei weitem die größten Leistungen müßte aufzuweisen haben. Es liegt aber ebenso auf der Hand, daß dies bei uns noch keineswegs durchgeführt ist. Nun wird man dagegen, und durchaus mit Recht, einwerfen, das werde nie geschehen; aber man vergißt dann, daß es sich bei aller Entwicklung nur um die Annäherung an ein Ideal handelt, sowie das Andere, was die Weltgeschichte deutlich genug beweist, daß der Fortschritt, d. h. der thatsächliche Fortschritt zu einer höheren Form des Volkslebens nach Naturgesetzen vor sich geht, während die Art desselben durch die freie Sittlichkeit der Menschen bestimmt wird. Und so wird auch jetzt die Auflösung der „Stände“ und selbst der „Klassen“ in keiner Weise sich aufhalten lassen, sondern nur auf zweierlei kann es da ankommen: einmal, die niederen Klassen zur möglichsten Befähigung für die höhere Entwicklungsstufe nicht nur durch höhere Bildung, sondern vor allen Dingen auch durch höhere Sittlichkeit emporzuheben; und andererseits die Formen zu finden, in welchen dieser Umschwung zu seiner naturgemäßen Ausgestaltung zu gelangen vermag.

Hinsichtlich der ersteren nun, der Hebung der niederen Klassen, würde offenbar kein Beweggrund eine stärkere Wirkung haben, als der Gedanke, daß die eigenen Kinder einmal zum Teil voraussichtlich dieser Klasse angehören würden, und gerade nicht nur für das ernste Streben der Niederen, sondern vielmehr für die besonnene Durchführung der Sache seitens der Höheren. Denn das liegt, meine ich, klar vor Augen, daß an diesem Punkte allein wirksam der Hebel gegen die natürliche Selbstsucht der höheren Klassen angelegt werden kann, und der liebe Gott wird durch Seine Weltentwicklung dafür sorgen, daß er wirklich angelegt wird. Ob das freilich die von Ihm beabsichtigte Wirkung bei uns haben wird, das ist nicht so sicher, sondern hängt sehr von dem Geschlecht ab, welches die Entwicklung durchzuführen haben wird, wie die Vereinigten Staaten das beweisen, wo dies Prinzip ja annähernd verwirklicht ist, aber vielfach nur, um der rücksichtslosen Ausbeutung und dem Atomismus zum Siege zu verhelfen. Und deshalb ist es so wichtig, die rechten socialen Formen zu finden, in welchen diese Entwicklung ihren naturgemäßen Abschluß gewinnen könnte, Formen, welche gerade das Prinzip einer ständischen und selbst klassenmäßigen Vererbung nicht enthielten. Und

wenn der erste Gesichtspunkt dem ethischen Grundsatz, daß jede Art von Arbeit an sich sittlich gleich hoch zu schätzen und auch social zu achten sei, zur Verwirklichung verhelfen würde, so der zweite dem, wie die Eingliederung des Einzelnen nach seinen individuellen Fähigkeiten dem Ganzen als einen Organismus zu gute kommen sollte, während doch dem Einzelnen die Befriedigung einer Tätigkeit nach seinen Naturanlagen daraus erwüchse. Diese Zukunftsform nun, welcher wir meines Erachtens entgegengehen, ist das Genossenschaftswesen als öffentlich-rechtliche Korporationsart mit einem guten Teil Selbstverwaltung gedacht, etwa in der Art, wie H. Lofsch „Nationale Produktion und nationale Berufsgliederung“ 1892 das mit seiner „beruflichen Centralorganisation aller gleichartigen Berufsangehörigen durch das ganze Reich in Arbeiter- wie Unternehmerverbänden“ in Aussicht zu nehmen scheint. Ich sage „scheint“, weil ich leider bislang das Werk selbst nicht einsehen konnte, sondern dasselbe nur aus der Inhaltsangabe in dem ebenfalls beachtenswerten Buche von Prof. Dr. Karl Fischer, „Grundzüge einer Socialpädagogik und Socialpolitik“ (Eisenach, bei W. Wildens 1892) kenne, aber mit dem Vorgesagten schon darnach gestehen muß, daß keine Auffassung von allen, die ich sonst kenne, der meinigen so sehr entgegenkommt. Ich weiß dabei recht wohl, daß an sich „Stand“ und „Genossenschaft“ sich nicht ausschließen, wie das ganze Mittelalter das ja beweist, wohl aber erscheint eine auf der Gleichberechtigung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer gegründete Organisation als mit dem Ständewesen im alten Sinne und selbst mit dem jetzigen Klassenwesen durchaus unverträglich, zumal wenn Eröffnung des Zuganges zu gleichmäßiger Bildung eine entschiedenere Auswahl der Arbeiter im weitesten Sinne des Wortes, wo es alle Staatsangehörigen gleichmäßig umfassen kann, nach ihrer individuellen Tüchtigkeit, wie sie namentlich die Konkurrenz mit dem Auslande immer gebieterischer fordern dürfte, zur Folge haben würde.

Es bleibt aber noch ein wichtiger Gesichtspunkt übrig, welcher nachdrücklich für diese von mir in Aussicht genommene Entwicklungsweise spricht. Mit Recht hat Hofprediger Dr. Braun auf dem letzten evangelisch-socialen Kongreß (Ber. S. 63) als die erste These zu seinem Vortrag über „Die Annäherung der Stände in der Gegenwart“ hingestellt: „Thatsächlich vollzieht sich in der Gegenwart — im Anschluß an die rechtliche Gleichstellung und vermehrte persönliche Verührung — eine Annäherung der verschiedenen Stände auf den Gebieten der allgemeinen Geistesbildung und der äußeren Lebenshaltung.“ Und in der Ausführung hierzu sagt er: „Die rechtliche Gleichstellung schon in Bezug auf die Schule, die allgemeine Schulpflicht, das, was die Schule, unsere deutsche Volksschule bietet, ergänzt durch die Fortbildungsschule: schon das schafft eine Geistes-, eine Bildungsgemeinschaft, die nicht niedrig angeschlagen werden darf. Ein begabter Volksschüler, der eine städtische Volksschule durchgemacht hat, wird ohne zu viele Schwierigkeiten später die Lücken ausfüllen können, die ihn von einem Realschüler unterscheiden, wenigstens habe ich diese Erfahrung schon gemacht. Denken wir ferner an die Fülle von geistigen Einflüssen, die insbesondere durch die Pressefreiheit und die Versammlungsfreiheit allen zugänglich wird, so sehen wir eine gewaltige Erweiterung des geistigen Horizonts, des gemeinsamen Bildungsgebiets, in Folge deren das specielle Bildungsterrain, das die oberen Zehntausend für sich behalten wollen, sich immer mehr und mehr verengert. J. B. in Bezug auf die technische und naturwissenschaftliche Bildung und in Bezug auf logisch geschultes Denken finden wir manche jüngeren Leute im Gewerks- und Arbeiterstande, die das Durchschnittsmaß des entsprechenden Wissens und Denkens bei den Gebildeten der alten Schule nicht bloß erreichen, sondern darüber hinausgehen.“ Das ist eine durchaus der Wirklichkeit entsprechende Schilderung. Aber nun darf man die wichtigste Folgerung daraus nicht vergessen, daß nämlich immer mehr einzelne, bereits ein sehr bedeutender Prozentsatz, in Folge der allgemeinen besseren Bildung in die Berufsstellungen der höheren Klassen eindringen. Wohin soll es nun aber führen, wenn dem gegenüber das Herabsteigen eines Angehörigen dieser letzteren in einen niederen Beruf geradezu mit einem Male behaftet erscheint? oder wenn im günstigsten Falle

doch der ganze sociale Verkehr seiner Familie trotz seiner anerkannten Unschuld ihm mehr oder weniger verloren geht? Daher denn auch ein sehr viel geringerer Prozentsatz hinab- als heraufsteigt. Es liegt zu Tage, daß dies zu einer Hypertrophie, zu einer „Uebernahrung“ der edleren Teile des socialen Körpers führen und damit dann jenes Bildungsproletariat erzeugen muß, das für die gesunde Entwicklung unseres Volkslebens das schwerste Hindernis abgeben würde. Scherr in seinen „Nihilisten“ und R. Meining in seinen „Ligen des socialistischen Evangeliums“ (Stuttgart 1886) haben bereits jetzt den vierten Stand als die „Hefe aller Stände“ bezeichnet. Das ist für Rußland richtig, aber für Deutschland übertrieben. Beweis? Der vierte Stand bei uns vertritt noch ganz bestimmte, greifbare Interessen, vor allem wirtschaftlicher Art. Und darüber sollen wir uns freuen und alles dransehen, diesen vierten Stand nicht zu einer solchen Catilinariischen „Hefe aller Stände“ werden zu lassen.

Ich freue mich, auch in diesen Folgerungen mit Dr. Braun zusammenzutreffen, wenn ich auch wünsche, daß er den berührten Punkt eindringlicher von dieser Seite und daher auch nicht so vereinzelt herausgehoben hätte. „Auch dann,“ sagt er (Ver. S. 85), „könnte man denken, ob es einen Wert habe für unsere Gedanken, für unser Ziel, daß von einem Stande zum anderen ein Uebergang stattfindet im Laufe der Generationen, aufwärts und abwärts. Es ist ja in niederen Ständen das allgemeine Bestreben, die Kinder auf der socialen Stufenleiter emporzubringen, aber dieses Bestreben geht eben aus von dem Wahn (?) einer ganz besonderen Höhe und eines ganz besonderen Glücks, das mit dem vornehmeren Stande verbunden wäre, und deshalb werden dann die Kinder, die auf dieser Leiter aufsteigen, sich gewöhnlich von dem niederen Stande um so schroffer scheiden, und die Sache wird auch hier nicht zur Annäherung, sondern zur Entfremdung dienen, wenn nicht auch hier schon die richtige, innerlich verbindende Gesinnung vorher vorhanden ist. Umgekehrt, Kinder aus den höheren Ständen steigen herab zu den sog. niederen, z. B. zur Gewerbebeschäftigung, meistens infolge von Verarmung oder Schwäche ihrer Leistungen auf dem Schulgebiete, dann ergreift sie Verbitterung, die sie entweder geltend machen gegen die neuen Berufsgenossen oder gegen ihre Eltern und die Angehörigen des Standes, aus dem sie gekommen sind, und auch hier ist das Resultat nicht Annäherung, sondern Verbitterung. Das könnte anders werden, wenn in den höheren Ständen eine größere Wertschätzung der Arbeit, insbesondere auch der industriellen Arbeit, Platz griffe. Das wäre wünschenswert, und ich hoffe, es kommt dazu, daß viele Eltern, die es jetzt für recht vornehm und notwendig halten, daß ihre Kinder Kaufleute oder dergleichen werden, sie Handwerker werden lassen. Das ist nur möglich, wenn die innere Annäherung der Stände schon geschaffen ist; es wird die Folge davon sein, aber nicht ein Weg dazu.“

Befinde ich mich nun mit diesen Darlegungen im Gegensatz zu Nathusius? Ich muß es doch glauben, wiewohl ich aus seiner Darstellung vielleicht den Nachweis führen könnte, wie er die „ständische“ Gliederung in einem so weichen Sinne faßt, daß der Ausdruck auch auf meine Auffassung passen würde, wenn er z. B. als Einigungspunkt der beiden Gegner Treischke und Schmoller das Axiom hinstellt: „daß bei allen noch so weit gehenden humanen Bestrebungen und Verbesserungen der Lage die Ungleichheit, also die ständische Gliederung bleibt.“ (S. 247.) Allein eben hier liegt wenigstens eine Unklarheit vor. Denn freilich muß immer die Ungleichheit bleiben, wenn nicht das Gemeinwesen die Bedeutung eines Organismus verlieren soll, und die Ungleichheit der individuellen Begabung wird stets in gewisser Weise auch eine Ungleichheit der socialen Stellung nach sich ziehen. Mit der radikalen Leugnung dieser Naturordnung würde stets auch der Socialismus den verhängnisvollen Schritt zum Kommunismus und damit zur endgültigen eigenen Verurteilung vollziehen. Allein man wird wohl den Beweis dafür schuldig bleiben müssen, daß die Idee der „Verstaatlichung der Produktionsmittel“ die Aufhebung all solcher Ungleichheit seitens der „Gesellschaft“ oder des „Staates“

fordert. Und andererseits wird man ebensowenig zu beweisen vermögen, daß solche Ungleichheit stets zu der Form mehr oder weniger erblicher Stände oder Klassen führen müsse. Dies letztere aber scheint von Rathsius so bestimmt anzunehmen, daß er sich jedes Beweises dafür überhoben glaubt, wenn er z. B. (S. 248) schreibt: „Aus dieser Verschiedenheit der Erträge, welche die Arbeit der Einzelnen ergibt, ergibt sich aber eine verschiedene gesellschaftliche Stellung, also (!) ständische Gliederung.“

Wenn aber so der bei uns in den Klassen vorhandene Rest eines auf Vererbung beruhenden Ständewesens allmählich mehr und mehr einem fließenden Uebergange von oben nach unten und von unten nach oben Platz macht, dann erhebt sich wiederum, über die Ständefrage übergreifend, die andere, dann alle Kreise gleichmäßig in ihr Interesse ziehende, die eigentliche Sphinxfrage unserer Zeit nach dem „Recht auf Arbeit“. Man mag sagen, was man will, die Unmöglichkeit nachzuweisen, wie man will, die Veredlung der Fragstellung in Zweifel ziehen, die Begründung einer bejahenden Antwort niederzukritisieren, es nützt alles nichts: gerade hier ist ein Punkt, wo ganz souverän das christliche Gefühl einsetzt, ein Gefühl, das im Bewußtsein der christlichen Gesamtgemeinde nun gerade zu einer alles mit sich fortziehenden „öffentlichen Meinung“ werden müßte. Mögen die Staats- und Fachmänner sehen, in welcher Weise es zu geschehen hat — daß dies Recht in einem christlichen Gemeinwesen zur Wirklichkeit werde, daß ein hungernder Mitmensch, der arbeiten will, auch die Gelegenheit zur Arbeit finde, das muß gemacht werden, und sollte es noch so schwere Opfer kosten. Mag man streiten, ob es ein Urrecht oder ein Grundrecht ist — Christenpflicht ist es jedenfalls, dies Recht als ein christliches Naturrecht anzuerkennen und zu proklamieren.

Täusche man sich nicht, diese Sache ist ernst genug. Der Thatbestand ist trotz aller Verschleierung aus den Kreisen der Besitzenden nicht zu bestreiten. Ich verweise nur auf so unverdächtige Zeugen, wie Kandidat Wangemann oder den jüngsten Social-Kongreß im Frankfurter Hochstift. Daher bedauere ich, daß von Rathsius, wo er das Lassalle'sche „eiserne Lohngesetz“ abweist (S. 236), nicht die Marx'sche „Reservearmee“ dafür einrücken läßt. Hier liegt der Punkt, um den es sich handelt. Und ein gewaltiges „Entweder—oder!“ erhebt sich an diesem Punkte vor unserem Auge: „Entweder schafft Abhilfe auf Grund eurer jetzigen Produktionsordnung, oder — wir versuchen es mit der Verstaatlichung der Produktionsmittel!“ Denn dies ist der eigentliche Kern jener Formel, darüber kann ein Zweifel nicht bestehen. Nimmt ein Gemeinwesen alle Produktionsmittel in seinen Besitz, so übernimmt es damit zugleich selbstverständlich die rechtliche Pflicht, nicht notwendigerweise für alle, wohl aber für die, welche trotz aller Mühe und trotz alles guten Willens Arbeit nicht finden können, die Arbeitsgelegenheit zu beschaffen. Dies ist also die letzte Frage an unser Jahrhundert: Vermagst du das Recht auf Arbeit zu verwirklichen ohne die Verstaatlichung der Produktionsmittel? Eine ernste Frage, um so ernster, wenn das christliche Gewissen sich rückhaltlos auf die Seite jenes Rechts, als eines sittlich-religiös berechtigtesten Rechtes stellen muß, wie es ja doch im Grunde Professor von Rathsius (S. 258) und die verehrliche Red. d. Bl. (S. 1006) auch thun. Dann möge uns aber der liebe Gott die rechte Antwort darauf finden lassen und — durchführen helfen, und möge insonderheit die Mitarbeit seiner Kirche an der Lösung dieser Frage segnen!





## Französische Volksstimmungen während des Krieges von 1870—71.

(Nach französischen Quellen.)

Vor dem Kriege von 1870/71 wurden die deutschen Verhältnisse von der Mehrheit des französischen Volkes durchaus verkannt. Ohne diese Berkennung wäre der Krieg schwerlich erklärt worden, hätte jedenfalls die erfolgte Kriegserklärung in Frankreich nicht die Begeisterung erweckt, die sie thatsächlich in allen Schichten der Bevölkerung dieses Landes hervorbrachte, und wären viele Härten des Feldzuges für beide Teile vermieden worden. Der Durchschnitts-Franzose empfindet nichts von unserem germanischen Wandertriebe, er fühlt nicht wie wir das Bedürfnis, fremder Menschen Städte zu sehen und Sitten zu lernen; die Schönheit der Natur übt auf ihn nur einen mäßigen Reiz aus und lockt ihn nicht in die Ferne; sein hoch entwickelter Nationalstolz sagt ihm, bei ihm zu Hause sei alles so trefflich und vollkommen, daß er nicht nötig habe, außerhalb der Landesgrenzen nach Besserem zu suchen. Wenn ihn aber dennoch geschäftliche oder sonstige Rücksichten nötigen, die Heimat zu verlassen, so schleppt er gewöhnlich die Landesvorurteile mit sich fort, und giebt er die ihm anerzogene Auffassungsweise nicht auf. Was ihm ungewohnt ist, wird nur selten auf seine Berechtigung, auf seine Vorzüge und Nachteile hin besonnen geprüft. In dieser Beziehung ist er dem Engländer geistig verwandt, und das gerade Gegenstück des Deutschen und des Slaven, die beide sich leicht in fremde Geistesart und Lebensweise hineinfinden. Dem Deutschen allein war es lange, und ist es leider oft noch eigentümlich, alles Fremde gut zu finden und dem Heimischen voranzusetzen, mit der Annahme fremder Gebräuche zu prahlen und sich dadurch seinen Landesgenossen überlegen zu fühlen.

Der Blick der Franzosen war also getrübt, wenn sie nach Deutschland gingen. Dasselbe in seinen entlegeneren Teilen und zu ernstern Studienzwecken zu durchwandern, ist nur wenigen von ihnen in den Sinn gekommen. Der zu seinem Vergnügen reisende Franzose begnügte sich, den Rhein und den Schwarzwald zu besuchen; zu längerem Aufenthalte wählte er eines der Luzusbäder, Baden-Baden, Wiesbaden oder Ems, wo er eine internationale Badegesellschaft vorfand, und wo er seine nationalen Gewohnheiten von seiten der einheimischen Bevölkerung auf das ausgiebigste berücksichtigt fand. Er brachte dahin die einheimische Gewöhnung mit, und was er dort vom deutschen Wesen sah, waren Menschenlichkeiten. Die Eigenart der dort ansässigen Volksstämme blieb ihm ebenso fremd, wie den meisten deutschen Schweizerreisenden der Charakter des schweizer Volksstammes. Durch Unterhaltung mit Gastwirten, Kellnern, Kutschern und Führern

lernt man ein fremdes Volk eben nicht kennen; auch nicht durch flüchtige Betrachtung seiner Landschaft während einiger Sommermonate. Und dennoch gaben diese oberflächlichen Beobachtungen und eine etwas genauere Kenntnis des Ufasser Volksstammes die Grundlage der gewöhnlichen französischen Beurteilung deutscher Verhältnisse. Die dazu tretende literarische Bekanntheit mit uns war eine geringe. Das wenig gelesene Deutschland der Frau von Staël hatte noch immer nicht aufgehört, als eine zuverlässige Quelle für unseres Volkes Wesen zu gelten; Goethes Faust und Werther, die phantastischen Erzählungen Ernst Theod. Amadens Hoffmanns, die Hebbelschen Erzählungen und Auerbachs Dorfgeschichten, dazu etwa noch der alte Münchhausen und die Schriften Börnes und Heines bildeten den Kern zu unserer Beurteilung. Von unseren Künsten erkreute sich nur unsere Musik der Anerkennung; die deutsche Wissenschaft war nur den Gelehrtenkreisen Frankreichs bekannt. Aus diesen Quellen wurde nun ein phantastisches Gesamtbild hergestellt, zu dem gewöhnlich noch einige napoleonische Erinnerungen, unsere Kleinstaaterei und Karikaturen unserer süddeutschen Fürstenthümer einige Farben liefern mußten. Ganz Deutschland erschien noch immer von Wäldern bedeckt, mit Burgen und Burgtrümmern besät, bevölkert von einem blonden, blanäugigen Geschlechte von Träumern. Der deutsche Mann, ein biederer, etwas beschränkter Philister, besuchte nach gewissenhafter Beforgung seiner Berufsgeschäfte allabendlich das von Tabakswolken undurchsichtige Wirthshaus. Dort seine lange Pfeife rauchend, eine Maß (moos) nach der andern trinkend, tauschte er seine unpraktischen Phantasien mit seinen gleichgearteten Genossen aus, über seinen individuellen Hirngespinnsten oder über der Verhandlung kleinster Kirchthurmsinteressen die ganze übrige Welt vergessend. Sein wirtschaftliches Gretchen erfüllte am Familienherd die Aufgaben, die ihr in Schillers Glocke zugewiesen sind; sie sorgte unermüßlich für die Wirthschaft, nährte die Kinder, pflegte den Hausstand und war hochbeglückt, wenn des Sonntags der gestrenge Gatte, kinderbeladen und den Kindervagen ziehend, mit ihr und dem Familientroß in den grünen Wald hinauszog und dort in idyllischen Gesprächen den Nachmittag verbrachte. Die Gelehrten und Denker des Volkes gefielen sich in langen, unnerdlichen Werken mit maßlosem Citatenballast, deren ungenießbarer Stil auch den geduldigsten Leser erschreckte. Den Regierenden fehlte jeder Sinn für eine durchgreifende Organisation und eine kräftige Verwaltung; der deutsche Individualismus störte jedes gemeinsame Gefühl, jeden nationalen Aufschwung. Die Fürsten sogten das Volk aus, um einem plumpen Genußleben zu fröhnen, sicher, den etwa sich aufbäumenden Strom einer drohenden Volksbewegung mit einigen herablassenden Worten einzudämmen. Nicht die Gegenwart, nicht die Zukunft bildete die Triebfeder deutschen Denkens und Handelns. Soweit das deutsche Volk sich nicht in anfruchtbareren, metaphysischen Träumereien verlor, war sein Blick auf die Vergangenheit gerichtet. Die Gegenwart zog nicht seinen Blick an; sie konnte ja nur das Gefühl seiner politischen Ohnmacht in ihm erwecken. Die Phantasie ergeht sich aber nur ungern in unerfennlichen Bildern. Die Zukunft bot ebenfalls keine erheiternde Aussicht. So blieb denn nur das Bewußtsein einer stolzen Vergangenheit. Wenn je der Blick des Deutschen sich der Zukunft zuwandte, so steckte er sich kein greifbares Ziel: an seine Stelle trat ein neues Traumbild, ein aus der Vergangenheit geschöpftes Ideal, anknüpfend an die alte Barbarossa Sage. Eine unsagbare Sehnsucht ergriff ihn dann nach einer Einigung der deutschen Völkchen, nach einer besseren, goldenen Zeit, nach einer Neuerstehung der verflochtenen Reichsherrschaft ohne ihre unheilvollen Beigaben, die den Grund der späteren traurigen Zerrissenheit bildeten.

Diese Träumereien ohne faßbares Ziel schienen dem französischen Nachbar wenig geeignet, ihn zu benutzigen. Aber im Hintergrunde dieses Gemäldes erhob sich eine ihm weniger anmutende Gruppe: der Hohenzollernstaat mit seinem greisen, kräftigen Oberhaupte, seinem rücksichtslos energischen ersten Minister, seinem erprobten, schweigsamen Kriegsführer, seiner thatensüchtigen, entschlossenen und zielbewußten Bevölkerung. Man setzte sich darüber hinweg, indem man die Schale gallischen Spottes und Bornes

über diesen Zweigstaat Germaniens ergoß, der sich immer wieder erlaubt hatte, von sich reden zu machen. Sein hoher Geist wurde als eine mystische, in protestantisch-pietistischen Ideen befangene Persönlichkeit geschildert, sein leutseliges Wesen als ungeachtet, täppisches Haxchen nach Volkstümlichkeit, sein Bedachtsein auf ein kriegsbereites Heer als der Ausfluß einer Soldatenpielerei oder eines kindlichen Ehrgeizes, dem Frankreich leicht den Kiegel vorschieben könne. Bismarck wurde als das Sinnbild aller Bosheit, aller Tüde und Niedertracht dargestellt; Moltke als der Führer einer wohlgedrillten, großen Wachtparade. Der preussische Beamte wurde verschrien als ein kleinlicher, engherziger und rücksichtsloser Ausführer der erlassenen Verordnungen, bar jeden Unternehmungsgeistes, nach oben kriechend, nach unten und den Bürgern gegenüber grob, anmaßend, hartherzig. Der preussische Gelehrte verband in seinen Schriften mit dem der deutschen Wissenschaft unentbehrlichen Wusste einen maßlosen Selbstbündel bei verhältnismäßiger Beschränktheit des Wissens und des Könnens. Dazu trat als charakteristischer, preussischer Typus der nordische Strohjunker, der würdige Abkömmling eines alten Raubrittergeschlechtes, hohlpfösig, dreist, vorlaut, dünkeltast und arm. Die Masse des Volkes hielt man oder schilderte man als ausgefaugt und geknechtet, bettelhaft und neidisch, mit seelen Augen nach dem wohlhabenden Nachbarlande blickend und bereit, im gegebenen Augenblick auf die reiche Beute zu stürzen und sich auf fremder Weide zu mästen.

Dieses armselige kleine Preußenvolk, so elend es war, hatte sich in dem Jahrzehnt vor 1870 in Deutschland immer mehr hervorgedrängt; ihm sollte, ihm mußte bei der ersten sich bietenden Gelegenheit der gefahrvolle Großmachtstügel ausgetrieben werden.

Diese Gelegenheit schien die Frage der spanischen Thronfolge zu bieten. Die Mehrheit des französischen Volkes wollte den Krieg, allerdings nur gegen das allzu mächtig aufstrebende Preußen. In Bezug auf die deutschen Südstaaten und die eigenen und feindlichen Heeresverhältnisse gab man sich der Selbsttäuschung hin. Man hoffte, daß, sobald das französische Heer die Grenzen überschritten habe, Baden und Bayern ihm jubelnd in die Arme fallen würden. Darnach sollte auch der Kriegsplan aufgebaut werden: ein rascher Vorstoß gegen die Rheinpfalz und Hessen und Neutralisierung der Südstaaten sollten der Niederwerfung Preußens vorausgehen. „Der Großherzog von Baden sei zwar vom Bismarckismus beherrscht; aber die Bevölkerung verabscheue Preußen; man könne sich auf manchen Abfall gefaßt machen.“ „Bayern werde nimmer Preußen unterstützen und sein Heer zur Befriedigung preussischen Ehrgeizes opfern. Hannover und Schleswig seien vom Geiste des Aufstands befallen.“<sup>1)</sup> Dazu trat die Hoffnung auf mehrfache Bündnisse. Die dänische Regierung, glaubte man, sei geneigt, Frankreich im Kriege gegen Preußen zu unterstützen, und alles sei bereit für gemeinsames Vorgehen in der Ostsee. Nach dem Pariser Journal vom 11. Juli erwarteten sogar schon in dieser Zeit 50 000 Mann dänischer Truppen sehnsüchtig den Augenblick, wo sie in Schleswig-Holstein einrücken könnten.<sup>2)</sup> „Der Kaiser von Oesterreich werde allerdings bis auf weiteres die Finger nicht zwischen Bann und Rinde stecken; wenn er aber die Gelegenheit zu einer Genugthuung für Sadowa sähe, dann werde er gewiß früher oder später dieser Versuchung unterliegen.“<sup>3)</sup> Der Ueberlegenheit der französischen Waffe war man gewiß. Das Chassepotgewehr, dessen Tragweite und Trefffähigkeit das Zündnadelgewehr in der That übertraf, gab diesem Ueberlegenheitsgefühl eine gewisse Berechtigung; aber auch auf die noch unerprobte Mitrailleurse setzte man die größten Hoffnungen; sie würde, behauptete der Figaro vom 26. Juli, den Krieg bei der ersten Schlacht unmöglich machen<sup>4)</sup>; in Bezug auf die französische Artillerie verwies man auf ihren Erfolg bei Solferino. In die eigenen Feldherren setzte man ein unbedingtes Vertrauen. Andererseits behauptete man und glaubte man, das preussische Heer sei in

<sup>1)</sup> Charivari vom 20., 22. und 23. Juli 1870; Journal de Genève, 19. und 23. Juli 1870.

<sup>2)</sup> E. Veclercq, La guerre de 1870. Bruxelles 1870, S. 31. <sup>3)</sup> Charivari, 21. Juli 1870.

<sup>4)</sup> Veclercq, a. a. D. S. 35.

Beziehung auf Verproviantierung unvollkommen organisiert, unvollkommener sogar als jedes andere.<sup>1)</sup> Der deutsche Soldat sei schwerfällig, stumpf, zum Weinen geneigt, unfähig zu laugen Märchen, zu sehr Familienvater, um ein guter Krieger zu sein, nicht abgehärtet, schlecht genährt und von bebrillten Offizieren grob befehligt.<sup>2)</sup> Die preussischen Soldaten seien nichts als Strohmannen, die man nur anzublauen brauche, um sie wie Regel zum Fallen zu bringen; sie säuben ihre Weine erst wieder, um zu entfliehen, wenn man mit dem Bajonette auf sie zueile.<sup>3)</sup> G. Sand berichtet noch am 8. Januar 1871: Der Preuße ist persönlich ohne Festigkeit; eilt man selbst unvorbereitet auf ihn zu, so läßt er sich mit samt seinen Waffen gefangen nehmen.<sup>4)</sup> Ein französischer Offizier erzählte, man könne ohne Sorge sein; der preussische Soldat, den er in Berlin und Frankfurt beobachtet habe, schieße ohne zu zielen; er sei gewohnt, die Flinten auf das Wein anzulehnen.<sup>5)</sup> Auch der Figaro vom 26. Juli kannte diese preussische Wohnheit.<sup>6)</sup> Ueber die deutsche Landwehr war man nicht besser unterrichtet. Der Gaulois vom 17. Juli meldete, daß die Landwehr, besonders die der Preußen verbündeten Staaten, sich weigerte abzumarschieren.<sup>7)</sup> Untern 26. Juli berichtete dieselbe Zeitung von der völligen Herrüttung dieser Truppe, in der keine Zucht durchführbar sei, der es an Verpflegung gebräche<sup>8)</sup> und die daher von Raub und Plünderung lebe.<sup>9)</sup> Auch die France vom 18. Juli wußte, daß die Landwehrmänner Feiglinge sind, die sehr oft Lust haben, ihre Gewehre wegzunwerfen und davonzulaufen.<sup>10)</sup> Noch trauriger stand es nach diesen Quellen mit dem deutschen Landsturm. Mailand im Figaro vom 3. September 1870 entwarf von ihm folgende Schilderung:

„Betrachtet sie: wie sie da aufkommen, die Landsturmmänner! Auf den Ruf des Vaterlandes haben sie ihren Lehstuhl und ihre Entel verlassen.

Es sind edle Greisenhäupter. Der jüngste darunter ist fünfundsünzig Jahre alt. Der Oberst, ein liebenswürdiger und heiterer Mann, nennt ihn Bibi. Er ist das Kind des Regiments. Die andern marschieren langsam und gravitatisch, wie es ihrem Alter zukommt.

Sie marschieren leicht vorgebengt und das Haupt etwas geneigt.

Ihr Kopf wackelt etwas unter dem Helme. Die noch Haare haben, zeigen sie mit Stolz, die keine mehr besitzen, ersetzen sie durch eine schwarzseidene Zipfelmütze.

Sie marschieren! Der Oberst läßt einen gewissen Abstand zwischen den Reihen innehalten: die Bänche stellen ihre Forderungen.

Die Nachhut besteht insbesondere aus Sichtbrüchigen. Die Katarthalier marschieren voraus. Sie ersetzen vorteilhaft die Militärmusik.

Sie marschieren! Von Zeit zu Zeit bleiben sie stehen, um die diesen ehrwürdigen Herren unentbehrliche Tabaksdose zu handhaben. Man öffnet die mit Mattenschwänzen versehenen Dosen, erfaßt die Prie, beriecht sie, schnupft, schließt die Dose, niest, alles auf Kommando. Dann setzt das Bataillon seinen Marsch fort.

Der Sieg heftet sich bereits an die Schritte des schönsten Bataillons. Gestern, nach einem mit Sonnenaufbruch begonnenen, mit Sonnenuntergang beendeten Marsch von 160 Metern haben sie ein französisches Dorf belagert. Die Dörfler ergaben sich, von Ehrfurcht besiegt.

Mit Unrecht behaupteten manche Zeitungen, daß einige Landsturmmänner junge Mädchen vergewaltigt hätten. Der Landsturm protestiert dagegen und erklärt sich dessen für unfähig. Er thut derartiges schon lange nicht mehr.<sup>11)</sup>

Freiherr von Stoffel, der französische militärische Bevollmächtigte in Berlin, sollte überzeugt sein, daß das preussische Kriegssystem nur außerordentlich kurze Kriege ver-

<sup>1)</sup> Figaro vom 24. Juli, bei Veclercq S. 32. <sup>2)</sup> Veclercq a. a. D. S. 59. <sup>3)</sup> Canvin, Rosa Valentin. Paris 1889, S. 198 f. <sup>4)</sup> Rev. d. d. n. vom 1. April 1871. <sup>5)</sup> Journal de Genève vom 22. Juli 1870. <sup>6)</sup> Veclercq a. a. D. S. 35. <sup>7)</sup> Veclercq a. a. D. S. 40. <sup>8)</sup> Veclercq a. a. D. S. 39. <sup>9)</sup> Paris. Journal vom 30. Juli 1870. <sup>10)</sup> Hirth, Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870—71. Berlin 1871. I, 237. <sup>11)</sup> Veclercq a. a. D. S. 167.



trage, und nur auf beschränktem Gebiete; hätte der österreichische Feldzug nur vier Wochen länger gedauert, so wäre Preußen in die äusserste Not geraten. Die preussischen Feldherren, meist Prinzen, verdankten nach denselben Quellen ihre Stellungen weniger ihren Erfahrungen und Kenntnissen, als ihrer Abkunft. Die preussischen Offiziere dachte man sich nach Art der Veroy'schen humoristischen Schilderung<sup>1)</sup>, dermaßen kleinlich, pedantisch, daß selbst die Befriedigung der Bedürfnisse ihrer Soldaten nach Kommando vor sich gehen sollte u. s. f.

Alle diese Dinge fanden willigen Glauben. Umso mehr, nachdem der Marschall Lebouef sein „erzbereit“ und der Minister Olivier das unglückliche Wort gesprochen, das Kabinett des Kaisers gehe dem Krieg „leichten Herzens“ entgegen.

Die Kriegserklärung wurde im ganzen Lande mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen; selbst in den Grenzstädten, so in dem zunächst bedrohten Straßburg, war alles voll Selbstbewußtsein und Siegeszuversicht.<sup>2)</sup> Am größten war der Jubel natürlich in Paris, wo er auch amtlid gefördert worden zu sein scheint. Die Rufe „Nach Berlin“, „Nieder mit Preußen“, durchhallten die Pariser Straßen; Tausende von jungen Leuten durchzogen sie, Arm in Arm, die Marseillaise singend; Wagen, Omnibusse, alles blieb stehen, um den Jubel zu sehen. Ein Seemann erhebt eine Fahne, sofort sind tausend Genossen hinter ihm. „Wir müssen Fackeln haben!“ ruft ein fünfzehnjähriger Patriot. „Fackeln?“ antwortet ein schallhaftes Gesicht, „hier sind welche.“ Schnell werden die von ihm geeigneten Straßenbesen angezündet und so leuchtet die patriotische Fackel. Man vervielfältigte diese Szenen um hundert, und man wird eine Vorstellung von den Volkskundgebungen haben, welche nach der Kriegserklärung an jedem Wochenabend Paris an allen Punkten erfüllten. Beim Vorbemarsch der Regimenter lagen Tausende von Personen in den Fenstern; singend zogen endlose Scharen mit; die Musik spielte die Marseillaise; Beifallsbezeugungen aus allen Fenstern, Händeschütteln, Blumensträuße, Rufe: „Nieder mit Preußen“, „Nach Berlin“, „Es lebe Frankreich.“<sup>3)</sup> „Am Opernhause sang Fränklein Saß zu schmetternder Trompete die Marseillaise, das Pubistum bildete den Chor, und mit welcher Begeisterung! Zwischen den einzelnen Strophen ertönten die Rufe: „Es lebe der Kaiser! Es lebe das Heer! Krieg den Preußen!“<sup>4)</sup> Wie im Opernhause, so in der Komischen Oper, im Theatre Français, auf den kleineren Bühnen. „Sobald das Tagesstück zu Ende war, riefen zwanzig, dreißig, hundert Stimmen aus vollem Halse: die Marseillaise! Die Bühnenverwaltung, auf diesen täglichen Begeisterungsansbruch vorbereitet, hatte alles hergerichtet, um das Pubistum zu befriedigen. Der Vorhang erhob sich von neuem; ein Schauspieler stimmte den Gesang an. Bei den ersten Klängen fand sich immer ein Theaterbesucher, der mit Befehlston anrief: aufstehen, aufstehen! Der ganze Saal gehörte und sang die Mehrerke im Chor.“<sup>5)</sup> Erst allmählich wurde des Jubelgeschreis selbst den französischen Patrioten zu viel; die Presse fand nötig, dagegen einzuschreiten. Man bemerkte, daß, wenn den Schreibern ein Tornister auf den Rücken gepackt und sie so an die Grenze geschickt würden, ihre Rufe wohl etwas weniger laut erschallen würden.<sup>6)</sup> Die Patrie machte den ironischen Vorschlag: man müsse der phrenetischen Begeisterung, die jeden Abend die jungen Leute mit dem Rufe „Nach Berlin“ auf den Straßen herumwandern ließ, genüge thun. Der Eifer sei unzweifelhaft ein echter, die Wut gegen die Preußen eine aufrichtige. Dies müsse in fruchtbarer Weise zur Geltung gebracht werden. Man solle daher in den Mairieu Register für Kriegsfreiwillige anlegen, die unerschrockenen und tapferen jungen Leute, die alle Abende in Scharen mit dem Rufe „Nach Berlin“, „Es lebe der Krieg“ u. s. w. die Straßen belebten, einladen, nach der nächst benachbarten Mairie zu gehen und sich dort zu unmittelbarer Einstellung zu melden. So

<sup>1)</sup> Le Colonel von Gornlack in: Le Lieutenant Bernard. Paris, Libr. illustrée. <sup>2)</sup> Aimard, Le Baron Frédéric. Paris. Degorce-Caolot I, 88. <sup>3)</sup> Illustration Bd. 56, S. 70. <sup>4)</sup> Journal de Genève v. 22. Juli. <sup>5)</sup> Sarcey, Le siège de Paris. Paris, Marbon et Flammarion, S. 4. <sup>6)</sup> Charivari v. 20. Juli 1870.

werde ihr Wunsch erfüllt sein und ihre Manifestationen erhielten eine praktische Bedeutung.<sup>1)</sup> Diese Pressevorschlüge und die wirkliche Einrichtung von Werbeämtern wirkten abkühlend; allmählich trat auf den Straßen wieder Ruhe ein.

Die französische Kriegsbegeisterung fand auch darin ihren Ausdruck, daß man in der schärfsten Weise über die wenigen Parlamentarier herfiel, die es gewagt hatten, vom Kriege abzuraten. Cassagnac ließ in seiner Zeitung drucken: „N. Favre, Arago, Glais-Bizoin, wir werden euch den Knebel in den Mund stopfen, euch Fesseln an die Hände legen und euch auf die Schultern das Mal der Zuchthäuser einbrennen. Und wenn ihr mit euren Sträflingsjacken, das Bein nachschleppend, auf der Straße einerschreiten werdet, so wird man begreifen, daß die einzige Kugel, die euch zukommt, die Kugel am Fuße ist.“<sup>2)</sup> Der Marquis von Piré nannte Thiers im offenen Parlamente eine Trompete des Unglücks Frankreichs, und der Figaro verspottete ihn am 23. Juli mit den Worten: „Als vorsichtiger Mann hat Thiers seine Fensterrahmen mit Stahlblech besetzen lassen. Er will, daß sein Haus gepanzert sei wie sein Gewissen.“<sup>3)</sup>

Auf den begonnenen Krieg wurden die kühnsten Hoffnungen gesetzt. „Niemand wohl glaubte daran, daß, wie das kaiserliche Manifest behauptete, es gelte, die von den Preußen unterdrückten Deutschen zu befreien. Aber man empfand eine kleinliche Eifersucht gegen Preußen, dessen wachsende Macht die französische Eigenliebe verletzete; eine kindliche und unsittliche Freude, die eigene Ueberlegenheit zu zeigen, den Nachbar zu demütigen, als Triumphator in seiner Hauptstadt einzuziehen zu können. Man fühlte keine Abneigung gegen die Unbilligkeit des von Napoleon ergriffenen Vorwandes und nahm mit Genuß die Idee eines Kriegspaziergangs nach Berlin auf. Die Soldaten Frankreichs freuten sich, diesmal nicht wie in Italien bei Freunden, sondern bei Feinden den Krieg zu führen, wo die Blünderung nicht mehr ein Verbrechen sein würde.“<sup>4)</sup> Es erschien den Franzosen ganz natürlich, nach drei oder vier Siegen mit Trommelschlag und entfaltenen Fahnen in Berlin einzuziehen; mit Kolbenstößen in den Rücken sollte der Deutsche dahin zurückgetrieben werden.<sup>5)</sup> Man legte dem Kaiser die Worte bei, er werde den Frieden nur in Königsberg schließen.<sup>6)</sup> Andere nahmen Tilsit als den Ort des Friedensschlusses in Aussicht.<sup>7)</sup> Der Pays hatte schon am 8. Juli das laubdinische Joch für die Preußen bereit und sah in dieser Zeit bereits die französischen Kasse ihren Durst in den Fluten des Rheines löschen.<sup>8)</sup> „Es gab keinen biederen Bürger, der nicht zwanzig Mal in einer Stunde den Rhein überschritten, ein halbes Dutzend Festungen genommen, wenigstens zwei große Schlachten gewonnen hätte, und im Triumph in Berlin eingezogen wäre, einen Strauß am Gewehrlauf.“<sup>9)</sup> Herr von Girardin kündigte die Begründung einer neuen Zeitung Victoire an, deren erste Nummer an dem Tage erscheinen sollte, an dem in Paris die erste Siegesnachricht eingetroffen sei.<sup>10)</sup> Auch wurde die Kriegsbeute bereits verteilt. „Die Redakteure des Pays rieben sich die Hände: Fürwahr, es handelte sich um den Prinzen von Hohenzollern! Den Rhein mußten wir haben, und Belgien als Zugabe.“<sup>11)</sup> Andere Organe begnügten sich mit Rheinbayern und Rheinpreußen; die Bescheidensten stellten sich mit der Neutralität der Rheingebiete zufrieden.<sup>12)</sup> Auch mußte Preußen seine militärische Oberhoheit in Deutschland wieder genommen werden, und es „den Völkern, die es verwüstet und ausgeplündert hat, den Einwohnern, die es bestohlen und zu Grunde gerichtet hat, wieder ersetzen, was ihnen der Krieg gekostet haben würde.“<sup>13)</sup> Den Idealisten schwebte als erfreulicher Hintergrund des französischen Sieges die allgemeine Entwaffnung Europas vor.<sup>14)</sup>

<sup>1)</sup> Journal de Genève v. 20. Juli 1870. <sup>2)</sup> Veclercq, a. a. D. S. 29 f. <sup>3)</sup> Veclercq, a. a. D. S. 30. <sup>4)</sup> Monod, Allemands et Français. Paris 1872. S. 110 f. <sup>5)</sup> Carcey, S. 2. <sup>6)</sup> Journal de Genève, 27. Juli. <sup>7)</sup> Illustration, Bd. 56, S. 118. <sup>8)</sup> Journal de Genève, 10. Juli. <sup>9)</sup> Illustration, Bd. 56, S. 50. <sup>10)</sup> Charivari, 28. Juli 1870. <sup>11)</sup> Illustration, Bd. 56, S. 50. Vgl. auch Hirth, I, 396 (Stück vom 21. Juli), I, 965 (Girardin in der Liberté vom 12. August). <sup>12)</sup> Journal de Genève, 29. Juli. <sup>13)</sup> Illustration, Bd. 56, S. 190. <sup>14)</sup> Illustration, 23. Juli, Bd. 56, S. 79.

Nach solchen Erwartungen mußten die Mißerfolge des Krieges eine erschütternde Rückwirkung ausüben.

Die erste Enttäuschung brachte der Ausschluß der Südstaaten, insbesondere Bayerns aus den norddeutschen Bund. Der Aerger darüber fand unverhohlenen Ausdruck. Den kleinen Fürsten des Südbundes wurde Servilismus vorgeworfen; ihnen sei die Alternative gestellt worden, so erkläre man, „entweder ihre Heere herzugeben und außerdem das Kommando an Preußen abzutreten, oder, im Falle eines Sieges Preußens, sich ihre Krone von vergoldeter Pappe entreißen zu sehen. Darob entsetzt, haben die Duodez-könige und Großherzöge, die Erhaltung ihres Thrones den Interessen des Volkes voranzusetzend, sich bis zur Erde geneigt und die Stiefel des Papa Wilhelm geküßt.“<sup>1)</sup> „Der König von Bayern sei im Begriff, seinen Soldaten das Geßiß zerschlagen zu lassen, zum größten Vergnügen des Königs von Preußen. Er habe seinem Better sogar die Bedingung gestellt, Bayern solle einen Anteil an der eventuellen Kriegsschädigung haben.“ „O wahrhaftig!“ schrieb Arthur Bougin<sup>2)</sup>, „ich halte mich nicht mehr, ich wälze mich vor Lachen. Das ist gar zu hübsch, und ich gestehe, daß ich mein kaltes Blut nicht länger behalten kann. Ja, Geliebter, du sollst deinen Teil erhalten, von dem, was Frankreich Preußen vorbehält. Ja, sei nur ruhig, man wird an dich denken; man wird dich nicht zu kurz kommen lassen. . . Ja, du wirst nach deinem Wunsch bedient werden, ja, du wirst haben, was du verlangst, und vielleicht noch mehr als das. Nur bitte ich dich, nicht in diesem Tone fortzufahren, weil ich genug gelacht habe, und es mir schlecht bekommen würde, noch mehr zu lachen.“ Zum Trost für die erlittene Enttäuschung wurden nun herabsetzende Darstellungen der deutschen Kriegsmacht gebracht, und wurde wiederum auf die Möglichkeit von Bündnissen verwiesen. So auf ein Schutz- und Trugbündnis mit Dänemark, wo die Kriegserklärung wie ein Festtag begrüßt worden sei. Die Ankunft einer französischen Flotte in der Ostsee werde dort eine volkstümliche Explosion erzeugen, mächtig genug, König Christian zum Kriege zu zwingen.<sup>3)</sup> Auch sei das schöne und kriegerische Heer Oesterreichs höchst kriegslustig, und der österreichische Adel wüthend über die Anmaßung des brandenburgischen Markgrafen.<sup>4)</sup> Auch auf ein sicher geschlossenes Bündnis mit Italien<sup>5)</sup> wurde nun hingewiesen.

Wald folgten weitere Enttäuschungen. Eine erste unbegründete Siegesnachricht war in Paris eingetroffen. „Die ganze Bevölkerung, närrisch vor Freude, lief umher, ohne zu wissen wohin. Man drückte sich die Hände, man küßte sich, ohne sich zu kennen, man weinte vor Freude. Auf dem Börsenplatze sammelte sich eine ungeheure Menge, sie schwenkte die Hüte, füllte die Luft mit Rufen. Man erkannte die Sängerin Gueymard in einem offenen Wagen und hat sie um die Marfeillaise; sie stimmte sie mit ihrem machtvollen Organe an, und fünfzigtausend Menschen sangen den Schluß im Chor. Alle Häuser waren wie durch Zauber mit Fahnen geschmückt; man stelle sich die rauschendsten, lärmendsten Kundgebungen einer Freude vor, die an Wahnsinn grenzte.“<sup>6)</sup> Die Nachricht war falsch. Wie eine Pulvermine lief die unwillkommene Kunde von einem Ständende zum anderen. Man stürzte ins Ministerium, in die Zeitungsredaktionen, an alle Orte, wo man auf glaubwürdige Nachrichten hoffen durfte. Man mußte sich in die neue Lage finden. Von der höchsten Freude ging man plötzlich in einen unbeschreiblichen Wutausbruch über. Die Menge hätte die Minister erwürgt, wenn sie sie in ihrer Gewalt gehabt hätte. Die Enttäuschung war zu groß.<sup>7)</sup>

Erschütternder als die Erkenntnis von einer falschen Siegesnachricht mußte das Bekanntwerden erlittener Niederlagen wirken. Grenzenlose, ins Ungeheure getriebene Rachgier, erbitterte, haßerfüllte Herabsetzung des Siegers und seiner Handlungen, Verratsgeheimnisse, maßlose Wut: gegen Napoleon und seine Anhänger, Spionerie, eine

<sup>1)</sup> Charivari, 4. August 1870. <sup>2)</sup> Charivari, 2. August. <sup>3)</sup> Illustration, Bd. 56, S. 91.

<sup>4)</sup> Vesterca, a. a. D. S. 42. <sup>5)</sup> Ganlois, 17. Juli 1870. <sup>6)</sup> Carcen, a. a. D. S. 7. <sup>7)</sup> Carcen S. 7. Vgl. auch die Schilderung der France, das Journal des Débats und das Siècle vom 6. August, bei Hirth, I, 758 f.

unbeschreibliche Panik, das Aufbringen und der Glaube von den unwahrscheinlichsten Märchen, fortwährende neue Illusionen mit neuen Enttäuschungen, schließlich Verzweiflung, allgemeine Niedergeschlagenheit, Steptizismus und Trost mit späterer Wiedervergeltung waren die Empfindungen, die das französische Volk in unbeschreiblichen Aufbruch versehen sollten.

Als die Kunde von den ersten Niederlagen erscholl, da gab es keine Beschimpfung, die für die Deutschen kräftig genug erschien. Alles Gerechtigkeitsgefühl war verloren; dieselben Leute, „die es ganz natürlich fanden, die Rheinprovinzen zu verheeren und zu erobern, begannen wegen Sakrilegs zu schreien, wegen Verletzung des geheiligten Bodens des Vaterlandes, wegen Kränkung der Civilisation, deren Fackel Frankreich trüge. Die Deutschen wurden als Barbaren, als Wilde geschildert; das Wörterbuch der Sprache genügte der Wut der Patrioten nicht mehr. Es gab keine Verleumdung, keine Lüge, die nicht für sie gut gewesen wäre.“<sup>1)</sup> „Man nannte sie Vanduren, Hunnen, Vandalen, und ergoß über ihr Haupt alle Beschimpfungen, welche die Geschichte lieferte: im guten Glauben; denn, wie wenige von uns (Franzosen) waren fähig, sich von den Fortschritten Rechenschaft abzulegen, die das kleine und unansehnliche Preußen, das sich plötzlich so furchtbar zeigte, nicht nur im Waffenhandwerk, sondern auch in den Wissenschaften und Künsten, den Werken des Friedens, gemacht hatte!“<sup>2)</sup> Man nannte die deutschen Soldaten: Räuber, Banditen, Brandstifter, Diebe, Mörder, Tiger mit Menschenantlitze, Menschenfresser, Rothhäute, Frauenschänder, Wölfe und Fische, Tiger und Hyänen, unreine Bestien; schilderte sie als Uhdiebe, Schacherer, Trunkenbolde, gefräßig, grausam, gefühllos, unarmherzig, niederträchtig, wortbrüchig, lügenerisch, heuchlerisch, prahlerisch, dückschaft, brutal, schadenfroh, kleinlich, tückisch, rachsüchtig, kurz als Ausübende aller menschlichen Scheußlichkeit. Für jede der aufgezählten Eigenschaften wurden Beispiele gebracht, die dann oft die Grundlage von späteren Kriegs-Romanen und Novellen abgaben. Besonders häufig erzählte man von den Deutschen, daß sie alles anzuplünderten und die gestohlenen Gegenstände an die massenhaft hinter ihnen herziehenden Juden verkauften; daß sie alles verheerten, was sie nicht fortbringen konnten; daß sie systematisch brandschatzten; mit Vorliebe auf Parlamentäre und Lazarette schossen; Verwundete und Kranke niedermetzten und verstümmelten; sich durch Umdrehen der Gewehre als Gefangene übergaben und dann die ahnungslos herankommenden französischen Soldaten niederschossen; daß sie wehrlose Greise, Frauen und Kinder abschlachteten; ohne Not Häuser und selbst ganze Dörfer und Städte in Brand steckten; daß sie die Gefangenen mißhandelten, hungern und dursten ließen u. s. w.<sup>3)</sup> Man entwarf Schilderungen, wie die A. Scholls in Paris. Journal vom 1. August, wonach jeder Preuze zwei Juden aufwiegt, jeder preussische Eisenbahnbeamte sich für fünf Franken ohrfeigen läßt, das deutsche Fleisch, aus Bier und Kartoffeln zusammengesetzt, einen eigentümlichen Geruch entwickle, der bei den Adligen an Pöfelsfleisch erinnert u. dgl.<sup>4)</sup> oder wie die in derselben Zeitung befindliche, wonach die deutschen Soldaten von ihren Generälen in Staub und Schmutz gelagert und anzuehngert werden, worauf man sie dann mit den Worten loslasse: da unten, bei den Franzosen, da giebt es zu essen; ihr werdet zehn gegen einen sein.<sup>5)</sup> Ausführlicher malte die Deutschen About in seinem „heiligen Zorn“, dessen Hauptinhalt wir als Probe hier anführen:

„Wir kannten unsere Feinde nicht, wir waren unschuldig genug, zu glauben, daß sie uns einigermassen ähnlich wären. In der Trunkenheit des Erfolges haben sie die

<sup>1)</sup> Monod, a. a. D. S. 111. <sup>2)</sup> Sarcey, a. a. S. 11. <sup>3)</sup> Man vergleiche das Sündenverzeichnis Chaudordys in seinem Rundschreiben vom 29. November 1870 an die französischen diplomatischen Vertreter, bei Hirth III, 3501 ff. Alle diese Schändlichkeiten wurden gleichzeitig den Franzosen von deutscher Seite vorgeworfen. Man vgl. das amtliche Rundschreiben Bismarcks vom 9. Januar 1871, bei Hirth III, 4575 ff. und die urkundlichen Anlagen dazu, ebenda III, 4582 ff.; ferner ebenda III, 5148 f. Häufig wird auch in französischen Quellen über Plünderereien und Mißhandlungen der eigenen Landsleute durch französische Soldaten Klage geführt. Man vergl. z. B. den General des Pallières, bei Hirth III, 3725. <sup>4)</sup> Veclercq, S. 76. <sup>5)</sup> Ebenda S. 104.

Maske abgenommen, jetzt können wir in ihrer Seele lesen. Dieser fromme König, der Gott all seine Siege darbietet, diese Krantjunker-Generale, die prahlen, daß sie uns mit dem Säbel civilisiren werden, diese Apostel des göttlichen Rechts, die sich die Taschen mit gestohlenen Kronen vollstopfen, diese deutschen Patrioten, die ihre Arme bis an den Ellenbogen in deutschem Blute gebadet haben, sind bloße Barbaren in Uniform, als Soldaten verteidete Räuber, Tartüffen in Rüstung, Vasilios in Reiterstiefeln. Lügen, Bestechen, Denunzieren sind ihre Lieblingswaffen. Von der modernen Civilisation haben sie sich nichts angeeignet, als die in der Zerstörungskunst gemachten Verbesserungen; die niedrigen Instinkte und ungerechten Begierden des Wilden haben sie behalten; sie ehren den Spion, erschießen als Anführer den Bürger, der sein Vaterland verteidigt. Hingebung und Heldennut bestrafen sie als Verbrechen und beschimpfen den Mut im Unglück. Als Söhne der Gothen, die Europa im 4. Jahrhundert geplündert, haben sie alle Sitten der Barbaren bewahrt, mit Ausnahme des Ehrgefühls. Wir wissen jetzt, was sie von uns wollen: alles, was wir besitzen. Bis jetzt haben sie erst zwei Provinzen verwüstet; nun marschieren sie auf Paris, um einen großen Schlag auszuführen. Sie teilen sich schon im voraus die 1000 Millionen Franken in der Bank und rechnen auf die absurde Centralisation des Landes, um noch drei- oder viermal soviel zu erpressen, wenn sie in Besitz von Paris sind. Auf dieselbe Weise zwingen griechische und italienische Banditen reiche Familien, zu „blechen“, wenn sie das Haupt derselben in ihren schmutzigen Pfoten haben. Was ist für ein Unterschied zwischen ihrem Führer und einem Parlatore oder Takos Arvanitati? Kein anderer, als zwischen einem großen und einem kleinen Diebe. Die Mittel zum Ziel sind dieselben: Nachtmärsche, Manöver im Dunkeln der Wälder, immer List, Angriffe nur von vier gegen einen, Mordmord, Brandstiftung, Plünderung. Frankreich weiß das jetzt alles. Wir kennen die Klasse von Schuften, mit der wir zu thun haben, und da sie uns unseren Geldbeutel und unser Leben abfordern, so werden wir uns jetzt ernstlich angelegen sein lassen, zuerst das preussische Heer und hinterdrein Preußen zu vernichten.“<sup>1)</sup>

Kein Wunder, wenn bei solcher Schilderung die französische Bevölkerung panischer Schrecken überall befiel, wo sich deutsche Soldaten sehen ließen. Manche Dorfbewohner glaubten allen Ernstes, daß dieselben „des Nachts ihre Ortschaft überfallen und alles abschlachten würden.“<sup>2)</sup> Im Elsaß flüchteten die Bewohner in die Wälder, in Engpässe, auf die Gipfel der Wasgen. „Man erzählte, daß die Frauen, die jungen Mädchen barbarischen Verstümmelungen ausgesetzt seien, ganz abgesehen davon, daß sie geschändet würden. In Nancy kamen diese Gerüchte mit der Nachricht von der Niederlage Mac Mahons an und verurachteten eine allgemeine Panik. Die Wege bedeckten sich mit Flüchtigen, die Mütter schickten ihre Kinder nach der Mitte von Frankreich oder brachten sie selbst fort. Eine ängstliche Menge belagerte die Bahnhöfe, wo sich Berge von Gepäck anhäufeten. Ein Teil der Bevölkerung vom Oberrhein floh bei der bloßen Kunde vom Nahen der Preußen nach einer Bergeshöhe; als sie bis zum Abend keine Truppenbewegung wahrgenommen hatten, kehrten sie zurück, sich etwas ihrer Ueberstürzung schämend.“<sup>3)</sup> Ingleichen war in Château-Salins die Panik entsetzlich. „Beim ersten Alarmruf war man hinausgestürzt, ohne irgend etwas mitzunehmen, manche barhaupt. Die Leute sahen nicht hinter sich, sie sahen nichts vor sich, sie flohen. Wenn man sie fragte, was sie fürchteten, so wußten sie es nicht. Man hat erzählt, daß Bewohner von Chambéry und Château-Salins sich zu gleicher Zeit in den Wald von Chambéry an die Grenze der beiden Gemeinden geflüchtet hatten. Ohne von einander zu wissen, hatte sich jede der beiden Scharen in einem Teile des Waldes mit Vieh und Möbeln niedergelassen; da hörten sie beide durch das Laubwerk unbekannte Stimmen; neue Furcht erfaßte sie, sich den Rücken kehrend, begannen sie von neuem zu fliehen. Hohe Beamte

<sup>1)</sup> Hirth, I, 1628. <sup>2)</sup> Nota, Soirées de Méban, 10. Aufl., S. 13. <sup>3)</sup> R. d. d. m. 1870, Bd. 89, S. 607. Ueber die Panik in Nancy vgl. man auch Tenier bei Hirth, I, 303.

zeigten nicht mehr Mut.“<sup>1)</sup> Als in Chêne (in den Ardennen) ein Eilbote dem Maire das Herannahen einer feindlichen Vorhut meldete, trat eine allgemeine Erstarrung ein. „Niemals hat ein Chronist des 16. Jahrhunderts mehr Schreckensthaten beschrieben, als die verzweifelten Bewohner erdachten. Die jungen Leute von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren flohen nach Rethel, man sagte, daß die Preußen sie vor die Front ihres Heeres stellen würden.“<sup>2)</sup>

Die Pferde wurden auf abgelegene Felder geführt, um den Requisitionen zu entgehen. Man zerlegte die Wagen, warf ein Rad in einen Graben, ein anderes anderswohin, den Kasten wieder an einen anderen Ort; die Häuser pflanzten Geiser Fahnen auf, so daß die Hauptstraße wie für eine Prozession geschmückt erschien; die Familien kamen zusammen, die Frauen, deren Männer abgezogen waren, ließen sich bei dem Nachbar nieder. Der Besitzer des Café de France löschte sein Schild aus, ebenso andere Geschäftsleute. Der Steuereinnahmer entfernte seine Zolltafel, man verbarg die Waffen, das Geld und die Lebensmittel. Zwei Stunden nach Eintreffen der Nachricht war die Hauptstraße verlassen, alles düstern, völliges Stillschweigen, nirgends Licht.“<sup>3)</sup> Die Bewohner von Clermont hielten die eigenen Landsleute, Lazarettbeamten für Preußen; „man eilte ihnen auf den Straßen entgegen, Frauen baten, man möge ihnen kein Uebles zufügen, die Stadt mit Milde behandeln“. In Chêne Papnlseng hielt man die französischen Sanitätswagen für 8000 heranziehende Preußen.<sup>4)</sup> Nicht minder ängstlich waren die Bewohner von Châteaudun. Am 28. September 1870 um 9 Uhr wurden dort plötzlich die Läden geschlossen, die Thüren krachten wie von Sturm verflühdendem Winde, entsetzte Menschen eilten durch die Straßen. Die Preußen, hieß es, wären am Bahnhof, 150 nach den einen, 800 nach den besser Unterrichteten. Die Wache am Rathaus stürzte verstört zu den Waffen. . . Die 800 Preußen waren eine Lustspiegelung. Die Schildwache hatte einige symmetrisch aufgestellte Dmghausen für feindliche Infanterieabteilungen angesehen! Am 29. September sah ebenda ein Offizier eine Frauennachtwache für angreifende preussische Kürassiere an; enteilte der Briefbote von Orléans querfeldein in rasendem Laufe über tausend Hindernisse vor fünf Ulanen, die in Wirklichkeit fünf französische Gendarmen waren; und hielt ein Beamter die Bewegungen von Windmühlflügeln für eine herangaloppierende Schwadron, und brachte er durch den Telegraphen das ganze Land in Aufruhr.“<sup>5)</sup> Nach dem Berichte eines französischen Pastors an die Times war der Schrecken oft derartig, daß man allenthalben von Selbstmorden reden hörte, von Unglücklichen, die wahnsinnig wurden, von Frauen, die sich beim Rufen des Feindes in Brunnen stürzten.<sup>6)</sup> Ueberlegter verfuhrn die Rouener. „Die Nationalgarde dieser Stadt, die vorsichtig in den benachbarten Wäldern herumspürte, manchmal ihre eigenen Posten anschoß, und sich zum Kampfe rüstete, wenn sich ein Kaninchen im Buschwerk regte, kehrte beim Herannahen der Deutschen an den Herd zurück. Ihre Waffen, ihre Uniformen, ihr ganzer Worbapparat, mit dem sie eben noch alle Weggrenzen drei Meilen in der Runde in Stunden gefest hatten, war plötzlich verschwunden. Die schmerzbüchigen Bürger erwarteten ängstlich die Sieger, zitternd vor Furcht, man könnte ihre Bratspieße und großen Küchenmesser für Waffen ansehen.“<sup>7)</sup> Ebenso in anderen Städten. Die Palme der Vorsicht aber gebührt den vornehmen Willensbesitzern

<sup>1)</sup> R. d. d. m. 1871. B. 92, S. 143 f. <sup>2)</sup> Dasselbe ließ sich der Constitutionnel vom 9. Aug. aus Mex schreiben: „Um die Lücken auszufüllen, welche unsere Waffen in ihren Reihen machten, haben mehrere ihrer Obersten unsere Gefangenen mit den Toten ausgezogenen Kleidern als Preußen verkleiden lassen, haben sie dann in die erste Reihe gestellt und sie gezwungen, gegen uns zu marschieren. Einem dieser Gefangenen ist es gelungen, zu entkommen; er kam gestern nach Boulay und erzählte die Geschichte. Die Preußen raffen außerdem alle jungen kriegstüchtigen Leute auf, die sie in unjeren Städten finden, und schicken sie nach Preußen, um Rekruten daraus zu machen.“ Vgl. Hirth, I, 876. <sup>3)</sup> R. d. d. m. 1870, B. 90, S. 223 f. Ueber die Frucht der französischen Civilbevölkerung während der Schlacht bei Sedan s. Bei Hirth, II, 160 f. <sup>4)</sup> Monod, S. 20. <sup>5)</sup> E. Montarlot, Journal de l'Invasion. Châteaudun 1871. S. 13 ff. <sup>6)</sup> R. d. d. m. B. 90, S. 566. <sup>7)</sup> Guy de Maupassant in Soirées de Médan, S. 54 f.

um Paris. „Sie richteten fast alle ihre Hänser ein, um ihre Gäste gut zu empfangen und sie so zu bewegen, keinen Schaden anzurichten. Sie mauerten den Keller mit den edlen Weinen zu, aber füllten die anderen mit vollen Fässern und Flaschen. Sie ließen alle Schlüssel in den Schränken, die von Leinwand stropften. Einige trieben ihre Aufmerksamkeit so weit, daß sie nachlässig auf den Buffets Töpfe ihrer besten Konfitüren und einige Flaschen Likör stehen ließen. Man glaubte, daß diese zarten Aufmerksamkeiten den wilden Sieger rühren würden.“<sup>1)</sup>

Wo die französische Bevölkerung zu Hause blieb, wurde sie, nachdem die ihr so schrecklich geschilderten Deutschen eingetroffen, angenehm überrascht. Man suchte zwar möglichst viel von der ihnen vorausgegangenen Beschreibung als berechtigt zu erhalten und betrachtete und beurteilte die ungeladenen Gäste mit aller nur denkbaren Schärfe, aber trotz aller Abzüge, die man von den an ihnen entdeckten guten Eigenschaften machte, blieben deren immer noch eine recht beträchtliche Anzahl zurück. Man kann aus den französischen Kriegsaufzeichnungen ein Bild von den deutschen Soldaten zusammenstellen, das sie nicht nur als die ersten der Welt, sondern auch als unvergleichliche Tugendvolle anerkennt. Allerdings ist dies nicht ohne einige Mühe ausführbar; dafür besitzen diese mit Widerwillen gegebenen Lobspriiche auf die deutschen Krieger den Vorteil der Aufrichtigkeit, der für die gegenteiligen Auslassungen nicht einmal von Seiten der Franzosen in Anspruch genommen wird. Wir geben in Folgendem in Kürze nur, was von den Deutschen am häufigsten und am allgemeinsten beobachtet und anerkannt wurde.

Wir haben oben gesehen, welcher Schreck u. a. in Chénes den Preußen vorausging. Nachher sahen die Bewohner auch dieses Dorfes ein, daß ihre Furcht eine übertriebene war. „Die neuen Gäste suchten das Dorf nicht zu erschrecken; einige, die französisch sprachen, richteten höfliche Worte an die Einwohner und spöttelten über ihre Furcht.“<sup>2)</sup> Während man vorher gehört hatte, die deutschen Soldaten seien abgezehrt, heruntergekommen, vom Alter gebrochen und schwächlich wie Kinder, fand man nachher mit Verwunderung, daß sie kräftig, gut genährt und von bestem Aussehen waren. Aubertin meint deshalb mit Recht, es sei ein sonderbares Mittel, sich zum Sieg über den Feind vorzubereiten, wenn man damit beginnt, eine Karikatur aus ihm zu machen.<sup>3)</sup> Selbst die französischen Soldaten konnten nicht umhin, das schöne Aussehen der deutschen Krieger zu bewundern; <sup>4)</sup> Monod<sup>5)</sup> erschienen sie „als Männer, die mit Kindern kämpften“. Das Lob des guten Aussehens wurde fast für alle Truppengattungen einzeln ausgesprochen.<sup>6)</sup> Außer ihrer guten körperlichen Beschaffenheit fielen beim ersten Anblick auch ihre zweckmäßige kriegerische Kleidung und die Wichtigkeit ihres Auftretens beim Einmarsch auf. Die den einziehenden Mannschaften vorausgehende Musik erfreute sich allerdings eines geringeren Verfalls. Die sogenannte Knüttelmusik fand man in Frankreich vollkommen abgeschwächt; der Verfasser „von Versailles während der Besatzung“<sup>7)</sup>, der freilich sich für die Deutschen in keiner Weise erwärmen konnte, meint: Die hohen und mageren Töne der Pfeifen und die Gewöhnlichkeit der gepielten Weisen gäben den Märschen des deutschen Soldaten ein lächerliches Aussehen. Die eintönigen Stöße der schreienden Musik erinnerten unwillkürlich an die Jahrmärktsmusik. Auch die Militärkapellen mit ihren Polkas und Walzern schienen den Franzosen vor den schlimmsten Dorfkapellen des Schwarzwaldes nichts voranzuhaben;<sup>8)</sup> selbst die deutschen Signale fand man abscheulich gegenüber den munteren Tönen der eigenen.

Um so mehr Eindruck machte die Marschweise der einziehenden Fußtruppen: „Der schwere, regelmäßige Schritt, bei dem sich alle Füße gleichzeitig wie von einer Feder geschneelt heben und senken, bei dem sich alle Arme gleichzeitig bewegen, und wobei jeder Mann seinen breiten Schultern eine Art Schiffschwanken verleiht, giebt der ganzen,

<sup>1)</sup> Sarcen, S. 63. <sup>2)</sup> Dumont in Rev. d. d. m. Bd. 90, S. 224. <sup>3)</sup> Rev. d. d. m. Bd. 92, S. 356. <sup>4)</sup> Monod, S. 115 f. <sup>5)</sup> Ebenda S. 70. <sup>6)</sup> Man vergl. J. A. Montartot, S. 82, 166, 178, 188, 195, 267. <sup>7)</sup> Versailles pendant l'occupation. Versailles 1872, S. 27. Vergl. auch Montartot, S. 247. <sup>8)</sup> A. Dumont in Rev. d. d. m., Bd. 90, S. 236.

von Bajonetten starrenden Truppe ein unwiderstehliches und kriegerisches Aussehen.“<sup>1)</sup> „Auf den Ruf ‚Halt‘ bleiben dann alle Soldaten stehen, als ob sie in Stein verwandelt wären. Das Stehenbleiben erfolgt mit solch wunderbarer Gleichzeitigkeit, daß den Zuschauern ein Murmeln der Bewunderung entrisßen wird.“<sup>2)</sup> Die vielfach verpötte Bichelhaube der preussischen Infanterie fanden manche Autoren als das non plus ultra einer praktischen Militärtopfsbedeckung bei weitem den bayrischen Haubenbeskmen vorzuziehen, die infolge ihrer antiken Form komisch wirkten. Die derben Stiefeln, die bequemen Röcke, die weiten Mäntel von dickem und farbigem Tuch der preussischen Infanterie fand man musterhaft. Die flache Militärmütze wurde ohne Zweifel des Weilsalls oder Mißfallens hingenommen. Dagegen fand unzweideutige Anerkennung die Art, wie die deutschen Soldaten mit warmen Unterkleidern versehen waren. Ein Turko-hauptmann, der deutsche Gefangene im Winter entkleiden sah, fand bei ihnen eine ganz erstaunliche Menge von Flanelhemden und übereinander gezogenen Strümpfen: „jeder von ihnen hätte mit seinem Anzug einen Laden füllen können.“<sup>3)</sup> Der Marquis von Belleval fand unter der Uniform eines Mannes zwei Flanelhemden, eine Trikotunter-jacke, zwei paar Flanelunterhosen und dicke wollene Strümpfe vor.<sup>4)</sup> Mezières sah sogar einen preussischen Posten so dick eingehüllt, daß die Uniform allein hätte stehen können.<sup>5)</sup> Wie die Infanterie fand man auch die übrigen Truppengattungen auf das beste ausgestattet. Auch erkannte man an, mit welcher Sorgfalt die Anzüge geschont wurden. Man entdeckte, daß die Soldaten unter dem Waffenrock eine weiße Leinwand-jacke tragen, die sie zu ihren kleinen Arbeiten anzögen; so blieb die Uniform in gutem Zustande, und man konnte so durch gutes Aussehen Eindruck machen.<sup>6)</sup> An den Gesichtern der Deutschen, die man insgesamt etwas schwerfällig, massig fand, wird besonders häufig beobachtet, daß sie breit und rot sind,<sup>7)</sup> mit gelben, oft gesträubten Schnurrbärten, oder auch Vollbärten versehen; manche Landesfeinde fand man zart und blond wie Knaben, andere prächtig schön, wie Schnorrische Nibelungenshelden,<sup>8)</sup> andere freilich hatten vollkommene Galsengesichter, mit Stumpfnasen und zurückliegenden Augen. Montarlot hat diese besonders unter den Trainisoldaten vorgefunden.<sup>9)</sup>

Bei den einquartierten Soldaten wurden dann eine Menge weiterer Entdeckungen gemacht. Zunächst bemerkte man an ihnen eine Art „Wildengeruch“,<sup>10)</sup> an rauziges Talg und nasses Leder erinnernd,<sup>11)</sup> oder nach einer anderen Quelle,<sup>12)</sup> aus Tabaks-, Speck- und Ledergeruch zusammengesetzt, und von solcher Schärfe, daß er sich in den Möbeln und Wänden festsetzte. Unser letzter Gewährsmann nennt diesen Geruch, den er aus der Nährweise und den übereinstimmenden Gewohnheiten der Soldaten ableitet: den „Preußen-Geruch“. Die Sprache der Deutschen erschien den Franzosen durchweg rauh, heiser und kehlhaft, „wie rasselnde Kiesel klingend“. <sup>13)</sup> Die Worte, die am meisten aus ihrem Munde kamen, waren „essen“ und „Wein“, bezeichnend für den erstaunlichen Appetit und den noch erstaunlicheren Durst, die ihnen eigen. Die französischen Kriegsberichte sind voller Betrachtungen über die unglaubliche Leistungsfähigkeit der deutschen Kriegermagen. Die Landwehr scheint allen übrigen Truppen hierin überlegen gewesen zu sein. „Eine Schweinefettsuppe, ein Stück Schweinefleisch mit Kartoffeln, ein Stück Schweinekäse und eine Elle Wurst“ stellten indes selbst die mehr nach der Menge als nach der Beschaffenheit fragenden, ewig hungernden Landwehrmänner zufrieden.<sup>14)</sup> „Ein Salat mit Essig, um Felsen zu spalten, erfrischte angenehm ihren Gaumen; einige Liter Kaffee und einige Flaschen Landwein, dem eine heimliche Mischung mit Wasser alle berauschende Wirkung benahm, unterstützte die Verschlingung.“ Den meisten Erfolg hatte aber die Wutwurst, die eine an Wahnsinn grenzende Freude erweckte. Nach verschlungenem

<sup>1)</sup> Montarlot, S. 267. <sup>2)</sup> Ebenda S. 268. <sup>3)</sup> Aubertin in Rev. d. d. m. Bd. 92, S. 356 f. <sup>4)</sup> a. a. D. S. 181. <sup>5)</sup> Rev. d. d. m. Bd. 92, S. 76. <sup>6)</sup> Dumont in Rev. d. d. m. Bd. 90, S. 233. <sup>7)</sup> Montarlot, S. 269. <sup>8)</sup> Richard, Récits d'un soldat, Paris 1871, S. 57. <sup>9)</sup> Montarlot, S. 101, 188. <sup>10)</sup> Ebenda S. 247 f. <sup>11)</sup> Drouaud, En pays envahi, Paris 1890, S. 114 f. <sup>12)</sup> Montarlot S. 180. <sup>13)</sup> Versailles pendant l'occupation, S. 79, Anm. <sup>14)</sup> Montarlot, S. 179. <sup>15)</sup> Ebenda.



Mahle wurden dann gewöhnlich die Karten herausgezogen, aus denen man eine neue Suppe hätte machen können, und so gab man sich der Verdammung hin. Am erstauulichsten erschien den Franzosen, außer der Vorliebe des deutschen Soldaten für die in Frankreich wenig gegessenen und darin meist schlechten Wurstwaren, die Verzehrung selbst von rohem Fleisch und Speck.<sup>1)</sup> Dronaud<sup>2)</sup> sah sogar einen deutschen Soldaten, der so viel rohen Speck gegessen hatte, daß er daran erstickte. Die deutschen Offiziere standen an Eßlust hinter ihren Soldaten nicht zurück, und forderten überall in den Quartieren wahrhafte Valtasarmahle. Größer aber als die Eßlust war der deutsche Durst. Die einfachen Soldaten begnügten sich, wie wir sahen, mit den gewöhnlichsten Weinen; einen ihnen genügenden Kaffee stellte man her, wenn man einige Eimer Wasser auf etwas Kaffeegrund goß. Die deutschen Offiziere dagegen vertilgten Unmengen von Champagner, während sie die übrigen edlen Weine durch Vernachlässigung beleidigten.<sup>3)</sup> In Etouzig tranken sie davon in sechs Wochen mehr, als die Champagne in fünf Jahren hervorbringt;<sup>4)</sup> aber ihre Gaumen waren nicht verwöhnt. Bei einem Siegesfest dasselbst wollten sie durchaus von dem geliebten Getränke. Vergebens versichert ihnen die Wirtin, daß nichts mehr davon vorhanden sei. Da fabrizierte ihnen schnelligst ein Schwager derselben die gewünschten dreihundert Flaschen (die Flasche zu 20 Franken): „Trinkt!“, sagte er zu sich, „während er ihre bachtischen Gefänge und ihre groben „Purrahs“ hörte, trinkt; was ich eben gebraut habe, ist gut für euch; der mir bleibende Champagner wird fließen, wenn die Franzosen wiedertommen werden; bis dahin sollt ihr mir zehmal seinen Wert zahlen“. Zu dem Geruche, dem Appetit und dem Durste der Deutschen gesellte sich im Winter als dritte Haupteigenschaft ein unendliches Wärmebedürfnis. Sie brauchten ein für ihre Wirte ganz erstaunliche Menge von Heizungsmaterialien. „Diese Nordländer, an die große Wärme ihrer Kachelöfen gewöhnt, starben an unseren Kaminen vor Kälte. Tag und Nacht mußte in ihren Zimmern die Glat erhalten werden, in der die Holzscheite zu Hunderten verschlungen wurden. Der Marmor der Kamine ist überall geborsten, und ein Holzvorrat von zwei Jahren ist in vierzehn Tagen verschwunden.“<sup>5)</sup> „Unbekannt mit dem Gebrauch von Kamin und Feuerbock wußten sie das Feuer nicht recht anzulegen; manche richteten die Scheite im Innern des Kamins aufeinander, ober stellten sie stehend an die Seite; andere hielten die Kaminvorseher für eine Thür und verschlossen den Kamin damit, so daß alle Wärme nach außen zog.“<sup>6)</sup> Trotz ihres ungewöhnlichen Holzverbrauchs beklagten sich insolgeßenen Offiziere und Mannschaften fortwährend, in Versailles nicht genügend warme Zimmer zu haben, und Möbel, Bäume u. s. w. wanderten hier wie anderwärts in die unerfättlichen Flammen, die wie das ewige Feuer der Westa genährt wurden. Hatten die Deutschen endlich ihre Lagerstätten aufgesucht, so erhob sich bei ihnen regelmäßig ein ungeheures Schnarchen.

<sup>1)</sup> Versailles, S. 22. Montarlot 166 u. 230 f. <sup>2)</sup> a. a. D. S. 166. <sup>3)</sup> Aubertin, Rev. d. d. m., Bd. 92, S. 357 f. <sup>4)</sup> Dronaud, a. a. D. S. 126. <sup>5)</sup> Mézières in Rev. d. d. m., Bd. 92, S. 77. <sup>6)</sup> Versailles, S. 89.

(Fortsetzung folgt.)





## Erbgraf v. Rechteren-Limpurg.



Wenn die konservative Partei eines Landes einen ihrer Führer verliert, so ist das ein Schlag, der von allen ihren Gliedern hin und her im großen deutschen Vaterlande mitempfunden wird. In weiten Kreisen hat denn auch der in diesem Sommer erfolgte Tod Sr. Erlaucht des Erbgrafen von Rechteren-Limpurg, des Führers der bayerischen Konservativen, die schmerzlichsten Bewegungen hervorgerufen. Es ist darum nicht bloß eine Dankspflicht gegen den Entschlafenen, die wir erfüllen, sondern auch eine Liebeschuld gegen unsere politischen Freunde, die wir abstaten, wenn wir in den folgenden Zeilen den Lesern der „Konf. Monatschrift“ ein Bild des Heimgegangenen zu zeichnen versuchen.

Erbgraf Friedrich Reinhard von Rechteren-Limpurg wurde am 3. Juli 1841 geboren zu Mot Einersheim, einem Marktflecken an der Bahnlinie Würzburg-Nürnberg. Er war das älteste Kind und der einzige Sohn seiner Eltern, des Grafen Ludwig von Rechteren-Limpurg und seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin zu Erbach.

Seine Ausbildung genoss der Entschlafene auf dem Gymnasium zu Erlangen, auf den Universitäten Würzburg, Heidelberg und Berlin, und der kgl. Forstakademie zu Tharand b. Dresden. Im Frühling des Jahres 1867 übernahm er die Bewirtschaftung des zu den väterlichen Besitzungen gehörigen Gutes Renbauhof und verheiratete sich am 22. September 1874 mit Christine, Gräfin zu Stolberg-Wernigerode. Aus dieser Ehe gingen sechs Kinder hervor, der Stolz und die Freude der glücklichen Eltern!

In ländlicher Abgeschiedenheit, hoch droben in den Bergen des Steigerwaldes, am Fuße der alten Burg Speckfeld, auf der die Ahnen geessen, hauste der Erbgraf im Kreise seiner Familie als ein Landadelmann im besten Sinne des Wortes mitten unter seinen Dienstleuten, die ihm in treuer Liebe angingen.

Bald nach dem großen Kriege gegen Frankreich hatte der Entschlafene seinen Hausstand begründet. Deutschlands Siege hatte er bejubelt, Deutschlands Größe entflammte seinen hohen Geist, des deutschen Volks Wohl und Wehe lag ihm in seltener Weise am Herzen. Als daher in den siebziger Jahren der Liberalismus und seine Manchesterwirtschaft im Dienste des herzlosen Kapitals begann, als derselbe unter dem Taumel des Milliardenregens einen Sieg um den andern feierte, als deutsche Treue und Gewissenhaftigkeit unter diesem Treiben dahinschwand und der Gott Mammon auf den Thron gehoben wurde, als dann noch zu allem Ueberfluß der „Kulturkampf“ die Herzen ver-

bitterte, der Kirche Fesseln anlegte und dafür den Geistern aus dem Abgrund Thür und Thor öffnete — da entbrannte heiliger, aus dem Schmerz über den Niedergang seines Volkes herausgeborener Zorn in dem Herzen des edlen Reden droben in den Bergen und begeistert schloß er sich sofort als einer der ersten und als einer der wenigen Glieder des evangelischen fränkischen Adels der konservativen Bewegung an, die im Jahre 1874 in Bayern entstanden war.

Trotz seiner hohen Stellung entschloß sich der echt deutsch gefinnte Erbgraf, in die schmutzige Arena des Wahlkampfes herabzusteigen und sich als konservativen Reichstagskandidaten nominieren zu lassen, und was dies damals in Bayern heißen wollte, das wissen die, welche in der Bewegung standen. Ein kleines Häuflein nur war es, welches es wagte, dem allgewaltigen Liberalismus gegenüber die konservative Fahne zu erheben und die Vorwürfe des Auktortums, des Muckertums, der Reaktion oder gar des Liebängels mit dem Ultramontanismus vor der Öffentlichkeit auf sich zu nehmen. Die konservative Partei hatte noch nicht den geringsten Boden in den breiten Schichten des Volkes. Man kannte damals in Bayern kaum den Namen, geschweige daß man sich etwas darunter zu denken vermochte. Nur ein unbestimmtes Gruseln ergriff den liberal gedrückten Bürger und Bayern, wenn ihm in seinen Blättern das Schreckensgespenst der konservativen Reaktion mit der unvermeidlichen Wiedereinführung von Zehnten, Frohnden und Folterkammern vor die Augen gemalt wurde.

Da galt es also erst den Boden urbar machen unter harter, undankbarer Arbeit. Erbgraf Rechteren ließ sich nicht dadurch zurückschrecken. Keine Schmach, die man auf ihn hänfte, keine Enttäuschung, die er erfuhr, keine Niederlage, die er erlitt, vermochte ihn zu erschüttern. Im Gegenteil. Jetzt erst zeigte sich seine kühne, mannhafte Ritterlichkeit in ihrer ganzen Kraft. Mit Gefinnungsgenossen aus allen Ständen gründete er im Jahre 1881 den „Wahlverein der bayrischen Konservativen“, dessen Vorsitzender er nach dem Tode des edlen Prof. Pfaff neun volle Jahre, von 1884 bis zu seinem Tode, gewesen ist.

Was er in dieser Eigenschaft der konservativen Sache für Opfer gebracht hat, namentlich für die Presse, soll dem treuen Mann nie vergessen werden. Jedes Jahr versammelte er die hervorragenderen Glieder der konservativen Partei in Bayern zu gemeinsamen Besprechungen der politischen Verhältnisse auf seinem Landsitz; und die herzzewinnende Liebenswürdigkeit, die er dabei entfaltete, die natürliche Keufseligkeit, welche er da oft dem einfachsten Landmann gegenüber an den Tag legte, aber auch der große Ernst, mit dem er die Förderung der konservativen Ziele bei diesen Besprechungen behandelte — das alles wird den Teilnehmern in steter, schöner Erinnerung bleiben.

Endlich durfte der treue Vorkämpfer auch die Freude erleben, daß einer seiner Gefinnungsgenossen (Luz) als konservativer Abgeordneter für den deutschen Reichstag und drei andere, darunter sein näherer politischer Freund, Gutsbesitzer und Lieutenant a. D. Fr. Beth auf Rathsbarg, in den bayrischen Landtag gewählt wurden — der erste positive Erfolg nach so vieler Mühe!

Wer hätte gedacht, daß dies zugleich auch der letzte Lichtblick in dem politischen Leben des Entschlafenen sein werde!

Im Jahre 1890 feierten die hochbetagten Eltern ihre goldene Hochzeit. Von da an fing der einzige Sohn merkwürdig zu kränkeln an. Im letzten Winter verschlimmerte sich das Nierenleiden, das sich angesponnen hatte, trotz aller Kuren immer mehr; auch der Gebrauch des Bades Wilbungen war von geringem Erfolg. Als wir am Pfingst-Dienstag d. J. wieder zu einer Wahlbesprechung auf dem Neubauhof zusammenkamen, standen wir erschüttert vor dem Erbgrafen. Der stattliche 52jährige Mann bot den Anblick eines Greises, sein sonst so leuchtendes Auge blickte müde auf uns herab, seine Gestalt war gebrochen. Mit Anstrengung aller seiner Kräfte leitete er noch die Verhandlung. Als wir ihm die Hand zum Abschied drückten, mußten wir uns sagen: das war

ein Abschied fürs Leben! Von da an nahmen seine Kräfte rapid ab. Der Kranke war sich seines Zustandes vollständig bewußt. Gerne hätte er noch länger gelebt — wer wollte es dem Gatten, dem Vater verdenken! — aber wie ein Held schaute er dem Tode ins Angesicht. Er wußte, daß sein Erlöser lebt. Am Tage vor seinem Tode nahm er noch mit den Seinen das h. Abendmahl. Es habe ihn erquickt, sagte er darauf, wie noch nie. In der Nacht rief er unter großer Atemnot: „Nur selig, nur selig! Ich freue mich auf den Himmel!“ Als man ihm die letzten Verse von: „O Haupt voll Blut und Wunden“ vorsagte, da betete er noch mit: „Wer so stirbt, der stirbt wohl!“ Der Spruch: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde“ war sein letzter, seliger Trost. Am 29. Juli d. J. ward er heimgeholt — wie wir hoffen dürfen, zu seines Herrn Freude.

Das Leichenbegängnis des Entschlafenen gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung der Liebe und Verehrung, welche Erbgraf von Nechteren im Leben sich erworben hatte. Vom höchsten Adel bis herab zum einfachen Tagelöhner folgten Vertreter aller Stände dem Sarge des Toten. Ergreifend waren die Worte des Geistlichen an seinem Sarge in der Kirche, ergreifend die Abschiedsworte, die ihm von Vertretern aller möglichen Korporationen ins Grab nachgerufen wurden voran des zweiten Vorstandes des konservativen Wahlvereins, des Lieutenant a. D. und Landtagsabgeordneten Fr. Beckh. Mit einer von Liebe durchglühten und von Schmerz durchzogenen Beredsamkeit sprach der Redner von dem durch den Tod uns entrissenen Führer, er schilderte, was die konservative Partei an ihm verloren hat, er legte aber auch das Gelöbniß unwandelbarer Treue zu unserer Sache ab, und „mit diesem Gelübde“, schloß er, „wollen wir heute scheiden“. —

Der edle Tote ruhe im Frieden! Er war eine Bierde des deutschen Adels, ein überzeugter evangelischer Christ und der treueste Familienvater. Möge das Bild, das wir mit schwacher Feder von dem Entschlafenen gezeichnet haben, auch in den Herzen derer, die ihm im Leben fernere gestanden sind, eine Mahnung bilden, mit Aufbietung aller Kräfte und Erweisung aller Treue zu arbeiten an der Erhaltung und Kräftigung der religiös-sittlichen Mächte in unserer deutschen Christenvolke!

Bl.





## Monatschau.

### Politik.

Im deutschen Reiche giebt es augenblicklich allerlei Fragen, die in der Schwebe sind. Der russische Handelsvertrag und die verschiedenartigen Steuerprobleme, welche mit der Deckung der Militärkosten zusammenhängen, bringen die Politiker und Zeitungen der verschiedenen Parteien alltäglich gegen einander auf und man ist gespannt, wer das letzte Wort sprechen und wie es lauten wird. Immerhin — wenn man von den größten Gesichtspunkten ausgeht, von der Frage nach dem Leben und Gedeihen unseres deutschen Volkes, so wird es niemals für unsere ganze Zukunft entscheidend ins Gewicht fallen, weder ob der russische Zoll *W.* 3,50 oder *W.* 5,00 beträgt, noch auch ob man demnächst den Tabak oder das Bier oder den Wein „bluten“ läßt, vorausgesetzt, daß alle diese Steuern einfach fiskalisch-kapitalistische Geldbeschaffungsmittel sind ohne socialpolitischen Hintergrund. Entscheidend aber und weit wichtiger als alle diese sekundären Fragen ist und bleibt die große Hauptfrage des ausgehenden Jahrhunderts — die sociale. Werden die Staatsmänner und Parlamentarier endlich einlenken und Ernst machen? Oder wird es bei der bisherigen Praxis sein Bewenden haben, daß man viel von socialen Pflichten redet, aber immer umkehrt, sobald es sich darum handelt, zu ihrer Erfüllung ernsthaftes Opfer zu bringen?

Es kann mit Befriedigung beobachtet werden, daß die Zahl der Männer sich mehrt, welche den Forderungen der Socialdemokratie Verständnis entgegenbringt, und daß unter diesen Männern sich in wachsender Zahl evangelische Theologen befinden. Wenn unter diesen auch solche sind, wie der württembergische Kandidat von Wächter, die alle Schiffe hinter sich verbrannt und sich schlechthin der jetzt bestehenden organisierten socialdemokratischen Partei angeschlossen haben, so ist der unklare Optimismus solcher jüngeren Socialpolitiker subjektiv gewiß zu beklagen, und wir haben in unserer letzten Chronik uns eingehend darüber ausgesprochen, wo wir die Grenze erblicken und warum wir ein Mitziehen am Joch der Socialdemokratie auch für diejenigen Christen ganz unzulässig halten, die sich in wirtschaftlichen Fragen mehr oder weniger mit dem Züricher Programm begegnen. Doch möchten wir andererseits, objektiv angesehen, die Meinung als eine nicht unzulässige vertreten, daß Männer wie Wächter einstweilen noch mehr Nutzen als Schaden stiften, indem sie Ansichten über das socialdemokratische Programm verbreiten, die wohl falsch sind, aber immer noch richtiger als die Vorstellungen, die bis heute in den Köpfen und Herzen so vieler „Bourgeois“ sich festgesetzt haben und hier immer wieder mit dem persönlichen Interesse unauflöslliche Verbindungen eingehen.

In einem uns vorliegenden Bericht werden Herrn von Wächters neueste Äußerungen in einer Berliner Volksversammlung wie folgt wiedergegeben:

Herr von Wächter betonte, daß er als Christ keineswegs Socialdemokrat geworden sei, um in der Socialdemokratie für das Christentum zu agitieren, sondern daß er es nur geworden sei, weil er erkannt habe, daß das socialdemokratische Programm die beste Lösung der hentigen wirtschaftlichen Not darstelle. Da das Christentum nach seiner Ansicht mit keiner politischen Partei eine besondere Fühlung hat, sondern nur Nächstenhilfe verlangt, könne ein Christ jeder Partei, auch der Socialdemokratie, angehören, wenn er glaube, daß gerade diese Partei dem Volke am besten helfen könne. Die Wege, die die Partei zur Erreichung ihrer Ziele einschlage, seien sehr wohl solche, daß sie auch ein Christ mitmachen könne. Man wolle die Arbeitsmittel des Großbetriebes zum Volkseigentum machen, um die menschenunwürdige Knechtschaft der Arbeit zu beseitigen und die Produktion wieder in gesündere Bahnen zu lenken. Heute werde produziert nicht was das Volk brauche, sondern was die Reichen kaufen können, das sei nicht der Nächstdienst, der die Arbeit nach christlicher Auffassung sein solle. „Wie kann es einem Christen wohl sein in einer Wohnung von zehn Zimmern, wenn er weiß, daß zuweilen in einem Zimmer zehn Menschen hausen müssen. Heute müssen die Maurer einen Dom bauen, der 10 Millionen kostet, ich glaube, der Gott des Christentums will das nicht, so lange noch Tausende kein Heim haben. (Lebhafte Beifall, Zischen.) Die Arbeitsmittel müssen dem Volke voll gegeben werden, damit der ganze Ertrag der Arbeit ihm zukommt. Das geht wohl zu erreichen ohne Gewalt, ohne eine thörichte Revolution, ohne Putsch, auf dem Wege der freien Aufrklärung, die uns schließlich die Majorität bringen wird. Wo aber Mehrheit, da ist Macht, wo Macht, da ist Obrigkeit, der man sich zu fügen hat. Und wenn wir durch Volksbeschluß die Enteignung des Großbetriebes durchsetzen, so thun wir nichts anderes, als was die hentigen Geldherren einst den Junkern gethan haben bei Aufhebung der Leibeigenschaft. Volkswohl geht eben vor Eigenwohl und das kann jeder Christ unterschreiben. — Zum Schluß meint Redner, es könnten sich alle Christen und Nichtchristen vereinigen, die für die wirtschaftliche Befreiung eintreten wollen, und darum müsse er es bedauern, daß im Interesse der Geldmänner, die das divide et impera wohl kennen, christliche Pastoren sich dazu hergeben, die Arbeitermassen, die nur vereint zum Ziele kommen können, zu trennen, indem sie christliche Arbeitervereine gründen.

Gewiß liegt in diesen Worten zunächst ein ganz unzulässiger Demokratismus — will man die Förderung der Kunst und den Ban von kostspieligen Domen ansprechen, bis jeder Staatsbürger ein anständliches Dasein, einen eigenen Herd und sein Huhn im Topf hat, so heißt das doch nichts anderes, als auf die Kunst überhaupt verzichten. Denn Not und Elend wird es geben, so lange es Sünde giebt, und Sünde wird es immer geben, so lange es Menschen giebt, — das könnte und sollte ein christlicher Theologe wissen. Aber abgesehen von dieser Illusion liegt sicher auch ein großes Stück Wahrheit in Wächters Worten. Und in der Kritik der christlichen Arbeitervereine, so sehr wir die Gründer und Förderer derselben achten und ehren, müssen wir bis zu gewissem Grade dem Herrn von Wächter auch recht geben. So lange nicht die christlichen Arbeitervereine ein klares politisches Programm sich gegeben haben, so lange sind sie Hemmnisse im Emancipationskampfe des vierten Standes. Sie sind einseitig das nicht, was Jünglings- und Männervereine sind, nämlich Gemeinschaften, deren Wirksamkeit rein auf kirchlichem und sittlichem Gebiet liegt, und andererseits wollen sie auch keine politischen Vereine sein. Tatsächlich sind sie es aber doch — denn ihr politischer Dilettismus — darin hat Wächter recht — kommt ganz entschieden dem liberalen Kapitalismus zu gute. Wenn wir dies Urteil hierhersetzen, so soll dasselbe wahrlich keine allgemeine Verurteilung der

evangelischen Arbeitervereine enthalten, sondern nur dem Bedenken Ausdruck geben, welches wir von unserem christlich-socialistischen Standpunkte aus auf politischem Gebiet erheben müssen. Die Verdienste der Vereine auf dem religiösen, dem sittlichen und dem allgemein patriotischen Gebiet sollen darum unangetastet bleiben. Aber der Mangel an einem klaren socialistischen Zukunftsprogramm ist unseres Erachtens eine Lücke, die gefüllt werden muß.

Auf Grund des Fortbestandes der bisherigen kapitalistischen Großindustrie mit ihrer planlosen Produktion und ihrem erschreckenden Massen-Elend ist die Herstellung, wir sagen nicht des socialen Friedens, sondern nur eines erträglichen *modus vivendi* unter den verschiedenen Ständen schlechterdings nicht denkbar. Wohl hat der Einwand sein Recht, den wir oben selbst erhoben haben, daß es durch äußere politische und social-politische Maßregeln niemals möglich werden wird, das Elend aus der Welt zu schaffen, daß vielmehr irdisches Glück, soweit es überhaupt zu verwirklichen, nur auf Grund persönlichen Christentums herstellbar ist. Aber ebenso berechtigt ist der Gegensatz: auch wenn alle Arbeitgeber und alle Arbeitnehmer in unseren Industriebezirken überzeugte und lebendige Christen würden — dennoch würde die große sociale Klust bleiben und mit ihr das politische Problem und die Pflicht, nach den Grundsätzen christlicher Brüderlichkeit an der Ueberbrückung und Ausfüllung derselben rastlos zu arbeiten.

Indessen — mit den großen Ideen hat es noch gute Wege. Einstweilen gilt es, auch die kleinen noch wichtig nehmen. Denn von relativer Bedeutung ist es ja sicherlich auch, ob ein Handelsvertrag mit Rußland abgeschlossen wird, bei dem die deutsche Landwirtschaft wieder einmal die Zehne zahlt, ob eine Tabakfabrikatsteuer erhoben wird, welche zahllose kleine Existenzen ruiniert und der größten Großindustrie in die Hände arbeitet; ob die Börse wirklich ernsthaft vorgenommen wird, oder auch diesmal wieder frei ausgeht, wie gewöhnlich. In die Hände des Reichstages sind jetzt die wichtigsten Entscheidungen um so mehr gelegt, als man zu der Festigkeit unserer leitenden Kreise dem Ausland gegenüber nur sehr geringes Vertrauen hegen kann, dieselben vielmehr nach allen Erfahrungen jüngster Vergangenheit zu Konzessionen der bedenklichsten Art für nicht abgeneigt halten muß. Dabei ist es bekannt genug, daß Freihändler und Manchesterleute alle Mienen haben springen lassen, um ihre Leute an die wichtigsten Stellen zu bringen, und daß diese Bemühungen zum Teil nicht ohne Erfolg geblieben sind.

Wie wird nun aber der Reichstag stimmen, besonders in Sachen des Handelsvertrages? Welchen Kaufpreis fordert das Centrum? Werden die Konservativen einem Druck der Regierung Stand halten?

Wir wagen in letzterer Hinsicht keine Prophezeiung. Es ist das erste Mal, daß seit Herrn von Hellendorfs Sturz die Partei vor so kritische Entscheidungen gestellt wird. Es muß sich zeigen, wie viel Selbstständigkeit unter den neuen Führern aufgebracht wird. Auch insofern liegt die Sache jetzt anders als früher, insofern manche Abgeordnete sich durch ihre Zugehörigkeit zum Bund der Landwirte der freien Entscheidung in etwas begeben haben und mit gebundener Marschroute marschieren. Ob aber nicht schließlich doch manche das suchen und finden werden, was der Italiener eine *combinazione* nennt, d. h. einen anständigen Vorwand, auf der goldenen Mittelstraße zu bleiben, lassen wir dahingestellt. Nach den Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre werden wir an geschlossenen Widerstand erst glauben, wenn er wirklich geleistet wird.

\* \* \*

Im ganzen ist, wie gesagt, der Monat im Innern noch still gewesen. Den breitesten Raum in den Blättern haben dagegen die Ruffensfeste von Toulon und Paris eingenommen, der enthusiastische Empfang, den die leicht entzündbaren Franzosen ihren östlichen Freunden bereitet haben.

Man kann ein wenig auf diese Feste das bekannte Sprüchwort anwenden: *parturiunt montes*. Die ganze Welt, soweit sie den Frieden wünscht, harrte mit einiger Sorge der

Dinge, die da kommen würden. Zum mindesten war man gefaßt darauf, recht schlimmen Ansprüchen des deutsch-feindlichen Charwinismus zu begegnen, vielleicht gar solchen Erhöhnungen eines gesteigerten Nationalgefühls, daß sie ernste Verwicklungen hätten nach sich ziehen können. Nun sind die Tage vorüber und nichts von allen Besorgnissen hat sich erfüllt. Wohl hat es nicht ganz an patriotischen Uebertreibungen gefehlt, an tactlosen politischen Ausapfungen der russischen Gäste. Aber diese letzteren haben mit Festigkeit die Grenzen beobachtet, welche der Zar ihnen gezogen hatte, und dem Kaiser ist es in der That zu danken, wenn der ganze Flottenbesuch aus einem Krieg drohenden Wetterzeichen sich in eine Demonstration verwandelt hat, die dem Weltfrieden zu gute kommt. Die Franzosen sind von Tag zu Tage williger auf die Petersburger Direktiven eingegangen, schließlich so sehr, daß sie sich nun selber einbilden, die wahren Hüter des Weltfriedens zu sein.

Uns Deutschen kam dieser Gang der Dinge nur erwünscht sein. Zu statten gekommen sind uns günstige Umstände. Wie schon zweimal in Gambettas und in Boulangers bedrohlichen Tagen, ist auch jetzt wieder ein außergewöhnliches Ereignis eingetreten, welches ablenkt; diesmal der Tod des Marschalls Mac Mahon. Der deutsche Kaiser hat durch öffentlichen Ausdruck seiner Teilnahme den Franzosen handgreiflich gezeigt, daß der russisch-französische Zweibund auch in den lebhaftesten Kundgebungen der Verbrüderung keine Verstimmung bei uns erzeugt, wenn und so lange er nur auf den Frieden gerichtet bleibt; und unsere Nachbarn sind dann von diesem Beileidstelegramm sichtlich befriedigt gewesen.

Am wenigsten beglückt durch die russisch-französische Verbrüderung sind die Engländer. Die in Paris so populär gewordene Visitenkarte des Admirals Avelanc bezeichnet ihn als Kommandanten der escadre impériale de la méditerranée, d. h. das russische Mittelmeergeschwader ist eine politische Thatfache, mag sie auch bis auf weiteres militärisch noch recht harmlos bleiben.

Die Engländer haben es nun sehr deutlich gezeigt, daß ihnen die russische Neuschöpfung großen Aerger und starke Sorgen verursacht. Sie haben dem Flottenbesuch in Toulon einen Besuch ihres eigenen Geschwaders bei den Italienern in Tarent und Spezia an die Seite gestellt, ohne doch einen durchschlagenden Erfolg mit dieser Maßregel zu erzielen. Wir möchten glauben, daß es diplomatisch richtiger von den Engländern gewesen wäre, die vorhandene Verstimmung zu verbergen, umsomehr, als es eine große Illusion sein würde, wenn sie glaubten, den Russen mit ihrem Vorgehen irgendwie imponieren zu können. Aber der Fehlgrieff paßt nur zu gut in die ganze impotente auswärtige Politik des alten Gladstone hinein. Zu leeren Demonstrationen, die den Schein vorhandener Thatkraft erwecken sollen, rafft der greisenhaft gewordene Minister sich wohl noch auf. Aber dahinter ist nichts; und die Welt weiß längst, daß auf wirkliche Energie bei ihm nicht mehr zu rechnen ist.

In Oesterreich giebt es einige politische Aufregung. Noch war alles bewegt und erregt von den Maßregeln, welche die Regierung in Prag gegen die Jungtschechen getroffen, da überrascht plötzlich Graf Taaffe das Abgeordnetenhaus mit einem neuen Wahlgesetz, welches das Wahlrecht in ganz außerordentlicher Weise ausdehnt und dem allgemeinen gleichen Wahlrecht in starken Schritten sich nähert. Was Graf Taaffe mit diesem „Theatercony“ zu erreichen hoffte, ist schwer zu begreifen. Besonders große Gesichtspunkte erwarten wir in Wien nicht, sonst könnte man auf Grund der deutschen Erfahrungen mit dem gleichen Wahlrecht schon viele Bedenken aufstellen. Aber auch vom reinen Opportunitätsstandpunkt aus ist kaum zu fassen, welchem kleineren Zweck mit dem plötzlichen Vorschlag gebient sein könnte. Graf Taaffe war in der Lage, einige Parteien als nütliches Material zu einer Mehrheit zu verwenden. Gerade diese aber hat er schwer verletzt und treibt sie ohne weiteres in die Opposition. Die Socialdemokratie aber ist auch nicht gewonnen und wird nicht gewonnen werden, weil dieser



wiederum das Wahlrecht lange nicht weit genug geht. Es gewinnt in der That den Anschein, als ob Graf Taaffe, der auf so vielen Stühlen in Oesterreich mit leidlicher Sicherheit sitzen könnte, dennoch inmitten aller dieser Sitzgelegenheiten es fertig bringen wolle, auf dem Boden Platz zu nehmen.

## Kolonialpolitik.

Als im Sommer vorigen Jahres die Kunde von der Niederlage der 1. Compagnie der Schutztruppe am Kilima-Ndscharo eintraf, erhob sich in Deutschland eine allgemeine Diskussion über die Ursachen dieses Unglücks. Denn es handelte sich nicht um einen überraschenden Ueberfall, wie bei der Zelenksky-Katastrophe, sondern um einen regelrecht abgeschlagenen Sturm, der noch dazu von einem bewährten „Afrikaner“, dem Fhrrn. von Wilow, kommandiert worden war. Damals schrieben fast sämtliche Autoritäten über die Technik der afrikanischen Kriegsführung, Dr. Peters sogar eine kleine Broschüre. Seitdem hatte man in der Heimath mit begreiflicher Spannung dem Moment entgegen gesehen, wo die Deutschen einen neuen Sturm auf die Umschbesestigungen des Häuptlings von Moschi wagen würden. Das ist nun erfolgt, statt einer Compagnie traten deren fünf in Aktion, statt 5 Europäern deren 23. Ob die Befestigungen, welche Häuptling Meli errichtet hatte, diesmal stärker und kriegsgerechter angelegt waren, wie vor einem Jahre, wird sich kaum feststellen lassen, da im Vorjahre die Boma von Moschi selbst nicht der Mittelpunkt des Kampfes war und die Entscheidung mitten im Busche fiel. Charakteristisch ist zunächst das Geschick, mit welchem Meli den Sturmkolonnen in dem am schwersten zu verteidigenden Teile seines Terrains, d. h. im Busch, wo kein Schußfeld war, ein starkes Hindernis in Gestalt eines Grabens von etwa 700 Meter Länge in der Front und 4 Meter Tiefe bereitet hatte. Hinter diesem, unten ganz spitz zulaufenden Graben befand sich ein zweiter, in welchem die Dschagga lagen und feuerten. Man wird zugestehen, daß diese Verteidigungslinie den Stürmenden gefährlich werden mußte, zumal wenn sie nicht über Vorrichtungen zum Ausfüllen oder Ueberbrücken des Grabens verfügten. Thatsächlich hat sich denn auch an demselben der erste Anprall der Sturmkolonne gebrochen, zumal die den rechten Flügel bildende Compagnie A zum Sturme aus dem schützenden Dornbusch, der nach rechts hin aufhörte, heranstreten mußte. Hier fiel bei dreimaligem Ansturm Lieutenant A, Feldwebel Mittelstädt wurde schwer verwundet und Sergeant Weinberger meldete dem durch das heftige Feuer herbeigerufenen Gouverneur, Fh. von Schele, daß es nicht möglich sei, ohne weiteres die Stellung zu nehmen. Unter diesen Umständen wählte der Gouverneur eine andere, etwa 100 Meter weiter nach links gelegene Stelle zum Sturm, zog die Compagnien Pobiedy und von Elpöns heran und nahm nun unter heftigem Widerstand des Gegners den Graben. Jenwärts desselben vereinigte man sich mit den Compagnien Johannes und Mergler, die inzwischen, die erstere die Mitte, die letztere den links gelegenen Teil des Grabens, ohne großen Widerstand zu finden, überschritten hatten. Die Entscheidung war hiermit erzielt. Etwa 500 Meter vorwärts fand man die Boma Melis und seines verstorbenen Vaters Mandara verlassen. Bei dem möglichst geschlossenen Vormarsch dorthin war der Bananenhain so dicht, daß zwei verschiedene Compagnien die nur zwei Minuten von einander entfernt liegenden Befestigungen besetzten, ohne sich gegenseitig zu bemerken. Eine rechts seitwärts gelegene Schlucht bot den Gegnern noch eine Zeitlang einen Stützpunkt, sie erklommen aber, als sie die jenseitige, nicht bewachsene Höhe erklommen, ein so scharfes Feuer aus dem 6,5 cm-Geschütz und der Maxim-Kanone, daß sie nunmehr eine deutsche Flagge zeigten und um Frieden baten.

Soweit der amtliche Bericht des Gouverneurs, abgedruckt im amtlichen Kolonialblatt, dem wahrscheinlich in der Ausgabe vom 1. November ein weiterer folgen wird. Wir haben ihn auszugsweise wiedergegeben, um daran noch einige Bemerkungen zu knüpfen. Wenn man die Vorbereitungen des Gegners, seine Bewaffnung mit Feuerwaffen und reichlicher Munition ins Auge faßt, wenn man ferner berücksichtigt, daß die Dschagga zahlreich genug waren, um die Compagnien besonders bei dem Aufmarsch nach Ueberbreitung des Grabens von der Flanke her anzugreifen, so daß diese zu wiederholtem Haltmachen und seitlichem Salvenfeuer gezwungen waren, wenn man endlich bedenkt, daß die Boma des Meli aus fünf Fuß hohen festen Steinwällen unter dichtem Gebüsch bestand und also bei besserer Leitung der Dschagga sehr leicht zu verteidigen war, so wird man zugeben, daß eine Truppe von 600 Mann auf keinen Fall zu groß war für diese Aufgabe. Es war also sehr berechtigt, wenn Frhr. von Soden im vorigen Jahre nicht gleich einen Machkrieg inszenierte, sondern zunächst für eine angemessene Verstärkung der Schutztruppe, welche zu Anfang dieses Jahres stattfand, Sorge trug. Damit charakterisieren sich denn auch die laienhaft gehässigen Angriffe Eugen Wolfs im Berliner Tageblatt zur Genüge, der damals mit Vorliebe dem Gouverneur „Abneigung gegen das Schießen“ und dergl. vorwarf. Unsere Reichstagsabgeordneten aber mögen an der Verteidigung von Moschi die Schwierigkeit der Aufgaben beurteilen, welche der Schutztruppe von Deutsch-Ostafrika noch für Jahre hinaus bevorstehen. Jedenfalls ist keine Verringerung derselben, sondern im Gegenteil eine weitere Verstärkung nötig. Zunächst deutet der Gouverneur an, daß nach den Dschagga von Moschi diejenigen von Aruscha mit Wassergewalt unterworfen werden müßten, was um so mehr einleuchtet, als die am Fuße des Kilima-Ndscharo vorüber nach Westen zum Viktoriassee führende Karawanenstraße von ihnen beherrscht wird. Zuletzt hatte Dr. Baumann mit seiner Expedition zum Viktoriassee unter ihren Annahmen zu leiden und befürwortete demgemäß auch öffentlich eine definitive Abrechnung mit den Aruschalenten. Ist diese aber gehalten, so bleibt die weitere große Aufgabe einer Expedition gegen die Wahege zu lösen und als Schlüsselstein des militärischen Aufbaus unserer Schutzherrschaft in Ostafrika die dauernde Befestigung des Tanganyika.

Was die letztere betrifft, so ist die neuangelegte erste Station des Majors von Wiszmann am Südofer mehr als Vorposten zu betrachten. Denn zunächst handelt er noch im Auftrage des Antislavereikomitees, und erst nach der Uebernahme seiner Niederlassung durch das Reich, worüber bisher noch nichts verlautet, kann von einem Auftreten des letzteren am Tanganyika gesprochen werden. Ungewisser noch liegt die Sache bezüglich des Zuges des Stationschefs Sigl von Tabora zum Tanganyika. Bis jetzt ist nur bekannt, daß der Genannte mit dem größeren Teile der Besatzung von Tabora, welche bekanntlich nach den schweren Kämpfen mit Siffe auf mehr wie 200 Mann gebracht war, zum Tanganyika marschiert ist. Da er hierzu keinen Auftrag hatte, so läßt sich nur annehmen, daß sein Zug mehr Rekognoszierungszwecken und nicht etwa zur Anlage einer Station dienen soll. Wahrscheinlich war ihm auch darum zu thun, seiner verhältnismäßig starken Besatzung nach mehrmonatlichem Waraisondienst eine erfrischende und instruktive „Abwechslung“ zu bieten. Freilich wird er überrascht sein, beim Eintreffen am Seeufer die Kunde zu vernehmen, daß einige Wochen vorher am Südofer des Sees Wiszmann angekommen ist und sofort ein gefährliches Rencontre mit einer etwa zehnfach überlegenen Wawembakolonnie gehabt hat. Sein Sieg, die Befreiung von hundert Sklaven und auch seine letzte Affaire im Verein mit Dr. Bumiller gegen die Magwangwara, deren Feste der letztere nach mehrtägigem Sturme nicht nehmen konnte, und die Wiszmann nach seinem Eintreffen insolge eines nächtlichen Schanzbaues an einer die feindliche Tembe beherrschenden Stelle fast ohne Schwertstreich besetzte, alles dies dürfte dem Chef von Tabora am See — vielleicht mit den üblichen afrikanischen Uebertreibungen — bekannt werden und in ihm den Wunsch hervorrufen, einen „Abstecher“ zur Wiszmannstation am Südofer zu machen, um das Imponierende des ersten

Auftretens deutscher Kriegsmannschaften in jener Gegend zu erhöhen. Freilich bleibt das Bedenkliche bei der Sache immer, daß der Abzug sowohl Wismanns für seine Person, als auch der Expedition Sigl, der doch unvermeidlich ist, die soeben aufs Haupt geschlagenen Sklavenjäger in Versuchung führen dürfte, mit zehn, ja zwanzigfach zahlreicheren Mannschaften die neue und verhasste Station anzugreifen. Ob für einen solchen Fall hinreichend schnell Erja vom Nyassa oder von Tabora zur Hand wäre, scheint uns sehr zweifelhaft; das Beste wäre aus jeden Fall die sofortige Abblendung einer Compagnie von der Küste zum See. Da der Stein durch das Erscheinen der Deutschen doch einmal ins Rollen gekommen ist, sollte man um jeden Preis einen Rückschlag zu vermeiden suchen.

Haben wir diesmal auf die militärische Lage im ostafrikanischen Schutzgebiete ausführlicher eingehen müssen, so wollen wir uns in wirtschaftlicher Hinsicht auf den günstigen ersten Bericht der Kaffeebaugesellschaft und den Eisenbahnbau beschränken. Bekanntlich ist in diesem Jahre eine „Uvambara-Kaffeebaugesellschaft“ ins Leben getreten, welche in dem fruchtbaren, nicht allzu schweren Boden von Uvambara, dem Hinterlande des Hafens Tanga, Kaffee bauen will. Ihre erste Expedition ist Ende Juli in Tanga angekommen und sofort an den Platz ihrer Thätigkeit abmarschiert. Leider ist der sachmännisch auf Ceylon ausgebildete Leiter der Plantage im September gestorben; Erja ist noch nicht gefunden. Hoffentlich kommt die Gesellschaft aus dieser Lage möglichst bald heraus. Ihr Kapital hat sie vor kurzem auf 500 000 M. zu erhöhen beschlossen. Es liegt überhaupt ein erfreuliches Zusammenwirken staatlicher und privater Kräfte in dem Auftreten Deutschlands gerade in Uvambara und dem Vorlande Vondei. Zur Zeit arbeitet dort die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft auf mehreren Plantagen im Inneren und einer Faktorei in Tanga selbst, ferner die Plantagengesellschaft auf der großen Plantage Lewa (hauptsächlich Tabak), ferner die „ostafrikanische Seehandlung“ Perrot & Co. (Baumwolle und Faktorei) ist in Tanga thätig, Herr von St. Paul-Flaure baut in großem Umfang und mit einem Erfolge Vanille, dazu kommt die neue Kaffeegesellschaft. Auch Freiin Frieda v. Bülow ist in diesem Jahre wieder herausgegangen, um die Besitzung ihres auf dem Kilima-Ndscharo gefallenem Bruders zu bewirtschaften. Ihre Berichte in der „Tägl. Rundschau“ atmen dieselbe Frische und humoristische Laune wie ihre bekannten, vor drei Jahren erschienenen „Reisebriefe“. Endlich erwähnen wir noch das in Tanga vorhandene deutsche Hotel, das wegen seiner praktischen und guten Ausstattung viel gerühmt wird, und dessen Besitzer Schlunke sich auch in diesem Jahre seine Braut aus Deutschland nach Tanga hat nachkommen lassen. „Bibi Schlunke“ soll in Tanga schnell eine beliebte und respektierte Persönlichkeit geworden sein. Man wird zugeben, daß die schnelle Entwicklung Tangas, dieses hervorragend guten Hafens mit seinem fruchtbaren Hinterlande, auch der geeignetste Punkt für eine ins Innere führende Eisenbahn ist. Nach einem kürzlich veröffentlichten Berichte der „Deutsch-ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft, Uvambara-Linie“ sind die Vermessungsarbeiten soweit vollendet, daß zu Anfang nächsten Jahres mit dem Bau begonnen werden wird. Schienen und die erste Lokomotive sind bereits unterwegs. Hoffentlich können wir in zwei Jahren berichten, daß die erste Kaffeeernte den Bahnhof Tanga passiert hat.

Könnten wir im Vorstehenden zu den ja nicht unerwarteten kriegerischen Erfolgen auch wirtschaftliche Fortschritte melden, so bilden diese in Bezug auf unsere Kolonie Kamerun leider wieder das einzig Rühmensewerte. Und diesmal kommt der Umstand hinzu, daß ein offiziöser Bericht des Kanzlers Leist als Beilage zum amtlichen Kolonialblatt veröffentlicht wird, der den einseitigen Charakter der Verwaltung in Kamerun und der dort eingeschlagenen Politik indirekt dadurch verteidigt, daß er die beschämenden Rückschläge der deutschen Kamerunpolitik zu vertuschen und über die politische Lage zu täuschen geeignet und also auch wohl in dieser Absicht verfaßt ist. Waren wir bisher geneigt, die Schuld an dem Rückgang unseres politischen Einflusses im Hinterlande lediglich auf die bekannte Stellung des Grafen Caprivi zu schieben, so müssen wir uns

jetzt als eines Anderen, nicht eines Besseren, belehrt erklären, vorausgesetzt, daß der offiziös mitgeteilte Bericht auch wirklich die unbeflunjte Ansicht des Gouverneurs und seines Vertreters wieder spiegelt. Es ist uns unverständlich, wie ein amtlicher Bericht Binnenstationen für „aufgehoben“, und zwar als „unzweckmäßig“, bezeichnen kann, während seiner Zeit das Kolonialblatt rückhaltlos berichtete, daß Baliburg ohne Befehl des Gouvernements verlassen war, und daß die Besatzung von Balinga vom Expeditionsführer von Stetten zurückgeschickt wurde, nachdem die beiden Weißen der Station gefallen waren. Daß beide Besatzungen in ihrer kriegerischen Umgebung zu schwach, daß ferner die Verbindung mit der Küste ganz unzulänglich war, das berührt doch die Wichtigkeit der Stationen nicht im geringsten. Erlaubte aber der Etat von Kamerun eine Verstärkung nicht, so war dies in dem Bericht anzugeben. Wie soll man die jetzt beliebte Darstellung anders bezeichnen, als eine Irreführung der öffentlichen Meinung? Das Bedenklichste an der Sache aber ist, daß der Bericht einen Ueberschuß von 30 000 Mark für die Verwaltung von Kamerun konstatiert. Man hätte also doch wenigstens eine Station halten können. Dabei herrscht in sachkundigen Kreisen kein Zweifel, daß Balinga äußerst bedeutungsvoll war, weil diese Station den Handel und den Verkehr auf dem Wbam, dem größten Fluß von Kamerun, stützen sollte. Also nicht einmal von dem sonst im Gouvernement überschätzten handelspolitischen Standpunkt aus läßt sich die Vernachlässigung dieses Postens verteidigen. Wir richten daher an die konservativen Freunde der Kolonialpolitik im Reichstage die dringende Anforderung, die Mißstände der Reichspolitik im Kameruner Hinterlande zur Debatte zu ziehen. Daß hierbei die Stellung der Regierung zu den Grenzverletzungen durch die Franzosen zur Sprache kommen wird, ist wohl zweifellos. Auch die zurückhaltende Kolonial-Zeitung tritt in dieser Hinsicht endlich aus der Reserve heraus und fordert Aufklärung, weshalb Lieutenant von Stetten nicht nach Gassa, dem Schauplatz des einen Falles, sondern daran vorbeimarschiert sei. Sollte regierungsseitig wieder die Schwierigkeit, ein brauchbares Schutztruppenmaterial zu finden, geltend gemacht werden, so machen wir darauf aufmerksam, daß tadellose schwarze Soldaten in hinreichender Anzahl in Salaga anzuwerben sind. Auch die Engländer decken dort ihren Bedarf für Lagos und Kittaß. Hätten wir in Kamerun eine Schutztruppe von 200 Hausfasoldaten, so würden wir bald von den ewigen Verlegenheiten um eine zuverlässige Mannschaft befreit sein. Freilich müßte dann das Gouvernement auf den Ruhm, Ueberschüsse zu erzielen, verzichten. Aber diesen Verlust wird das deutsche Reich ja noch tragen können, jedenfalls wird es ihn lieber tragen wollen, als Zustände, die in eine internationale Blamage auszuarten drohen.

Uebrigens wollen wir, um gerecht zu sein, die Fortschritte an der Kamerunküste nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Ausfuhr hat sich im letzten Berichtsjahr wiederum gesteigert, die Einfuhr um mehr als eine halbe Million Mark. Die Produktion an Kakaó, der bekanntlich eine hervorragend gute Qualität aufweist und überhaupt erst seit etwa drei Jahren angebaut wird, ist von 27 000 auf 50 000 Kilogramm gestiegen. Die Versuche mit Kaffee in der Versuchsplantage des Gouvernements sind sehr gut ausgefallen, endlich ist auch auf der Plantage Wibunde Tabak für 65 000 M. gezogen und abgesetzt worden. Eine neue Firma hat sich am Campofluß angesiedelt, eine Erwerbsgesellschaft für Binnenhandel ist in der Bildung begriffen und wird sich demnächst in Form einer Aktiengesellschaft konstituieren. Auch die geistige Entwicklung bleibt nicht zurück. Die Mission ist mit großem Erfolge an der Arbeit; es sind die Basler, die Baptisten, und amerikanischen Presbyterianer auf protestantischer, die Pallotiner auf katholischer Seite. Ebenso entfalten die Schulen eine eifrige Thätigkeit.

Wir müssen uns für diesmal auf die beiden bedeutendsten Kolonien beschränken. Im nächsten Bericht werden wir außer auf Togo ausführlich auf Deutsch-Südwestafrika eingehen. Bis dahin wird der Stern Hendrik Witbooyß wohl erloschen sein.

## Wirtschaftspolitik.

Niemals ist es weniger wahr gewesen, als jetzt, daß die Börse, d. h. das Geschäft in Wertpapieren, der Barometer des wirtschaftlichen Wetters sei. Die Ueberschätzung der Börse durch Gelehrte und Politiker ist denn auch nicht mehr so groß, wie vor fünf Jahren noch. Daher muß es überraschen, von den Teilnehmern an dem volkswirtschaftlichen Kurkurs des evangelisch-socialen Kongresses zu erfahren, daß ihnen über die Börse eine Belehrung geboten worden ist, die fast eine Apologie dieser kapitalistischen Mißbildung bedeutete. Desgleichen wird nicht mehr möglich sein, wenn das Material der Börsen-Enquete-Kommissionen den Herren von der privilegierten Wissenschaft vorliegt und sie die Angaben ihrer „National-Zeitung“ und „Allgemeinen Zeitung“ darnach zu revidieren gezwungen sein werden. Die Kommission hat sich allerdings mit der allgemeinen volkswirtschaftlichen Bedeutung der Börse nicht zu befassen gehabt, sondern nur mit den Mißbräuchen der Börsen-Einrichtungen. Den Folgerungen, die aus dem zur Regel gewordenen Mißbrauch auf den Wert der ganzen Institution zu ziehen sind, wird aber die Wissenschaft doch nicht ausweichen können, und dann wird sich ergeben, daß hier, wie so oft, die von liberaler Seite so hartnäckig bekämpften Anschauungen Adolf Wagners der Wahrheit am nächsten kommen.

Hier ist nicht der Ort für akademische Erörterungen; wir haben es mit den Thatfachen der jüngsten Vergangenheit zu thun und mit deren politischer Belenchtung, wobei wir selbstverständlich nicht nötig haben, den politischen Segnern in der Verteidigung des einseitigen Kapitalismus und seinen Einrichtungen zu Hülfe zu kommen, wenn wir auch die Pflicht der Wahrhaftigkeit noch so kategorisch auffassen. Was die Börse im verfloffenen Monat bewegte, das steht mit der wirtschaftlichen Thätigkeit der Nation in keinem inneren Zusammenhange, vielmehr diente sie ausschließlich dem Interesse der großen Finanzmächte. Wir werden das beweisen.

Das Interesse der Rothschildgruppe ist auf eine größere Baissé-Bewegung in italienischer Rente gerichtet. Bekanntlich ist Italien wieder gezwungen, eine große Anleihe aufzunehmen; sein Bedürfnis wird mit mindestens 600 Millionen Franks Gold nicht zu niedrig geschätzt. Eine solche Operation kann ohne oder gar gegen die Rothschildgruppe nicht durchgeführt werden, und das also im Besitz des Monopols befindliche Konsortium bedarf zur gewinnbringenden Erledigung erstens eines billigen Uebernahmesturzes und zweitens einer kräftigen Hausséebewegung in der Zeit der Emission. Beides wird erreicht durch eine vorausgehende Baissé, die dem geldnehmenden Staate die Möglichkeit raubt, auf einem hohen Preise zu bestehen, und die gleichzeitig weite Kreise von Spekulantem mit Baissé-Engagements überlastet, so daß bei der Emission der neuen Anleihe keine Kontremierung mehr zu befürchten ist, vielmehr ein Deconvert entsteht, dessen Dedungsbedürfnis den Kurs steigern hilft. Diesen Zustand herzustellen, haben die Börsen von Paris und Berlin eifrig zusammengewirkt. Wie gewöhnlich kamen den Rothschilds die politischen Ereignisse mit jener auffallenden Promptheit zu Hülfe, die immer wieder den Verdacht erweckt, als ob die Finanzfürsten neben der göttlichen Weltregierung eine Nebenregierung bedeuteten, eigens dazu eingerichtet, um der Christenheit den Ftsch der Geldherrschaft immer wieder fühlbar zu machen. Der französische Chauvinismus gehorcht den Rothschilds, wie der Falke dem Jäger; seine Instinkte erwachen, sobald der Jäger ihm die Klappe abnimmt. Ohne jede äußere Veranlassung brach die Heße gegen die Italiener in Frankreich los; und sie wurde benutzt, um es dem französischen Bourgeois als einen Mangel an Patriotismus, ja als Landesverrat hinzustellen, wenn er seine italienischen Papiere behielt. Die Leiter dieser Bewegung kannten den Bourgeois genau genug, um zu wissen, er werde sich damit nicht zu voreiligen Entschlüssen, die ihm Geld kosten würden, hinreißen lassen. Einige Dumme verkaufte; die sehr „konserervative“ Mehrheit der französischen Kapitalisten hielt ihren Besitz an italienischer Rente,

deren vorzügliche Verzinsung ja gar nicht ernstlich in Gefahr kommen kann, trotz allem fest. Wie die Couponstatistik zeigt, hat sich der Besitz Frankreichs an italienischen Werten in der letzten Zeit fast gar nicht verringert. Um so wider stürzte sich die sanguinische Spekulation, der auf anderen Gebieten des Effektenmarktes keine Chancen mehr offen stehen, auf die Fährte. Es kam so weit, daß bei der Septemberliquidation in Paris für Geld keine Leihstücke mehr zu haben waren, und da half die Börseverwaltung dem Mangel ab, indem sie Bons, Lieferungsversprechen, an Stelle der italienischen Rententitel zuließ, damit nur ja nicht der Kurs dieses Papiers sich vorzeitig erhole. Die Berliner Börse beteiligte sich nach Kräften an diesem Treiben. Sie gab bald selbst in Paris in blanco ab, bald ließ sie von dort Abgaben hierher legen, je nachdem es die Taktik verlangte. Um diesen Punkt drehte sich das ganze Börsengeschäft im vorigen Monat. Was sonst umgesetzt wurde, war kaum der Rede wert; der Kurs der italienischen Rente bestimmte die ganze Tendenz.

Nun wollen wir gewiß nicht in Abrede stellen, daß Italien an diesem Rückgang seiner Staatsanleihen ohne Schuld ist. Aber der Bankenskandal war längst enthüllt, ehe die scharfe Baisse eintrat. Die Bemühungen, Geld für die Zinszahlungen im Auslande aufzutreiben, die Rentenverkäufe am offenen Markt und unter der Hand ziehen sich durch alle die letzten Jahre hin. Einzig die Chitanen bei der Coupon-Eintösung, die Forderung des Affidavit nebst der Vorlegung der im Auslande gestempelten Stücke, sind neuesten Datums, und bei der in Italien nun einmal herrschenden Korruption darf man sich nicht wundern, daß diese Maßregel, die so weit über das Ziel hinaus schießt und doch so leicht umgangen werden kann, vielfach auf die intellektuelle Urheberschaft der Baisse-Interessenten zurückgeführt wird. Was soll man in der That davon denken, wenn für die dreiprozentige Rente und andere, auch in Deutschland eingeführte Anleihen die Leistung des Affidavit und die Vorzeigung der Stücke nur in Paris gestattet wurde? Diese Brüstierung der deutschen Gläubiger ist zum Teil wieder gut gemacht worden. Es bleibt aber immer noch genug der nutzlosen Chitanen übrig, die in Deutschland die italienischen Werte unpopulär machen müssen und daher nicht aufrecht erhalten werden können. Stellt es sich doch heraus, daß die italienischen Renten-Inhaber trotz aller Vorsichtsmaßregeln nach wie vor ihre Coupons im Auslande einlösen lassen können; sie werden einfach zum Zinstermin ihre Stücke in Paris inklusive Coupons verkaufen und sie exklusive Coupons zurückkaufen. Da der Gewinn am Agio 12 Prozent beträgt, lohnt sich dies Geschäft vorzüglich.

Wir wollen auch nicht verschweigen, daß die Lehre, die Italien durch die jegige Entwertung seiner Rente erhält, ihm heilsam sein kann, wie ja alles Mißgeschick zur Selbstprüfung Veranlassung giebt. Italiens Finanzwirtschaft ist eines europäischen Großstaates unwürdig. Der Bankenskandal hat erwiesen, wie ungenügend die Staatsgrundgesetze der Ausbeutung vorbeugen. Die Währungskrisis, besonders das Verschwinden des Hartgeldes über die Grenzen, hat gezeigt, wie sehr die Regierungsgewalten es an Wachsamkeit fehlen lassen. Die zu Tage getretene Mißwirtschaft bei der Steuer-Berantlagung stellt die herrschende Plutokratie an den Pranger. Herr Giolitti hat wohl die Einsicht, daß Reformen not thun, vor allen Dingen die Einführung einer progressiven Einkommensteuer, und er setzte diese auch auf sein Programm. Da er sich aber bei der Bankenreform als Schwächling erwiesen hat, dem auf dem Wege vom Entschluß bis zur Ausführung die schönsten Grundsätze wie Sand durch die Fingerringe rinnen, so darf man von diesem Minister nicht viel erwarten. Die Parteien müssen sich sämtlich auf ihre Pflicht besinnen und sich auf ein Ministerium vereinigen, das dem Notstande mit aller Energie zu Leibe geht. Dafür ist es noch nicht zu spät. Italien ist reich genug, seine Schuld zu tragen und abzutragen. Nicht so, wie Giolitti meint, indem es seine Schuldschreibungen zu billigem Preise vom Auslande zurückholt; dazu fehlt es an freiem Kapital; aber so, daß es die Annuitäten durch Steuern und Zölle aufbringt, statt sie in immer neuen Anleihen vom Auslande zu borgen. Manches ist ja schon geschehen in den letzten

Zahren, um diese wünschenswerten Zustände anzubahnen, aber jetzt muß ganzer Ernst gemacht werden.

Wir sagten, die wirtschaftlichen Zustände in Deutschland seien nicht so schlimm, wie die fast absolute Geschäftsstochung an der Börse darthun soll. Einer der größten Industriezweige Deutschlands, die Textilindustrie, berichtet von ganz normalem Geschäftsgange. Nur ihr Export nimmt bedenklich ab, besonders in Luxusstoffen. Deutschland selbst erweist sich so konsumkräftig, wie je. An der Abnahme des Exports ist vorzugsweise die amerikanische Krisis schuld: die Bürgerkriege in Südamerika und die Geschäftskrisis in den Vereinigten Staaten. Für die letztere machen unsere Goldwährungsleute noch immer ausschließlich die Sherman-Akte verantwortlich, während doch die Panik erst ansbrach, als gegründete Aussicht auf Beseitigung dieses Silber-Ankaufs-Gesetzes vorlag. Je mehr sich heranstellt, daß trotz der Wahl Clevelands die Mehrheit des Landes und der Volksvertretung keineswegs für die Alleinherrschaft des Goldes eintritt, ja daß voraussichtlich die vermittelnden Parteien in der Währungsfrage dem Silber noch eine wichtige Stelle verschaffen werden, desto zorniger werden unsere Goldwährungs-Männer und desto eisfertiger beurteilen sie die amerikanische Krisis von ihrem Standpunkte aus. Die haarsträubenden Mißstände, die jetzt bei den größten Eisenbahngesellschaften der Union, der Northern Pacific und der Union Pacific, ans Licht kommen, das plötzliche Sinken der Eisenbahn-Einnahmen um dreißig bis fünfzig Prozent, den Zusammenbruch großer Trust-Gesellschaften, Banken und Warengeschäfte allein auf die Sherman-Akte zurückzuführen, ist doch zum mindesten sehr gewagt. Es wird wohl niemand geben, der die Ursachen dieser verheerenden Krisis alle nachzuweisen vermöchte. Eine dieser Ursachen liegt aber für uns doch sehr erkennbar zu Tage: die Bereitwilligkeit, mit der deutsche Emissionshäuser den amerikanischen Schwindelgesellschaften deutsches Leihkapital zuführten, als deren Kredit im eigenen Lande erschöpft war. Ueberall, wo deutsches Kapital und deutsche Arbeit gegenwärtig in Bedrängnis kommt, stoßen wir auf Verfehlungen unserer Großfinanz und der Börse.

Davon macht auch die Krisis im Baugewerbe keine Ausnahme. Dies ist allerdings notleidend, und das bedeutet schwere Zeiten auch für das Handwerk. Sehen wir uns die Ursachen dieses Notstandes einmal an. Der schnelle „Aufschwung“ der Großstädte, d. h. die Konzentration der Industrie in den Landes- und Provinzialhauptstädten, vornehmlich in der Reichshauptstadt, nehmen wir hier als eine Thatsache hin, deren Ursachen auf sich beruhen mögen. Sie hatte aber zur Folge, daß sich die Spekulation mit Macht auf die bebauten und unbebauten Grundstücke warf. Eine Preissteigerung ohne gleichen trat ein. Das Geld zur Erbauung ganzer Straßenzüge auf Spekulation und zum „zeitgemäßen“ Umbau der inneren Stadt lieferten die großen Hypothekendarlehen, bei denen die Expansionsstendenz des Großkapitals so mächtig war, wie überall. Die Steigerung der Grundstücks- und Mietspreise fand ihre Grenze in der Rentabilität der industriellen und finanziellen Unternehmungen. Sie scheint bereits überschritten zu sein, denn statt des Zuzugs trat ein Abzug aus den Großstädten ein. Nicht einmal um den Ueberfluß der Geburten über die Sterbefälle vermehrte sich die Einwohnerzahl Berlins. Ganze neue Straßenzüge stehen leer. An Neubauten von Mietskasernen und Geschäftshäusern auf Spekulation ist nicht mehr zu denken. Die von den Spekulationsbanken patronisierten Baugesellschaften feiern, und ebenso der bekannte „Bauunternehmer in Schlafstelle“. Auch hier hat also das Großkapital den Bogen überpannt und ungesunde Zustände geschaffen, deren Heilung nur unter krisenartigen Symptomen möglich ist. Das Gleiche gilt von der Bergwerks- und Hütten-Industrie, die so ganz und gar in die Hände der Börsenspekulation geraten ist, daß neulich noch einem Organ der rheinisch-westfälischen Montanindustrie, das für die verfaßte Kontingentierung der Börsensteuer eintrat, von einem Berliner Arbeiterblatt der Text gelesen wurde: es dürfe nicht gegen die Interessen der Börse schreiben, denn die Montanindustrie gehöre der Börse.

Welche finanziellen Folgen der Besuch der russischen Flotte in Frankreich haben wird, läßt sich jetzt noch nicht ermessen. Eine neue russische Anleihe steht ohne Zweifel im Hintergrunde. Wie nötig sie ist, ergibt sich schon daraus, daß der russische Finanzminister wieder zur Notenpresse greifen mußte, um den augenblicklichen Geldbedarf zu befriedigen. Die russische Ernte ist weit schlechter ausgefallen, als die amtliche Schätzung verkündigte. Der russische Handel stößt bedenklich trotz aller Frachtermäßigungen nach Oesterreich, der Schweiz, Italien und Frankreich. Wie die Chancen unseres Handelsvertrages mit Rußland stehen, erfährt man nicht; nur so viel wird mitgeteilt, daß die Verhandlungen sich noch einige Monate hinziehen werden. Der tägliche Streit der Zeitungen über die Stellung des Reichstages zu den Fragen, die hier zur Entscheidung kommen, hat nur den Zweck, der Regierung „Mut zu machen“ — jenachdem: Rußland entgegenzukommen oder Rußland abzuweisen. Der Vorschlag der agrarischen Presse, dem Verträge eine Valuta-Klausel anzufügen, wird von den Gegnern damit bekämpft, daß eine mit den Kursschwankungen des Rubels gleichen Schritt haltende Zollsala den Getreidehandel mit Rußland unmöglich machen würde. Doch ist dies nur eine Verlegenheits-Einrede. Der Handel findet sich mit größeren Schwierigkeiten ab, wenn er muß. Und in diesem Falle ist es nur die Leerpekulation, die sich über ein neues Hindernis zu beklagen hätte. Das Effektivgeschäft fände in der gleitenden Zollsala sogar eine Versicherung gegen Störungen durch die Kursschwankungen auf dem Rubelnotenmarkte. Es handelt sich nur darum, eine gerechte Abmessung des Verhältnisses zwischen der Höhe des Zolles und dem Rubelkurse zu finden. Auch Rußland selbst kann einer solchen Vereinbarung keine crusten Bedenken entgegenstellen, hat doch der Finanzminister Wisse in diesem Jahre trotz des Herabgehens des Ausfuhr-Ueberschusses auf ein Drittel und ein Viertel der Vorjahre den Rubelkurs ziemlich auf gleicher Höhe zu halten gewußt, so daß er bei einer Fortsetzung seiner Valuta-Politik wohl im Stande wäre, ein Sinken des Rubels und damit eine Zollerhöhung Deutschlands hintanzuhalten.

In Oesterreich hat der Optimismus einen harten Stoß erlitten. Eines der ersten Börsenblätter Wiens giebt jetzt zu, daß „der österreichische Markt nur von Prolongationen lebt“. Das Budget für 1894 weist nur einen Ueberschuß von 400 000 Gulden auf, wobei die Tilgungsrente von 8 Millionen Gulden aber noch in Ausgabe zu setzen wäre, also thatsächlich ein Defizit von 7½ Millionen Gulden sich herausstellt. Das Goldagio erreichte die Höhe von 6 Prozent. Dazu droht noch die innere Krise wegen der Wahlreform das Geschäft der Valuta-Regulierung zu stören.

Wenn die wirtschaftlichen Zustände sich in nächster Zeit erheblich verschlechtern sollten, so wird der Anstoß wahrscheinlich von Oesterreich-Ungarn ausgehen, wo Nothschild und Bekerte alles gethan haben, um den Boden zu untergraben.

---

## Kirdje.

Eine ungewöhnliche Regsamkeit herrscht bei uns auf kirchlichem Gebiete gegenwärtig dadurch, daß die neun Provinzialsynoden der alten preussischen Provinzen seit dem Monat September ihre Tagungen halten, einige sind bereits vor einigen Wochen beendet, andere sind gerade erst zusammengetreten. Den Hauptgegenstand der Beratungen bildet der im Sommer veröffentlichte Entwurf zur neuen Agende, den die nach der Generalsynode 1891 bestellte Kommission mit großem Fleiße ausgearbeitet hat. So schwierig und unfruchtbar es wäre, in diesem Bericht, der sich nicht an einen spezifisch theologischen Leserkreis wendet, eine Zusammenstellung der Agendenverhandlungen der Synoden im einzelnen zu geben, so läßt sich doch wohl in einigen allgemeinen Linien ein Bild geben von dem Verlauf, den dieselben genommen haben und nehmen.



Es ist zunächst eine allgemeine Befriedigung festzustellen über den Entwurf im ganzen. Die Synoden haben sich durchweg zustimmend ausgesprochen zu den Grundsätzen, nach denen die Kommission verfahren ist, ebenso zu dem allgemeinen Aufbau der Liturgie des Hauptgottesdienstes und der kirchlichen Handlungen, und endlich ist der Reichhaltigkeit der Formulare und auch ihrer Auswahl sehr viel Lob gesendet. Daneben sind freilich auch so viel Wünsche noch ausgesprochen, daß die Kommission wieder voll- auf zu thun haben wird, um die Anträge der Synoden zu verarbeiten und danach der Generalsynode einen gründlich vorbereiteten Entwurf zu unterbreiten. Es handelt sich nämlich bei dieser Gottesdienstordnung nicht um eine Ausarbeitung, deren Annahme oder Verwerfung nachher in das Belieben der einzelnen Gemeinden gestellt würde, wie es mit den Gesangbüchern gehalten wird, die für die einzelnen Provinzen hergestellt sind. Sondern es handelt sich um eine Kirchenordnung, die, wenn sie einmal von der Generalsynode gebilligt und vom evangelischen Oberkirchenrat im Namen des Landes- herrn eingeführt ist, für alle Gemeinden kirchliches Gesetz und obligatorisch wird. Aus diesem Grunde ist es nötig, daß bei der Einführung nichts übereilt und alle innerhalb der Kirche ausgesprochenen Wünsche möglichst berücksichtigt werden. Es wäre darum wenig rathsam, die Generalsynode schon im nächsten Frühjahr abzuhalten, — übrigens eine auch sonst nicht geeignete Zeit, — denn bis dahin können die Ergebnisse der Provinzialsynoden noch nicht genügend verarbeitet sein. Es muß über manche Punkte die öffentliche Meinung Zeit haben, sich zu klären und sich zu besichtigen. Haben wir nun so lange auf die neue Agende warten müssen, so wird es auf ein halbes Jahr früher oder später nicht ankommen.

Die Hauptschwierigkeit für die grundsätzliche Behandlung einer Gottesdienstordnung in der evangelischen Kirche ist diese: es soll eine Ordnung sein, an die die Einzelnen gebunden sind, und es soll doch kein unevangelischer Zwang angelegt werden, der zum Druck für diese oder jene Richtung werden möchte. Es soll eine Ordnung sein, — es soll der evangelische Christ, wenn er an einen fremden Ort kommt, sich in der Kirche und ihren Gottesdiensten nicht fremd berührt fühlen, sondern soll durch die ihm bekannten Formen ein Heimatsgefühl bekommen, das jetzt oft sehr schwer zu bekommen ist. Welchen Wert hat es — ganz abgesehen von den Katholiken — für den Engländer, daß er überall auf seinen Reisen in der anglikanischen Kapelle, sei es am Lago maggiore oder am Mittelmeer oder in den höchsten Alpenhöhlen, nicht nur seine Sprache, sondern auch seinen Gottesdienst, sein book of common prayer findet und sich sofort darin zu Hause fühlt! Wie störend ist es oft, wenn man an fremden Orten nicht weiß, wie man sich in der Kirche benehmen soll, ob stehen oder sitzen, nicht weiß, was jetzt kommt, um es mitzuführen u. dgl. Darum soll Ordnung sein, und zu derselben sind gewisse Dinge sowohl in Bezug auf einzelne Bestandteile, als auch auf die Aufeinanderfolge unentbehrlich: es darf nicht fehlen ein Sündenbekenntnis, biblische Vorlesungen, das Apostolisium, die Fürbittengebete; es darf nicht fehlen das Einstimmen der Gemeinde in das Sündenbekenntnis, das Kyrie, nicht das Einstimmen in den Lobgesang der Engel oder das Halleluja.

Aber ebenso erwünscht ist es, daß die Aufeinanderfolge dieselbe sei, d. h. daß die Idee von dem inneren Aufbau des Hauptgottesdienstes überall sich gleiche. Und hier macht sich nun freilich das evangelische Bewußtsein mit seinen verschiedenen theologischen Auffassungen vom Gottesdienst geltend. Ich führe zwei Punkte an, die auch dem Laien die Schwierigkeiten des Agendewerkes verdeutlichen können. Der erste Punkt betrifft das Sündenbekenntnis. In der römischen Messe, aus deren gereinigter Gestalt unsere lutherische Gottesdienstordnung wesentlich entstanden ist, beginnt das Ganze mit einem gegenseitigen Bekennen und Absolvieren des Priesters und seiner Ministranten (welche die Gemeinde vertreten); daun erst folgt als „Eingang“ ein Psalm u. s. w. Im Mittelalter kam durch die Bußpredigten der Volksprediger ein Sündenbekenntnis nach der Predigt auf, das der Prediger von der Kanzel sprach, gleich einen Gnadenspruch

anfügend (die sog. „offene Schuld“). Außerdem hat von Uraufang her nach dem Eingangpsalm die Gemeinde ein Kyrie gesungen, dem der Lobgesang der Engel folgte. Nun ist in den meisten preussischen Gemeinden, nach der Agende von 1817, das Sündenbekenntnis neben dieses Kyrie gelegt und ein Gnadenpruch eingefügt, der als Antwort auf das Bekenntnis gefaßt wird; danach ist der Gang des Gottesdienstes dieser: die Gemeinde versammelt sich zuerst und singt Gott zum Eingang einen Lobgesang (Eingangslied, Eingangspruch und Ehre sei dem Vater); darauf bekennt sie durch den Geistlichen ihre Sünde, stimmt in das Bekenntnis ein mit dem Kyrie, hört darauf den Gnadenpruch und singt dann das Ehre sei Gott in der Höhe. Nun ist aber in anderen Gemeinden, gemäß der Agende von 1829, das Sündenbekenntnis mit Gnadenpruch vor den Eingangspruch, gleich nach dem Eingangslied, gelegt, und das Kyrie hernach isoliert stehen geblieben. (In anderen ist auch die „offene Schuld“ nach der Predigt noch bräuchlich.) Nun wünschen die Geistlichen, welche diese Stellung des Sündenbekenntnisses bisher hatten, daß dieselbe auch in den neuen Entwurf aufgenommen werde, während der sich vielmehr an die Agende von 1817 anschließt. Hier liegt nun eine verschiedene Auffassung der Idee zu Grunde. Die einen wollen, daß die Gemeinde zunächst mit einem Psalm Gott lobe, sich als christliche Gemeinde versammle, unter den Eindruck des göttlichen Wortes stelle, das den betreffenden Sonntag beherrscht (der Eingangspruch), dann aber sich daran erinnere, daß nur gerechtfertigte Sünder mit Gott verkehren können, deshalb in das Sündenbekenntnis mit Kyrie einstimmt, und dann von neuem Gottes Gnade vernimmt. Die anderen sagen: zum Umgang mit Gott gehört vor allem anderen das Sündenbekenntnis und die Entfündigung durch die Gnadenverkündigung, dann erst der Eingangspruch, das Lob u. s. w. Konsequenter Weise müßte dann aber auch das Eingangslied gestrichen werden; und es ist auch noch keinem Vertreter dieser Ansicht gelungen, für das nachherige Kyrie eine passende Bedeutung zu finden. (Weiläufig gesagt, wollen die Ritschlianer in die Anfangsliturgie überhaupt kein Sündenbekenntnis.) Wir sehen, daß hier eine schwierige Differenz vorliegt. Schade wäre es, wenn in einem so bedeutsamen Punkte, wie der Anfang es ist, ein solch verschiedener Brauch fortbestände, und andererseits — soll in dieser Sache gerade ein Zwang angethan werden, wo es sich um Sündenbekenntnis handelt?

Noch ein zweiter Punkt betrifft das heilig, heilig am Schluß. Eine theologische Richtung will daselbe die Gemeinde nur dann singen lassen, wenn das Abendmahl gefeiert wird, weil sie das „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn“ auf das Kommen im Sakrament beziehen. Nun leugne ich diese Beziehung nicht, schränke den Sinn der Worte aber darauf nicht ein. Vielmehr sehe ich in diesem herrlichen Gesang den Ausdruck für die Hoffnung der Kirche, die mit brennender Lampe dem Bräutigam entgegengeht und diesen in die Zukunft blickenden Triumphgesang antimmt. Ich würde es sehr bedauern, wenn dieses, das ich für ein Hauptstück des Gottesdienstes halte, nicht zu den unentbehrlichen Stücken desselben gemacht würde, was freilich nicht geht, ohne einer verbreiteten theologischen Auffassung Gewalt anzuthun, welche das Sanctus lediglich als Teil der Abendmahlsturgie gelten lassen will.

Doch ich gehe nicht weiter auf Einzelheiten ein. Das Vorstehende genügt, um die Schwierigkeiten zu verdeutlichen. Daß neben dem Hauptgerüst des Gottesdienstes mit feststehenden Teilen und Folge in der Wahl der Formulare eine möglichste Freiheit hergehen kann und muß, versteht sich und ist schon oben betont. Es muß möglich sein, daß Provinzen ihre Eigentümlichkeiten behalten, daß auch einzelnen Gemeinden gestattet wird — was ja auf besonderen Antrag geschehen kann —, eine reichere Form, die sie ausgebildet haben, ferner auszuüben. Besonders manche Anstaltsgemeinden würden ja sonst eine Einbuße leiden durch die neue Gottesdienstordnung, anstatt einen Gewinn davon zu haben. Im ganzen werden wir als evangelische Christen Augsburgischer Konfession lieber etwas zu weit nach seiten der Freiheit, als nach der Seite des Zwanges gehen müssen.

Zu wünschen wäre es, daß möglichst bald im Anschluß an das Agendenwerk eine Volksausgabe der Gottesdienstordnung ins Auge gefaßt würde, die in handlicher Form den Gemeinden gegeben werden könnte. Dazu würde allerdings dann noch die Ausarbeitung eines sog. Lektionariums gehören, d. h. einer Reihe von biblischen Lektionen, die viel reicher sein müßte, als die Auswahl unserer altkirchlichen Evangelien und Episteln. Dadurch würde unserm evangelischen Volke ein wirkliches Kirchenbuch gegeben, das neben dem Gesangbuche das populärste Erbauungsmittel werden würde (vorausgesetzt, daß der kleine Katechismus auch darin enthalten ist).

Die Verhandlungen der Provinzialsynoden bieten nur da ein allgemeineres Interesse, wo die Bekenntnisfrage zum Gegenstand der Diskussion gemacht wurde. Es geschah dies besonders auf der Brandenburger Synode in Berlin, wo drei hervorragende Vertreter des Protestantentums gegen das Bekennen des Apostolitums auftraten. Sie wollten für dasselbe die Einleitungsformel haben: laßt uns Gott loben mit dem Bekenntnis unserer alten Kirche — worauf treffend erwidert worden ist, es sei eine eigentümliche Art, Gott zu loben, indem man etwas her sagt, was man nicht glaubt. — Auch in Stettin wurde ein schüchterer Versuch gemacht, das apostolische Bekenntnis salutativ zu machen durch den Antrag, daß der Gesang des Liedes „Wir glauben all an einen Gott“ anstatt seiner gestattet bliebe. — Und in Halle hat Beyschlag eine Rede gehalten gegen jedes laudinische Joch, unter das man evangelische Geistliche bringen wollte. Die Mittelpartei hat es ja in dieser Frage besonders schwer und wird wohl bei der ganzen Agendenangelegenheit noch in manche Verlegenheit geraten. Die Parteiverhältnisse scheinen übrigens im wesentlichen überall dieselben geblieben zu sein, wie auf den früheren Synoden. Die nächste Generalsynode wird in dieser Beziehung eher von einem gewissen Interesse sein; besonders wird der Generalsynodenvorstand ein ganz anderes Gesicht zeigen, nachdem sein ehrwürdiger Vorsitzender, Herr von Kleist, gestorben ist und sein Stellvertreter, Generalsuperintendent Schulze, so schwer erkrankt ist, daß an einen Wiedereintritt in den Vorstand nicht gedacht werden kann.\*) —

Berichterstatter ist nun wohl schuldig, an dieser Stelle einige Worte über die Augustikonferenz zu sagen. Mag sie auch an Zahl der Besucher gegen frühere aufgeregte Zeiten erheblich zurückgegangen sein, — ich habe jedesmal wieder den wohlthuenden Eindruck, daß in ihrem Kreise mit der vollsten Entschiedenheit, ja Schärfe des grundsätzlichen Standpunktes doch eine innige, warme Glaubensstellung verbunden ist, die stets auf den inneren Kern und das Lebensinteresse, das wir bei allen kirchlichen und kirchenpolitischen Fragen haben, zurückführt. Es ist eine schöne Vereinigung von Orthodoxie und Pietismus, die hier erstrebt wird. Und man kann vielleicht sagen, daß der Geist der beiden Männer, die in so schöner Ergänzung in Berlin zusammen wirkten, Hengstenberg und Büchsel, in der Augustikonferenz fortlebt; jener mit seinem spiritus fortitudinis, den er noch auf dem Sterbebette der zum erstenmale versammelten Konferenz wünschte, — dieser mit seiner „Sammlung der Gläubigen in der gemeinsamen Arbeit“ und seiner Mahnung zum rechten Pietismus, mit der er fast jede Konferenz schloß, an der er teilgenommen hat. Auch dieses Mal kam das innere Leben zu Ausdruck und Vertretung, besonders in der Begrüßung durch Superintendent Schmalenbach, ferner in der Predigt und der Andacht der beiden Tage, und in den Versammlungen selbst in dem Referat von Pastor Kobelt, mit seiner gefunden, echt lutherischen Begründung der Aufforderung zur Mitarbeit an der Fürsorge für die männliche Diakonie: Zwar — wenn ich allen Glauben hätte, also daß ich Berge versetzen könnte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts; aber doch: nicht die Liebe, sondern der Glaube ist es, der die Welt überwunden hat.

Was nun den kirchlichen und kirchenpolitischen Standpunkt betrifft, so darf wohl konstatiert werden — und ich thue das gegenüber allerlei sonderbaren Deutungen, die

\*) Ann. der Red. Der Erkrankte ist inzwischen verstorben.

mir in Bezug auf die letzte Konferenz ausgesprochen sind, ganz besonders gern, daß sich innerhalb der Konferenz in Bezug auf die Ziele und auf die Gegensätze kein Zwiespalt befindet. Wir sind alle einig in dem ernstesten Streben, das Leben in Kirche und Gemeinde auf dem Grunde der Bekenntnisse auszubauen, und gegen die Bestrebungen, welche nicht nur den Bekenntnisstand lockern, sondern auch das Fundament der Bekenntnisse in der heiligen Schrift unter der Maske der Wissenschaftlichkeit unterwühlen — gemeinsam stand zu halten. Durch die Ereignisse auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie ist nun in die Kreise der Geistlichen und der gebildeten Laien eine große Erregung gekommen in Bezug auf die Ausbildung der künftigen Diener der Kirche. Und da gegenüber der einheitlich vorgehenden Opposition zwar eine ganze Anzahl von positiven Theologen in den Fakultäten für die Thatsachen des Glaubens und für die Göttlichkeit der hl. Schrift eintraten, aber keine geschlossene Schule existiert, an deren Ausdrucksweise und Beweisverfahren man sich anschließen könnte, so erklärt es sich, daß eine Reihe von lutherischen Geistlichen einen Ersatz dafür in dem geschlossenen System der alten Orthodoxie sucht. In diesen Kreisen herrscht nun auch, wie das in solchen Zeiten hoher Spannung zu geschahen pflegt, ein gewisses Mißtrauen gegen die wissenschaftliche Theologie im ganzen, weil man ihr nicht zutraut, eine Grenze gegen jene Annahmen des Unglaubens zu ziehen, die er für Resultate der Wissenschaft ausgiebt. Mit einer gewissen Nervosität hat man sich auf die Inspirationslehre geworfen und ist irtümlicher Weise geneigt, nach deren Fassung durch den einzelnen Theologen seine Glaubensstellung zu beurteilen. Auf der letzten Augustkonferenz trat diese Richtung in den Referaten, den Verhandlungen und der Vorstandswahl scharf hervor; es fielen Äußerungen wie die, daß das Heil der Theologen in Amerika läge, oder in einer „Rückbildung in das 17. Jahrhundert“, und der Vortrag, der in diese letztere Spitze auslief, wurde als eine theologische That bezeichnet. Gegen solche Ausschreitungen mußte ja dann natürlich Widerspruch erhoben werden, und deshalb hat der Berichterstatter die Augustkonferenz dagegen verwahrt, daß sie mit jener Rückbildungstheorie indentifiziert wurde; dieselbe wird vielmehr nur durch einen Bruchteil vertreten und die Konferenzgenossen im ganzen sind nicht gewillt, die positive lutherische Theologie der Gegenwart (die vom Berichterstatter als „bleichsüchtig“ bezeichnet wurde) von sich auszuschließen.

Für alle diejenigen, denen Formen die Hauptsache sind, mögen nun diese Differenzen, wie sie in Berlin am 30. August hervortraten, der Beweis für einen tiefen Riß sein, der durch die konfessionelle Partei ginge. Der darin liegende Irrtum bedarf keines Nachweises mehr. Wir sind auch in Bezug auf das Verhältnis von Wissenschaft und Kirche alle darin einig, daß den kirchlichen Organen ein ganz anderer Einfluß als bisher auf die Vorbildung ihrer künftigen Diener verschafft werden muß, sei es auf diese oder jene Weise, und daß die stets bleibenden und unvermeidlichen Gefahren, die ihnen in ihrer Entwicklung drohen, durch eine energische wissenschaftliche Thätigkeit aus den Kreisen auch der im Pfarramte stehenden Theologen zu bekämpfen sind. Was diesen letzteren Punkt betrifft, so möchte ich das schon in Berlin ausgesprochene Desiderium wiederholen, daß unsere Geistlichen sich das wissenschaftliche Streben der Amtsbrüder in anderen Landeskirchen zum Vorbild nehmen möchten. Je allseitiger man sich in die besonderen Probleme gerade der Gegenwart auf dogmatischem Gebiete verjagt und sich dabei nicht bloß durch historische Liebhabereien leiten läßt, desto leichter wird man auch zu einer gemeinsamen Verständigung kommen über die Unmöglichkeit der Anwendung mancher dogmatischer Formen der Vergangenheit bei der Bekämpfung derjenigen „Wissenschaft“, die das Bibelwort seiner göttlichen Autorität entkleiden will.

Was sonst meine Wünsche für unsere konfessionelle Partei betrifft, so halte ich nicht damit zurück, daß im allgemeinen die Beschäftigung mit den socialen Problemen der Gegenwart noch mehr zu einem allgemeinen Interesse werden möchte, als es bisher in ihr geworden ist. Da liegt die beste „Selbsthilfe der lutherischen Kirche“. Die

Selbsthilfe für Preußen in Deutschland lag in der Niederwerfung Frankreichs; aus Versailles wurde die deutsche Kaiserkrone geholt für den König von Preußen. Der Sieg der Sache des Bekenntnisses in Deutschland liegt in der kraftvollen Ueberwindung der gesellschaftlichen Gefahren durch die Vertreter des Bekenntnisses, aber nicht in der Herstellung gewisser Rechtsgarantien für dasselbe. Wer in der Gegenwart das Heil der Kirche noch von der *itio in partes* erwartet, d. h. von der getrennten Beratung lutherischer und reformierter Angelegenheiten durch die entsprechenden Vertreter dieser Bekenntnisse im Oberkirchenrat, den vergleiche ich dem Holleinnnehmer, der die zum Brande eilende Spritze mit herabgelassenem Schlagbaum anhält: erst bezahlen Sie den Pflasterzoll!

Im übrigen war die Periode, auf welche wir in diesem Bericht zurückgehen, ausgezeichnet durch eine Fülle von großen und kleinen kirchlichen Versammlungen. Es wurden gehalten vom 21.—25. August die 6. Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Speyer, verbunden mit der Grundsteinlegung der Kirche, die zum Gedächtnis der Speyerischen Protestation daselbst gebaut wird. Auf dieser Versammlung trat die den dort vertretenen Kreisen nahe liegende bedenkliche Vermischung zwischen Patriotismus und Religiosität, deutschem Reich und evangelischer Kirche ziemlich offen hervor, wovon im Interesse der evangelischen Kirche selbst, wie auch des öffentlichen Friedens nicht ernstlich genug gewarnt werden kann. Andererseits sind die praktischen Bestrebungen des Bundes, sein Erziehungshaus für gefährdete evangelische Kinder aus gemischten Ehen, sein Diakonissenhaus, dankbar zu begrüßen. Eine Erklärung wurde von der Versammlung abgegeben, in welcher die Preisgebung des evangelischen Bekenntnisses des Erbprinzen von Luxemburg (Hans Dranien) bei seiner Verheiratung mit einer katholischen Prinzessin von Braganza tief beklagt und das Possenspiel, das dabei ein evangelischer Geistlicher aus Wien durch eine Art geistlicher Tischrede aufgeführt hat, ernstlich gestraft wird. Der Mann heißt Formey.

Am 27.—31. August war der Katholikentag in Würzburg, vom 4.—8. September die 46. Hauptversammlung des Gustav-Adolphsvereins in Bremen, am 6. und 7. September die Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in Frankfurt a. D., die 7. Allgemeine lutherische Konferenz in Dresden vom 25.—27. September, die in diesem Jahre besonders stark besucht war, wohl mit infolge der Zusammenlegung teils mit den Jahresversammlungen sächsischer innerer und äußerer Missionsvereine, teils mit dem 8. deutsch-evangelischen Schulkongreß (27.—29. September). Der letztere entwickelt sich in recht sichtbarer Weise, was um so erfreulicher ist, als Feindschaft gegen das positive Christentum in der entgegengekehrten „Allg. deutschen Lehrerversammlung“ eine liebevolle Pflege findet. Die protestantische Kirchenzeitung freilich hat von der letzteren „auch in diesem Jahre (in Leipzig) wieder einen überaus erfreulichen Eindruck“ gehabt. „Die Lehrer sind recht eigentlich die Vertreter der liberalen Weltanschauung“, heißt es dort weiterhin, und „ihr Eintreten für die Errungenschaften der liberalen Aera... ist geeignet, die jetzigen liberalen Parteien daran zu gemahnen, über den Tageskämpfe die großen liberalen Grundideen nicht zu vergessen“. — Endlich nennen wir den 27. Kongreß für innere Mission, der vom 2.—5. Oktober in Dortmund abgehalten ist. Welch eine Fülle von Gelegenheiten — zwar auch zu unendlichen schönen Reden — aber doch auch zur Stärkung in der Gemeinschaft am Glauben und am Gebet und zur Förderung mancher guten Arbeit, die mit unter das Gebet gehört: Dein Reich komme!

Greifswald, 23. Oktober 1893.

M. v. Nathusius.

## Gegenerklärung.

Herr Pastor Nicum in Rochester N.-Y. hat in Veranlassung meiner Besprechung der „Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika“ von Gräbner (Zulihfest S. 803 ff.) im Oktoberhefte S. 1128 seine „Erklärung“ abgegeben. Wenn diese sich nun auch mehr gegen Gräbner als gegen mich richtet, so sehe doch auch ich mich zu einigen kurzen Bemerkungen veranlaßt.

Nachdem ich im Jahrg. 1891 in drei Artikeln die Hauptmomente aus der Geschichte der lutherischen Kirche Amerikas zur Darstellung gebracht habe, durfte ich bei einer Besprechung des neuen Geschichtswerkes nicht wieder in aller Breite auf die Frage eingehen, sondern ich mußte mich damit begnügen, möglichst objektiv und genau das Verhältnis des neuen Buches zu seinen Vorgängern festzustellen und dies Verhältnis aus dem verschiedenen kirchlichen Standpunkte der Verfasser zu erklären. Daß gerade Pastor Nicum mit dieser Behandlung der Frage nicht ganz einverstanden ist, begreife ich. Er ist einer der hervorragendsten Theologen des Generalkonzils, ihm liegt in seinem täglich sich ihm fühlbar machenden Gegensatz zu den Missouriern nicht daran, die Gegensätze zu konstatieren, er will sie dogmatisch und historisch ausgekämpft haben. So begreift er es nicht, „daß ich an der Tendenz des Buches nichts anzusetzen wußte“. Die missourischen Grundsätze zu bestreiten, ja mich nur über ihre Berechtigung oder Nichtberechtigung auszusprechen, war hier nicht der Ort. Wohl aber habe ich mir Mühe gegeben, zu zeigen, wie die verschiedene Beurteilung, ja Darstellung des historischen Sachverhaltes einerseits bei Mann und Nicum, andererseits bei Gräbner (Wolff ist zu kritisch, als daß von einer durchgeführten Grundanschauung bei ihm die Rede sein könnte) in ihrem total verschiedenen kirchlichen Standpunkte begründet sei. Eins hätte ich vielleicht in meiner Besprechung noch hervorheben können, worauf Nicum in 4. seiner Erklärung kommt. Es ist mir befreundlich gewesen, daß Gräbner, so viel ich mich erinnere, den nach 1792 (also nach Annahme der bekennnislosen Konstitution von Philadelphia) in New-York von den Ordinanden geforderten Bekenntnis-Revers mit Stillschweigen übergeht. Der mühsame Beweis, den Nicum in seinem größeren Werke dafür angetreten hat, daß das New-York-Ministerium, so lange es von Kunze geleitet wurde, durch Annahme der neuen Konstitution zwar seine historische Verbindung mit Philadelphia aufrecht erhalten, sein lutherisches Bekenntnis aber nicht verleugnen wollte, scheint mir wohlgelungen zu sein. — Sofern sich Nicum in seiner „Erklärung“ nicht gegen meine Besprechung, sondern sachlich gegen Gräbner wendet, habe ich keine Veranlassung, mich hier an der Debatte zu beteiligen.

J. P.



## Eingefandt.

Berehrl. Redaktion mache ich im Anschluß an eine im Oktoberheft dieses Jahres S. 1152, 2. Spalte, von Wt. gegebene Besprechung des Büchleins „Wie dienst du?“ darauf aufmerksam, daß das Büchlein „Wie herrschest du?“, auf welches der Rezensent als notwendige Ergänzung hinweist, schon 1891 erschienen ist. Verlag von J. F. Neiff, Karlsruhe. Titel: „Wie herrschest du? Eine Frage, besonders an die Frauenwelt; den Freundinnen junger Mädchen gewidmet von Adelheid Eberhardt-Büch.“ 82 S. 80 Pf. Nicht langweilig, empfehlenswert. Die Sache ist darum nicht bedeutungslos, weil die socialdemokratische Presse als bezeichnend für die christliche Litteratur darauf hingewiesen hat, daß es zwar ein Büchlein für Dienstboten gebe, aber nicht für Herrschaften.



## Neue Schriften.

### 1. Politik.

— Keines Deutschland. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung von Friedrich Lange. (Berlin, Verlag von Hans Küsternder.) 1893. Preis 2 Mark.

Die hier in Buchform vorliegenden 11 Aufsätze sind seit 1886 nach und nach in der „Täglichen Rundschau“, deren Herausgeber der Verfasser ist, und zum Teil auch als Flugschriften veröffentlicht worden. Der Verf. hat geglaubt, sie ausgraben zu müssen, weil er in ihnen „und zwar mit bewußt erzieherischen Absichten, alles niedergelegt hat, was von Erfahrungen, Erkenntnissen und idealem Wollen immer lebendig ist“. Diese Erklärung bezieht sich hauptsächlich auf die ersten fünf Aufsätze, in denen wir erfahren, was der Verf. unter „Keines Deutschland“ versteht, und was er für die weitere Entwicklung unseres Volkes von der Zukunft hofft; im sechsten Aufsatz behandelt der Verf. kolonialpolitische Angelegenheiten, und die letzten fünf Artikel sind der jetzt zur Ruhe gekommenen Schulreform gewidmet. In allen Arbeiten, so verschiedene Gegenstände sie auch betreffen, zeigt sich ein lebhaftes Gefühl für die Größe Deutschlands, warme Liebe zum Vaterlande und heißes Streben, die herrschenden Zustände zu bessern; und somit könnte man mit dem sehr gewandt geschriebenen Buche wohl zufrieden sein, wenn nur der Weg, den der Verf. uns führen will, etwas mehr unseren Anschauungen und Gesinnungen entspräche. Man wird es verstehen, daß der Verf. Antisemit ist und dieser Stellung scharfen Ausdruck giebt; auch eine ganz unterhaltende Polemik gegen Dr. Peters wird man, weil sie nicht ganz unberechtigt ist, mit in den Kauf nehmen, aber unbedingt ablehnen müssen wir die Ansichten, die der Verfasser über unsere höheren Schulen äußert, und noch mehr seine Stellung zum Christentum und zur Person Jesu Christi. Nechtlich wie in dem Buche: „Kreuzbrand als Erzieher“ findet sich auch hier ein unberech-

tigter Haß gegen Professoren und Lehrer; die klassische Bildung, die unsere Gymnasien gewähren, ist für den Verf. ein Hauptzweck und mit aller erdenklichen Schärfe bekämpft er die Anlehnung an das Altertum, „denn von einem bischen Lateinisch und Griechisch hängt unsere geistige Tüchtigkeit schon längst nicht mehr ab“ (S. 225). Die Ansichten des Verf. im einzelnen zu bekämpfen, kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, umso mehr, als in der Mon. Monatschrift Jahrg 1891 in eingehender Weise der entgegengesetzte Standpunkt zum Ausdruck gebracht ist. Noch mehr scheiden sich unsere Wege von denen des Verfassers in Bezug auf das Christentum. Zwar leugnet er das Dasein Gottes nicht, aber für ihn ist das „gesante Apostolismus nur eine tote Reihe von Worten“; Jesu Beispiel soll benutzt werden, um „vor allem zu zeigen, wie ein gottesfüllter Mensch den Schatz seiner eigenen, von seinem Volke ihm vererbten Ideale erwerben, vermehren und zuletzt selbst mit dem Tode verteidigen soll“ n. s. w. — sämtlich Gedanken, die nichts weniger wie neu und eigenartig sind, denen der Verfasser nur ein deutchnationales Mäntelchen umgehängt hat und die in Summa ein vollendetes Heidentum darstellen. Die Ansichten des Verf. über die für jeden bedeutungsvollsten und wichtigsten Lebensfragen: „glaubst du an Gott“ und „was dünket euch um Christo“ sind durchaus verschieden von denen, wie sie unsere Zeitchrift für richtig anerkennet; trotzdem aber wollen wir auf das Buch hinweisen, weil es in gewandter Form Anschauungen und Ideen verarbeitet und beiprucht, die heute in den Köpfen vieler Deutschen, wenn auch oft unklar und verworren, nachherspulen. v. H.

— Ueber das Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung. Von Lujo Brentano. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. (Leipzig, Dunder & Humblot.) Je höher der Lohn, je kürzer die Arbeitszeit, desto höher die Arbeitsleistung, desto billiger das

Arbeitsprodukt — das ist eine Behauptung, die zuerst in dieser scharfen Formulierung von Lujó Brentano vor Jahren aufgestellt ist und von seinen Schülern, namentlich von Schulze Gävernig und Dr. Ludwig Sieghelmer, verfochten wird. Diese Behauptung aus Theorie und Praxis zu beweisen, die Grenzen der Steigerung der Leistung durch höheren Lohn und kürzere Arbeitszeit darzulegen, den Einfluß dieser Maßregel auf die Arbeiter, auf die Zahl der Beschäftigtenlosen, auf die Arbeitgeber zu bestimmen, ist die Aufgabe der angezeigten kleinen Schrift. Zudem wir im übrigen auf diese selbst verweisen, seien uns nur einige kleine Bemerkungen gestattet. Zunächst schränkt Verfasser die an die Spitze gestellte Behauptung jetzt dahin ein, daß „nicht jede Kürzung der Arbeitszeit oder sonstige Besserung in den Arbeitsbedingungen zu einer Steigerung der Leistungen führe, sondern nur diejenige, welche zu einer Steigerung der gestiteten Lebenshaltung führt“. In dieser Beschränkung ist der Satz in der Theorie richtig, in der Praxis aber schwer durchführbar. Brentano nimmt seine Beweise nur aus der Industrie. Für ihn und seine Schule ist der „Arbeiter“ immer nur der Fabrikarbeiter. Die landwirtschaftlichen Arbeiter, die Handwerker, kleinen Betriebsunternehmer sind die *miseria plebs*, über deren Interessen diese volkswirtschaftliche Schule leicht hinweggeht. Daß sein Dogma auf die landwirtschaftliche Arbeit zum großen Teil nicht zutrifft, giebt Verfasser übrigens selbst zu. Wer ein Interesse hat für das Handwerk und den kleinen Betriebsunternehmer, dem werden von ihm romantische Liebhabereien vorgeworfen. Als eine Folge der Durchföhrung seines Satzes bezeichnet der Professor, daß die heute in ganz Deutschland zerstreute Industrie sich an einigen großen Centren mit besonders guten Produktionsbedingungen konzentrieren würde und weiter, daß der kapitalarme, mit veralteter Technik wirtschaftende, bornierte und energielose Betriebsunternehmer, der heute seine Konkurrenzfähigkeit nur mittelst elender Arbeitsbedingungen erhält, zu Grunde gehen würde. „Wir sehen ihn ohne Thränen dahingehen“, dekretiert der Herr Professor aus dem bequemen Lehnsstuhl bei seiner Tasse Kaffee und der Tabakspeife. Das unendliche Unglück, welches die Vernichtung so vieler Existenzen, über Tausende und Abertausende, direkt und indirekt herbeiföhren würde, mag den Professor vielleicht auch kalt lassen, nicht aber die verantwortlichen Staatsmänner. Ruinen giebt es nach Brentano gewiß. Ob neues Leben aus den Ruinen sprossen wird, ist eine erst noch zu beweisende Behauptung. Ob dies neue Leben, ob der erhoffte Sieg Deutschlands in der Weltproduktion, ob die erwünschte Besserstellung der industriellen Arbeiter, wenn diese erstrebten Ziele wirklich erreicht werden sollten, wohl die Thränen aufwiegen, welche zur Erreichung dieses Zielles geweiht werden müssen?

— Der Militär-Strafprozeß in Deutschland und seine Reform. Von Dr. jur. von Marc. Erste Hälfte. (Berlin, H. v. Decker

Verlag [G. Schend, königl. Hofbuchhändler.] 1893. Gr. 8<sup>o</sup>, 31<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Bogen. Pr. 12 M.

Die von vielen Seiten geforderte Reform des Militär-Strafprozesses wird voraussichtlich binnen kurzem den Reichstag beschäftigen, und das Wert des in juristischen Kreisen wohlbekannten Verfassers kommt deshalb zu gelegener Zeit. Herr v. Marc hat seine Arbeit auf breiterer Grundlage aufgebaut und nicht allein die zur Zeit in den verschiedensten Staaten geltenden Gesetze und die ziemlich reichhaltige Litteratur über den Gegenstand, sondern auch die Reichstagsverhandlungen bis auf die neueste Zeit berücksichtigt. Der vorliegende starke erste Band enthält nach einer Einleitung im ersten Kapitel eine Feststellung grundlegender Begriffe und technischer Ausdrücke, giebt im zweiten Kapitel eine Darstellung des gegenwärtigen Rechtszustandes mit einer Geschichte des Militär-Strafprozesses und im dritten Kapitel Ausgangspunkte für die Reformgesetzgebung mit besonderer Berücksichtigung der tatsächlichen Verhältnisse des Heeres und ihrer Rückwirkung auf das Strafrecht. Schon aus dieser kurzen Uebersicht geht hervor, daß wir es nicht mit einer aus parteipolitischem Interesse entstandenen und mit Schlagwörtern durchsetzten Schrift, wie etwa der früher in dieser Zeitschrift besprochenen huldlichen Broschüre, sondern mit einer durchdachten, wissenschaftlichen Arbeit zu thun haben, die, wie wir gleich bemerken wollen, auch den strengsten Anforderungen genügen und nicht nur für den Augenblick, sondern für lange ihren Wert behalten wird. In diesem ersten Bande tritt der Verf. noch nicht mit ins Einzelne gehenden Vorschlägen für eine Reform des Militär-Strafprozesses hervor, aber er spricht sich dahin aus, daß eine solche Reform zweifellos notwendig sei, daß das Militär-Strafprozeßrecht grundsätzlich, d. h. thmatisch mit dem bürgerlichen übereinstimmen müsse, daß aber Abweichungen, d. h. besondere Gestaltungen insofern der Eigenart des Geistes des Heeres u. s. w. nicht nur gerechtfertigt, sondern auch nötig seien. Scharf und klar betont der mit unserem Heerwesen vertraute Verf., daß auf das Heer mit seiner Eigenart, seiner Disziplin, Standesehre u. s. w. das Schlagwort „gleiches Recht für Alle“ unmöglich Anwendung finden könne. In Bezug auf das so oft stürmisch geforderte „öffentliche Verfahren“ ist der Verf. der Meinung, daß die Öffentlichkeit Civilpersonen gegenüber nur in äußerst beschränkter Weise und Militärpersonen gegenüber nur mit vielfachen, durch die Rangstellung des Angeklagten gebotenen Einschränkungen zur Anwendung gebracht werden könne; andererseits hält er die Kommandierung von Unteroffizieren und Gemeinen als Zuhörer für erforderlich. Im zweiten Bande wird der Verf. wohl mit eingehenden Vorschlägen über die Reorganisation der Militär-Strafgerichts-Ordnung hervortreten; hierbei wird auch die wichtige Frage zur Erörterung gelangen müssen, wie das Gerichtsverfahren im Frieden beschaffen sein muß, um auf den Kriegszustand leicht übertragen werden zu können. Dieser erste Band ist eine vortreffliche Arbeit; wir zweifeln nicht, daß er, wenn die Reform des Militär-Strafprozesses wieder den



Niebstag und die Oeffentlichkeit beschäftigt wird, viel von Juristen, Militärs und Reichsboten gelesen und — benutzt werden wird. Trotz des trockenen Stoffes ist das Buch, namentlich in den letzten Abschnitten, frisch und anregend geschrieben.  
v. H.

— Der große Krieg von 189—. Ein Zukunftsbild von Kontre Admiral B. Colomb, Oberst F. Maurice, Hauptmann F. R. Maude, Archibald Forbes, Charles Lowe, D. Christie Murray und F. Sudamore. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Dr. E. A. Witte. Mit einer Vorrede von Generallieutenant J. D. H. v. Below. (Berlin, Verlag von K. Siegismund.) 1894. Br. 4 Mk.

Die Ansicht, daß das „bischen Ungarier“ beruht den Anlaß zu einem großen Weltbrand geben wird, steht bei vielen großen und kleinen Politikern fest und bildet auch den Ausgangspunkt dieses neuesten Buches über den Zukunftskrieg. Ein Atteutat auf den Fürsten von Bulgarien ist der Witz aus heiterem Himmel, der binnen kurzer Zeit Europa in Brand setzt und einen Krieg hervorruft, in den fast alle Staaten hineingezogen werden. Die Verfasser lassen die Sache damit enden, daß Rußland gedemütigt wird, der Kampf zwischen Deutschland und Frankreich unentschieden verläuft und England, das sich dem Dreieund angeschlossen hat, als Sieger dasteht. In der Regel haben solche Bücher für diejenigen, die ihr Zuhalt zunächst angeht: Soldaten und Staatsmänner, gar keinen Wert — denn wer kann wissen, wie die Diplomatie thatsächlich arbeiten wird und wie die Schlachten verlaufen werden; dies Buch verfolgt aber einen anderen Zweck. In ihm wollen die Verfasser in erster Linie England und dann ganz Europa vorhalten, welche ungeheure Rolle das Infetreich spielen kann, wenn es zu der thätigeren Politik der früheren Zeit zurückkehrt und zugleich Heer und Flotte verbessert und vermehrt; wie es der Welt den Frieden erhalten kann, wenn es stark und mächtig ist und sein Licht nicht unter den Scheffel stellt. Da das Buch geschickt und unterhaltend geschrieben ist, zweifeln wir nicht, daß es namentlich in England, wo es viel gelesen ist, in der gewünschten Richtung wirken wird, und es hat auch insofern als Stimmungsbild für deutsche Leser Interesse. Wer an Schlachtenbildern, Kavallerieattalen u. dergl. sein Vergnügen hat, wird auch in diesem neuen Kriegstraum seine Rechnung finden; allerlei falsche Voraussetzungen u. dergl. mehr wird er freilich mit in den Kauf nehmen müssen.  
v. H.

— Auswanderung und Auswanderungspolitik in Deutschland. Berichte über den gegenwärtigen Zustand des Auswanderungswesens in den Einzelstaaten und im Reiche, herausgegeben von Dr. v. Philippovich, Professor an der Universität Freiburg i. B. (Leipzig, Dunder & Humblot.) 1892.

Im Auftrage des Vereins für Socialpolitik hat Professor von Philippovich eine Reihe von Berichten über den Zustand und die Entwicklung

des Auswanderungswesens in den durch die Auswanderung am meisten betroffenen Ländern Deutschlands herausgegeben und dieselben selbst mit einem Vorwort eingeleitet. Die Berichte sind verfaßt: für das Königreich Bayern von dem Regierungsdassessor Dr. Georg Krieg; für das Großherzogtum Baden von dem Herausgeber selbst; für das Großherzogtum Hessen von dem Ministerialsekretär Fey; für das Königreich Württemberg von Professor F. C. Huber; für die Großherzogtümer Mecklenburg von Referendar Lindig; für das Königreich Sachsen von Dr. phil. V. Bohle; für das Königreich Preußen von Regierungsdassessor Dr. Lindig. Die Berichte über die Geheggebung und Einrichtungen im Interesse des Auswanderungswesens in den beiden Hauptauswanderungshäfen Deutschlands haben geliefert: für Hamburg Dr. E. Waech, für Bremen Dr. Moriz Lindemann. Die von dem Herausgeber verfaßte Einleitung giebt eine Darstellung aller derjenigen Verände und Bestrebungen, die seit langen Jahren gemacht sind, um das Auswanderungswesen für ganz Deutschland einheitlich zu regeln. Die verbündeten Regierungen haben diese bisher ohne Erfolg geliebten Bemühungen jetzt wieder angenommen. Durch die dem Reichstage gemachte Vorlage ist die Regelung der Auswanderungsfrage wieder breunend geworden. Diese Zusammenstellung erscheint daher gerade zur rechten Zeit und bietet eine Fülle von Material zur Beurteilung der Vorlage der verbündeten Regierungen.  
tz.

— Die geistliche Schulaufsicht im Lichte unserer Zeit von Dr. W. Rathmann, Oberpfarrer in Schönebeck a. d. Elbe. V. Heft des XVIII. Bandes der Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Der Verfasser stellt zur Orientierung einen Ueberblick über den Stand der Angelegenheit voran; die geistliche Schulaufsicht zur Zeit eins der am meisten angefochtenen Aemter in Deutschland. Die Geschichte zeigt aber, daß das geistliche Amt sich der Schule und des Lehrantms mit größter Treue angenommen und der Volksschule stets Teilnahme erwiesen hat. Man stößt sich an dem Andrud Schulaufsicht; möge man dafür Schulpflege sagen, obwohl die richtige Pflege immer ein gut Teil Aufsicht in sich fassen wird; aber um Worte sollte man in einer so wichtigen Sache nicht lange streiten. Die Berechtigung des Geistlichen zur Teilnahme an der Leitung der Schule erzieht sich zunächst aus dem Auftrag des Herrn und aus dem Taufstande der Kinder, Berechtigungsgründe freilich, welche die heutige Zeit in großen Kreisen nicht mehr wird gelten lassen; dann kommt die allgemeine Bildung des Geistlichen, sein natürliches Interesse an der Schule in Betracht; sachmännische Einsicht vermag sich der Geistliche, wenn er will, wohl zu erwerben. Diese ist freilich der Punkt, auf den sich die meisten Angriffe richten. Der Verfasser bemüht sich, die Auflage, daß es den Geistlichen an sachmännischer Einsicht fehle, auf das richtige Maß zurückzuführen. Allerdings

fordert er eine genügende Vorbereitung für das Amt der Schulpflege. Schon die Univerſität könnte mehr leiſten, wenn überall Lehrſtühle für chriſtliche Pädagogik errichtet würden, wenn es Kollegien und Seminarübungen dafür gäbe. Auch ein Seminarlehrgang iſt nötig. Und endlich: die Möglichkeit einer praktiſchen Uebung durch Lehrthätigkeit an einer öffentlichen Schule. Denn nur dann wird die geiſtliche Schulaufsicht ſich dem feindlichen Sturm gegenüber behaupten, wenn ſie wirklich recht geführt wird, nach ihrer geſetlichen, techniſchen und perſönlichen Aufgabe hin. Und die Sache iſt es wert; denn es handelt ſich um die Bewahrung der Schule für Chriſtentum und Kirche; die geiſtliche Schulaufsicht iſt die denkbar günſtigſte Bürgſchaft gegen die Entchristlichung der Schule und für ihre konfeſſionelle Geſtaltung. Wir können den hier entwickelten Gedanken nur zuſtimmen. Die letzte Entſcheidung über die Frage wird aber in dem allgemeinen Gange, den die deutſchen Angelegenheiten nehmen, liegen, und wer will dieſen Gang vorausſagen? Möchte das Wort von Reſchmiß wahr bleiben: Im deutſchen Volk ein Pädagog und dabei ſein begeiſterter Miſſionar des Chriſtentums und ſeiner chriſtlichen Bildung ſein — heißt der ganzen Geſchichte der Pädagogik ins Angeſicht ſchlagen. Aber leider: die Geſchichte hat ſich ſchon andere Schläge ins Angeſicht gefallen laſſen müſſen. D.

— Altjüdiſche Religionsgeheimniſſe und neujüdiſche Praktiken von Bernardin Freimut. (Münſter, Adolph Huſſels Verlag.)

Die Grundlage des Buches bilden Artikel, welche 1892 im Gladbacher Merkur erſchienen ſind. Dieſelben wurden in einer erſten Auflage zu der Schrift: Jüdiſche Religionsgeheimniſſe nach dem Talmud, zuſammengearbeitet. Dies hier iſt die zweite Auflage. Sie wurde nötig, weil die erſte vergriffen. Der Verfaſſer ſchöpft beſonders aus Hoſiings Talmudjeden, er will deſſen Arbeit in weitere Kreiſe einführen, damit das deutſche Chriſtenvolk erkenne, was es um die Juden iſt. Und er thut das in ganz geſchichtlicher, faktilcher Weiſe. Hoſiings Aufſtellungen aus dem Talmud ſind beſtänktlich mehrfach als unrichtig in Anſpruch genommen, beſonders bezüglich des Wutabergglaubens. Es iſt ſchwer, darüber ein richtiges Urteil zu gewinnen. Das Studium des Talmud wäre eine eigene Lebensarbeit, und eine wenig erquickliche, aber doch wäre es wünſchenswert, wollte ſich einer an dieſe Arbeit machen. Das iſt gewiß, daß die Ethik, welche die 25 Rabbiner neſtenſ aus dem Talmud herausgeleſen haben, nicht diejenige des Talmud iſt. Der alte Eifenmenger, deſſen entdecktes Judentum ſchon im vorigen Jahrhundert beinahe von den Juden unterdrückt worden wäre, wußte es anders! Freimut ſaßt ſeine Forderungen dahin zuſammen: Kein Jude ſei Richter, Lehrer unſeres deutſchen Chriſtenvolks, Obrigkeit, Soldat; kein Chriſt beteilige ſich an jüdiſchen Unternehmungen, unterſtütze jüdiſche Schandblätter, treibe Handel mit Juden. Aber wie viel Waſſer wird noch von den Bergen zu Thal fließen im deutſchen

Reich, ehe auch nur die Forderungen, welche hier von berechtigt und ausführbar, durchgeführt ſind? D.

— Die radikale Lehrpreſſe und die Kirche. Eine Blütteleſe aus dem Schulboten für Heſſen. (Güterloſ, Bertelsmann.) 1893.

Ein trauriges Buch. Traurig durch die Entſtellungen, welche es bringt. Wie muß es darnach in der heſſiſchen Lehrerverwelt ausſehen! Der Schulbote für Heſſen iſt das Organ des heſſiſchen Lehrervereins. Von der Kirche will er nichts mehr wiſſen. Vom Dienſt der Kirche möchte er die Lehrer am liebſten ganz befreien. Der Pfarrer ſoll gar keine Mitwirkung auf dem Gebiet der Schule haben. Wegen die chriſtliche Preſſe wird mit einer Gehäſſigkeit geſchrieben, welche davon zeugt, wie tief der Haß gegen das Chriſtentum ſich ins Herz geſeſſen hat. Der böſartige Mißſicht findet bereitwillige Aufnahme. Und dabei ein Hochmut, eine Selbſtüberſchätzung, als wäre der Lehrertand der erſte in der Welt, vor dem alle anderen ſich bücken müßten. Ich bin mir bewußt, den Lehrertand zu lieben und zu ehren, ich weiß, wie heilig groß ſeine Aufgabe, wie ſchwer ſein Tagewerk iſt, aber es giebt doch auch hierin eine Schranke, wenn wir anderen überhaupt neben den Lehrern beſtehen und mit ihnen auskommen ſollen. Ein trauriges Buch! Ein Schulbote, der Unheil ſät! Was ſoll aus den Kindern werden, wenn die heſſiſche Lehrerverwelt in dieſem Geiſt arbeitet? Und muß man nicht annehmen, daß ſie das thut, wenn ſie ſich ſolch Organ gefallen läßt? Obriſteit und Geſetz können in ſolchem Fall nicht viel ausrichten, aber etwas mehr Energie möchte man ihnen ſchon im Einſchreiten gegen dieſen Unſug wünſchen. 1.

## 2. Kirche.

— Lebensweiſheit aus Gottes Wort. In Abſchnitte geordnet und herausgegeben von E. Treutler. (Berlin, Verlag des bibliographiſchen Bureaus.)

Eine Auswahl von Bibelworten. In welchem Sinne dieſelbe geſehen, deutet der Verf. ſelbſt an: Er glaubt von den Anforderungen der Dogmatik abſehen zu dürfen, weil doch keine Uebereinkunft der herrſchenden Glaubensanſichten vorhanden ſei, es müſſe genügen, auf das hohe ſittliche Ziel des Lebens hinzuweiſen. Als eine Art Ethik in Schriftſprüchen. Die Auswahl hat acht Abſchnitte. Die beiden erſten tragen die Ueberschriften: Gott und das Menſchengleich, und: Der Menſch und ſein Gott, die beiden letzten: Durch Läuterung zum Frieden, und: Öffnung im Lobe. Der dritte betrachtet den Menſchen in ſeinem Zuſtande, der vierte den Menſchen im Staate. Der fünfte handelt von der Sünde, der ſechste von Reue und Leid. Wegen die Auswahl ſelbſt hätte ich noch nichts einzunehmen, aber es iſt wunderbar, wie Treutler den Herrn aus der Bibel gleichjam herauſchneidet, den Herrn und ſein Heil,

seine Kirche und seine Gnadenmittel. Das alles gehört freilich zu dem, worin die Uebereinstimmung fehlt. Möglich, daß diese Auslassung dessen, was doch dem Christen die Hauptsache ist, dem Buche manche Kreise aufschneidet, andere verschließt es sich aber gewiß damit; und dieser Verlust dürfte größer sein als jener Gewinn; denn was gilt am Ende dem Menschen von der ethischen Bewegung das Bibelwort noch? Das bibliographische Bureau hat das Buch sehr gut ausgestattet. 1).

— Die biblischen Geschichten des neuen Testaments in Bildern von Presting, königlicher Seminarlehrer. (Gotha, Gustav Schloßmann.)

Dem deutschen Volk die Religion zu erhalten, es religiös zu machen in seiner Jugend, ist die erste Aufgabe der Schule. Das Hauptmittel dafür ist die biblische Geschichte, denn durch sie wird dem Heiland der Weg in die Kinderherzen bereitet, und sein Einzug in dieselben ist der letzte Zweck alles Religionsunterrichts. Um das zu erreichen, muß der Heiland den Kindern vor Augen gestellt werden in seiner Schönheit und Herrlichkeit, müssen die einzelnen Jüge seines Wesens und Lebens tief und klar in die Herzen eingedrückt werden, muß die Freude an ihm, die Liebe zu ihm geweckt werden, daß sie ihn ihren lieben Heiland nennen. Das leisten nun die bisherigen Lehrbücher nicht in dem Maße, wie der Verfasser es wünscht. Dreierlei ist nach seiner Meinung nötig. Zuerst ein Verkürzen und besseres Aus- und Zuschneiden der Geschichten aus dem Bibeltext; sodann die Gruppierung der Geschichten nach dem Gesetz der Gleichartigkeit; endlich die Verbindung der einzelnen Geschichten und die Verknüpfung der einzelnen Geschichtsgruppen zu einem lebensvollen Ganzen. Das Verfahren, welches Presting angewendet haben will, damit der Geschichtsunterricht unter allen Umständen fruchtbringend sei, besteht darin, daß er Geschichtsbilder zeichnet, welche eine kräftige geistige Anschauung im Kinde schaffen. Dies Verfahren hat sich ihm durch vielfährige Erfahrung bewährt. Er giebt es in diesem Buch zur Prüfung, zur Aneignung hinaus. Der Lehrer erzählt zuerst die Geschichte oder den Abschnitt, welche das Bild liefern. Er leitet dann die Kinder an; die einzelnen Striche zu dem Bilde zu ziehen: den Ort, die Personen, was sie thun, was sie dazu veranlaßt, welche Folgen das hat. Die Kinder suchen die Unterschrift zu dem Bilde, die oft eine zweifache wird, da einmal die Personen, sodann der Vorgang, der äußere oder innere, sie liefern kann. Das Bild wird besprochen, um den religiösen und sittlichen Inhalt der Geschichte zu entwickeln und fruchtbar zu machen. Die Jüge aus dem Wesen Gottes, aus dem Wesen des Gottes Sohnes werden aufgezeigt, — der religiöse Inhalt; die Kinder lernen lesen in den Herzen der Personen und ziehen ihre Schlüsse, sie sehen in ihnen leuchtende Vorbilder oder abschreckende Beispiele, — der ethische Inhalt. Hat man ein biblisches Bild zu der Geschichte, so ist es den Kindern zu zeigen. Eine Lieberstrophe,

welche zu der Geschichte paßt, mag im Chor gesprochen oder gesungen werden. Sind die Geschichten einer Gruppe behandelt, so werden die Bilder zusammengestellt, verglichen, unterschieden, ihre Namen eingepägt. So will der Verfasser es zu einer kräftigeren Veranschaulichung des Geschichtsbildes und zu einer größeren Selbstthätigkeit der Kinder bringen und zugleich ihr sprachliches Vermögen fördern. Gewiß, das Ziel ist erstrebenswert. Aber trägt die Methode nicht doch auch wieder etwas Mechanisches an sich in ihrer stetig gleichen Wiederkehr? etwas, was leicht zu einer geistigen Abriechung werden kann? Der Verfasser liefert in seinem Buch die Ausführung zu seinen Grundzügen, den Beleg zu Wichtigkeit und Wert derselben. Er gruppiert die newtestamentliche Geschichte in folgenden Abschnitten: die Vorgeschichte des Herrn, die Jugendgeschichte, die Geschichte der dreijährigen Wirksamkeit, die Lehre des Herrn vom Reiche Gottes in Gleichnissen, das Leiden und Sterben des Herrn, die Herrlichkeit des Herrn. Es fällt auf, daß da für die Bergpredigt kein Raum ist. Diese dürfte aber doch nicht fehlen. Um die Weise der Behandlung zu charakterisieren, nehme ich noch ein Beispiel heraus. Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Religiöser Inhalt: das erste Wort Jesu der erste Strahl seiner Herrlichkeit; seine Entwidlung ein Beweis seiner Gottmenschlichkeit. Sittlicher Inhalt: Der Christen Leben ist eine Pilgerfahrt nach dem himmlischen Jerusalem. Eltern und Lehrer! Nehmt die Kinder mit und laßt euch durch Jesus führen. Hütet euch, Ihn zu verlieren. Ist das geschehen, so suchet Ihn in dem, was Seines Vaters ist. Kinder! Nehmt euch ein Vorbild an dem Jesusknaben. Die Geschichte bietet zwei Bilder; das erste trägt die Unterschrift: die erste Osterfeier Jesu, das zweite: der Jesusknabe im Tempel unter den Schriftgelehrten, oder: die Eltern finden ihren Sohn und der Sohn seinen Vater im Himmel. Der Besprechung dieses Bildes soll noch die Nachricht über das ungetrübte Verhältnis zwischen Eltern und Sohn trotz des erwachten Bewußtseins der Gottessohnschaft und über die außergewöhnliche Entwicklung des Knaben angefügt werden. Man sieht, die biblische Geschichte läßt sich so behandeln, zumal dann, wenn sie sich zu einem einheitlichen Bilde zusammenschließt, und sie läßt sich so zu gesondertem Erfolge behandeln, aber ob es wohlgethan ist, sie immer so zu behandeln, das ist mir doch fraglich. Die Gleichförmigkeit wird ermüden, und die Gefahr der Veräußerlichung und damit der Verflachung liegt für den Lehrer nahe, der nicht das warme Herz des Verfassers und seinen tief-frommen Sinn herzubringt. Danken wir ihm aber für die neue Anregung, welche sein Buch uns in der Richtung gegeben hat, daß wir immer und immer wieder erwägen, welche Weise die beste ist, die biblische Geschichte unseren Kindern zu verständlich und ins Herz zu bringen, denn in der Beurteilung des Wertes der biblischen Geschichte für den Religionsunterricht weiß ich mich völlig eins mit ihm.

D.

— Die praktische Vorbereitung der evangelischen Theologen für das geistliche Amt. Vortrag von A. Leberl, Superintendent und Pfarrer in Ostheim. (Gotha, G. Schloßmann.) 80 Pf.

Es ist eine der brennenden Fragen der Gegenwart, die Leberl in diesem Vortrage behandelt. Er beginnt damit, uns die Mängel und Schäden der heutigen theologischen Ausbildung aufzuzeigen. Es geht dabei etwas bunt durcheinander. Hier der Dandyn-Pastor, der sich nach der neuesten Mode kleidet und in der Wahl der Farben sehr weitherzig ist, dort der Pastor-Ökonom, der in Flanell und Stulpsiefeln einherstreitet. Lalar, Varet, Wäffchen, wie verschieden. Wie wenig würdig ist die Haltung des Geistlichen im Antieren, wie unschön und oft geradezu unanständig das Gotteshaus, der Kirchhof. Und nun die Spielwut! Findet sich die wirklich noch in weiteren Kreisen? Aber auch die wichtigeren Dinge der Amtsführung lassen so viel zu wünschen übrig. Das Studium leistet also nicht, was es soll. Mit Recht beklagt es der Verfasser, daß die Richtung eine so große Rolle bei den jüngeren Theologen spielt. Von den Universitäten, meint er, dürfe man in praktischer Beziehung nicht allzuviel fordern. Aber doch vielleicht etwas mehr, als sie leisten? Er will, daß dem Studierenden auch nach dem Triennium noch etwas weiteres fürs künftige Amt geboten werde. Aber was denn? Ein Ueberblick über die im evangelischen Deutschland vorhandenen Seminare zeigt, daß dieselben nicht langen, weit nicht langen. Seine Kirchenprovinz, jede Landeskirche sollte ein Seminar haben. Bis das erreicht, müßte das Vikariat eingerichtet werden. Das Beste wäre, beides zu verbinden. Auschließlich kann auch die Verwendung im Dienst der inneren Mission fruchtbar werden. Der Vortrag giebt eine Fülle heilsamer Anregungen, aber wird unsere Zeit dieselben annehmen, beherzigen wollen? Ich fürchte, nein. Man erkennt den Schaden, beklagt ihn auch, aber heilt ihn nicht. Das Nächste, dünkt mich, wäre, daß die Pastoren sich's angelegen sein ließen, der theologischen Jugend, die sie in ihrer Parochie haben, durch Vorbild und Anweisung zu helfen. D.

— Das Berthe'sche Theologische Hilfslexikon ist bis zu seiner zwanzigsten Lieferung fortgeschritten. Zum Schluß gekommen sind die synchronistischen Tabellen der biblischen Geschichte, die statistischen Tafeln, der kirchliche Kalender, das Taufnamenbüchlein und die Verwaltungstabellen. Die chronologische Tafel ist bis 1881 fortgeführt. Dieselbe ist natürlich von Jahr zu Jahr breiter geworden, weil eben die Geschichte selbst breiter, reicher fließt. Neu begonnen ist ein Ueberblick über die Vereine und Anstalten der inneren Mission im Heft XIII und XIV und im Heft XVII und XVIII zu Ende geführt. Je weiter das Werk fortschreitet, desto mehr erweist es sich dem Theologen wirklich als Hilfsleiter. Das Nachschlage-Bedürfnis ist im Leben der Gegenwart ein wachsendes. Niemand kann mehr, auch nur annähernd

den Stoff dessen, was er gebraucht, in seinem Bissen und Gedächtnis bewahren, und es ist oft recht mühselig, sich bald von hier, bald von da Auskunft zu suchen, und sehr verdrücklich, wenn man bald dies, bald jenes nicht finden kann. Das Hilfslexikon ist eine ungemein reichhaltige Schatzgrube für allerlei Wissensstoff. Und in seiner kurz zusammengefaßten Fassung bewältigt es eine schier unanschauliche Masse von zerstreuten und entlegenen Einzelheiten, welche schwer anderweit zusammenzubringen sein dürften. Das Werk wird sich gewiß immer mehr einbürgern in den Büchereien evangelischer Theologen. D.

— Der Subjektivismus in der modernen Theologie und sein Urecht, in Handbemerkungen von D. th. Fr. Volkstorf, Konsistorialrat und Superintendent in Wüstrów. (Güterstoh, Bertelsmann.) 1893. 116 S.

Der Ausdruck „moderne“ Theologie hat einen Beigeschmack und pflegt von denen gebraucht zu werden, welche in derselben gegenüber der älteren Theologie einen gesunden Fortschritt vermissen. In diesem Buche wird nun der Subjektivismus, wie er sich bei Kaftan und Hermann einerseits und von Franl andererseits findet, beanstandet. Je ein Heft der „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ und der „Neuen kirchlichen Zeitschrift“ liegen der Abhandlung zu Grunde. Von der Weise mancher Streitschriften, durch Herausgreifen einiger Sätze die Irrlehren eines Theologen zu beweisen und ihm irgend einen —ismus anzuhängen, ist hier keine Spur, vielmehr findet man ein tiefes Eingehen auf die Prinzipien neuerer Theologie. Auch darin tritt ein sehr bemerkenswerter Unterschied von der Weise anderer hervor, daß man überall das sorgfältige Bemühen wahrnimmt, dem Gegner gerecht zu werden und die Sache von der Person zu unterscheiden. Bei aller Entschiedenheit des Standpunktes wird in der Rede die echte Feinheit gewahrt, die den Leser auch da nicht verstimmt, wo er abweichender Meinung ist. In dieser Hinsicht kann die Schrift manchem streitbaren Theologen als Muster dienen.

An Kaftan und Hermann, beide der Ritsch'schen Schule angehörig, zeigt der Verfasser, wie der Kitz zwischen dieser Theologie und der alten so tief, daß an eine Heilung nicht zu denken ist. Wenn nun auch der dritte Artikel mit einer Verwerfung des v. Franl'schen Subjektivismus schließt, so ist der Gegenjah hier doch ein ganz anderer. Er liegt auf dem Gebiet der „Methode wissenschaftlicher Erforschung und systematischer Darstellung“ und die innerliche und sachliche Einigkeit wird nicht gestört, denn es ist ja schließlich doch nur eine Frage der Methodik, ob das von v. Franl der systematischen Theologie zu Grunde gelegte Prinzip sich zu einem solchen eignet oder nicht. Fragen, welche das innerliche Wesen der Religion und Theologie betreffen, kommen hier zur Sprache, und Mißverständnisse sind leicht möglich. Wenn z. B. v. Franl für die christliche Gewißheit geltend macht, daß sie in der zu ihrem Wesen gehörenden Befriedigung die Bürgschaft

ihrer Wahrheit trage, so erhebt der Verfasser dem gegenüber den Einwand, daß die christliche Gewißheit des objektiv gewissen Wortes in heiliger Schrift als ihres festen Grundes nicht entzogen könne. Dabei wird ein Beispiel aus der Praxis angeführt zum Beweise, daß jene Befriedigung zum Garant der Wahrheit an Kranken- und Sterbebetten nicht lange. Ein kranker Amtsbruder habe sich mit der Erinnerung an seine früheren Erfahrungen nicht trösten lassen, sondern Schriftwort begehrt. Fürste v. Frank darauf nicht erwidern: Wie kam er doch dazu, Schriftwort zu begehren? Doch dadurch, daß die Erinnerung früherer Erfahrung ihn trieb, durch das Gnadenmittel des Wortes Gottes sich aus dem Stande der Ungewißheit zu neuer Gewißheit helfen zu lassen. Die Erinnerung an die frühere Befriedigung und die Darlegung ihres Wesens konnte ihm freilich nicht helfen. Soll es aber deshalb dem wissenschaftlichen Theologen verwehrt sein, jene Befriedigung zum Ausgangspunkt seiner Theologie zu machen? Es ist doch seine Aufgabe eine andere als die, Kranke zu trösten. Wenn mir ein vielleicht recht laienhaftes Gleichnis gestattet ist, so sei an die Sonne und an ihren Einfluß auf den Menschen erinnert. Man kann die Einwirkung des Sonnenlichts auf den Organismus untersuchen, man kann zur Erklärung der Thatsache feststellen, auf welchem Wege sie zu Stande gekommen ist, man kann über die Sonne selbst und die Natur ihres Lichts Theorien aufstellen. Daß die Sonnenstrahlen segensreiche Einwirkung haben, dessen wird freilich nur der gewiß sein, welcher sich durch persönliche Erfahrung überzeugt hat. Ist die Wirklichkeit derselben ihm zweifelhaft geworden, so wird freilich keine Theorie, auch keine wissenschaftliche Untersuchung ihm helfen, er wird den Strahlen wieder von neuem sich aussetzen müssen. Dies Gleichnis möge zugleich an den bei den mannigfachen Differenzen in der Theologie recht nötigen Trost erinnern, daß die Wirksamkeit der Gnadenmittel von den Ergebnissen der Wissenschaft nicht abhängt, wie die Sonne scheint und wir unter derselben frohlich sein können, mögen nun die Gelehrten mit ihrer Theorie ins Reine gekommen sein oder nicht. Man kann seines Glaubens leben und gewiß sein, ohne darüber Rechenschaft geben zu können, worin denn solche Gewißheit bestehe und worauf sie sich gründe. Es ist erquicklich, wenn die Theologie sich der Grenze ihrer Bedeutung bewußt ist, bei v. Frank ist uns das nicht zweifelhaft, ebenso auch nicht bei dem verehrten Verfasser des vorliegenden Buches. Wer mit Nitzsch'scher Schule und v. Franke'scher Theologie zu thun hat, wird daselbe mit großem Interesse und Nutzen lesen, anderen freilich wird es unverständlich bleiben.

Wt.

— Der alte Kottwitz, ein Zeuge des praktischen Christentums. Vortrag von Pastor Jädel. (Buchhandlung der Gohrner'schen Mission, Friedenau-Berlin.)

Dem alten Kottwitz hört und liest man immer wieder gern. Ist er doch einer der ersten Glaubens-

zeugen in der Zeit wiedererwachenden Glaubenslebens und einer der ersten Voten der aus dem Glauben kommenden Liebe für sein Geschlecht gewesen, einer der Väter der inneren Mission. Freilich, er will auch als Sohn seiner Zeit benannt werden, wie wir alle. Es ist weniger Biographie als Charakteristik, was der Vortrag uns bringt. Denn in die Lebensauriffe trägt er gleich das Lebenswort hinein, und das Lebenswort thut an dem Mann den Dienst: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, nicht bloß die falschen Propheten, sondern auch die Propheten der Liebe Christi, welche will, daß allen Menschen geholfen werde. Am Wert der Liebe sehen wir Kottwitz in Schlesien, in Berlin in der Zeit der Napoleonischen Drangsal wie des Cholerajahres, im persönlichen Geistesverkehr, und es war ein Verkehr im heiligen Geist, mit reichbegabten jungen Männern, im Briefwechsel mit wie vielen! Mit Recht nannte Baur sein Haus eine Manufaktur glaubensfünniger und liebethätiger Voten wie Theologen. Gewiß, von dem alten Kottwitz darf man das Wort anwenden: Ich lebe, doch nun nicht ich, Christus lebet in mir. Dem Pastor Jädel aber danken wir für seinen herzerquickenden Vortrag. D.

### 3. Geschichte.

— Kriegsgeschichtliche Beispiele. Im Anschluß an den an den königlichen Kriegsschulen eingeführten Leitfaden der Taktik. Von Oscar von Lottow-Forbed, Oberst a. D. Mit 54 Karten und Planfzigen. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. (Berlin, R. v. Deders Verlag [Gustav Schend.] 1883.)

Verfasser dieser Beispiele war bis 1878 ein Reihe von Jahren Lehrer der Taktik an der Kriegsschule zu Auland und später an der Kriegsakademie in Berlin; als Lehrer sehr begabt und mit hervorragender Kenntnis der Kriegsgeschichte ausgerüstet, war er wie wenige im Stande, ein solches Hülfsmittel für den Unterricht in der Taktik und Kriegsgeschichte zu schreiben. Daß das Buch seinem Zweck entspricht, beweisen die drei Auflagen, die es seit seinem Erscheinen im Jahre 1880 erlebt hat; die Beurteilungen der Fachschriften waren stets sehr günstig. Die vorliegende dritte Auflage ist gegen die früheren noch vermehrt, und wir zweifeln nicht, daß das Buch auch fernerehin sowohl bei dem Unterricht an den Kriegsschulen, wie auch bei dem Selbststudium der Kriegsgeschichte und Taktik ein zweckmäßiges Hülfsmittel sein wird. Sowohl der Text wie die zahlreichen Karten und Pläne sind sehr gut. v. H.

— Melito von Sardes. Eine kirchengeschichtliche Studie von Karl Thomas, Lic. theol. und Dr. philos. (Verlag der Bachhorst'schen Buchhandlung in Osnabrück.)

Das Leben der Kirche im zweiten Jahrhundert beruht besonders auf zwei Kirchenprovinzen, auf Rom und auf Kleinasien. Rom hat den praktischen

Geist, der zur Hierarchie führt, in Kleinasien blüht die Theologie und schafft einen Primat idealer Natur. Von Kleinasien gehen die großen geistigen Bewegungen der Zeit aus, aber sie tendieren dann nach Rom, um dort Propaganda zu machen und Anerkennung zu suchen. Man muß für diese Zeit das richtige Maß finden. Das ist ja gewiß, daß die nachapostolische Kirche nicht auf der Höhe der Apostel geblieben ist, sie konnte das nicht und sie sollte das auch nicht, sie ist an einem Pankas, Johannes, Petrus gemessen heruntergefallen. Andererseits darf man sie nicht als eine trübe chaotische Mischung von Heidentum und Christentum ansehen, wie man das an Justin dem Märtyrer hat nachweisen wollen. Gerade Melito von Sardes ist ein Zeuge dafür, daß man mit dem apostolischen Erbe tren auszuhalten bemüht war. Zwar die Quellen über ihn fließen nicht reichlich, und von dem Christtum, welches unter seinem Namen geht, ist manches gefälscht. Darum beschäftigt sich auch die Studie von Thomas zuerst mit den Quellen und scheidet Echtes und Unechtes auseinander. Aber was dann übrig bleibt, ist immer noch genug, um uns in ihm einen der geistigen Führer der Zeit, einen ersten Theologen der Kirche kennen zu lernen. Thomas stellt das nach den verschiedensten Seiten hin dar. Am bekanntesten ist ja Melito durch seine Apologie, aus welcher uns Eusebius Bruchstücke überliefert hat; die hiesige Apologie, welche Cureton 1855 herausgab, ist nicht von Melito. Seine Theologie bietet viel Bemerkenswertes. Er hatte den Kanon schon vor sich, aber seine Schriftauslegung ist allegorisch willkürlich. Er hat eine Regula fidei, ein Glaubensbekenntnis, welches im zweiten Artikel nahezu mit dem apostolischen Symbol zusammenkommt. Er bekennt Christum nach Johanneischer Weise als den göttlichen Logos, der vor allem Anfang von Vater gezeugt ist, und der auch wahrer Gott blieb, als er wahrer Mensch ward. Ueber den heiligen Geist sehen noch bei ihm die weiteren Ausführungen. Die Zeit erkannte seine Bedeutung, Irenaeus führte seine Christologie weiter, und die Kirche behielt lange den „allweisen göttlichen Lehrer“ in ihrem Gedächtnis. Er verdient eine monographische Behandlung, und wir können Thomas nur danken, daß er uns eine solche und in so tüchtiger Weise gegeben hat. 1).

— The Spanish Story of the Armada and other Essays by James Anthony Froude. (Veipjia, Tauchnitz.) 302 S.

Die Tauchnitz-Edition veröffentlicht zwar meistens Werke der neueren englischen Belletristik, doch hat sie sich niemals ersarteren wissenschaftlichen Werken, namentlich geschichtlichen Inhaltes, ganz verschlossen. So enthält denn auch der vorliegende Band zunächst drei geschichtliche Essays des hervorragenden englischen Historikers Froude, denen sich, damit zu dem nütze das dulce komme, zwei hübsche Beschreibungen von Sommerausflügen nach Norwegen anschließen. Froude hat früher eine Geschichte Englands vom Sturze Wolfsens bis zum Untergange der spanischen Armada (1529—1588) ver-

öffentlicht und er hatte sich dann mit dem Plane getragen, die Geschichte Karls V. und Philipps II. zu schreiben, aber bald hatte er erkennen müssen, daß er für dies Riesenunternehmen bereits zu alt geworden. So weit ich Notizen habe finden können, muß er bereits über 70 Jahre alt sein (vergl. Henry Morley, of English Literature in the Reign of Victoria. Tauchn. ed. vol. 2000, S. 400). Die Geschichte Philipps ist auch für uns Deutsche noch ungeschrieben, dagegen können wir uns freuen, in dem großen, seiner Vollendung entgegengehenden Werke Heinrich Baumgartens eine musterghätliche Darstellung der Regierung Karls V. zu besitzen. Froude hat sich begnügen müssen, zunächst nur drei Aufsätze zur Geschichte Philipps zu veröffentlichen, von denen der erste der umfangreichste und auch interessanteste ist. Er behandelt die Geschichte der spanischen Armada von 1588 nach spanischen Quellen, wie sie neuerdings durch den Fleiß eines spanischen Marineoffiziers Fernandez Duro zugänglich gemacht sind. Die englischen Quellen über die damaligen Ruhmes thaten der englischen Flotte fließen reichlich und die englischen Historiker haben diese Ereignisse, so voll von dramatischem Leben, oft und mit Vorliebe dargestellt. Aber Froude bemerkt nicht mit Unrecht, auch die Italiäer würde die Hälfte ihres Interesses einbüßen, wenn wir nur von Agamemnon und Achilles, nicht aber auch von Briamus und Hector hörten. So konnten wir bisher wohl die englischen Seebeiden und ihre Ruhmes thaten, aber was sich auf den spanischen Schiffen zutrug und welche Männer dort kämpften, ist erst jetzt zu berichten möglich geworden. Daß Philipp im voraus alles selbst bestimmen wollte und daß er einen, seinem eigenen Bekenntnisse nach so völlig unfähigen Menschen, wie der Herzog von Medina Sidonia war, an die Spitze der Flotte stellte, besiegelte von vornherein das Schicksal dieser größten Flotte, die die Welt bisher gesehen. Auch auf den spanischen Schiffen waren tapere Männer, sie wollten nach alter Taktik mit ihren hölzernen, wenig manövrierfähigen Schiffen an den Feind heran, um über die Enterbrücke hinüber in Nahkampfe das Schwert zu gebrauchen. Draf, Schmerz und Howard dagegen griffen mit kleinen Schnellseglern an, für deren weittragende Kanonen die spanischen Schiffe ein willkürliches Zielobjekt waren. Aber auch, als die Spanier in jeuen bösen fünf Tagen des August durch den ganzen Kanal getrieben waren, wäre noch alles verloren gewesen, wenn nach dem Rate der altgedienten Unteradmirale der Rückweg durch den Kanal erzwungen worden wäre, denn auch die Engländer waren launpunsfähig geworden, da ihnen infolge der schätzbaren Sparsamkeit der Elisabeth die Munition ausgegangen war. Nun aber bestand Medina Sidonia darauf, man müsse durch die Nordsee um Schottland herum sich in das Atlantische Meer zu retten suchen. Da brach Sturm und Kälte, Hunger und Durst jene bekannte jurechtbare Katastrophe. Viele Schiffe scheiterten an der irischen Küste und die Schiffbrüchigen wurden von den englischen Truppen erbarmungslos angeplündert und erschlagen. Was diese Leute gelitten haben,

davon erhalten wir einen lebhaften Eindruck aus der Relation eines spanischen Kapitäns Uellar, der zu den wenigen gehörte, die aus dem Schiffbruche an der irischen Küste noch einmal die spanische Heimat wiedergesehen haben. Wir haben diesen ganzen ersten Essay Froudes (S. 1—98) mit gespanntem Interesse gelesen. Weniger können wir dem zweiten Essay (S. 99—165) Beifall schenken. Er ist betitelt: „Antonio Perez, ein ungelöstes geschichtliches Rätsel.“ Nicht als ob nicht auch dieser Aufsatz interessant, ja oft wie ein Roman interessant, geschrieben wäre, aber wir haben uns nicht davon überzeugen können, daß dem Verf. die verführte „Rettung“ Philipps gelungen ist. Dieser können wir auf die vorliegende Streitfrage nicht eingehen, wir bemerken nur, daß die Memoiren (relacion) des Perez, des früheren Geheimsehreibers Philipps, bisher die Hauptquelle für die Charakterbeurteilung des Königs gewesen sind. Froude sucht nun den König dadurch in ein etwas besseres Licht zu stellen, daß er zeigt, ein wie niedriger und gemeiner Mensch sein Vetter Perez war. Perez hat nun auch bisher unter den Historikern nicht für einen großen Charakter und für einen unparteiischen Schriftsteller gegolten, es brauchte uns Froude nicht erst zu sagen, daß er hämisch und voll giftiger Feindschaft gegen den König war. Aber wie hämisch ist er auch von Philipp behandelt worden! Perez hatte den Vertrauten des Don Juan d'Austria, der dem Könige unbequem geworden war, auf den ausdrücklichen Befehl des Königs ermorden lassen. Philipp hatte versprochen, den Perez unter allen Umständen zu schützen. Nun aber spielen allerlei dunkle Geschichten mit der Prinzessin Eboli hinein, die auch Froude keineswegs ausgehellt hat. Gewöhnlich wird erzählt, die Eboli sei die Geliebte Philipps gewesen, Perez aber habe dem Könige bei ihr den Rang abgelaufen und der König habe ihn nun seiner Eifersucht opfern wollen. Froude versucht es unvorsichtiger Weise zu machen, daß überhaupt ein Liebesverhältnis zwischen dem Könige und der Eboli bestanden habe, aber welche Rolle denn nun die Eboli wirklich in dem Handel mit Perez gespielt habe, vermag er doch nicht zur Evidenz zu bringen. Eine Reihe von Jahren waren seit jenem Morde vergangen, da wurde Perez doch als der Urheber desselben genannt und bei der Untersuchung ließ Philipp in schmachtvoller Weise ihn fallen und nach jahrelanger Haft wäre es ihm endlich noch an den Hals gegangen, wenn er sich nicht durch die Flucht nach England gerettet hätte. Gewiß, er hat mit seiner Feder den König hernach nicht geschont, aber daß der König sich ritterlich gegen ihn benommen hätte, wird man auch nach Froudes Darstellung nicht behaupten wollen. — Der dritte Aufsatz (S. 165—227) behandelt das Leben der heiligen Theresia von Avila (geboren am 28. März 1515, gestorben am 15. Oktober 1582), der Stifterin des Ordens der unbefleckten Karmeliterinnen. Neue Resultate werden hier nicht gebracht, sondern es wird nur in sehr lesbarer Weise zusammengefaßt, was der Jesuit Wandermöcke in den Acta S. Teresiae a Jesu über das Leben und Wirken und über die

Schriften dieser nachreformatorischen katholischen Heiligen veröffentlicht hat. Auch in den protestantischen Kalendern findet sich am 15. Oktober noch ihr Name und J. B. Vohe hat im „Martyrologium“ auch ihr Andenken zu erneuern und für protestantische Frömmigkeit vorbildlich zu machen gesucht. Auch Froude geht darauf aus, uns benennen zu lehren, was Begeisterung und Selbstverleugnung durch ein schwaches, fränkliches Weib zuwege bringen können. Aber warum wird denn so ganz bei Seite gestellt, daß Theresie bei allen, was sie that, als letztes Ziel doch nur die Ausrottung der „lutherischen Ketzerei“ im Auge hatte? Gewiß, wir haben Verständnis für mittelalterliche Frömmigkeit, aber nach der Reformation sehen wir ihre Fortsetzung bei denen, die Mystik und reines Evangelium mit einander zu verbinden wußten, wogegen uns die jesuitische, antievangeliische Frömmigkeit der Spanier des 16. Jahrhunderts sehr fremd berührt. Man soll ja als unparteiischer Historiker einen Vorzug und eine Theresie von Avila aus ihrer Zeit zu beurteilen wissen, aber so weit darf man doch seinen evangelischen Geist nicht vergessen, daß man zum Lobredner der unbeschäftigten Karmeliterinnen wird. — Auf die historischen Essays läßt nun Froude zwei sehr frisch und anschaulich geschriebene Reiseerinnerungen aus Norwegen folgen: „Die norwegischen Fjorde“ (Seite 228—270) und „Noch einmal Norwegen“ (S. 271—302). In eigenen Dampfbooten hat er 1881 und 1884 jedesmal etwa sechs Wochen in den Fjorden sich aufgehalten und hat dem obgelegten, worin der Engländer am liebsten seine Unterhaltung sucht, er hat geangelt. Tront (Foselle) und Salmen, das sind Namen, die das Herz des englischen Sportsmanns zu begeistern vermögen. — So kann ich diese fünf Essays empfehlen; wie sie mir Belehrung und Genuß gebracht haben, so hoffe ich, werden sie eben erfreuen, der etwa, durch diese Anzeige veranlaßt, zu ihnen greifen wird.

J. P.

## 4. Biographie.

— Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Ein deutsches Fürstenleben. Von Vertholz Volk. Mit Bildern. (Wismar, Hinckorff'sche Buchhandlung.) 1893.

Dem Verfasser haben eine Anzahl neuer Quellen zu Gebot gestanden, welche dem ersten Biographen des verstorbenen Fürsten, Herrn von Hirschfeld, noch nicht zur Verfügung waren. Auf Grund dieser und des schon bekannten Materials hat er dann eine warm und lebendig geschriebene Lebensbeschreibung verfaßt, welche die Entwicklung, die Regierungszeit, und den vortrefflichen Charakter des Großherzogs durchaus in das rechte Licht stellen. Verfasser hat seinen Stoff in drei Bücher verteilt, welche die Ueberirdischen tragen: Der junge Regent, Des Landes Vater, Des Reiches Fürst. Der erste Abschnitt schildert in gesonderten Kapiteln die Jugendjahre, die Dresdener Gymnasialzeit, die Studentenzeit in Bonn, den Regierungsantritt,

die erste große Reise nach dem Süden. Das zweite Buch umfaßt die politischen Wirren der Revolutionszeit — hier ist noch manches eingeschaltet, was in früheren Biographien sich noch nicht fand —, die Vermählung mit der Großherzogin Auguste, die Wirksamkeit des Großherzogs auf dem Gebiete der Kirche und Inneren Mission, den Verlust der ersten Gemahlin, die zweite Ehe. Der dritte Abschnitt behandelt die deutsche Politik des Großherzogs, die Wiedervernählungen, den Feldzug gegen Frankreich und die folgenden Ereignisse bis zu dem schönen göttlichen Ende. — Wir empfehlen das liebenswürdige Buch. Wird es auch zunächst in Mecklenburg seinen Leserkreis finden und finden müssen, so sind doch die Beziehungen des verstorbenen Fürsten im Inland und Ausland so mannigfache gewesen, daß auch außerhalb der Grenzen der engeren Heimat es an Freunden und Lesern nicht fehlen dürfte.

— Wilhelm Weber. Eine Lebensskizze von Heinrich Weber. Mit Webers Bildnis. (Breslau, Verlag von C. Treves.) 1893. 111 S. 8°.

Die Lebensbeschreibung eines so einzigartigen und bedeutenden Mannes, wie es der Physiker Wilhelm Weber war, muß mit Interesse aufgenommen werden. Das gilt auch von dem vorliegenden Buch, das leider nur einen kurzen Abriss von Webers Leben liefert. Von besonderem Interesse wird das Buch durch die Schilderung des engen Verkehrs zwischen Weber und Gauß und durch die vielfachen Beziehungen, welche Weber zu anderen Größen seiner Zeit, wie Humboldt, Dirichlet, Fedner und Hölder hatte. Auf die magnetischen und elektrischen Arbeiten des großen Physikers und seine diesbezügliche Entwicklung ist besonders Rücksicht genommen. Beachtenswert ist auch die Schilderung der Suspension jener sieben Göttinger Professoren im Jahre 1837, zu denen neben den beiden Grimms und anderen auch Weber gehörte. Im übrigen ist es zu bedauern, daß nicht mehr auf das innere Leben Webers eingegangen ist, wodurch doch vielfach auch eine Gelehrtenbiographie erst ihre Bedeutung und Anziehung findet. D.

— Johann Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Von Dr. Heinrich Kräger. (Bremen, M. Reinins Nachfolger.) VIII n. 165 S. 2 M. 80 Pf.

Der Verf., ein Schüler Erich Schmidts und von diesem für vorliegende Schrift bestens unterstützt, hat in erschöpfender Weise am Leben des Münsterpfarrers Miller von Ulm und an seinen Dichtungen, insbesondere an seinem „Siegwart“ und der „Geschichte der Zärtlichkeit“, die Zeitkrankheit der Empfindsamkeit beschrieben, die sich nicht genughun konnte in überarter, schwärmerischen Geschlechtsliebe, zu der das Leben der profanen Wirklichkeit oft in starken Gegensatz getreten ist — auch bei Miller — in übertriebener und darum unwahrer Freundschaft, in Schnitzerei und reichlich und leicht fließenden Tränen, in Liebe zum Landleben, in Entzücken über den Mond-

schein, über Kinder, Bettler und Tiere, über Krankheit und Tod. Unsere Zeit liegt weit ab von dem Zeitalter der Empfindsamkeit, ja sie ist der schroffen Gegensatz zu jener Zeit, aber nur dunkelhafte Unwissenheit kann mit Geringschätzung der Tage unserer Urgroßväter gedenken; nach hundert Jahren wird man über die kalte Freivolität, aber die staubtrockene Nüchternheit unseres im Rammondienst, Genußsucht und Autoritätslosigkeit sich selbst aufzehrenden Materialismus ebenso zu Gericht sitzen, wie der unparteiische, mit viel Kenntnissen ausgerüstete Verf. Gericht gehalten hat über die Zeit des Hainbundes. Wer aber unbefangenen einen Vergleich aufstellt über den Gegensatz der idealistischen Vergangenheit und der materialistischen Gegenwart, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß jene Zeit sittlich um vieles höher steht als unsere Zeit. — Freunden der Geschichte, nicht bloß der Litteraturgeschichte unseres Volkes soll Krägers Johann Martin Miller zum Studium bestens empfohlen sein. O. K.

## 5. Länder- und Völkerkunde.

— Aus drei Erdteilen. Gesammelte Aufsätze von Dr. Karl Kräger, Privatdozent an der kgl. landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin. (Leipzig, Verlag von C. V. Hirschfeld.) 1893. Fr. 3 M.

Wer so frisch und munter von der Erde und seiner Erlebnisse in drei Erdteilen zu schildern vermag, wer da dranhin jeweils des Meeres nicht nur gedenkt, sondern auch gearbeitet hat und wer über einen so urwüchsigen, kräftigen Stil verfügt wie Herr Dr. Kräger, der kann sicher sein, daß seine Bücher gern und mit Augen gelesen werden. Freilich ist das Wesen dieser Aufsätze ein sehr buntes; neben Beschreibungen von Bergbeseitigungen und dergl., Bildern aus Brasilien, Kleinasien und Ostafrika finden sich kolonialpolitische Artikel der verschiedensten Art und schließlich Aufsätze über die Reform der modernen Gesellschaftsstruktur und über den Diskantent Berlin-Wien! Man wundert sich, daß nicht auch die Feuerbestattung und die Architektur des Reichstagsgebäudes in den bunten Kreis gezogen sind. Aber trotz dieser Biersfarbigkeit liest sich das Buch gut; eine scharf ausgeprägte, energische Persönlichkeit spricht aus ihm zum Leser und die kolonialpolitischen Ansichten des Verf. verdienen zweifellos Beachtung, weil ihnen an Ort und Stelle gemachte persönliche Erfahrungen zu Grunde liegen. v. H.

## 6. Naturwissenschaft.

— Zoologische Vorträge, herausgegeben von William Marshall, Professor an der Universität Leipzig. 11 Hefte. 1889—1892. 8°. (Köpschenbroda b. Dresden, Richard Freese.) Die vorliegende Sammlung zwanglos erscheinender Hefte enthält nicht nur Arbeiten des Heraus-



gebers, sondern auch anderer Gelehrten, sie sollen das ganze Gebiet der Zoologie behandeln, ganz besonders aber die Insekten und Vögel. Die bisher behandelten Themata sind ja zum Teil von allgemeinerem Interesse, wie z. B. die Papageien, Leben und Treiben der Ameisen (beide von Marshall), die großen Säugetiere der Diluvialzeit (von Bohlig), Pflanzengallen und Gallentiere (von Estlein), die Alpentiere in Wechsel der Zeit (von Keller), Altes und Neues aus dem Haushalte des Kuckucks (von Mey), allein sie gehen im allgemeinen doch über das hinaus, was man in einem populären Werk suchen kann; wer sich dagegen für eines der hier behandelten Themata interessiert und sich darüber genauer unterrichten will, dem werden diese Hefte einen guten Dienst leisten, doch wären auch für diesen Zweck einige gute Abbildungen, deren sich sehr wenige finden, erwünscht gewesen. Hervorheben wollen wir nur, daß das Heft von Marshall über Ameisen ebenso anziehend wie verständlich geschrieben ist und auch eine weitgehendere Beachtung verdient; hin und wieder gehen die descendenz-theoretischen Erörterungen in manchen dieser Hefte zu weit, so können wir uns mit den allgemeinen Schlussfolgerungen Bohligs, der übrigens mit der Interpunktion in einem überraschenden Kampf liegt, nicht im geringsten einverstanden erklären; daß z. B. die ältere Tertiärzeit menschenähnlichere Affen besitzt, als die Gegenwart, und daß die diluvialen Menschenschädel von Spy und Neanderthal von weit niedrigeren Rassen herrühren, als selbst die am tiefsten stehenden unter den heute lebenden, sind ja allbekannte, unbewiesene Phrasen. D.

— Drehs's Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. 2. Auflage. Zweiter Band: Die Vögel. Mit 1 Tafel in Farbendruck und 240 Abbildungen. (Leipzig, Bibliograph. Institut.) 1893. 784 S. gr. 8<sup>o</sup>. Preis 10 M.

Auch diesen zweiten Band der neuen, von A. Schmidtlein besorgten Auflage des bekannten Buches können wir warm empfehlen. Man merkt überall das Bestreben, zu bessern und mit der Naturforschung mitzufahren, und die Schilderungen sind auch hier knapp und zweckentsprechend und der Inhalt dabei doch außerordentlich reichhaltig. Die Ausstattung des Buches ist, wie die des ersten Bandes, vorzüglich, schöner klarer Druck und prächtige Abbildungen, auch in diesem Bande sind viele durch neue ersetzt worden. D.

— Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Von Hippolyt Haas. Erster Teil. Mit 55 Abbildungen. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.) 1893. 317 S. 8<sup>o</sup>.

Das Buch, dessen Verfasser Professor der Geologie in Kiel ist, bespricht in einer Einteilung der verschiedenen Ansichten über die Entstehung der Erde, sodann erörtert es im ersten Abschnitt („Aus der Erde Kullans“) die vulkanischen Erscheinungen und ihre Ursachen, und im zweiten Abschnitt das Baumaterial, aus dem sich die Erde aufbaut,

sowie die Kräfte, welche entweder bildend oder zerstörend auf die Erdoberfläche einwirken.

Das Buch ist gefällig geschrieben und der Text wird durch gute Abbildungen unterstützt. Angenehm berührt der verständige und wenigstens religionsfreundliche Standpunkt des Verfassers bei der hypothetischen Seite seines Themas. Wer sich über die wichtigen Fragen der Geologie nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft unterrichten will, dem sei dieses Buch warm empfohlen. D.

## 7. Poesie.

— Poesischer Krautgarten. Gedichte aus allerlei Zeiten und Stimmungen von H. Wald. (S. Leopoldi, Verlag von Wih. Klotzdruck.) 1892. 190 S. Broschirt 2 M. 50 Pf., geb. mit Goldschnitt 3 M. 50 Pf.

Den Dichtungsreizen der „A. l. M.“ muß ich doch eine Freude machen; aber ich gönne sie auch wirklich nur echten Dichtungsreizen, denen aber auch von Herzen. Deshalb verrate ich ihnen hiermit die obige Gedichtsammlung. Sie stammt ja, wie der Titel zeigt, aus Prosa, und ist nur in einer sehr beschränkten Anzahl von Exemplaren herabgelassen, und diese sind einzig bei der Buchhandlung von Heinrich Feese in Hannover zu haben. Ob der unter dem Pseudonym sich verborgene Dichter hier oder drüben lebt, ist nur insofern nicht gleichgültig, als er unbefugtem Nachdruck entgegenzutreten in der Lage wäre. Denn sonst wahrhaftig könnten sie schon zum Nachdruck reizen! Wer einen Bid in ein ganzes, volles, echt deutsches Menschenherz mit seinem himmelhoch jauchzenden Stid und seinem abgrundtiefen Weh, mit aufsteigender Scherzdelust und oft an Verzweiflung grenzendem Lebensernst, mit sorglosem Uebermut und tiefreligiösem Gewissensdrang thut und all dies wie im Krystallspiegel unabsehbarer Wassertiefe schauen will, dem rate ich zu dieser Sammlung, und ich will mich mit voller Namensunterschrift blamieren, wenn's nicht stimmt — mich — oder den Waidrediker! Aber ein paar Proben will ich doch auch geben! Wenn ich nur wüßte, was ich auswählen soll!

### Zur Mitternacht.

Vom Turme dröhnt der Glocken Schlag  
Zur Mitternacht.  
Die hab ich manchen lieben Tag  
Herangewacht.  
Wie klang das heut? so stark und voll  
Zur Mitternacht!  
So ganz als ob es mahnend scholl:  
O Mensch, hab Acht!  
„Um Mitternacht ward ein Geschrei:  
Der Bräut'gam naht!“  
Bist du's, den mir der Klang herbei  
Geföhret hat?  
So tritt herein, du Geistesfürst,  
Zur Mitternacht,

Nach dem ich angstumsangen dürft  
Auf dunkler Nacht.  
Führ mich aus Angst und Not und Qual,  
Aus finst'rer Nacht  
Zum lichterfüllten Freudenpaal  
In Weisheitsmacht.

### Menschenseele.

Einsam zwischen hohen Bergen  
Liegt ein tiefer dunkler See.  
Nebel bedecken seine Flächen  
Bis zur halben Bergeshöhe.

Tropfen flammt das Licht der Sonne,  
Tranten leis die Woge rauscht;  
Rauscht und fragt, ob Tageshelle  
Für die Dämm'ung je sie tauscht.

Rauscht und fragt — und hin und wieder  
Pracht ein Strahl durch Nebelsnacht.  
Wie sie beb't und strahlt, wenn leis sie  
Küßt der Sonne goldne Pracht.

Menschengeist, ob deiner Tiefe  
Steht die Nebel, flammt das Licht.  
Deine Woge hör ich rauschen —  
Ob dir's tagt!? Ich weiß es nicht.

Damit sei's genug. Wer's versteht, der versteht's.  
Natürlich hab ich die besten noch in Buche  
gesehen. Dr. E. F. Wuncken.

— Sei deutsch! Naturse in den Kampf der  
Zeit von Schulte vom Brühl. 2. stark ver-  
mehrte Auflage. (Leipzig, H. Beyer.) 23 S.  
30 Pf.

Deutsche Klänge von Ferdinand Haars,  
Hannover. (Hannover-Linden, Manz & Lange.)  
47 S. 1 M.

Der unbedeutende Poet Haars aus Hannover, dem „geliebten Ort“, stellt sich wie ein berühmter Dichter den Lesern im photographischen Bild dar, er verkannt nicht, gleich nach dem Titelblatt zu melden, daß ihn ein kaiserlicher und prinziplicher Poet zu teil geworden sei. Er verkannt auch nicht, bei acht patriotischen Gedichten — im ganzen sind es 14 — den Leser davon in Kenntnis zu setzen, daß ihn „für Ueberreicherung dieser Dichtung“ der betr. fürstliche Poet zu teil geworden sei. Loyalter kann man nicht verfahren. Der zweite Teil „aus frohen und erulien Stunden“ ist dem unermesslich Weiblichen gewidmet, insbesondere den Jungfrauen Hannovers, der Haarschen Muse, den deutschen Jungfrauen, den edlen Frauen, einem schönen Mädchen, den Italienerinnen und speciell den Jungfrauen Beneidigs. Frauenfeindlicher kann man nicht verfahren. — Der Beginn des jugendlichen Hannoveraner tragt im übrigen auf den hartgetretenen Wegen gemeinüblicher Berkskunst einber. —

Ungleich kraftvoller und markiger sind die Verse des älteren Dichters Schulte vom Brühl. Er hat den Mut, den Wammion unferen schwächsten Feind zu nennen, den Volkstretreter und der unbedeutlichen Presse den Text zu lesen, und den Bannernstand zu preisen. Auch die Juden hat der Dichter ans Korn genommen, nur daß er das

eine Mal allzuschütern vom getauften Rohren spricht, womit der Jude gemeint ist, und das anderemal die vom deutschen Gastrecht aufgenommenen Fremdlinge, womit wiederum das edle Judenvolk gemeint ist, mit Aufhebung der Emancipation bedroht. Warum diese Schüchternheit? Auch in poetischer Fassung heißt es in solchen Fällen: Farbe bekennen! Ich empfehle das dem sonst so ehrlich deutlich denkenden und fühlenden Dichter für die dritte Auflage. O. K.

— Verschämte Lieder von Ernst von der Planig. 7. Aufl. (München, E. Nisler) 200 S. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

„Unverschämte Lieder“ sollte der Titel lauten! Gedichte wie „Farbenwahl“, „Ein großes Herz“ erinnern an Heine, den sich der talentvolle Lehrling Planig zum Meister anerkennen hat. Andere Gedichte, wie z. B. „Auch ich“, erinnern sogar wörtlich an den genannten Juden. Nur daß bei Heine ein gewisses Maßhalten in der Gemeinheit wahrzunehmen ist, während Planig sich nicht schent, mit Nuntzen Keimwörter zu verraten, die das Aeußerste von Roheit zum Ausdruck bringen. — Vier trinken, Weiber trüben, Gnade dressieren, Hiebe empfangen und austreten — das ist so ziemlich der Hauptinhalt der „verschämten Lieder“. Der „verschämte“ Poet wendet sich zwar wiederholt gegen die moderne realistische Poesie, aber was er zusammengewürfelt und zusammengereimt hat, gedieht doch nur „auf dem Riste“ der Modernen. Er hat sich selbst das Urteil gesprochen in den Versen:

Willst du die Menge heint ergötzen,  
Nicht tief dich in die Fänge setzen,  
Sonn' wird erreicht wohl kaum dein Zweck,  
Gemeinsam ist ihr das Gemeine,  
Sie wählt wie eine Herde Schweine  
Mit ganzer Wollust nur im Dr . . .

Ich wüßte nicht, wie man Schamlosigkeit, wie die auf S. 221 und anderwärts, richtiger kritisieren könnte. —

Wer im Denken und Fühlen nicht wählereich ist, hat am Ende auch nicht nötig, sich um die richtige äußere Form, um Sprache und Metrik viel Sorgen zu machen. Stulpenmäßen, Hadenmäßen, Deufemal, Webentemal, ungewußt, ungehant, erlobt (für erloben), Weibigen, dichterem, der Maiein, unmageln, Spnd (für Spuß), Edel (für Eitel) und die völlige Geringschätzung des Genetivs, Dativs u. s. w., die dem „Verschämten“ ein Merkmal von Gesichts, das Vorhandensein eines Geheimnisses, eines Saubirt, eines Antlitz, eines Dampfstoß (hier wird, wie zur Entschuldigung, noch ein „angefügt“ gestattet und ihn „von all den lieben Kerle“ (Reim: Kerle) dichten läßt, all dies ist mehr als ansehnlicher Beweis dafür, daß der „Verschämte“ an irgend welche Schranken der Form sich nicht gebunden weiß. —

Traurig ist, daß die Verse des sich selbst aufrichtiger Weise „gottverlassen“ nennenden Dichters schon die siebente Auflage erlebt haben. Es sind also Tausende von schamlosen Existenzen, die Gefallen an diesem Schmutz gefunden haben! O. K.

## 8. Unterhaltungslitteratur.

— Die Gräfin von Bonneval. Eine Erzählung aus der Zeit Ludwigs XIV. und der Regentenschaft. Von Lady Georgina Fullerton. (Münster in Westfalen, Adolph Kuffels Verlag.)

Die Gräfin von Bonneval ist eine erstmalige Uebersetzung des im Verlage von Tauchnitz in Leipzig erschienenen englischen Romans »The Countess de Bonneval« der Lady Georgina Fullerton. Die Verfasserin ist am 23. September 1812 geboren, trat am 9. März 1846 von der anglikanischen zur katholischen Kirche über und ist am 19. Januar 1885 in London gestorben. Wenn wir es hier auch mit einem Werk einer Konvertitin zu thun haben, so macht sich dies doch in keiner Weise durch eine Polemik gegen die evangelische Kirche bemerkbar. Der Roman bewegt sich nur auf katolischem Gebiet und bot also auch keinen Anlaß zu einer solchen. Aus demselben spricht erstere, christlich fromme Weltanschauung. Die katholische Färbung macht sich nur gelegentlich bemerkbar bei Schilderung des Klosterlebens, in der übertriebenen Feierung guter Werke als Weg zur Seligkeit und der Verherrlichung Roms als Freistätte, „die jedem offen steht und niemanden verstoßt, wenn er sich auch erst in der ersten Stunde an den mütterlichen Busen der Kirche flüchtet“. Die Verfasserin ist eine Schriftstellerin von hervorragendem Talent. Nicht nur die Hauptpartien, sondern auch das Beiwerk ist mit Liebe aus- und durchgeführt. Es ist ein Roman aus der Kolofzeit, und Kolokolust weht uns überall entgegen. Die Zeit der Regentenschaft, in welche die Erzählung wesentlich fällt, war die Zeit der größten Sittenverderbnis in Frankreich. Die Erzählung deckt solche auch auf, läßt aber bezogen rechtzeitig den Vorhang fallen. Der Graf von Bonneval, gleich groß in Genialität, Selbstsucht, Genußsucht und Sinnlichkeit, ist gleichsam eine Verkörperung seines Zeitalters. Die Zeichnung dieses dämonischen Charakters ist eine ganz vortreffliche. Die Titelhelbin, seine unglückliche Gemahlin, will uns dagegen etwas gar zu naiv, zu rein, zu heilig, bisweilen auch sentimental erscheinen. Sentimentalität war freilich auch ein Charakterzug der Zeit, und für übermenschlich reine, heilige Frauengestalten, ohne Schuld und Fehler, hat die katholische Poesie jeder Zeit eine besondere Vorliebe gehabt. Wie dem auch sei, die Erzählung ist eine hervorragende Erscheinung in der neueren Belletristik.

— Neue Tage. Erzählung von Cornelia von Levekov. Aus dem Dänischen überfetzt von G. Johannis, Schwerin in Mecklenburg. (Bahn.) 1893. 135 S. 1,60 M., elegant geb. 2,40 M.

In dem Hute Lange und seiner Frau Agnete stellt uns die Verf. ein ganz weltlich gerichtetes Ehepaar vor. Streben nach weltlicher Ehre, Eitelkeit, Lebensgenuß, das ist ihnen alles, dabei aber fühlen sie sich doch nicht glücklich, die Herzensode

will nicht weichen. Der Mann sucht der Frau jeden Wunsch zu erfüllen, bevor sie ihn nur geäußert hat, sie nimmt alles hin, ohne nur zu danken und was von Liebe überhaupt noch vorhanden war, das macht immer mehr latter Gleichgültigkeit Platz. Da tritt in ihr Leben ein Bruder des Hates ein. Er hat es weltlich nicht so weit gebracht wie dieser, der der Erbe eines reichen Oheims geworden; aber ist er auch nur ein Buchhalter in einem Kaufmannshause, so ist er doch ein tüchtiger Mensch und er wie seine Frau haben in dem Glauben an den Heiland den rechten Lebensinhalt gefunden. Der Hater schämt sich seines Bruders, aber Frau Agnete fühlt alsbald, daß Schwager und Schwägerin haben, was ihr fehlt. Da kommen dann erst Tage der Trostlosigkeit, doch allmählich dümmern für das Ehepaar, nachdem es den Jammer seines bisherigen Lebens erkannt hat, „neue Tage“. — Der Stoff der Erzählung ragt über das gewöhnliche Maß der „christlichen Novelle“ hinaus, aber der Verfasserin ist es wohl noch nicht ganz gelungen, ihren hübschen Stoff entsprechend zu verarbeiten. Bei gar manchen Novellen möchte man Kürzungen wünschen, hier dagegen wäre eine etwas eingehendere Zeichnung der Entwicklung oft am Orte gewesen. Immerhin aber ist es doch ein Buch, welches bei der guten Ausstattung, die ihm der Verleger hat zu gut werden lassen, für den Weihnachtstisch empfohlen werden mag. Die Uebersetzung ist gut, einzelne Druckfehler sind bei der Korrektur wohl übersehen worden. J. P.

— Georg Wendler. Carl Schulze. Im neuen Hause. Catharina von Siena. (Berlin, Richard Wilhelm.) 352 S.

Carl Schulze, armer Leute Sohn, fällt im Examen durch, sein Jugendfreund, reicher Leute Sohn, besteht im Examen, obgleich dieser nichts gelernt hat und jener allezeit fleißig war. Der Jugendfreund verführt Schulzes Schwester und des Jugendfreundes Schwester wird dem durchgefallenen Chemiker nicht zu teil. Da sich diese Geschichte in der Großstadt Berlin zuträgt und da alle Personen dieser Geschichte ohne jeden sittlichen Halt in den Tag hineinleben, so entspricht es dem modernen Pessimismus, daß das unglückliche Geschwisterpaar Schulze durch Selbstmord endet. —

Einen ungleich besseren Eindruck macht die größere Erzählung „Im neuen Hause“. Zwar ist auch hier der Schauplatz das alterneste Berlin, aber das Herrinragen der moralischen Welt in die Welt, wo man alle Tage herrlich und in Freuden lebt, bildet doch von Anfang bis Ende den Hintergrund, auf dem sich die im ganzen gut gezeichneten Charaktere trefflich abheben. Nicht richtig beurteilt wird der Emporkömmling Konrad Wohl, ein recht widerwärtiger Geldpropp, dessen Haupttugend im Geldverdienen bestehen soll, eine Tugend, die doch nur in ironischem Sinne als solche gewertet werden kann, während der Verf. diese Werthschätzung ernstlich zu nehmen scheint. —

Eine Catharina Winter, die füglich aus Berlin sein dürfte, ist in Siena todtraut geworden. In

den Tagen der zurückkehrenden Gesundheit führt die junge, schöne, reiche Dame ein recht gefälliges, nach Wig hochendes Tagebuch, aus dem sich ergibt, daß der verwitwete Hospitalarzt sich ebenso vergeblich auf ihre Hand Hoffung gemacht hat, als der Hospitalvater auf ihre Begleitung, um im fernen Afrika Weiden zu befehren, daß dagegen ein junger schöner Maler, der sich von der Strafe aus in die Hospitalität verließ, ihre Hand erhält. Diese Tagebuchs-Geschichte ist so ironisch gehalten, daß der Leser nicht einmal den Ausgang mit der Verlobung recht glaubhaft findet. —

Der Verf. schreibt ein vortreffliches Deutsch und läßt sich nur selten zu Ungereimtheiten verleiten.

O. K.

### 9. Verschiedenes.

— Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, herausgegeben von Emil Frommel, Wilhelm Baur und Rudolf Kögel. (Bremen, Müller.) 1894.

Die Christoterpe ist wieder da und bringt manchen Beitrag in Poesie und Prosa, darunter viele gute, freilich auch einige minder gute. In den letzteren bebauern wir die beiden Novellen zählen zu müssen „Sorgen und Nichtsorgen“ und „Der Fischweiber“. Wir wissen, wie schwer es ist, gute Belletristik zu bekommen und jede konservative Zeitschrift muß gelegentlich einmal um nachsichtige Kritik bitten. Aber die periodische Zeitschrift hat die Entschuldigung, daß sie wohl oder übel Novellen bringen muß. Die „Christoterpe“ hätte das doch wohl kaum nötig. Wenn Bedeutenderes nicht zu beschaffen war, als diese Damen-Laborate, hätte unseres Erachtens ohne Schaden für das Unternehmen die poetische Kunstform der Novelle immerhin einmal anfallen dürfen. — Neben den erwähnten schwächeren Sachen nennen wir um so lieber die wertvolleren Beiträge. Sehr interessant ist die historische Studie: Friedrich der Große und General Chasot; sehr hübsch und warm geschrieben die Erinnerung an Oß von Emil Frommel; auf guten und gut verarbeiteten Studien beruhend, die Biographie von Johann Baltasar Schupp, welche Wilhelm Baur verfaßt hat; gerade jetzt von Interesse die säkular-Erinnerungen an das kirchliche Leben im Elsaß zur Revolutionszeit von Max Reichard. Alles in allem ist der Inhalt der Christoterpe auch in diesem Jahre ein so reicher und schöner, daß sie ihren Platz als Festgeschenk auf christlichen Weihnachtsfesten sehr wohl behaupten können. Wir empfehlen sie gern.

— Am Wege und abseits. Von Dr. Hermann Defer. (Basel, R. Reich.) 197 Seiten. 2 M. 69 Pf.

Was in der Monatschrift zur wärmsten Empfehlung des Buches „Des Herrn Archemoros Gedanken“ gesagt worden ist, kann wörtlich zur wärmsten Empfehlung des vorliegenden kleineren Buches wiederholt werden: „Der Verfasser ist durch und durch Menschenkenner; Feind alle

Nedensarten, Feind aller Partischablonen, er geht immer auf den Kern des Menschen. Und da er seine reichen Lebensbeobachtungen in musterhaftem Deutsch zusammengefaßt hat, so kann das kleine Buch geradezu ein Schatzkästchen christlicher Lebensweisheit genannt werden.“ — In der ersten Abteilung „Helianthus“ (Sonnenblume) spricht gleich das Heiserleben mit den Sommerfrählern Entweder und Oder den Leser in einer Weise erfreulich an, die bis zum Schluß des Buches fortdauert. — Das neunte Stück „Sein Weihnachtsabend“ möchte ich ein Erststück nennen, ein Stück aus dem von D. Glaubrecht, dem in Lindheim jetzt verstorbenen Pfarrer Rudolf Defer, auf den Sohn, den Verfasser, übergegangenen reichen Erbe volkstümlicher Erzählung. — Auch das siebzehnte Stück „Quintus Fabius Maximus Cunctator“ gehört zu diesem Erbe. — Durchaus originell ist das die zweite Abteilung einleitende und beherrschende Stück „Der Sprung in der Fensterstiege“ („Vaienpredigten über allerlei Christen“). Witten aus dem täglichen Leben herausgegriffen sind alle neun Stücke, die größtentheils schon durch ihre Ueberschriften zum Lesen und Weiterlesen laden: Der Cuittungsamarter, Gefühlsabbreviaturen, Gastdichters, Blaue Begriffe, Tageslichtreflektoren, Puppengestelle.

In der dritten Abteilung bietet uns Defer unter der Ueberschrift „Alter und Erita“, den Lieblingsblumen seiner Eltern, gedankenreiche Dichtungen aus den Jahren 1871 bis 1892 dar, die teilweise das geistige Eigentum berühmter Männer wie Longfellow, Carlyle („Der dämmernde Tag“ S. 181), Shakespeare, Milton, Th. Moore, Tennyson u. a. in vollendet schöner Verdeutschung wiedergeben. — Wie fein ist das Lied „Ein Müller wolk ich werden“ geistlich ungedacht! Wie schlicht und innig sind die beiden ersten Gedichte unter der Ueberschrift „Häusliches“!

Die Gedanken des Herrn Archemoros sind bereits in zweiter, die Lebensbilder „Stille Wege“ bereits in dritter Auflage erschienen, ein Beweis, daß es doch auch in unseren unruhigen, nach Gewinn und Genuß jagenden, an Wechsel und Umsturz sich erfreuenden Zeit noch Viele giebt, die ihre Freunde haben an den stillen, einsamen Gedanken eines nach Heiligung ringenden christlichen Denkers.

O. K.

— Im Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh erscheint eine „Gymnasial-Bibliothek“, herausgegeben von den beiden Gymnasiallehrern in Gütersloh, Dr. Bohme und Hoffmann, von der folgende Hefte uns vorliegen: 2. Alexander der Große und 5. Marcus Porcius Cato von Jäger; 8. Das Fortleben homerischer Gestalten in Goethes Dichtung von Dr. Schreyer in Schulpforta; 10. Römisches Lagerleben von Dr. Müller in Hirschberg; 12. Altgriechische Kolonisation von Dr. Bergberg in Halle; 13. Geographische Forschungen und Märchen aus griechischer Zeit von Dr. Urban in Magdeburg; 14. Aus Sizilien von Dr. Ziegler in Bremen; 15. Sraz von Dr. Aly in Magdeburg; 16. Thulydides von Dr. Lange in Greifswald. — Die Hefte sind für die Hand

reiferer Schüler bestimmt, um ihnen zur Belehrung, Anregung und Unterhaltung zu dienen. Stofflich sind sie demnach abgegrenzt durch die Ziele des Gymnasiums und den Gedankeninhalt der dabei gelesten Schriftsteller. Veranlaßt wurde die Herausgabe durch den insolge der „Schulreform“ immer allgemeiner und lebhafter geäußerten Wunsch nach einer stärkeren Betonung der realen Seiten des klassischen Altertums und des Inhaltes der im Gymnasium gelesten Schriftsteller, sowie nach einer mehr einheitlichen Auffassung des antiken Lebens und Denkens überhaupt. Es wird bei etwas verringerter Stundenanzahl für die alten Sprachen und für die alte Geschichte immer schwieriger werden, lediglich im Unterrichte dem Schüler auch nur annähernd eine Gesamtanschauung über die wichtigsten Seiten der antiken Kultur zu vermitteln. Darum schien es wünschenswert, die häusliche Lektüre des Schülers in Beziehung zu bringen zu dem Gedankenkreis seiner Schullektüre, und manches, was im Unterrichte nur vereinzelt oder gelegentlich berührt werden kann, zusammenzufassen, zu ordnen und ergänzend auszuführen. — Wir begrüßen die vorliegenden Hefte nicht bloß im Interesse der Primaner, sondern auch im Interesse älterer Männer, welche die Liebe zum klassischen Altertum sich bewahrt haben, ohne doch im Stande zu sein, der Forschung in ihrem ganzen Umfange zu folgen. Gerade solchen glauben wir diese zum Teil auch recht interessant geschriebenen Hefte empfehlen zu können. Die Älteren unter uns werden dann vielleicht mit einem gewissen Neide gegen die jüngere Generation erfüllt werden, denn uns ist es oft nicht so leicht gemacht worden wie ihr, in das eigentliche Kulturleben des Altertums einzudringen. Die Klage, daß über dem philologischen Kleintraum die Einfassung in die Kenntnis der Antike selbst auf den Gymnasien vernachlässigt werde, ist nicht von gestern, ja, sie war vielleicht vor 40 Jahren noch berechtigter als heute. Damals lasen wir in zwei Jahren nur etwa ein Buch von Tacitus Annalen oder eine kleine Rede des Demosthenes, der Inhalt wurde beiläufig behandelt, aber an seiner Verart irgend einer Handschrift ging der Lehrer vorbei und in die Feinheiten der griechischen Barikellehre unter Beiziehung aller gelehrten Autoritäten uns einzumischen, war sein wichtigstes Anliegen. Während wir nach der grünen Weide der Realitäten hungerten, wurden wir in die Wüste der grammatikalischer Künste geführt, als sollten lauter Stubengelehrte Fachphilologen aus uns werden. Da mußten sich die Strebsameren unter uns in die vorhandenen größeren Geschichtswerke hineinarbeiten, aber weit sie es ohne Anleitung thaten, war die Ausbeute der Wüste oft nicht entprechend. Was hätte uns damals so eine „Gymnasial-Bibliothek“ sein können! Auch wir älteren Männer wollen sie auch heute noch zur Hand nehmen, wollen uns der sachkundigen Führung bewährter Forscher freuen, und sie unseren Söhnen schenken. Alles liegt daran, daß unserer gebildeten Jugend durch die Einführung in das klassische Altertum der ideale Sinn gewahrt werde. J. P.

— Wahrheiten für unsere Tage. Von Friedrich Dehninger. (Konstanz, R. Firsch.) 197 S. Eleg. kart. 1 M. 20 Pf.

Ein ganz vortreffliches Buch! Ein erfreuliches Lebenszeichen aus der vom Unglauben und Halb glauben arg verwühten protestantischen Schweiz. Die Lösung für unser vom Glauben abgefallenes, dem Gericht entgegenreißendes Geschlecht ist nicht: Fortschritt, sondern Umkehr (S. 27). „Unsere Zeit ist nicht durch die Pädagogik des Geistes hindurchgegangen, wie das Geschlecht zu Luthers Zeit; darum weiß sie nichts von der Sünde oder macht sich nichts aus der Sünde und ebensowenig aus der Gnade.“ (S. 35). „Der Egoismus ist das einzige Prinzip und die irdische Glückseligkeit das einzige Ziel des Menschen“ — heutzutage (S. 76). „An die Majorität zu glauben, ist finsterner Aberglaube, und diesen Aberglauben fordert der Liberalismus“ (S. 81). „So wenig als von römischen Systemen, kommt das Weil von der protestantischen Freiheit und Pietätberei“ (S. 109). „Das moderne Geschlecht ist im ganzen so müde und zum Teil wie von Furien verfolgt, daß es seine Hoffnung aufs Nirwana selbst, auf die Bewußtlosigkeit, und sein Weil im Aufhören des Lebens oder gar in der Selbstvernichtung sucht. — Aber die Wüste liegt nicht in der Bewußtlosigkeit, sondern in der Vergebung der Sünden.“ (S. 121).

Der Verfasser ist in hervorragender Weise ein vielbekannter Mann. Er citirt die Kirchenväter, die Reformatoren, die Philosophen, die gläubigen, wie die glaubenstosen Theologen unserer Zeit, und läßt sie Zeugnis für und wider die Wahrheit ablegen. Von solchen Citaten mögen hier zwei stehen: „Das Verberren der Geistlichen ist viel schlimmer als das Verbauern.“ (Bek. . .) „Das Christentum ist in seinem Beginn und in seiner Vollendung nur eine große Tatsache, die von Himmeln schreit, sowie die Weltgeschichte nur eine große Tatsache ist, die zum Himmel schreit.“ (Wünther.) O. K.

— Sergius Baturin. Aus dem Französischen. (Verlag von Friede, Halle.)

Diese Erzählung ist von konsistorialrat D. Dalton beantwortet worden, aber als ich sie durchgelesen, fiel mir in Bezug auf dieses empfehlende Vorwort die bekannte Geschichte von jenem Banquier ein, der seinen Sohn, der Vater geworden, vorstellte und sagt: „Mein Sohn, — malt, — aber er hats nicht nötig!“ Das Wächlein brandt auch nicht viel empfohlen zu werden! Es ist eine reizende christliche Novelle aus dem aristokratischen Kreise Petersburgs, die bekanntlich durch Lord Radstoks Anregung am Ende der achtziger Jahre eine tiefgreifende religiöse Wandlung durchlebte. Mit zarter Hand sind die unfernein bekannten Namen verändert und die Charaktereigenschaften jener erweckt, „Edeln nach dem Fleisch“ sein vorzüglich angebeut. Leben ja noch manche jener Familien. Die psychologische Lösung des Problems, wie eine Belehrung im Rahmen der Novelle oder des Romans, ohne zu verletzen, zu behandelte, ist

Verfasserin an ihrem Helben meisterhaft gelungen. Uns, die wir den Umschwung der Stimmung gegen evangelische Verkündigung in Rußland selbst durchlitten und durchlebt, legt sich freilich beim Lesen dieser frischen Schilderung eine Last von Wehmut aufs Herz. Mit wie roher, ranher Hand ist nicht später in die edelste Wirklichkeit der frommen Grafen und Fürsten eingegriffen worden! Statt daß sie mit ihren Millionen und ihrem neuen Glaubensleben einer russischen Kirchenreform die Wege bahnen konnten, hat man sie Landes verwiesen. In der Schweiz oder Italien beten diese ausgewiesenen Gottesmänner um eine neue Zeit für Rußland, wo Gottes Wort eben schier gebundener ist, als in der Türkei!

Eine einzige kritische Bemerkung sei dem aus Rußland Stammenden nicht versagt. Die Uebersetzerin hat Französisch und Deutsch meisterhaft beherrscht, — verstand aber wohl nicht Russisch! Daher erklärt sich an manchen Stellen die falsche Orthographie eines russischen Wortes — und die Wiedergabe z. B. des „Taurischen Garten“ mit „Tauriden Garten“ oder des „Dreißchen Trabers“ mit „Traber Ortsoff“. Bei der vermutlich bald nötig werdenden zweiten Auflage lassen sich die Kleinigkeiten ja leicht glätten.

S. Keller.

— Von der im Jahrg. 1892 S. 444 von uns angezeigten Sammlung geschichtlicher Jugendschriften „Aus unserer Väter Tagen“ sind inzwischen mehrere weitere Bändchen bei Alexander Köhler in Dresden erschienen, von denen uns drei, nämlich Bd. 5 „Die Nibelungen Sage“ von Herm. Köbbin (152 S.), Bd. 6 „Im Morgenrot des deutschen Reichs“, Erzählung aus den Tagen Karls des Großen von W. E. Stephan (138 S.), Bd. 7 „An des Reiches Ostmark“ (919 bis 955) von Reinhold Bahmann (146 S.), vorliegen. Gerne wollen wir auch diesen Bänden ein empfehlendes Wort mit auf den Weg geben; sie sind, wie der erste, hübsch ausgestattet und werden von den Knaben, wie wir aus eigener Erfahrung bezeugen können, gern gelesen. In der Mitte der Erzählung von Bd. 6 steht Einhard, Bd. 7 beschäftigt sich mit den Ungarnkriegen Heinrichs I. Nach der Ankündigung auf dem Umschlag wird Bd. 8 gleich zu den Kreuzzügen übergehen

und dann soll die Geschichte der Elisabeth von Thüringen folgen. Da jedes Bändchen nur 1 Mk. kostet, so können Eltern ihren heranwachsenden Knaben in dieser Sammlung für geringen Preis eine Reihe von Erzählungen schenken, durch welche für die Kinder die Geschichte unseres Volkes Leben und Farbe gewinnt. Daß im übrigen diese Bücher nicht aus tiefem poetischen Schaffensdrange hervorgegangen sind wie etwa Freytags Ähnen, bedarf wohl kaum der Versicherung, hier waltet nur pädagogische Absicht, die ja auch ihre Berechtigung hat. Unsere Jugend will lesen und es ist nur zu billigen, wenn tüchtige Pädagogen für solchen Velest sorgen, in dem sich das nütze mit dem Anle verbunden.

J. P.

— Die häusliche Krankenpflege mit besonderer Berücksichtigung des Kindes. Vorträge für Frauen und Jungfrauen von Sanitätstrot Dr. Livinus Fürst. Mit Abbildungen. (Leipzig, Hirschfeld.) 1892. 196 S. 8°. Pr. 5 M.

Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß der als bewährter Kinderarzt bekannte Verf. diese Vorträge, die sich durch klare Sprache auszeichnen, herausgegeben hat; denn sie werden in mancher Familie ein willkommenes Freund werden. Sie sollen vor allem die weiblichen Mitglieder der Familie in Stand setzen, am Krankenbett Hand anzulegen, wenn eine geschulte Berufspfleglerin nicht, oder doch nicht sofort zu haben ist. Es scheint uns, als ob der Verf. nicht zu viel sagt, wenn er meint, daß durch die in diesem Buch euthaltene Belehrung „die Velerin eine gründliche theoretische Anweisung erhalten wird, soweit solche überhaupt für die Frau notwendig und erwünscht ist. Die praktische Uebung und Erfahrung, die nur am Krankenbett selbst gewonnen werden kann, wird sich nach dem Studium dieser Blätter um so leichter erreichen lassen“. Die guten Abbildungen, zum Teil nach photographischen Aufnahmen gemacht, werden dem Verständnis sehr zu Hülfe kommen. Verf. erörtert zuerst die Aufgaben der Krankenpflege, dann das Krankenzimmer, Lager, Bekleidung und Kost des kranken Kindes — Krankheits-symptome — Untersuchungsmethoden — Anwendung äußerer und innerer Mittel — Desinfektion.

DI.





## Ueber die christliche Nüchternheit.

Betrachtung zum Jahreschluß

von

Superintendent Belle

in Hamm.

Woher kommt es, daß das Wort nüchtern einen so ungünstigen, oft geradezu Mißleid erweckenden Klang hat?

Es ist eine Art falscher Höflichkeit, daß wir uns daran gewöhnt haben, das Geistlose, Fade, Trockene als nüchtern zu bezeichnen; Menschen, die allem Irdischen und vollends allem Ewigen kühl, kalt, lau gegenüberstehen, nicht beim rechten Namen, sondern euphemistisch nüchtern zu nennen. Dieselbe Falschmünzerei der Sprache, durch welche z. B. auch das Wort phlegmatisch fast um seinen eigentlichen guten Sinn gekommen ist und dazu gemißbraucht wird, Schlaraffen und Schlafmüßen zu charakterisieren.

Doch nicht allein, um dem Worte und Begriffe der Nüchternheit seine ursprüngliche lautere und tiefe Bedeutung sichern zu helfen, unternehme ich die Untersuchung, für welche ich die gütige Mitarbeit meiner geneigten Leser und Leserinnen erbitte; vielmehr weil mit der christlichen Nüchternheit der Bestand des gesamten Christenlebens für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft steht und fällt, und weil die Gefahr mangelnder Nüchternheit mir in unseren Tagen eine brennende zu sein scheint. Es handelt sich hier um eine wesentliche Frage des kirchlichen und christlichen Lebens aller Zeiten und der Gegenwart insbesondere.

Keinem Lebensgebiete droht so sehr die Verführung, durch Mangel an Nüchternheit getrübt und vergiftet zu werden, als dem religiösen. Und das nicht bloß, weil es sich hier um die unsichtbare Welt, um das innere Leben handelt, sondern weil die Religion den ganzen Menschen beansprucht, weil unser Verhältnis zu Gott eine Umgestaltung eine Wiedergeburt unseres gesamten Wesens bedingt. Die Beziehungen unseres Gemüthes, Geistes, Willens zum häuslichen, beruflichen, nationalen Leben sind weitaus nicht von solcher Mächtigkeit, als die zum göttlichen Leben, wenn anders wir die Religion nicht gewaltsam verkümmern und verschütten. Diese Macht der Religion aber droht uns armen Sündern immerdar übermächtig zu werden. Wenn ich durch die Erluchtung meine völlige Verlorenheit erkenne und dann im Glauben meines Heilandes rettende Hand ergreife; wenn ich von Gott hingenommen mit einem Schläge völlig befreit werde zu einem neuen, seligen, ewigen Leben: so sind das Tiefen und Höhen, da einem wohl schwindeln kann. Alle ohne Unterschied der Stände und Altersstufen werden auf einmal ermächtigt, Propheten, Priester, Könige zu sein; nehmen wir nur

einmal die göttlichen Gaben, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit, wie die Männer Gottes in der heiligen Schrift sie nahmen, mit einfältiger Hand, in völligem Glauben: so wird uns auch zu Mute sein, wie dem heiligen Sänger:

Beides, Lachen und auch Zittern  
läßt sich in mir jetzt wittern.

Und wenn schon die Frommen des Alten Bundes über den himmlischen Gütern frohlockten: „Mein Herz und Fleisch jubeln entgegen dem Lebensgote“ (Ps. 84); „wie köstlich sind mir, Gott, deine Gedanken“; „du tränkest sie mit Wollust wie mit einem Strome, sie werden trunken von den reichen Gütern deines Hauses“ (Ps. 36, 9): wie viel höher muß im Neuen Bunde angesichts der Offenbarung Gottes in Christo das Herz im Frohgefühl des neuen Lebens schlagen! Und so geht denn durch die Geschichte des christlichen Lebens von den Tagen der Apostel bis heute ein Zeugnis von der überwältigenden Macht von Gottes Liebesrat und Liebeshat. — Das Zungenreden der Erstlingsgemeinden, die Verzückungen und Gesichte eines Paulus und Johannes, die Gebete der Väter, die Hymnen der Sänger der christlichen Kirche vom ersten bis zum neunzehnten Jahrhundert: sie zeugen von der Wahrheit der Verheißung des Herrn: Siehe, ich mache alles neu. Sie bekunden zugleich, daß das irdene Gefäß der Menschenseele sich oft als unzureichend erwiesen hat, den goldnen Schatz zu bergen, welchen Gott im Sohne und Geiste der Menschheit anvertraut hat; daß wirklich etwas wie Trunkenheit über die Menschen kommen konnte angesichts der seligen Erfahrungen der unbedienten Gnade Gottes.

Keine Poesie des Menschengeistes erreicht nur von ferne die Poesie der heiligen Schönheit Gottes und seines Reiches; die Harmonie des göttlichen Lebens, dessen wir im Glauben teilhaftig werden, ragt weit hinaus über alle süßen Tongewalten, welche das Herz eines Menschen bewegt haben. Der Ton der Heilsgewißheit, welcher in Luthers Erstlingskirchenliebe angeschlagen wird: Denn ich bin dein und du bist mein, und welcher dann weiterklingt auf der christlichen Harfe der Jahrhunderte und klingen wird bis in das Reich der Vollendung hinein: er ist doch etwas auch poetisch unendlich viel Höheres, als alle noch so reinen und geweihten Lieder von irdischer Liebe. Und lieber wollen wir uns vom Unglauben und Angstglauben Schwärmer schelten lassen und Träumer, ehe wir abließe, die Unergründlichkeit der göttlichen Geheimnisse zu bekennen und uns zu ihren heiligen Höhen zu erheben auf den Flügeln brünstiger Andacht.

Aber nicht bloß, daß der kalte Unverstand und Unglaube einst vom Herrn lästernd sagte: „er ist von Sinnen“ Mt. 3, 21; oder von der Pfingstgemeinde: „sie sind voll süßen Weines“ Ap.-Gesch. 2, 11; und dem Apostel zurief: „Paulus, du rauest“ Apostelgeschichte 26, 24; nein, in Wirklichkeit ist die Gemeinde der Gefahr nicht immer entgangen, in Wort und Werk, in Gebet und Lied, in Ruhe und Thun unnüchtern zu werden; sei es, daß sich, nachdem Gottes Geist die Seele des Menschen befreit hatte zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, nun vom alten Wesen, vom Rausch und Traumleben der Sünde vieles wieder einmischte; sei es, daß auf dem guten Grunde der Ewigkeit neben Gold, Silber, Edelstein auch noch Holz, Heu, Stoppeln zum Bau des inneren Lebens verwandt wurden.

Je geistiger, innerlicher, allumfassender ein Lebensgebiet ist, desto entseßlicher, desto schwerer zu erkennen und zu beseitigen sind seine ungesunden Säfte und Triebe. Je heiliger und himmlischer eine Gottesgabe ist, desto zarter will sie vor aller Verührung mit dem Unreinen des menschlichen Naturgebietes, in das sie doch eingehen soll, bewahrt sein.

Um die Gefahr, welche der christlichen Nüchternheit droht, recht zu werten, bedarf es eines Einblickes in die Geschichte des christlichen Lebens. Und da zeigt sich uns gar bald, daß insbesondere an zwei Punkten der Entwicklung der Gemeinde die Triebe



der Unnüchternheit sich ansetzen und überwunden werden müssen: in Zeiten aufblühenden, und in Zeiten absterbenden christlichen Lebens.

Ein Wunder ohnegleichen ist die Geburtsstunde der christlichen Gemeinde am Pfingstmorgen zu Jerusalem. Wie hoch gehen die Bogen des neuen Lebens, im Reden in fremden Sprachen Menschen aller Völker heranzulockend, im Zungenreden aber die Ufer der bisherigen Bächelein inneren Lebens der jungen Gemeinde brausend überflutend. Das war eine seltsame Stunde, auf welche zurückschauend die Gemeinde allezeit in tieferen Sinne jene Worte des 126. Psalms in den Mund nehmen wird: „Da der Herr die Gefangenen Sions erlösete, da waren wir die Träumenden. Da war unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens. Da sagte man unter den Heiden: der Herr hat Großes an ihnen gethan.“

Aber das Zungenreden, das wunderfelige Stammeln und Zauchzen der Herzen vor Gott, machte doch die Menge, welche zusammengeflutet war, verstimmt, entsetzt, ja irre (Ap. Gesch. 2, 6. 7. 12.); diese Schöpfungsmorgenstunde der neuen Welt mußte das Siegel ihrer Nüchternheit empfangen. Und es ward ihr in überwältigender Weise durch die Rede des Petrus, welche an das Zungenreden sich angeschlossen. Beides zusammen, die heiligen Lobpreisungen der Gemeinde und die schneidende sachliche und persönliche Predigt des Petrus bewirkten, daß nun der Menge „durchs Herz geht“, was sie vorher nur in Staunen verseht hatte (2, 37), und daß aus etwa 120 Geistesbegabten am selben Tage bei 3000 werden.

Es ist möglich, daß die junge Gemeinde zu Jerusalem im Drange der ersten Liebe eine Gütergemeinschaft durchzuführen versuchte, welche der Ordnung der irdischen Lebensverhältnisse nach Gottes Willen nicht entsprach. Jedenfalls hat Petrus auch hier den Grundsatz der christlichen Nüchternheit gewahrt und verkündigt, wie wir aus seinen Worten an Ananias und Sapphira ersehen (Ap. Gesch. 5, 4). Ist aber, was wir nicht genau festzustellen vermögen, die Gütergemeinschaft wirklich zur Gemeindeordnung geworden, so ist die spätere dauernde Verarmung der Gemeinde zu Jerusalem wohl die Folge und Strafe dieses Mangels an Nüchternheit, welchen übrigens die edle Mildthätigkeit und Armenpflege der Erstlingsgemeinde glänzend überwiegt.

Bedenklicher und zahlreicher treten uns die Ueberschreitungen der Grenzlinie christlicher Nüchternheit bei Gliedern und Gruppen derjenigen Gemeinden entgegen, in deren Verhältnisse die Briefe des Paulus uns einen Einblick verstatten. Gleich die ersten beiden Briefe, welche wir von der Hand des Heidenapostels besitzen, geben uns einen merkwürdigen Einblick in eine ansteigende Schwärmererei. Es war zu Thessalonich. Die Kraft und Tiefe der christlichen Lebensentfaltung drohte in einem bedenklichen Auswuchs Schaden zu leiden. So lebhaft war die Versenkung in die Jenseitigkeit des Christenstandes, in die Gedanken an die nahe Wiederkunft des Herrn, daß darüber sowohl die irdische Berufstreue von einzelnen vernachlässigt ward (eine nachher öfter sich wiederholende Form schwärmerischer Lebensgestaltung), als auch diejenigen in trübe Verzagttheit versinken wollten, denen Angehörige vor Christi Wiederkunft durch den Tod entrisfen waren. Paulus weckt zu stiller und unablässiger Pflichterfüllung und zu lebendiger Hoffnung.

Einschneidender noch waren die Gefahren, welche der Nüchternheit des christlichen Lebens in Korinth drohten. Morgenfrisch hatte sich dasselbe entfaltet. Ein Reichthum geistlicher Gaben überraschte und erhob die Gemeinde. Aber zu der Erhebung gesellte sich intellektuelle und sinnliche Ueberhebung. Einzelne, denen die Gabe der Erkenntniß und die des Zungenredens verliehen war, dünkten sich mehr als die anderen; zum Zungenreden drängte manche ihr eigener Geist. So drohte in die Gottesdienste eine Uebung wider Begeisterung einzudringen, welche den Menschen der Gottheit näher glaubt, wenn er von Sinnen kommt. Die alten heidnischen Todeswasser wollten sich mischen in den christlichen Lebensstrom. Auch fand die Vorstellung Anhänger, als ob die sittliche Aufgabe in der Verleugnung des (an sich unsittlichen) Leibeslebens bestehe; eine

Schwärmeri, welche das Recht der Ehe bedrohte. Dies veranlaßte den Apostel, in seinem ersten nach Korinth gerichteten Briefe die großen Grundlagen christlichen Ehelebens im 7. Kapitel zu geben, eine Ethik, welche gleicherweise der Askese wie der christlichen Freiheit ihr Recht gewährt. In den Kapiteln 12—14 entwickelt er, daß alle Geistesgaben nach Zeit und Bedürfnis wandelbar sind, für alle Zeiten und alle Menschen aber drei unwandelbar: die heiligen Geistesgaben Glaube, Hoffnung, Liebe. Der Blut religiöser Leidenschaft setzte er die Lebenswärme der heiligen Liebe entgegen.

Und nachdem er so wider den Rausch abergeistlicher Strömungen gekämpft hat, wendet er sich im 15. Kapitel wider den Traum eines geistvoll sich geberdenden Materialismus, welcher die Auferstehung Christi und die Auferstehung der Toten leugnet, mit dem Rufe: Werdet doch einmal recht nüchtern! (1. Kor. 15, 34.)

Trefflich charakterisiert Nisch die Gefahr der Erstlingsgemeinden in einer Predigt über Römer 12, 7—16 („Warnung vor dem Trachten nach hohen Dingen“): „Wie verloren sich manche in eitle Höhen! Das Evangelium, das gemeine, genügte ihnen bald nicht mehr, sie erkundten und erbachten ein höheres für wenige: die Auferstehung hoffte jedermann, aber schon gab es Klügere, die nicht wissen wollten, sie sei schon geschehen. Von Engeln wußte jedermann, und dem Satan sollte jeder widerstreben: aber einige wollten wie Engel leben und lebten nicht wie Christen, und wollten die Tiefe des Satans ergründen, und verloren die Wahrheit Gottes. Zum Troste war es allen Christen gesagt, wenn sie zagten und zweifelten: „ihr seid ja nach dem Vorsatze Gottes berufen“: das zogen einige aber auf Stolz und Sicherheit und Mutwillen und erdichteten sich Zeichen der Erwählung und träumten eine Unverlierbarkeit der Gnade. Wie jäh an den Abgrund gerieten sie zu allen Zeiten, die ihren Geist als Gottes Geist, ihren Begriff als ihren Gott über Christum und sein Wort dahersfahren ließen!“

Und so hat denn auch der Gemeinde zu Rom, von der uns nicht wie von der korinthischen irgendwelche Verirrungen einzelner berichtet werden, Paulus an verschiedenen Stellen die christliche Nüchternheit eingeschärft, am eindringlichsten im 12. Kapitel, wo er davon redet, die Leiber zum Opfer zu begeben, und von dem vernünftigen Gottesdienste.

Unmittelbar tritt uns das Bild der Schwärmer in den Rundschreiben entgegen, welche Paulus nach Ephesus und Koloßä und an die anderen Gemeinden jener Gegenden Kleasiens gerichtet hat. Er beschwört die Gläubigen (Eph. 4, 17 f.), nicht mehr zu wandeln wie die Heiden wandeln „in der Eitelkeit ihres Sinnes, im Denken unnachtet, erschläft, der Schwelgerei überlassen“. „Berauschet euch nicht mit Wein, sondern werdet voll Geistes“ (5, 18): „Lasset euch niemand verwirren mit Blendreden“ (Kol. 2, 8); „niemand soll euch um den Siegespreis bringen, der sich gefällt in Kopfhängen und Dienst der Engel, auf Vision pochend, hoh! aufgeblasen von seines Fleisches Sinn“ (2, 18); „was lasset ihr euch Sagenungen machen nach den Geboten und Lehren der Menschen, die Weisheit sein sollen, mit Erniedrigung und Mißhandeln des Leibes“ (2, 20—23).

Am entschiedensten mahnen die Briefe an Timotheus und Titus zur Nüchternheit. Wenn wiederholt vom Bischof (Geistlichen) gefordert wird, daß er nüchtern sei, „damit er nicht im Taumel dem Gerichte des Teufels anheimfalle“, und vom Diakonen (Armenpfleger), daß er „nicht Weinsäufer“ sei, wenn bald die Alten, bald die Frauen, bald Timotheus selbst ermahnt werden, nüchtern zu sein; wenn die Zurückbringung der Widersacher als ein Wiedernüchternwerden aus des Teufels Strid bezeichnet wird (2. Tim. 2, 26); wenn von Leuten, die nicht an der Lehre Jesu halten, gesagt wird, „sie blähen sich auf und kränkeln in Grübeleien und Wortkämpfen“ (1. Tim. 6, 4 f.): so beweist das, daß sowohl äußerliche als innerliche Unnüchternheit in den Gemeinden zu beklagen war, und daß die Gefahr der „Grübeleien“ und Trümmereien als eine hochgradige angeschlagen werden mußte.

Erwähnen wir aus der Zeit des sich über die Heidenwelt ausbreitenden Christentums statt aller Erscheinungen der Verleugnung der Nüchternheit nur die eine, die guostischen Irrlehren und Irrläufe. Welch eine wunderliche Vermischung des absterbenden Heidentums mit dem aufstrebenden Christentum, eine Mesalliance, die in ihren wunderlichen Phantastereien so unnüchtern ist, wie ein dem Leben erstorbener Greis, der um ein junges Mädchen freit, oder ein Jüngling, der eine am Rande des Grabes wandelnde Matrone heimführt.

Im Reformationszeitalter haben wir eine der schlagendsten Belege für die Thatsache, daß ein jugendlich aufglühendes religiöses Leben in seiner Reinheit bedroht ist durch schwärmerische Trübungen. Wir machen uns heute nur noch schwer eine Vorstellung davon, welchen Zauber die Täufer, die Bilderstürmer, die angeblichen Propheten auf ihre Zeitgenossen ausübten. Machten sie doch selbst einen Kurfürsten von Sachsen, einen Melanchthon stugig und ratlos, bis Luther von der Wartburg (1522) erschien, aus der Klarheit und Fülle der Schrift die Schwärmenden zu überwinden, die Schwankenden zu befestigen. Aber wie weitverzweigt, wie tiefgewurzelt waren schwärmerische Regungen im ganzen Bereiche der evangelischen Bewegung des Reformationsjahrhunderts!

Wieder brach nach Zeiten der Verkünderung ein warmer Strom evangelisch-christlichen Lebens hervor im Pietismus. Aber wie mannigfach sind seine lebenspendenden Wasser getrübt durch Weltflucht, durch Verkennen und Verleugnen der gottgesegneten natürlichen Lebensordnungen, durch Ueberschätzung der Heilsordnung, durch Ueberschwänglichkeiten, wie wir sie in jener bedenklichen Periode der Brüdergemeinde gewahren, wie wir sie auch in einem Teile der sonst so gesegneten pietistischen Liederdichtung beklagen müssen!

Aber nicht nur Zeiten aufblühenden, auch Zeiten absterbenden religiösen Lebens lassen die Nüchternheit vermissen. Lassen Sie mich schweigen von den Taumelstücken schauerlicher Unnatur, welche das sinkende Heidentum den nach Gott dürstenden, religiös und sittlich sterbenskranken Völkern an die fiebernden Lippen setzte; es sei nur an jene furchtbare Schilderung erinnert, welche Paulus in der zweiten Hälfte des ersten Kapitels des Römerbriefes entwirft. Wir wollen uns auch hier auf Bilder aus der Geschichte des Christentums beschränken.

Die Kirche des Mittelalters führt in Bezug auf die Innerlichkeit des Christentums ein greisenhaft hinwelkendes Leben. Und aus demselben tauchen immer neue mystische und ästhetisierende Träumereien auf, welche die christliche Innigkeit und Thatskraft erfetzen sollen. Wo die objektiven Lebensnormen sich in Phantasien aufgelöst haben, muß auch der Thätigkeitstrieb auf falsche Bahnen geraten: handgreiflich tritt es uns vor Augen in der Erscheinung der Kreuzzüge: wie viel Kraft und Leben ist da verblutet um ein Nichts! Und diejenigen, welche sich in den Klöstern einem einseitig beschauflichen Leben hingaben, ohne hierzu Geisteskraft und inneren Verus zu besitzen, oder ein Gegengewicht in äußerer Lebensbethätigung zu sehen, verfielen der *acedia*, jenem dem klösterlichen Mittelalter eigentümlichen Lebensüberdruß und Efel an allem, während auch die höchsten religiösen Gedanken leer und bedeutungslos für sie wurden. Das ist der Traum der Bestimmtheit, die religiöse Hypochondrie, die *fata morgana* der Wüste eines ausgeblühten Herzens, dem das Brot der Seelennahrung aus Gott zu Stein wird.

Während man hier der Nüchternheit schier willenlos entsank, sehen wir eine spätere Erscheinung des Verfalls religiösen Lebens sich ihrer geflüstertlich ent schlagen. Der Rationalismus des 18. Jahrhunderts wird mit Vorliebe als nüchtern bezeichnet. Er war nichts weniger als das. Trunken von falschen Voraussetzungen verkennt ein Rousseau das Wesen der Menschennatur; wer die Sünde nicht sieht oder sie ignoriert, ist nicht nüchtern. Der ist nüchtern, der die göttlichen Geheimnisse als Geheimnisse hin nimmt und nicht alles aufklären und erklären will; der ist nüchtern, der da betet: „Herr öffne mir die Augen, daß ich schaue die Wunder an deinem Gesetz“, aber nicht der, welcher alle Wunder leugnet oder natürlich erklärt. Wir erinnern hier wieder an

1. Kor. 15, 34, wo Paulus die Leugner der Auferstehung zur Nüchternheit ruft. Nüchtern war es nicht, wenn der Rationalismus mit der Miene der Unschuld und der Farbe der Unschuld alles Farbeneben, allen Bilderschmuck in den Kirchengebäuden überfrüchte. Nüchtern ist es, dem Dichter geben, was des Dichters ist, nicht aber, den Dichter ins Prokrustesbett zwingen und nach der Schablone zerreissen und zerhacken, wie es der Rationalismus an den Kirchenliedern gethan. Sein Stilideal wäre ein Hund, dem Schwanz, Nase, Ohren abgeschritten sind. Wenn jener Rationalist sagt: „der Erklärer der heiligen Schrift darf weder fromm noch gottlos, weder sittlich noch unsittlich sein; es muß ihm gleich sein, ob, was Paulus redet, Wahrheit oder Lüge ist“: so soll das wie Nüchternheit aussehen, in Wirklichkeit aber zeigt es die ganze Unfähigkeit des Rationalismus, die Schrift zu verstehen, und überhaupt die Dinge zu nehmen, wie sie sind.

Diese geschichtlichen Andeutungen mögen genügen. Wie charakterisiert sich denn nun unsere Zeit in Bezug auf das religiöse, das christliche Leben? Wir werden sagen müssen: sie ist gekennzeichnet durch ein eigentümliches Gemisch von frischen, kräftigen Trieben und welken, verdorrten Gewächsen. Reif sein ist alles, sagt der Dichter; wir aber gewahren viel von jugendlicher Unreife und greisenhafter Ueberreife.

In unsere kirchlichen Verhältnisse ist ein Sichregen und Bewegen hineingekommen, wie es seit den Tagen der Reformation wohl nicht stattgefunden hat. Der Geist Gottes schwebt schöpferisch scheidend und gestaltend über den Wassern. Nüchrigkeit und Opferwilligkeit sind gewachsen; die Mittel der Neuzeit, Presse, Verkehr, Freiheit der Versammlungen, werden für die Kirche ausgenutzt. Das Sichbilden neuer Formen der kirchlichen Verkündigung und Gemeinschaft läßt auf einen guten, starken Geist schließen, der nach Gestaltung ringt.

Aber mitten darin so viele greisenhafte, ja hippokratische Hügel! Will's Frühling werden: so sind doch die neuen Blättertriebe noch nicht kräftig genug, an den Gesträuchen die erstorbenen Blätter des Vorjahres abzustößen: diese haften noch fest wie zuvor.

In den Stadtgemeinden sind wohl 80 bis 90 Prozent aller Gemeindeglieder durchweg unkirchlich. An manchen Orten bilden diejenigen gebildeten Männer, welche an Gottesdienst und Abendmahl regelmäßig teilnehmen, eine interessante Ausnahme. Aber ich will jetzt nur von denen reden, welche die Kirche noch besuchen. Wir haben ja eine Anzahl Gemeindeglieder, welche an allem, was geboten wird, teilnehmen; aber die meisten thun es in einer ausschließlichen Receptivität. Auf diesen Teil der Gemeinde redet der Prediger ein, wie auf ein Grab. Immer mehr, immer neues hören und lesen sie, sie haben eine krankhafte Reigung, ihre Receptivität zu steigern, sie suchen die Sattheit zu vertreiben, statt durch Arbeit, vielmehr durch Ansuchen neuer pikanterer geistlicher Nahrungsmittel. Sie geraten in geistliche Feinschmeckerei, kritisieren einen Redner am anderen, prüfen alles und erhalten nichts. Dieser Teil der Gemeinde liegt träge; ihn fröstelt vor Sattheit und er überhitzt darum den Ofen des geistlichen Lebens mit immer neuen ergebenderen Stoffen. Es fehlt die Thatkraft, die Gymnastik des Glaubens, und darum fehlt schließlich jeder Maßstab des Urteils, jede Nüchternheit der Anschauung. Ihrer nicht wenige schwärmen für Persönlichkeiten, und hängen mit ihrer ganzen christlichen Existenz von ihnen ab; fällt eine solche Persönlichkeit, so fällt ihr Glaube mit. Sie lesen vielleicht scharenweise Romane und Novellen, darunter auch christliche Bücher, die gutenteils geschrieben sind von Leuten, welche von der Heilsordnung, vom Gebet, von den Grundlagen inneren Lebens nichts verstehen; sie lassen sich mit erstaunlicher Virtuosität jahrzehntelang an der Bibel vorbeiführen und nie hinein, und leben so ein geistliches Traumleben. Christlichen Uebertreibungen, Ueberreizungen, Verstiegenheiten fallen sie zum Opfer und lassen sich durch alle Enttäuschungen nicht ernüchtern, zur Katechismusaussprache zurückzuführen. Ihr religiöses Dasein soll und muß nun einmal ein lichtschenes, konfuscs sein, damit nur dem natürlichen Menschen nicht wehe gethan oder er gar getödet werde. Bei vielen beschränkt sich die „christliche“ Anregung

auf sentimentales Gräßeln über den Zwischenzustand oder das Wiedersehen nach dem Tode. Wie verschlungen unsere Lesenden die „Briefe aus der Hölle“, bis sie sich daran über satt gelesen hatten und dadurch nicht klüger, noch besser geworden waren!

Statt sich zu nähren an der Urpersönlichkeit, sich zu bilden an Christo, zehrt man an allerlei Geistern, und zehrt in Klatsch und Kritifizieren mit der fremden die eigene Person auf.

Nun giebt es ja unter den Hörenden und Lesenden, unter denen, welche die christliche und kirchliche Gemeinschaft pflegen, eine gute Zahl solcher, die sowohl in den Pflichten und Ereignissen des irdischen Berufes, als auch in allerlei Thätigkeit auf kirchlichem Gebiete das Empfangene verarbeiten und verwerten. Aber das sind unbestritten heutzutage weit mehr Frauen als Männer. Also das zur Receptivität mehr veranlagte Geschlecht erweist sich hier als das aktivere — die meisten Männer dagegen verharren, soweit sie sich für das kirchliche Leben interessieren, in ängstlicher Passivität. Schwierigkeiten in der Erziehung der Kinder: wer bespricht sie mit dem Lehrer? meist die Mutter, mit dem Geistlichen? fast immer die Mutter. Und das Trübfeligste in unserer Zeit ist nur, daß man sich in diese verkehrte Welt bereits gefunden hat, und daß man es von Kanzeln und Tribünen kaum versichern hören: die Mutter habe die Erziehung der Kinder, auf den Frauen beruhe heute das Gemeindeleben und dergl. Ich will das gern unterschreiben, vorausgesetzt, daß man sich verpflichte, auch dem Manne — und das thut heutzutage mehr noch und ich vermisse es — seine Pflicht und Schutzdigkeit in Kindererziehung, Hausandacht, Teilnahme an der Gemeindegemeinschaft und dergl. ins Gewissen zu treiben.

Das ganze Wirken unseres Heilandes auf Erden zeigt uns, daß er im Reiche Gottes den Männern die größere Aktualität, den Frauen mehr die Receptivität zuwies. Nun können wir noch unendlich viel mehr Frauenthätigkeit in der Gemeinde verwerten, als wir Gott sei Dank haben, aber wir müssen auch die Männer wecken und werben.

Unnützlich ist auch das Rufen nach Laien, wo es auf Kosten der Thätigkeit der Geistlichen geschieht. Wenn ein Laie die Schrift auslegt, so soll er es viel besser verstehen, als wenn ein Geistlicher es thut; das ist die Meinung nicht weniger Leute. So wenn ein Pfarrer ein juristisches Urteil fällen wollte: „das muß den Nagel auf den Kopf treffen, weil ein Pfarrer, ein juristischer Laie, es gemacht hat“; oder wenn ein Pfarrer einen Noth machen wollte: „der muß besonders gut sitzen, gerade weil ein Pfarrer ihn gemacht hat, ein Laie in der Schneiderkunst“. Der alte Hoffschulze hatte bekanntlich mehr Respekt vor beruflicher Bildung, denn er unterwand sich nach dem einen mißglückten Versuche nie wieder, einen Schrank zu machen. Nüchtern und wahrer werden in der Regel die Theologen die Schrift auslegen: das beweist die Geschichte aller Jahrhunderte der Christenheit.

Das Schlimmste aber ist, daß man immer noch in kirchlichen Dingen auf das Urteil derer das höchste Gewicht legt, die gar keinen inneren Geschmack für ewige Dinge, für kirchliche Uebung und Erfahrung haben. Profanhistoriker sollen die „unbefangenen“ Beurteiler kirchengeschichtlicher Erscheinungen sein, Philosophen die berufenen Sachverständigen bei christlichen Fragen, und aus Furcht vor einem angeblich gebildeten aber durchweg unkirchlichen Publikum soll man gezwungen werden, die ursprünglichen Ausprägungen evangelischen Geistes in Liturgie und Kirchenlied grau zu übertünchen!

Wenn man der Poesie nicht giebt, was der Poesie gebührt, und der Phantasie ihr gewiesenes Lebensgebiet entzieht, so werfen beide sich auf Gebiete, welche ihnen nicht zukommen. Nun ist die Zeit vorüber, wo die Phantasie auf dem Felde der Spekulation in der Theologie Unheil anrichtete. Dafür aber hat sie sich der heiligen Geschichtschreibung bemächtigt: das Geschäft der vermutenden Geschichtschreibung auf biblischem Gebiete, wie es jetzt in der Theologie betrieben wird, ist und bleibt vom Geiste der Nüchternheit verlassen.

Und wenn nun gar protestantische Christen die römische Kirche bewundern auf Kosten ihrer eigenen, die sie verachten; oder in der Heilsarmee eine heilige Kraft des Geistes Gottes wirksam glauben: ist das Nüchternheit?

Sehen wir aber einen Augenblick über das kirchliche Gebiet hinaus. Wie steht es z. B. mit der Kunstübung in unseren Tagen? Der Realismus in Poesie und Malerei: ist der nicht doch der Gipfel der Nüchternheit? Uns dünkt er das gerade Gegenteil von Nüchternheit zu sein. Auf diesem Gebiete der Phantasie entraten wollen, das ist Phantasterei. Wenn die Malerei an nackter Naturwahrheit die Photographie noch übertreffen will, so schafft sie Werke, die noch weniger Kunstwerke sind, als die Erzeugnisse der Photographie es sein können. Die Freilichtmaler quälen sich, noch ideenloser als die Photographie zu sein. Ideentlosigkeit und Ideallosigkeit ist nicht Nüchternheit.

Ebenso auf dem Gebiete der Dichtkunst. Ohne Frage: Shakespeare mit seinen grandiosen Gestalten ist nüchterner, als der leichtste Voltaire, vollends als die modernen Realisten. Denn bei dem großen Briten ist dem gewaltigen Realismus in einem ebenso gewaltigen Idealismus das Gegengewicht gegeben. Vollends der Rausch der Sittenlosigkeit und des Cynismus in der Astertkunst unserer Tage, das Sichweiden an des Menschen beginnender Vertierung ist ein Rausch gemeinster Art, und der Lebensüberdruß, welchen die Philosophie und die Dichtkunst der Gegenwart verherrlicht, ein Traum hin-fälliger Greisenhaftigkeit. War die Romantik nicht nüchtern im Vergleich zum Klassizismus: die Neuromantik in der Tonkunst ist es erst recht nicht. Wie wohlthuend heben sich von ihren Erzeugnissen ab die keuschen und idealen Tonschöpfungen eines Brahms, ein Zeichen, daß wenigstens auf diesem Gebiete die Nüchternheit noch nicht verloren ist.

Im gemeinen Leben aber — die Nervösität als Grundleiden der Gegenwart: sollen wir uns darüber wundern? wissen wir doch, aus welch mächtigen trüben Quellen der Trunksucht, der Völlerei, des Rausches der Sinnlichkeit, der Morphinumsucht der breite Strom dieser Leiden gespeist wird, der der Väter Sünden offenbart an den Kindern und Kindeskindern.

Daß die Empfehlung des Weges der Nüchternheit für die Gegenwart zeitgemäß sei, wird nach dem allen nicht mehr bezweifelt werden können.

Suchen wir nunmehr das Wesen der Nüchternheit, der christlichen Nüchternheit zu bestimmen. Nüchtern ist im Gegensatz zum Berauschten derjenige, welcher sich von Ueberladung mit Speise und Trank freihält, welcher davon nicht mehr zu sich nimmt, als er in Fleisch und Blut umsetzen kann. So wird er der Stoffe, die er sich zuführt, Herr bleiben, nicht aber werden sie ihn beherrschen, ihn um seine Klarheit und Freiheit, um das Gleichgewicht und die Selbstbestimmung seines Wesens bringen. Wie im leiblichen, so im geistigen und geistlichen: wer die Gesundheit seiner Seele, das Gleichgewicht von Empfinden, Denken, Wollen dadurch stört, daß er andere oder mehr Stoffe — mögen sie an sich noch so edel und heilsam sein — sich zuführt, als er sich zum Eigentum machen kann, ist nicht nüchtern.

Die heilige Schrift nennt ferner, indem sie das Leben in der Sünde mit einem schweren Schläfe oder mit einem Nachtdasein in Schwärmerei und Träumerei vergleicht, nüchteren denjenigen Menschen, welcher vom Schläfe und der Finsternis der Sünde endgültig erwacht ist. „Die da schlafen, die schlafen des Nachts, die da trunken sind, die sind des Nachts trunken. Wir aber, die wir des Tages sind, sollen nüchtern sein“ (1. Thess. 5, 5—8). Wer die Hülle des Schlafes abgeworfen hat, ist neu gesammelt und frisch, gestillt und gestärkt, beruhigt und beweglich, erfüllt mit neuer Kraft, sowohl die Dinge zu sehen, wie sie sind, als auch freudig zu handeln. Der Nüchterne sieht die Dinge im jungen frischen Morgenlichte der Wahrheit, nicht im Dämmerlichte der Halbwahrheit, nicht im Lampenlichte oder unter den Freilichtern des Truges, wo das Große klein, das Nahe fern erscheint und umgekehrt. „Wache auf, der du schläfst, so

wird dich Christus erleuchten“ (Eph. 5). Wer den rechten Blick hat für Gottes Allmacht und seine Ohnmacht, für Gottes Liebe und seine Herzenshärte, für Christi Treue und die eigene Untreue, für Ewiges und Zeitliches: wenn alles äußere und innere Leben licht geworden ist durch die Sonne Christus: der ist nüchtern.

So sollen wir alle Tage erwachen aus der Unklarheit und Finsternis des eigenen Wesens und der Sünde in das Licht und die Gnade der Wahrheit. Aber der heilige Sänger betet: „Ich will satt werden, wenn ich erwache, an deinem Wilde.“ Mit jedem neuen Erwachen ist wohl ein Schmerz darüber verbunden, daß wir wieder in Rausch, Traum und Trägheit der Sünde gelegen haben; zugleich aber auch — wie es der nüchterne Leib des gesunden Menschen jeden Morgen empfindet — ein Hungern und Dürsten, ein Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit, nach dem wahren Gute, nach dem lebendigen Gott. Nichts erweckt einen so tiefen Hunger in dem Herzen, als das Ewige, und nichts stillt so den tiefsten Hunger des Menschenherzens, als das Ewige. Den musikalischen Menschen hungert nach Musik, wenn er ihrer eine Zeitlang hat entbehren müssen. Aber nicht die edelste Musik, noch eine andere Kunst oder Wissenschaft kann ihren Jünger voll so starken heißen Verlangens machen und so tief ihn stillen, als die göttliche Wahrheit den Menschen immer mächtiger und reiner nüchtern macht und dann sein Hungern und Dürsten stillt. Nüchtern sein und nüchtern bleiben heißt also: stets gleichmäßige oder stets wachsende Empfänglichkeit und Bedürftigkeit für das Göttliche, für die himmlischen Güter hegen. Die Nüchternheit ist die unmittelbare Folge und bleibende Frucht der Erweckung und Erleuchtung, die Grundlage alles Christenstandes, die Grundstimmung des Christengemüthes. Und so wundern wir uns nicht, daß die erste große Programmrede des Herrn Christus, die Bergpredigt, in ihren ersten Sätzen auf die Nüchternheit uns hinweist, in den Sätzen: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, selig sind, die da geistlich arm sind, selig sind, die reines Herzens sind. Das Beharren der Seele in der wahren Armut, da man seines Gottes begehrt und aus seiner Fülle Gnade um Gnade nimmt, ist also ein hervorragendes Kennzeichen wahrer Nüchternheit. „Ich will satt werden, wenn ich erwache, an deinem Wilde.“

Und darauf nun kommt alles an, daß die Seele nach der Erweckung in dieser Nüchternheit beharre, daß sie sich durchbilden lasse zu einer geistlichen Kapazität, d. h. zu der Fähigkeit, Trägerin des Göttlichen durch stete neue Aneignung derselben zu werden. Sowie an Stelle der Nüchternheit geistliche Sätttheit oder Berauschung tritt, ist das Göttliche verloren. Wie groß aber die Gefahr für die Erweckten ist, der Nüchternheit verlustig zu gehen bei der Frische und Beweglichkeit, bei dem Ueberraschenden und Befremdlichen des neuen Lebens und des Ausblicks in eine bis dahin völlig verschlossene Welt: darauf hat (Martensen, Dogmatik § 226, Anm.) treffend Suso, der alte Mystiker, hingewiesen. Er sagt: Manche Menschen, welche eben angefangen haben, sich über Zeit und Raum emporzuschwingen, gelangen an einen Punkt, der einem tiefen Meere zu vergleichen ist, wo viele ertrinken. Denn wenn diese Menschen in die Ewigkeit hineinzuublicken angefangen haben, so finden sie, daß sie vorher blind und arm und ohne Gott waren. Nun aber meinen sie, Gottes voll zu sein; sie greifen die Sache auf unzeitige Weise und mit gar zu großer Eile an; es geschieht ihnen, was den Vienen geschieht, wenn sie Honig machen: wenn diese zum erstenmal aus dem Stocke flogen, flogen sie in der Irre umher und wissen weder aus noch ein; die einen verirren sich und gehen verloren, andere aber werden wieder in den Stock zurückgeführt.

Doch wir haben gesehen, daß nicht bloß in den Geburtszeiten des inneren Lebens, sondern während seiner ganzen Entwicklung die Nüchternheit festgehalten werden muß. Freilich liegen nicht zu jeder Zeit und nicht allen die Gefahren geistlichen Rausches oder geistlicher Träumerei gleich nahe. Wieder ist es, wie im Leben der kirchlichen Gemeinschaft, die Jugend und das Alter, denen diese Gefahren in besonderem Maße drohen. Jeunesse ivresse: Jugend ist Trunkenheit ohne Wein; und so will in

Jugendzeiten Wachen und Beten geübt sein zur Wahrung geistlicher Nüchternheit. Und im Alter sehen wir so manchen Menschen unter das Joch der Satttheit, Sicherheit, Stumpfheit, Träumerei gebeugt, und ihn unter das Gericht des Wortes fallen (Spr. 23, 34 f.): „Du bist wie einer, der mitten im Meere schläft, und wie einer, der träumt oben auf dem Mastbaum“; „sie schlagen mich, aber es thut nicht wehe, sie rütteln wohl an mir, aber ich fühle es nicht.“ Nichts Ergreifenderes und doch Natürlicheres aber wiederum, als die Erscheinung eines Greisenalters, welchem Morgenglanz der Ewigkeit die Stirne umleuchtet, und welches in Klarheit, Reife und Ruhe zu seinem Ziele gekommen ist, dann auch im einzelnen Falle prophetischer Einsprache von Gott gewürdigt, wie Zacharias und Elisabeth, Simon und Hanna.

Signet dem Mannesalter die Nüchternheit der Natur nach am ehesten, so ist freilich in diesem Alter der Mangel derselben um so verhängnisvoller. Gestalten wie Muhammed, Karlstadt in Wittenberg, Johann von Leyden und Knipperdolling in Münster geben den Beflag hierzu.

Bei den Trägern der verschiedenen Temperamente beobachten wir den Unterschied, daß Sanguiniker und Melancholiker leichter in Gefahr stehen, unnüchtern zu sein, als Phlegmatiker und Choliker. Jene beiden ersteren beziehen ihrem Naturell nach alles mehr aufs Subjekt; und Subjektivismus ist der Unnüchternheit verwandter als Objektivismus. Phlegmatiker und Choliker sind in ihrem Verhalten und Thun vorwiegend auf die Sache gerichtet und als objektive Naturen eher zur Nüchternheit disponiert.

Bei den Geschlechtern tritt ein ähnlicher Unterschied zu Tage: das männliche neigt nicht so zur Unnüchternheit, als das weibliche. Wertwürdiger, doch leicht erklärlicher Gegensatz: weit mehr Männer als Frauen frühneu dem Laster körperlichen Raufes, — freilich ist keiner von diesen geistig ein nüchterner Mensch —, bei weiblichen Wesen aber findet sich öfter die Ueberschreitung der Linie geistiger Nüchternheit.

Ein wichtiger Teil unserer Untersuchung harret nun noch der Erledigung: Wie üben wir uns in der Nüchternheit, wie erziehen wir zu ihr?

Es gilt, jede Seite unseres Daseins werten nach ihrem wahren Werte; es gilt, die gottgewiesenen Ordnungen einhalten; es gilt, alles zu seiner Zeit und an seinem Orte thun; dem Leiblichen, wie dem Seelen- und Geistesleben seine Bedeutung unverkümmer zu teil werden lassen, das rechte Gleichgewicht erhalten und immer wieder gewinnen zwischen den Pflichten des irdischen Berufslebens und den Pflichten zur Mitarbeit im Reich Gottes; beiden, der Receptivität und der Aktivität, zu ihrem Rechte verhelfen, in Gebet und Arbeit, in Einsamkeit und Geselligkeit, in Enthaltung und Entsaftung, in Askese und Lebensfreude einander ergänzende und regelnde Kräfte christlichen Lebens besitzen und wahren.

Indem ich meinen Sinn in das Reich der Erlösung und Heiligung versenke, werde ich nur dann nüchtern bleiben, wenn ich auch für das Reich der Schöpfung ein offenes Auge behalte, ein immer klareres Verständnis zu gewinnen bestreben bin. Wie viel Not hat den christlichen Bahnbrechern und Seelenführern zu allen Zeiten der Irrwahn unreifer Christen bereitet, als müsse das natürliche Leben, die Gesundheit des Leibes, als müßten die gottgegebenen Ordnungen besonders der Ehe gering geachtet und überwunden werden, wenn die Vollkommenheit christlichen Lebens erreicht werden solle. Wie viele zuerst hochbegnadigte Seelen sind aus dieser Schwärmerei in dunkle Tiefen des heimlichen oder offenbaren Verderbens gestürzt! Ebenso unnüchtern wie der Materialismus des Lebensgenusses mit seinem: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“, ist der Spiritualismus, welcher auf christlichem und außerchristlichem Gebiete auch heute grassirt. Da wird der Mensch so von geistigen Interessen absorbiert, daß ihm ein praktisches Erfassen der nächsten Aufgaben des Lebens zur Unmöglichkeit und Undenkbarkeit wird. Blutarmut und Nervosität, Leidenscheu und Lebensüberdruß ist die natürliche Folge jener Uebergeistigkeit, welche heutzutage so



viele jungen Menschen anernzogen wird. Sie leben im Romane, nicht in der Wirklichkeit.

Innehalten der Schranken des Berufes, Ausfüllen des ganzen Umfanges beruflicher Pflichten ist ebenfalls ein Kennzeichen christlicher Nüchternheit.

Wie unglücklich ist der Mann,  
der das nicht thun will, was er kann,  
und das thut, was er nicht versteht:  
sein Wunder, daß er zu Grunde geht!

Es ist ein Verdienst unserer neueren Theologie, auf die grundlegende Wichtigkeit der Treue im irdischen Berufe für das Glaubensleben eindringlicher, als je seit den Tagen der Reformation geschehen ist, hingewiesen zu haben. Wo der Mann in seiner erwählten irdischen Lebensaufgabe, das Weib im Hause ihren Beruf im Glauben voll und opferwillig erfüllt, da wird nicht nur trotz aller Widrigkeiten, Enttäuschungen, Entsagungen rechte Lebensfreude erbühen und dauern, sondern auch Freiheit, praktischer Blick und erfolgreiche Thätigkeit für die Arbeit im Reiche Gottes sich finden. Der Nüchternheit des gläubigen Sinnes wird es gegeben sein, das Gleichgewicht zwischen den Pflichten des äußeren Berufes und denen der Liebesarbeit im Reiche Gottes zu finden und zu erhalten.

Nüchternheit ist Geduld. Warten können auf Gottes Zeiten, seinem Weilen und Gehen sich nicht entziehen, sondern fügen, seine Stunde nicht versäumen, aber auch nicht vorweg nehmen: dazu gehört die Selbstzucht eines nüchternen Geistes. „Siehe, ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde“ (Jak. 5, 7). Nüchternheit ist eine der wesentlichsten Erziehertugenden. Die Kinder nicht überreizen noch überfüllen, sondern in Gehet und Unterweisung sie gebetshungrig machen und einen frischen Wissensdrang in ihnen wecken und lebendig erhalten: das wird nur denen gelingen, welche sich selbst in die Zucht der Nüchternheit nehmen. Der Flnch der Frühreise und Altklugheit der Jugend, welcher auf unserem frühwelfenden und empfindungs- und erfahrungsarmen Geschlechte lastet, wird von uns genommen werden, wenn wir mit der Strenge der Nüchternheit dasjenige der Jugend vorenthalten, was ihr nicht zusteht.

Nüchternheit wahrt das Gleichgewicht aller Seelenkräfte. Sie giebt vor allem dem Gefühl seine centrale Stellung im inneren Leben, im Heiligthum des Glaubens. Es ist nicht nüchtern, das Gefühl verkümmern, die Phantasie verbannen zu wollen. Sondern auf dem Grunde der Herzensreinheit sie sich frei und voll entfalten zu lassen, allem was lieblich ist und wohlantet eine Stätte zu gewähren im Heiligthum der Persönlichkeit und im Heiligthum der Gemeinde: das ist ein Kennzeichen wahrer Nüchternheit. Nicht poesielose, sondern poesievolle Menschen wünschen und erbitten wir von Gott im Namen der Nüchternheit. Veranschet euch nicht, sondern werdet voll Geistes und redet unter einander von Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, singet und spielt dem Herrn in euren Herzen: in diesem Worte des Apostels ist dem Rausch und der Schwärmerei ein reichentfaltetes schöpferisches Leben des Gemüthes und der Phantasie geradezu entgegengesetzt. So war es nicht Nüchternheit, sondern Fanatismus, wenn die reformierte Kirche in der Reformationszeit, oder später der Pietismus der Kunst mißtrauisch und ablehnend gegenüberstand.

Unnüchtern aber würde es sein, das Gefühlsleben in der Religion so zum herrschenden zu machen, daß darüber Verstand und Wille, christliche Erkenntnis und Thatkraft verkümmert würden. So gewiß Gefühl und Gemüt die stete Unterlage meines Glaubenslebens sein muß, so gewiß wird das Glaubensleben, das den ganzen Menschen umfassen soll, erst klar und fest, gesund und frei, wenn auch die Erkenntnis zu ihrem Rechte kommt. Der Heilsordnung nachdenken, die Gottesführungen meines Lebens prüfen und verstehen an dem gesamten Inhalt der heiligen Schrift, die Bibel nicht als Spruchkästlein, Bibelwörter nicht als Schlagwörter, Evangelium nicht als Gesetz mißkennen und mißbrauchen; nicht von Ahnungen und Geisttreibereien abhängig werden; nicht

Fleischlich-Seelisches in das Göttlich-Geistliche verflechten; nicht „die Sonne nach meiner alten Hausuhr stellen wollen“, d. h. nicht die lichten Weiten der göttlichen Geheimnisse nach der Enge meines Herzens messen und verkümmern, sondern meinen Blick weiten nach der Größe der göttlichen Geheimnisse; in allen Dingen klar und wahr reden, in religiösen aber mit der größten Gewissenhaftigkeit: das ist nüchtern.

Zur Freiheit eines Christenmenschen gehört aber auch die Willenskraft des Glaubens. Selbstbehauptung durch Selbstbeherrschung, Selbstentfaltung durch Selbstbeschränkung, Selbstgewinnung durch Selbstverleugnung: das fordert täglichen inneren Kampf. Und dazu bedarf es unablässigen Wachens und Nüchternseins. Nur auf dem Boden der Nüchternheit gedeiht die christliche Charakterbildung. So zwar, daß mit der Bildung des Willens die Bildung des Verstandes und des Gefühls Hand in Hand gehen wird: das ist das Gleichgewicht von Empfinden, Denken, Wollen, das ist christliche Nüchternheit.

Im Namen der Nüchternheit fordern wir auch ein Gleichgewicht von Rezeptivität und Aktivität auf christlichem Gebiete. Die krankhaft gesteigerte Rezeptivität macht zur Aktivität unfähig. Wenn man die Viellezerei unserer christlichen Kreise ansieht und die in ihrem Gefolge sich blähende Feinschmederei und ästhetisierende Schwärmerei: so möchte man ein Wort des Paulus aus 1. Kor. 12 im Blick auf diese geistliche Frässerei also abwandeln: Wenn der ganze Leib Magen wäre, wo bliebe die Hand? Diät ist ein Grundgesetz der Ernährung der Seele. Wie ganz anders sollten wir über unsere Jugend wachen, daß sie nicht durch das Lesen unzähliger Zeitungen und Bücher ohne Wahl überreizt und abgestumpft würde für jeden geistigen Genuß! „Lies nur, was wert ist, zweimal gelesen zu werden“; diese goldene Regel wird noch übertroffen von der Praxis des Wandsbeder Boten, der bekanntlich ein Erzähler von Gottes Gnaden war. In seinem Hause wurden mit der Jugend einzelne wenige Bücher immer und immer wieder und mit stets gesteigertem Verständnis und Jubel gelesen, z. B. Jung Stilling's Lebensbeschreibung bis zum Auswendigwissen.

Ja, des geistig und geistlich Erprobten sich bemächtigen bis zum Auswendigwissen: ein uraltes Geheimnis der Selbstzucht und Erziehung, welches heute wieder verschüttet zu werden in Gefahr ist. Von hier aus tritt die Bedeutung des Singens mit den Kindern, vor allem des Singens von Volks- und Kirchenliedern, recht ins Licht. Durch Singen wird am leichtesten, lustigsten, nachhaltigsten ins Gedächtnis und Gemüt eingeprägt, was menschlich-edel und göttlich-heilig ist. — Ob die Zeitung ins Studierzimmer gehöre: die Frage will ich nicht entscheiden. Aber das ist gewiß: ins Kinderzimmer gehört sie nicht.

Zur Gefunderhaltung der Rezeptivität gehört aber ein stetes Vorarbeiten und Verwerten desselben in frischer, freier Aktualität. Liebesübung macht nüchtern und erhält nüchtern. Würden unsere Vielleisenden, welche über ihren Büchern in so himmlischen und edelmütigen Empfindungen schweben und schwelgen, im übrigen aber das Leben oft so kleinlich finden und so empfindlich verwundend, fleißig Arme und Kranke besuchen, so würden sie von dem Alpdruck ihrer vielen eingebildeten Uebel und aufgebrauchten Verdrießlichkeiten bald geheilt sein. Not macht nüchtern: laß dich durch fremde Not ernüchtern von deinem geistigen oder geistlichen Luxusleben, damit Gott es nicht durch Not, die er dir selber zusendet, thun müsse! Wie den Seelsorger allein der tägliche Verkehr mit Notleidenden vor Verstiegenheiten in der Predigt bewahren kann, so das Gemeindeglied die thätige Anteilnahme an den Geschicken der Gemeindegemessen. Diese Aktivität wird uns zeigen, was von unserem inneren Leben probefähig ist, wird uns still und bescheiden machen, uns ins Gebet treiben und zu dem Bekenntnis: nicht daß ich es schon ergriffen hätte . . ., ich jage ihm aber nach . . .

Auch für das Gebetsleben ist die Nüchternheit die Grundvoraussetzung. Das sehen wir an dem Maß und Muster aller Gebete, an dem Vaterunser. Das sagt uns auch Petrus mit seiner Mahnung: so seid nun mäßig und nüchtern zum Gebet. Wie

fäßt man sich im Innersten beschämt, wenn man Menschen beten hört, die uns in Praefewußt und Uebertreibungen, in Unklarheiten und Einherstolzieren auf hohen Kössen der Scheidemat das Mitbeten unmöglich machen! Es ist, als hätte der Herr auf die Bitte der Jünger: „Herr, lehre uns beten“ gleichjam die Antwort gegeben: „Seid nüchtern zum Gebet“, so knapp und schlicht in Form und Gehalt, und darum doch so tief und allumfassend, daß auch das reichste und reifste Christenleben, auch die gesamte Christenheit im Laufe der Jahrhunderte es nicht ausschöpfen wird, ist dies Gebet, das vielleicht um seiner Einfachheit willen die Jünger im ersten Augenblicke geradezu überrascht und befremdet haben mag.

Nüchtern sei die Hausandacht, nüchtern der Gottesdienst.

Im Gemeindegottesdienste haut sich dann alles auf dem Grunde der Nüchternheit auf, wenn in jedem Stücke der heiligen Handlung die ihm eigentümliche Bedeutung zur Ausprägung kommt. Die Lieder frisch und mit innerer Bewegung, an den Freudentagen mit Jauchzen gesungen; die liturgischen Gebete schlicht, kurz und weisevoll, die Gemeinde nimmt sie auf und schließt sie ab durch liturgische Gesänge. Nur die Predigt ist Predigt, nicht auch Liturgie und Lied! Eine nüchterne Gemeinde aber nimmt dem Prediger das Wort von den Lippen, wie die Familie sich an den Tisch setzt zum wohlberbeiteten Mahle, mit Hungern und Dürsten! — vorausgesetzt, daß der Pastor das Wort, die Kost des Lebens, reichlich aufgesetzt und richtig geteilt hat. Ach der Unnüchternheit, daß so viele satt, überfett, und darum ohne Fürbitte für Prediger und Hörer zum Gotteshause kommen! — Hat aber das Brot des Lebens in der Predigt die Gemeinde wirklich als eine hungernde gefättigt, so schließt die Feier mit froher dankender Anbetung, und mit dem Opfer der Liebe, das in nüchterner Erwägung dessen, was Gott uns stets und heute wieder gegeben, ein reichliches Säen ist auf den Tag des Erntens im Segen.

Die Hausandacht gebe dem Kinde, was des Kindes ist, den Dienstboten, was ihnen für Herz und Gemüt not- und wohlthut. Es ist nicht nüchtern, bei der Hausandacht sich in die entlegenen und geheimnisvollsten Gebiete inneren Lebens mit Vorliebe begeben zu wollen. Das langweilt, weil es über die Köpfe geht. Reichlich singen, frisch lesen — wenig, denn viel behält und verarbeitet man nicht —, kurz und brünstig beten, dabei Liturgisches und Feststehendes je nach dem Kirchenjahre fleißig anwenden: das macht die Hausandacht Großen und Kleinen sonnig und erquicklich.

Das führt uns endlich auf den Gebrauch der magna charta der Nüchternheit, der heiligen Schrift. Die Bibel ist der Quell alles nüchternen Innenlebens. An ihr regelt und berichtigt sich alles, was im Laufe der Jahrhunderte an christlichen Lebensäußerungen zu Tage getreten ist in Prosa und Poesie, in Gebet und Lied, in Lehre und Leben. Es ist selbstverständlich, daß ich bei der Empfehlung des Schriftgebrauchs zur Nüchternheit nicht etwa in erster Linie an die Spruchdichtung des Alten Bundes, an die drei den Namen Salomos tragenden Schriften, geschweige an die apokryphische Weisheit oder den Jesus Sirach denke. Nein, die Bibel nüchtern und zur Nüchternheit gebrauchen, heißt sie so lesen, daß wir in ihr überall und immer zuerst und zuletzt Christum suchen, daß wir sie da aufschlagen und wieder aufschlagen, wo sie „Christum treibt“. Das ist die rechte Einfachheit des Bibelgebrauchs. Auch für das Bibellesen gilt: Alles ist euer: Eins ist not.

Die Charaktere der Bibel sind nüchtern, darum erziehen sie zur Nüchternheit. Wagen wir es, unsern Herrn Christum das Urbild aller Gesundheit der Seele zu nennen! Er ist so hoch erhaben über alles, was die Nüchternheit verletzen könnte, daß die Schrift, welche ja überhaupt nicht über Christum reflektiert, es vermeidet, ihn nüchtern zu nennen. Aber es trifft doch die Sache, von der wir handeln, wenn von allem Gotteswort in heiliger Schrift keins so tief und doch so klar, so reich und doch so schlicht, so erhaben und darnum so einfältig, so für alle Menschen aller Zeiten, aller Stände und Stufen gesagt erscheint, als Jesu Wort. Der im Fasten und Wachen seine tiefsten

Kämpfe gekämpft, das Fasten unter die selbstverständlichen Werke der Gerechtigkeit neben Almosengeben und Beten gestellt, wie hat er doch der Zeit hochzeitlicher Freude im Christenstande das Fasten gewehrt. Ja, hier ist mehr als Johannes der Täufer, mehr als Salomo. Voll zartesten Empfindens für die Not und Schuld der Menschen, der ihre Schmerzen trug und ihre Sünden, voll heiligen Zornes und unerbittlicher Abweisung gegenüber aller Unlauterkeit und Verführung, das Göttliche und Ewige nicht wie die Gemeinde am Pfingstfeste als ein überwältigend Neues, sondern als ein Natürliches, das sein eigenstes Wesen war, in sich tragend: so hat er geredet auf dem Berge und am Kreuze, in der Wüste und im Tempel, bald in Gleichnissen, bald ohne Sprichwort — immer in heiliger Klarheit, in himmlischer Einsicht.

Zur Nüchternheit hat er seine Jünger erzogen: einen Petrus — wach am Ostermorgen nach dem dumpfen Schlafe der Traurigkeit in Bethsemane, nach dem falschen Eifer vor den Häschern, der feigen Furcht vor den Knechten und Mägden. Durch Jesus ist der einst so leicht Erregbare stillen festen Herzens geworden, ein Hort heiliger Nüchternheit, wie seine Briefe ihn zu erkennen geben; — einen Johannes, der uns lehrt, allein auf Jesus schauen und lauschen und so die Geister prüfen, ob sie von Gott sind; — den Jakobus, seinen Bruder, Josephs und Marias Sohn, dessen Brief einen Widerschein giebt der abgestillten Weise, in der Jesus schon mochte geredet haben, ehe er öffentlich auftrat, im Kreise der Eltern und Geschwister; — einen Paulus, der wohl wie kein zweiter begnadigter Sünder den weitesten Blick und freiesten Flug heiliger Begeisterung einte mit unerbittlicher Klarheit im Denken, und im Handeln mit zartester Treue im Kleinen.

Möchten wir an diesen Charakteren der Bibel uns wieder bilden zur Lauterkeit und Festigkeit des Charakters!

Aber wie die heilige Geschichte, so giebt auch die Geschichte der christlichen Kirche uns eine Fülle von Gestalten, deren Vorbild geeignet ist, unser Volk zu christlicher Nüchternheit zu erziehen. Zu sehr hat die Kirche der Reformation, seit sie den Wust der Tradition und der Legende hinausgethan, unterlassen, die wirkliche Kirchengeschichte dem Volke zu erschließen. Die negative Seite der Arbeit ist geschehen, die positive harret energischerer Zuangriffnahme im Interesse der Nüchternheit, der geschichtlichen Wahrheit und Bildung. Ein Luther, Paul Gerhardt, Spener, Franke, und — trotz einzelner Unnüchternheiten — ein Beugel, ein Tersteegen; und in unserem Jahrhundert ein Wichern, Fliedner, Livingstone: wie haben sie alle — und unzählige in der Sternwolke von Zeugen mit ihnen und durch sie — sich ausreifen lassen zu heiliger Nüchternheit, und wie vorbildlich sind sie darum für christliche Innigkeit und Thatkraft!

Den evangelischen Reichsgottesarbeiten unseres Jahrhunderts, dem Betriebe der Heiden- wie der inneren Mission, eignet in ganz hervorragendem Maße bei aller Glut der Begeisterung doch der Ernst gläubiger Nüchternheit. Uns, der evangelischen Gemeinde von heute, hat Gott der Herr diese Arbeiten anvertraut. Wahren und mehrten werden wir sie nur, retten, erüchtern helfen werden wir ein im Rausche der Sinnlichkeit, in der Gier des Lebensgenusses, in der Schlassheit des Lebensüberdrußes taumelndes Geschlecht nur, wenn wir ein jeder für sich Ernst machen mit der Forderung christlicher Nüchternheit: Prüfet die Geister! Den Geist dämpft nicht! Werdet voll Geistes!

So werden wir auch in Bezug aufs Ende und aufs Jenseits, auf unsere ewige Heimath und unsere einstige Heimfahrt nicht grübeln, träumen, schwärmen, zagen, sondern geloben und beten: Ich will satt werden, wenn ich erwache, Herr, an deinem Bilde.





## Aus Heinrich Leos geschichtlichen Monatsberichten und Briefen.

Von

← † Otto Kraus. † →

V.

Brief vom 23. April 1851 an Karl von Rappard:

„Verzeihen Sie, daß ich so lange geizögert habe, auf Ihren letzten Brief zu antworten, aber derselbe setzte mich, als ich ihn erhielt, in einige Verlegenheit. Ich kann nämlich durchaus keinen Anknüpfungspunkt finden zwischen ihm und meinem letzten Briefe und doch bezieht er sich angeblich auf denselben und handelt eine Menge Punkte, die zwischen den Confessionen schweben, ab und vertheidigt die Union. Ich dächte aber, ich wäre in jenen Punkten mit Ihnen nie uneinig gewesen und hätte als einstweiliges Nothdach, bis wir zu einer katholischen Kirche realiter kommen, die Union immer gern gehabt und in Schutz genommen. Inzwischen bin ich aus einer Wohnung in die andere gezogen, was bei hunderterlei Papieren und tausenderlei Büchern und einem Rückgrat, das nicht mehr so leicht wie mit achtzehn Jahren sich zur Erde beugt und dann auf der Leiter streckt, und da ich nicht gern habe, daß mir Jemand in Papieren und Büchern schnüffelt, ich also mir von angehenden Gelehrten nicht helfen ließ und von Ungelehrten nicht helfen lassen konnte, viel und lange Mühe und Unordnung gemacht hat, so daß ich nicht schreiben konnte. Heute endlich bin ich nicht nur fertig, sondern habe mich auch die Feiertage ausgeruht, und da wollte ich doch antworten und las Ihren Brief wieder. Da Sie sich nun in demselben auf eine Bemertung des Professors Leo beziehen, was eine heitere Wendung zwar nur sein kann, aber doch beinahe klingt, als schrieben Sie an jemand anders, bin ich auf eine eigenthümliche Conjectur gekommen: in meinem Briefe lag nämlich ein zweiter unversiegelter an Freund Tholuck. Natürlich habe ich diesen, ohne ihn zu lesen, mit einem versiegelten Couvert versehen, in Tholucks Hause abgegeben. Wäre es nun nicht am Ende möglich, daß die Briefe, die Sie uns bestimmt hatten, verwechselt worden wären, daß der für mich bestimmte in das innere unversiegelte Couvert gekommen wäre an Tholuck, und daß der Brief, den ich der Form nach als an mich gerichtet betrachten mußte, eigentlich an Tholuck ginge, dann würde sich das Räthsel einfach lösen. Wäre ich früher auf den Einsack gekommen, so hätte ich mir einfach bei Tholuck Rath geholt, jetzt ist er, so viel ich weiß, verreis. Ihm muß aber doch auch nichts aufgefallen sein und er hat mir trotz öfterem Begegnen nichts davon gesagt, daß ihm Ihr Brief räthselhaft sei, wie doch der Fall sein mußte, wenn er an mich eigentlich gerichtet wäre.“

Nathusius will, wie ich annehmen muß, Ihren Aufsatz [„Beitrag zur Beantwortung der Frage „was ist Wahrheit“ in Nr. 47 und 48 des Volksblattes von 1851] abdrucken, sobald ihm ältere Druckverfälschungen und unmittelbar von dem Moment geforderte Aufsätze Raum lassen. Ganz deutlich hat er sich mir nicht erklärt, ich kann aber seine Aeußerungen nur in dieser Weise verstehen.

Daß unsere deutschen Sachen in das alte Geleise des Bundestages einlenken, wird Ihnen im ganzen so sehr recht sein wie mir. Minder recht ist mir, daß man in Berlin nicht darauf verzichten zu können scheint, etwas zu machen, denn da nichts leichter ist in Deutschland, als zu hindern, wird man von preussischen Plänen alles hindern, was Preußen wirklich höbe, und einen Rest zulassen, der von neuem Preußen nicht als Reichsprimhern, sondern als Reichspolizeilieutenant und Stadmeister erscheinen läßt. Es wäre doch weit klüger, wir ließen Oesterreich unsererseits machen und legten uns dagegen aufs Hindern.“

Ein Brief vom 5. Mai 1851 ist nur bruchstückweise vorhanden.

— — „Sie meinen, ich sehnte mich nach Autorität, im Gegentheil, ich brauche fast gar keine Autorität. Wahrscheinlich stehen Sie hier auf jenem philosophischen Standpunkte, der den Glauben nothwendig mit Autorität glaubt in Verbindung bringen zu müssen. Allein der Glaube ruht gar nicht auf Autorität, sondern auf der Wahrheit, denn der Glaube ist die Kraft der unmittelbaren Wahrheit, die sich weder otkroyiren, noch beweisen, sondern nur erleben läßt (Joh. 7, 17). Um die Wahrheit zu erleben, bedarf es freilich einer Offenbarung, also einer Autorität, aber nur um den Anstoß zum Erlebnisversuche zu geben, als Erziehungsmittel, und die Wahrheit an sich bliebe die Wahrheit, auch wenn sie niemand künnte. Wo der Glaube ein Erlebtes, ein Lebendiges geworden ist, ist zwar die Autorität bestätigt, aber eben durch diese Bestätigung aufgehoben, und nur weil der Glaube ein Wachsendes ist, brauchen wir die Autorität noch ebenso gut, nachdem wir schon Glauben haben, als wenn wir erst zu glauben anfangen. Die eigentliche Kraft des Glaubens ruht aber nie in der Autorität, sondern soweit die Autorität für uns ein Band sein muß, ist eben das Zeichen gegeben, daß unser Glaube noch schwach ist; die eigentliche Kraft des Glaubens ruht in der Wahrheit.

Nun dreht sich aber der Streit zwischen uns und der römischen Kirche großentheils und hauptsächlich nicht um die Wahrheit, sondern um die Richtigkeit, vielfach nur um die lexikographische Richtigkeit, d. h. um Worte. Wir sagen: der Glaube macht selig, d. h. die Kraft der unmittelbaren Wahrheit macht selig; die katholische Kirche sagt: fides caritate formata justificat. Nun heißt im Lateinischen fides und im Italienischen und Spanischen fede, im Französischen foi eigentlich Treue, und daß die Treue allein selig mache, können wir auch nicht zugeben, so wenig wie die Römer, sondern die fides caritate formata ist eben die Treue, die nicht bloß auf Autorität, sondern auf das Leben durchbringender Liebe, auf erlebter Gewißheit ruht, und wenn wir diesen Satz bestreiten, fassen wir ihn falsch, indem wir dem Worte fides ohne Weiteres unseren Begriff des Glaubens, der πίστις unterschieden, woran ihrerseits freilich die katholische Kirche schuld ist, da die Vulgata ohne Weiteres das Wort fides, was doch etwas anderes bedeutet, zur Uebersetzung des Wortes πίστις verwendet, während sich die romanischen Nationen doch in ihrem Denken durchaus nicht von dem an dem Worte fides hängenden Wortverwandtschafts-Begriffe losmachen können und also ihrerseits zur Bestimmung des Wortes fides in seiner Wahrheit des Zusatzes caritate formata durchaus bedürfen. Der ganze Streit ruht auf einer im Lexikon wurzelnden Verwirrung, welche Verwirrung wie jede Verwirrung nun freilich ihre unseligen Folgen nach allen Seiten entwickelt hat. Aber in der That dreht sich doch der Streit nicht um die Wahrheit, sondern um die Richtigkeit. Und so in einer Menge anderer Fälle. Ob man die Ehe für ein Sakrament halten soll oder nicht, ob man die Priesterweihe für ein Sakrament halten

soll oder nicht, dreht sich alles nur um die Richtigkeit der Bestimmung des Sakramentsbegriffes, nicht um die Wahrheit, denn in Wahrheit will ein gläubiger Protestant und ein gläubiger Katholik, wenn er sich unbefangenen verständigt, von der christlichen Ehe in der That dasselbe. Die Reformatoren haben bloß aus polemischen Gründen den Sakramentsbegriff wesentlich anders bestimmt als die alte Kirche, sie haben einen Eingriff ins Lexikon gewagt, einen Eingriff, der die unselige Verwirrung zur Folge gehabt hat, der die Disciplin unserer Kirche zerstört hat, das Sakrament selbst und mehr noch alle die heiligen Ordnungen, die nun mit aller Gewalt nicht mehr Sakramente sein sollten, verwaschen hat, und den sie am Ende nicht einmal consequent durchgeführt haben, denn hätten sie consequent sein wollen, so hätten sie die Fußwaschung zum Sakramente machen müssen, denn sie ist von Christo eingesetzt (Joh. 13, 14) und eine mystische Wirkung zur Seligkeit daran geknüpft (Joh. 13, 17), hier aber ließen sie am Leitfaden der Tradition, die sie sonst so weit wegwar, fort und machten nicht zum Sakrament, was dem von ihnen willkürlich aufgestellten Sakramentsbegriffe nach ein Sakrament gewesen wäre, also ihre ganze Aenderung des Sakramentsbegriffes hatte nur eine polemische, negative Bestimmung, sie wollten beseitigen, was ihnen unbequem war, nicht aber einführen, was ihnen noch unbequemer gewesen wäre.

Ganz in ähnlicher Weise sind sie mit der bischöflichen Gewalt, auf der der ganze Bau der Kirche ruht, umgegangen. Zwar in der Augsburgerischen Confession noch nicht, aber in den Schmalkaldischen Artikeln und allen späteren Bekenntnißschriften. Sie haben die Gemeinde zum Träger der Monarchia Christi gemacht, während das Bisthum dieser Träger ist. In der Reformationszeit freilich traten die bösen Folgen davon noch nicht hervor, aber später und vor Allem in der fast rettungslosen Verwirrung unserer Zeit. Ich stimme darin vollkommen mit Ihnen überein, daß ein Hirte und eine Heerde ist, aber das können Sie jetzt nur in einem so spiritnalisistischen Sinne der ecclesia invisibilis festhalten, daß Ihnen die Kirche als pädagogisches Institut, als Erziehungsanstalt der Menschheit rein verloren geht. Freilich sind alle guten Christen — römische wie evangelische Katholiken — eine Heerde, denn sie erleben eine Wahrheit, und alles, was sie außer dieser Wahrheit erleben, ist Nebensache, aber daß Sie damit nur die, welche schon glauben, trösten, nicht aber die, welche noch nicht glauben, sicher erziehen können, muß Ihnen doch auch einleuchten, und wem es heute noch nicht einleuchtet, dem wird es zehn Jahre weiterhin noch ganz anders in die Hände kommen. Die ganze Sache dreht sich aber darum, daß, weil die Reformatoren die actuellen Träger des Bisthumes ihrer Zeit in Verfall sahen, sie das Bisthum selbst nicht mehr zu fassen wußten, aus einem polemischen Interesse hat man auch da das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Ist es Ihnen noch nicht vorgekommen, daß ein Samentorn, auf einen ungeeigneten Boden gebracht, eine verkümmerte Pflanze gab, und der Same der verkümmerten Pflanze auf demselben Boden noch verkümmert und so fort, bis einmal ein Samentorn, von einer noch so langen Reihe verkümmerteter Pflanzen fortgesetzt auf den rechten Boden gebracht, doch wieder die ursprüngliche tüchtige Natur der Pflanze entwickelte, während Sie diese Pflanze nie aus einem anderen Samentorn erzeugen können. Bucheckern durch zehn Generationen verkümmert Buchen hindurch zuletzt auf guten angemessenen Boden gesät, können gute Buchen geben, aus Apfelskernen aber werden Sie nie einen Buchwald ziehen. — So ist's mit dem Bisthum, dessen Begriff darin ruht, daß seine Gewalt vom Herrn, daß es eine monarchische Gewalt in der Limitation, die in der Natur der Sache liegt, ist. Schaffen Sie es ab, entstellen Sie es völlig durch die Uebergabe an die Landesherren (denn dieses sog. Bisthum der Landesherren ist auch nur eine lexicographische Willkürlichkeit), so nehmen Sie aus der ersiehenden, aus der erscheinenden, aus der wirklichen Kirche den eigentlichen nervus heraus, bringen die heillose Verwirrung hervor, die nun endlich in der protestantischen Welt auch dem Blinden greifbar zu Tage tritt; setzen Sie dagegen das wahre Bisthum in seiner verkrüppeltesten Gestalt, aber mit seinem wesentlichen Attribut, seine kirchlichen Vollmachten nicht von einer weltlichen

Obrigkeit, noch von Geburt, noch von der Gemeinde, sondern allein von dem HErrn zu haben, in fester Ordnung, in ununterbrochener Tradition, so wird es sich doch wieder erholen und zum wahrhaft ordnenden Punkte werden können.

Betrachten wir die Reformation in ihrem eigentlichen tiefsten Kerne, so ist das, was sie wollte, nichts Neues, sondern eine Richtung, die in der alten katholischen Kirche immer auch war, es ist die mystisch-realistische Richtung des heil. Augustin, der Victoriner, des Albertus Magnus, die aber, seit sich die Kirche immer entschiedener einer nominalistischen Autoritätsrichtung hingab, mehr und mehr in eine gewaltsame Stellung kam und endlich ganz erdrückt werden sollte. Sie ist eine Nothwehr, die ich vollkommen gerechtfertigt finde, der ich anhängen, aber mir ist vollkommen klar, daß in der Gewaltthätigkeit dieses Nothkampfes auch wesentliche Theile des Kirchenlebens sädirt oder zurückgestoßen worden sind, und namentlich das Bisthum, was in seiner Einheit und Ordnung, wenn auch verkrüppelt, doch von der römischen Kirche allein bewahrt ist. Ich werde nie als Einzelnr etwa zur römischen Kirche übertreten, denn ich sehe diese nach andern Seiten hin in so tiefer Verwirrung wie unsere Kirche, und ich hänge aus Ueberzeugung der mystisch-realistischen Richtung an, die die römische Kirche im Reformationskampfe von sich ausgestoßen, in den jansenistischen Kämpfen nochmals von sich gestoßen hat, aber die Gößenanbetung, welche den Reformatoren jetzt noch gewidmet wird, die Fortsetzung aller der polemischen Entstellungen der Geschichte, dies ganze Erbtheil des Hasses aus unseren Kirchenkämpfen habe ich vollkommen abgeschüttelt, und gerade deshalb ist mir die unirte Kirche trotz aller ihrer Schwächen, Unbestimmtheiten und Mangelhaftigkeiten höchst willkommen als neutraler Boden, unberührt von den früheren protestantischen Verkrüppelungen, und fällt mir nicht ein, mir das Joch lutherischer oder anderer Bornirtheiten von Neuem aufzulegen zu lassen, so wenig als das römische Bornirtheiten. Diesen neutralen Boden halte ich und vertheidige ich, aber meine Hoffnung geht auf eine Zeit, wo nicht mehr bloß in der spiritualistischen ecclesia invisibilis, die in der That nur ein subjectives Christenthum und nirgends eine wahre ecclesia ist, — ein Hirt und eine Heerde ist, und dies kann nur geschehen durch das Bisthum, welches allein bei der römischen Kirche intact bewahrt ist [die neun Wörter dieses Zwischensatzes sind vom Briefempfänger mit Notzift unterstrichen und am Rande des Briefes mit einem großen roten Fragezeichen versehen worden], trotz aller übrigen Verkrüppelungen, die ich an dieser Kirche unbestritten zugebe und dertwegen es eben nicht meine Kirche ist. Aber die Bucheder, die jetzt auf schlechtem Boden nur verkrüppelte Bäume zieht, wird noch einmal auf den rechten gesät werden und der Baum unserer Kirche sich wieder in prächtigem Wuchse alles Erdreich beschattend erheben. — Wenn ein Landesherr durch seine Sünden die Sünden seines Volkes herausgefordert hat, von diesem vertrieben ist, bleibt er auch in der Vertreibung Landesherr, und sein Sohn und Enkel bleiben es, obwohl sie das Land nie sahen, wie die Stuarts Herren von Schottland und England waren, bis sie anstarben. Können Sie sich nun nicht denken, daß mancher Schotte, der den actuellen Zustand unter den Georgen in Schottland als zu Recht bestehend anerkannte und es für Sünde erachtete, sein Land durch Revolution in Verwirrung zu stürzen, doch in seinem stillen Kämmerlein betete, daß Gottes allmächtige Hand es so fügen möge, daß noch einmal das acnelle Recht und das historische Recht sich vereinigen, sein stuartischer König ungehindert, aber als ein solcher wiederkehren möge, dem der HErr Weisheit, Rath und königliche Gedanken verleihe, damit seine Sünden nicht von Neuem die Sünden des Volkes herausfordern möchten und zu der alten Verwirrung neue bringen? — In diesem Beispiele eines loyalen Schotten zum actuellen Regiment seiner George und zum höher berechtigten, aber impossibeln Regiment seiner Stuarte haben Sie mein Verhältniß zur protestantischen und römischen Kirche. Ich bete für den Papst, daß der HErr ihm bischöfliche Gedanken verleihen möge, auf daß er die Krankheit der römischen Kirche heilen könne und in dieser Heilung die Möglichkeit gewähre, daß einmal nicht bloß spiritualistisch, sondern real ein Hirt und eine Heerde sei.“



## Brief Mitte Juni 1851:

„Nach langer Zeit erst antworte ich auf Ihren letzten lieben Brief. Inzwischen werden Sie eine Art Lebenszeichen in dem endlich besorgten Abdruck Ihres Aufsatzes gesehen haben. Die Exemplare, die Sie gewünscht hatten, sind Ihnen doch richtig zugekommen? Es waren allerhand kleine Störungen und Hinderungen, Besuch u. dergl., die mich nicht zur Schreibstimmung kommen ließen, und auch gegenwärtig bin ich nicht recht in der erforderlichen einfindlerischen Seelentonart, um eigentlich mit rechter Neigung zum Schreiben mich daran zu machen, wollte aber doch weder zu faul, noch untreu befunden werden.

Bei der Auffassung von Sakrament, glaube ich, müssen wir auf das Griechische zurückgehen. Das neue Testament gebraucht dafür  $\muυστηριον$  — Geheimniß. Das lateinische Wort der Vulgata ist offenbar nur ein Nothbehelf. Die ältere römische Kirche definierte jenes  $\muυστηριον$  oder sacramentum, im Sinne der kirchlichen Handlung, als *signum visibile invisibilis gratiae*, das scheint mir das Richtige. Die Reformation brachte in ihrem polemischen Interesse willkürlich die Bestimmung hinzu, daß nur solche *signa visibilia invisibilis gratiae*, die von Christo selbst als *ritus* instituiert seien, Sakramente heißen sollten. Außer dem polemischen Interesse sehe ich auf der Welt keinen Grund [Vergl. dagegen Wilmar's Dogmatik § 65], und consequent durchgeführt ist, wie ich schon früher sagte, die Sache auch nicht, sonst hätten die Reformatoren die Fußwaschung zum Sakramente machen müssen. Nach der negativen Seite achteten sie also die Tradition der Kirche, die die Fußwaschung nicht als Sakrament anerkannte, nach der positiven nicht, indem sie willkürlich eine Unterscheidung einführten.

Nirgends habe ich übrigens gesagt, daß der Papst oder überhaupt die Bischöfe der römischen Kirche nicht nöthig hätten, sich zu befehlen, oder daß die Polemik der Reformatoren deshalb überhaupt eine unberechtigte gewesen sei, weil sie im Einzelnen sich verhalten hätten. Was hielt mich denn auf der protestantischen Seite, als die Ueberzeugung, daß der Papst und seine Clerisei sich erst auch in einigen Punkten (eigentlich nur in einem, nämlich in der Lehre von der Autorität, der aber viele andere hinter sich hat) zu befehlen hätte. Zunächst bin ich nur der Meinung, beide Theile haben ein Theil Unrecht und ein Theil Recht, das formale Recht aber ist auf römischer Seite. Hielt ich das formale für das einzige Recht, so müßte ich ja heute eher als morgen Katholik werden, ich kenne aber ein höheres Recht, deshalb bleibe ich Protestant, bis der Papst dies höhere Recht, was ich will, auch anerkennt. Sobald er das thut, ist er dann aber auch nicht mehr in römischer, sondern in wahrer Katholicität, und wer sich ihm dann nicht beugt, verschreibt sich dem Antichrist, bis das aber geschieht, habe ich für den Papst und seine Clerisei nur Gebete, nicht Gehorsam, so lange ist mir seine Autorität eine schlafende, ruhende, ohnmächtige, bloß formale, wie die königliche Autorität des Grafen von Chambord in Frankreich.

Daran aber halte ich allerdings, daß das Bisthum allein bei der römischen Kirche intact geblieben ist. Weder durch Trug und List, noch bloß durch äußere Dinge ist der Bischof von Rom, vielmehr durch einen innerlich notwendigen Verlauf ist der Bischof von Rom Mittelpunkt des Episcopats geworden, und wenn Sie nicht von Anfang an alle Kezerbischöfe auch für Nachfolger der Apostel halten wollen, müssen Sie auch die schismatischen für nicht echte Successoren halten. Der Zusammenhang mit Rom ist das edte Kriterium des Episcopats, der Succession in meinem Sinne. Womit aber nicht gesagt sein soll, daß ich die Autorität dieser Successoren anerkannte; nur die Gnadengabe der Succession ist bei ihnen, die Autorität erst, wenn sie sich befehlen und lernen, worin eigentlich ihre Autorität Wurzel hat.

Auf solche Einigungen, wie die Wittenberger Concordia von 1536, kann ich nicht viel geben. Die ganze Lehre von der Einheit des Brodes und Weibes war unter ganz anderen herrschenden Begriffen in früheren Jahrhunderten ausgebildet worden; damals

(1536) nahm man auf die Genesis dieser Lehren keine rechte Rücksicht, man verstand sich gegenseitig am Ende doch nicht recht und beugte sich in einer Art Contract einer gemeinschaftlichen Abmachung, setzte einen neuen Flicken auf den alten Rock. Wenn man auf die Ansichten der Leute so eingeht, daß man ihre Voraussetzungen zugiebt oder bei Seite stellt als für sich berechtigt, so hat Jeder Recht. Buttman jagte mir einmal, als ich auf der Bibliothek eine Ausnahme für mich in Anspruch nahm: Jeder hat einen vernünftigen Grund, wenn ich auf Gründe hören wollte, wäre über's Jahr die Bibliothek in vollkommenster Unordnung. Geben Sie sich die Mühe, die Genesis der Lehre vom Abendmahl zu verfolgen und gehen Sie ein auf den jedesmaligen Standpunkt der Leute, so müssen sie successive allen Recht geben, wenn Sie aber allen eine solche objectivie Stellung zumuthen und sie dann mit einer Lehrformel zufriedenstellen wollen, so geht die Prügelei los. Wobei es dann vielen hauptsächlich um das Prügeln selbst zu thun ist."

#### Brief Schluß des Sommersemesters 1851:

"Schon lange wollte ich Ihnen auf Ihren letzten Brief antworten, bin aber durch allerhand Besuch, den der Sommer auf kürzere oder längere Zeit brachte, durch die dauernde Krankheit meiner Tochter, die aus ihrem Bade nach allerhand Rath und Trost schrieb, und auch durch eigentliche Geschäfte und Arbeiten so in Stimmung und Muße benachtheiligt worden, daß ich immer nicht zur Ausführung meines Vorsatzes kam. Da haben Sie mich nun, wie gewöhnlich, durch einen letzten Brief beschämt und, nachdem gestern meine Vorlesungen geschlossen worden sind, ist es mein erstes Geschäft, mich bei Ihnen nach Kräften weiß zu brennen.

Das tertium comparationis zwischen dem Auftreten des Cardinals Wisemann und der Pölververschwörung gestehe ich, nicht herausfinden zu können. Und die Bedeutung, mit welcher jetzt überall die Katholiken hervortreten, scheint mir einen sehr ersten Grund zu haben. Wie alle Republiken nur aus verwilderten monarchischen Zuständen hervorgegangen sind, und dann aus dem aus jenen Zuständen ererbten Fonds von sittlichem Kapitale wirthschaften — freilich einzelne Stücke dieses Kapitals, die in der Monarchie todt lagen, oft auch erst recht in den Gebrauch bringen —, aber doch nur so lange die Wirthschaft treiben, als jenes Kapital vorhält und noch nicht selbst verwühlet und aufgezehrt ist, da sie nicht selbstschaffend, sondern nur verwendend zu diesem Kapitale sich verhalten, so ist es auch mit allen protestantischen Religionsgesellschaften. Sie haben einzelne Seiten des kirchlichen Kapitals allerdings erst recht zur Anwendung und Nutzbarkeit gebracht, sie haben in der früheren Kirche verwilderte Ranken abgeschnitten, aber selbst ein neues Kapital an Lehre und Disciplin haben sie nicht zu gewinnen vermocht\*, sondern haben von dem Kapital der alten Kirche in dieser Hinsicht gelebt und alles, was sie Neues hinzugethan haben, hat sich zuletzt immer hemisch wirkend, zerstörend erwiesen. Wir sind nun in ganz Europa auf den Punkt gekommen, daß es eigentlich nur noch einzelne Protestanten, d. h. einzelne Christen giebt, die nach Abschneidung der verwilderten Ranken der früheren Kirche doch deren Kapital an Lehre und Zucht,

\* Wegen diese grundsätzliche Ansicht Veos sei der größte Theologe unseres Jahrhunderts angeführt, Hilmar: „Die Bedeutung Luthers für das Gesamtleben der Kirche (seine Bedeutung als „Reformator“) liegt darin, daß er ein bis dahin von der Christenheit noch nicht erlebtes Moment der göttlichen Offenbarung, der Gnade Gottes in Jesu Christo, an sich selbst erlebte und der Christenheit zum Weiterleben und Nacherleben darbot: die Aneignung der Erlösung von der Sünde und vom ewigen Tode, welche Christus durch seinen Tod am Kreuze und durch seine Auferstehung der Menschenwelt gewährt hatte, mittels des Glaubens. — — Hiernach muß es für einen schweren Irrthum erklärt werden, die Lehre und das Werk Luthers lediglich als eine Reinigung der Kirche von Menschenlehren, von Mißbräuchen, also wesentlich als eine Negation ansehen zu wollen; sie war dies auch, aber erst in zweiter Stelle, indem nämlich alles das, aber auch nur das hinweggeschafft werden mußte, was dieser neuen und vollkommenen christlichen Lebenserfahrung hindernd in den Weg trat; in erster Stelle ist sie ein Fortschritt in den christlichen Lebenserfahrungen, ist sie eine Position.“

(Bageners Staats- und Gesellschaftslexikon über Martin Luther.)

wie es die Reformation hingestellt hat, festhalten. Was man protestantische Kirchen nennt, das sind nur Aggregate — mit viel Unkrautsamen gemischte Haufen von einzelnen — die Bänder, die Gliederungen sind fast alle gerissen, was man Neues in dieser Richtung ausdenkt, hält nicht, kurz! der Organismus hat aufgehört, lebendige Kraft zu haben; wo aber ist eine Kirche möglich ohne lebendigen Organismus? — Die römische Kirche ist nun durch die Reformation nach einer Seite hin gewaltigamer gestellt, ist verfolgt, aber nach der anderen Seite auch geweckt worden; arge Mißbräuche hat sie im Tridentinum selbst abgeschnitten, aber in welchem Zustande sie auch sein mag, sie hat das treu bewahrt, was bei uns eben zu Ende geht, ihr Kapital von Lehre, Zucht, von organischem Leben. Sie ist eine Kirche, wir sind nur noch Einzelne oder allenfalls Gesellschaften, aber keine Kirche mehr.

Dieser objektive Thatbestand fängt an, auf allen Seiten an den Tag zu treten.

Ihre Zufendung für das Volksblatt habe ich noch nicht abgehen lassen, aus mancherlei Gründen, da Sie bis auf einen gewissen Grad die Sache in meine Hand gegeben haben. Die Schilderung der französischen Verfassungsentwicklung von Seiten des Kardinals Rey scheint mir nämlich durchaus schief und von seinem (des Kardinals) eigentlichsten Standpunkte, von dem der Stänkerei, aufgefaßt. Das Parlament hat in den Frondezeiten wie in den Revolutionszeiten mit einer gewissen Berechtigung Opposition gemacht, aber erstens beidemals diese Opposition erst unternommen, als die Herren Parlamentsräthe in ihren persönlichsten Interessen angegriffen waren, und zweitens beidemals diese Opposition nicht freigehalten von dem Charakter der Stänkerei, der wesentlich darin wurzelt, daß man sich von formellen Berechtigungen aus in eine Opposition in abstracto einläßt, ohne den entgegenstehenden wesentlichen, materiellen Bedürfnissen irgend eine wahre, menschliche, lebendige Berücksichtigung angedeihen zu lassen. Wäre nun das Volksblatt in Kreisen verbreitet, wo man diese Sachen tiefer verstünde, so würde der Aufsatz dahin wirken, dem stänkereischen Wesen der französischen Parlamente eine Anerkennung zu verschaffen, ohngeachtet wir in den letzten zehn Jahren selbst durch die Lust an Stänkerei bei königlichen und städtischen Beamteten am meisten zu leiden gehabt haben. Da aber das Volksblatt größtentheils in Kreise kömmt, wo die Sache überhaupt nicht recht verstanden werden würde, würde allerdings kein Schade dabei sein, aber auch nicht der Vortheil, den Sie sich vielleicht durch die Hinweisung auf den rechtmäßigen Widerstand gegen die Revolution von oben davon versprechen, und möchte ich doch nochmals die Sache zu bedenken anheimgenben, ehe ich den Aufsatz an Nathusius schide.

Der Geist der Stänkerei, der in jenen Zeiten der Fronde und schon vorher in Frankreich sein Wesen trieb und der allerdings durch Richelieus Treiben hervorgerufen, herausgefordert war (wie ja jede Sünde neue Sünden gebiert), hat sogar die Janzenisten nicht ganz unberührt gelassen, ja! gewissermaßen ihre Sache verderben. Sie wissen, ich verehere diese Leute sehr, aber daß sie von dem Parlamentsgeist zum Theil influirt, eine Zeitlang sogar der Opposition Ludwigs XIV. gegen Rom, die die schlechtmotivirteste von allen war, Vorschub leisteten, hat gewiß den Jesuiten die Waffen gegen sie in Rom in die Hände gegeben, und man hat hier gegen sie erkannt, weil man ihr Gebahren als der Autorität gefährlich ansah. Daß die unvernünftige Art, wie man gegen sie zum Theil auftrat, der Autorität einen noch härteren Stoß geben würde, bedachte man doch nicht. Zener dürre, auf formelles Recht und seine Distinktionen sich stützende Geist der Opposition in abstracto aber, wie er das Parlament von Paris immer, die Janzenisten zuweilen auszeichnet, ist das meiner Natur nach Allerwiderwärtigste.“

Brief vom 29. August 1851:

— — „Wenn ich in der Religions- und Kirchenfrage auf dem Holzwege bin, so bin ich jedenfalls durch die Ereignisse der letzten Jahre auf diesem Wege bestätigt worden. Durch diese Ereignisse haben sich mir zwei Sätze, von denen ich auch vorher

durchdringen war, noch mehr erläutert und bestätigt: 1) daß die wahre Form aller menschlichen Gesellschaft die persönliche, monarchische ist, die allerdings, wie alles, was der Sünde unterworfen ist, eine Verderbniß an sich nehmen und eine Opposition berechtigen kann, aber nie, ohne auch der Opposition ein gewisses Verderben zu bringen, und 2) daß alle Fortbildung menschlicher Verhältnisse, wenn sie eine heilsame sein soll, zugleich eine Continuation der Rechtsentwicklung enthalten muß, einen Bruch dieser Entwicklung nicht enthalten darf, wenn nicht Unglück daraus folgen soll. Nun hat das Verderben des Papstthums unläugbar eine evangelische Opposition berechtigt, aber man hat diese Berechtigung bis zum Bruche geltend gemacht, so daß mir in der Reformation ebensoviel Unrecht als Recht liegt und meine Seele sich nach Ausgleichung im Ganzen, nicht nach Uebertritt im Einzelnen sehnt, denn der letztere würde die Berechtigung der Reformation verleugnen, was ich nicht kann.

Daß Alles todt und erstorben sei, kann ich nun gar nicht zugeben. Es ist vielmehr zu viel Leben, wie bei Leichen, wo die Atome Leben gewinnen und sich in Würmer verwandeln. Das andere Leben aber, das die Atome ihres wurmigen Lebens beraubt und sie wieder gliedlich dem von der Seele beherrschten Körper verbindet, werden wir, glaube ich wenigstens, durch keine Opposition gewinnen können.

Wollen Sie, daß ich den mir von Ihnen gesandten Aufsatz an Nathusius sende, so will ich es gern thun, nur sage ich Ihnen im Voraus: 1) Er steht zu diesen Dingen ziemlich genau so wie ich, und 2) er weiß sich vor zugesandtem Manuscript auch sonst kaum zu retten. Wenn er also den Aufsatz aufnimmt, wird derselbe jedesfalls längere Zeit warten müssen. Andere Vorschläge aber zum Abdruck weiß ich Ihnen auch nicht zu machen, denn nicht nur stehe ich, außer mit Neuer Preuß. Zeitung, Evang. Kirchenzeitung und Preuß. Wehzeitung, mit keinem Blatte in Verbindung, sondern ich lese auch außer diesen gar keines. Es kann also wohl sein, es giebt Blätter, denen Ihr Aufsatz wie gerufen käme, aber ich kenne sie nicht und weiß also auch keine Vorschläge zu machen."

Brief vom 3. September 1851:

"Sie schreiben von Mißverständnissen, durch Ihren ganzen Brief hindurch geht aber ein Zug, in dem wir uns prächtig verstehen, nämlich daß, wie eine schöne Aufgabe es auch ist, die Gottesgelahrtheit recht hell zu puken, doch diese ganze gelehrte Theologie sich zur Frömmigkeit nur verhält, wie eine kunstreiche und kunstgerechte Filigranarbeit zu der einfachen Form, die die Sache erheischt und mit der man auch auskommen kann. Die Gottesgelahrtheit ist recht schön, aber eine Zutat, und sie für sich allein ist nicht werth, daß der Herr um sie eine Viertelstunde Zahnweh gehabt hätte, geschweige um ihretwillen eines martervollen Todes gestorben wäre. Aber eben deshalb hätte die Theologie überhaupt keinen solchen Rumor machen sollen. Was Luther ursprünglich wollte, war, das fromme Verhalten eines Christenherzen zu seinem Heiland zu reiner Anerkennung zu bringen, allerhand Schelmerci und heidnischem Spuke, der sich in das Kirchengelben eingeschlichen hatte, zum Troß. Es war eine Weichtwataufgabe, der er geistig vollkommen gewachsen und zu der er durch seinen Veruf ausgerüstet war. Aber die Sache mußte auf dem Boden der Gottesgelahrtheit durchgekämpft werden und außerdem mischten sich die damals schon vorhandenen Freigemeinder und Gothaer, wie Herr Ulrich von Hutten und Herr Franz von Sickingen, hinein und auf allen Seiten die Fürsten mit ihren weit älteren zwei Parteien im Reiche und mit ihren Gelüsten nach den schönen Ackerbreiten, schattigen Wäldern und stattlichen Weinbergen der Kirche. Der liebe Gott hat das so gewollt, wenn auch Dr. Luther dadurch zuweilen in große Confusion und in Folge dieser Confusion nachmalen auch zuweilen in heftigen Zorn gerieth, als er sah, daß das Leben der Nation in Folge der Reformation nicht frömmere und sittlichere, sondern ausgelassener, und weil die Ausgelassenheit sich in gewissen Formen bergen mußte, ruchloser geworden war. Gewöhnlich lacht man darüber und hält es

für den Eigensinn eines alten Mannes, daß Dr. Luther in seinen alten Tagen einmal in Wittenberg in der Desperation davon lief und nie wieder nach diesem Sodom zurückkommen zu wollen drohte; daß er über die Anmaßung der Fürsten, über die Arroganz der Juristen schalt und bräute, aber er war nun fest in diesen Kränkel verwickelt, er konnte nicht los, aber daß er im Grunde Recht hatte, sieht man deutlich, wenn man die Zustände um die Mitte des Jahrhunderts in den einzelnen deutschen Gebieten und Städten betrachtet. Wie viele fürchterliche Kriminalproceße mit den schauderhaftesten Details kommen da vor gegen Leute höherer obrigkeitlicher Stellung, die einen entsetzlichen Blick thun lassen in das Leben, wie es nun geworden war, wenn man in die Rechnungen und Tagebücher am Hofe sieht, und dies kannibalische Saufen und Wüsten, Schuldenmachen und Vergewaltigen betrachtet, dazu die vielen finsternen Werke der Zauberei und Quackalberei, die so oft in wirkliche criminalia anstauften. Keine Zeit, als die von 1550—1630, hat so viele Scandale und so vielen Wahnsinn an einzelnen Personen fürstlicher Familien aufzuweisen, in keiner sind so viele Familien von der nächsten Schicht nach den Fürstennäheren verarmt und ganz heruntergekommen, wie die Henneberger, die Helsensteiner u. s. w. — Bei den theologischen Streitigkeiten raunte man sich fortwährend fest dadurch, daß man sich um den eigentlichen Sinn nicht bekümmerte und nicht bekümmern konnte, weil die Continuation des Verständnisses einmal unterbrochen war. Die Lehre von der Transsubstantiation hatte ihre Ausbildung erhalten unter dem Einfluß einer Gedankenreihe, die sich um das Verhältniß von Form und Materie drehte, und welche nothwendig dabei anlangen mußte, daß das Geistige in der Form, nicht in der Materie seinen Sitz habe, daß, je gestalteter der Stoff sei, je geistiger er werde, und also eine vom Geiße durchdrungene und getragene Materie bis in das kleinste Atom hinein gestaltet, also Form geworden sein müsse, daß also, wo des Herrn Geiße erscheine in der Materie, von deren todtm Stoffe nichts übrig, und Brod und Wein im Abendmahl nicht mehr diese todtm Stoffe, sondern nur der Leib des Herrn sein könnten. Wie leicht hätte man sich darüber verständigen können, wenn man die Continuation des Verständnisses gehabt hätte. Mit dieser Continuation wären die Katholiken nie anstößig roh in ihren Ansagen geworden und in ihren Folgerungen, und weder Luther noch Calvin hätten sich von der kirchlich ausgebildeten Abendmahlslehre getrennt, — im Grunde wollten sie beide nichts anderes. Da lag nun aber dies, daß man zu ihrer Zeit Materie und Form ganz anders als früher verstand, zwischen ihnen, und die lebendigen Worte der früheren Zeit waren ihnen todtm Steine geworden. Wer darin steht, daß Gott nur die ewige Seligkeit wirkt, daß aber die von Gott gewirkte Seligkeit dem Wesen des bei der Sünde Verharrenden eine Marter ist, die aber Gott nicht, sondern er selbst, der verstockte Sünder in seinem Widerspruch gegen Gott schafft, wer so die Ewigkeit der Höllestrafen als die einfache Begleiterin der ewigen Seligkeit faßt, indem sie nur trifft den, der diese Seligkeit ewig als Qual empfindet, der begreift auch, daß der Ungläubige des Herrn Leib im Abendmahl empfängt, ohne ihn zu genießen. Ich bin auch in der Abendmahlslehre einfacher Calvinist gewesen, bis ich in dem letzten Jahre zu den Scholastikern und Mystikern des christlichen Mittelalters gekommen bin und näher habe den Gedankenkreis kennen lernen, in dem sie sich bewegte. Calvin selbst hätte ihnen beistimmen müssen, hätte er Gelegenheit und Liebe genug gehabt, einmal recht genau zuzusehen, was sie eigentlich wollten und lehrten. So aber waren die Reformatoren, und Calvin weit mehr als Luther, alle Zwischenglieder der Bildung heranz und traten mit dem Sprachgebrauche ihres Tages unmittelbar an die Schriften der ersten Tage des Christenthums. Dieser Bruch in der Continuation der Bildung, das ist das böse Element, das sich dem guten und berechtigten Strome der Kircheverbesserung angehängt hat. Indessen im Grunde war auch dies gut, denn die Kirche Christi sollte, wie die folgenden Jahrhunderte darthun mußten, noch ganz andere todtm, feindliche Stoffe im Kampfe überwinden, und da zum Kämpfen und Ueberwinden einigermaßen gleiche Waffen gehören wie der Feind hat, wäre die katholische Kirche in ihrer geschlossenen

Weise nie fähig gewesen, innerlich, geistig mit all den antichristlichen Strömungen fertig zu werden, die alle auch besiegt sein wollten — und noch besiegt sein wollen. Darin liegt mir die historische Nothwendigkeit, die in dem göttlichen Voraussehen liegende Nothwendigkeit der Reformation und zugleich ihre Rechtfertigung und Berechtigung bis auf den heutigen Tag. Sie scheinen zu glauben, ich wollte die Leute römisch-katholisch machen, das in der That fällt mir nicht ein. Noch sind wir nicht fertig, noch hat die Basis der Reformation ihre Berechtigung, noch braucht die Kirche Gottes diese Avantgarden der protestantischen Religionsgesellschaften. Wenn diese Avantgarden einmal nicht mehr nöthig sind, braucht aber dann Niemand den Anderen katholisch zu machen, sondern Jeder wird es von selbst. Ich arbeite nur ein wenig daran, Mißverständnisse aufzuräumen und nicht da Kohlen und Gluth zutragen zu lassen, wo dergleichen gemeinlich ist.

Den Brief an Schlehtendal werde ich heute noch besorgen, Ihren Aufsatz in diesen Tagen mit meinem Monatsbericht für den August an Rathsius schicken und ihm die Sache ganz anheim geben.

Ich habe mich lange diesen Sommer mit dem Gedanken herumgeschlagen, ob ich Sie nicht diesen Herbst wieder auf ein paar Tage überfallen sollte, denn ich habe das Gefühl, daß wir uns über einen großen Theil unserer sog. Mißverständnisse in ein paar Stunden vortrefflich verständigen würden. Leider läßt es sich nicht machen. Meine Tochter, die nun schon länger sehr krank ist und seit dem 1. Juli in Ems im Bade war, ist von da (da sie immer hoffte, das Bad solle ihr helfen) erst spät weggekommen und jetzt erst bei uns; dadurch haben sich alle anderen Arrangements für die Ferien so verzogen und verspätet, daß ich heuer an gar keine Reise denken kann.

Unsere Aerzte, sobald Krankheiten etwas tiefer in das Nervenleben eingreifen, sind doch die ausgemachtsten Einfaltspinsel. Das Bad, das alles thun sollte, hat nun, wie es scheint, gar nichts geholfen. Jetzt vertrösten sie wieder, das Beste werde nachkommen, bis Weihnachten werde der Brunnen eine in die Augen fallende heilende Nachwirkung äußern. Mit solchen Worten speisen sie einen hin, während man täglich das Schreckbild eines geliebten Kindes, was von Convulsionen niedergeworfen und zerrissen wird, vor Augen hat. Dabei schimpfen die Leute über Charlatanerie gegen einen Mann, der in Goslar lebt, der, da er nicht Doctor der Medicin ist, von der Obrigkeit nur die Erlaubniß hat, solche Patienten anzunehmen, denen notorisch die promovirten Aerzte keine weitere Hülfe schaffen können, und der auch nicht jeden annimmt, sondern nur solche, von denen er überzeugt ist, er kann helfen, aber dann hat er auch bis jetzt mit Gottes Hülfe noch immer geholfen, und der Strom zu ihm wird täglich breiter. Zwei Schwestern eines meiner Freunde, beide nervös ganz darnieder liegend, die eine mit Flechten bedeckt, ihrer Auflösung nahe, gehen jetzt wieder frisch, gesund, seelenvergnügt herum. Ein Privatdocent von hier, der nahe am Erblinden war und dabei zum größten Schrecken auch unter fortwährendem Kopfschmerz seine Geisteskräfte schwänden sah, wandert jetzt mit hellem Auge, klarem Kopfe und fröhlichem Sinne in den Schweizer Bergen herum. Unsere Nachbarin, die Obrist Berger, seit zwei Jahren an ihr Lager gefesselt, noch zu der Reise nach Goslar in den Wagen getragen, schweift jetzt auf Spaziergängen stundenweit von Halle herum. Und was diese Leute alles erzählen von Dingen, die sie in Goslar mit gesehen und erlebt haben: von geheiltem schwarzen Staar, Lungenschwindsucht, Rückenmarkschwindsucht, Krämpfen, Convulsionen u. s. w., ist unglücklich. Dabei lieben alle ihren wunderlichen Arzt, der weiland zwei Jahre Medicin studirte, dann aus plötzlich eintretendem Geldmangel das Studium fahren lassen, viele Jahre gemeiner Soldat und Unterofficier sein, eine Zeitlang Schuhmacher werden mußte, um das tägliche Brod zu erhalten, endlich bei einer Anstellung an einem botanischen Garten in der Schweiz, die er erhielt, wieder allerhand alte medicinische Gedanken versuchte und nun behauptet, eine Entdeckung über die Anwendung von Pflanzensäften gemacht zu haben, deren Wirkung er alle seine glücklichen Kuren verbankt. Er braucht nicht den Puls,

sondern das menschliche Auge vornehmlich als Leitstern, indem er behauptet, die Natur der Krankheit, die er heilen könne, zeige sich in den Erscheinungen des Auges am deutlichsten. — Und ohngeachtet die Werke des Mannes in der Gestalt gesundgewordener, bitterkranker Menschen täglich vor Augen herumlaufen, ist der Mann ein Charlatan, weil er nicht promovirt hat. Das ist auch ein Seitenstück zur Gottesgelahrtheit.“

Brief vom 2. Oktober 1851:

„Ich habe lange mit meiner Antwort gezögert, weil ich Ihnen gern die Entschließung von Nathusius hinsichtlich Ihres Aufsazes mittheilen wollte. Nun kann ich also melden, daß er mir den Aufsaz zurückgeschickt hat und beiliegendes Billet dabei, was ich Ihnen gleich im Original mitfende. Ich weiß weiter keinen Rath.“

Sie machen mir Vorwürfe, daß ich Ihnen auf ein paar Fragen in Beziehung auf Stellen in Rankes Geschichte nicht geantwortet habe. Aber hinsichtlich der historischen Richtigkeit derselben habe ich nicht den mindesten Zweifel auszusprechen, während ich sie doch wahrscheinlich ganz anders betrachte als Sie. Was zuerst die eine Stelle betrifft, die die Verhandlungen über die Abendmahlslehre zwischen Lutherischen und Reformirten angeht, so sind die Leute allerdings einig geworden, diese Art Einigkeit konnte aber zu nichts helfen. Sie ignorirte die Resultate über die Begriffe von Materie und Geist, welche die scholastische Philosophie gewährt hatte, und gleichwohl war die lutherische Auffassung dadurch bestimmt überall. Während Luther durch die traurige Gestalt, welche die scholastische Philosophie zu seiner Zeit angenommen hatte, angeekelt, mit Recht angeekelt, sie zum Fenster hinauswerfen wollte, fühlte er gar nicht, daß diese Philosophie in ihrer früheren edleren Gestalt doch alle die religiösen Vorstellungen durchdrungen und gebildet hatte, die ihn selbst bewegten. Die Reformirten gingen darin ein gut Stück weiter als er, und traten an die Schriftworte mehr mit dem gemeinen Menschenverstand heran, der sich unter dem Einflusse unverständener Abstractionen und Velleitäten zu aller Zeit seine Begriffe entwickelt hat. Wie bei uns noch heute der gemeine Menschenverstand die trübsten Vorstellungen hat über Materie und Geist, Körper und Seele, so auch damals, und doch konnte man, ohne sich klar zu sein über diese Dinge, nicht einen sicheren Schritt thun. Auf dem Grunde der trüben, zum Theil willkürlichen Abstractionen des gemeinen Menschenverstandes ist keine der tieferen Lehren der Religion zu begreifen, wie alle Schattirungen des Rationalismus dargethan haben. Daß die oberländische Theologie eine solche Schattirung des Rationalismus sei in allen tieferen Thematn, fühlte Luther, und auf der anderen Seite sah er den guten Willen der Vertreter derselben, sich in allen Fragen des practischen Lebens mit ihm gleich und also gegen gemeinschaftliche Gegner auf gleicher Linie zu halten. Wo der eigentliche Punkt des Zusammengehens und Auseinandergehens lag, ist ihm darum nie klar geworden, weil beide Theile diesen Punkt in Einzelheiten erblickten. Hätten sie ihr Terrain einmal unbefangen und ganz in's Auge gefaßt, so würden sie den Punkt gefunden haben und völlig auseinander geplagt sein. Was kann unter solchen Umständen eine momentane Abmachung helfen? Ueber eine Wiese können auf diese Weise zwei benachbarte Grundeigenthümer sich vertragen, aber nimmermehr über die ewigen Gründe des Eigenthumsrechtes selbst, wenn sie sich nicht über diese Gründe auch innerlich verstanden haben. Der Streit mußte immer von Neuem ausbrechen zwischen Lutheranern und Reformirten und ist immer von Neuem ausgebrochen. Die Bibel mußte sie dabei mehr auseinander- als zusammenführen, da beide sie anders auslegten, und doch beide sie behandelten wie die Juristen das corpus juris, und meinten, Worte seien Versteinerungen, während diese doch nur Abdrücke des Gedankens, des Geistes, d. h. des in sich innigst zusammenhängenden, ungetheiltesten, auf allen Punkten gleichartigsten Fluidums sind. Sie behandelten Worte gewissermaßen als gefrorenen Geist, und wie die Russen bewiesen haben, daß man aus gefrorenem Wasser Paläste bauen kann, so bauten sie aus gefrorenen Bibelstellen theologische Systeme. Die Scholastiker stehen, wie durch das aufrichtige Streben, den Geist

des Christenthums zu durchdringen, weit über den Philosophen unserer Zeit, so durch die klare Erkenntniß der Flüssigkeit des Gedankens weit über den Reformatoren, obwohl dieser höhere Trieb in ihren Schulen erstarben war und die späteren Scholastiker auch nur solche Eispaläste aufbauten. Luther hatte seine Gedankenbildung unter ihrem Einflusse erhalten und konnte sich dann auch in der Opposition gegen die spätere Ansartung des Scholasticismus nicht von diesem einmal erfahrenen Einflusse befreien. Nur in einer Lehre, in der von dem Glauben, ist er zu wirklichen lebendigen Gedanken wieder durchgedrungen und nach dieser Seite allein siegt nun auch sein wahres Verdienst, daß er nämlich den Augustinismus wieder belebte, ohne in die dornigen Widersprüche zu gerathen, die die Schein-Abstractionen oder spätere infra- und supralapsarier u. s. w. hervortrieben. Zu mir ist zu viel evangelischer Katholicismus, als daß ich auf diese trüben Abendmahlsstreitigkeiten der Lutheraner und Reformirten den mindesten Werth legen könnte, aber wenn ich zwischen beiden mich entscheiden müßte, würde ich den Preis der Consequenz den Reformirten geben, ohne mich innerlich davon befreien zu können, daß die Lutheraner in ihren Inconsequenzen doch ein größeres Stück Wahrheit und Recht hätten (wenn Wahrheit und Recht überhaupt stückweise zu haben wären). — Auf dem Boden, auf welchem die Abendmahlslehre durch die Reformation gesetzt ist, ist sie meiner Meinung nach durchaus nicht zu einer Entscheidung zu bringen, womit aber entfernt nicht bestritten sein soll, daß nicht Millionen Lutheraner und Reformirte in richtiger, gläubiger Weise das Abendmahl wirklich genossen hätten und noch genießen, denn während man an den Altar tritt, pflegt man nicht Gedankereihen in sich herumzuwälzen und sich zu sagen: mit diesem und nur mit diesem Verstande trittst du her, sondern in der Andacht pflegt der Geist in compacter Einheit und darin eben in vollständigster Geistigkeit und Flüssigkeit zu sein.

Erst muß man wissen: was ist Leib? was ist Seele?

Die andere Stelle bezieht sich auf die Verhandlungen in Trident. Hier muß ich sagen, daß die römisch-katholische Kirche die verkehrtesten Mittel gebraucht hat, um zu einem löblichen Zwecke zu kommen, wodurch sie freilich, wie immer in solchen Fällen, ihren Zweck zwar erreicht, aber so erreicht hat, daß ihr harte Strafen, zunächst innerlich und dann auch äußerlich, daraus erwachsen sind. Offenbar war sie weit mehr nämlich durch den Kaiser, als durch die Reformation bedroht, und so ist ihr Compaß hauptsächlich darauf gerichtet, den unmaßlichen Einfluß der weltlichen Gewalt abzuschlagen, nicht den wirklich begründeten Ausstellungen der Reformation in Lehre und Leben Rechnung zu tragen. Hätte sie letzteres gethan, ohne von ihrer Hoheit etwas anzugeben, so würde sie geistig gesiegt haben. So hat sie dies versäumt und zwar jenes erreicht, d. h. den thatächlichen Einfluß der Kaiser als einen bestimmenden abgeschlagen, ist aber in der Noth des weiteren Kampfes, ja! schon beim Schlusse des Tridentinums den weltlichen Mächten dennoch, um Einzelnes zu erreichen, tausendfach dienlich geworden. Sie wird sich freilich damit trösten, daß es doch ein ungeheurer Gewinn sei, in thesi die kaiserliche Gewalt zu keiner Mitbestimmung in den interioribus ecclesiae zugelassen zu haben; und darin hat sie auch wieder Recht. — — —

Ueber Ihre Kirchengenossen glaube ich Ihnen — aus eigener Erforschung Auskunft geben zu können, denn voriges Jahr, als ich heimkam, lag mir selbst daran, über dies Thierchen, was mir bis dahin noch nicht vorgekommen war, Belehrung zu erhalten. Dieses raupenartige Thier ist die Larve der Kirschblattwespe (*Tenthredo Cerasi* Linné). Die daraus sich entwickelnde Blattwespe ist schwarz, vier Linien lang, mit gelben Schildchen und Füßen, so gestaltet können Sie das Thierchen im Mai und Juni fangen. Die Larve nährt sich im September hauptsächlich von Kirschblättern; die Larve ist 20füßig u. s. w., gewöhnlich ist sie mit einem schwarzen Schleim überzogen, so daß man die Grundfarbe nicht sieht, wenn Sie aber den Schleim abwaschen, erhalten Sie eine fein murikate, grünlichgelbe Raupe mit dunklem Rückenstreif, tiefschwarzem Kopfe und gelbem Munde. Sie frist von den Blättern nur die Oberhaut und das Fleisch,



die Unterhaut nicht, und es giebt kein Mittel gegen sie als abjuchen und tödten, eine in der That sehr strenge Maßregel, zu der Sie gewiß vollkommen berechtigt sind, selbst wenn, wie zu erwarten steht, die Bäume durch die Thierchen gar nicht sehr leiden sollten. Ich wünsche nur, man verführe gegen die Larven der Staatsblattwespen ebenso energisch; die Berechtigung dazu würde ich auch nicht in Zweifel ziehen.“

Brief vom Dezember 1851:

„Sie ziehen mich in Ihrem letzten Briefe in eine Familienberathung herein, an der ich eigentlich keinen Theil nehmen kann, da ich als Partei nothwendig fungire, denn einmal muß ich aus persönlichem Interesse (wenn auch noch nicht an dem jungen Mann, den ich ja noch nicht kenne, doch an dessen Papa und anderweitigen Angehörigen) gleich Tholud ausrufen: Sie sollen ihn nur schicken, er wird herzlich willkommen sein! — und sodann bin ich ja als Professor in Halle durch Handschlag verpflichtet, für das Beste der Universität zu sorgen und ihr keinen Vortheil zu vergebem, also auch, soweit meine Kräfte reichen, zu hindern, daß ein junger Mann eine andere Universität besuche, es sei denn, ich hielte den jungen Mann selbst für eine Calamität. — Also in diese Berathung so und in Beziehung auf das bestimmte Individuum und dessen Absichten kann ich nur als Partei eingreifen und lasse mir diese Stellung nicht nehmen. —

Ganz etwas Anderes aber ist es, wenn Sie die Frage allgemein fassen, etwa so: soll man einen jungen Mann lieber auf eine Universität schicken, wo ein sinnlich kargeres, oder lieber auf eine Universität, wo ein sinnlich reicheres Leben geführt wird?

Auf die so gestellte Frage (und so berührt sie eigentlich das Verhältniß von Halle und Heidelberg) werde ich unbedenklich antworten. Das sinnlich kargere oder reichere Leben ist völlig indifferent für einen verständigen jungen Mann, denn so allgemeine Beziehungen können doch nur sehr unreife Charaktere oder in sich zu keinem Abschluß fähige Persönlichkeiten aus dem Gleichgewichte bringen. Die eigentlich gefährlichen Verführungen müssen bestimmtere Physiognomie tragen, etwa ein Freund, der einen verderblichen Einfluß auf die Willens- und Gedankenentwicklung gewinnt, eine krankhafte Nervenanlage, die einen sinnlichen Reiz zu einer Höhe steigert, daß ihm der Wille nicht mehr gewachsen ist, ein Verhältniß, dessen Verfolgung alle sittlichen Bänder bedroht, ohne neue an deren Stelle zu setzen — kurz! bestimmteste einzelne Persönlichkeiten, Lagen, Gesundheitszustände (im allgemeineren Sinne), das sind die eigentlichen Verführer, und vor denen schützt weder kargeres Leben, noch Aussicht, noch irgend eine Art Reflexion — Gott der Herr schützt — und was der Mensch dazu thun kann, besteht lediglich in seinem Gebete, damit das in diesem zu Gott lebendig erhaltene Leben die dämonischen Einflüsse schenke und fernhalte. — Werft eure Sorge auf den Herrn! — ist in allen solchen Fragen meine Antwort. Ich trostete meiner Mutter und meinem Vormunde, die mich nach dem nur 7 Stunden entfernten Jena schicken wollten, die Erlaubniß ab, nach Breslau gehen zu dürfen, damals (1816) das letzte Kuhl des alten Frankfurter wilden Treibens. Ich wollte weit weg, wollte selbstständig die Fingel rühren, und ich kann sagen, ich bin von Breslau sittlich wiedergekommen wie hingegangen, weil mir täglich die übernommene Verantwortlichkeit vorschwebte. Dann blieb ich zunächst in Jena, und ehe ein Halbjahr um war, stak ich auf's Tiefste in demagogischen Verbindungen, denen alle Achtung vor Recht, Sitte und Religion abging, denn ich ließ mich nun gehen, die Wartburgfeier hatte mir imponirt, und eine Menge interessantester persönlicher Bekanntschaften hatten mein Innerstes auf allen Seiten revolutionirt, was alles in Breslau nicht möglich war, weil ich für die Erlaubniß eine Verantwortlichkeit übernommen hatte und auf einer Hut und Wache war gleich einem jungen Mädchen. — Der Mensch soll einmal kein Verdienst haben um seine Seligkeit, denn eine so auf täglicher Hut allein ruhende Sicherheit ist auch keine Seligkeit. Der Herr muß einen Charakter auswirken, und irgend einmal müssen Ihm die weltlichen Hüter doch Platz machen, oder Er nimmt ihn sich in wunderbarster Art. In diesen Dingen bin ich vollständiger Calvinist.“

Brief vom 20. Januar 1852:

„Ich habe mich mit der Antwort auf Ihren lieben Brief vom 7. Januar etwas veräuert, allein da meine Frau seit Weihnachten bei meiner kranken Tochter in Klostorf ist und ich somit zugleich die Aufsicht über den Gang des Hauswesens führe (eine Lumperei, die sich aber aus vielen kleinen Störungen und Aufragen zusammensetzt und deshalb, weil ich ein phlegmatischer Esel bin, der immer erst in eine Stimmung kommen muß, wenn er etwas machen soll, sehr störend und aufhaltend in aller Arbeit, weil man nie in Stimmung bleiben kann) — also da die Sache so ist, habe ich kaum die nothwendige Arbeit bestreiten, geschweige Briefe schreiben können. Verzeihung deshalb — und für obigen aus den Fugen gegangenen Satz!

Zuerst fange ich meine Antwort billigerweise mit meiner Verteidigung an. Weshalb ich Cola di Rienzi und Clemens VI. in meiner Universalgeschichte nicht bedacht habe? — Hätte ich jenen anführen wollen, so hätte ich im Grunde noch hundert andere italienische Volkshelden hervorheben müssen. Er erscheint uns in der Regel wichtiger, weil er direkt mit Kaiser und Papst in Berührung tritt, und weil uns Rom geläufiger ist als andere italienische Städte, aber das sind Gründe in uns, nicht in der Sache, die ihn heben. Er ist nur ein einzelnes Glied in der ganzen demokratischen Städte-gährung des 14. Jahrhunderts, dann hätte ich aus Florenz, Genua u. s. w. eine Menge in gleichen Kategorien sich bewegender Individuen erwähnen müssen, ich habe mich aber begnügt, die Erscheinung im Ganzen und Allgemeinen zu charakterisiren. Cola di Rienzi war ein sehr begabter Mann in allen den Weltverstand betreffenden Dingen, aber diese Begabung war ohne strengere Bildung und hatte um so mehr etwas Fivol-Diletantisches, Redes, als ihr nirgends eine eigentliche Zucht des Willens zur Seite stand. Wir ist Cola di Rienzi immer erschienen als ein Musterbild der naiven Flegelrei, die man bei den begabteren Naturen aus dem römischen Volke noch heute im Schwange findet, und sein Ende ist seiner vollkommnen würdig. Clemens VI. tritt doch auch unter den avignonischen Päpsten nur durch sein specielles Verhältniß zum Lützelburgischen Hause hervor. Ich glaubte da auch an der allgemeinen Schilderung des Papstthums jener Zeit genug gethan zu haben.

Die eigentlichen Erfinder der Volkssouveränität nicht nur, sondern auch schon die Ausbildner dieses politischen Unterbaues bis zur schändlichsten Karrikatur, bis dahin, daß das Volk heute für Recht erklärt, was gestern Unrecht war, und morgen für Unrecht, was heute Recht war, daß man Leute heute an die Spitze des Staates stellt, sie morgen als Verbrecher hinrichtet und ihnen übermorgen Bildsäulen wie den Göttern errichtet — diese Erfinder und Ausbildner sind die Griechen und in specie die Athener. Wie sehr es diesen Leuten nach der Verwüstung ihrer alten heroischen Königthümer in Fleisch und Blut lag, sich die Entstehung des Königthumes selbst auf ganz rationalistische Weise als vom Volke ausgehend und als Mißbrauch und Mißbildung übertragener Gewalt zu denken, sieht man an dem Herodots fabelhafter Behandlung des Dejoes. Es ist möglich, daß das römische Recht in neuerer Zeit dazu beigetragen hat, den Gedanken der Volkssouveränität zu wecken und vorzubereiten, aber eigentlich liegt er in Fleisch und Blut des in der Sünde hochmüthig gewordenen Menschen, und ist deshalb nicht einmal erfunden und fortgepflanzt, sondern hundertmal ganz unabhängig von einander zum Ziel menschlicher Strebungen gemacht worden.

Der Vertrag, durch den wir Mex, Tonl und Verdun verloren haben, ist nicht in Chambord, sondern auf dem heffischen Jagdschlosse Friedewalde geschlossen worden, aber in Chambord hat ihn der König von Frankreich am 15. Januar 1552 ratificirt.

Unser deutsches Staatsrecht hat in ältester Zeit allerdings manche gleiche Grundlage mit dem der Meder und Perser, aber nachher hat es sich doch sehr apart und auf Grundlagen entwickelt, mit denen Meder und Perser gar nichts zu thun haben. Aber so willkürlich, wie das Buch Esther und Daniel das Königthum der Meder und Perser

erscheinen lassen, war es auch nicht, die Seiten, nach denen es abhängig war, interessieren nur die Schriftsteller der Bibel nicht, sie kommen bei ihnen nicht in Betracht und zur Erwähnung, denn sie hingen alle mit den heimischen Religionen dieser Völker, ihrer ständischen Gliederung und namentlich dem Rechte des Priesterstandes zusammen. Die Grundlage des späteren deutschen Königthumes ist aber auch die Kirche, also eine religiöse.

Ihr lieber Neffe braucht sich nicht zu fürchten, daß ihm Onkel Tholuck und Prof. Leo seine geistige Welt stereotyp zurecht machten, denn Onkel Tholuck und Prof. Leo sind in sehr vielen Dingen sehr verschiedener Meinung, und ein Versuch, in sich diese Verschiedenheiten auszugleichen, möchte nicht ohne stärkste innere Gährung abgehen und keineswegs zu geschlossenen Meinungen führen.“

Brief vom 30. März 1852:

„Nach langer, langer Unterbrechung komme ich endlich dazu, Ihnen wieder zu schreiben. Ich sollte mich recht schämen, zwar nicht darüber, daß ich nicht geschrieben, denn das ging nicht, wenn ich nicht wahre Hundelblätter fortschicken wollte, aber daß ich selbst unbedachterweise mir für die ersten Monate dieses Jahres so viele Arbeit aufgeladen hatte, daß ich eben an anderweitiges Schreiben eigentlich nicht denken konnte. Da lasse ich ein neues Buch drucken, was erst noch während des Druckes auszuarbeiten war, nämlich eine irländisch-gälische Grammatik; im Manuskript ist sie endlich fertig. Dazu eine neue Auflage des dritten Bandes meiner Universalgeschichte, in welcher ich die Reformationsgeschichte ganz neu umzuarbeiten hatte. Endlich hatte ich mich darauf eingelassen, einem englischen Landadelmann, der ein Buch von mir, was unter dem Titel *Rectitudines singularum personarum* die altenglischen, d. h. angelsächsischen Orts-, Dorf- und Sturnamen, Güterverhältnisse und Wirthschaftseinrichtungen beschreibt, zu übersetzen unternommen hat, das englische Manuskript vor dem Drucke zu revidiren, damit er in der Uebersetzung nicht fehlergriffe. Und zu diesen Arbeiten noch die laufenden, wußte wahrhaftig zuweilen kaum, wo ich den Tag über die halbe Stunde zu Bewegung in freier Luft herauszuschneiden wollte.

Wenn Sie die Monatsberichte als speciell an sich gerichtet betrachten wollen, wie Sie schreiben, bitte ich nur ganz ergebenst, daß Sie sich jedesmal freundlichst erinnern, daß es mir die fatalste und beschwerlichste von allen meinen Arbeiten ist, die ich eigentlich nur fortführe, um sie nicht in unklare Hände kommen zu lassen; aber ganz ohne Aerger gehe ich nie an dieselbe und daher werden Sie auch immer etwas Gewaltthätiges darin finden, daß ich mir den Aerger entweder durch schlechte Witze oder irgend eine Sorte Uebermuth aufzuwiegen und abzuschütteln suchte. Diese Monatsberichte dürfen Sie nur sehr *cum grano salis* als an sich gerichtet betrachten, und ich bessere dieselben und mich in diesem Stücke nur deshalb nicht, weil auf so viel Süßes und Sanftes, wie im Volksblatt steht, wie mir scheint, mein Pfeffer und Essig Manchem gesund ist.

Daß die römische Jurisprudenz ein wesentliches Fortschrittsmoment für unser christlich-deutsches Völkerleben gewesen ist, kann Niemand bestreiten. Unser Magen muß eben auch dieses Ferment verdauen, was ja nur durch das Bedürfniß der großen Handelsstädte in unseren sittlichen Leib hereingeführt worden ist. Und daß diese großen Handelsstädte der Sitz der Revolution, des Nationalismus, des modernen Heidenthums aller Art, daß sie unser Unglück sind, und eigentlich zerstört werden müßten, wenn man aufrichtig mit der Revolution brechen wollte, hängt nachgerade an, auch Anderen deutlich zu werden. Ich habe von dieser Wildniß freien Städtelebens schon 1833 ein Wörtchen geredet, worauf aber Niemand geachtet hat, und Niemand wird darauf achten, bis mit Paris, Lyon und London der Anfang der Zerstörung hat gemacht werden müssen. — — —“

Brief vom 8. Juli 1852:

„Sie beschämen mich recht in unserem Briefwechsel, indessen diesmal hatte ich mir bereits vorgenommen, Ihnen zu schreiben, als ich Ihren letzten Brief erhielt. Auf diesen

weiß ich kaum, was ich antworten soll, denn ich bin ja mit Allem vollkommen einverstanden, und die Differenz zwischen uns liegt nicht nach der Seite der Union. Wohl aber wird sie zum Theil darin liegen, daß Sie ohne Zweifel antinunionistische Erscheinungen als verkehrt beklagen und wirklich darüber betrübt sind, während ich sie auch für verkehrt, aber als untrennbare Last am Protestantismus hängend ansehe und folglich etwa nur mit dem Mißbehagen beklage, wie man Regenwetter an einem Sommertage beklagt, wo man eine schöne Landpartie machen wollte. Das Regenwetter liegt doch dem Sommerwetter so nahe, daß man im Allgemeinen darauf gefaßt sein muß. — Daß unser hochseliger König mit seiner Union ebenso wie weiland Joachim II. mit dem Interim, was er mitbetreiben ließ, etwas Gutes wollte, bin ich überzeugt; auch glaube ich trotzdem, daß Manches verschiefet und verdorben worden ist in der Ausführung, daß er doch auch wieder tausend Gutes damit angerichtet hat, wenn auch nur das Ausschüttern des Protestantismus und seine größere Spannung in sich, wodurch größere und schärfere Secten entstehen, und neuerdings auch wieder die größere Spannung gegen den Katholicismus, worauf auf unserer Seite wieder ein größerer Trieb zur Union entstehen wird. Ich bin zwar kein persönlicher Freund weder von scharfen Secten, noch von solchen Einigungen, die ihre Hauptforce in der Feindschaft gegen einen Dritten haben, aber ich ertrage alles dergleichen als nothwendig am Protestantismus hängendes schlechtes Wetter — nur daß ich mir gelegentlich die Freiheit nehme, auch öffentlich von diesem schlechten Wetter zu reden. — Der Katholicismus hat andere Sorten schlechtes Wetter in seinem Geleit, denn da bei ihm nicht, wie bei uns, die persönliche Glaubensüberzeugung die Basis ist, auf welcher auch der Einzelne steht, sondern überall die mütterliche Autorität der Kirche, hat der Katholicismus immer ein gut Theil ungezogene Zungen, die der weisen Frau Mutter hinter'm Rücken die Zunge heransrecken. Die frivole Opposition gegen Kirche und Christenthum ist in katholischen Ländern weit größer als bei uns, dazu kommt noch ein krankhafter Zug nach Religionsphilosophie, der die ernstere, gebildeteren Katholiken in der Regel plagt, und wobei sie immer den pantheistischen, zu mythischen Fassungen geeigneteren Systemen den Vorzug geben. Es sind das krankhafte Appetite bei ihnen, wie bei strophnen Kindern der Appetit nach schliffigem Brod und festgekochten Klößen. Ganz Italien ist in diesem Augenblick in Folge der Revolution und der Ausbeutung derselben durch die Engländer und Franzosen theils von den frivolisten, lästerlichsten, atheisistischnen Oppositionen gegen die Kirche, theils von ernstern in christliche Mäntel, namentlich in reformatorische Mäntel eingewickelten Pantheismus (dies besonders in Florenz) durchzogen. Dazu kommt das Geklüfte eines Theiles der piemontesischen und savoyischen Bischöfe, sich vom Papst zu emancipiren und mehr in Art der englischen Nationalbischöfe aufzutreten (wovon zuletzt auch der Verfall der Lehre und des Bisthums die Folge sein wird) — kurz! Alles löst sich in Italien nach der kirchlichen Seite und in etwa zehn Jahren wird ein Papst etwa nur auf österreichischem Grund und Boden noch einen Platz zum Stehen in Italien haben, da aber nicht stehen wollen, sondern nach Luzern verziehen. Und nun bedenken Sie neben diesem Zerfall der Kirche in Italien, dem analoge Erscheinungen in Böhmen und Irland zur Seite stehen, die Macht, welche der Gedanke der Kirche, der una, catholica wieder in den ernstesten, frömmsten, vornehmsten Kreisen Englands, Frankreichs und Norddeutschlands gewinnt. Von der einen Seite wird der Papst getrieben, von der anderen gezogen, und ich kann mir nicht vorstellen, daß unser Herrgott dahinter nicht große, herrliche Absichten habe und deren Offenbarung vorbereite. — — —

Die kleinen Blattwespen werden Sie ohne Zweifel nur nicht gesehen haben, da waren sie gewiß! werden aber schüchternen Natur sein und Reißaus nehmen, wenn der Herr des Landes daherkommt, um sie fangen zu lassen. Sie haben vielleicht als Würmlein Ihre Gespräche und Absichten in Betreff ihrer belauscht und den Schrecken davon noch im Leibe.“

Zwei Monate nach diesem Brief, am 2. September 1852, ist Karl von Rappard gestorben, an seine Witwe ist der letzte Brief Leos gerichtet:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich es wage, Ihnen mit einem Briefe lästig zu fallen, ich kann aber ohnmöglich die traurige Nachricht, welche Ihr Herr Bruder mir mitgetheilt hat, in mir verarbeiten, ohne Ihnen zu sagen, wie ich über dieselbe bestürzt war, denn wenn auch des seligen Freundes Leibeszustände so waren, daß sie an ihm die Geduld und Fügung in dem Herrn als schönste Tugenden erscheinen ließen, hatten sie doch entfernt nicht auf mich den Eindruck gemacht, als könnten sie einmal mit so raschem Tode und als würden sie so bald endigen. Es schien sogar nach den Nachrichten, die mir Ihr Neffe zuletzt mittheilte, als gehe es diesen Sommer verhältnißmäßig wohl — so war ich in der That im höchsten Grade erschrocken bei Empfang der Todesnachricht. Wie es nun ist, wird es der Herr freilich wie Alles am besten gemacht haben, Viele aber, glaube ich, werden nicht an diese unerforschlichen Dinge, sondern zunächst daran denken, daß der edle Dulder von so manchem Schmerz erlöst sei. Dieser Gedanke ist mir, kann daß er einen Augenblick aufgestiegen war, sofort wieder verschwunden, denn wer noch so höheren Interessen leben, noch nach so vielen Seiten Theilnahme zeigen kann trotz aller Krankheit, trotz alles Schmerzes, der steht auch mit siegendem Geiste über diesem und bedarf weniger seinerseits eine Erlösung von solchem Uebel, als vielmehr Freunde und Dinge, für die er sich interessirt, seiner bedürfen. Ich dachte also zunächst an Sie, gnädige Frau, die nun so lange mit dem Seligen sein Kreuz getragen, daß Sie in dem Wegfallen desselben nothwendig mehr einen tiefen Verlust edelster Gemeinschaft in herrlichen Tugenden empfinden müssen, als eine Erleichterung; ich dachte an alle die zahlreichen Freunde, denen der Selige trotz seiner Krankheit und Schwäche doch fortwährend Anregung und Ermutigung seinerseits gebracht, denen gegenüber er überall das Einfache, Edle, Gesunde — er, der Kranke — versucht hat. Ich mache mir jetzt Vorwürfe, daß ich in letzter Zeit, wo mannigfache Arbeiten und die zunehmende Kränklichkeit meiner Frau mich an Vielen hinderten, doch nicht in dem Maße die Correspondenz mit dem verewigten Freunde gepflegt habe, wie es bei erstem Zusammennehmen noch möglich gewesen wäre. Aber ich dachte freilich an nichts weniger als an so frühen Tod und meinte, Alles einbringen und gutmachen zu können, wenn ich nur selbst erst wieder aus der Arbeitsheße heraus wäre.

Ich würde die Trauer um Herrn von Rappard noch schwerer empfinden, wenn ich die Ansicht theilte, die jetzt so Viele hegen, daß die Menschen immer mehr die Tugenden ihrer Vorfahren verlieren, dann würde ich den Verlust eines Mannes, wie Herr von Rappard war, nicht bloß als einen der Person nach unersetzlichen, sondern als eine Lücke betrachten müssen, die in die Reihe der Träger einer höheren Weltordnung gerissen sei, daß aber tüchtige, brave Menschen auch nachwachsen, Menschen, die auch auf die kommenden Zeiten mit Zuversicht und Vertrauen blicken lassen, beweist mir von Neuem nachdrücklich Ihr Neffe, der hier von Allen, die ihn näher kennen, geliebt, als ein junger Stamm, aus dem, wenn Gott nicht apart dazwischen fährt, ein Kernmensch werden muß, betrachtet wird. Leider ist er in diesem Augenblicke noch nicht vom Manoeuvre zurück.

Sagen Sie, wenn ich unterthänig bitten darf, Ihrem Herrn Bruder alles mögliche Schöne in Beziehung auf den Charakter seines Sohnes und drücken Sie ihm meinen innigsten Dank aus, daß er in eigenem Leid um den Tod des seligen Freundes des Aetheils nicht vergessen hat, den ich an Herrn von Rappard nahm und in der Erinnerung immer nehmen werde. Mit u. f. w.“

Die Reihe der letzten von Leo an Karl v. Rappard gerichteten Briefe sollte nicht unterbrochen werden, wir müssen darum mit den an die anderen Freunde gerichteten Briefen um ein Jahr zurückkehren.

Am 12. Juni 1851 schreibt Leo an Ludwig von Gerlach:

„Verzeihen Sie, verehrtester Herr und Freund! wenn ich in einer obwohl ganz persönlichen Angelegenheit, in mir selbst keine rechte Entscheidung findend, zu Ihrem Rathe flüchte und Ihnen beschwerlich werde; ich habe aber mich nun einmal seit fast zwanzig Jahren gewöhnt, Dinge, in denen ich zweifelhaft bin, mit Ihnen zu überlegen (d. h. in hundert und aber hundert Fällen merken Sie nicht das Geringste davon, und die Ueberlegung mit Ihnen besteht darin, daß ich mir lebhaft zu vergegenwärtigen suche, wie Sie über die Sache sich äußern würden).

Da hat mir Lasaulz gestern eine Aufforderung zugesandt zur Theilnahme an einem Aufrufe für Gründung eines Denkmals des alten Görres im Kölner Dom, und zwar Stiftung eines Fensters zu seinem Andenken. — Ich habe Görres vor unumkehrbar drei- unddreißig Jahren kennen lernen, wo ich einmal als Student eine Stunde bei ihm war. Ich habe ihn nicht wiedergesehen, aber er hat mich immer mit Freundlichkeit behandelt durch Zusendung von Grüßen, durch Sagenlassen von Aufmerksamkeiten. Auch unsere erzbischöfliche Fehde hat dies kaum ein halbes Jahr unterbrochen. Er war der erste wieder von den Katholiken, der sich mir freundlich erwies. Die Aufforderung, durch Unterzeichnung des demnächst zu publicirenden Aufrufes an diesem selbst theilzunehmen, ist nur an persönliche Freunde des alten Görres gerichtet, und daß sie auch an mich ergangen ist, kann ich nicht anders ansehen, denn eine Wirkung seiner persönlichen Freundlichkeit noch über das Grab hinaus durch den Eindruck, den er über das Behältniß zu mir bei seinen nächsten Freunden hinterlassen hat. Zunächst also, als ich Lasaulz Zusendung las, hatte ich eine ungeheure Freude und alles in mir rief Beistimmung, als ich nun aber das Verzeichniß derer durchging, die außer mir zur Unterschrift eingeladen sind und außer zehn Erzbischöfen und Bischöfen eine Partie des deutschen, französischen und belgischen Adels, alle persönlich durch kirchlichen Eifer ausgezeichnet, dazu alle eifrigst katholischen Professoren und Gelehrten fand, ward mir die Gesellschaft doch schon sehr bedenklich, am bedenklichsten aber durch die dazwischen gestreuten paar Protestanten: Dr. Köhmer in Frankfurt, der kleine Detmold in Frankfurt [als Bundestagsgesandter des Königs von Hannover], Wolfgang Menzel in Stuttgart, Regierungsrath Volk in Erfurt, Schubert in München, keiner von ihnen so, daß er mir als Separationszeichen diente von Hurter, Philipps, Jarcke nach der kirchlichen Seite, keiner von ihnen so, daß er mich von den decidirten Preußenhassern schiebe wie Herru von Andlaw, M. v. Gagern, H. Müller. Was soll ich in dieser Getheiltheit thun? — Mein Herz zieht mich, mich anzuschließen einer Sache, in der ich nun auch öffentlich eine in mancher Hinsicht unglückliche Fehde begrüße, mein Verstand sagt mir, es sei meine Pflicht, des Herzens Wunsch zu besiegen und mich nicht anzuschließen. Ich weiß nicht recht heraus, also verzeihen Sie die Belästigung eines persönlichen Appelles und rathen Sie!

Der nächste Brief vom 23. Juni 1851 behandelt im Eingange dieselbe Sache:

„Ich muß Ihnen doch — — noch expliciter meinen innigen Dank aussprechen für Ihre Antwort. Sie hat mir klar die Dinge formulirt, die sich in Gestalt nebelhafterer Zweifel in mir bewegten. Ich habe nun im Sinne dieser Antwort zu handeln gesucht und Lasaulz abgeschrieben. Auch im Uebrigen fühle ich mich ganz d'accord mit Ihrem Briefe, nur daß unter meinen Interessen weniger das am Gottesdienste (Feierlichkeit ist ja ohnehin das, was meiner ganzen Persönlichkeit schmerzlich abgeht) als das an der Verfassung, will sagen: das Gefühl der ungeborenen Lücke, die unserer Kirche der Abgang des Bisthums gelassen hat, vorwiegt. Ich erschrecke immer, wenn ich bei Protestanten den fast völligen Mangel an Verständnis für diese Lücke wahrnehme und doch klagen höre über die immer granenhafter hereindringende Verwirrung, die doch nur die handgreifliche Folge solcher atomistischen Experimentalphysik, die in der Kirche getrieben wird, ist. Ich denke mir, so muß einem französischen Legitimisten zu

Muthe sein, der auf die Klage eines seiner Landsleute über den immer tieferen Verfall der Nation diesen auf den Abgang des legitimen Königthumes hinweist und von diesem als Antwort die Aupreisung irgend eines republikanischen Kreises erhält, der angeblich die Medicin, das Recept für die aktuelle Lage enthalte, zwar werde auch das nicht gründlich helfen, aber die Leute seien doch vortrefflich, und Besseres gebe es nicht. — So ist es mir namentlich mit unserem prächtigen Thadden gegangen, der gestern und vorgestern hier war, mich durchaus mit den vortrefflichen lutherischen Persönlichkeiten bekannt machen will, dem aber auch keine Vorstellung davon beizubringen scheint, daß ich dieses lutherische Zurückgreifen für zu kurz um eine Spanne halte. Was mich andererseits entschieden von der katholischen Kirche scheidet, sind nicht sowohl einzelne Lehren, als ein Siegel, was ihnen allen, so wie sie jetzt behandelt werden, aufgedrückt ist. Auch mit dem heil. Mesopfer würde ich mich anbetachtlich der Auffassungen, unter welchen dies Dogma ausgebildet worden ist (sener Erörterungen über Materie und Form, und daß bei geistigen Dingen die Materie ganz in der Form aufgehe, die innerste und alleinige Form aber des Brodes und Weines Leib und Blut Christi seien), zurecht finden können (obwohl ich bei geistigster Fassung der calvinistischen Lehre dann wenig Unterschied zwischen dieser und dieser römischen sehe) — aber was mich zurückstößt, ist immer die Lehre von der Autorität, die ich mir als Erziehungs-, als Heilmittel, ober vielmehr als Mittel des Heiles, nicht als Beweis der Wahrheit annehmen kann. (Randbemerkungen v. Gerlach: „Auch nicht die göttliche Autorität? Und ist nicht das Menschlich-werden der göttlichen Autorität das eigentliche Wesen der christlichen Kirche? Deus absens!“) Nicht weil sie offenbart ist [v. Gerlach: „Nicht weil sie von Gott offenbart ist?“], ist die christliche Lehre wahr, sondern weil sie wahr ist, ist sie Offenbarung. Nicht weil sie die Verwalterin der geoffenbarten Lehre ist, hat die Kirche Autorität, sondern weil und nur so lange und so weit diese geoffenbarte Lehre wahr ist. Ich verlange das Zeugniß des heiligen Geistes, den lebendigen Glauben in dem Subject als Unterlage für die Autorität, die mir ohne jenes Zeugniß ein lächerliches Ding ist, und würde mich demnach weit leichter mit Cromwell als mit dem Cardinal Caraffa verständigen können. [v. Gerlach: „Ist aber nicht Gottes Autorität die Unterlage des lebendigen Glaubens?“] — Wenn Gott der Zweck aller geschaffenen Kreatur ist, würden wir freilich bei der Trüglichkeit unserer natürlichen Erkenntniß Gefahr laufen, sicher Gefahr laufen, ins Verderben zu gerathen ohne Offenbarung und Autorität, aber die Autorität für sich thut es nicht, denn die Offenbarung kann ja auch verfälscht sein. Diesen kritischen Standpunkt der Jansenisten werde ich nie fahren lassen können, und da er zugleich, doch in tausendfacher Entstellung, der Standpunkt der protestantischen Kirchengesellschaften ist, in deren Mitte ich geboren und erzogen bin, werde ich bei diesen aushalten, so lange sich Rom nicht nach dieser Seite bekehrt und gewissermaßen jansenistisch wird. Das ist in aller Schärfe mein Scheidepunkt. Als ein kirchliches Stück Holz werde ich das Priestertum nie ertragen lernen.

Sie fragen, ob ich mich der ständischen Angelegenheiten nicht mit annehmen würde? Vor der Hand nein! — Denn das frühere Leben der Kreis- und Provinzialstände hatte für mich keine Anziehungskraft, was an meinen stumpfen Augen gelegen haben mag, und nun kenne ich Specialitäten zu wenig und fühle mich diesen Gegenständen gegenüber in vollkommenster Dummheit. Vielleicht daß die Gegner wie bisher bei Gelegenheit mit einem Brotschüren-Streitwagen ansfahren und mir dadurch selbst Waffen des Angriffes zuführen, dann würde ich die Streiter in der R. Pr. Z. zu vermehren suchen. Vor der Hand bin ich überflüssig, denn Generalitäten über die Sache sind ebenso trivial als wirkungslos. Am Ende ist es vielleicht auch gut so, daß bei weiterem Fortgange des Streites eine ganz frische Rekrutencompagnie gespart bleibt, die dann eine feindliche Batterie stürmen und ihre eigene Munition auf die Gegner verschießen kann.“

Der Brief vom 3. Juli 1851 fährt ohne Auredede im Gedankengang des letzten Briefes fort: „Wenn nun aber die Autorität Niemand anders ist als die persönliche

Wahrheit selbst? Ich zweifle gar nicht, daß Katholiken mir mit dieser Gegenfrage in die Parade fahren werden. Da würde ich aber doch sehr einfach antworten: warum hat denn dann die persönliche Wahrheit nicht auch gleich den catechismus romanus geschrieben und das tridentinische Concil überflüssig gemacht? — Die Autorität Christi und die des Bisthums hängen allerdings zusammen, aber identisch sind sie nicht; auch die Art der Geltendmachung ist eine andere. Jeuer sagt: so Jemand will des Willen thun, der wird inne werden u. s. w., und dies Innewerden ist die Hauptsache, ist das Erwachsen im Glauben, die Autorität des Bisthums aber hat gar Manches angeordnet, bei dem ich gar nichts inne zu werden vermag, bei dem auch wahrscheinlich Niemand etwas innewerden soll. — Offenbar ist Gottes Rathschluß dahingegangen, daß die christliche Kirche Alles durchbringen, mit ihrem Lichte erleuchten und durchsichtig machen soll, auch die in die tiefsten Winkel des Geistes verkrochenen Irrthümer. Diese letztere That konnte das Bisthum nicht vollbringen, denn wer einen Feind besiegen will, muß auf seine Waffen eingehen [v. Gerlach: „Dieser pantheistische Gedanke lehrt bei Leo immer wieder“], und das Bisthum mit Descartischen, Spinozistischen, Kantischen, Hegelischen Waffen kämpfend! — es ging nicht. Da hat sich, als die Nothwendigkeit dieser Kämpfe eintrat, die Kirche getrennt, das Bisthum und sein Kreis hat sich fest in sich geschlossen, hat die Verfassung gerettet, aber auf eine lange Zeit hin ist es damit aus dem reichen, herrlichen Spiel der Kräfte des Geistes heransgetreten und hat mehr eine conventionelle, wie Sie sagen: verfolgte, Gestalt angenommen. Die Protestanten dagegen sind in den Kampf eingetreten, haben ihn geführt, alle jene Irrlehren, selbst darauf eingehend, am Christenthum, zuweilen Anfangs nur an einem sehr dünnen Defekte des Christenthums geprißt, haben durch ihr Eingehen diese Irrlehren gezwungen, sich immer schärfer zu fassen, und haben sich zuletzt in diesem Kampfe zum Theil selbst wieder christlicher erhoben, freilich nur zum Theil, denn die christlich-protestantische Welt stellt ja nun eine Musterkarte aller Grade der Verdaunung dar, aber in ihren Spitzen hat sie die Verdaunung vollbracht, und die Zeit naht, wo sie wieder eingehen können unter die Flügel des Bisthumes, aber nicht des verfolgten Bisthumes. In Deutschland, Frankreich, England rührt sich der Geist wieder innerhalb der Kreise des Bisthums, rührt sich die Sehnsucht der Vereinigung auch außerhalb derselben, und die Geister, die ihre innerste Einheit erkannt haben, reichen sich bereits von weitem die Hände. Unser Herr und Gott wird das Weitere herrlich vollbringen, wie alle seine Werke. Bis aber die Zeit dazu erfüllt ist, kann ich die verholzende Autorität des jetzigen Bisthumes nur insofern als eine göttliche anerkennen, als sie eben auch nöthig war und ist zu dem glorreichen Aufbau der Kirche Gottes. Meine Stelle ist aber nicht unter dieser Autorität, sondern da, wo die Sehnsucht gepflegt wird nach ihr als nach einer vergeistigten, im Bewußtsein auch innerster, eigenster Geistesmacht, sicher und hoch einerschreitend, siegend. Ich weiß, daß in der Larve dasselbe Wesen sich regt, was bald als Schmetterling sich in die Lüfte schwingt, aber nicht in den Puppenschalen, sondern in den Flügeln bin ich zu Hause. — Mich erheben meine kirchlichen Hoffnungen über alle misère unserer — auch kirchlichen — Gegenwart; aber die Sehnsucht treibt mich nicht krankhaft nach einem Plage, wo ich nicht hingehöre. Das Nächste soll Jedermann ordentlich thun, das Uebrige wird sich finden, denn es ist Gottes Werk.

Sie wollen keine Einrede annehmen in Beziehung auf die Gespräche von Radowiz. Wenn Sie auch nicht erlauben, ich besinne mich doch noch, ohne damit etwa schon abzusagen zu wollen. Ich habe diese Gespräche vor acht Tagen gelesen, gelesen an einem Nachmittage, auf ein Niedersitzen, weil es eben strohleichteste Waare ist. Es ist eine oratio pro domo, als solche — das gewöhnliche Jesepublikum vorausgesetzt — in der That geschickt. Herr von Radowiz macht sich, oder vielmehr Waldheim zum Refractor, auf dem sich alle Lichter unserer Zeit brechen sollen, notabene alle mit solchen Dächten, wie er ihnen einzulassen für gut gefunden hat. In ihm vermittelt sich Alles, jede Partei hat ein Glied der Wahrheit, als losgerissenes Glied lebensunfähig, in ihm aber werden



diese Glieder harmonisch verbunden, jedes wird von seiner abstracten, verderblichen Ergänzung erlöst und mit seinen wahren übrigen Gliedmaßen in Verbindung gesetzt. Er also ist der personifizierte Organismus, sein Geist die siegende Wahrheit der Zeit, weh ihr! wenn sie das nicht begreift, sie wird an ihren falschen Gliedern zu Grunde gehen.

Und solches Zeug, so leeres Stroh soll wirklich eine Reihe Artikel in der Kreuzzeitung werth sein! — Ich dünkte, das Klügere wäre, man ignorirte den Redner total, doch, wie gesagt, ich will mich noch bedenken und jedesfalls abwarten, ob und was mir Wagener etwa schreibt. Sie sind persönlich noch an Radowicz gekettet, ich kenne ihn eigentlich nicht; ein einziges Mal habe ich ihn gesprochen. Sie heben noch sein Verhältniß zu Sr. Majestät hervor, das scheint mir in der That auch das Einzige wesentlich bei der Uebersetzung in Betracht zu ziehende — und so, d. h. so zusammengekommen, gehalten, schlechte Wiße bei Seite lassend, müßte man dann auch schreiben, eigentlich immer Sr. Majestät als Leser vor Augen haben, wenn er auch in Wirklichkeit nicht eine Zeile davon liest. — Das aber dürfte mir sehr schwer werden. Meine Feinde haben nicht ganz Unrecht gehabt, als sie mich einmal vor fünf Jahren einen protestantischen Kapuziner nannten in der Allg. Zeitung.

Zuletzt machen Sie mir noch einen ungerechten Vorwurf, gegen den ich mich wehren muß. Sie sagen, ich hätte die persönliche Beziehung zu Sr. Majestät nicht fortsetzen wollen. Sagen Sie mir nur um Gottes Willen zuerst, welches Mittel auf der Welt mir zu Gebote gestanden hätte, das Verhältniß fortzusetzen. Jeder Schritt in dieser Hinsicht — wenigstens soweit ich sehe — wäre ja vielmehr eine indiscrete Aufdringlichkeit gewesen. Sollte ich nach der entgegengesetzten Seite hin als Herr von Radowicz dem vielgeplagten armen Herrn zur Last fallen? Sollte ich, wie jener im pflichtmäßigen Zurückhalten das rechte Maas nicht zu kennen scheint, so meinerseits im Vordringen teils kennen und mich der angenehmen, in der That sehr angenehmen Gefahr aussetzen, daß mir die Nase gepußt ward? — So etwas hätte ich doch vor mir selber nur verantworten können, wenn ich die Vorstellung gehabt hätte, was ich vorbringen könnte, sei von ganz besonderer Wichtigkeit. Nun habe ich aber nie eine vollständigere Empfindung meiner gänzlichen Unwichtigkeit gehabt, als eben damals, als das persönliche Verhältniß, wie Sie es nennen, zu Sr. Majestät im Gange war.

Verzeihen Sie den langen Brief, wo Sie ein einfaches Ja! erwarteten. Ich hatte das letztere eben nicht in meiner Apotheke vorräthig und wenn es verschrieben werden sollte, muß es erst präparirt werden.“

Brief an Ludwig v. Gerlach vom 7. September 1851:

„Ich überfalle Sie einmal wieder mit einem grünen Drachen von Buche, der aber ein sehr gebutiger Drache ist und Zeit hat zu warten, bis Sie einmal mit ihm spielen können. Wenn Sie die Zeit finden, werden Sie dann allerhand darin antreffen, was auch in einem Briefe stehen könnte. Sie haben sich für meine Behandlung der deutschen Geschichte interessirt, da bin ich denn besonders begierig, was Sie zu meiner Darstellung der Entstehung des deutschen Königthumes unter Arnulf und Ludwig dem Kinde sagen. Ueberhaupt habe ich die deutschen Sachen, die in den früheren Auflagen über das Knie gebrochen waren, hier weitläufiger, vielleicht zu weitläufig bedacht.

Sobald darf ich auf keinen Brief von Ihnen rechnen, da Sie für den Moment nicht einmal in Magdeburg sind und das Buch erst nach der Rückkehr vom Provinziallandtage finden werden, und auch da wird noch lange Zeit für mein Buch keine Zeit sein, da sich die Kammerthätigkeit fast unmittelbar anschließt. Indessen nicht bloß das Buch, sondern auch dessen Verfasser haben Geduld, so lange Letzterer versichert sein darf, daß er Ihr Wohlwollen besitzt, was die Hauptsache ist.“

Der Zeit nach ist hier ein undatiertes Brief an Ph. Mathusius einzureihen, der im Juni 1852 geschrieben sein muß:

„— — — Ich habe die Augustana nie anders verstehen können als so, daß Alles, was darin nicht ausdrücklich abgelehnt oder als zur Abänderung gestellt ist, nach

Art der alten Kirche bleiben müsse, und so hat sie auch damals, als sie überreicht wurde, Luther verstanden, der da meinte: ich achte, es sollte Niemand den Papst besser verteidigen, als wir Lutherischen, wenn er nur die Predigt des Evangelii und die Justification durch den Glauben zugäbe, oder wie er ähnlich von Coburg aus an Melancthon nach Augsburg schrieb. Damals sind lediglich die sächsischen Räte, namentlich Brück, und vor Allem die Kürnberger auf dem Reichstag, denen sich als Schwanz alle der Reformation beigetretenen Reichsstädter anhängen, gegen einen Vergleich auf dieser Grundlage gewesen und haben theils Melancthon mit der Verleumdung, er sei erkaufte, eingeschüchtert, theils die Fürsten gewonnen. Die Magistrate gewannen weltlich zu viel, wenn sie die geistlichen Institute im Bereich ihrer Städte der bürgerlichen Obrigkeit unterordnen konnten.

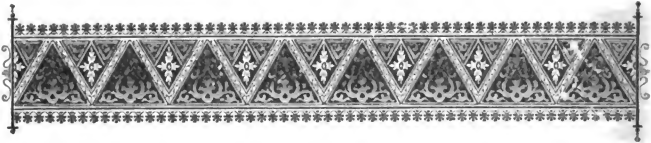
Daß Melancthon eigentlich die Augustana immer, auch später noch und trotz der Schmalkaldischen Artikel in jenem Sinne verstand, sieht man deutlich aus den späteren Verhandlungen über das Interim, wo man deutlich sieht, es würde ihm die größte Freude sein, wenn er die hierarchische Ordnung der Kirche und den in sich wohl beschlossenen Kreis der Sacramente wieder zurückführen konnte, nur besteht er auf der Predigt des Evangelii, auf der sola fides und auf der Abschaffung der Privatmesse, als welche ganz auf dem Gedanken des Opfers beruhe. Ich kann mich darin nicht finden, daß dieser Gedanke des Opfers ein so verworflicher sei, und habe mich gefreut, daß sich neulich Hengstenberg der Sache ein wenig angenommen hat, d. h. wenigstens geltend gemacht hat, wir sollten einmal den Kern des Messopfers in's Auge fassen und sehen, ob nicht ein Gedanke darin sei, der, mutatis mutandis, doch auch mit Frucht bei uns zur Uebung gebracht werden könne.

Was uns in der Regel alle diese Dinge mit sieben Schlössern verschließt, auch mir lange, lange verschlossen hat, ist die alberne Verwechslung von Substanz und Materie. Die Species, die Erscheinung eines Dinges, z. B. einer Pflanze, also ihre Gestalt, Buchs, Geruch, Geschmack u. s. w. — eines Menschen, also seine Physiognomie, Farbe, Schwere, Bewegung u. s. w. sind weder die Materie noch die Substanz der Pflanze, des Menschen, sie lassen sich sogar getrennt, von Materie sowohl, als von Substanz darstellen, z. B. im Spiegel, oder durch andere Nachbildung. Die Substanz ist das lebensschaffende Princip, was den Menschen vom Embryo zum Tode, die Pflanze vom Samenkorn zum Tode als darstellende, auswirkende Kraft begleitet, eigentlich der Mensch, die Pflanze in ihrer organischen Continuität, der wahre Mensch, die wahre Pflanze, die nur die Materie ergreift, um sich an ihr darzustellen und sich je vollkommener mit der Species identificirt, d. h. in ihr sich abdrückt und die blasser Materie (das ungeformte Substrat) absorbirt, je höherer Art sie ist. Die Substanz des Menschen tritt freier als die des Thieres, die des Thieres freier als die der Pflanze, die der Pflanze freier als die des Krystalls heraus. Und wieder unter den Menschen, je höher und mächtiger die Persönlichkeit, je formengewaltiger, je gebietender tritt die Substanz heraus, bis wir sie in Christo, nachdem er überwunden hatte, ganz frei werden sehen von der Materie, die Species ganz mit ihr identificirt, soweit sie ihrer bedarf, und die Species deshalb aus sich selbst entwickelnd, wo sie dessen bedarf. Diese Substanz Christi ist sein wahrer Leib und sein wahres Blut; soweit die Materie an ihn gekommen und nicht wieder abgestoßen ist, ist sie völlig mit dieser Substanz identificirt. Nun leugnen ja auch die Katholiken nicht, daß das, was man im Abendmahl sieht, schmeckt, fühlt, riecht, kurz, die Species nichts anderes sei als Brod und Wein, im Gegentheil, sie bezeichnen Brod und Wein als die Species, in welche sich der wahre Leib und das Blut Christi sente und sie mit sich identificire, also sie zu Christi Substanz, zu seinem wahren Leib und Blut mache. Nun liegt aber, wie mir scheint, allem Gottesdienst, so lange die Welt steht, der Gedanke des Opfers zu Grunde. Die Menschen opfern sich oder sie opfern Anderes an ihrer Statt, wovon sie glauben, daß es an ihrer Statt Gott angenehm sei. Daß Christus für uns zum Opfer geworden ist, leugnet nun Niemand,

daß dies Opfer im gewissen Sinne ein einziges gewesen, wird auch Jeder, wenn es recht ausgesprochen wird, zugeben, aber ebenso wird es stets ein neues, was die Kirche, d. h. Christus uns zur Aneignung bringt, bei jedem Genuß des Abendmahles, wo er in seiner wahrhaftigen Substanz in uns gegenwärtig wird. Ich weiß nicht, wie man sich dagegen sträuben kann, daß die Messe in ihren verschiedenen Theilen und Folgen nicht nur wirklich ein alter, sondern auch ein herrlich geordneter Gottesdienst der christlichen Kirche sei. Die Lutheraner haben nun allerdings bis in's vorige Jahrhundert eine Messe gehabt, d. h. eine Liturgie, aus der aber gerade die Spitze alles Gottesdienstes, der Kern alles Gottesdienstes, die Wandelung von Brod und Wein in die wahre Substanz Christi und deren Darbringung herausgelassen war. — Wenn wir jetzt die Messe wieder verlangten, würde allerdings helles Geschrei entstehen, aber daß alles Gottesdienstes Mittelpunkt das Abendmahl und alles Abendmahles Mittelpunkt die Wandelung, die Erscheinung der wahren Substanz Christi in der Gemeinde sei, das kann auch jetzt schon gesagt werden ohne Mißverstand. — Wenn Sie in ein Haus kämen, wo alle Genossen des Hauses annähmen, in einem Zimmer des Hauses sei ein verstorbenes Glied der Familie wahrhaftig gegenwärtig, obwohl unsichtbar — welche Spannung, welchen eigenthümlichen Zug würden sie dadurch in der ganzen Familie lebendig erblicken, in wie viel innigerer Gemeinschaft würden stets die Glieder dieser Familie mit ihrem Verstorbenen bleiben. Nun wissen wir aber, die wahre Substanz des Herrn ist nicht blos im Allgemeinen in seiner ganzen Kirche, in jeder gläubigen Gemeinde, in jedem gläubigen Christen gegenwärtig und wirksam, so daß Alles, was wir Christliches thun, der Herr in uns wirkt, sondern wir glauben und wissen auch, daß er ganz speciell dieser seiner wahren Substanz in Brod und Wein theilhaftig macht, daß er darin wahrhaft gegenwärtig ist, und dennoch behandelst unsere Kirche mehr oder weniger das Abendmahl im Sinne der Reformirten als rein subjektive Angelegenheit, setzt diesen Kern alles wahren Gottesdienstes gewissermaßen in eine Privatkapelle und begnügt sich hauptsächlich an Gesang und Predigt, nicht einmal an den Opferformen, in denen wir uns selbst hingeben und zum Opfer bringen in Bekenntniß, Lob, Gebet und Gelübniß, Gesang und Predigt — die bloßen Außenwerte des Gottesdienstes —, denn der Gesang ist das Ausruhen der Seele von der Spannung des Gebetes und der Opferung, und die Predigt doch eigentlich nur die Weirde über die Bedeutung der verschiedenen Arten der Opfer und Hingebungen, über ihre rechte Art und Frucht. Gesang und Predigt sind die Vorhallen und Vorhöfe der Kirche und in diese verbannen wir uns selbst, und schleichen gewissermaßen nur einzeln und auf eigene Hand dann und wann in's Allerheiligste.“

Wer den peinlichen Eindruck dieser Leos'schen Theologie los werden will, thut gut, eine auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses stehende Dogmatik aufzuschlagen, sofern sie klar und bestimmt abgefaßt ist. Der Pseudo-Theologe wird von jedem wirklichen, wahrhaftigen Theologen aus dem Feld geschlagen, z. B. von Wilmar's Dogmatik II, S. 250 u. 251.





## Nochmals „Trojanisches“.

Von \* \* \*

### II.

Wenige Wochen, nachdem er den besprochenen Vortrag gehalten, befand sich Virchow zum zweitenmale in der Troas. Schliemann hatte ihn gerufen, um im Verein mit sechs anderen Gelehrten und Technikern eine Prüfungs-Kommission zu bilden, von der Schliemann ein Zeugnis hoffte, das ihn über die beharrliche Gegnerschaft Böttichers trösten sollte.

So muß man die zweite Hissarlik-Kommission nach B.'s Darstellung auffassen: „Da ich mich nicht belehren ließ“, schreibt er S. 1001 der *N. f. M.*, „so berief Schliemann im März 1890 eine neue Kommission.“ Ich glaube diese Angabe nach vertrauenswürdiger Quelle ergänzen oder berichtigen zu können. Es war ursprünglich nur eine Kommission im Herbst 1889 geplant, an der neben dem Gegner B. die „acht Archäologen und Gelehrten ersten Ranges“ teilnehmen sollten, die nachher im März 90 auf Hissarlik gewesen sind. Die türkische Regierung war jedoch wieder einmal zäh und träge; es gelang Schliemann nicht, den Firman zu erlangen, dessen er zur Wiederaufnahme der Arbeit auf Hissarlik bedurfte, so daß er sich genötigt sah, die geplante Zusammenkunft auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Als bald ließ sich B. in irgend einer Zeitung vernehmen, und gab mehr oder weniger deutlich dem Argwohn Ausdruck, man habe ihn nur zum Scheine nach Hissarlik eingeladen; nun er sich bereit erklärt habe zu kommen, zöge man zurück. Auf diese Insinuation hin ließ Schliemann, angefeuert durch Dörpfeld, in Konstantinopel alle Minen springen, erlangte die nachdrückliche Fürsprache unseres Gesandten, und so noch vor Ablauf des November den Firman. Leider hatte nun aber der größte Teil der Eingeladenen inzwischen andere Dispositionen getroffen und konnte nicht kommen. So entstand die erste Konferenz auf Hissarlik mit Bötticher und nur zwei „Unparteiischen“. B. ließ sich „nicht belehren“, d. h. er hielt nach wie vor an der Ansicht fest: durch eure Aufräumungen seit 1882, d. h. durch die von Dörpfeld angeordneten Aufräumungen — habt ihr ein falsches Bild geschaffen. Die Ruine ist nicht mehr, was sie war; sie war ursprünglich ein enghausiges Netz von beschränkten Räumen, die durchaus nicht nach Wohnhausmauern aus sahen, die man gar nicht anders hat verstehen können denn als eine Gruppe aneinander gereihter Verbrennungshöfe. Ihr habt so lange und so viel Mauerwerk abgegraben, bis ein stattdliches Rechteck übrig geblieben ist, das ihr nun für einen Tempel oder sonst eine große Halle — meinetwegen für das „Megaron“, den Männeraal, des königlichen

Palastes ausgeben könnt. Ich hatte euch ursprünglich im Verdacht, ihr hättet recht gut gemußt, was ihr thätet, also . . . nun ja! ich hatte Dörpfeld im Verdachte a b s i c h t l i c h e r Fälschung. Jetzt geht ihr mir hier an Ort und Stelle scharf zu Leibe, und „da Herr Dörpfeld versichert“ (vergl. S. 1001 in der A. f. M.) nämlich, er habe in gutem Glauben gehandelt, er habe nur Mauern einer späteren Aufiedlung fortgeschafft, um das bedeutungsvolle Hauptbauwerk (von Troja natürlich) klar herauszuschälen, so will ich jetzt den Verdacht der Verdunkelungs-Absicht aufheben und den guten Glauben (die bona fides) Dörpfelds gelten lassen. Damit war dieser nicht zufrieden. Er warf ein: „Meiner Versicherung Glauben schenken müssen Sie freilich in Bezug auf diejenigen Mauern, die in diesem Augenblicke nicht mehr vorhanden sind; aber glücklicherweise ist eine noch vorhanden. Hier“ (für Besitzer des Ausgrabungsberichtes von 1891 und des beigefügten Planes Tafel III wird die folgende Bezeichnung verständlich und kontrollierbar sein), „in der Südwest-Ecke, wo die Vorhallen der großen Räume A und B an einander grenzen, ist ein Erd- oder richtiger Schuttkegel in der vollen ursprünglichen Höhe stehen gelassen worden (in der angeführten Zeichnung durch die Höhenzahl 14,00 d. h. Meter über dem tiefsten Punkte der Ausgrabung, markiert).“ In diesem unberührten Schuttkegel sehen Sie eine der späteren Mauern; Sie sehen ihre Fundamentsohle, und diese Fundamentsohle liegt höher als der Fußboden des freigelegten großen Raumes. Sie müssen anerkennen, daß das nur eine Mauer aus späterer Zeit sein kann, die also mit den von mir freigelegten alten Räumen nichts zu schaffen gehabt hat. Und so verhielt es sich mit allen abgetragenen Mauern.“ Ich bin nicht auf Hissarlik gewesen, aber ich habe die Photographie gesehen, die den in Rede stehenden Schuttkegel so deutlich wiedergibt, daß man die Steine zählen kann. Es ist, wie Dörpfeld gesagt hat; kein Architekt der Welt würde sich nur einen Augenblick bedenken, vielmehr würde er aufräumen, wie Dörpfeld aufgeräumt hat — vorausgesetzt natürlich, daß die verschwundenen Mauern ebenso beschaffen gewesen sind, wie die zur Zeit in dem stehen gelassenen Schuttkegel noch vorhandene eine.

W. war zu keinem größeren Zugeständnisse zu bewegen: „Nun ja! Es mag in das Protokoll gesetzt werden: Da Herr Dörpfeld versichert u. s. w., also . . . ich räume ein, er hat in gutem Glauben gehandelt.“ „Das genügt mir nicht“, hat D. erwidert, „Sie haben mich öffentlich der Fälschung beschuldigt; Sie müssen öffentlich einräumen, daß Sie uns verleumdet haben, und um Verzeihung bitten.“

Ich begnüge mich mit der Gesichtserzählung und bemerke nochmals, daß ich nicht dabei gewesen bin, daß ich nur möglichst kurz und in den Hauptzügen eine mir von einem der Augenzeugen viel dramatischer geschilderte Scene beschrieben habe.

Von da datiert der Bruch und die persönliche Feindschaft. Damals hat Dörpfeld den Entschluß gefaßt und hat ihn bis heut gehalten, W. nicht mehr zu antworten, er möge schreiben, was und wie er wolle.

Doch kehren wir zu Birchow zurück, der nicht mit Bötticher zugleich, sondern erst drei Monate später — seinerseits zum zweitenmale — Schliemanns Gast in der Barackensstadt auf Hissarlik gewesen ist.

In der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft vom 17. Mai 1890 berichtete Birchow ausführlich (im gedruckten Sitzungsbericht 11 Seiten füllend) über seine eben ausgeführte „Reise nach der Troas“.

So anziehend und lehrreich der ganze Bericht ist, so müssen wir aus Rücksicht auf die Geduld des Lesers und den verfügbaren Raum uns versagen, näher darauf einzugehen. Zwei Stellen erachten wir jedoch für die Orientierung und Urteilsgewinnung so nützlich, daß wir bei der Redaktion ein gutes Wort für sie einlegen und um Aufnahme bitten.

\*) Der tiefste Punkt der Ausgrabung liegt etwa 25 Meter über dem Meerespiegel; demnach die Oberfläche des stehen gebliebenen Schuttkegels + 39 u. M. Der Fußboden des großen Raumes + 30,75; die Fundamentsohle der späteren Mauer etwa rund + 32 u. M.

Bei den verschiedenen Ausgrabungen auf Hisarlik ist die Fläche der „zweiten Stadt“ nicht in ihrer ganzen Ausdehnung frei gelegt worden. Schliemanns Aufmerksamkeit war in der ersten Zeit hauptsächlich auf die Auffindung des Iteischen Thores, das er im Südwesten suchte, gerichtet. Hier wurde auch die aus großen Steinblöcken in starker Böschung angelegte Stadtmauer zuerst bloßgelegt. Aber in der Kampagne von 1882 zeigte es sich, daß die Stadtmauer selbst im Laufe der Zeit verlegt, daß neue Thore gebaut, alte geschlossen worden waren. Die schon früher etwas schwankende Terminologie des Herrn Schliemann wurde dadurch noch mehr unsicher: er verlegte damals das homerische Troja in die „dritte Stadt“. Aber auch damit war die chronologische Trennung nicht beendet: die neuesten Ausgrabungen haben ihn vielmehr dahin geführt, die ältere Bezeichnung der „zweiten Stadt“ wieder aufzunehmen, aber innerhalb dieser Stadt drei verschiedene Epochen zu unterscheiden.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Aenderungen in der Terminologie etwas Verwirrendes haben, und daß die Benutzung der verschiedenen Bücher, welche Herr Schliemann im Laufe der Jahre über Hisarlik veröffentlicht hat, eine große Aufmerksamkeit seitens des Lesers voraussetzt. Wer, wie Herr Bötticher, darauf besteht, die älteren Publicationen als für sein Urteil maßgebend zu betrachten, der muß notwendigerweise zu ganz falschen Schlußfolgerungen gelangen. Aber es ist doch eigentlich selbstverständlich, daß der Grundriß des Herrn Burnouf 1879 aufgenommen hat, mit dem Grundriß des Herrn Dörpfeld von 1882 nicht übereinstimmen kann. Daß die heftigen Schmähungen, welche Herr Bötticher wegen dieser Widersprüche dem letzteren Architekten zugefügt hat, jedes Grundes entbehren, ist jetzt allgemein, wie ich annehme, auch von Herrn Bötticher, anerkannt. Der Grundriß des Herrn Dörpfeld war ganz korrekt. Aber das hindert nicht, daß der neue Grundriß von 1890 wieder anders sein wird.“

Bald nachher erschien der Ausgrabungsbericht für 1889/90, und mit ihm ein neuer Plan, der, wie V. vorausgesehen hatte, sich von dem von 1882 unterscheidet. Jedoch nur durch Ergänzungen und Erweiterungen auf Grund der neuen Aufschlüsse; er ist kein Widerspruch gegen den früheren; nur naturgemäße konsequente Entwicklung.

Und nun die letzte Erklärung Virchows:

„Schließlich will ich noch einige Worte über die großen Krüge (πίθοι) sagen. Ich habe dieselben von Anfang an als Aufbewahrungsgefäße, gewissermaßen als einen Erfaß für Keller- oder Vorratsräume, betrachtet. Herr Bötticher sieht darin vorzugsweise Verbrennungsöfen für menschliche Leichen. Nun muß ich bemerken, daß ich niemals in einem Pithos menschliche Ueberreste, wenigstens solche, die als menschliche erkannt werden konnten, nicht einmal tierische, gesehen habe. Bei der Ausleerung des großen Pithos, der mir durch den Sultan und Herrn Schliemann geschenkt wurde und der sich gegenwärtig im Museum für Völkerkunde befindet, habe ich anhaltend den Inhalt kontrolliert; es dauerte mehrere Tage, ehe der Arbeiter, der damit beschäftigt war, denselben ganz entleerte, aber auch nicht eine Spur eines menschlichen Knochens kam zum Vorschein. Bei der gegenwärtigen Ausgrabung wurde eine große Anzahl etwas kleinerer, aber doch noch recht großer Pithoi, zuweilen zu mehreren in einer Gruppe, gefunden und zwar ausschließlich in den höheren „Städten“. In einigen lagen verkohlte Sämereien, namentlich Weizen und Erbsen (Erbum ervilla), in einem mehr als ein Schöffel faßend, aber keine Gebeine. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß wenigstens ein Teil von ihnen als Getreidebehälter diente. Herr Bötticher hat gegen die Annahme, daß sie als Behälter für Flüssigkeiten benutzt wurden, das Argument beigebracht, daß gebrannte Thongefäße der alten Zeit Wasser durchlassen. Seine Versuche sind freilich an Thongefäßen anderer Art gemacht. Ich kann dies aber für einen trojanischen Pithos bestätigen, bei dem wir den Versuch mit Wasser machten. Vielleicht war also meine Annahme unrichtig. Indes habe ich schon in meiner akademischen Abhandlung „über alte Schädel von Aßos und Cypern“ Berlin 1884, S. 11 eine Reihe von Angaben aus Spanien, Transkaukasien, Syrien und Griechenland beigebracht, wo derartige Krüge noch gegenwärtig zur Auf-

bewahrung von Wein, Del, Wasser gebraucht werden. Auch teilte mir Herr Babin mit, daß er in Sufa (Persien) einen derartigen Pithos benutzt habe, der anfangs das Wasser durchließ, später aber dasjelbe zurückhielt. Dasjelbe hat mir Herr Reiß aus Südamerika berichtet.

Was die Verwendung derartiger Gefäße zur Bestattung von Toten betrifft, so habe ich in ausführlichster Weise in der eben genannten Schrift darüber gehandelt. Diese Sitte herrschte an verschiedenen Orten in der Troas, aber weder hier, noch anderswo im Orient wurden Leichen in Pithoi verbrannt; im Gegenteil, sie wurden darin beigelegt und ihre Gebeine finden sich noch jetzt darin vor. Dagegen habe ich Beispiele, wo gebrannte menschliche Skelette („menschliche Asche“) in Pithoi oder Dolien beigelegt wurden, aus Griechenland, Italien und dem Occident beigebracht; nur erinnere ich mich keines Beispiels, wo angenommen werden konnte, daß die Verbrennung in den Pithoi oder Dolien selbst vorgenommen worden sei: die sonstigen, mit der „Asche“ beigelegten Gegenstände, obwohl zum Teil leicht schmelzbar, sind gewöhnlich gut erhalten. Solche Bestattungs-Pithoi liegen übrigens in der Regel horizontal, während die trojanischen Pithoi stets senkrecht stehen. Wie in einem solchen Thongefäß die vollständige „Einäschierung“ einer menschlichen Leiche hätte bewirkt werden sollen, ist mir nicht verständlich. Auch zeigen wenigstens die trojanischen Pithoi keine Spuren eines so starken Brandes, wie er bei der Einäschierung einer ganzen menschlichen Leiche doch erforderlich gewesen wäre.

Es scheint mir daher, daß die Pithoi von Hissarlik nach wie vor als Gebrauchsgefäße anzusehen sind. Ob nur für feste und trockene Gegenstände, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls sind auf Hissarlik keine aufgefunden, in denen menschliche Gebeine, seien es calcinierte, seien es einfache, enthalten waren. Daß auch sonst in anderen „Aschenurnen“ der alten „Stadt“ keine „menschliche Asche“ nachgewiesen ist, habe ich erst neuerlich (Verh. 1890, S. 129) in Erinnerung gebracht. Nur in Ilion novum ist eine solche Aschenurne zu Tage gekommen, aber auch diese war sicherlich nicht zur „Einäschierung“ der Leiche benutzt worden, sondern man hatte die „Asche“, welche auf einer offenen Brandstätte erzeugt worden war, nachträglich in die Urne getan, wie es in griechischer und römischer Zeit und auch bei unseren eigenen Vorfahren in prähistorischer Zeit üblich war.“

Hiermit schließen wir die Vernehmung Birchows.

Der Leser wird vielleicht nicht ganz befriedigt sein. Es liegen einige Widersprüche vor. Der Hauptsatz dürfte die Erklärung B.s sein, daß er „in den Trümmern von Hissarlik auch nicht einen einzigen calcinierten Knochenbrüdel gesehen habe.“ Dem Geheimen Medizinalrat, dem weltberühmten Anatomen und Anthropologen werden wir glauben dürfen, ja müssen, daß Asche ohne Knochenreste unbestimmbar ist; ja überhaupt Asche allein, d. h. durch Verbrennung bis zu mehlartiger Feinheit des Korns pulverisiertes Material ein zweifelhaftes Ding ist.

Bötticher weiß, daß Birchow in seinen großen Vorträgen mit voller Bestimmtheit dem Hügel Hissarlik den Charakter der Leichenbrandstätte abspricht; aber er behauptet, so sage B. freilich jetzt, aber früher habe er anders geredet. Er tritt den Beweis dafür an. S. 993 (September-Artikel der A. I. M.) beginnt B. die einschlägige Untersuchung mit einem seiner Parade-Sätze:

„Ueberall gilt das über ein Unternehmen geführte Tagebuch als das zuverlässigste und wichtigste Urkundenmaterial.“ Hierauf folgt der genaue bibliographische Nachweis von Schliemanns Tagebuch aus den ersten Ausgrabungsjahren 1871/74. Der naive Leser ist hiermit bereits kaptiviert, oder sagen wir auf Deutsch: eingefangen. Er nickt mit dem Kopfe: Tagebuch, chronologische Folge der Funde, Urkundenmaterial . . . leuchtet mir ein! Der Mann hat recht! Nein! er hat nicht recht; er würde es nur dann haben, wenn der Unternehmer und Tagebuch-Führer die für das Unternehmen erforderliche Sach- und Fachkenntnis besessen hätte. Das aber war bei Schliemann in den Jahren 1871/74 nicht der Fall, wie ihm alle wirklichen

Sach- und Fachmänner auf den Kopf zugesagt haben, und Schliemann selbst erkannt und bereitwillig zugestanden hat. Dies Zugeständnis kann B. nicht ignorieren; aber er dreht und deutet es: Dahinter steckt Birchow; der hat Schliemann ins Ohr geflüstert: Bötticher hat ja recht; aber wie können wir das einräumen; wir blamieren uns ja; es ist immerhin noch das kleinere Uebel, wenn Sie jetzt Ihr Tagebuch von 1871/74 verleugnen! B. aber, der das durchschaut, läßt sich nicht irre machen, und beweist frisch drauf los aus dem Tagebuch von 1871/74 und wirft mit Citaten, Menschenknochen, Brandkleinen und Leichenbrand, „Knochen zu Asche verbrannt“ . . . um sich, daß dem naiven Leser der Kopf raucht. Greifen wir eins aus dem Gewimmel heraus: „Knochen zu Asche verbrannt.“ War es nur noch Asche? Dann konnte Schliemann nicht wissen, daß es vorher Knochen gewesen waren! Ueberdies — was für Knochen? Von Menschen? oder Rüdchenabfälle? Waren noch Knochen darin? Schliemann behauptete das nicht. Ubrigens bliebe wieder noch fraglich: Von Mensch oder Tier? Was bleibt also übrig von dieser Probe Tagebuchs-Urkundenmaterial? „Knochen zu Asche verbrannt“ . . .! In Rauch aufgegangen!

„Urnen mit Leichenbrandresten“ spielen eine große Rolle. Sie sind auch ganz am Plage — um den naiven Leser einzuschüchtern und dufelig zu machen. Sie beweisen aber schlechthin nichts für die B'sche Feuernekropole!

Hat B. auf Hissarlik ein „Kolumbarium“ nachgewiesen? eine Anstalt, die diese sonderbare Benennung — Taubenhaus — der Ähnlichkeit mit einem solchen verdankt, ein Raum, in dessen Wänden Nische an Nische angeordnet waren, zur Aufnahme der Ossuarien oder Leichenernen? Nein! Die Leichenernen sind — zugegeben in großer Zahl — einzeln gefunden worden. Wenn die alten Trojaner noch keine Kolumbarien hatten, so haben sie ihre Leichenernen — vielleicht um die Tempel herum — vergraben. Das nahm viel weniger Platz ein, und war viel weniger hygienisch bedenklich, als das später Jahrhunderte lang gebräuchliche Begraben unverbранnter Toten rings um die Kirchen. Endlich die Aufbewahrung der Aschenernen im eigenen Hause, in einem geheiligten, der Hausandacht geweihten Raume! Wie allgemein ist diese Sitte gewesen; jedenfalls unter den Wohlhabenden!

Lassen wir uns also nicht betäuben durch den starken Dunst, den B. aus dem Schliemannschen Tagebuch von 1871/74 aufsteigen läßt! Ein Bekenntnis Birchows, daß er das zu irgend einer Zeit auf Hissarlik gefunden habe, was er später je gefunden zu haben leugnet — ein solches Bekenntnis hat, so viel ich weiß, B. nicht nachgewiesen. Aber das hat er geschrieben: „Ja, Birchow ist ein sehr großer und sehr ehrlicher Forscher!“

Eine Hauptgrundlage für die Feuernekropolen-Hypothese findet B. in der unbestrittenen, von allen Besuchern und von den Hauptbeteiligten, dem Forscher-Kleeblatt Schliemann-Birchow-Dörpfeld erkannten und anerkannten Thatfache, daß die „gebrannte Stadt“ allerdings Spuren sehr heftigen Brandes aufweist: Der Lehm ist nicht nur gebrannt, er ist vielfach geschmolzen, versintert. Die Schliemann-Sammlung im ethnographischen Museum enthält Proben. Stellenweise ist sogar der Kalkstein gebrannt. Es hat selbst bei der Troja-Partei nicht an Zugeständnissen gefehlt, daß die Brandwirkung schwer mit der mutmaßlichen Brandursache, mit der Menge an brennbarem Material in Einklang zu bringen sei. Man hat Holzdielen supponiert, oder Mehrstöckigkeit mit Balken-Zwischendecken, Parastaben, d. h. Pfosten oder Stiele, als Deckenstützen und Wandschutz . . . Das alles, wenn es auch größtenteils ganz plausibel klingt, genügt Bötticher nicht, nur wiederholt große Feuer an derselben Stelle und auf derselben Grundfläche können, ihm zufolge, die wahrgenommene Wirkung gehabt haben.

Begreiflicherweise giebt er auch bei dieser Gelegenheit dem Bedauern Ausdruck, daß Dörpfeld so viele Mauern abgetragen hat, wenn auch bona fide. Die ehemaligen kleinen Verbrennungshöfe müßten das viel deutlicher vor Augen geführt haben, als die



nummehrigen großen. Verbrennungshöfe sind nämlich — nach Bötticher — die großen Räume auch. „Aus dem Burnouffischen Plane schloß ich auf eine große Menge kleiner Verbrennungshöfe; aus dem von Dörpfeld berichtigten ist zu entnehmen, daß die Räume doch von stattlicher Größe gewesen sind.“ „Nichts konnte doch näher liegen, als einem solchen das Ansehen eines Tempels zu geben.“ Hierauf ist vom Ustrinum der Antonine — mit Quellennachweis — die Rede. „Beweis, daß Totenverbrennungsstätten in der That ähnlich Wohnstätten der Götter und Menschen gestaltet wurden.“

Ich kann nicht nachweisen, wo? und ob wörtlich so B. seine bezügliche Ansicht geäußert hat; jedenfalls spricht er sich dem Sinne nach mehrfach dahin aus:

Als die störenden Zwischenmauern (die bekannten bona fide!) beseitigt und die zwei dicht nebeneinander liegenden Central-Räume klar gelegt waren, hat Schliemann zuerst einen Palast darin gesehen. Auf Rat der Freunde wurde das Entdeckte aber öffentlich als Tempel angekündigt. Dann ging Schliemann mit Dörpfeld nach Tyrus, und hier wurde aufgedeckt, was unzweifelhaft ein Palast war.\*) Auf Grund dessen und wegen großer Ähnlichkeit taufte man nun endgültig den Hissarlik-Centralbau in „Palast“ um. Daran knüpft B. die Folgerung: „Ein Dach ist nicht vorhanden; auch nichts, das Zwänge, anzunehmen, es habe jemals ein solches bestanden; der Raum hat jetzt das Aussehen eines Hofes, und ich behaupte, er ist auch ein solcher gewesen, nämlich ein Ustrinum.“

Dem hat Virchow (wenigstens so weit ich seine bezüglichen Entgegnungen durchforscht habe) nicht widersprochen; aber Dörpfeld hat es gethan. Zwar hab ich das nicht gelesen, vielmehr nur gehört; jedoch von glaubwürdiger Seite, einem Fachmanne, allerdings Gegner Böttichers. Dörpfelds bezüglicher Einwand erscheint beachtenswert: Vielfach sind die Luftziegelmauern von Hissarlik mit einem Netz von Balkenhölzern durchzogen, abwechselnd der Länge und der Quere nach. Der technische Grund leuchtet ein; es war eine Verankerung; ähnlich wie man bei Ufer- und Molenbauten zwischen die lose Steinschüttung Pfähle schlägt, um Schiebungen vorzubeugen. Man findet die gleiche Befestigungsweise in den Luftziegelbauten der Euphratebene.

Selbstverständlich ist die Holzverankerung verbrannt, und es zeigen sich in der noch vorhandenen Mauer jetzt nur Kanäle. Mein Gewährsmann hatte Photographien von Hissarlik gesehen, auf denen geradlinige Horizontal-Rinnen im Mauerwerk deutlich erkennbar waren.

Vorausgesetzt, daß die Thatsache der Holzverankerung richtig ist, so folgen aus dieser Entdeckung zwei wichtige Aufklärungen. Erstens haben wir ein ganz ansehnliches Mehr an Brennmaterial gewonnen, und begreifen die starke Brandwirkung um vieles leichter. Nachdem zunächst das Holz Feuer gefangen hatte, war eine solche Mauer einem Feldziegelofen gleich.

Man fand jetzt, nach mehr als dreitausend Jahren natürlich, Mauern von Kanälen durchsetzt, ohne Spur von Holz, und man ist erst später, zufolge genauerer Studien und Vergleiche, auf die Thatsache der Holzverankerung gekommen. Zuerst (1883) stellte Dörpfeld die Vermutung auf, man habe beim Bau die Kanäle ausgespart, um die Luftziegelmauer, wenn sie fertig aufgeführt wäre, feldziegelofenmäßig zu brennen. Das war ein Irrtum, und selbstredend gestand ihn Dörpfeld ein, als er sich eines Besseren überzeugt hatte.

Um Wiederholungen zu vermeiden und nicht gar zu ausführlich zu werden, begnüge ich mich, den Leser auf S. 992 Z. 4 v. u. bis S. 993 zu den Worten „geschoben haben“ zu verweisen. Er wird jetzt verstehen, welches Fechterkunststück hier geleistet ist. B. läßt ihn ein Gewebe von Tücke und Borniertheit sehen bezw. ahnen.

\*) B. hat sich vorbehalten, wenn er Troja für seine Hypothese erobert haben wird, sich an Tyrus zu machen. Wahrscheinlich wird er dann den Tyrinthischen Palast gleichfalls als ein Ustrinum deklarieren.

Dies war das Eine, was aus der Holzverankerungs-Theorie folgt.

Das Zweite ist kurz und schlagend: Mauern mit Holzverankerung können unmöglich ein Ustrinum umschlossen haben; einen Raum, in dem täglich Feuer brannten; dessen Umschließung hätte ganz massiv sein müssen, wie ja auch in der That das Ustrinum Caesarum auf dem Monte Citorio nach den Römischen Mittheilungen des archäolog. Instituts 4. Heft 1889 gewesen ist.

Virchows zweiter Aufenthalt in der Troas währte vom 28. März bis 21. April 1890. Schliemann schloß dann im Juli (der eingetretenen Sommerhitze wegen, wie er es auch bei den früheren Arbeiten gehalten) die Campagne, mit dem festen Vorsatze, im nächsten Frühjahr sein Gräber-Gröffnen fortzusetzen.

Aber im nächsten Frühjahr lag er selbst im Grabe.

Erst im laufenden Jahre 1893 hat Dörpfeld im Auftrage von Frau Schliemann das Werk wieder in Angriff genommen, und zwar nach den Mitte Juli eingegangenen Zeitungsberichten mit großem Erfolge.

Unser ethnographisches Museum, das als Bewahrer und Verwalter der Schliemann-Sammlung besonderes Interesse an der Hissarlik-Forschung hat, war durch einen der Direktions-Assistenten (Dr. Weigel) bei den diesjährigen Arbeiten vertreten.\*) Nach dessen mündlicher Aeußerung dürfte die neuen Ergebnisse Bericht über die neuen Ergebnisse erst im Laufe des Winters zu erwarten sein. Die neuen Funde bestehen vorwiegend in Topfware, die den Charakter der entsprechenden mykenischen hat. Das Merkwürdigste dabei ist, daß sie in jener Region gefunden worden sind, die Schliemann ursprünglich als sechste oder „lybische“ Stadt bezeichnet hat.\*\*)

Erst war Troja die zweite Stadt, die sogenannte „gebrannte“; dann galt die dritte dafür; dann doch wieder die zweite, jedoch mit Unterabtheilung in drei Zeitepochen. Wir haben oben gelesen, daß Virchow „diesen Aenderungen in der Terminologie etwas Verwirrendes“ zugestieht; dazu scheint auf den ersten Blick das laufende Jahr einen neuen Beitrag geliefert zu haben.

Der ganze Hügelrücken zwischen zwei der Dardanellen-Strasse parallel ost-westlich rinnenden Bächen, der im Hügel Hissarlik in der weiten Marisch der Thalebene der Troas ausläuft, ist eine bei irgend einer Brandung der unterirdischen feurigen Flut stehengebliebene Welle aus Tertiärtaff. Auf dem natürlichen Hügel ist dann im Laufe ungezählter Jahrhunderte ein Schutthügel entstanden; aber nicht auf einmal, oder nicht in kontinuierlicher Thätigkeit der Menschen, sondern in unverkennbarer Schichtung, so daß man zu der Vorstellung gedrängt wird: die ersten Ansiedler haben auf der natürlichen Felsstufe eine Niederlassung gestiftet. Vielleicht nur Viehhürden; vielleicht einen Burgwall. Zu irgend einer Zeit sind sie von Feinden vernichtet oder vertrieben worden, oder aus eigenem Antriebe fortgezogen. Der Hügel mit den verbliebenen Bau- und Geräthschafts-Resten ist vereinsamt, verödet, verfallen. Später — unbestimmbar um wie viele Jahre oder Jahrhunderte — ist ein anderes Häuflein Menschen an die verödete Stätte gekommen, deren Lage ihm gefallen hat. Man hat aufgeräumt, geebnet und eine neue Ansiedlung geschaffen.

Dieser mehrfach wiederholte Wechsel von Ansiedlung, Aufgeben, Verödung, Neubefiedlung hat in der Folge der Zeiten das merkwürdige, schichtfaltenartige, oder man kann sagen — was noch besser trifft — zwiebelartige Gebilde geschaffen, das Schliemann angeschnitten, genauer ausgehöhlt hat: eine Haut über der andern.\*\*\*)

\*) Den Genannten als Prähistoriker, A. Brückner als Archäologen, W. Wilberg als Architekten hatte das Kultus-Ministerium deputirt.

\*\*) Wir werden kennen lernen, wie V. mit diesen ersten knappen Angaben umgesprungen ist.

\*\*\*) Hiermit erkläre ich vorläufig einen Ausdruck (Häutung), dessen V. (spöttisch natürlich) sich bedient.

So klar und deutlich gesondert wie die Jahresringe am abgesägten Baumstamm, oder die Häute der Zwiebel, sind die Kulturschichten auf Hisarlik freilich nicht; daher „schwankte“ schon bisher die „Terminologie“, wie Birchow sich vorsichtig und zurückhaltend ausdrückt.

„Nach einer Athener Drahtmeldung des Standard“ (so hat z. B. der Korrespondent der Vossischen Zeitung in London am 18. Juli telegraphiert) „glaubt Dörpfeld, er habe die Ueberreste des eigentlichen Troja's Homers entdeckt, indes nicht in der zweiten Schicht, wie er anfänglich wähnte“ (genauer wie Schliemann anfänglich gewähnt hat, während von der dritten zur zweiten Schicht zurückzukehren nach der Wiederaufnahme der Forschung Dörpfeld ihn bewogen hat), „sondern in der sechsten.“ Daß, wie das Telegramm weiter berichtet, „Troja von 1893“ zweimal so groß erfunden worden ist wie „Troja von 1890“, ist leicht erklärlich, denn da bei jeder Neubestellung und vorheriger Ebnung des Bauplatzes der Abraum in der natürlichsten Manier zur Seite geschoben und über den dermaligen Abhang gestürzt worden ist, so nehmen die Schichten von Hisarlik der Altersfolge nach nicht nur in der Höhenlage, sondern auch an Areal, an Grundfläche zu, und demzufolge ist die sechste Schicht umfangreicher als die zweite.

„Die großen Stadtmauern sind nahezu sechs Fuß dick.“ 6 Fuß englisch = rund 1,8 Meter, was eine sehr mäßige Dicke ist. Das Troja der zweiten Schicht hat auf den aus Kalkstein hergestellten Terrassenbekleidungsmauern freistehende Lehmziegelmauer von 4 Meter Dicke mit äußeren Strebe Pfeilern — oder, wie Dörpfeld will, „flankierenden Türmen“ — von 3 Meter Breite bei  $2\frac{1}{2}$  Meter Vorsprung.

„Die Mauern der Akropolis bestehen aus riesigen, regelmäßig behauenen 16 Fuß hohen Quadersteinen.“ Die Quadern von 5 Meter Dicke sind schlechthin Blöddinn. Den hätten die deutschen Zeitungs-Korrespondenten dem Standard-Korrespondenten nicht nachschreiben sollen. Sie hätten wenigstens einen Druckfehler vermuten und die „riesigen Quadersteine“ 16 Fuß lang sein lassen müssen. Diejenigen, die Kenntnis von Dörpfelds eigenem Bericht in den „Athenischen Mitteilungen“ erlangt haben, wissen, daß nicht die einzelnen Quadern, sondern die Mauern bis zu 16 Fuß englisch = 5 Meter Dicke haben.

Die Athener Drahtmeldung des Standard, die von deutschen Zeitungen wiedergegeben worden ist, stammt nicht von Dörpfeld, sondern von dem Prof. Nystafidís, der als Vertreter der türkischen Regierung den diesjährigen Ausgrabungen beigewohnt hatte — als sachverständiger Auspaffer ohne Zweifel, damit nicht archäologische oder sonstige Schätze unterschlagen werden möchten. Diesen Herrn hat nach seiner Heimkehr der Standard-Korrespondent interviewt.

Das knappe und etwas dunkle Standard-Telegramm scheint die einzige Quelle für Böttichers Wissen um die seiner Meinung nach niederschmetternden Ergebnisse der neuesten Ausgrabungs-Campagne zu sein. Der Inhalt der Fußnoten auf Seite 971 und 1002 braucht für die Leser der N. t. M. nicht wiederholt zu werden.

Was den „einen unserer berühmtesten Gelehrten, Archäologe von Fach“ betrifft, welcher an B. geschrieben hat: „Hisarlik-Troja ist für Herrn Schliemann verloren, und neue Entdeckungen des Herrn Dörpfeld werden es nicht wiedergewinnen“, so wird der Leser des vorliegenden Artikels, den ich oben gelegentlich (und absichtlich, wie er jetzt merken mag) mit Professor Forchhammer in Kiel bekannt gemacht habe, wahrscheinlich meine Vermutung teilen, daß dieser würdige alte Herr der ungenannte Brieffschreiber ist, der aber (wie ich auf Grund meiner Bekanntschaft mit F. hinzufüge) mit den gesperrt gedruckten Worten nur daran wird haben erinnern wollen, daß er die hehre Ilios Homers bei Bunarbashi annimmt, und daß er die von ihm, in Uebereinstimmung mit Schliemann und Dörpfeld, für Reste städtischer Anlagen gehaltenen Ruinen Hisarlik nur nicht für Troja gelten läßt, sondern für das

noch ältere Dardania; ein Feuernekropolisler und Bötticher-Anhänger ist F. nicht.\*) Noch nicht gekannt zu haben scheint B. — wenigstens bei Abfassung seiner Artikel für die „N. t. W.“ und die „Ottomanische Post“ — den vorläufigen Bericht, den Dörpfeld selbst in den „Athenischen Mitteilungen“ (dem amtlichen Organ des „Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts“) abgestattet hat. Wohl ohne Zweifel nicht gekannt hat B. das Exemplar des Planes Tafel III zum Ausgrabungsberichte von 1891, in welches in Handzeichnung die im laufenden Sommer (zwischen 1. Mai und 11. Juni) aufgedeckten Mauerreste eingetragen worden sind, sowie die etwa 20 oder mehr Photographien in Quartblattgröße, die Seiner Majestät dem Kaiser vorgelegen haben. Dr. Dörpfeld hat die Ehre gehabt, Ihren Majestäten dem Kaiser und der Kaiserin kurz vor deren Abreise zu den Wandern Plan und Photographien zu erläutern.\*\*)

Ich will versuchen, dem Leser eine Vorstellung davon zu geben, wie die „Trojaner von Berlin“ auf Grund der diesjährigen Erfahrungen die Sachlage auffassen. Ich gehöre nicht selbst zur „Clique“, zum „Birchow-Ringe“; ich bin unabhängig, aber ich habe die „Trojaner“ reden hören.

Zwei unter sich parallele Seitenthäler, deren Wasserläufe zuletzt nur etwa andert-halb Kilometer von einander entfernt sind, laufen von Osten nach Westen und stoßen rechtwinklig auf das süd-nördlich gerichtete Hauptthal, den unteren Menderes. Die Seitenthäler trennt ein niedriger Berggraben, der am Westende, in dem Winkel zwischen den drei Wasserläufen, den Hügel Hisfartik bildet.

Einst — unbestimmbar vor wie viel tausend Jahren — waren hier Meeresbuchten, Fjorde; der Berggraben war eine Landzunge, der Endhügel ein Kap.

Später — jetzt darf man schon eine Zahlenangabe wagen: vielleicht vor 5000, 6000 Jahren — war aus den Fjorden Schwemmland, Marsch geworden, etliche Meter höher als der Meeresspiegel; der Endhügel, eine nackte Felsklippe aus Tertiärkalk, überragte den Thalboden vielleicht um 20 Meter.

Endlich, zur Zeit, da Schliemann die Landschaft zum erstenmale sah, war der Hügel, der jetzt Hisfartik hieß, mehr als doppelt so hoch, wie er von Natur gewesen, und von größerem Umfange. Die Aufhöhung und Erweiterung war ein gemeinsames Werk von Mensch und Natur, d. h. der Mensch hatte Material herbeigeführt, um sich anzubauen; wie aber die Menschenalter kamen und gingen, Geschlecht auf Geschlecht geboren wurde und starb, so stiegen ihre Bauwerke auf und sanken in Trümmer; Wind und Wetter, Feuer und Wasser schufen und schütteten Schutt auf Schutt, eine Schicht über der anderen, oder — wie Bötticher treffend sagt — eine Zwiebelhaut über die andere.

Wohin gehen wir mit Bötticher Hand in Hand; jetzt trennen sich die Wege: Woher der Schutt? insolge welches Menschenwerkes? Wir lassen B. einstimmen seiner Wege gehen und folgen Schliemann.

Daß der Hügel Hisfartik ein Schutt- und Scherbenberg war, sprang in die Augen. Es war ja auch so gut wie sicher, daß hier in historischer Zeit, in den Jahrhunderten, wo erst die Griechen, dann die Römer an der Spitze der Civilisation marschiert waren — ein Ort namens Ilion bestanden hat; Baureste, die nur aus jenen Zeiten stammen konnten, lagen hier und da zu Tage. Aber dafür interessierte sich zur Zeit Schliemann wenig und nur nebensächlich; er suchte Troja.

\*) Bei Vorführung desselben Sazes in der Ottomanischen Post deutet die Bezeichnung „einer unserer berühmtesten alten Universitätslehrer“ noch deutlicher auf F. Auch sind hier noch die Worte citiert: „Ihre Nachweisungen aus den ersten Berichten Schliemanns sind sehr interessant und sprechen sehr für Ihre Auffassung.“ Wer — außer B. selbst — wird, wenn er F.s Ansichten kennt, mehr darin finden, als eine artige Phrase!

\*\*) D. hat bei Sr. Majestät — selbstverständlich schnellstes und eingehendstes Verständnis aber auch höchst erfreuliches Interesse für die Hisfartik-Forschung gefunden, und ist vom Frühstücklich, zu dem er befohlen worden, mit Hoffnungen für den Fortgang des Unternehmens aufgestanden.

Und Troja konnte nur tief unten stecken.

Wie jeder Schatzgräber nur nach der Tiefe trachtet, und was ihm dabei vor den Spaten kommt, mehr oder weniger achtlos rechts und links zur Seite wirft, zerflüßt, zertrüßelt, wieder verschüttet . . ., so ungeschicklich griff Schliemann sein Werk an.\*) Er war voller Begeisterung, voll guten Willens, voll Hingabe, arbeitete im Schweige seines Angesichtes und scheute keine Anstrengung und keine Kosten; aber er verstand doch damals recht wenig von Archäologie, und noch weniger von der Organisation von Erdarbeiten, und noch weniger von Zeichnen und Aufnehmen. So ist es denn in den ersten Jahren etwas wild und jedenfalls sehr dilettantisch auf Hissarlik zugegangen. Erst mit dem Eintreten Birchows kam in wissenschaftlicher Beziehung, mit demjenigen Dörpfelds in technischer Beziehung Schick in die Angelegenheit.

Zuletzt, d. h. als Schliemann selbst zum letztenmale dabei war — im Sommer 1890 — hatte der Hügel Hissarlik die Gestalt eines Topf- oder Napfstüchens, d. h. er war ein Ringwall um einen Trichter oder Krater, durch den man bis auf den Urboden hinuntersehen kann.

Was bei Schaffung des Trichters den Gräbern vor den Spaten und die Hade gekommen war, das hatte die „Hissarlik-Funde“ gegeben; Funde von zweierlei Art: „Ruinen“, Reste von Bauwerken und „Klein-Funde“, Artefakte, Thon- und Metallgerät.

Nur so weit der Berg jetzt ein Loch war, wußte man, was im Berge gesteckt hatte; so weit der Berg noch Berg war — jetzt in Form eines Ringwalles — kannte man sein Füllsel noch immer nicht! Der Leser präge sich diese Thatsache ein; sie ist von Wichtigkeit! Aber darauf kam es auch nicht an; jedenfalls kam es Schliemann nicht darauf an. Denn er hatte, was er wollte; er hatte das Loch so lange vergrößert, bis — mit hoher Wahrscheinlichkeit — gesagt werden konnte: hier ist eine Ringmauer, eine Einfriedigung. Das war ihm natürlich Troja selbst, nebst dem Etäischen Thore, dem Palaste Priamos', auch dem Schätze Priamos'. Von einsichtigen und wohlmeinenden Freunden (Birchow, Dörpfeld voran) beraten, ließ Schliemann mit sich handeln; „Priamos“ und „das Etäische Thor“ verschwanden, und „Troja“ wurde zur „Pergamos“, zur Burg von Troja. Diese ist die Ruine Hissarlik in den Augen der Schliemann-Partei geblieben, bis Dörpfeld — zum größten Gaudium Böttichers — erklärte: nach den Erfahrungen der diesjährigen Grabung sei doch nicht die zweite Schicht von unten die Ilios Homers oder das Troja des trojanischen Krieges; Schliemanns sechste „Stadt“, die von ihm „lydische“ getaufte, sei es.

Von dieser Einschränkung (Troja des trojanischen Krieges!) nimmt Bötticher in seiner Siegesfreude keine Notiz. . . . Doch nein! ich will ihm nicht unrecht thun; auch er mag jetzt bona fide gehandelt haben, wenn er — und zwar in der „Ottomanischen Post“ noch etwas deutlicher und derber als im September-Artikel der „A. f. W.“ — triumphiert: „Schliemanns Troja existiert nicht mehr. Armer Schliemann! Die Götter, die Du so oft im vollsten Ernste angerufen hast, haben es nicht gerettet, haben ihre alte Unzuverlässigkeit bewiesen. Selbst Ballas Athene hat Dich im Stich gelassen. Dein ehemaliger Architekt Prof. Doktor Dörpfeld hat erst das eigentlichsste aller eigentlichen Troja entbedekt.“ B. giebt sodann die Beschreibung der diesjährigen Ausbente nach dem lakonisch-dunklen Standard-Drahtbericht, samt dem augensälligen Telegraphen- oder Segep- oder Korrespondenten-Blödsinn von „sechzehn Fuß dicken Quadersteinen“. Der Schluß lag für B. nahe: Also bin ich glänzend gerechtfertigt. Was meine Gegner so lange und hartnäckig für die Festungsmauer der Pergamos, der Burg von Troja ausgeben und als solche verteidigt haben, ist jetzt von ihrem Anführer preisgegeben. In der „Ottomanischen Post“ heißt es dann weiter: „Die Gelehrten hatten größtentheils so entschieden für Schliemanns bezw. Dörpfelds Troja von 1882 Partei genommen,

\*) Schliemann hat freilich auch darüber sein für B. so unschätzbbares Tagebuch geführt.

daß selbst der Nachweis des Ingenieur-Generals Schröder verhalte\*): „Dörpfelds Troja könne unmöglich eine Befestigung, unmöglich eine Burg sein.“ Ob General Schröder in der Ottomanischen Post 1892 Nr. 94, 1893 Nr. 220, wie B. citiert, persönlich diesen bestimmten Anspruch gethan, oder ob nur B. ihn am a. D. denselben hat thun lassen, kann ich nicht kontrollieren. Ähnliche Auslassungen citiert B. S. 989 der *N. l. W.* ebenfalls unter Quellenachweis, und zwar an Quellen, die einem Berliner leichter zugänglich wären, als dem Konstantinopler Blatt, von dem ich nur die hier besprochene Nummer vom 30. Aug. d. J. kenne, die mir ein befreundeter Architekt hat zukommen lassen, der meine Teilnahme für die Hissarlik-Frage kennt und teilt.

Bötticher ist nicht nur in der archäologischen Dauer-Litteratur bewandert; er überwacht auch mit Argus-Augen die periodische Presse und spürt nach Auslassungen über ihn und seine litterarische Thätigkeit. Vielleicht erstreckt sich sein Kontroll-Bezirk aber doch nicht auf das architektonische Gebiet, obwohl das etwas unvorsichtig wäre, da doch bekanntlich Dörpfeld von Haus aus Architekt ist: Bauführer beim Eisenbahnbau — wie B. hervorzuheben nicht müde wird. (Um ihm etwas „anzuhaken“ natürlich; merkt auch nicht, daß er ihm damit die beste Vorstufe für seine Thätigkeit auf Hissarlik zugesteht!)

Bötticher also liest ersichtlich sehr viele Zeitungen und Revuen. Aber die „Deutsche Bauzeitung“ ist anscheinend nicht darunter.

Dieselbe brachte — bald nach Schliemanns Tode und der Veröffentlichung des Schliemann-Dörpfeldschen Ausgrabungsberichtes über 1889/90 — ein Feuilletton: „Neuestes über Schliemanns Troja. Von G. Schröder, General-Major z. D.“ Der Artikel nimmt Bezug auf den bezeichneten Bericht und erwähnt die beiden Konferenzen: Ende 89 mit, Anfang 90 ohne Bötticher. Es wird angeführt: sämtliche Teilnehmer beider Konferenzen hätten sich gegen die Feuernekropole ausgesprochen, und ebenso bestimmt dafür, daß man es in der Ruine Hissarlik mit einem besetzten Platz zu thun habe. Es heißt dann wörtlich: „Die Herren sind vorsichtig gewesen; sie haben das Wort ‚Troja‘ nicht gebraucht! Aber den ‚besetzten Platz‘ haben sie anstandslos bewilligt.“

Das hätte der Schreiber dieser Zeilen nicht gethan! Diese Erklärung wird auf-fallen, und man wird Begründung fordern; in der That — dazu soll eben der vorliegende Aufsatz dienen.“

Hierauf bedauert General S., daß der Streit zwischen Bötticher und Schliemann persönlich geworden sei; die Grundlage sei doch eine wissenschaftliche Kontroverse, die auch in der That in der Gelehrtenwelt Beachtung gefunden habe, namentlich in der frau-zösischen. S. schreibt dann:

„Da es nicht aus-gesprochen ist, daß die in Ruinen vorliegenden Wauten des Hügels Hissarlik irgend einem anderen, nicht kriegerischen Zwecke gedient haben, so muß die Behauptung bewiesen werden, daß diese Ruinen die einer Befestigungs-anlage sind.“

„Der Bergzug, der im Hügel Hissarlik ausklingt, bildet den steil abfallenden linken Thalrand des Dumbek-Su. Dieser Steilabfall giebt das nördliche Drittel der Um-grenzung der Baustelle ab. Im Osten trennt eine schwache Einbuchtung den Hügel vom Bergzuge. Im Süden und Westen dacht sich der Hügel sanft gewellt zum Thalboden ab.“

Um eine ebene Terrasse zu schaffen, waren Stützmauern — ihren oberen und unteren Anschluß an den Steilabfall nehmend — im Bogen über die Hänge hinweg zu führen.“

„Die Terrassen-Oberfläche ist ellip-senähnlich; die große Achse von Osten nach Westen 107,5 Meter, die kleine, süd-nördliche 96,5 Meter; Flächeninhalt 8178 Quadratmeter; Umfang 320 Meter.“

\*) Beiläufig bemerkt, hätte der ehemalige Artillerie-Hauptmann wissen sollen, daß die Charge „Ingenieur-General“ im deutschen Heere nicht existiert, und daß, wenn sie existierte, sie die höchste Generalitäts-Stufe bezeichnen würde, wie es z. B. in Rußland der Fall ist, nämlich gleich „General der Infanterie“.

Der Wellung des Geländes entsprechend erreicht die Futtermauer (aus Kalk-Bruchstein; unter 60 bis 45 Grad gebösch) im Umfangs-Drittel von West bis Süd Höhen bis gegen 10 Meter. Im Süd- bis Ost-Drittel besteht nur ein ungeböschter nirgends über einen Meter hoher Sockel. Die Strecke von Ost bis Nord ist noch unaufgeklärt, wird auch vielleicht nie völlig klar werden, da hier sehr bedeutend spätere Bauten mit tiefen Fundamentgräben bis in die sogenannte trojanische Schicht hinabreichen.“

„Auf der Futtermauer hatte eine freistehende Mauer aus großen Luftziegelu, im Verbände verlegt und in einem aus feinerem geschlämmten Lehm gebildeten Teige gebettet, gestanden. Unzweifelhaft, weil thatsächlich vorhanden, ist die freistehende Mauer allerdings nur im Südost-Quadranten des Umzuges; dieselbe auf dem ganzen mauerbekleideten Terrassenrande anzunehmen, ist eine Ergänzung, die logisch, und daher zulässig erscheint.“

„Die im Südost-Quadranten thatsächlich vorhandene freistehende Lehmziegelmauer ist 4 Meter dick und bis zu 4 Meter Höhe erhalten.“

„Das, was da vor Augen liegt, ist nun freilich nicht die ganze Mauer; der vorhandene Mauerstumpf aber enthält keine Spur von Verteidigungs-Einrichtung. Hptm. Böttcher sagt: Also darf sie auch nicht als Verteidigungsmauer angesprochen werden. Daß meine Feuerkuppole eine stattliche Einfriedigungsmauer gehabt hat, ist selbstverständlich; es war eine Kultstätte, ein geweihter Bezirk; sie hatte ihren „Peribolos“, gleich einem Tempelbezirk. Was kann man dagegen sagen?“ So weit General S.s. Ausführungen mit dessen eigenen Worten.

Es folgt nun eine lange Auseinandersetzung, die den größten Raum des Artikels einnimmt und wohl auch seinen wichtigsten Inhalt bildet, der uns aber hier nicht interessiert; für Architekten (Civil- wie Militär-) mag er interessant sein. Es ist eine Auseinandersetzung mit Dörpfeld. Die in Rede stehende Ringmauer, so weit sie erhalten ist, zeigt eine Anzahl unregelmäßig verteilter Vorsprünge nach außen, die Dörpfeld „Türme“ nennt, während der Kriegsbaumeister sie nur für Strebebeiner gelten läßt. Er behauptet, das Wesentliche des Turmes (im fortifikatorischen Sinne) sei Hohlraum. Die auf Hissarlik vorhandenen Mauervorsprünge seien voll; daß sie weiter oben hohl gewesen sein könnten, sei eine willkürliche Annahme, eine Rekonstruktion, die der Kritiker sich nicht gefallen zu lassen brauche; übrigens könnten sie nicht einmal hohl gewesen sein; die Grundfläche reiche dazu nicht aus.\*)

Der Schluß des S.schen Bauzeitungs-Artikels lautet: „Hiermit hat der Verfasser dieses Aufsatzes die Gründe erschöpft, die ihn bewegen haben würden, das Protokoll nicht zu unterschreiben, in dem es heißt: „Man sieht dort Mauern, Türme und Thore, welche Befestigungswerke aus verschiedenen Epochen darstellen! Türme sieht er unter allen Umständen nicht. Daß die Mauern und Thore einer Burg angehören, ist möglich — er will sogar zugeben: wahrscheinlich — aber erwiesen ist es nicht.“

Wenn man dies gelesen hat, werden wohl auch die Seite 989 in der A. l. M. citierten Worte etwas weniger scharf klingen: „Sie (die Kommissionsglieder von 1890) haben nach Wunsch und Phantasie geurteilt, nicht nach der nüchternen Tatsache.“

Wenn B. an diese Worte unmittelbar knüpft: „Seitdem ist die Burgtheorie endgültig abgethan“, so hat damit doch am Ende er selbst „nach Wunsch und Phantasie geurteilt, nicht nach der nüchternen Tatsache!“

Die letztangeführte Phrase hat B. auch in seinem Nord und Süd-Artikel ver-

\* Ich habe einer Diskussion über das Thema beigewohnt. Ein Architekt, archäologisch und philologisch gebildet, sagte dabei: Allerdings zeigten die zahlreichen assyro-babylonischen Reliefs, die Belagerungs-Szenen darstellen, nur Hohltürme, und der älteste auf uns gekommene griechische Schriftsteller über Festungsbau spreche auch nur von solchen, aber es sei inschriftlich bezeugt, daß die griechischen Vokabeln *teichos* und *pyrgos* auf Bauwerke angewendet seien, die genau so beschaffen wären, wie die Ringmauer auf Hissarlik. Wie aus jedem Veriton zu ersehen, heiße auf Deutsch *teichos* „Mauer“ und *pyrgos* „Turm“. Demnach sei auch wohl Dörpfeld berechtigt gewesen, die Verstärkungen der trojanischen Mauer „Türme“ zu nennen. Ich sage wieder, was ich mit angehört habe; verbürgen kann ich es nicht.

wertet. Es ist das der früheste seiner eingangs erwähnten vier. Dort stehen noch einige Einleitungsworte, die neuerdings fortgelassen sind; sie lauten: „Wenn die mehrerwähnten Behn die Feuernetropole verwerfen, so hat der archäologisch ungelehrte Ingenieur nichts einzuwenden; wenn sie aber der Ruine Hissarlik den fortifikatorischen Charakter zuerkennen, so sagt der Ingenieur: Sie haben . . . u. f. w.“

Die Art, wie B. sich seinen „Kriegsbaumeister“ durch wörtliche Citate, gegen die der Urheber preßgesetzlich nichts einwenden kann, dienstbar macht, ist — sehr geschickt und — lehrreich. Ich bin etwas näher darauf eingegangen, weil sich mir das Beweismaterial so bequem darbott; B. selbst hat dafür gesorgt.

Ich bin sogar geneigt zu glauben, daß der oben angeführte Ausspruch des Gen. S.: Dörpfelds Troja könne unmöglich eine Befestigung, unmöglich eine Burg sein . . ., nicht verhallt ist, nicht hat verhallen können, weil er nicht erklungen ist. Denn wie sollte derselbe Mann in der „Ottomanischen Post“ für „unmöglich“ erklärt haben, was er in der „Deutschen Bauzeitung“ mit „möglich . . . wahrscheinlich“, nur nicht erwiesen“ bezeichnet hat?

B. führt die Aeußerung eines „Fachgelehrten in amtlicher Stellung“ an, der von „Dörpfelds Troja von 1882“ ausgeht, es habe einen festen, unverrückbaren Platz gefunden. „Wie muß“, schreibt er dann in der „D. B.“, „der Herr sich die Augen gerieben haben, als eines schönen Morgens, nachdem ministerielle Deputierte den Ausgrabungen von Hissarlik beigewohnt hatten“, „das unverrückbare Troja in der Vertiefung verschwunden war! Und mit ihm der Zauber, der die ‚trojanischen‘ Altertümer im Berliner Völkermuseum umgab, denn diese sind mit einem Troja der sechsten Schicht unvereinbar! Und alle die Gelehrten, die auf Birchow und Dörpfeld schwuren, und Birchow selbst, sie sind nun einfach . . . paff! Schweigen ringsum!“

„Und das Erstaunen wächst, wenn der Leser sich erinnert, daß von der sechsten Schicht des Hügel's Hissarlik, der doch bis zur zweiten abgetragen ist, kaum noch ein Atom in situ ist.“

„Die Aufnahme des ‚eigentlichen‘ Troja ist übrigens — gelinde gesagt — eine eisige!“

Doch genug der Schilderung des Gaudiums, das B. darüber empfindet, daß „Prof. Dörpfeld“ sich blamiert hat; der „thäte wohl daran, nach dieser Leistung für immer der Archäologie Valet zu sagen und seinen ursprünglichen Lauf wieder aufzunehmen.“ Also wieder Bauführer bei der Eisenbahn zu werden!

Ob das „Staubard-Telegramm“ über Troja in der sechsten Schicht eisig aufgenommen worden ist, kann ich aus eigener Wahrnehmung weder bestätigen, noch bestreiten. Die Zeitungen haben allerdings der ersten Nachricht kaum etwas hinzugefügt. Selbst von der Audienz, die Dörpfeld im Neuen Palais gehabt hat, erinnere ich mich nur in der „Nordb. Allg. Ztg.“ gelesen zu haben. Was hätten sie auch schreiben sollen? Es ist nicht jeder so scharfblickend wie B. Die Mehrzahl wird gedacht haben: Wir müssen doch nähere Nachrichten abwarten. Mit Einigem der Art kann ich einstweilen dienen.

Also zunächst, was den vorletzten der mitgetheilten Verse aus B.'s Triumphgesange betrifft: In der sechsten Schicht soll Troja gefunden sein, nachdem der Hügel bis zur zweiten hinunter abgetragen ist, mithin von der sechsten kaum noch ein Atom in der ursprünglichen Lage sich befindet!

Der Leser wolle sich an die Napfkuchen-Gestalt erinnern, zu der Schliemann und Dörpfeld den ehemals vollen Hügel zurecht „gebuddelt“ haben.

Gewiß! so weit der Berg ein Loch geworden, ist kaum noch ein Atom der sechsten Schicht in situ; aber so weit der Berg noch Berg geblieben — jetzt in der Form des Ringwall's — hat er sein ganzes altes Füllsel noch!

\*) Soll das vielleicht heißen, daß die „ministeriellen Deputierten“ an Ort und Stelle besser und schärfer und unbefangener gesehen haben, und so weiter . . . ?



Der Leser denke sich jetzt den Berg, oder den Kuchen ohne Loch; er stelle sich ferner vor, zur Zeit der Herstellung sei der Kuchen noch besser aufgegangen gewesen, als nachmals Schliemann ihn kennen gelernt hat. Und zwar zur Zeit der Römerherrschaft habe er seine größte Höhe gehabt. Der Kuchen hatte also damals eine Haube, der Hügel war eine schlankere Kuppe. Die Stadt — gleichviel wie sie geheißen hat — oder die Städtelette (denn zur Städte-Hypothese betonen wir uns freilich) hat im Laufe der Jahrhunderte, wie alle alten Städte, wechselnde Schicksale erlebt — Auf- und Niedergang; zeitweise wahrseheinliche gänzliche Verödung. Was prähistorisch ist, lassen wir einstweilen außer Betracht. Als sicher historisch ist bis jetzt allerseits Schliemanns siebente Schicht angesehen worden. Auch von Bötticher; „Neu-Trium“ kann er nicht leugnen.

Nach der Zeit, in welcher, wenn überhaupt, der trojanische Krieg stattgefunden haben muß, erfuhr der Peloponnes einen Barbaren-Einfall von Norden her, die dorische Invasion. Die Bewohner des Landes fielen im Kampfe, oder wurden zu Sklaven gemacht, oder retteten sich nach Kleinasien hinüber. Ein Keil trieb den andern: der dorischen in den Peloponnes folgte die äolische Einwanderung in die Troas.

Darum nannte Schliemann seine siebente Schicht die äolische.

In der politischen Geschichte des Landes, d. h. der Landschaft Troas sind drei Hauptzeitabschnitte zu sondern. Eine der Grenzschieden bilden die Perserkriege; die zweite der Aufgang der Römerherrschaft.

Dörpfeld schlägt jetzt vor, entsprechend dem politischen Wandel auch eine archäologisch-kulturgegeschichtliche Trennung eintreten zu lassen, nämlich aus Schliemanns 7. Schicht eine 7., 8. und 9. zu machen und zwar mit folgender Kennzeichnung:

7. Archaische Wohnhäuser. Zeitraum etwa 1000 bis 500 v. Chr.

8. Griechisch-hellenistische Wohnhäuser: 500 bis Null.

9. Stattliche römische Bauwerke: Von Christi Geburt bis zum Verfall und gänzlichen Verschwinden aus der Geschichte; als der Stern der ilischen Athene für immer erloschen war und Kleinasien in hoc signo stand.

Zur Zeit der Römerherrschaft — nähere Zeitbestimmung fehlt noch — wurde das alte Heiligtum des Ortes, der Tempel der ilischen Athene, neu hergestellt. Dabei ist — höchster Wahrscheinlichkeit nach — die unebene, schlankere Kuppe abgetragen worden, um einen geräumigen ebenen Bauplatz zu schaffen.

Dadurch erklärt es sich, daß Schliemann — im Bereiche seines Loches — unter den unverkennbar späten Mauerresten (die er als 7. Schicht zusammenfaßte) eine Weile gar nichts fand, d. h. nichts von Häuser-Spuren. Aber eine auffallend eigenartig gestaltete Sorte von Topfware traf er an, so daß er sich gedrungen fühlte, hier eine Zeit- und Schichtgrenze zu setzen. Also eine 6. Schicht! Da er nun aber im allgemeinen sich für die Bezeichnung „Stadt“ an Stelle von „Schicht“ entschieden hatte, so kreierte er die „sechste Stadt“, obgleich von Stadt, d. h. Gebäuderesten nichts gefunden wurde. Nach umständlichen Erwägungen, auf die wir uns hier nicht einlassen können, entschloß er sich, das Revier der eigenartigen Thonware die „lydische Stadt“ zu nennen.

Wenn das Loch im Berge, die Fundgrube von Hissarlik, durch weiteres Abgraben der Wände, in den bisher unberührten Ringwall hinein erweitert wurde, so ließ sich auch die sechste Schicht weiter aufklären. Das ist bereits 1890 gesehen, als Schliemann noch zur Stelle war. Dabei gab es eine Ueberraschung: Nicht „lydische“ Topfware, sondern eine größere Anzahl von Gefäßscherben und einige ganze Vasen der mykenischen Art kommen zum Vorschein. „Es durfte daher als erwiesen betrachtet werden“, schreibt Dörpfeld in den Athenischen Mitteilungen, „daß diese vorher kaum beachtete Schicht aus derselben Zeit stammt, wie die Burgen Tiryns und Mykenae. Man hätte daran weiter die Folgerung knüpfen können, daß in dieser Schicht diejenige Burg gelegen haben müsse, um welche der trojanische Krieg geführt worden sei. Dem widersprach jedoch vorläufig der Umstand, daß in dieser Schicht neuerdings zwar Baureste,

aber doch nur zwei Gebäude gefunden waren und ihr auch keine Burgmauer mit Sicherheit zugeschrieben werden konnte. So lange die 6. Schicht nicht besser bekannt war, und so lange die zweitunterste, also eine viel tiefer liegende Schicht, die einzige stattliche Burganlage der vorgriechischen Zeit an jener Stelle war, mußte man Bedenken tragen, die letztere als Pergamos des homerischen Troja fallen zu lassen, obwohl fast alle Sachverständigen darüber übereinstimmten, daß der Kulturzustand, wie er durch die Bauwerke und die Kleinfunde der 2. Schicht dargestellt wird, ein älterer und einfacherer ist als der mykenische und der, welchen die homerischen Gedichte schildern.

Durch unsere neuen Ausgrabungen ist diese Ungewißheit gehoben. Die 6. Schicht, von der wir nunmehr ein großes Stück freigelegt haben, hat sich als die stattlichste Burganlage herausgestellt, welche in vorrömischer Zeit auf dem Burg Hügel von Ilion gelegen hat. Die Reste von sieben großen Gebäuden sind bereits aufgefunden, sie haben zum Teil den Grundriß der altgriechischen Tempel und der Megara von Tyrnös und Mykenae, übertreffen diese aber noch durch ihre Abmessungen und die Sorgfalt ihrer Bauweise. Mindestens ebenso viele Bauwerke werden noch unter der Erde liegen. Das bemerkenswerteste unter den aufgedeckten Gebäuden ist ein ziemlich in der Mitte der Burg gelegener Bau, welcher aus einem Saale von 9 Meter Breite und 11½ Meter Länge und einer nach Nord-West gerichteten Vorhalle besteht. In der Axe des Saales ist eine steinerne Säulenbasis erhalten, aus deren Form und Platz sich ergibt, daß der Saal einst durch drei hölzerne Säulen in zwei Schiffe geteilt wurde. Der Bau hat also große Ähnlichkeit mit dem von R. Kolbevey ausgegrabenen Tempel von Neandria. Ob wir es auch in Troja mit einem Tempel zu thun haben, läßt sich vorläufig nicht entscheiden.

Die Bauwerke der 6. Schicht, die jedenfalls meist Wohnhäuser sein werden, sind umgeben von einer stattlichen Festungsmauer, die wir schon an manchen Stellen aufgedeckt haben. Aus großen Steinen erbaut, ist sie 5 Meter stark und steht noch mehrere Meter aufrecht. An ihrer Außenseite zeigt sie eine regelmäÙige Böschung. Ein gewaltiger Turm von etwa 18 Meter Breite ist an der Nordostseite vorgebaut, der im Innern eine Treppe enthält und noch jetzt eine Höhe von mehr als 8 Meter hat. In Bezug auf seine Abmessungen, seine Festigkeit und seine sorgfältige Bauart kann sich dieser Turm mit jeder Turmanlage aus dem griechischen Altertum messen. Die genaue Fügung der Steine und die saubere Bearbeitung der Ecken könnten zu der Annahme verleiten, daß der mächtige Turm aus griechischer Zeit stamme, aber erstens wissen wir, daß Troja damals von zu geringer Bedeutung war, als daß es eine solche Burgmauer erbauen konnte, und zweitens sieht man an Ort und Stelle deutlich, wie der Turm in griechischer Zeit überbaut, durch Hinzufügung einer älteren Treppe teilweise entfestigt und schließlich in römischer Zeit unter gewaltigen Quaderfundamenten begraben worden ist. Endlich kehrt auch die Verwendung rechtwinklig bearbeiteter und wohlgeglätteter Steine bei einigen der Häuser der 6. Schicht wieder. Der Turm gehört also sicher der 6. Schicht an.

Da nun in jenen sieben im Innern der 6. Burg aufgedeckten Bauwerken wiederum neben der einheimischen oder „lydischen“ Topfware sehr viele mykenische Gefäßscherben gefunden sind, und da zwischen dieser 6. Schicht und den römischen Bauwerken an mehreren Stellen noch deutlich zwei Schichten von verschiedenen Gebäuden zu erkennen sind, so kann es nicht mehr bezweifelt werden, daß wir in der 6. Schicht thatsächlich die Burg aus mykenischer Zeit, also die von Homer besungene Pergamos von Troja gefunden haben.

Die Größe dieser Pergamos stimmt etwa mit der Größe der Burg Tyrnös überein; ihr Flächeninhalt ist mindestens doppelt so groß als derjenige der Burg der zweiten Schicht. Ihre Höhe über der Ebene betrug etwa 28 Meter.

Die Frage, ob neben der bisher nur bekannten Burg in mykenischer Zeit auch eine Unterstadt vorhanden war, dürfen wir zwar noch nicht ganz bestimmt bejahen, aber manche Thatsachen sind anzuführen, welche für ihr Vorhandensein sprechen. Hier mag nur darauf hingewiesen werden, daß bei Ausgrabungen, die etwa 1 Kilometer

südlich von der Akropolis, außerhalb der römischen Stadtmauer gemacht wurden, mykenische Scherben mit einer großen Anzahl „lydischer“ zusammen gefunden sind, und daß ferner neben zahlreichen jüngeren Gräbern, welche an derselben Stelle aufgedeckt wurden, auch eine der Keramik der 6. Schicht entsprechende Urne mit Leichenbrand zu Tage gekommen ist. Machen es diese Funde einerseits wahrscheinlich, daß die 6. oder mykenische Stadt sich bis zur südlichen Grenze der späteren Stadt ausdehnte, so paßt andererseits die durch die Urne mit verbrannten Knochenresten bezeugte Art des Begräbnisses sehr gut zu der bei Homer geschilderten Sitte der Leichenverbrennung.

Diese wichtigen Resultate der letzten Ausgrabungen haben unsere Erwartungen, ja unsere Hoffnungen übertroffen. Nicht nur ist das letzte Dunkel aufgeklärt, welches noch in Bezug auf das Zeitalter der verschiedenartigen trojanischen Ruinen bestand, sondern wir haben auch in der 6. Schicht eine Burganlage kennen gelernt und werden sie hoffentlich bald noch besser kennen lernen, die sich Tiryns und Mykenae würdig an die Seite stellt und die es wohl verdient hat, von einem Homer besungen zu werden.

Die Burg der zweiten Schicht, noch durch drei übereinander liegende Ansiedlungen von der 6. getrennt, muß jetzt in eine Zeit hinaufreichen, aus der wir in Europa keine auch nur annähernd gleichartige Anlage aufweisen können. Sie wird bis ins 3. Jahrtausend vor Chr. hinaufzurückeln sein. Daß die erste, die unterste Schicht, noch ganz bedeutend älter sein muß, ist für jeden Kenner der trojanischen Ruinen einleuchtend.

Eine erwünschte Bestätigung unseres Resultates, daß die 6. Schicht dem homerischen Troja entspricht, liegt in dem Umstande, daß die berühmten trojanischen Tumuli, welche zum großen Teile im Altertum und auch in neuerer Zeit als Heroengräber, d. h. als die Gräber der trojanischen und griechischen Helden galten, nunmehr auch zeitlich in die mykenische Zeit gesetzt werden dürfen. Denn Schliemann hatte seinem letzten Berichte (S. 18) nach in den meisten von ihnen dieselben einheimischen Gefäßscherben gefunden, welche in der 6. Schicht vorherrschen.

Noch eine zweite Aufgabe hatten wir uns für die diesjährigen Arbeiten gestellt. Es sollte in einem Teile der Burg, der noch unberührt war, ein kleinerer Platz von oben bis unten hinab abgegraben und dabei nochmals die Bauwerke und alle Funde jeder einzelnen Schicht verzeichnet werden. Bei dieser Grabung haben wir, von oben beginnend, eine Schicht nach der anderen aufgedeckt, haben alle darin gefundenen Gegenstände gewissenhaft gesammelt und sind dann erst zum Abbruch der Gebäude und zur Aufdeckung der nächst unteren Schicht übergegangen, nachdem die Gebäude genau gemessen, gezeichnet und photographiert waren. Es sind dabei dieselben Schichten festgestellt worden, welche wir im Jahre 1890 beobachtet hatten. Ihre Zahl beträgt mindestens neun. An einigen Stellen lassen sich noch mehr Schichten unterscheiden, doch empfiehlt es sich aus manchen Gründen, bei dieser Zahl stehen zu bleiben und daneben als Unterabteilungen noch verschiedene Perioden einzelner Schichten anzunehmen. Daß z. B. die zweitunterste Schicht noch in drei deutlich getrennte Perioden zerfällt, ist schon früher konstatiert; daß auch in der untersten Schicht mindestens zwei Perioden zu unterscheiden sind, haben die letzten Ausgrabungen gelehrt.“

Eine klare Uebersicht über diese neun Schichten gewinnt man am besten durch folgende Zusammenstellung:

- I. Vormykenische oder prähistorische Schichten:
  - a) uralte Ansiedlung = 1. Schicht. Vielleicht vor 3000 v. Chr.
  - b) stattliche Burganlage mit Wohnhäusern, Burgmauer, Türmen und Thoren = 2. Schicht. Vielleicht zur Zeit des Herakles.
  - c) drei unbedeutendere Ansiedlungen, nach einander über den verbrannten Ruinen der 2. Schicht errichtet = 3. bis 5. Schicht. Vor dem troj. Kriege.
- II. Die mykenische Schicht oder die homerische Pergamos = 6. Schicht. Zeit des trojanischen Krieges.
- III. Die nachmykenischen Schichten:
  - die 7. bis 9. Schicht sind oben bereits gekennzeichnet.

Ueber Lage, Form und Abmessungen der Ringmauer der zweiten Stadt, die bislang, mangels besserer Einsicht, für die Pergamos, oder die Akropolis des Troja des trojanischen Krieges gegolten hat — ist der Leser durch die mitgetheilten Auszüge aus der Deutschen Bauzeitung unterrichtet. Jetzt stelle er sich eine zweite größere Ellipse vor, die aber excentrisch zur ersten liegt, so zwar, daß beide Umfänge im Nord-Drittel zusammenfallen, da hier der seltig steile Hang zum Dumbret-Thale die Begrenzung vorschreibt. Dieser neue Umfang ist entfernt noch nicht ganz bloßgelegt, aber es sind an verschiedenen einzelnen Punkten Aufgrabungen gemacht, und nach diesen ist mit großer Wahrscheinlichkeit die Ausdehnung der sechsten Stadt zu taxieren.

Der große Turm in der Nordostecke\*) ist ein Prachtobjekt. Er ist mit Liebe und Geschick, von verschiedenen Standpunkten, bei gut gewählter Beleuchtung photographirt worden, und tritt dem Beschauer mit plastischer Deutlichkeit entgegen. Die Art seines Quader-Mauerverwerkes gleicht durchaus derjenigen der best ausgeführten Partie der Mauer von Mykenae, dem als Schutzmittel gegen feindliche Annäherung hergestellten „Dromos“, der Einfahrtsstraße, dem Desfilee, das zu dem berühmten Löwenthor führt.

Aus der 2. in die 6. Schicht oder „Stadt“ (um bei Schliemanns Nomenklatur zu bleiben) ist nicht Troja überhaupt, sondern das homerische Troja hinaufgerückt. Es ist also nicht dieses Troja um den Zeitunterschied von der 2. zur 6. Schicht verjüngt, sondern das Troja, das wir bis jetzt allein gekannt haben, ist um diesen Zeitunterschied verältert. Die „gebrannte Stadt“ bleibt eine „gebrannte Stadt“; nur schreiben wir die Einäscherung nicht mehr den „hauptumlockten „Achäern“ zu, die den Raub der Helena zu rächen hatten, sondern irgend einem früheren Feinde des alten Troja — z. B. dem Herakles! Auch Herakles hatte — der Sage nach — mit dem dormaligen König von Troja oder Mion, Laomedon, ein Föhndchen zu pflücken, indem dieser ihn — um es kurz zu sagen — bei einem Pferdehandel bemogelt hatte. Und Herakles, der nicht mit sich spaßen ließ, eroberte zur Strafe Laomedons Hesienz und zerstörte sie.

Wir brauchen auch nicht zu klagen, daß es mit dem Zauber vorbei sei, der die „trojanischen“ Altertümer im Berliner Völkermuseum umgab, denn diese Fundstücke von Hissarlik können an Reiz nur gewinnen, wenn wir sie um 1000 oder 2000 Jahre älter finden, als sie bislang geschätzt wurden.

Athen besitzt den köstlichen Goldschatz, der aus den von Schliemann entdeckten Schachtgräbern in Mykenae stammt. Dem gegenüber, dessen Metallwert auf hunderttausend Mark geschätzt wird — ist unser trojanischer Goldschatz ein armseliges Ding; wenn wir aber annehmen dürfen: er ist um so viel älter wie der mykenische, als die 2. Schicht im Hügel Hissarlik älter ist denn die 6.; er ist älter, als die Urhahnen des Königs Priamos, ja tausend oder mehr Jahre älter wie Erzvater Abraham — wird dann ein sinniges Gemüt nicht noch größere Befriedigung empfinden, als bisher?

Vorstehender Darstellung der augenblicklichen Sachlage gegenüber, die sich auf viel genauere Bekanntschaft mit den Ergebnissen der diesjährigen Grabung gründet, wie Bötticher hatte und haben konnte, als er d. d. Potsdam, den 18. August — an die Ottomanische Post schrieb, mußte er meines Erachtens zurücknehmen, was er von neuem Krankendes gegen Dörpfeld von sich gegeben hat. Dörpfeld hat die Fährte aufgenommen, die er — zum letztenmale mit Schliemann gemeinsam arbeitend — vor drei Jahren gespürt hatte. Daß die zweite, die „gebrannte Stadt“ Troja, nämlich das homerische Troja, das Troja des trojanischen Krieges sein sollte — das hat von Anfang an (von Anfang an, Herr Bötticher!) allen Eingeweihten und Sachverständigen nicht recht in den Kopf gewollt aus verschiedenen Gründen. Aber was sollte man machen?

Der gute Schliemann, der naive Homergläubige; nebenbei gesagt, ein sehr empfindliches Gemüt, leicht verletzbar; dabei doch unentbehrlich — schon seines Geldbeutels wegen. Schliemann glaubte doch nun einmal an Troja!

\*) Siehe oben die Angabe aus den Athenischen Mitteilungen S. 25 B. 4 v. n.

Die Altertumswissenschaft benennt ihre Fundstätten geschäftsmäßig nach den — meist elenden — Ortschaften, die heut in der nächsten Nähe liegen, oder mit den vollständigen Benennungen der untersuchten Schutthügel: Karnak, Tello, Surghul u. dergl.; wenn es ihr aber darauf ankommt, pathetisch oder poetisch zu wirken, dann gebraucht sie die alten Namen: Theben, Babylon, Ninive! wie viel besser klingt das in das Laien-Ohr! In diesem Sinne der natürlichste Parallelname zu „Hisarlik“ war „Troja“, wie der zu „Tell Hesi“ das biblische aus dem Buche Josua bekannte „Lachisa“ ist.

Wie wir die Sache jetzt übersehen, ist es eine unglückliche, ungeschickte Wahl von Schliemann gewesen, die eigenartige Beschaffenheit des Inhalts der Fundstätte Hisarlik durch „sieben Städte übereinander“ zu kennzeichnen; er hätte sagen sollen: „Ich habe Troja gefunden; ersichtlich ein mehrtausendjähriges Troja, und in diesem langen Dasein nachgewiesene verschiedene Lebensalter und Entwicklungsstufen der Stadt; — einstweilen zähle ich deren sieben; vielleicht sind ihrer noch mehr zu unterscheiden.“ Da nun aber dem mehr poetisch als archäologisch angehauchten Schliemann — wenigstens zur Zeit seines ersten Debüts — nicht sowohl an Troja überhaupt und der Altertumswissenschaft im allgemeinen, sondern an Homers: „hehrer Ilios“ gelegen war, so war ganz folgerichtig, was von da ab geschah, was Schliemann annahm, dem Birchow (1879) und Dörpfeld (1882) beitraten, und so die ganze gelehrte Welt mit Ausnahme Böttichers und seiner etwaigen Anhänger: man nahm die Ringmauer, oder genauer die drei, in unverkennbarer Folge bei eingetretenem Erweiterungs-Bedürfnis in gleichem Horizonte voneinander gelegten Manergürtel der „zweiten Stadt“, oder, wie wir jetzt treffender sagen sollten, der zweiten Hauptentwicklungs-Periode von Troja für jenes Zeitalter in Anspruch, in welchem sich jene feindliche Verührung zwischen Peloponnes- und Troas-Bewohner vollzogen hat, aus dem der Dichter der Ilias und die späteren Epiker und Tragiker ihre unsterblichen Werke gesponnen haben. Es ist das faule de mieuX geschehen, und es ist festgehalten worden, so lange die „zweite Schicht“ — eine „gebrannte Stadt“ unzweifelhaft — dem Signalement des Gesuchten entsprach; jedenfalls am besten unter allem Entdeckten entsprach.

Die Forscher gaben sich aber nur scheinbar, nur coram populo, der Laienwelt gegenüber, zufrieden; sie spürten weiter; 1890 Dörpfeld noch mit Schliemann zusammen; 1893 — da sich Frau Schliemann aus unbekanntem Gründen drei Jahre Zeit gelassen hat, versprochenemmaßen das Werk des Verstorbenen fortzuführen — tritt Dörpfeld mit der Erklärung auf: Unsere Hoffnungen haben sich erfüllt. Wir haben die anfänglich wenig beachtete, weil zunächst nur dürftige Ausbente während 6. Schicht, der deshalb anfänglich keine große Bedeutung zugeschrieben wurde, jetzt verfolgt, sie den Funden nach chronologisch bestimmen können und ihre hohe Wichtigkeit erkannt; wir brauchen uns nicht länger mit der zweiten Schicht zu behelfen, wir können getrost die 6. Schicht (deren Bezeichnung als „lydische“ eine sehr willkürliche, unkritische war) als die mykenische, als die dem Zeitalter des trojanischen Krieges entsprechende ansehen.

Was sagt nun Bötticher zur „neuesten Fäntung“?

Wird er nachstehenden Satz noch aufrecht erhalten? (Ich entnehme denselben dem Feuilleton-Artikel der Ottomaniischen Post, in dem B. sich stilistisch noch mehr hat geben lassen, als in der A. f. W., deren würdevolleren Charakter er zu respektieren hatte.) Der Satz lautet:

„Wer den Zusammenhang der Dinge nicht kennt, könnte glauben, der strebsame Architekt“ („strebsame“! unverkennbar ein Hieb, eine Insinuation!) „der ohne archäologische Vorbildung“ (Anmerkung B.s: Der Bauführer Dörpfeld wurde seiner Zeit unmittelbar vom Eisenbahnbau als Erdarbeit-Sachverständiger nach Olympia geschickt . . .) „der Leiter der atheniischen Abteilung des kaiserl. deutschen archäologischen Instituts geworden ist, dank seinen Verdiensten um Schliemanns Troja, habe einen neuen Triumph gefeiert.“

Dörpfeld rühmt sich nämlich, nunmehr die Reste des eigentlichen (!) Troja Homers entdeckt zu haben, indessen nicht in der zweiten Schicht, wie er „anfänglich“ (!)

geglaubt habe — ist dies „anfänglich“ für den kampferfüllten Zeitraum von 1882/93 nicht unbezahlbar? Ganz Dörpfeld! — sondern in der sechsten. Also Schliemanns Troja existiert nicht mehr . . .“

Ist denn der „kampferfüllte Zeitraum“, der zehnjährige trojanische Federkrieg, nun zu Ende? Ist Dörpfeld geschlagen? Hat Bötticher triumphiert?

Die Kontroverse liegt genau, wie sie zuvor gelegen. Aber die Gefechtslage hat sich für B. ungünstiger gestaltet.

Seine Kenntnis von den Ergebnissen der Hissarlik-Aufdeckungen und seinen Widerspruch gegen deren Deutung gründete er auf zwei von Schliemann veröffentlichte Berichte, auf die Kleinfunde und vor allem auf den Plan der Fundstätte, den 1879 Emil Burnouf aufgenommen hatte. Später erschien ein neuer Plan, auf dem Dörpfeld den Zustand der Fundstätte von 1882 dargestellt hatte. Auf Grund des Vergleichs dieser beiden Pläne erhob B. den Vorwurf: Ihr habt durch Fortnahme von Zwischenmauern den Charakter geändert. Statt vieler kleiner mauerumschlossener Höfe, die ich für Verbrennungshöfe angesprochen hatte, sind auf diese Weise größere Räume künstlich geschaffen, die Ihr nun als Tempel oder Paläste wollt gelten lassen. Er beschuldigte anfänglich die Beteiligten der böswilligen Verdunkelung des wahren Sachverhaltes, gab freilich später (bei der bekannten Konferenz vom 1. bis 6. Dezember 1889) die „bona fides“ zu, hielt aber immerhin die Behauptung fest, der Abbruch gewisser Mauern sei ein Fehler gewesen.

Ferner war der Schutt beseitigt. Endlich waren die Kleinfunde fortgeschafft, waren in die fernsten Museen übergeführt.

An den Thatsachen ist nichts zu ändern: Mauern sind fort; der Schutt ist fort; die Kleinfunde sind fort. Nun konnte B. freilich sagen, und sagt es seitdem in jeder seiner Schriften mehr oder weniger ausführlich, mehr oder weniger direkt: „Wäre der Hügel Hissarlik heute noch, wie er 1879 oder bis zur Wiederaufnahme der Arbeiten 1882 gewesen ist, so würde jedem in die Augen springen, daß der ganze Schutt- und Scherbenberg niemals etwas anderes gewesen ist, als eine Leichenverbrennungsstätte; der Hügel Hissarlik hat genau so ausgesehen, — behaupte ich — wie Surghul und El Hibba in der Euphratebene; heute — dank den „Forschungen“ der Herren Schliemann und Dörpfeld — sieht er freilich leider nicht mehr so aus, und man darf sich nicht wundern, daß die gelehrten Herren vom März 1890 in dem auf- und ausgeräumten Platze meine Feuernekropole nicht erkannt haben.“

Dies konnte B. sagen in der stillschweigenden Voraussetzung, daß der ganze Hügel umgewühlt sei. Der Gedanke scheint ihm nie gekommen zu sein, daß ja die Fundstätte nur das Loch im Napfstuchen, nur der Krater im Berglegel war, und daß der als Ringwall stehen gebliebene Teil des Berges noch undurchsucht war! Es ist also noch immer möglich, zu untersuchen, ob der Hügel Hissarlik genau so ansieht, wie Surghul und El Hibba in der Euphratebene.

Die Streitigt begraben — nein! das ist Böttichern nicht zuzumuten; aber in den Winkel stellen könnte er sie wohl, und Waffenruhe eintreten lassen, wenigstens zunächst, bis Dörpfeld seinen Bericht über 1893 mit Grundriß und Profilen veröffentlicht haben wird.

Wie Bötticher den Kampf dann weiter führen wird, muß abgewartet werden; wie er ihn bisher geführt hat, hab ich mich bemüht, wohlmeinend, unparteiisch, aktenmäßig darzustellen; nicht im Geiste oder der Funktion des Verteidigers dem Ankläger gegenüber, sondern in Sinn und Amt des Schwurgerichts-Vorsitzenden: belehrend, aufklärend, Partei nicht ergreifend. Und nun, meine Herren Geschworenen, beraten Sie sich und finden Sie Ihren Wahrspruch!



## Französische Volksstimmungen während des Krieges von 1870—71.

(Nach französischen Quellen.)

### II.

Bald machte man auch in Frankreich Entdeckungen über das Denken und Handeln, die guten und schlechten Charaktereigenschaften der fremden Gäste. Man bewunderte die Sorglosigkeit und Heiterkeit, mit der sie sich im Feindeslande bewegten, und die sich sogar auf die sog. Toten (d. i. Schwarzen) Husaren erstreckte.<sup>1)</sup> Im Quartier sah man sie eifrig büßten, putzen, kochen und waschen; und oft genug nahmen sie sogar ihren Wirtinnen einen Teil der Hausarbeiten ab. Namentlich war das bei den Landwehrmännern der Fall, die in Châteaubun schon abends vor neun Uhr regelmäßig zu Bette gingen, so daß man dort später nur noch die Rapsen hören konnte. Beim Arbeiten wurde tüchtig geraucht; das Schneuzen wurde anmutsvoll mit den Fingern besorgt.<sup>2)</sup> Gern plauderten und lachten die einquartierten Soldaten mit ihren Wirtsleuten; „an den langen Winterabenden, wenn der Schnee zwang, den Krieg feiern zu lassen, ließen sie, am französischen Herde sitzend und von der Sehnsucht nach der Heimat gerührt, oft die Natur in sich sprechen. Sie traten aus sich heraus, wurden gutmütig, friedlich, voll rührender Erinnerungen; der Soldat war verschwunden, der Mensch allein blieb übrig.“<sup>3)</sup> Besonders gut waren die Deutschen zu den Kindern, die gleich am ersten Tage ihre Freunde waren. Wenn es nichts im Hause zu essen gab, und man sich wegen der Kinder beklagte, dann war die ganze Familie sicher, genährt zu werden. Die Soldaten unterhielten sich mit den Kindern, führten sie spazieren, ließen sich von ihnen französischen Unterricht geben, und mehr als einmal hat die Gegenwart von Kindern in einem Hause die Feinde in Freunde verwandelt. Sie erzählten, daß sie ebenfalls Kinder hätten: „eins, zwei, drei“ zeigten sie mit den Fingern, und „so, so, so“ groß, indem sie die Hand stufenweise in die Höhe hoben, um ihren Wuchs anzudeuten.<sup>4)</sup> Sie besaßen wohl eine edle und ernste Begeisterung, die im Augenblick des ungerechten Angriffs Frankreichs ihr Blut ins Wallen gebracht hatte, und die auch bei der längeren Ausdehnung des Krieges noch andauerte<sup>5)</sup>, aber im allgemeinen bekundeten sie eine ungemaine Friedensliebe. Wann wird man den Frieden schließen? so lautete der Schluß aller Unterhaltungen. „Ich habe“, so erzählt Monod<sup>6)</sup>, „oft bei Feldpredigern und manchmal bei Offizieren Franzosenhaß angetroffen, nicht aber bei den Soldaten“; „in

<sup>1)</sup> Montarlot, S. 81. <sup>2)</sup> Ebenda S. 151. <sup>3)</sup> Aubertin in Rev. d. d. m., Bd. 92, S. 355.

<sup>4)</sup> Monod, S. 66 f. <sup>5)</sup> Ebenda S. 112. <sup>6)</sup> Ebenda S. 64 f.

allen deutschen Briefen, die ich gelesen habe, befand sich nicht ein Wort des Hasses. Schauern vor dem Kriege und tiefe Sehnsucht nach Frieden war in ihnen unaufhörlich ausgedrückt“. Insbesondere war nach der Sedan Schlacht der Geist des deutschen Heeres durchaus friedlich. „Das selbe“, erzählt Claretie<sup>1)</sup>, „überließ sich unverhohlen der unverhofften Freude über das Ende eines Kampfes, von dem man geglaubt hatte, er werde eben so lang als furchtbar sein.“ Die Soldaten drückten diese ihre Gefühle laut und geräuschvoll aus: „Einige begannen sogar bei dem Gedanken an die Heimkehr schwerfällig zu tanzen.“ Auch das Glück erzeugte bei ihnen keine Ueberhebung, trotz desselben verrichteten sie ihr Gewerbe gleichmütig wie auf der Parade.“)

Den Gegnern ließen sie Gerechtigkeit widerfahren; nach Monod machten sie selbst keine Schwierigkeiten, die Ueberlegenheit der Waffen, des Schießens, sogar der Tapferkeit der Franzosen anzuerkennen. Sie bewunderten die armen Teufel von Bauern, die wegen Widerstandes erschossen werden mußten.<sup>2)</sup> Das alles unbeschadet ihrer Vaterlandsliebe. „Gott, Vaterland und Familie bildeten die dreifache Inspiration, der die Einheit des deutschen Heeres und Volkes entspringt.“ „Es war dies die Quelle ihrer Volksdichtung, ihrer Lieder. Ich habe sie niemals singen hören . . . ohne ein Gefühl des Neides, der Bewunderung und der Sympathie für sie zu empfinden. Wie viel Thränen habe ich sie bei dem Gedanken an ihr fernes Heim vergießen sehen! Wie stolz waren sie alle zusammen, für das große Deutschland zu kämpfen!“<sup>4)</sup> Zu Zusammenstößen mit den Bürgern kam es bei den in Ruhe befindlichen Soldaten nur selten; „ich habe selten von schweren Diebstählen, von Beleidigungen gehört“, bezeugt Aubertin<sup>5)</sup>; „ich habe manchmal, wenn eine Klage kam, den betreffenden Offizier aufstehen, den Säbel umschnallen, den Helm aufsetzen und, wenn die Klage berechtigt war, den Schuldigen bestrafen sehen. Es war verboten, etwas mit Gewalt zu nehmen.“<sup>6)</sup> Den Frauen gegenüber bekundeten sie eine den Franzosen fast unbegreifliche Enthaltensamkeit. „Die Achtung der Deutschen vor den Frauen erschien Monod<sup>7)</sup> selbst als der bemerkenswerteste Zug des Krieges, als eine sentimentale Eigenschaft und eine der Quellen der Kraft der germanischen Rasse. Individuelle Verbrechen mögen begangen worden sein; aber in dem siebenmonatlichen Feldzuge habe ich kein einziges festgestellt und kein einziges auf positive Weise erzählen hören. Im Gegentheil habe ich die Frauen immer mit würdiger Achtung behandeln sehen, die das Erstaunen der französischen Soldaten erweckte, die oft versicherten, sie würden nicht so handeln.“<sup>8)</sup> Andere Autoren erklärten die Keuschheit und Enthaltensamkeit der deutschen Soldaten als eine Rasseeigentümlichkeit.

Mit diesen Tugenden verbanden die deutschen Soldaten eine durchschnittlich hohe geistige Bildung. Auch hierfür sind besonders die von anderen zahlreich bestätigten Zeugnisse Monods<sup>9)</sup> von Wert. „Ich wußte“, sagte er a. a. D., „schon vor dem Feldzuge, wie hoch der Durchschnitt der Bildung in Deutschland war, aber ich ahnte nicht, wie weit die allgemeine Bildung den Geist dieses Volkes entwickelt hat. Fast alle Soldaten hatten Notizbücher, worin sie Bemerkungen über den Feldzug eintrugen; sie lasen gern und konnten alle schreiben. Was mich aber vor allem in Staunen setzte, das war die Klarheit und Festigkeit ihres Verstandes. Mit fast allen konnte ich mit Interesse plaudern, und die Genauigkeit der mir von ihnen gegebenen Auskunft bewies mir, daß der kritische Geist, der den Ruhm der deutschen Wissenschaft ausmacht, unmerklich in alle Schichten eingedrungen ist. Wenn sie von einem Kampfe erzählten, so wußten sie das, wovon sie Augenzeuge waren, von dem aus zweiter Hand Erfahrenen zu unterscheiden.“ „Während die Deutschen dem sie Befragenden klare, genaue und sichere Nachweisungen gaben, stellten sich die Franzosen alles unbestimmt, übertrieben, unvollständig vor; sie sahen eine Sache lebhaft, sahen aber nur sie; keine Unterscheidung,

<sup>1)</sup> Rev. d. d. m. in Bd. 91, S. 69 f. <sup>2)</sup> v. Thiéry, Après la défaite, Paris 1884, S. 19. <sup>3)</sup> Montarlot, S. 150. <sup>4)</sup> Monod, S. 67. <sup>5)</sup> Rev. d. d. m. in Bd. 92, S. 355. <sup>6)</sup> Drouaud, a. a. D. S. 96. <sup>7)</sup> a. a. D. S. 65 f. <sup>8)</sup> Vgl. auch Vorchart, S. 87 f. <sup>9)</sup> Ebd. S. 69 f. und 72.



keine Kritik; sie glaubten alles und wurden manchmal von ihrer eigenen Einbildungs-  
kraft betrogen.“ Am meisten in Erstaunen setzte die Franzosen die geographische und  
Sprachkenntnis der Deutschen, die nicht etwa nur bei den Offizieren zu finden waren.<sup>1)</sup>  
Ost wird beklagt, wie sehr sie dadurch von den Franzosen abstachen. Pigouneau<sup>2)</sup>  
erzählt: „um zwei Uhr stellten sich vor den Thoren von Versailles drei preußische Husaren  
als Parlamentäre ein. Sie waren ohne Führer quer durch die Wälder gekommen, den  
französischen Streifwachen aus dem Wege gehend, die in der Nachbarschaft umherirrten.“  
„Einige Minuten später galoppierte ein französischer Husarenkorporal vor die Polizei-  
präfektur und fragte mit lautem Geschrei nach dem Wege nach Paris, den weder er  
noch seine Leute kannten.“ Claretie<sup>3)</sup> berichtet nicht ohne Ingrimm: „Ein sächsischer  
Offizier, vor mir in La Chapelle bei Sedan vorbereitend, fragte mich, woher ich komme.  
— Von der belgischen Grenze, oberhalb La Chapelle.“ — Er zieht seine Karte heraus:  
„ach, Sie kommen aus Liège?“ — „Nein — Liège (Lüttich) liegt viel weiter . . .“ —  
„Ich weiß wohl. Aber Sie kommen aus einer kleinen Ortschaft, Namens Liège. Sie  
besteht aus zwei Häusern, von denen das eine ein Zollhaus ist.“ Und er machte seine  
Karte wieder zu. Ein einfacher Landwehrmann nähert sich mir, fragt mich nach der  
Entfernung zwischen Givonne und Sedan, dann zwischen Givonne und Bouillon, über-  
legt, macht seine Berechnung und entfernt sich zufrieden. Er weiß nun wenigstens, an  
welchem Orte Frankreichs er sich befindet. Und soll ich es sagen? Diese Gier, sich  
zu erkundigen, sich zu unterrichten, zu wissen, diese Eizigkeit der Information  
erbittert mich mehr als ihre rohe Kraft.“ Später sah Claretie in Givonne durch die  
Fenster Scheiben einen preußischen Soldaten auf einer Kommode sitzend eine alte Nummer  
des Petit Journal lesen, und dazu eine Weintraube gemächlich und langsam verzehren.  
während Montarlot<sup>4)</sup> einen einfachen Kürassier sich mit Flügelspielen die lange Weile  
vertreiben hörte. Die deutschen Offiziere und viele deutsche Soldaten sprachen französisch,  
häufig fast ohne jeden fremden Accent, und benutzten ihre Sprachkenntnis nicht selten,  
um die Unterhaltung der Einheimischen zu überraschen und dadurch Auskunft zu erhalten.  
Französische Zeitungen lasen sie ohne Stoden und Unterbrechung deutsch vor.<sup>5)</sup> Denfort,  
der Kommandant von Belfort, kam in Folge dieser weitgehenden Kenntnis des Französischen  
im deutschen Heere sogar auf den Gedanken, daß die französisch sprechenden Deutschen  
die Abkömmlinge französischer Réfugiés seien, die von den Preußen auch benützt würden,  
um die französischen Postierungen zu täuschen. Sie schlichen den übrigen Soldaten im  
Dunkeln voran, riefen „à nous, les mobiles, France à moi“ und kämen so in die Lage,  
die überraschten Franzosen erledigt gefangen zu nehmen.<sup>6)</sup>

Die guten deutschen Eigenschaften gaben sich auch im Unglück kund. Preussische  
Gefangene verloren durch ihr Schicksal keineswegs ihre Fassung. „Sie fraternisierten  
gemächlich mit der einheimischen Bevölkerung<sup>7)</sup>, schauten wohl auch sonst gleichgültig oder  
neugierig und mißvergnügt hinein, letzteres besonders, wenn man sie überumpelt hatte.  
Nur ansahnungsweise bemerkte man bei ihnen eine wirkliche Besorgnis, wie bei dem  
Krieger, den Montarlot<sup>8)</sup> in Châteaudun ein angstvolles Pas caput? Pas caput? aus-  
rufen hörte. Hängiger wurde das von den deutschen Soldaten für französisch gehaltene  
Wort caput mit entsprechenden Pantomimen drohend gebraucht, so Freischärlern gegen-  
über, denen damit angedeutet wurde, daß man sie aufhängen würde. Am ängstlichsten  
scheinen die gefangenen Polen gewesen zu sein, die der Verfasser von Bazaine et l'Armée  
du Rhin<sup>9)</sup> in ihrer Herzensangst einem französischen Pfarrer die Hände küssen sah,  
damit er sie rette. Noch mehr zeigte sich der deutsche feste Charakter in den Lazaretten.  
Die französischen Schriftsteller bewundern einstimmig den Mut und die Gefäßtheit der  
deutschen Verwundeten. Montarlot sah in Châteaudun einen Bayern, der am Arme

<sup>1)</sup> Vgl. u. a. Montarlot, S. 139, 158; und Trouaud, S. 57. <sup>2)</sup> in Rev. d. d. m., Bd. 92,  
S. 474. <sup>3)</sup> Illustration, Bd. 56, S. 210. <sup>4)</sup> S. 184. <sup>5)</sup> Sorel in Rev. d. d. m., Bd. 93, S. 287.  
Trouaud, S. 98, 112 u. f. w. <sup>6)</sup> Firth, III, 4995. <sup>7)</sup> Montarlot, S. 33. <sup>8)</sup> S. 132. <sup>9)</sup> Paris  
1873, S. 65.

eine schreckliche Wunde hatte, und, ohne ein Wort zu sagen und ruhig seine Pfeife rauchend, sich einen schmerzhaften Verband anlegen ließ, der sein verstümmeltes Fleisch bloßlegte.<sup>1)</sup> Von Belleval, der verwundete Preußen und Franzosen nebeneinander sah, bezeugt: „Die Preußen waren gefoßt, beklagten sich nicht und antworteten höflich und deutlich auf alle Fragen. Dagegen machten die Mobilgardisten dem Schmerz gegenüber keine gute Figur; die meisten weinten, und die am lautesten stöhnten, waren am leichtesten verwundet.“<sup>2)</sup> Am ansführlichsten ist wiederum der französische Militärarzt Monod. Auch er fand, daß die französischen Verwundeten viel weniger geduldig als die deutschen waren<sup>3)</sup>, und giebt die sprechendsten Beispiele für die Ergebenheit deutscher Kranker.<sup>4)</sup> „Mit dieser Energie verband sich bei ihnen eine echte Herzenszartheit, Gefühlsregierungen, in denen sich die Männer bei uns selten ergehen. Fast alle unsere deutschen Verwundeten sind uns Freunde geworden, und mit Thränen im Auge haben Sie uns verlassen. Einem von ihnen, einem bayerischen Soldaten, waren beide Beine zerschmettert; seine Wunden schienen keine Hoffnung zu lassen. Als man ihm den ersten Verband anlegte, gab er uns einen herzlichen Handschlag mit den Worten: Suchen Sie mich zu retten, ich bin ein einziger Sohn. Dieser heroische Mensch hat ohne zu klagen unerhörte Schmerzen und mehr als einen Monat ohne Schlaf ertragen. Die Krankheit nötigte ihn, nur noch ein Skelett zu sein. Diese eiserne Natur war mit frauenhafter Empfindsamkeit begabt; er konnte nicht ohne zu weinen vom Vaterlande und seiner Familie sprechen oder einen von uns scheiden sehen.“<sup>5)</sup>

Mit dieser stillen und gefaßten Duldung des eigenen Schmerzes verbanden die Deutschen die rührendste Teilnahme an dem Unglück ihrer Feinde. Thaten der Aufopferung selbst schwerverwundeter Deutschen für ihre in gleicher Lage befindlichen Kameraden werden sehr häufig erwähnt.<sup>6)</sup> Die deutschen Ärzte und Krankenpfleger haben sich der französischen Verwundeten nicht minder angenommen wie der eigenen; das deutsche Heer ist stets aufmerksam gegen die französischen Lazarette gewesen. „Bei den Mitgliedern der deutschen Feldlazarette haben wir (d. i. die französischen Lazarettbeamten) gewöhnlich mehr als Aufmerksamkeit, fast brüderliche Gefühle angetroffen. Sie waren immer bereit, uns mit aller Macht zu helfen und ihre Aufopferung machte keinen Unterschied zwischen den Soldaten der beiden Völker.“<sup>7)</sup> „Wir haben überall das deutsche Heer für die vorschriftsmäßige Achtung von Feldlazaretten geschult gefunden. Eines Tages sagte man unserm Wundarzt, daß vier Mann unseren Speisesaal plündern. Er eilt herbei und findet in der That vier große Kerle, die in allen Winkeln des Zimmers herumstöbern. „Das ist der Lazarettsaal“, sagte ich zu ihnen. „Sie haben hier nichts zu suchen.“ Sie überlegten einen Augenblick, dann sagte der eine zum andern: „Der Doktor hat recht; wir dürfen hier nicht sein.“ Der Arzt ging fort; die Mannen gingen in die Küche, wo sie aus ihren Mänteln vier Flaschen Wein und zwei Flaschen Cognac hervorzogen, und sagten: Das gehört dem Lazarett. Der Doktor hat gesagt, daß wir sie nicht nehmen dürfen.“ In Duques war eine Genfer Fahne auf einem leeren Hause geblieben. Ein mecklenburgischer Feldwebel wollte darin drei andere Feldwebel einquartieren, und bezeichnete die Thür mit Kreide, als ihn ein Preuße beim Kragen packte und rief: „Wollt ihr Mecklenburger denn die Konventionen nicht beachten? Siehst du denn die Fahne nicht?“<sup>8)</sup> „Die deutschen Offiziere habe ich in ihren Beziehungen zu unserem Lazarett immer nicht nur höflich, sondern von ausnahmsweiser Zuverlässigkeit gefunden. . . In Beaumont, Sommauthe, Mouzon, Sedan, Orléans, Duques sind wir immer mit der größten Aufmerksamkeit behandelt worden. In Duzouer le Marché hat General von Mannstein wegen des Lazarett's jede Requisition unter sagt. Seine Offiziere haben uns jede denkbare Erleichterung für unsere Verproviantierung gewährt.“<sup>9)</sup> Sehr zahlreich sind ferner die anerkennenden Schilderungen der Entzungen

<sup>1)</sup> S. 204. <sup>2)</sup> a. a. D. S. 267. <sup>3)</sup> a. a. D. S. 121. <sup>4)</sup> a. a. D. S. 72 f. <sup>5)</sup> Ebenda S. 74 f.

<sup>6)</sup> Montarlot, S. 267. <sup>7)</sup> Monod, a. a. D. S. 83. <sup>8)</sup> Ebenda S. 81 ff. <sup>9)</sup> Ebd. S. 80 f. Vgl. auch ebd. S. 127; Dumont in Rev. d. l. m., Bd. 90, S. 225; Eng, a. a. D. S. 107 u. f. w.

Lazarette und ihrer Einrichtungen. Monod rühmt die „wunderbare Thätigkeit der deutschen Lazarette und ihr unermeßliches Personal“, „viele deutschen Lazarette waren Muster einer guten Einrichtung, und die Verwundeten beider Völker fanden darin die hingebendste Pflege unter Leitung der tüchtigsten Chirurgen“; <sup>1)</sup> Achar <sup>2)</sup> erzählt: „Ich hatte bei Namur Gelegenheit, einem deutschen Zug mit Verwundeten zu begegnen. Welche Einrichtung! Alles war darin für die Bequemlichkeit und das Wohlfinden der Unglücklichen eingerichtet! Kein Stroh in schrecklichen Viehwagen, sondern gute Hängematten, die durch die Fahrt nicht erschüttert werden. Der Zug besaß Defen für die Fleischbrühen, Thee, warmes Wasser, seine eigene Apotheke, seinen Leinenschrant, sein Personal an Krankenpflegern und Ärzten.“

Claretie <sup>3)</sup> beobachtete bei Sedan: „Die Schlacht war kaum seit einigen Stunden beendet, und schon waren alle Verwundeten fortgebracht, fast alle preussischen Toten beerdigt.“ Ähnlich Sarcey: „Während die Preußen ihre Toten und Verwundeten mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit fortbrachten, brauchten wir eine unendliche Zeit zum Aufsuchen, und wir waren fast immer gezwungen, um Erlaubnis zur Beendigung dieser Arbeit nachzusuchen. Sie verfehlten niemals, mit einem Anflug von Geringschätzung zu antworten: Eure Toten haben wir beerdigt, über eure Verwundeten beunruhigt euch nicht; wir haben sie aufgesammelt, sie sind bei den unsrigen ebenso gut verpflegt, wie sie es bei euch sein würden. — Es gab nichts Stechenderes für unsere Eigenliebe, als diese kalte Ironie. Das Schlimmste daran ist, daß sie recht hatten.“ <sup>4)</sup>

Auch dem toten Feinde wurde alle Ehre erwiesen, die den eigenen Toten zu teil wurde. Ein Zeugnis für viele. J. Crozic <sup>5)</sup> schreibt: „Der General Guithem, in den deutschen Linien gefallen, ist von seiten des Feindes der Gegenstand der achtungsvollsten Ehrenbezeugungen geworden. Das preussische Heer ehrt sich, wenn es dem Mute der Feinde huldigt. Der in der Schlacht bei Weissenburg gefallene General Douay war ebenfalls mit allen kriegerischen Ehren auf den Kirchhof geleitet worden. Wie der Sarg des General Douay, war auch der des General Guithem mit grünen Zweigen und Blumen bedeckt worden. Er sollte am folgenden Tage mit dem gewohnten Prunke beerdigt werden“, als der Körper im Namen der Familie und des französischen Heeres zurückgefordert wurde u. s. w. Man vergleiche damit folgende Schilderung Montarlots <sup>6)</sup>: Mobilgardisten von Luz haben einen Ulanen getödtet. „Der tote Reitermann wurde mit einer Art theatralischem Prunk in die Stadt gebracht. Hornisten eröffneten den Marsch; ihnen folgte eine Abteilung Nationalgardisten, endlich ein Karren mit dem Leichnam, den der Volkshaufe mit Beifallsrufen umringte. Man bemerkte nur zwei bloße, mit Kot bedeckte Füße, nach vorn liegend, und hinten einen Kopf, der mit den Bewegungen des Gefährtes schwankte. Ein Châteauvigner, ein echter Demokrat, stand in der Mitte des Karrens, den einen Fuß auf dem Leibe des noch warmen Unglücklichen, und schwenkte mit Phrenese dessen Helm und Waffen. Der Zug zog über den Marktplatz, am Rathaus vorbei.“ Allerdings behauptet der Verfasser ähnliche Unthaten auch von seiten der Deutschen und giebt er keine Entkräftung kund.

Wie im Quartier, in der Gefangenschaft und im Lazarett, besaß der deutsche Soldat auch die trefflichen Eigenschaften im Felde. Man findet in unserer Litteratur in großer Menge Anerkennungen für die Vorzüglichkeit der deutschen Heeresorganisation, die Ueberlegenheit der deutschen Kriegskunst, die Einheitslichkeit des deutschen Heeres, die gute Mannszucht und die Gesamthaltung der deutschen Truppen, ihre musterhafte Ordnung, ihre ausgezeichnete Bewaffnung, Ausstattung und Verpflegung. Und man erkennt mit Schmerz und Aerger an, daß in allen diesen Beziehungen die französischen Heere weit hinter den Deutschen zurückstanden. Auch jeder einzelnen deutschen Truppengattung werden zahlreich rühmliche Zeugnisse aufgestellt. Am wenigsten Lob fand die deutsche

<sup>1)</sup> a. a. D. S. 13, 83 f. u. a. <sup>2)</sup> a. a. D. S. 165. <sup>3)</sup> Rev. d. d. m., Bd. 91, S. 69.

<sup>4)</sup> Borchardt, a. a. D. S. 135. <sup>5)</sup> Illustration, Bd. 56, S. 291. <sup>6)</sup> a. a. S. 44.

Infanterie, der man zwar Ausdauer, Mut und Entschlossenheit zusprach, die aber zu wenig Feuer und Widerstandskraft im Nahkampf besaße. Um so mehr und einmütiger wurde die deutsche Artillerie gerühmt, sowohl die Tragweite und Trefflichkeit ihrer Kanonen, wie die Geschicklichkeit in ihrer Verwendung und in der Kunst des Manövrierens. Ebenso fand man allgemein die deutsche Kavallerie ausgezeichnet. „Die (deutsche) Kavallerie ist bewundernswert; diese Männer mit den breiten Schultern, den blonden Haaren, den roten, blühenden, gesunden Gesichtern, fest im Sattel auf ihren schönen Pferden, sehen unter ihren Helmen, mit ihrem funkelnden Brustpanzer (der Verfasser denkt an Kürassiere), ihren weißen Waffentrüben wie Soldaten des Mittelalters aus. So mußten die Begleiter Barbarossas sein, als er den Kreuzzug antrat; so sind die von Holbein und seiner Schule gemalten deutschen Reiter. Es liegt in ihnen zwar nicht der Schwung, nicht der lebhafte und eifrige Mut unserer Leute, aber dafür eine große Festigkeit.“<sup>1)</sup> „Die berühmten Angriffe, die den Ruhm der französischen Kavallerie gemacht haben, sind von unserem Feinde verlassen. Dafür haben sie dieser Waffe eine große Entwicklung für den Späherdienst, für Kundgebungen und die Verfolgung des Feindes gegeben. Dank der vielfältigsten Verwendung ihrer Kavalleristen unterrichteten sich die Preußen auf unglaubliche Entfernungen hin; mittelst ihrer zahlreichen Schwadronen nahmen sie weite Landgebiete ein, schnitten sie die Verbindungen ab, täuschten sie über Stellung und Zahl ihrer Kräfte und drohten sie mit Umgehungen. Mit ihrer Kavallerie beunruhigten sie endlich auch unaufhörlich das im Rückzuge befindliche Heer, und verwandelten sie die Niederlage in überstürzte Flucht.“<sup>2)</sup> Endlich fanden auch der deutsche Train<sup>3)</sup>, die Feldgendarmarie und die Specialwaffen die eingehendste Anerkennung.

Auch die mehr persönlichen Eigenschaften der deutschen Soldaten im Felde werden häufig auf das anerkannteste geschildert. „Es sind Gegner, die alle Finten anwenden und alle Umstände benutzen, die sich niemals bloßstellen und nie es verschlen, den Augenblick aufzuspüren, wo der Gegner sich bloßstellt.“<sup>4)</sup> Unendlich oft wird behauptet, daß sie niemals sichtbar seien. Man konnte sie niemals überraschen<sup>5)</sup>; ihre Schildwachen standen so ruhig in Löchern, daß man sie für Baumstämme halten konnte.<sup>6)</sup> Mit großer Vorsicht zogen sie in die feindlichen Städte ein<sup>7)</sup>, auf dem Marsche ruhten sich die deutschen Soldaten auf ihrem Plaze und in Reich und Glied aus<sup>8)</sup>; sie übernachteten selbst im Schlafe geordnet, die Bewehre in Bündeln neben sich gestellt.<sup>9)</sup> Sie machten keinen unnützen Angriff. Vor Paris beklagten sie sich, daß man auf ihre Posten ohne Not schösse; wirklich wurden denn auch die französischen Mobilen von ihren Offizieren dafür zurechtgewiesen.<sup>10)</sup> Mit großer Geschwindigkeit ordneten sie sich zum Kampfe<sup>11)</sup>, in dem sie sich mit Gleichmut und Unerblichkeit verhielten.“ „Nach den von mir gesammelten Zeugnissen haben sie immer eine große Festigkeit und manchmal sogar, insbesondere bei Mars la Tour, einen Schwung gezeigt, deren man sie nicht für fähig hielt. Ich begreife das seltsam chauvinistische Urtheil nicht, welches manche Franzosen dazu treibt, ihnen den Mut abzuspochen. Ein schöner Trost für unsere Niederlagen, von Feiglingen geschlagen worden zu sein!“<sup>12)</sup> „Ihr Mut war vor allem eine Sache der Ueberlegung und Methode: weil sie den Frieden wollten, und zwar einen schnellen und möglichst besten, schlugen sie sich mit Entschlossenheit; sie wissen, daß der Sieg der kürzeste Weg ist, um wieder nach Hause zu kommen.“<sup>13)</sup> Vielsach ging ihr Mut in Verwegenheit und Waghalsigkeit über, wofür zahlreiche Belege, namentlich in Bezug auf das Auftreten der Ulanen, gegeben werden.<sup>14)</sup> Mit Ordnung wie zur Parade, aber

<sup>1)</sup> Dumont in Rev. d. d. m., S. 236. <sup>2)</sup> Frencinet, La guerre en province. Paris 1872, S. 364. <sup>3)</sup> J. B. Dumont, Rev. d. d. m., Bd. 90, S. 234. <sup>4)</sup> Reybaud in Rev. d. d. m., Bd. 91, S. 39. <sup>5)</sup> A. Card, a. a. D. S. 283. <sup>6)</sup> Graudesse, Mobiles et Volontaires de la Seine. Paris 1871, S. 109. <sup>7)</sup> Montarlot, a. a. D. S. 177. <sup>8)</sup> Dumont, Rev. d. d. m., Bd. 90, S. 234. <sup>9)</sup> Verfaillès, ic. S. 21. <sup>10)</sup> Graudesse, a. a. D. S. 115. <sup>11)</sup> Souvenirs d'un officier d'ordonnance, S. 48. <sup>12)</sup> Monod, a. a. D. S. 93. <sup>13)</sup> Albane, Rev. d. d. m., Bd. 90, S. 195. <sup>14)</sup> Rodrigues, Le Casque prussien. Paris 1871, S. 85. Souvenirs ic., S. 87. Montarlot, a. a. D. S. 81. Monod, S. 19. Card, a. a. D. S. 20 und ff.

mit düsterem Ernst<sup>1)</sup> zogen sie in den Kampf; beim Angriff stießen sie fürchterliche, phrenetische Hurras aus, die mit dem Kanonendonner und Gewehrknattern ein wildes Konzert bilden, geeignet, Panik unter den französischen Truppen hervorzurufen.<sup>2)</sup> Dabei schwangen sie die Gewehre über dem Kopf nach Art der Turkos, in einer Art wilber Phantasie.<sup>3)</sup> In allen Fällen entwickelten sie eine ungemeine Schnelligkeit. „Sie übertreffen uns bei jeder Gelegenheit an Geschwindigkeit und Gewandtheit. Ihre Peere scheinen leichter und ungezwungener zu sein, als die unserigen.“ Sie zeigten, daß sie vortrefflich den Wert der Zeit kennen. Alle ihre Operationen werden mit ebensoviel Geschwindigkeit als Genauigkeit ausgeführt.<sup>4)</sup> Dieselbe Schnelligkeit entwickelten sie auch, wenn es galt, sich aus dem Feuer zurückzuziehen. Ohne die geringste Eigenliebe zeigten sie dann den Franzosen den Rücken, um gedecktere Stellungen aufzusuchen.<sup>5)</sup>

Die im Quartier und im Felde bei den Landesfeinden gemachten, ihnen schmeichelhaften Entdeckungen wurden fast immer nur mit Einschränkungen und großer Schüchternheit eingestanden. Es galt selbst nach dem Feldzuge für unpatriotisch, sie öffentlich auszusprechen; während des Feldzuges rechnete man es in den besetzten Landesteilen zum guten Ton, möglichst wenig Gutes an den Deutschen zu finden und vor allem laut werden zu lassen. In den nicht besetzten Gebieten hielt man es die ganze Zeit über für eine gute Kriegspolitik, den Feinden alle die Eigenschaften und Schenßlichkeiten nachzusagen, die wir oben kurz aufzählten, um mit allen Mitteln gegen sie aufzureizen. Man stellte es schon als eine Ungehörigkeit hin, daß die Deutschen sich nicht hatten schlagen lassen. Man beanspruchte von ihnen, daß sie wenigstens durch demütiges, bescheidenes Wesen sich Verzeihung für ihr Eindringen in Frankreich erbaten. Man stellte sich zu der Forderung berechtigt, daß sie im Quartier sich gedulbig mit dem ersten besten ihnen zugewiesenen Winkel begnügten; auf die bloße Versicherung hin, es seien keine Nahrungsmittel und keine Heizungsmaterialien vorhanden, bescheiden hungerten, dürsteten und froren, und daß sie ihnen erteilte Zurechtweisungen, väterliche Vorstellungen von ihrer Minderwertigkeit sanftmütig anhörten und sich von ihnen zerknirschen ließen. Nach mancher Schilderung war es selbst ein Verbrechen, wenn sie sich nicht überhaupt von der Thüre abweisen und ohne Widerstand wie Schießscheibenbilder niedertallen ließen. Da nun alle diese Dinge nicht eintrafen und die Deutschen sich außerdem noch so viele andere wahre und erdichtete Freiheiten verstatteten, so wurde es diesem hartnäckigen Bedränger niederer Rasse gegenüber als ein Recht ausgegeben, sie gleich Raubtieren oder Ungeziefer mit allen Mitteln vom Erdboden zu vertilgen. Der Figaro vom 17. August 1870 ließ sich von einem Belgier schreiben: „Mut, Franzosen! Wenn Ihr keine Chassepots mehr habt, so habt ihr noch Messer, und wenn Euch diese Waffe fehlt, so bleibt Euch der Arsenik übrig.“<sup>6)</sup> Der Charivari veröffentlichte, offenbar zur Rachereiferung, eine Zeichnung, in der ein Zuave einem preussischen Soldaten die Augen aussticht mit den Worten: das eine für Waterloo, das andere für Sadowa.<sup>7)</sup> A. Rochat empfahl in der Patrie vom 15. August den Bauern, die Alanen überall niederzuschlagen, wo immer sie diese Räuber anträfen.<sup>8)</sup> Die Indépendance Algérienne veröffentlichte im August 1870 einen „Ausruf an die Wüstensöhne“, der mit Weifall die Kunde durch die französischen Blätter machte, mit folgenden Zeilen:

„Der Augenblick ist gekommen! Jede unserer algerischen Provinzen hebe zehn Gums zu je 200 Mann aus. Ihre Raids und einige Offiziere der arabischen Bureaus sollen sie befehligen. Diese Gums werden sich nach Lyon begeben. Ihre erste Aufgabe wird sein, die Alanen zu vernichten oder durch Abschneiden einiger Köpfe wenigstens zu schrecken.

<sup>1)</sup> Pigeonneau in Rev. d. d. m., Bd. 92, S. 493. <sup>2)</sup> Rodrigues, a. a. D. S. 85. <sup>3)</sup> Claretie in Illustration vom 3. Dezember 70, S. 378. <sup>4)</sup> Régis in Rev. d. d. m., Bd. 90, S. 398 und Bd. 89, S. 612. <sup>5)</sup> Belleval, S. 193 und anderwärts. <sup>6)</sup> Vordhardt, Littérature française pendant la guerre, Berlin 1871, S. 82. Veclercq, S. 129. <sup>7)</sup> Ebenda S. 83. <sup>8)</sup> Hirth, II, 1077.

Die braven Kinder der Wüste werden sich in das Herzogtum Baden stürzen, dort die Dörfer und alle Wälder in Brand stecken. Der Schwarzwald wird mit seinen Flammen das Rheinthal erhellen. Die Gums werden darauf in Württemberg einziehen und dort alles verwißten. Wir werden zu diesen tapferen Söhnen des Propheten sagen: Wir kennen Euch, wir schätzen Eure Mut, wir wissen, daß Ihr energisch, ungestüm, unwiderstehlich seid! Zieheth hin, schneidet Köpfe ab; je mehr Ihr abschneidet, um so mehr wird sich unsere Achtung vor Euch vermehren.<sup>1)</sup>

Fort mit dem Mitleid! Fort mit den Gefühlen der Menschlichkeit! Die Frauen und die Kinder mögen für ihre Gatten und Väter leiden. Na, die Gums werden auf der Höhe ihrer Aufgabe sein. Es genügt, wenn wir ihnen die Zügel schießen lassen und ihnen die Lösung geben<sup>2)</sup>: Tod, Plünderung und Brand.“

Den Vaoner Verrat feierten im September 1870 alle Pariser Blätter mit einziger Ausnahme des Journal des Débats als eine der größten Heldenthaten, wert der Unsterblichkeit.<sup>3)</sup> Der Präfekt Luce-Williard (Côte d'or) erließ am 21. November 1870 ein Rundschreiben an die Bewohner seines Bezirks, des Inhalts:

„Das Vaterland verlangt von Euch nicht, daß Ihr Euch in Massen vereinigt und Euch offen dem Feinde entgegenstellt, es erwartet von Euch, daß jeden Morgen drei oder vier entschlossene Männer die Gemeinde verlassen und an einem Platze Stellung nehmen, von wo aus sie gefahrlos auf die Preußen schießen können; . . . ich werde ihnen eine Prämie zuerkennen und ihren heroischen Akt in den Kreisblättern und im Amtsblatt veröffentlichen.“<sup>4)</sup>

Bekannter sind die Aufforderungen zum Morde des Königs von Preußen durch Felix Pyat, den Herausgeber der Zeitung Le Combat, der dem Mörder einen Ehrenrabiner versprach<sup>5)</sup> und die Citation und Verurteilung des Königs Wilhelm durch die Pariser Freimaurer.<sup>6)</sup>

B. Hugo sang: „Rollt Felsen herab; reißt die Pflaster auf, verwandelt die Pflugscharen in Weite, die Furchen in Gräben, kämpfet mit allem, was Euch in die Hände fällt, nehmt Steine aus unserem heiligen Lande und tötet den Eroberer mit den Gebeinen unserer Mutter Frankreich!

Die Straßen der Städte verschlingen den Feind, das Fenster öffne sich mit Wut, das Dach werfe seine Ziegel herab, die Gräber schreien! . . . Beurnhigt hier, blizt dort nieder, zertrümmert den Boden, Freischärler, benützet den Schatten und das Dunkel, schleicht wie Schlangen in den Schluchten, gleitet, kriechet, zielt, schießt, vertilgt u. s. w.“<sup>7)</sup>

Lacauffade sang:

„Er ist besudelt, der heilige Boden des Vaterlandes! Unsere Städte, unsere Saaten, unsere Felder sind geplündert. Unsere Dächer rauchen! Auf zum heiligen Gemetzel! Hau'! Mäh'! Hack! Würgt mit beiden Händen!

Vom Norden steigen sie nieder, Vandalen vergangener Zeit, überall Mord und Raub und Brand ausführend. Frankreichs Teufel träumen sie. Reinigen wir in wilder Rache unseren Boden von ihrer Gegenwart!

Vor und hinter ihnen brennt, schafft Nebel! Schließt die Banditen in endlose Wüste! Flammen und Pest auf diese gierige Horde! Mögen Sie Alle, Menschen und Pferde, vor Hunger bersten!

Gekommen sind sie, gut! Sie sollen bleiben! Stolzes Land, Frankreich, öffne dich unter ihnen und schließ dich wieder! Kein Lebendiger soll die Grenze erreichen. Unser alter gallischer Boden bedurfte des Düngers.

<sup>1)</sup> Worchardt, a. a. D. S. 84 u. Hirth, I, 1190; III, 4086 u. 4579. Solche Gums sind später in der That zum Kriegsdienst gegen die Deutschen verwendet worden, aber ohne irgendwie den auf sie gesetzten Hoffnungen Genüge zu thun. Vgl. Hirth, III, 5164. <sup>2)</sup> Hirth, S. 2042. <sup>3)</sup> Worchardt, S. 83. <sup>4)</sup> Leclercq, a. a. D. S. 16. Vgl. Hirth, II, 2363. <sup>5)</sup> Hirth, II, 2882. <sup>6)</sup> Worchardt, S. 84; Hirth, II, 2243.

Loß denn auf die Eindringlinge, die Bentemacher! Zum Busch und Heckenkrieg wider sie! Hebt, umzingelt sie! Stürzen wir uns in unverföhnliche Mordluft, das Vaterland zu retten oder zu rächen!“<sup>1)</sup>

Ernst Légine veröffentlichte im Paris-Journal die Strophe:

„Wenn der Feind in der Scheune schläft, legt ohne Zaudern Feuer an; solchen Not hinwegzusetzen, muß man nicht lange zögern. Wer Frankreich angreift, muß voraus wissen, daß er auf unseren Dünghaufen hürdcheln wird. An jedem Aste möge einer hängen! Der Herr gewährt den Wölfen volle Freiheit, die ihre Höhle hüten.“<sup>2)</sup>

Selbst der Charivari fand, daß diese Zeilen für einen Referendarius (daß war Herr Légine) wohl etwas zu schneidig sind.

<sup>1)</sup> J. Schlüter, Die französische Kriegs- und Revanchedichtung. Weitbrunn 1878, S. 6.

<sup>2)</sup> Charivari, 2. Aug. 1870.

(Fortsetzung folgt.)



## Nochmals „Trojanisches“.

Sehr geehrter Herr Kollege von Nathusius.

In dem Septemberheft der konservativen Monatsschrift, die, wie ich sehe, unter Ihrer partiellen Mitwirkung erscheint, finde ich einen Artikel des Hauptmanns a. D. Böttcher über Troja abgedruckt, welcher nicht so sehr durch seinen Inhalt (B. hat seine Auffassung der trojanischen Funde bereits mehr als einmal der Öffentlichkeit übergeben), als durch die Form und Art der Polemik den unbefangenen Leser befremdet und ärgert, jeden aber, dem die Geschichte der trojanischen Grabungen und ihre Leitung (seit 1882) einigermaßen bekannt geworden ist, geradezu empören muß. Das ist es, das in erster Linie, um was es sich hier handelt. Sie werden es, meine ich, natürlich und für Ihre zweifellos irrefeleiteten Leser nützlich finden, wenn der Böttcher'schen Darstellung der Verhältnisse und der Personen hier zwar in Kürze, aber mit aller Energie unverzüglich widersprochen wird.

Dörpfeld, welcher nach Schliemanns Tode die trojanischen Ausgrabungen allein fortführt und fortführen wird, erkennt in den von Schliemann als zweite und sechste Stadt bezeichneten Trümmerschichten von Hisarlik zwei zur Verteidigung eingerichtete prähistorische Burgen, B. eine Feuermetropole. Lassen wir die zahlreich gefundenen Thongefäße (aus deren Beschaffenheit sich trotz B. für keine der beiden Ansichten vorab etwas Sicheres ergibt) beiseite, so bleibt die Frage nur noch die: sind zweifellose Spuren einer Befestigung in jenen Schichten nachweisbar, oder sind sie es nicht. Dörpfeld hat diese Frage für die zweite Schicht schon seit Jahren, für die sechste seit kurzem mit Entschiedenheit bejaht, B. ebenso entschieden verneint. Auf Kosten Schliemanns reiste nun B. im Herbst 1889 nach der Troas, um mit Schliemann und Dörpfeld in Gegenwart sicherer und unparteiischer Zeugen selbst die Ruinen zu untersuchen. Im Frühjahr 1890 waren dann nochmals Sachverständige in großer Zahl, diesmal ohne B., nach Hisarlik berufen. Beide Male entschieden die Sachverständigen (unter ihnen Steffen, Niemann, Humann, v. Duhn, Waldstein, Vabin) gegen B. für Schliemann

und Dörpfeld. Keiner von ihnen konnte auch nur die geringste Spur einer Feuernekropole finden, alle erkannten in den Ruinen von Hissarlik Wohnstätten, Tempel und vor allem Burgmauern. Nun behauptet W. in diesem seinem neuesten Artikel über die trojanischen Funde allerdings, die wichtige Stimme des Kriegsbaumeisters, des Generals G. Schröder, für sich zu haben. Diese Versicherung muß ja zunächst Eindruck machen. Auch ich war, als ich dies las, überrascht. Ja, ich werde von befreundeter Seite auf Schröders neuesten Bericht über Troja in der „Deutschen Bauzeitung“ vom 21. Oktober 1893 hingewiesen. Dort steht zu lesen:

„Schliemann ist es nicht bechieden gewesen, noch einmal den Spaten zur Hand zu nehmen, um die Ringmauer und damit die Bestätigung des zuletzt Geahnten zu finden. Dieses Finden war seinem Freunde und getreuen Mitarbeiter, dem verdienten Erben seines Ruhmes vorbehalten. Es sind 1893 nur erst einzelne Punkte der Umgürtung der sechsten Schicht aufgedeckt, aber genügend viele, um mit großer Wahrscheinlichkeit die Lage des ganzen Gürtels zu bestimmen. Beide Umgürtungen, die altbekannte (der zweiten Schicht), wie die neuentdeckte können als Ellipsen aufgefaßt werden, sind aber excentrisch. Gemeinsam ist ihnen im Norden die Strecke längs des Steitabfalles zum Dumbrekthale. Von da ab schwingen sie sich divergierend in dem Maße, daß der umschlossene Flächenraum der sechsten Schicht etwa doppelt so groß ist, als der der zweiten. Besonders wertvoll, weil den Burg- oder Festungscharakter sicherstellend, ist ein Turm im Nordost, den selbst ein so eigensinniger Zweifler, wie ich bin, nicht wagen wird, für einen bloßen Strebepefeler anzugeben.

Da mir in diesem Augenblick die Feder davongelassen ist und ich persönlich geworden bin, so will ich das noch einen Augenblick länger sein und etwaigen Lesern der „Ottomanischen Post“ vom 30. August die Versicherung geben, daß Herr Hauptmann Bötticher sein Gedächtnis untreu geworden ist, als er an und in die genannte Zeitung schrieb, ich hätte geschrieben: ‚Die Ruine Hissarlik (der zweiten Schicht) könne unmöglich eine Burg, eine Befestigungsanlage gewesen sein.‘ Ich habe das nie und nirgends geschrieben oder gesprochen.“

So Schröder. Mit Böttichers Hypothese hat er also nichts mehr gemein.

Handelte es sich um nichts als um eine hartnäckig gegen die Fundthatsachen festgehaltene Privatanficht, so wäre Schweigen das beste. Allein Herr W. bringt es, um Glauben zu erzielen, fertig, seinen Gegnern, vor allem Dörpfeld, nachzusagen, daß sie gerade die Thatsachen mit Absicht verschweigen oder gar an Ort und Stelle behutsam aus der Welt geschafft hätten, welche für seine Feuernekropole entscheidend wären. Demgegenüber wird mir von kompetentester Seite versichert, unter Ausschluß jedes Zweifels, daß trotz W. noch fast die ganze Burg der zweiten Schicht heute genau so daliegt, wie sie ausgegraben wurde, und daß an mehreren Stellen noch alle Schichten unangerührt übereinander liegen, so daß sich, wer nur will, von der Beschaffenheit der Ruinen und der Schuttmassen aller Schichten leicht überzeugen kann. Und daraufhin solche Verlästerung der Männer, deren ansopfernder Hingabe die Wissenschaft die Woflegung jener klassischen Ruinenstätte verdankt!

So komme ich zu der Hauptsache. Die Persönlichkeit, der W. offen wie versteckt in seinem Aufsatz (neuerdings nochmals im Berliner Börsenconcier vom 20. Oktober 1893) bewußte Unterdrückung der Thatsachen, d. h. Fälschung der Wahrheit vorwirft,



Wilhelm Dörpfeld, lebt seit Jahren im Brennpunkt der wissenschaftlichen Erforschung der altgriechischen Welt in Athen als verantwortlicher Leiter des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts. Was in dem verfloffenen Jahrzehnt seit Olympia (wo Dörpfeld seine ganz ungemein segensreiche Thätigkeit begann) vom deutschen Reich an Arbeiten auf griechischem Boden vorgenommen worden ist, hat Dörpfeld geleitet; und wie geleitet! Die anderen heute in Griechenland um die Wiedererschließung des Altertums wetteifernden Nationen pflegen den sachkundigen Rat und die Hülfe des gefälligen, rastlos thätigen, liebenswürdigen Mannes zu suchen und zu finden. Wer immer von uns dem Süden zugepilgert, hat Dörpfeld am Werke gesehen und ihn dabei verehren gelernt. Dieser Mann, der mit vorbildlicher Akratie, was immer der Boden und die Kninen lehren, sammelt, sichtet, verarbeitet, soll, nur um einen anderen Forscher perfid zu schädigen, die Wahrheit geflissentlich unterdrücken! B. nimmt es Dörpfeld sogar übel, daß er sich selber wohl modifiziert hat. Es wäre schlimm, wenn dieser arbeitsrendige und lernbegierige Forscher in sich selbst eine wissenschaftliche Entwicklung nicht aufkommen ließe! Darüber verliere ich kein Wort. Wenn schließlich B. über die in diesem Jahre vorgenommenen und in dem künftigen Frühjahr auf Kosten des Reiches in Hisarlik wieder anzunehmenden Grabungen schon jetzt, bevor er ihre Ergebnisse noch kennen kann, sich gar zu höhnern erlaubt, so ist das für seine individuelle Auffassung der trojanischen Sache ungemein bezeichnend und psychologisch allerdings nicht uninteressant.

Mit kollegialischem Gruße

Greifswald,  
3. November 1893.

wie immer Ihr ergebenster

Professor Dr. Ernst Maaf.





## Signora Affilia.

Erinnerungen eines alten Fräuleins.

Son

Hedwig Schätti.

„Mein Frühling ging zur Küste, ich wußt' es wohl warum.“ Ich hatte mein ganzes Lebensglück auf eine einzige, höchstens vielleicht zwei Karten gesetzt und als diese ausgespielt waren, da blieb ich so arm zurück.

An meiner fast abgöttisch geliebten, engelgleichen Mutter hatte mein Herz so ausschließlich gehangen, daß ich sie durchaus nicht hatte verlassen wollen, auch nicht um einen eigenen Herd, nach dem ich mich nicht sehnte und ich dachte nicht, daß eine Zeit kommen würde, wo ich einsam im Leben stehen und das Versäumnis eines gewissen thörichten, unpraktischen Idealismus bereuen würde. Meine Mutter aber hatte man mir tot vor die Füße gelegt nach einer kurzen schrecklichen Zeit, in der sie, von schwarzer Melancholie befangen, an den Ufern des Genfer Sees untergebracht war und dort in unbewachtem Augenblick in den kühlen Fluten die Qualen ihres kranken Gemütes abgekürzt hatte.

Noch blieb mir aber mein einziger Bruder und ihm war ich so nötig. Nach schweren Jugendjahren, in denen er, unverstanden und sich selber ein Rätsel, nach dem Ideal seines Lebens in heißem Kampfe, oft unterliegend, gerungen hatte, war sein künstlerischer Genius endlich siegreich durch die Hülle gebrochen und hob sich nun, da schon die Schläfen dem reifen Mann ergraute, in jugendlicher Kraft wie ein Nar allgemach zur Höhe des Ruhmes. Ich hatte seine Sturmzeit mit ihm geteilt, nun sollte ich auch teil haben an seinem befriedigenden Schaffen. An dem blauen lieblichen See unserer Heimat ließen wir uns nieder und verbrachten unsere Jahre in reichem, ach, wie reichem und reizvollem Miteinandervirken. Denn wieder machten wir Reisen in die Berge unseres schönen Vaterlandes, aber auch weiter, bis nach Rom, dem Ziel so mancher Sehnsucht. Und überall war ich seine vertrauteste Genossin, seine rechte Hand, sein „Gewissen“, wie er mich auch wohl scherzweise nannte.

Aber da kam die Stunde, wo der Mann sein Recht begehrte, wo er ein Weib heimzuführen wünschte und ich war die erste, die ihn dazu ermunterte. Hätte ich seinem letzten Glück, der Befriahme des vollen Lebens, im Wege stehen wollen?

Damit nun war auch der Weg gekommen, wo ich meine zweite Karte ausgespielt hatte, entbehrlich und frei wurde, ja vogelfrei.

In der Freude über des Bruders Glück mochte ich es mir nicht recht gestehen, wie arm und leer ich mich plötzlich fühlte. Ich sagte mir, daß ich ja noch meine Kunst

hätte, meine eigene Kunst, die Malerei, die doch gewiß ein Menschenleben ausfüllen und es wenigstens befriedigend gestalten könne und mit sehndem Verlangen drückte ich das blutleere Schemen an mein leeres Herz.

Vor allem wollte ich wieder nach Italien, dem Land meiner Vorliebe, ich wollte in Florenz, der alten Kunststadt, meine Studien fortsetzen. Es lebte dort, wie ich wußte, eine Landsmännin von mir, die als Freskomalerin ihren Weg glänzend gemacht hatte, und bei dieser beabsichtigte ich als Schülerin einzutreten.

Zugleich erinnerte ich mich nun, daß ich noch eine Freundin habe in Genz, eine Freundin, die vieles mit mir gemeinsam hatte! Auch sie hatte die erste Jugend hinter sich, auch sie stand einsam, auch sie lebte der Kunst, nur war sie bedeutend reicher als ich, denn ihr Vater, der vor kurzem erst gestorben war, hatte ihr Millionen hinterlassen. Ich setzte mich mit ihr wieder in Verbindung und die Folge war, daß wir miteinander, gerade als in unserer nordischen Heimat die ersten verfrühten Schneeflocken leise niederrieselten, dem Süden zuzuhren.

In Florenz angekommen, stiegen wir in einem Hotel ab, wo man uns zusammen ein, zwar sehr großes Bett anwies und wo wir im übrigen sehr schlecht und sehr teuer lebten. Unsere erste Sorge war daher, ein passendes Privatlogis ausfindig zu machen. Wir suchten zu diesem Zweck zuerst unsere Landsmännin, die Malerin, auf, in deren Atelier wir später unseren Studien obzuliegen gedachten.

Sie hatte sich in einer der Vorstädte aus dem Ertrag ihrer Kunst eine hübsche kleine Villa gebaut. Indessen fanden wir sie nicht zu Hause, man sagte uns, daß sie eben eine Freske an einer Hausfront in der Stadt in Arbeit habe, und als wir die betreffende Straße erfragt hatten, fanden wir sie wirklich in Männerkleidern hoch oben auf einer Leiter, den Pinsel in der Hand, mit dem sie die Fassade eines neu restaurierten Palastes, den ein reicher jüdischer Banquier aus dem Nachlaß eines verarmten florentinischen Edelmanns angekauft hatte, schmückte.

Sie stieg von ihrem Gerüst herunter und bewillkommte uns mit herzlicher Freude. In Bezug auf unsere Logisnot wußte sie auch Rat. Sie wies uns zu einer gewissen Signora Attilia in der Via dei Monti; dies sei, sagte sie, eine jüngere, aber brave und sehr liebenswürdige Witwe; bei ihr würden wir in Bezug auf Ordnung und Reinlichkeit sehr wohl versorgt sein, besser als irgendwo sonst in Florenz, denn die Signora, eine „italienische Landpommeranze“, wie sie sie nannte, mache in diesen Stücken eine rühmliche Ausnahme unter ihren Landsleuten.

Es war ein schöner, sonniger Tag, fast kein Wölkchen an dem wunderbar tiefblauen Himmel, keine Spur von Kälte, und strahlend glitzerte die Sonne unter den gelbgrünen, trägen Wassern des „blonden“ Arno, wie ihn die Dichter zu nennen beliebten. Die stolzen Paläste an seinen Ufern, die zahlreichen Bildwerke, an denen die Stadt so reich ist, das südliche Kolorit, alles das begann allgemach seinen Zauber auf unsere nordischen Gemüter auszuüben.

Nach einigen, aber nicht sehr mühevollen Suchen, während wir langsam Läng' Arno (am Arnoquai) hinabgingen, die Kaufstädte ansahen und die Madonna della Sedia und die schmachthafte Schönheit der unvermeidlichen „Beatrice Cenci“ bereits ungezählte Male in allen möglichen Reproduktionen in Oel und Oelfarbedruck hatten bewundern können, fanden wir nicht weit vom Arno die Via dei Monti, eine anständige, freundliche, breite Straße in der Richtung gegen Fiesole hin. Wir traten in das betreffende Haus, stiegen zwei Treppen hoch und klopfen mit dem Eisenring, der mangels einer Glocke dem Einlaßbegehrenden an florentinischen Thüren zur Verfügung steht, an.

Eine noch jüngere Dame öffnete uns, in der wir sofort die Signora Attilia vermuteten.

Wir waren überrascht durch ihren wahrhaft junonischen Wuchs und ihre mehr als königliche Haltung. Sie überragte uns beide, meine Freundin Enfaune und mich, um Haupteslänge. Ein weiß und schwarz kariertes Flanellmorgenkleid umhüllte sie etwas

negligéartig, aber doch durchaus anständig und ordentlich und das braune krause Haar hatte sie fleidsam aufgesteckt. Ihr Gesicht war nicht vollendet schön, aber ungemein hübsch und einnehmend. Der noch so frische Mund mit den kleinen weißen Zähnen, die nicht großen, aber schön geschnittenen, klugen und freundlichen dunkeln Augen, und vor allem ein sonniger Glanz natürlichster Liebenswürdigkeit, der auf ihrer Stirne lag, gaben ihr nicht nur etwas sehr Jugendliches, sondern auch etwas Bestrickendes.

Mit großer und unbefangener Freundlichkeit zeigte sie uns die Zimmer, die sie zu vermieten hatte: zwei allerliebste Schlafzimmer, — fast prächtig möbliert, die Betten mit grün- und rotseidenen Divets ausgerüstet, — eins gegen Norden, das andere gegen Süden und in der Mitte von beiden ein gemeinsames „salotto“. Alles wie von Tauben zusammengetragen. Ganz offen und naiv erzählte sie uns dabei sogleich, woher sie ihre schöne Einrichtung habe. Sie sei früh Witwe geworden, sei dann während neun Jahren Gesellschafterin bei einer deutschen Gräfin Mantensfel gewesen und diese habe ihr ihre Möbel vermachet. Sie suche nun dieselben dadurch unbringend zu machen, daß sie eine Wohnung in Florenz gemietet und „dozzinanti“ (Kostgänger) genommen habe.

Ich war von der Persönlichkeit der Signora Attilia, sowie von allem, was ich sonst sah, sofort völlig entzückt und da der Preis, den sie nannte, wenn auch nicht niedrig, so doch in Anbetracht des dafür Gebotenen mäßig zu nennen war, hätte ich auf der Stelle zugesagt, wenn mich nicht meine Freundin Ensaune mehrere Male am Nod gezupft und mir Zeichen gemacht hätte, die ein Zurwarten bedeuteten. Der Signora Attilia gegenüber, die sich mit uns teilweise italienisch, das wir aber ungenügend beherrschten, teilweise französisch, das sie mit stark italienischem Accent, aber sonst mit der ihren Landsleuten eigentümlichen Vorliebe zu sprechen schien, unterhielt, machte meine Freundin mehrere ziemlich an den Haaren herbeigezogene Bemerkungen, zu deren sittlichem Ernst die Signora wie ich beifällig nickte, obgleich wir nicht recht verstanden, wo sie hinauswollten.

Schließlich rebeten wir ab, daß wir im Laufe des Tages Bericht schicken würden, ob wir uns für ihre Pension entschließen wollten oder nicht.

Kaum waren wir wieder auf der Straße und fing ich an, meinem Entzücken und Enthusiasmus über das Gesehene Ausdruck zu geben, als mir meine Freundin mit sehr ernstem Gesicht bedeutete, ich solle doch bedenken, ob es menschenmöglich sei, daß eine so schöne Frau, wie die Signora Attilia, Witwe und alleinsehend und wohnend, brav und unbescholten sein könne in Italien und einer Stadt wie Florenz.

Solche Zweifel waren mir nun nicht im entferntesten gekommen, aber es gelang mir vor der Hand nicht, meine Freundin in ihrem moralischen Eifer und Mißtrauen zu erschüttern. Erst als wir noch verschiedene andere Privatpensionen besichtigt und nirgend auch nur annähernd gefunden hatten, was bei der Signora Attilia, abgesehen von den, trotz der Billigkeit der dortigen Wohnungs- und Lebensmittelpreise, horrenden Forderungen, und nachdem uns auch unsere Freundin, die Freskomaferin, auf unser nochmaliges Anfragen versichert hatte, daß der Ruf Frau Attilias gewiß tadellos sei, entschloß sich auch meine Freundin Ensaune zur Annahme, wenigleich mit dem festen Vorfaß, ein wachsames Auge haben zu wollen auf die im besten Fall natürlich leichtsinnige Italienerin.

Gleich folgenden Tages siedelten wir zu ihr über und nun begann ein wirklich allerliebstes Leben. — Es war gerade das, was ich in meiner momentanen Welterschmerzstimmung brauchte, wie ich erst in späteren Jahren mit noch gereifterem Blick dankbar einjah. Es war ein wohlthätiges geistiges Vegetieren in der leichten italienischen Luft, unter dem meine Seele Zeit fand, im stillen zu erstarren und für andere, ernstere Führungen und Wege tauglich zu werden.

Mit der Signora Attilia in Streit zu geraten, wäre nicht gut möglich gewesen. Sie war wie ein Sommertag im Mai, stets von der gleichmäßigsten, lieblichsten, wohl-

thwendigen, sonntäglichen Gemüthsart; Launen oder Mißstimmungen schienen ihrem harmonischen Wesen etwas ganz Unbekanntes zu sein.

Dazu war ihr kleines Hauswesen wirklich so musterhaft geführt, wie es kaum bei der geriebesten, abgeheftesten norddeutschen Hausfrau sein könnte. Sie hatte eine ausgezeichnete „donna di servizio“, die des Morgens kam, den Tag durch das Nötige besorgte und mittags oder abends früh wieder heimging. Sie hieß Appolonia und war von so ausgesuchter Höflichkeit, wie ihre Herrin schön war. Wenn sie italienische Schauerromane las, was oft vorkam, war man in Versuchung, seine Ohren ebenso fest zuzustopfen, wie weiland Ulysses vor dem Sirenenesang, aber ans umgekehrten Grübeln.

Am Morgen erschien die Signora Attilia nicht übermäßig früh, aber dafür um so rosiger gestimmt. Sie rief dann ausgelaut: „Appo . . . ! cola . . . !“ von ihr improvisierte Abkürzung für „Appolonia, colazione!“ (App., das Frühstück!) worauf dieses erschien und wir uns gemeinsam zu Tisch setzten. Hierauf half dann die Signora Attilia der Magd tüchtig, auch am Waschfaß stand sie selber mit ihrer ganzen königlichen Haltung und majestätischen Erscheinung, nicht jedoch, ohne ihre kleinen weißen Hände vor den Unbitben der Arbeit durch weiße baumwollene Handschuhe, wie sie die Kutcher tragen und die immer frisch und sauber aussehen, zu schützen. — Auch das Mittag- und Abendessen nahmen wir zu dreien ein und wenn auch viele Gerichte, wie gebratene junge Lämmer, Braten mit Zucker gelocht, in Del gebadene Artischocken u. dgl., nicht ganz nach dem Geschmack unseres Gaumens waren, so war dagegen die Gegenwart unserer Wirtin die Würze des Mahles.

Die Unterhaltung wurde nun auf unseren Wunsch immer in italienischer Sprache geführt, da die Signora mit dem ganzen vollendeten Wohlklang der geborenen Toskanerin redete.

Es ging natürlich gar nicht lange, bis wir ihre ganze Lebensgeschichte wußten, denn ihre naive Offenherzigkeit war oft erstaunlich, ja man möchte sagen, haarsträubend.

Sie war auf dem Lande, in der Toskana, als Tochter eines Landwirthes geboren, hatte die Mutter früh verloren und war im Kloster erzogen worden. Von dort mußte sie allerlei lustige Anekdoten zu berichten, sprach aber nur mit Hochachtung und Verehrung von den „suore“ (Schwestern), die sie erzogen hatten. Nach siebenjährigem Aufenthalt hinter den Klostermauern war sie als heiratsfähige Jungfrau ans Licht gekommen und da sie ziemlich vermöglich und ganz auffallend hübsch war, hatte es ihr an Bewerbern nicht gefehlt. Sie hatte vierunddreißig Heiratsanträge, wie sie sagte, und unter all den Kandidaten wählte sie den denkbar Schlimmsten. Rafaello Giovani hieß der Jüngling und schön war er wie ein Erzengel, aber sittenlos und lasterhaft wie ein Teufel. Er quälte seine junge Frau auf die raffinierteste Art, aber gewissermaßen aus Liebe, gleichsam um sich seines unumschränkten Eigentumsrechtes über das schöne Geschöpf recht bewußt zu werden. Ging er mit ihr spazieren, so fragte er sie, wohin sie gehen möchte, aber nur, um sie dann in entgegengesetzter Richtung zu führen u. dgl. Das Bermögen der Frau war bald dahin. Endlich scheint er halb verrückt geworden zu sein; eines Nachts zwang er sie, aufzustehen, sich als Priester zu verkleiden und seine Beichte anzuhören, was wohl für einen fremden Diener der Kirche nicht leicht gewesen wäre, für seine junge Frau aber schrecklich sein mußte. Schließlich wurde er infolge seiner Ausschweifungen schwindsüchtig und sie mußte mit dem todkranken Mann von Zimmer zu Zimmer ziehen — eine eigentliche Wohnung zu nehmen, war schon längst unmöglich — weil sie die Miete nie mehr bezahlen konnten. Aber jedesmal, wenn sie eines der Schauderhörtchen ihres Rafaello zum Besten gab, schloß sie mit den Worten: „Ma pero ci voleramo un gran bene!“ (Wir waren uns aber doch sehr gut.)

Nach seinem Tode blieb sie mit fünf Frauen in der Tasche, ohne Hausrat oder irgend etwas von Geldeswert zurück. Kinder hatte sie keine mehr, alle vier, die sie gehabt, waren gleich nach der Geburt gestorben. Ein Offizier, der im gleichen Hause

wohnte, machte ihr sogleich einen Heiratsantrag; sie nahm ihn indessen nicht an, sondern dafür die schon erwähnte Stelle als Gesellschafterin bei der Gräfin Mantoussel.

Diese war eine ganz verwachsene, sehr häßliche Dame und wenn die beiden ungleichen Frauen sich irgendwo öffentlich zeigten, erregten sie sofort beides, Spott und Galanterie. Indessen setzte sich die Gräfin darüber hinweg, wohl weil ihr das sonnige Gemüt ihrer Gesellschafterin so wohl that, daß sie gerne dafür etwas in den Kauf nahm. Sie bereiste mit ihr fast ganz Italien und Frankreich und aus dieser Zeit hauptsächlich hatte die Signora Attilia ihre Bildung und auch die Kenntnis des Französischen.

Außer den Stunden, die wir der Arbeit widmeten im Atelier der Malerin, verbrachten wir fast unsere ganze Zeit in Gesellschaft unserer liebenswürdigen Wirtin, hauptsächlich die Nachmittage, wo sie fast ausschließlich häkelte, wenn man nicht ausging und die Abende, wo wir gewöhnlich zusammen ein Domino spielten. An warmen Tagen saßen wir auch auf dem „terrazzino“, einer zwar stark zwischen Häusern manern eingeklemmten Tanne, die eben der Lieblingsaufenthaltort Attilias war, denn sie hatte dort ihren sog. Garten. Blümen jeder Art pflegte sie aus Samen zu erziehen, stundenlang konnte sie sich bücken, um ihre Lieblinge zu pflegen und ein Limonenbäumchen mit zwei reisenden Limonen behangen war ihr Stolz und ihre täglich sich erneuernde Herzensfreude.

Fast zusehends war es der Signora gelungen, meine Freundin Susanne zu verzaubern. Als ob sie der letzteren verdächtigende Gedanken erraten hätte, erzählte sie einmal, wie sie wohl die Kurmacher sich nicht ganz vom Leibe habe halten können, seit sie allein wohne, doch habe sie die Methode besolgt, sobald ein solcher Besuch gekommen sei, Thüren und Fenster weit zu öffnen und so gewissermaßen die Nachbarn zum Beobachten und zu Wächtern einzuladen und zu bestellen. Sie habe übrigens in ihrem Leben nie Neigung zu einem „amore illegittimo“ (unrechtmäßige Liebe) gehabt, was sie aber gar nicht als Tugend etwa rühmen wollte, sondern nur als eine ihr anhaftende Eigentümlichkeit.

Nach einigen Wochen war meine Freundin fast noch mehr entzückt von ihr, als ich. Sie fing an, sie zu bemuttern, obschon die Signora mindestens so alt war, wie sie selber, ja sie begann sogar, etwas allzu heftige Befehrungsversuche mit ihr vorzunehmen, beidem aber unterzog sich die Signora mit wirklich reizender Liebenswürdigkeit.

Ein Genuß ohne gleichen war es, in ihrem Begleit die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu betrachten. Sie kannte alles recht gut und hatte den angeborenen Kunstsin ihrer Rasse. So besuchten wir mit ihr alle die Gemäldegalerien in den Uffizi, im Palazzo Pitti, täglich führte uns der Weg ohnehin durch die offene Halle der Loggia dei Lanzi, wo die prachtvollsten Schöpfungen der Plastik zu jedermanns Genuß angepflanzt sind, am Palazzo vecchio, dem ehrwürdigen Rathause der alten ruhmvollen Republik und dem mittelalterlichen Gedeckten Ponte vecchio vorüber. Wir waren viel in den öffentlichen Gärten, im Giardino Boboli, in den Cascinen, der waldigen Halbinsel am Arno, der reizendsten Promenade der Welt, wo die elegante Welt sich Rendezvons zu geben pflegte. Wir alte Mädchen, meine Freundin Susanne und ich, waren immer am liebsten gegangen in den Stunden, wo der Park einsam lag, während unsere Wirtin fürs Leben gern das rege Treiben in der Promadenzeit, alle die 4—12-spännigen Staatskarossen und die „contini“ und „baronesse“, die dort ihre Schönheit und ihren Luxus spazieren führten, mit ansah.

Und erst Fiesole, hoch oben auf der cypressenbeschatteten Höhe, die alte Römerfestung, von der man den beräuschenden Fernsicht hat hinunter ins Arnothal und die „Blumenstadt“ mit ihren Hunderten von Türmen und Kuppeln und hinüber auf die ölbaumbewachsenen, silberschimmernden Hügel! O Fiesole! Welch ein Duft, Welch ein Zauber, Welch ein Entzücken umgiebt dich noch jetzt in meiner Erinnerung!

Sodann besuchten wir natürlich die Kirchen, den Dom, San Marco, Santa Maria Novella und Santa Croce mit ihrem unterirdischen Kreuzgang, der Grabstätte so mancher

irdischen Größe. Natürlich erwiesen wir, pietätvoll wie sich gebührt, den Grabmalern eines Dante, Michelangelo, Alfieri u. unsere erste Ehre, aber daneben festelten viele andere Denkmäler mit oft sehr merkwürdigen Inschriften noch mehr unsere Reue. Recht kennzeichnend für das italienische Wesen mit seinem doch oft recht schalen und an der Stätte des Todes und der Verwesung fast fragenhaft anmutenden Kultus der körperlichen Schönheit schien uns die Grabchrift zu sein, die zärtliche, jedenfalls hochgestellte Eltern ihrem Kinde gegeben.

„Hier schläft im Frieden — hieß es — das schönste Kind, das je gesehen wurde; es war das Erstaunen aller und die Mütter sahen es mit Neid, nicht ahnend, daß es Gott nur neun Monate den Küssen seiner unglücklichen Eltern Fabio und Glorinda Marchi, die stets mit Liebe und Sehnsucht seiner gedenken werden, lassen werde. — Lebe wohl, Giulio, lebe wohl, wir werden nie vergessen, daß du auf die Welt kamst, unsere Hochzeit fröhlich zu machen.“ —

Wir hatten inzwischen auch angefangen, Italienisch-Unterricht zu nehmen bei einem Lehrer, namens Venelli, der in seinem Fach tüchtig, ein Kenner der Landesliteratur, ja sogar selber ein Dichter war und ein wundervolles Italienisch sprach. Er war ein schöner, noch jüngerer Mann, der eine noch schönere Frau und ein Kind mit einem faden Puppengesichtchen hatte. Er hatte dem Kind, das er mit Affensiebe liebte, nach der Heldin eines Gedichtes von Giusti den ungewöhnlichen Namen Julia gegeben und die Kleine war abgerichtet, zu antworten, wenn man sie nach ihrem Namen fragte: „Julia Venelli, buona sì, ma bella no“ (gut, aber nicht schön), was sie natürlich besonders unförmlich machte. Unser Maestro behandelte uns mit der ausgefuchtesten Galanterie, widmete uns gewöhnlich einen ganzen Vormittag, was er übrigens schon durfte für den Preis von acht Franken, die wir für die Lektion bezahlten, und begleitete uns stets nach Hause. Unzählige Male versprach er dabei, uns sofort durch seinen Diener den Schlüssel zu seiner Theaterloge für die abendliche Vorstellung senden zu wollen, natürlich wußten wir aber längst, daß weder das eine, noch das andere, nämlich weder ein Diener, noch ein Logenschlüssel in seinem Besitz war. Etwas mehr Glauben machte er uns, wenn er uns, was in sehr kurzen Zwischenräumen zu geschehen pflegte, anzeigte, daß er sich erlauben werde, das Honorar für die Stunden bei uns abholen zu lassen. Er neigte sich dabei gewöhnlich zärtlich zu meiner Freundin und flüsterte ihr ins Ohr, worüber ich anfangs ganz verblüfft wurde. Seine Häuslichkeit war sehr ungemüthlich und ärmlich, und außer dem Zimmer, wo wir den Unterricht nahmen, und das besonders durch eine große Zahl Farbendruckbilder, die meistens nur etwas dürftig bekleidete Frauengestalten darstellten, glänzte, war wohl kein Raum wohnlich ausgestattet.

Unsere Attilia konnte den Maestro nicht leiden und jedenfalls nicht ohne Grund, denn seine moralische Führung ließ zweifelsohne zu wünschen übrig.

Dagegen lernten wir dann auch ihren Bekanntenkreis nach und nach kennen. Da war erstens die „Signorina Sternberg“, eine junge deutsche Gouvernante, die 28 Jahre alt war, aber ausjah wie 18. Sie hatte einmal kurze Zeit bei der Signora Attilia gewohnt und damals, als ein Neuling in italienischen Verhältnissen, ein Inserat in die Zeitung einrichten lassen, wonach eine junge Deutsche italienische Stunden zu nehmen wünschte und zum Entgelt deutschen Unterricht zu geben versprach. Dieses Inserat erregte ein ganz ungeheures Aufsehen unter der Männerwelt, alle wollten sie bei der sympathischen jungen Deutschen Stunden geben und bekommen, und zwei Tage lang tönte die Hausglocke der Signora Attilia fast fortwährend. Die junge Deutsche sah nun das Unpassende ihres Vorgehens ein, wählte aber gleichwohl unter den vielen Bewerbern einen aus, der sich dann in der Folge auch natürlich in sie verliebte und fortan stets zu ihrem Kometenschweif von Verehrern gehörte. Zu unserer Zeit war sie in einer jüdischen Familie Gouvernante, sah immer recht poetisch und liebreizend aus mit der nie fehlenden Kamelie im blonden, welligen Haar, ihre Sprachstudien schienen aber nur einen

schwachen Erfolg gehabt zu haben, denn sie sprach ein schauerhaftes Italienisch, was sie aber nicht verhinderte, recht viel zu reden.

Sodann war darunter ein gewisser junger Advokat, Mansoni mit Namen, der ganz nur Auge zu sein schien, denn außer den Augen war alles an ihm, besonders Hände und Füße, unbeschreiblich winzig. Er behauptete „schrecklich zu sein in der Liebe“; er ließ daher einer ganzen Reihe von jungen Damen indirekt sagen, sie möchten ihm nicht zürnen, wenn er sich ihnen nicht nahe, wenn er sich verliebe, sei er zu schrecklich. Vielleicht hatte er, weil er sich in so respektvoller Entfernung hielt, eine so gute Meinung von den Frauen, daß er einmal, als man gerade vom Glauben sprach, zu Susanne gewandt, mit Pathos erklären konnte: „Io credo alle donne!“ (Ich glaube an die Frauen.) Er meinte natürlich, damit etwas großartig Schönes gesagt zu haben, und machte ein ziemlich lauges Gesicht, als ihm meine Freundin, ohne ein Wort zu antworten, verächtlich den Rücken drehte.

Ferner erschien bisweilen sein Freund, ein „Professore Fontanelli“, der in jedem Satz dreimal „dico“ (sagt er u.) brachte, und der ein Bewerber der Signora Attilia war, aber ein hoffnungsloser, wie er selber jedesmal mit resigniertem Schmerzensausdruck konstatierte. Er gedieh aber dabei doch recht gut. Seine Schwester, ein alterndes Fräulein, das sich wie wir der Malerei widmete, pflegte und hegte ihn liebevoll, und er sie.

Eudlich war noch eine Gräfin Ginevra auf dem Schanplatz, ein wirkliches vornehmes Kuriosum. Außer ihrem Titel hatte sie gar nichts, auch weder Gestalt noch Schöne. Sie lebte aus einer Art „Kindergarten“, aber erst seit einigen Monaten, trug sehr pompöse Schlepptücher und man sagte von ihr, daß sie jeden Abend vor dem Schlafengehen an ihrem Marterkasten von Klavier sitze und mit gewissermaßen thränen-erstickter Stimme singe:

»Il mio cor ha bisogno di pianto,  
Come il pesce ha bisogno del mar.«

(Mein Herz bedarf der Thränen,  
Der Fisch bedarf des Meers.)

Alle diese italienischen Persönlichkeiten schienen mir einigermaßen den Ausdruck meines Bruders zu rechtfertigen, daß das heutige Volk jenseits der Alpen eine „geringe Rasse“ sei. Unter ihnen war unsere frische, naive, gutherzige, unblasierte Attilia wie eine Rose unter den Dornen. Wir schlossen sie denn auch immer mehr in unser Herz ein.

Um so mehr erschraf ich, als eines schönen Morgens meine Freundin Susanne mit tragisch geheimnisvoller Miene in mein Zimmer kam, niedersank, weinend ihr Haupt verhielte und in die Worte ausbrach: „Was habe ich immer gesagt? Nun ist's am Tag, daß ich recht hatte! Natürlich, wie sollte eine schöne Frau wie sie in so viel Gefahren fest bleiben können!“ Und wieder weinte sie schmerzlich in ihr Taschentuch hinein.

Ich war bestürzt; natürlich merkte ich sogleich, daß die Klagen meiner Freundin unserer lieben Attilia galten, aber erst nach und nach brachte ich heraus, was eigentlich los sei. Ich erfuhr, daß meine Freundin gestern Abend spät nochmals ihr Zimmer verlassen habe, und da sei es ihr gewesen, sie höre Stimmen aus dem salotto Frau Attilias, und zwar eine Männerstimme. Da sei sie denn näher gegangen, und da die Thüre halb offen stand und das Zimmer erleuchtet war, der Flur aber dunkel, habe sie deutlich gesehen, daß ein Mann bei unserer Wirtin gesessen. Er habe ihr den Rücken gedreht, sein Gesicht habe sie nicht sehen können, aber das bleibe sich gleich, etwas Schiefes sei es ohnehin, einen Bruder z. B. würde sie ja natürlich am Tag empfangen können.

Ich war selber schmerzlich betroffen, es ist so traurig, wenn der fröhliche Glaube an einen Menschen plötzlich einen Stoß bekommt. Wir verabredeten nun, zuwarten,



vielleicht werde uns Attilia von selber eine Aufklärung geben, wo nicht, so wollten wir sie zur Rede stellen.

Der Tag wurde sehr ungemütlich; stumm und zurückhaltend saßen wir ihr gegenüber, der geheimnisvolle Mann war zwischen uns. Die Signora verkehrte auch nicht so unbefangenen mit uns wie sonst und studierte offenbar über unser verändertes Benehmen, doch sagte sie kein Wort. Endlich gegen Abend hielt es meine Freundin nicht mehr aus, sie benutzte eine kleine Abwesenheit Frau Attilias, ging ihr nach und verlangte in leidenschaftlichen Worten eine Erklärung. Diese ward ihr denn auch, und nachher wurde auch ich ins Geheimnis eingeweiht. Die Signora Attilia dankte uns für unsere Offenheit und erzählte: Es sei ein französischer Professor, Valentin Clerc, ein geborener Badtländer, bei ihr in Pension gewesen, und sie liebten sich, ja, es sei wahr, sie liebten sich sehr; er sei ein braver, braver Mann — und fromm, behauptete sie, denn sie wußte, daß sie damit den größten Eindruck auf uns machen würde. Ihrer Verbindung stehe die Mutter des Geliebten im Wege, die nicht wolle, daß er eine Witve und eine Katholikin heirate, und Valentino sei so gut, so gut, daß er seine Mutter nicht betrüben wolle. Natürlich sei er sofort aus ihrem Hause gezogen, als sie gemerkt hätten, wie es um ihre Herzen stehe. Allerdings habe er ihr auch ein wenig gezürnt, denn sie habe nicht umhin gekonnt, einige Briefe seiner Mutter heimlich zu öffnen; sie habe doch wissen müssen, was über sie verhandelt werde. Schließlich habe er es denn gemerkt. Nun, sie habe das gebeichtet und alle die bösen Gedanken gegen die Schwiegermutter, die Sache sei also eigentlich wieder in Ordnung. Zwei Jahre hätten sie sich gar nicht mehr gesehen, aber vor etwa zehn Tagen habe sie ihn auf der Straße angetroffen und zu ihrem Schrecken gesehen, daß er mager geworden sei, ganz entseßlich mager; die Backenknochen stehen ihm so heraus. Dabei zog Frau Attilia das Fleisch von ihren runden Wangen möglichst weg, um uns ein annäherndes Bild von der Magerkeit ihres unglücklichen Geliebten zu geben. Und kurz, nach dieser Begegnung sei es um beider Festigkeit und Entfugungsfähigkeit geschehen gewesen und er sei gestern Abend zum erstenmal wieder gekommen und habe nun im Sinn, aufs neue an seine Mutter zu schreiben. Er werde auch heute noch erscheinen und dann wolle sie ihn, da ja die Sache doch nun offenbar geworden, auch „den Damen“ vorstellen.

Das geschah denn auch. Wir fanden in Herrn Clerc, der „professore della lingua francese“, zu deutsch: französischer Lehrer war und neben Privatstunden gute Stellen am Collegio militare und der Scuola normale hatte, einen kleineren Mann mit einem langen roten Barte, der das Auffallendste an ihm war, starker Glaxe, wasserblauen Augen, einem langen blassen Gesicht und Händen, die durch chronische Frostbeulen stark verunziert waren. Auf den ersten Blick sah man ihm die von Frau Attilia gerühmte Brautheit und Rechtschaffenheit wirklich an; er war außerdem von solch pedantischer, kleinlicher, aber durch und durch ehrlicher, wohlmeinender Art und so schauderhaft langweilig, daß man es schwer begriff, wie diese Frau sich in ihn hatte verlieben können. Denn sie war wirklich aufrichtig in ihn verliebt. Es war wohl der Gegensatz von ihrem ersten Mann, der sie anzog, gewissermaßen also eine Reaktion.

Herr Clerc war Protestant und wie wir bald merkten, wirklich durchaus kein Spötter oder Ungläubiger, sondern wohlgefinnt. Daß er gleichwohl daran dachte, eine leichtlebige Katholikin zu heiraten, war wohl eben einestheils in der Zauberwelt der Kontrafte begründet, andererseits besaß ja Frau Attilia neben ihrer bestrickenden Naturanlage doch auch solide Eigenschaften. Herr Clerc war 40 Jahre alt, zwei Jahre jünger als sie, aber kein Mensch hätte das geahnt.

Von nun an kam er etwa zwei Wochen lang ziemlich regelmäßig des Abends, wenn wir noch alle beisammen waren, und nahm an unserer Dominopartie teil, was er mit großem Ernst that, wie alles, was er vornahm. Wenn er verlor, erging er sich immer in langen Erklärungen, warum das Spiel diese unglückliche Wendung genommen habe. Daneben hatte er drei stereotype Gesprächshemata; das eine bildete die Unge-

schicklichkeit seiner Schüler an der Scuola normale, das andere die große Hitze, die im Sommer in Florenz herrsche, und das dritte seine „geloni“ (Frostbeulen). Wir wußten die Reihenfolge schon so gut, daß meine Freundin Susanne mich mit dem Fuß unter dem Tisch anzustoßen pflegte, wenn wieder das folgende kam.

Frau Attilia war jetzt in „high spirits“ und überbot sich selber an Liebenswürdigkeit gegen alle Menschen, gegen jeden Blumenverkäufer und Droschkentritscher, der uns mit seinem „vuole Madame?“ auf der Straße aufdringlich nachfuhr, hauptsächlich aber gegen uns, denn sie war uns dankbar, daß wir die Gesellschaft ihres Geliebten duldeten und dadurch gewissermaßen das Verhältnis sanktionierten. Sie nannte ihn in ihrer etwas übermütigen Laune meist nur „il carottino“ (die Carotte), Zusammenziehung von caro Tino, letzteres die Abkürzung von Valentino, und dieser Name paßte wirklich ausgezeichnet auf seine ganze Erscheinung.

Im stillen wunderte ich mich schon lange, daß meine Freundin Susanne sich so ruhig in die Sachlage ergab, denn ich wußte ja, daß sie eine ziemlich ausgesprochene Männerfeindin war; ich schloß daraus nur auf die Größe des Zanbers, den Frau Attilia auf sie ausübte, und des guten Eindrucks, den der ehrliche Herr Clerc auf sie gemacht hatte.

Indessen sollte es doch nicht immer ganz so bleiben. Nach und nach bemerkte ich, daß sie aufing, unsere Virtin zu bearbeiten; sie suchte sie zu bestimmen, überhaupt nicht wieder zu heiraten. Herr Clerc griff sie zwar nicht speciell an, ließ aber durchblicken, daß ihn möglicherweise doch auch das Interesse leiten könnte, in ein behagliches Nest mühelos sich hineinsetzen zu können.

Anfangs machten die Vorstellungen auf die Signora keinen großen Eindruck, allmählich aber, als sie mit großer Beharrlichkeit fortgeführt wurden, setzte sich in ihr, die unmöglich glauben konnte, daß eine Frau eine andere vom Heiraten abhalten wolle, außer weil sie den betreffenden Mann gerne selber hätte, die Idee fest, meine Freundin Susanne sei in den guten Herrn Clerc verliebt.

Eines Morgens, als ich ruhig und ahnungslos in meinem Zimmer saß, stürzte denn auch plötzlich Frau Attilia herein im Frisiermantel, mit aufgelösten Haaren, denn sie kam gerade vom Toilettentisch.

„Qu'elle le preenne, qu'elle le preenne!“ rief sie leidenschaftlich, in Thränen ausbrechend, „pourvuqu'elle le rende heureuse!“

Ich sah zuerst etwas verdutzt daren, begriff aber bald, daß sie eben wieder von meiner Freundin in der bewußten Angelegenheit und auf französisch war bearbeitet worden. Ich suchte die Erregte zu beruhigen, was mir auch nach einiger Zeit gelang. Doch kostete es wirklich Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß ihre edle Entfugung unnötig sei, und daß meine Freundin Susanne mit ihren Millionen, die Genfer Aristokratin mit ihrer feinen Bildung keineswegs auf den armen waldländischen Sprachlehrer spekuliere, was um so schwerer war, ihr beizubringen, als ich die Sachen natürlich nicht so unverblümt herauszusagen und beim rechten Namen nennen durfte. Doch rebete ich ihr zu, der Sache womöglich einmal ein Ende zu machen und den langsamen und schwerfälligen Herrn Clerc zum entscheidenden Schritt zu veranlassen, was ihr sehr einleuchtete. Am Abend wollte sie es probieren und ich versprach ihr, dafür zu sorgen, daß sie ungestört mit ihm allein sein könne.

Alein der Erfolg war kein guter, sie überwarfen sich im Gegenteil; Herr Clerc hatte noch keine Antwort von seiner Mutter erhalten und ohne diese wollte er nicht in dem gewünschten Sinne vorgehen. Darauf wurde Frau Attilia zornig, was ich teilweise begreifen konnte, und warf ihm vor, er liebe sie nicht recht.

Ganz niedergedonnert sei er fortgegangen; natürlich gelobte er, nie eine andere zu heiraten, aber erschüttern ließ er sich nicht in seiner kindlichen Pietät. —

Jetzt hatten Attilia und Susanne zusammen eine dicke Freundschaft und ich merkte oft, wie sie zusammen über die Männer im allgemeinen und über den armen Herrn

Clere im besonderen schimpften, aber der ersteren war nicht wohl dabei, das sah ich gut, wenn sie auch ihre ganze Selbstbeherrschung aufbot, um ihre alte gute Laune zu zeigen.

Inzwischen nahte das Osterfest, diesmal schon im März, und ganz Florenz verwandelte sich in ein Blumenmeer. In allen Straßen, auf allen Plätzen waren die zarten Kinder des südlichen Frühlings, Kamelien, Hyacinthen, Veilchen, Rosen, Orangen- und Citronenblüten, aufgeschichtet, Blumenverkäufer und Verkäuferinnen, junge und alte, häßliche und liebreizende boten den Inhalt ihres Korbes, den sie auf dem Kopfe trugen, fast unverkämmt zudringlich, aber um ein Spottgeld feil und schier betäubend war der Duft auf dem eigentlichen Blumenmarkte. Das war ein glühendes, warmes Leben, wie es auf uns Fremde fast aufregend wirkte. Und erst die Kirchen in der Karwoche, als man die sog. „sepolcri“ (Gräber) rüstete und das Schiff jeder Kirche sozusagen ein einziger Blumenhügel wurde, der das Grab Christi vorstellen sollte und an dem die Andächtigen knieend beteten. Und dann die große Messe im Dom, an deren Schluß alle anwesenden Knaben und Mädlein mit Ruten, die sie in der Hand trugen, den Boden schlugen, um die 666 Peitschenhiebe, die den Herrn in seiner Marter getroffen hätten, zu versinnbildlichen!

Auch feurige Kapuzinerpredigten waren in den Nachmittagsstunden in der Markuskirche zu hören, wobei die emancipierten Engländerinnen, an denen die Stadt so reich ist, ebenso stark vertreten waren, wie die florentinischen Damen in ihren malerischen Schleiern.

Endlich kam dann noch das Fliegen der „colombina“ (Taube), eine Ceremonie, deren Symbolik mir leider entfallen ist. Es war dazu vom Dom zu der benachbarten Taufkapelle ein Draht gespannt, auf dem ein taubenähnliches Vogelgebilde hinübergleiten mußte. Kam es glücklich hinüber, so bedeutete es ein gutes Jahr, im gegenteiligen Fall ein schlechtes. Eine zahllose Menschenmenge aus allen Ständen folgte mit reger Teilnahme dem kindlichen Schauspiel, mir aber wurde schlecht in dem Gedränge und man mußte mich in einem Fiaker heimtransportieren.

Am Nachmittag des gleichen Tages, als wir gerade gemüthlich beisammen saßen, wurde heftig an die Thür geklopft. Frau Attilia öffnete und es erschien ein Priester im vollen Ornat, begleitet von einem Chortnaben mit dem Weihwasserbecken und Wedel in der Hand.

„Ach guten Tag, Signor . . . . sotto-curato (Unterpfarrer) nicht wahr?“ begrüßte ihn Frau Attilia in ihrer gewohnten strahlenden Weise.

Der Priester hob drohend und lachend zugleich den Finger. „Come, sotto-curato! No, no, per Baco, — curato!“ (Was Unterpfarrer! Nein, nein, beim Bacchus, — Pfarrer!) antwortete er. Hierauf ging er durch alle Räume und während er Gebete murmelte, bespritzte der Knabe mit seinem Weihwasserwedel Wände und Möbel, um die bösen Geister zu vertreiben.

Das joviale, recht gemüthliche Gesicht des Pfarrers that es unserer Wirtin an und beim Abschied meinte sie:

„Sie gefallen mir, Signor curato, ich werde bei Ihnen zur Beichte kommen,“ was er mit Befriedigung hörte.

Am folgenden Morgen nüchtern ging sie denn auch wirklich und kam recht vergnügt zurück; sie habe fast nichts zu beichten gehabt und müsse nur zwei Vaterunser täglich beten, vertraute sie mir, denn mir gegenüber gab sie sich ganz wie sie wirklich war, während sie meine Freundin Susanne etwas schenkte, aber doch, wie ich glaube, mehr liebte, als mich.

Am Ende der Cascinen, da wo sie als schmale, spitz zulaufende Landzunge aufhören und der Arno sich mit einem anderen unbedeutenderen Flüsschen vereinigt, steht ein auch für Florenz auffallendes Denkmal: die aus bunt bemaltem Marmor aufgeführte

lebensgroße Büste eines indischen Prinzen. Derselbe war krank nach Florenz gekommen, dort gestorben und ob er an dieser Stelle verbrannt oder begraben worden, weiß ich nicht gewiß, aber jedenfalls ist sein wirkliches Bildnis, ein sanftes, schönes, braunes Kindesgesicht, dort verwewigt.

Nun brachte uns Ostern, in den letzten Tagen des März, das florentinische Tagesblatt die Notiz, daß wieder ein indischer Fürst, der auf der Löwenjagd verwundet worden, seine Ankunft angezeigt habe. Einige Tage später wurde man benachrichtigt, daß er angekommen sei, wo er abgestiegen sei, welche indische Hoheiten in seinem Gefolge seien u. s. w. u. s. w. Schon tags darauf aber hieß es, der indische Prinz sei leider seinen schweren Wunden bereits erlegen und werde, wie es der brahmanische Ritus verlange, am Zusammenfluß zweier Flüsse, also in den Cascinen, auf der Stelle, wo das Denkmal seines unglücklichen Landsmannes stehe, auf offeuem Scheiterhaufen verbrannt werden und zwar in der Nacht vom 31. März auf den 1. April, 12 Uhr 13 Minute; einer ebenfalls in den Religionsgebräuchen begründeten Stunde. Es waren zum voraus alle die geheimnisvollen feierlichen Ceremonien, die dabei nach den indischen Gebräuchen in Anwendung kommen würden, auf das eingehendste geschildert und uns, wie wahrscheinlich noch vielen anderen, wässerte der Mund nach einem so seltsamen Schauspiel, das zu sehen man wohl nur einmal im Leben Gelegenheit haben würde.

Wir beschloßen also, hinzugehen, wir drei Frauen allein, denn Herr Clerc, der uns als Begleiter nun freilich nützlich gewesen wäre, war ja verbrannt und Frau Attilia that ihr Möglichstes, gar kein Verlangen nach ihm durchblicken zu lassen. Außerdem hatte sie sich von unserem selbständigen Auftreten etwas anstecken lassen und ihre italienische Schen vor dem Ausgehen ohne Männerbegleitung ziemlich abgelegt.

Es war zwar eine ziemlich stürmische Nacht. Feste Windstöße erhoben sich von Zeit zu Zeit und dazwischen fiel ein feiner, kalter, ungemüthlicher Regen. Wiederholt eilte Frau Attilia auf die Terrasse, um zu sehen, ob nicht ein Windstoß eine ihrer sorglich geschützten Limonen abgeschüttelt hätte. Wir ließen uns aber dennoch nicht von unserem Vorhaben abbringen, umsoehr, als Omnibusse angekündigt gewesen waren, die allfällige Schaustafel von Luig'Arno an aus Ende der Cascinen bringen würden.

Die späteren Abendstunden bis nach 11 Uhr vergingen uns schnell und gemüthlich bei einer Tasse Thee mit Wein und dem gewöhnlichen Domino. Dann machten wir uns auf den Weg.

Einen Omnibus erblickten wir zwar nicht, nur an der letzten Ecke Lung'Arno stand trotz der späten Stunde noch der alte blinde Bündholzhandler mit seinem Kasten und murmelte sein ewiges, eintöniges: „fiammiferi! fiammiferi!“

Sofort legte ihm mitleidig einen Geldschein in die Hand und wir zogen weiter in der Annahme, die Wagen seien schon abgefahren. Hinter und vor uns waren denn auch noch andere Fußgänger, meistens jedoch Herren, wie wir nicht zu unserer Freude wahrnahmen. Die Nacht war dunkel und nicht wie sonst meistens in dem schönen Klima warf die Mondesfichel silberne Lichter auf die Wellen des Stromes. Als wir an den dunkelsten Baumgruppen des Parks vorbeigingen, wurde uns fast heimlich und fast hielten wir uns alle drei am Arm.

Wie aber wurde uns zu Mute, als wir bemerkten, daß einige Herren uns folgten und bald verfolgten! Der hohe majestätische Wuchs Attilias mußte ihre Aufmerksamkeit erregt haben; unglücklicherweise ging sie zu äußerst auf der einen Seite, und nun umkreisten uns die Verfolger in der unverschämtesten Weise, immer bemüht, ihr ins Gesicht zu sehen, was auch natürlich gelang und sie zu Anrufen, wie „Bellina! Che begli occhi! (Was für schöne Augen!) Carina!“ u. s. w. veranlaßte. Hierauf versuchte der eine in toller Laune auch den Schleier Susannes zu heben, während die zwei anderen sich anschlieflich auf Attilias Seite hielten. Ich ging in der Mitte. Wir waren in der peinlichsten Lage, besflügelten unsere Schritte und suchten durch wütende Blicke die Gecken abzuschrecken, es half aber alles nichts. Ich fühlte, wie Susannes Arm zitterte und

mußte das Schlimmste von ihr gewärtigen, denn in der Aufregung war sie zu allem fähig, da, o Glück, plötzlich stürzte Attilia vorwärts, einem uns entgegenkommenden Mann entgegen:

„Valentino! o Tino, caro Tino!“ rief sie und warf die Arme um seinen Hals, während Susanne beinahe das gleiche gethan hätte, und unsere Verfolger verdufteten, wie von einem Windstoß fortgetragen.

Es war der gute, gute Herr Clerc, der uns mit seinem durch die Dunkelheit leuchtenden roten Bart wie ein Engel des Lichts erschien.

Er teilte uns mit, daß er nur unsertwegen hierher gekommen sei, denn er habe gedacht, wir ließen uns von der Zeitungsente fangen. Eine solche, ein schlechter Aprilscherz der Redaktion sei nämlich die ganze Sache, an der Geschichte vom indischen Prinzen und seiner Verbrennung sei kein wahres Wort. Er wollte uns nun wieder heim begleiten, wenn wir es erlaubten.

Ob wir es erlaubten! Attilia und Susanne hingen alle beide ganz hingebend an seinem Ketterarm. Er aber wandte sich an die erstere, zog einen Brief aus seiner Tasche und sagte:

„Um halb 10 Uhr diesen Abend habe ich einen Brief erhalten von meiner lieben alten Mutter. Sie hat sich nun überzeugen lassen, ist ganz einverstanden und giebt uns ihren Segen.“

Vierzehn Tage später wohnten wir noch der Hochzeit bei, die übrigens außer dem kirchlichen Akt nur durch ein einfaches Essen im traulichen Heim der Frau Attilia und nun auch ihres braven Mannes gefeiert wurde, zu dem die wenigen Bekannten eingeladen waren.

Die Signorina Sternberg sah poetischer aus als je und unterhielt die Tischgesellschaft durch ihre Mitteilungen über einen Roman, den sie zu schreiben gedente. Es kam darin nach ihrem Vorhaben keine einzige natürliche Figur, noch ein einziges normales Verhältnis vor und ich bemitleidete im stillen zum voraus jeden unglücklichen Leser.

Der junge Advokat Manzoni war aber gleichwohl entzückt davon und ließ der Verfasserin in spe nach der Hochzeit, wie ich aus sicheren Quellen weiß, seine gewöhnliche Botschaft von seiner Furchtbarkeit in der Liebe und seiner dahingegen Entfagung entbieten.

Die Gräfin Ginevra erschien in einer hellblauen Robe, mit deren Schleppe sie jeden Morgen ihren „Kindergarten“ zu kehren schien und die in höchst überflüssiger Weise ihren mageren, ungenügend gewaschenen Hals zur Geltung brachte. Sie sang uns zum Dessert:

„Il mio cuor ha bisogno di pianto,  
Come il pesce ha bisogno del mar!“

Der Professor Fontanelli schließlich hielt einen Toast, der folgendermaßen schloß:

„Gestern traf ich einen alten Bekannten auf der Straße. „Professor,“ sagte er, selber ein glücklicher Ehemann, „wann heiraten Sie denn endlich?“ sagte er. „Ach“, sag ich, „ich heirate überhaupt gar nicht,“ sag ich, „denn die Königin meines Herzens hat einen würdigeren Mann gefunden als mich,“ sag ich. Dieser würdige, rispettabile marito und die Königin meines Herzens: *Ervivano! Ervivano!*“

Kurz nachher verreisten meine Freundin und ich von Florenz und ich sah es seitdem nicht wieder. Alle in meinen Erinnerungen beteiligten Hauptpersonen leben aber noch. Erst vor kurzem hat mir die Signora Attilia ihr Bild geschickt; ewige Jugend scheint über sie ausgegossen; sie rückt nun auf die Sechziger, aber ihr Antlitz ist immer

noch, falls ihr der Photograph nicht in unverantwortlicher Weise geschmeichelt hat, das sonnige, schöne, jugendlich frische, das ich in der Erinnerung habe, ja, wie mir scheint, ist es nur feiner und geistiger geworden. Ihr Paar ist ungebleicht und ihre Gestalt ungebengt. Ihre Ehe ist eine ruhig-glückliche geworden, wie zu erwarten stand. — Leiden hat sie fast keine gehabt, trotzdem aber scheint mir aus ihren Briefen, daß sie tiefer, ernster geworden ist und am inneren Menschen, wahrscheinlich doch durch ihren verständigen, wohlgesinnten Mann, gewonnen hat. — Sie hat immer noch bessere „dozzinanti“, die nun in der auch über jeden Verdacht erhabenen, respectablen Familie noch lieber einkehren. Ihr Mann lebt seinen Stunden und sie scheinen dabei gute Geschäfte gemacht zu haben, wenigstens haben sie im Laufe der Zeit etwas außerhalb der Stadt in reizendster Lage eine allerliebste Villa gekauft, wo Frau Attilia zu ihrer geliebten Blumenzucht nun nicht bloß „un terrazzino“, sondern einen ganzen Garten hat. Jedes Jahr machen sie zusammen auch eine große Reise, besuchen regelmäßig alle Westausstellungen und sonst alle schönen Punkte Europas.

Meine Freundin Susanne und ich haben auch beide unsere Bestimmung gefunden. Beide haben wir nach und nach eingesehen, daß die Kunst allein, ebensowenig wie überhaupt eine Arbeit, die ihren Zweck nur in sich selber oder für die eigene Person hat, ein Frauenherz nicht auszufüllen vermag, sondern allein das Leben und Aufgehen in andere und für andere.

Susanne hat aus ihren Millionen eine großartige Besizung an der Riviera gekauft und dort ein Asyl für italienische Waisenkinder gegründet. Daneben treibt sie unter der armen, unwissenden Bevölkerung eifrig Mission und scheint Anklang zu finden.

Wir haben meine Mittel nicht so viel erlaubt, aber ich nenne doch ein Häuschen mein eigen an meinem heimischen See, und es ist nicht leer, sondern angefüllt mit Einsamen und Leidenden aller Art. Es ist Abend und soeben bin ich noch von Bett zu Bett gegangen, habe hier mit einem alten Weiblein den Abendsegel gebetet und dort ein Kissen nochmals geschüttelt, und nun gönne ich mir noch ein Stündchen der Ruhe und bin glücklich im Herzen über „meine große Familie“ und mein ausgefülltes Leben. —





## Monatschau.

### Politik.

Der Reichstag ist wiederum vom deutschen Kaiser in Person mit einer längeren Thronrede eröffnet worden. Dieses rückt, wie nicht anders zu erwarten war, die volkswirtschaftlichen und finanziellen Aufgaben in den Vordergrund, welche teils aus dem Bedarf an Geld für die neueste Militärvorlage hervorgehen, teils aus den Runderinnahmen, welche der Abschluß der Handelsverträge mit Oesterreich und Italien zur Folge hatte, und für welche Ersatz geschaffen werden muß. Zugleich wird die bekannte generelle Regelung der finanziellen Beziehungen zwischen Reich und Bundesstaaten geplant, da einstweilen die Budgets der letzteren durch den neuen Kurs in starke Zerrüttung geraten sind.

Man wird im allgemeinen den organisatorischen Plänen des Herrn Miquel nur zustimmen können. Die Bundesstaaten bedürfen nicht nur einer momentanen Entlastung, sondern sie müssen Bürgschaft haben, daß nicht plötzlich das Reich durch die partikularen Budgets einen Strich nach dem anderen macht. Allerdings läuft am letzten Ende die Regelung der Dinge nicht nur auf formale Kunststücke, sondern auf Geldbeschaffung hinaus, auf Erhaltung der bestehenden und Erschließung neuer Einnahmequellen, d. h. auf Anziehen der Steuerfchraube.

Ueber die neuen Projekte haben wir unser ceterum censeo oft genug ausgesprochen. Man sollte unseres Erachtens nicht nur Geld zusammenschlagen wollen, gleichviel wo es herkommt, sondern mit der Steuerreform die Socialreform auf das engste verbinden. Aber wer denkt noch an Socialreform? Zwei große Gruppen stehen sich gegenüber, die Vertreter des fiskalischen und die des kapitalistischen Interesses. Machen aber hier und da auch die Arbeiter ihr Interesse geltend, so thun sie es sicher in verkehrter Richtung. Das Interesse der Geschäftsleute und der Arbeiter kann mit dem Bedürfnis des Staates nur durch teilweise Verstaatlichung der Produktionsmittel vereinigt und versöhnt werden. Alles andere ist Palliativ und führt uns schließlich mehr in sociale Wirren hinein, als von ihnen ab. Gleichwohl — davon sind wir überzeugt — wird sich im Reichstag nicht eine einzige Stimme zu Gunsten einer Umgestaltung unseres wirtschaftlichen Lebens erheben. Und in der Regierung dominieren augenblicklich die Bureaucratie und der Altendeckel. Ideen, die der Bindfaden noch nicht umschleicht, haben bis auf weiteres keine Aussicht, an das Tageslicht zu kommen — es fehlt der Staatsmann, der die sociale Frage beherrschte und im stande wäre, mehr als laufende Nummern zu erledigen.

Aber auch vom rein fiskalischen Standpunkt aus sind wir nicht durchweg einverstanden. Wir beklagen es, daß die Regierung weit mehr mit Vorschlägen für neue Steuerquellen bei der Hand ist, als mit dem Streben, die alten zu erhalten. Nun ist aber durch frühere Handelsverträge mit Italien und Oesterreich schon viel Staatseinnahme aus der Hand gegeben; und jetzt sollen auch noch mit Rußland, Rumänien, Serbien und Spanien Abkommen getroffen werden, die einen Rückgang der Zollintraßen bringen werden. Es kommt hinzu, daß in allen diesen Fällen es wieder die Landwirtschaft ist, welche Opfer bringen soll, damit die Industrie stabile Verhältnisse bekommt. Die stabilen Verhältnisse allein können aber dem Handel und Gewerbe auch nichts nützen, wenn nicht der neue Vertrag auch die Bedingungen neuen Aufschwungs bietet und für unseren Export die freudländischen Grenzen öffnet. Davon sieht man aber wenig oder nichts. Rumänien will uns Korn schicken, ohne seine Textilzölle herabzusetzen, und Spanien schließt den Deutschen Sprit von seinen Grenzen aus, ohne anderweitige Gegenleistung zu gewähren. Es ist daher unseres Erachtens weit besser, diese Verträge unabhgeschlossen in den Schrank zu schließen, als sie Gesetz werden zu lassen, nur damit irgend etwas zu Stande kommt.

Wie die Dinge sich nun parlamentarisch gestalten werden, muß sich binnen kurzem zeigen, und die Frage zur Entscheidung kommen, ob die Regierung im Reichstag eine Mehrheit findet, oder nicht; ob immer noch der Liberalismus, oder nunmehr der „Bund der Landwirte“ die mächtigere Richtung ist. Wie schon so oft, bildet auch diesmal das Centrum das Zünglein an der Wage. In agrarischen Kreisen glaubt man günstige Wetterzeichen zu erblicken hinsichtlich der wirtschaftspolitischen Haltung einiger klerikaler Abgeordneter. Jedenfalls dürfte aber wohl der Preis einer agrarischen Abstimmung ein recht bedeutender werden. Das Centrum hält seine Abstimmungen hoch im Preise und vergißt niemals, daß die Regierung oft mehr zu bieten hat, als die Parteien. Es ist sicher kein Zufall, daß trotz der eben gemachten trüben Erfahrungen mit dem Grafen Hoensbroech doch das Jesuitengesetz schon wieder auf die Tagesordnung gesetzt ist.

Der russische Handelsvertrag liegt ja offenbar noch im weiten Felde; zum Glück für Deutschland hat man in Petersburg an so hohen Forderungen festgehalten, daß sie selbst den vertragslustigen deutschen Geheimräten zu hoch erscheinen. Es braucht die Hoffnung nicht aufgegeben zu werden, daß dieses Schiff schon im Hafen scheitern, und daß von der deutschen Landwirtschaft eine Konkurrenz ferngehalten werden wird, die in Verbindung mit der russischen Valuta eine öffentliche Gefahr für uns werden könnte.

Zu Preußen hat der verflossene Monat das Ergebnis der Landtagswahlen gebracht. Es läßt sich daselbe als ein Erfolg für die Konservativen kurz charakterisieren und als eine empfindliche Niederlage des Richterschen Freisinns. Objektiv angesehen, ist dies Resultat sehr erfreulich. Es fehlen der vereinigten Rechten nur wenige Stimmen an der Mehrheit, und da eine Koalition der sämtlichen anderen Parteien gegen die Rechte kaum denkbar ist, so ist man wenigstens im Stande, alles das zu hindern, was man nicht glaubt billigen zu können. Wie weit man die gewonnene Macht auch positiv wird ausnutzen können, hängt von der größeren oder geringeren Geschicklichkeit ab, die entwickelt werden wird in der Gewinnung von Bundesgenossen, und von dem Einfluß, den man auf die Regierung erlangen kann. Die Lage wird völlig charakterisiert durch den Umstand, daß die konservative Partei bereits den Plan bekundet, das Zedlitzsche Volksschulgesetz als Initiativ-Antrag einzubringen. Ob es wirklich dazu kommen wird, muß freilich noch dahingestellt bleiben. Denn emige Energie würde immerhin erforderlich sein, um die Sache durchzusetzen. Aber schon der bloße Plan ist ein Zeichen der Zeit, und in dieser Frage würde es der Rechten am Weisstand des Centrums sicher nicht fehlen.



Zu Oesterreich hat eine Ministerkrife dem gefamten dortigen Staatsleben ein völlig verändertes Geficht gegeben. Graf Taaffe, der fo viele Jahre hindurch dem Kaiſer Franz Joſef als Berater zur Seite geftanden, hat ſich durch ein überrafchend eingebrachtes fehr demokratiſches Wahlgeſetz ſeine ohnein erſchütterte Stellung total verlorben und ſich mit allen denjenigen Parteien überworfen, die möglicherweiſe als Mehrheitsparteien für ihn in Frage kommen konnten; er war, kurz gefagt, politifch unmöglich geworden. An ſeine und ſeiner Kollegen Stelle iſt nun ein ſogenanntes Koalitionsminifterium unter dem Fürften Windiſchgräß getreten, welches aus Vertretern der bedeutenderen Parteirichtungen zuſammengeſetzt, und von gemäßigtkonſervativer Spitze geführt, die ſchroffen Partei- und Nationalitätsgegensätze auszugleichen beſtimmt iſt. Einſtweilen iſt es mit der Bildung des Kabinetts eine große Herrlichkeit bei allen beteiligten Parteien. Man faßt die beſten Entſchlüſſe, ſich zu verſtändigen und den unfruchtbareren Parteihaber zurüdtreten zu laſſen. Wie lange die tugendhaften Vorſätze aber vorhalten werden, kann niemand vorausſagen. Schwer genug dürfte der Friede zu erhalten ſein. Denn das Minifterium iſt ſo bunt wie die Landkarte von Oeſterreich.

Vom Standpunkt des konſervativen Reichsdeutſchen aus können wir nach Oeſterreich hinein weder Sympathien noch Antipathien faſſen. Einerſeits ſtoßen wir auf einen gewiſſen Konſervatismus, der uns anziehen könnte, wenn er nicht mit Ultramontanismus verſetzt wäre. Und andererseits auf deutſches Nationalgefühl, das aber vielfach nur die Piratenflagge iſt, unter der das Judentum Beutezüge ausführen will. Auch dem neuen Minifterium gegenüber können wir daher nur den Einen Wunsch hegen, daß es in den Baſinen des Dreihundes wandeln und auch auf wirtſchaftlichem Gebiete die Wiener und Beſter Börſe gelegentlich an die Gebote der Loyalität erinnern möge, von denen die beteiligten Elemente natürlich ſtets ſo wenig wie möglich wiſſen wollen.

In Graz iſt der vormalige Fürſt Alexander von Bulgarien jung geſtorben, ein Mann von unbeſtrittener Tapferkeit und ſonſt tüchtigen Eigenſchaften des Herzens und Charakters. Seine Miſſion im Südoften hat er freilich nicht richtig verſtanden und durch unpolitiſches Zufahren unendlich viel Wirren angerichtet, beſonders die ruſſiſche Regierung mit Recht gegen ſich aufgebracht. Die klar vorgezeichnete bulgariſche Aufgabe des Fürſten war offenbar die, unter dem Schein eines guten Verhältniſſes zu Rußland doch deutſche Politik zu treiben, vor allen Dingen wenig von ſich reden zu machen und die inneren Zuſtände nach Kräften zu konſolidieren. Wollte der Fürſt dieſe immerhin als Doppelpiel zu bezeichnende Politik aus moralischen Gründen nicht treiben, ſo hätte er den Thron nicht beſteigen dürfen. Daß ſie mit dem Katechiſmus beſonders gut ſtimme, wird niemand behaupten wollen. Nachdem aber der nun Verſtorbene die diplomatiſche Aufgabe einmal übernommen, hätte er ſie auch durchführen müſſen mit Konſequenz und Geduld. Es iſt bekannt, daß er es nicht gethan, ſondern politiſche Seitensprünge gemacht hat, deren internationale Bedeutung offenbar weit über ſeine Gedanken hinausging.

Wenn heute Europa in Waffen ſtarzt, ſo iſt zum guten Teile der Staatsſtreich von Philippopol daran ſchuld. Erſt das durch Mißachtung des Berliner Vertrages verletzte Rußland hat die ungeheuren Truppenmaſſen an ſeine Weſtgrenze hinangerückt, die jezt dort ſtehen, und es wird ſie ſtehen laſſen, bis es ſeine Poſition im Orient wieder hat, alſo auf immer. In die Tage von Kronſtadt und Toulon würden in den Büchern der Weltgeſchichte und in denen der Champagnerfabrikanten wohl kaum mit ſo goldenen Lettern verzeichnet ſtehen, wenn nicht Fürſt Alexander das bekannte Loth in den Berliner Vertrag geſtoßen hätte. Kleine Urſachen — große Wirkungen!

In England iſt der große ſeit Monaten auf Handel und Wandel laſtende Kohlenſtreik zu einem Ende gekommen, und es ſcheint, daß er zu einem Siege der Arbeiter geführt hat. Freilich giebt es kaum ein Gebiet des wirtſchaftlichen Lebens, in dem es

schwerer ist, klare Einsicht in den inneren Zusammenhang der Dinge zu bekommen. Streiks können ansbrechen, wenn die Arbeiter sich einer Lohnherabsetzung widersetzen, oder eine Lohnerrhöhung erzwingen wollen. Aber es ist auch durchaus nichts Ungewöhnliches, daß die Besizer und Kapitalisten, wenn sie große Vorräte auf Lager haben und diese Lager billig verkaufen zu müssen fürchten, den Arbeitern Bedingungen stellen, die diese nur mit einem Streik beantworten können, was dann natürlich sofort ein Steigen der Preise zur Folge hat. Aus solchen Umständen erklärt sich die Schwierigkeit, klare Einsicht zu gewinnen und über Gründe und Ziele des Streiks, also auch über Sieg oder Niederlage sich nicht zu irren. Hinzu kommt als erschwerender Umstand, daß die beteiligte Presse aus beiden Lagern durch interessierte Unwahrheiten und gefärbte Darstellungen mehr Nebel und Dunkelheit, als Licht zu schaffen pflegt.

In England scheint jetzt, wie gesagt, ein Erfolg der Arbeiter vorzuliegen, über den man sich nur freuen kann. Freilich ist es ein Zeichen der Zeit, daß auch im klassischen Lande des Kapitalismus die Uebelstände der kapitalistischen Wirtschaft im Bergbau sich nun so handgreiflich zeigen, daß auch dort die Forderung nach Verstaatlichung der Kohlenbergwerke immer lauter erhoben wird. Von der Forderung zur Verwirklichung ist gewiß noch ein weiter Weg. Aber auch die Forderung als solche stellt schon einen Fortschritt dar, und jedem Tage muß die Dämmerung voraufgehen.

Wenn im vollen Gegensatz zu solchen Tendenzen sich soeben die französische Regierung bei Eröffnung der Kammern mit größter Schärfe gegen alle staatssozialistischen Gedanken ausgesprochen hat, so beweist sie damit nur, daß Frankreich das Land der Reformen nicht ist und nicht werden wird. Im Gegenteil fürchten wir, solche Unversöhnlichkeit als Vorboten zukünftiger Dinge ansehen zu müssen. Nicht unmöglich scheint uns die Aussicht zu sein, daß das Land der großen politischen Revolution von 1792 bald auch zum Schauplatz der, wie es scheint, unvermeidlichen Umwälzungen des kommenden Jahrhunderts werden könnte!

## Kolonialpolitik.

Das Interesse des Publikums muß, so sollte man annehmen, in der Zeit der Etatsberatungen am lebhaftesten die Vorgänge in den Kolonien verfolgen. Denn viel mehr noch wie daheim hängt in unseren Schutzgebieten alles Leben und Gedeihen von dem Aufstreten der Regierung und nicht zum wenigsten von den Mitteln ab, die ihr vom Reichstage zur Verfügung gestellt werden. Trotzdem kann man nicht sagen, daß der gebildete Teil unseres Volkes in jenen Entscheidungsperioden größeren Anteil als sonst an den Ereignissen in unseren Kolonien nimmt; ja, es scheint manchmal, als schreckten die Zahlenreihen, welche in der Presse über die einzelnen Etats veröffentlicht werden, alle diejenigen zurück, die nicht Kolonialpolitiker von Beruf oder Passion sind. Ist doch z. B. die Tatsache, daß auch jetzt wieder Kamerun und Togo keinen Reichszuschuß erfordern, im Publikum so gut wie gar nicht bekannt, sie erregt also weder das Bedenken, ob bei so „billiger“ Wirtschaft in den ersten Entwicklungsstadien Hinreichendes für die Zukunft geleistet werden kann, noch die Freude darüber, daß sich einzelne Schutzgebiete so augenfällig gut rentieren. Auch in diesem Jahre wird es bei den Kolonialverhandlungen im deutschen Reichstage mit einigen durch den Schleier eines bureaukratisch-feinen Vortrags verhüllten Lobeshymnen irgend eines Herrn vom Ministertische

auf die „besonnenen“ und „maßvollen“ Schritte und Prinzipien der Regierung, vielleicht auch mit einer etwas anekdotenhaft geschmückten Rede des Grafen Caprivi und endlich mit einigen schüchternen Anfragen und Ausstellungen kolonialfreundlicher Abgeordneten sein Bewenden haben. Aber wir hegen diesmal die Hoffnung, daß sich an die Vorlagen der Regierung eine speciellere und seitens der Kolonialfreunde kräftiger als sonst geführte Debatte anknüpfen wird. Es wird sich dies wahrscheinlich schon daraus ergeben, daß die Freisinnigen Nichterscher Farbe die Erhöhung des ostafrikanischen Etats um 1 Million Mark und des südwestafrikanischen um eine halbe Million nicht ohne Widerspruch vorüberlassen und bei der Abstimmung auch dagegen stimmen werden. Dann aber hoffen wir zuversichtlich, daß sich endlich aus den Reihen der Kolonialpolitiker deutlicher Einspruch gegen die bisherige „Wirtschaft“ in der Hinterlandfrage erheben wird.

Wir haben das Thema der Hinterlandfrage seit Jahresfrist fast in jeder Ausgabe dieser Schrift bearbeitet, wir können sagen „unermüdet“, denn es ist kein Genuß, eine Tendenz immer wieder auszusprechen und zu begründen, ohne daß sich in den tatsächlichen Verhältnissen irgend etwas ändert. Welch befremdlichen Erfolg aber die bisherigen Auslassungen der kolonialfreundlichen Zeitungen und Zeitschriften auf die offiziellen Kreise gehabt haben müssen, schließen wir aus einer Notiz der „Post“, welche kürzlich an hervorragender Stelle und in amtlich scheinender Kürze mitteilte, daß für Verhandlungen mit Frankreich über die Grenzverletzungen im Kameruner Hinterlande der Untergrund fehle, da die betreffenden Plätze fraglos auf deutschem Gebiete lägen. Die „Post“ hat leider verschwiegen, was die Franzosen bei derartigen Anschauungen der maßgebenden deutschen Kreise verhindern sollte, ihre Flagge in Dar-es-Salaam und Bagamoyo zu hissen. Auch diese Plätze auf liegen fraglos auf deutschem Gebiet. Aber solche Lächerlichkeiten sind wohl nur noch auf kolonialem Gebiet möglich. Es bleibt daher auch nichts übrig, als immer wieder auf die tatsächliche Lage in den Schutzgebieten hinzuweisen, wenn man auf eine Aenderung der zur Zeit maßgeblichen Grundsätze hiuwirken will. Auf die Reichstagsverhandlungen wird es ankommen, wie sich in Zukunft die politische Stellung Kameruns und sein Rang unter den afrikanischen Kolonien gestalten wird. Tritt keine Aenderung der bisherigen Praxis ein, beschränkt man sich auf einige kümmerlich besetzte Stationen, die viele Meilen von der durch Frankreich verletzten und gefährdeten Ostgrenze entfernt liegen, und auf etwa eine einzige Hinterlandexpedition, wie in diesem Jahre, die selbst noch kaum über das vorher schon durchzogene Gebiet hinauskommt und wegen ihrer eigenen Schwäche auf die Begründung neuer Stationen im weiteren Hinterlande verzichten muß, so ist das Schicksal Kameruns entschieden. Es wird eine Küstenkolonie mit einigem Hinterlande ohne hervorragende handelspolitische Bedeutung bilden — jene Kolonie, die das Einfallssthor zum mittleren Sudan und bei kräftigem und umsichtigem Auftreten Deutschlands in 10 bis 20 Jahren das Sansibar des Westens hätte werden können. Worauf es bei den Reichstagsverhandlungen über den Kamerun-Etat ankommen wird, das sei hier noch einmal kurz angedeutet. Die Reichsregierung würde darüber zu interpellieren sein: warum Gasa, der hauptsächlichste Schauplatz der französischen Grenzverletzungen, noch nicht durch eine deutsche Expedition besucht und seine geographische Lage authentisch festgestellt, warum weiter die Aufforderung, Gasa zu räumen, noch nicht an das Pariser Kabinett gestellt ist. Weiter wäre anzufragen, aus welchem Grunde die Reichsregierung bisher darauf verzichtet hat, selbständige Schritte zur Sicherung des weiteren Hinterlandes, also von Baghirmi und des Tschadsee-Gebietes, zu unternehmen, trotzdem bekannt ist, daß Frankreich mit aller Kraft und großem Kostenaufwande bestrebt ist, Deutschland am Schari und Tschad vorzuzukommen. Die Unterstützung von 5000 Mark, die von der Kolonialabteilung des auswärtigen Amtes der Uechtrichschen Privatexpedition gewährt ist, kann als genügend nicht erachtet werden, da Uechtriz im ganzen nur über etwa 50 000 Mark verfügt, also in seinem Auftreten naturgemäß beschränkt, und da nach

seiner Abreise schon wieder eine neue französische Expedition mit weit überlegenen Kräften in das fragliche Gebiet abgesandt ist. Kann die deutsche Regierung nachweisen, daß trotz dieser Thatfachen die deutschen Interessen innerhalb und außerhalb der Vertragsphäre nicht gefährdet sind, so wollen wir mit unserer Zustimmung zu ihrem bisherigen Verfahren nicht zurückhalten.

Wir hatten in der letzten Ausgabe auch die wirtschaftliche Entwicklung Kameruns an der Küste behandelt und die Absicht gehabt, in gleicher Weise diesmal auch über Togo zu berichten. Leider aber liegt eine Handelsübersicht über Togo noch nicht vor. Die dem Reichstage zugestellte Denkschrift über die einzelnen Schutzgebiete befindet sich noch nicht in Händen des Berichterstatters. Wir müssen deshalb auf statistische Angaben verzichten und beschränken uns auf eine Darlegung der Verhältnisse in Togo, welche vom Hauptmann Herold, dem bisherigen Stationschef von Bismarckburg, in den offiziellen „Mitteilungen“ aus den Schutzgebieten veröffentlicht wird. Seine Ausführungen verfolgen den Grundgedanken, daß die Bewohner des Togogebietes systematisch an eine vernünftige Bewirtschaftung des Landes gewöhnt werden müssen. Was bis jetzt getrieben wird, ist Raubbau der schlimmsten Art. Der Verfasser weist nach, daß der Gewinnung des Kautschuks bei dem thörichten Verfahren der Eingeborenen regelmäßig die ganze Liane zum Opfer fällt. Welche traurigen Folgen das hat, ersieht man daraus, daß in ganzen Distrikten die Landolphia-Liane so gut wie ausgerottet ist, wobei obendrein der gewonnene Kautschuk nicht einmal zur deutschen Küste gelangt, sondern den Vollafluß abwärts von englischen Händlern zur englischen Küste gebracht wird. Bekanntlich verschaffte uns das „geniale“ deutsch-englische Abkommen von 1890 einen Teil des Mittellaufes des Volta, während die Mündung englisch blieb. Die Folgen zeigen sich jetzt. Ebenso wie beim Kautschuk liegt die Gewinnung der Delprodukte im Argen. Das Verfahren der Eingeborenen ist so verlustbringend und durchseht das gewonnene Del mit so viel Schmutz, daß fünf Tagereise von der Küste die Delproduktion aufhört, weil das Del an der Küste nochmals gekocht und so schlecht bezahlt wird, daß es den Transport auf den nicht hinreichend bequemen Wegen nicht lohnt. Nur der Wassertransport auf dem Volta ist billig genug, um große Delmassen aus dem deutschen Schutzgebiete verloren gehen zu lassen. Es fehlt also an den nötigen Stationen, wo Kenner der tropischen Landeskultur unter den Eingeborenen für eine praktischere und vernunftgemäßere Ausbeutung ihres Grund und Bodens wirken. Daß dies möglich ist, beweist nach Herold die Küstenregion, wo die Eingeborenen unter dem Einfluß der Weißen in großem Umfang begonnen haben, Baumwolle und Kakao zu pflanzen, womit übrigens auch die Missionen, besonders die Bremer Mission in Ho und Owatime schon gute Erfolge, materiell und in erziehlicher Hinsicht bei den Schwarzen, erreicht haben. Ueberhaupt ist Herold der Ansicht, daß die Emeneger Anlagen zu rascher Kulturentwicklung besitzen. Er führt z. B. die einheimische Eisen-, Leder- und Weberindustrie an, ebenso die Fertigkeit, Backsteine herzustellen, die ein besseres und haltbareres Baumaterial darstellen, als die aus Europa bezogenen Wellblechwände. Welche Mischwirtschaft aber aus Mangel an Belehrung noch herrscht, geht daraus hervor, daß jetzt von den Eingeborenen herrliche Hochwaldbestände niedergelegt und die Stämme verbrannt oder dem Versaulen preisgegeben werden, nur um einen neuen Platz zu einer Maispflanzung zu gewinnen, nachdem der alte planlos ausgefogen ist. Sogar die wertvollen Felle von großem Wilde finden sich nur zerschnitten im Togogebiet, weil die Eingeborenen ihren Handelswert nicht kennen und zu bequem sind, das Wild vor dem Zerlegen abzuhäuten. Dies sind nur einige der Beispiele. Nun hat der Etat für Togo nenerdings einen Ueberfluß der Verwaltungseinnahmen über die Verwaltungskosten ergeben. Daß dies ein Erfolg nach dem Herzen des Grafen Caprivi ist, bezweifeln wir nicht. Die Urheber des Ueberflusses dürfen denn auch wohl der Anerkennung der maßgebenden Kreise sicher sein. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt kann man kaum von anderem als von einer Mischwirtschaft sprechen. Die hohen Einnahmen werden zum guten Teile erzielt durch die hohen Ein-

gangszölle auf die eingeführten Waren, welche fast sämtlich Gebrauchsartikel der eingeborenen Bevölkerung sind. Dabei aber geschieht für die Aufklärung und Erziehung der Eingeborenen im Inneren fast nichts, nicht einmal dasjenige, was ihnen den Weg zu größerem Wohlstand zeigen und zugleich der thörichten Entwertung des Landes steuern könnte. Bei alledem mag das Küstengeschäft blühen, man wird aber sagen müssen, daß diese Politik jeder Ansicht und Rücksicht auf die Zukunft entbehrt, sie trägt dasselbe krämerhafte Gesicht wie unsere offizielle Kamerunpolitik.

Auch Togo hat seine Hinterlandfrage. Wo unsere jetzige Einflusssphäre aufhört, d. h. mit der Landschaft Tschautjo und der Station Bismarckburg, da beginnen größere Sultanate mit blühendem Ackerbau und organisiertem Militärwesen. Daß die Sultane gelegentlich einander bekriegen, Sklaventraub treiben oder Karawanen ausplündern, kann den wirtschaftlichen Wert jener Gebiete nicht aufheben. Bisher sind sie selbständig geblieben. Graf Caprivi hat die Mittel zu ihrer Anschließung an die Togotonie nicht vom Reichstage erfordert, die Franzosen haben bisher über das ihnen feindliche Dahomee hinaus nicht vordringen können. Das letztere wird sich aber bald ändern. Das Hinterland von Togo vermittelt einen lebhaften Karawanenverkehr von den großen Nigerr-Sultanaten nach Salaga, Kratye u. s. w. Bei einem Anschluß an Togo würde es nicht schwer sein, einen großen Teil dieses Handels auf deutsches Gebiet abzulernen. Schon hieraus ergibt sich das große Interesse der Engländer und Franzosen, keinen deutschen Einfluß nördlich unseres bisherigen Gebietes aufkommen zu lassen. Wie schnell diese Erkenntnis aber bei unseren Kolonialnachbarn zur That wird, beweist Kamerun zur Genüge. Es müßte also ein ungeäumtes Zugreifen seitens Deutschlands stattfinden, wenn unsere Aussichten im Hinterland unserer bisherigen Interessensphäre überhaupt nicht in kurzer Frist schwinden sollen. Während aber in Kamerun wenigstens ein — wenn auch völlig unzureichender — Expeditionsfonds vorhanden ist, besteht für Togo, auch in dem neuen Etat, gar keiner. Es muß auch dies erwähnt werden, um das Bild völliger Unthätigkeit, — wenn nicht Unfähigkeit —, wie es unsere westafrikanische Reichspolitik z. Bt. bietet, zu vervollständigen.

Man könnte bei solchen Beobachtungen, die man in zwei aussichtsreichen deutschen Kolonien machen muß, der Kolonialpolitik mißmutig den Rücken kehren, wenn nicht ein Unterschied zwischen den bei den verschiedenen Schutzgebieten angewandten Prinzipien zu konstatieren wäre. So macht z. B. die neuere Politik der Regierung in Deutsch-Südwestafrika den wohlthuenenden Eindruck, als ob dort wenigstens die Beseitigung der Hindernisse, welche der Beherrschung dieser Kolonie entgegenstehen, unbedingt durchgeführt werden sollte. Zwar können wir in dem Moment, in dem wir dies schreiben, noch von keiner endgültigen Niederwerfung Hendrik Wittboys, in dessen Person sich die deutschfeindlichen Bestrebungen vereinigen, sprechen, aber wir erwarten die Gefangenahme dieses Mannes zuversichtlich für die nächste Zeit, oder wenigstens eine Abdrängung auf englisches Gebiet. Mit der letzteren Möglichkeit muß man deshalb rechnen, weil es sich sehr wohl als unmöglich herausstellen kann, Wittboy zu ergreifen, da das Gebiet für eine anhaltende Verfolgung selbst bei verstärkten Mannschaften unendliche Schwierigkeiten bietet. Daß Major von François wiederholt Versuche gemacht hat, den flüchtigen Gegner zu stellen, steht fest und wird jedenfalls durch die nächste Ausgabe des Kolonialblattes bestätigt werden. Es ist selbstverständlich, daß die englische Cap-Presse aus den Erfolgen des Reichskommissars Niederlagen zu machen bemüht ist. Aber selbst aus diesen gefärbten Nachrichten geht hervor, daß der Reichskommissar kurz nach dem Eintreffen der Verstärkungen Wittboy zum Kampf gezwungen, geschlagen und in seiner befestigten Stellung beschossen hat. Daß im weiteren Verlaufe des Kampfes Wittboy entkommen ist, spricht in keiner Weise gegen die Person des Majors von François; jedenfalls können wir die Angriffe, die in verschiedenen Zeitungen gegen ihn gerichtet sind, nicht billigen. Schon die trüben englischen Zeitungsquellen, welche die Veranlassung dazu

boten, hätten zur Vorsicht mahnen sollen. Die vielbesprochene Hafenfrage ist durch eine Bereisung der Küste durch den Kommissar von der Tsoakaubmündung an nach Norden um ein gutes Stück der Lösung näher gerückt. Das Ergebnis der Reise ist die Feststellung, daß zwar eine der nördlich gelegenen Landungsstellen, die Wüstenbucht, bessere Landungsverhältnisse bietet, dafür aber schlechtere Triutwasser- und Wegebedingungen. Wir werden also die Tsoakaubmündung als den deutschen Zukunftshafen zu betrachten haben. Mit besonderer Genußthuung begrüßen wir die Gründung einer Gesellschaft zur Zucht von Merinoschafen in Südwestafrika. Die Namen der Begründer weisen bekannte Persönlichkeiten des vorpommerschen Grundbesitzes auf und beweisen, daß der Gedanke, Kapitalien in den Schutzgebieten zu verwerten, auch in diesen Kreisen erfreuliche Fortschritte macht. Mit Rücksicht auf die vielen Millionen, welche das deutsche Kapital an nichtsnutzigen auswärtigen Anleihen verloren hat, wünschen wir gerade diesem Unternehmen reichen und raschen Erfolg.

### Wirtschaftspolitik.

Immer noch wendet sich das Interesse der Beobachter unseres wirtschaftlichen Lebens vornehmlich den Finanzen Italiens zu, das mit reichlich  $1\frac{1}{2}$  Milliarden an uns verschuldet ist. Ein Kursrückgang der italienischen Papiere um zwanzig Prozent bedeutet zunächst ja noch keinen wirklichen Kapitalverlust Deutschlands in derselben Höhe; aber er lastet doch sehr schwer auf dem ganzen wirtschaftlichen Getriebe. Der allgemeine Kredit ist um 60 Millionen ärmer; sehr große Kapitalien werden durch die relative Unverkäuflichkeit der italienischen Papiere dem Verkehr entzogen; bares Geld ist infolgedessen teuer; der Handel wird durch die hohen Diskont- und Lombardsätze geschädigt; mehr noch beeinträchtigt die allgemeiner gewordene Zaghastigkeit das Geschäft. Unberechenbar groß ist also der Schaden, den die Baisse in italienischen Papieren der deutschen Erwerbstätigkeit zufügt. Der einzelne Kapitalist, der italienische Rente des Zinsgenußes halber gekauft hat, braucht sich ja nicht groß zu beunruhigen: eine Zinsverkürzung ist nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen, und der Kurs des Papiers muß sich über kurz oder lang wieder erholen. Schlimmer schon sind die Banken daran, die einen Teil ihrer Kapitalien in Italienern angelegt haben; diese Kapitalien sind wegen des darauf ruhenden Kursverlustes illiquide geworden und hängen dem Geschäfte als Bleigewichte an.

Unter diesen Umständen wird man es nur billigen können, wenn die Staatsbanken (Seehandlung und Reichsbank) von ihrer Praxis, Finanzwechsel nicht zu diskontieren, einmal abgewichen sind und auf diese Weise den großen deutschen Privatbanken bedeutende Summen für einige Monate zur Verfügung gestellt haben, die dann von den italienischen Banken zur Reportierung von Haussie-Engagements und zu Interventionskäufen benutzt worden sind. Wir wollen dies Verfahren nur durch das öffentliche Interesse gerechtfertigt sein lassen und müssen für alle privaten Geschäfte die Befolgung der schon unter v. Dechend erlassenen Vorschrift, daß die Reichsbank keine Finanzwechsel kaufen darf, als einzig rationell anerkennen. Im Publikum hat sich die falsche Meinung festgesetzt, jene Sendung von 50 Millionen Franks von Berlin nach Rom sei eine indirekte Staatsanleihe und zur Einlösung von Coupons bestimmt. Möglich, daß etwas davon auch in

die Staatskassen gelangte und für den Coupondienst verwendet wurde. Der Hauptsache nach hat aber das Geld vorläufige Verwendung im Reportgeschäft gefunden und ist also sicher und liquide angelegt, — zum Vorteil des ganzen deutschen Handels.

Was nun die Zukunft der italienischen Finanzen betrifft, so halten wir unsere günstige Prognose trotz der beispiellosen Heze der französischen Zeitungen in allen Punkten aufrecht. Italien kann nicht freiwillig auf seine Großmachstellung verzichten, und das würde es in dem Augenblick thun, in dem es sich für unfähig erklärte, die schuldigen Zinsen sämtlich und rechtzeitig zu bezahlen. Für eine solche finanzielle und politische Bankerott-Erklärung kann allenfalls eine fanatische Demagogie eintreten, nicht aber diejenige Partei, deren Widerstand augenblicklich noch die Steuerreform hintanhält. Gerade die italienische Plutokratie würde den Schaden zu tragen haben, wenn Italiens politisches Ansehen geschwächt und sein Staatskredit ruiniert würde. Man darf also als ziemlich sicher annehmen, daß sich die besitzenden Klassen nicht lange mehr sträuben werden, eine gerechter verteilte und in den oberen Stufen erhöhte Einkommensteuer auf sich zu nehmen; und da rechnerisch festgestellt ist, daß eine solche Steuerreform allein schon genügen würde, um weiteres Schuldenmachen überflüssig zu machen und den Dienst der Anleihen sicher zu stellen, so wird sich auch eine Kammermehrheit und ein Ministerium für die Durchführung dieser Reform finden.

Einstweilen hat die italienische Regierung die Erhebung der Einfuhrzölle in Metallvaluta angeordnet. Was gegen diese Maßregel spricht, haben wir früher hervorgehoben. Insbesondere scheint die Geldnot alle Bedenken zurückgebrängt zu haben. Italien hat, um dem Mangel an Hartgeld abzuwehren, in einer Münzkonferenz der lateinischen Union in Paris durchgesetzt, daß ihm die Bank von Frankreich die Fünftirestücke italienischer Prägung aus ihren Beständen aushändigt, natürlich gegen Gold. Dies Gold muß in natura beschafft werden, und um nicht am Kurse zu verlieren, war Italien zur Einführung der Goldzölle, oder vielmehr zur Erhöhung der Zölle um das bestehende Agio, gezwungen. Bei der Zukurssetzung der zurückgekauften silbernen Fünftirestücke wird die Staatskasse keinen Verlust haben, da diese Münze ja gefeßliches Zahlungsmittel ist. Die Münzkonferenz hat dann Vorkehrungen beschlossen, um das Zurückströmen der Fünftirestücke nach Frankreich zu verhindern. Ob sie Erfolg haben werden, muß die Zukunft lehren.

Die Verhandlungen der deutschen Regierung mit der italienischen wegen der lästigen Einführung des Affidavit bei der Couponeinlösung haben nach offiziellen Andeutungen nicht ganz zu dem gewünschten Resultate geführt. Italien kann Deutschland keine Vergünstigungen einräumen, die Rothschild und den französischen Markt verstimmen würden. Die Abwehrmaßregel richtet sich in erster Linie gegen die österreichischen Banken, die bei dem Steigen des Goldagio's in Italien ein schwunghaftes Kommissionsgeschäft mit dem Präsentieren von italienischen Coupons zur Zahlung in Gold betrieben und sogar die Coupons in kleinen Beträgen von italienischen Besitzern zusammenkauften, um selbst das Agio daran zu verdienen. Ihnen konnte nur durch eine generelle Bestimmung das Handwerk gelegt werden.

Die Besitzer griechischer Anleihen haben einen neuen Schrecken ausstehen müssen. Seit kurzem erhielten sie für ihre Coupons Strips einer sogenannten Fundierungsanleihe, die im Frühjahr ihnen aufgetroyiert wurde. Diese Strips stehen zwar auch sehr niedrig im Kurse, zumal die griechische Kammer die Anleihe noch nicht genehmigt hat, aber es ließ sich doch einiges Geld dafür lösen. Sobald aber nun Trikupsis wieder ans Ruder kam, sistierte er die Ausgabe von Bonds dieser Zwangsanleihe, und man weiß noch nicht, was er an deren Stelle setzen will. Die Einnahmen des Staates verschlechtern sich mit jedem Monat. Eine Baranleihe hat bis jetzt weder in England, noch in Frankreich zu stande kommen können. Ein Teil der Deputierten erklärte sich bereits im Frühjahr offen für den Bankerott. Den Anleihebesitzern drängt sich immer mehr die Not-

wendigkeit auf, unter Führung der Emissionsbanken, von denen die griechische Regierung sich vielleicht noch eine Konzession abzwängen läßt, auf Einsetzung einer internationalen Kontrolle über die griechischen Finanzen zu drängen, wie sie seit zwölf Jahren in der Türkei besteht. Man hat sonst eine Wiederholung von Gewaltthätigkeiten zu befürchten, für die Portugal das Muster abgegeben hat.

Die Verhandlungen wegen eines deutsch-russischen Handelsvertrages rücken nicht von der Stelle. Es ist von kleinen Konzessionen die Rede, die beide Parteien sich gemacht haben sollen, aber die können nicht von Bedeutung sein. Daß die Sache nicht an Interesse für die Öffentlichkeit verliert, dafür sorgt das Spiel hinter den Kulissen, das bei einiger Aufmerksamkeit leicht zu durchschauen ist. Man konnte feststellen, wie die russischen Agenten von Zeit zu Zeit in der Börsenpresse und mehr noch in den Kreisen der Getreide-Importeure das Gerücht verbreiteten, die Verhandlungen nähmen einen sehr günstigen Verlauf und seien dem Abschlusse nahe. Der Zweck dieser Ansireunungen liegt auf der Hand: es galt, die Getreidehändler zum Ankauf von russischem Getreide zu verführen, das in gewaltigen Mengen, zum Teil mit Staatsgeldern beliehen, in den Häfen des Schwarzen Meeres und den benachbarten Silos lagere. Wenn Deutschland den Zoll herabsetzt, wird dies Getreide sofort im Preise steigen, die Importeure haben also ein großes Interesse daran, möglichst frühzeitig von dem Abschlusse des Handelsvertrages in Kenntnis gesetzt zu werden. Schon das Gerücht, dieser Abschluß siehe unmittelbar bevor, muß gutgläubige Händler zu Käufen verleiten. Da dies Gerücht sich aber allzu oft wiederholt und immer wieder als erfunden sich herausstellt, so hat es allmählich seine Wirkung eingebüßt. Die deutsche Regierung arbeitet mit anderen, anständigeren, aber ebenso interessanten Mitteln. Es muß auffallen, wie selbst diejenigen Blätter, die für den Vertrag durchs Feuer gehen, von Zeit zu Zeit scheinbar gegen den Vertrag sprechen, wie sie namentlich die russischen Forderungen als überaus schädlich für die deutsche Landwirtschaft hinstellen. Dabei hat augenscheinlich die Regierung ihre Hand im Spiele. Sie schafft Beweise dafür, daß auch die deutsche Freihandelspresse sich gegen die Konzessionen ausspricht, die Rußland verlangt. Wir unsererseits halten es mit keiner der sträubenden Parteien und handeln in unserem Interesse, wenn wir offen von diesen Mächenschaften sprechen. Rußland mag Konzessionen bieten, so viel es will, uns genügen sie doch nicht, und die deutsche Regierung mag fordern, was sie will, uns fordert sie doch zu wenig. Ohne Baluta-Ausgleichs-Zoll ist jeder Handelsvertrag mit Rußland für uns unannehmbar.

Nicht als ob wir den jetzigen Zustand für erträglich, oder auch nur für vorteilhaft hielten. Deutschland und Rußland sind auf einen Austausch ihrer Produkte angewiesen, und die Kampfzölle, die den Handel mit den wichtigsten Exportartikeln beider Länder fast unmöglich machen, müssen daher in beiderseitigem Interesse wieder aufgehoben werden. Rußland erklärt sich bereit, wenigstens provisorisch den früheren Stand wieder herzustellen. Die deutsche Regierung aber ist entschlossen, jetzt einen Handelsvertrag durchzusetzen, und weiß genau, daß ein einmal zugestandenes Provisorium ins Endlose verlängert werden würde; daher wird der Vorschlag der russischen Unterhändler abgelehnt werden, wenn es nicht bereits geschehen ist. Das bedauern wir. Unsere gesetzlich fixierten Schutzzölle gegen Rußland sind den Verhältnissen angemessen. Es ist ungerecht gegen unsere eigene Produktion und gegen die der Vertragsstaaten, Rußland den Konventionaltarif zuzugestehen, da Rußland unvergleichlich viel billiger produziert und den Getreideexport mit jeder erdenklichen Staatsunterstützung fördert. Auf der anderen Seite können auch die Zollsätze des russischen Maximaltarifs nicht als Prohibitivzölle im Verkehr mit Deutschland angesehen werden. Wir bleiben trotz derselben konkurrenzfähig auf dem russischen Markte für Industrieartikel. Daher scheint uns für Deutschland der gewiesene Weg der zu sein, mit seinen Vertragsstaaten den bisherigen Stand der Zollgesetzgebung in Rußland auf eine längere Reihe von Jahren festlegen zu lassen gegen



das Zugeständnis, auf unserer Seite ebenfalls keine Erhöhungen vorzunehmen. Da aber Deutschland bereits auf Grund des Konventionaltarifs mit Rußland unterhandelt, kann man Oesterreich-Ungarn, das durch einen deutsch-russischen Handelsvertrag direkt geschädigt wird, keinen Vorwurf daraus machen, wenn es nun seinerseits sich noch günstigere Bedingungen von seinem östlichen Nachbarn zu erwirken sucht. Wir müssen nun abwarten, was dabei herauskommt. Die Polemik liberaler und ultramontaner Blätter gegen den Handelsvertrag kann uns nicht darüber täuschen, daß im entscheidenden Augenblick doch nur ein Teil der konservativen Fraktion im Reichstag ernsthafte Opposition machen wird. Was in den Blättern anderer Parteien gegen den Handelsvertrag geschrieben wird, ist entweder offiziös, oder es verrät die Absicht, die Zustimmung zu dem Handelsvertrage gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes zu verschleiern.

Die Aufhebung der Sherman-Akte in Amerika ist fast ohne Einfluß auf die Gestaltung der wirtschaftlichen Entwicklung jenseits und diesseits des Oceans geblieben. Es stellt sich immer mehr heraus, wie recht wir hatten, als wir vor einer Ueberschätzung dieser Maßregel warnten. Sie ist lange das Partei-Schiboleth gewesen und hat dadurch eine Wichtigkeit gewonnen, die in den Thatfachen nicht begründet war. Die Ursachen der verberblichen Krisis in den Vereinigten Staaten liegen tiefer; die bloße Aufhebung eines widersinnigen Gesetzes, wie des Silberankaufs-Gesetzes, konnte sie nicht beseitigen. Der Zusammenbruch der zahllosen Trusts und Getreide-Corners setzt sich fort bis zur Reinigung des Marktes von den gewalthätigen Spekulationen, und dann kann das Spiel wieder von vorn beginnen.

In Deutschland scheint der Geld- und Effektenmarkt auf der tiefsten Stufe der Geschäftslosigkeit angekommen zu sein. Die Banken sind bis zur äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit von ihrer Kundschaft in Anspruch genommen und haben in Voraussicht einer baldigen Besserung des Marktes sich mit Effekten-Material so stark belastet, daß ein Verkauf von Aktien und Anlagewerten zweiten Ranges seitens Privater unmöglich geworden ist. Sehnsüchtig blicken die Banken nach irgend einem Ereignisse aus, das ihnen einen Vorwand geben könnte, eine kleine Hausse zu machen. Daraus erklären sich einige Vorkommnisse der letzten Wochen, die sonst dem sachlich abwägenden Beobachter räthselhaft bleiben. Besonders auffallend war die Begrüßung des neuen österreichischen Finanzministers v. Plener mit einer Hausse in österreichischen Werten. Es schien, als ob man ihm eine Zaubergewalt über das bedenklich hoch gestiegene Goldagio zutrante. In Wirklichkeit hieß man ihn nur deshalb willkommen, weil er jemand anders ist als Dr. Steinbach, und weil jetzt alles Neue, Personen wie Dinge, nur besser sein kann, als das Alte. Allerdings stellt Herr v. Plener auch eine Finanzoperation in Aussicht, von der man sich ein Nachlassen des Goldagio verspricht. Er will, so heißt es, 46 Millionen Gulden 4prozentiger österreichischer Goldrente emittieren, um für denselben Betrag Staatsnoten einziehen zu können, und dann will er auch die jetzt im Umlauf befindlichen 3prozentigen und 2½prozentigen Salinenscheine durch Ausgabe des gleichen Betrages 4prozentiger Kronenrente aus einer schwebenden in eine konsolidierte Schuld verwandeln. Gewiß giebt es nur das eine Mittel einer auswärtigen Anleihe, um das Goldagio herabzudrücken, und die Mehrausgabe von 1½ bis 2 Millionen Gulden jährlicher Zinsen würde sich im Hinblick auf diesen Zweck wohl rechtfertigen lassen. Es fragt sich nur, ob die Rothschildgruppe selbst für diese kleine Operation den deutschen Markt gefügig machen kann. Ganz unwahrscheinlich ist es nicht; aber daß es vor Mitte Januar geschehen könne, glauben wir doch nicht, und auf diesen Termin warten auch gar zu viele andere Kreditoperationen, die ihre Reize nach den Erparnissen der „Januarleute“ auswerfen möchten. Außerdem steht der Kurs der deutschen Staatspapiere so niedrig, daß sie dem Anlage suchenden Publikum mehr Chancen versprechen, als irgend eine fremde Anleihe.

Die Börsengesetzgebung in Deutschland gerät jetzt in die Gefahr, der Buridans Esel erliegen ist. Auf der einen Seite [will] man der Börsenspekulation die Wege ver-

bauen, auf der anderen Seite will man durch Besteuerung derselben Spekulation die Mittel erhalten, die man bei den Handelsverträgen geopfert hat. Die Börse fragt, wie man die Kosten der Heeresvermehrung, also einen besonders wichtigen Teil der Reichsausgaben, von der Börse verlangen könne, die man doch in dem größten und ergiebigsten Teil ihrer Geschäfte für staatsgefährlich erkläre. Dieser Widerspruch mag manchen Bureaukraten stübig machen, und so hört man denn auch bereits von gut unterrichteten Leuten, daß es der Regierung mit der Börsenreform kein rechter Ernst mehr sei. Rechtes Heubündel — linkes Heubündel! Wir hoffen, der Reichstag wird sie alle beide gleichzeitig in Angriff nehmen. Wenn auch für den Anfang der Ertrag der Börsensteuer hinter dem Voranschlage zurückbleibt, muß doch Börsensteuer und Börsenreform nach demselben Ziele hinwirken, und das kann nur geschehen, wenn man die eigentlichen Spielgeschäfte, d. h. den Ultimohandel in Aktien, der keinem anderen Zwecke als dem Spiele dient, mit einer sehr hohen Steuer, etwa mit einem Prozent des Kurswertes, belastet, dagegen die Umsätze in Anlagewerten entsprechend niedriger besteuert. Das wäre konsequent. Und wenn dagegen behauptet wird, daß diese Spielsteuer des Staates unwürdig sei, so ist dem entgegenzuhalten, daß man ebensovogt dem Staate aus der Besteuerung der alkoholischen Getränke, an denen sich mancher ruiniert, einen Vorwurf machen könne. Das Börsenspiel weiter begünstigen, weil es dem Staate Geld einbringt, wäre nach den Erfahrungen der letzten Jahre ein bewußter Frevel.

---

## Kirche.

Daß die Zustände, welche durch den hannoverschen Spielerprozeß wieder einmal an die Öffentlichkeit gebracht sind, auch in einem kirchlichen Bericht zur Sprache gebracht werden, darf nicht Wunder nehmen. Dieselben haben für die Kirche nach mehreren Beziehungen keine geringe Bedeutung. Das Wichtigste für uns ist nicht der sittliche Charakter der Juden, überhaupt nicht das Vergehen derer, die wirklich verurteilt sind; auch daß sich an dem schandbaren Treiben der Wucherer vereinzelt Leute beteiligt haben, von denen man nach ihrer gesellschaftlichen Stellung das nicht erwarten sollte, macht für uns die Sache keineswegs zu einem Zeichen der Zeit. Denn derartige kommt auch sonst vor, ohne daß sich die Kirche als solche zu fragen brauchte, was sie etwa nach rückwärts und vorwärts für Lehren daraus zu ziehen hätte. Wohl aber sind es die Zustände in vielen unserer Offiziercorps und die in den Kreisen, aus welchen dieselben hervorgehen, herrschenden Anschauungen, welche die Frage aufwerfen lassen: was für Urteile über die kirchliche Arbeit und das kirchliche Leben danach zu fällen sind.

Es ist eine mir seit 30 Jahren oft aufgefallene Thatsache, daß in den für das Christentum und die Kirche eintretenden Häusern unseres konservativen Adels so häufig die Töchter zwar eine ernste christliche Gesinnung auch im Leben bekunden, während man den Herren Söhnen, die in den Corps oder den Offiziercorps ihre schönen Jugendjahre zubringen, oft herzlich wenig anmerkt von der Lust, die sie im Vaterhause eingeatmet haben, so daß ihr Auftreten im ganzen oft recht ungeeignet ist, für die kirchlichen Ansichten zu werben, in deren Vertretung die Eltern vielleicht ihre Lebensaufgabe sehen. Ich rede keineswegs von dem Adel im engeren, historischen Sinne, sondern von den Kreisen unserer Großgrundbesitzer und höheren Beamten im allgemeinen. Man

wird mir zugestehen, daß es immer ein ganz besonders gutes Licht auf den Ernst und die Lanterkeit der christlichen Besinnung in einem vornehmen Hause wirft, wenn auch die Söhne desselben, auch nachdem sie das Elternhaus mit der Schule, der Universität oder der Garnison vertauscht haben, — kurz gesagt: durch ihr Leben ein christliches Bekenntnis ablegen. Hieran knüpft sich schon die erste Frage: wie es denn eigentlich mit der Seelsorge an den höheren Ständen beschaffen sei. An dem „Volke“ Seelsorge zu treiben, ist nicht schwer; der Pastor steht durch Bildung und traditionelle Autorität über ihm und geniert sich nicht, eine gewisse Leitung zu beanspruchen; auch durch Strafreden, Zurechtweisungen und Vereinsunternehmungen aller Art. Anders ist es mit denen, welche gesellschaftlich höher oder gleich stehen. Jeder, der die Verhältnisse kennt, wird zugestehen, daß ein besonderes Maß von geistlicher Ueberlegenheit, Charakter, Liebeskraft, aber auch Takt dazu erforderlich ist, wenn ein Pastor auf dem Lande, besonders ein Patronatspastor, eine auch für die inneren Angelegenheiten (wie etwa die Erziehung) entscheidende Beraterstellung in den vornehmen Familien seiner Gemeinde hat. Hier schlägt die Frage nach der Vorbildung unserer Geistlichen hinein, aber auch die andere nach dem Material der jungen Theologen, also den Kreisen, aus denen sich der geistliche Stand rekrutiert.

Es ist wiederum bezeichnend für den christlichen Charakter der betreffenden Familien, aber auch verhängnisvoll für die Stellung der Geistlichkeit und Kirche im öffentlichen Leben, daß die Zahl der Theologen aus den Kreisen der besitzenden und gebildeten Stände eine verschwindend kleine ist. Diese Bemerkung schließt absolut keinen Tadel ein gegen diejenigen, welche aus oft drückenden Verhältnissen heraus von idealem Streben oder auch wirklicher Liebe zum Herrn geleitet sich durchkämpfen und es zu einer angesehenen Stellung in der Kirche bringen. Wohl aber sollte die Frage erwogen werden, worin jenes Verhältnis der Stände unter den Theologen wohl begründet ist. Es ist fast unmöglich, daß ein Jüngling auf den Ritterakademien oder solchen Gymnasien, wo unser Adel seine Söhne für das Leben vorbereiten zu lassen pflegt, seinen als Kind vielleicht gefaßten Vorsatz, ein Geistlicher zu werden, festhält, und wo es ausnahmsweise geschieht, hat er erfahrungsmäßig unter dem Hohn seiner Standesgenossen ausnahmslos mancherlei zu leiden. Und das sind doch die Söhne unserer christlich-konservativen Häuser, in denen sie nur mit Achtung von dem geistlichen Stande reden hören sollten! Erwähnt muß freilich hier auch noch als ein sehr wichtiger Umstand der traurige Religionsunterricht werden, der an manchen Gymnasien gegeben wird, und der unfkirchliche Geist in einem Teile der Lehrwelt.

Hier ergeben sich also für die Kirche aus dem Einblick in die traurigen sittlichen Verhältnisse in manchen Kreisen unserer vornehmen Jugend, wie sie der hannoversche Prozeß gegeben hat, schon manche besonderen Aufgaben. Aber gehen wir weiter und begleiten die jungen Leute in die Armee. Sobald wir den Menschen auf den korporativen Verband ansehen, in welchem er im Leben steht, bemerken wir die Dhnmacht des Einzelnen und die Gewalt der Institution auch für die Sittlichkeit. Wie wichtig ist es darum, die Institutionen des öffentlichen Lebens, die Rechtspflege und Gesetzgebung, das ganze sociale Leben mit christlichem Geist zu durchdringen, im Interesse der christlichen Sittlichkeit der Einzelnen. Zwar ist derselbe nicht lebendig ein Produkt seiner Umgebungen. Und christliche Charaktere auch in einem Offiziercorps werden gewiß am besten vor Ausschreitungen auch die übrigen bewahren. Wir vernehmen mit Dankbarkeit davon, mit welcher Sorgfalt gegenwärtig die Auswahl der Militärseelsorger geschieht, welche die wichtige Aufgabe haben, nicht nur an den Mannschaften, sondern auch an den Offizieren in den versuchungsreichsten Jahren des Lebens Seelsorge zu treiben. Und hier ergäbe sich wiederum eine Betrachtung über eine besondere kirchliche Aufgabe: die Militärseelsorge. Auch der Seelsorger am Offiziercorps bedarf einer geistlichen Ueberlegenheit, für welche ein Sichbrüsten mit dem „Reserveoffiziere“ oder ein sach-

verständiger Verkehr in den von den Offizieren besuchten Cafés oder gar eine versuchte Konkurrenz auf dem Gebiete des Sports, der Weinkenntnis u. s. w. der allerngeeignetste und traurigste Ersatz ist. Ein „geistlicher“ Geistlicher mit einigermaßen taktvollem und liebenswürdigem Benehmen und einer gewissen allgemeinen Bildung, der nicht langweilig predigt, findet auch bei unseren Offizieren durchgängig ein williges Entgegenkommen. Doch, wie gesagt, die Hauptsache muß für den sittlichen Halt und die Erziehung des Einzelnen der Geist machen, welcher die Institutionen unserer Offiziercorps beherrscht.

Hier nun aber sind mannigfache Desiderien auszusprechen. Es ist eine Thatfache, daß es bei sehr vielen Offizieren, wie es in dem Hannoverschen Prozeß von neuem auch an die Öffentlichkeit gekommen ist, nicht als etwas Unehrenhaftes gilt, seinem Freunde und Kameraden im „Spiel“ große Summen abzunehmen, wodurch der Betreffende in die größten Verlegenheiten gesetzt werden kann, die dadurch nicht geringer werden, daß er ja freiwillig auf das Spiel eingegangen ist. Ich kann mir nun mit meinem beschränkten Theologenverstande keine Vorstellung von der „anständigen“ Gesinnung machen, mit der es sich verträgt, daß sich gute Freunde zusammen zum Spiel setzen und am Schluß desselben muß der eine dem oder den anderen Hunderte von Mark — oder Tausende — zahlen als Spielverlust. Doch wie gesagt: es ist dies ja durchaus in vielen guten Häusern in Stadt und Land Gebrauch und regelmäßige Uebung, und es muß demnach auch „anständig und ehrenhaft“ sein. Nun aber handelt es sich um das oben angesprochene Wort „freiwillig“. Der einzelne, besonders der junge, Offizier ist oft gar nicht im Stande, sich dem Spiel zu entziehen, wenn es zum guten Ton im Regiment gehört, wenn etwa der Rittmeister oder gar die Frau Oberst das Spiel liebt und es demgemäß in den Gesellschaften getrieben wird. Das sind zunächst nicht immer geseklich verbotene Dinge, aber man weiß ja, wie leicht da die Grenze überschritten wird. Nun befindet sich der junge Offizier in der eigentümlichen Lage, daß er schon auf einem anderen Gebiete durch die in den Offizierkreisen herrschenden Ansichten zu gesekwidrigen Handlungen gezwungen wird, — ich meine das Duell. Er muß den Abschied nehmen, wenn er sich nicht schießt; und schießt er sich, so bekommt er Festungsstrafe. In eine ganz ähnliche Lage aber kann man kommen durch seine Verweigerung der Beteiligung am Spiel; er begeht entweder eine strafbare Handlung, die unter Umständen seine Existenz ruiniert, oder er verweigert dieselbe und wird dadurch unkameradschaftlich und ein Spielverderber. Ist es ihm wirklich sehr zu verargen, wenn er dann die Parallele mit dem Duell zieht und die geseklich strafbare Handlung vorzieht?

Man hört nun wohl auch in konservativen Kreisen die Ansicht, das Duell sei ein notwendiges Uebel, denn die ganzen Begriffe von Ehre, durch welche unser Offiziercorps zusammengehalten würden, verlangen notwendig ein derartiges Vehmgericht, auch wenn das öffentliche Recht dasselbe für strafbar erklärte. Ich will dieser Verteidigung unter Umständen eine gewisse Berechtigung nicht versagen. Allein was wird dann nun in Bezug auf Ehre erreicht? Die Ansichten von Ehre, mit welchen sich die Masse der Aeußerungen der Herren Zeugen im Hannoverschen Prozeß verträgt, diese sittliche Schätzung der irdischen Güter, dieser Leichtsinns in der Täuscherei gegen die Eltern u. s. w. — sind keinen Schuß Pulver wert, und um ihretwillen das Duell aufrecht zu erhalten, zum sittlichen Anstoß weiter Kreise des Volkes, ist ein Mittel, das in einem kolossalen Mißverhältnis zu seinen Zwecken steht.

Ich schließe dies Kapitel mit der Bemerkung, daß der notwendigen Hochachtung unserer tapferen Armee und ihrer Offiziere beim Volke durch die Militärverwaltung vielleicht besser gebiet wäre, wenn schneller nach dem Bekanntwerden jener Dinge Maßregeln ergriffen wären, wie sie das öffentliche Gewissen erheischte.

Auf dem specifisch kirchlichen Gebiete des evangelischen Deutschlands sind keine nennenswerthe Vorkommnisse zu verzeichnen. Die kirchlichen Blätter sind noch angefüllt mit Artikeln über die neue Agende, teils in Berichten über die Verhandlungen der Provinzialsynoden, teils in eigenen Artikeln, welche noch immer Kritiken und Wünsche zu Tage fördern. Aber ein Vorgang von jenseits des Meeres verdient jedenfalls eine Erwähnung, wenn er auch eigentlich als kirchliches Ereignis nicht bezeichnet werden kann, so doch als Zeichen der Zeit. Ich meine die Religions-Weltausstellung in Chicago. Es waren Versammlungen arrangiert, an denen die Vertreter aller möglichen Religionen teilnahmen, mit der Grundbedingung, daß niemandem das Recht, seinen religiösen Glauben zu vertreten, bestritten werden dürfe — also eine offizielle Anerkennung der Gleichberechtigung aller Religionen. Das Präsidium führte ein amerikanischer Presbyterianer, das Eröffnungsgebet der römische Kardinal Gibbons, hören ließen sich anher den Genannten ein Japaner, ein Singalese, Chinesen der verschiedenen Richtungen, katholische und evangelische Christen, Unitarier u. s. w. Auch der deutsche „Idealismus“ hatte einen Vertreter gesandt, für welchen als eine Religion, die in seiner Heimat Millionen Bekenner zählt, ein Geistlicher aus Hannover war. Gewiß haben die gläubigen evangelischen Christen, welche sich an diesem Weltkongreß beteiligt haben, eine gute Absicht gehabt, wie ja denn auch Graf Bernstorff offen ausgesprochen, daß die Wahrheit und das Leben ausschließlich in Jesus Christus zu finden sei, — aber ein wirkliches Missionieren war durch die Sachlage ausgeschlossen. Und eine andere Berührung sollte doch zwischen dem Glauben und dem Unglauben nicht stattfinden, als die der Mission. Für solche Zeugnisse, wie das der Genannten, oder das einer frommen christlichen Parfisan, die von der Seligkeit in Jesu redete, waren wohl auch die Teilnehmer des Kongresses, von denen sogar der eine sich über die christliche Mission in seiner Heimat bitter beschwerte, am wenigsten empfänglich. Ein Zeichen der Zeit mag es immerhin sein, daß die Religion wieder so in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt ist, daß auch eine Weltausstellung sich derselben nicht entschlagen kann. Vor fünfzig Jahren würde man daran nicht gedacht haben.

Im Reichstag ist alsbald der Jesuitenantrag seitens des Centrums wieder eingebracht worden. Sollte es zu Verhandlungen darüber kommen, so könnten dieselben ein besonderes Interesse bekommen durch die inzwischen erfolgten Veröffentlichungen des Grafen Hoensbroech, von denen früher hier bereits die Rede war. Derselbe hat in dem neuesten Hefte der Preuß. Jahrbücher neue Artikel veröffentlicht, in welchen er noch rücksichtsloser als früher gegen den Orden vorgeht, den er einst als Glied so ernstlich verteidigt hatte. Er wirft dem Jesuitismus gefährliche Irrtümer vor in Bezug auf Staat und Kirche, und Kirche und Schule, und in Bezug auf die sittliche Seelenführung, in Bezug worauf er nach dem Hauptbuch von Gury Beispiele vorführt, die durch nichts, was die Gegner des Ordens aufgestellt haben, übertroffen werden können; es sind besonders die Ratschläge, wie eine Frau mit gutem Gewissen den begangenen Ehebruch ihrem Manne verheimlichen könne und wie ein Weltmensch mit wenig Zeit in möglichst äußerlicher Weise an einer Messe teilnehmen könne. Es scheint, als ob Graf Hoensbroech bei dem Bruch mit dem Jesuitenorden nicht stehen bleiben werde.

Bemerkenswert ist übrigens, daß das Centrum zum erstenmale merklich an Stimmen verloren hat. Ich glaube überhaupt, daß die Besorgnisse vor einer Zunahme der römischen Kirche in Deutschland sehr übertrieben, wenn nicht ganz falsch sind. Zwar kann man die Zahlen so gruppieren, daß sie wirklich ein erschreckendes Aussehen bekommen; z. B. steht fest, daß in zwanzig Jahren (bis 1890) in Schleswig-Holstein die Zahl der Katholiken von 6152 auf 21796 gestiegen ist. Betrachten wir aber die Sache genauer, so sehen wir darin nur ein Zeichen von der größeren Mischung der Konfessionen durch die Freizügigkeit, eine Mischung, welche im ganzen der evangelischen Kirche mehr Zuwachs verschafft als der katholischen. Es sind gleichfalls statistische Zahlen, welche beweisen, daß im Jahre 1867 auf 1000 Einwohner in Deutschland 363 Katholiken kamen, und im

Jahre 1891 nur noch 357, während das Verhältnis bei den Protestanten umgekehrt von 621 auf 628 gestiegen ist. Es versteht sich, daß derartige Zahlen uns nicht sicher und träge machen sollen, im Gegenteil sollen sie uns den Mut stärken, daß wir in dem Schutze der evangelischen Kinder in Wärschen und Schulen alle kirchlichen Mittel anwenden.

Greifswald, 20. Novbr. 1893.

W. v. Nathusius.

## Aus einer „Bußpredigt“

der deutschen Jugend gewidmet in Anlaß des Spielerprozesses von Hannover  
entnehmen wir folgende Verse.

Was sträubst du dich? Die eherne Schicksalsfaust  
führt unerbittlich hin zum Altare dich,  
Ein siegeslaubbekränztes Opfer  
Nimmt dich als Priester der Tod entgegen.

Noch blüht ein kühner Wille im Augenstern,  
Noch spannt den Arm die rasche Entschlossenheit —  
So wähnst du träumend, bis am Ende  
Einsam, verraten zum Schlund du stürzest.

Mein Volk, mein Volk! Verratene Mutter du  
Von jugendstärkster, edelster Söhne Schar,  
Noch jubeln sie dir zu — im Rausche  
Taumelnd, und reißten dich mit zum Abgrund.

Hör mich, du Volk! Mein suchendes Auge schweift  
Im Kreis umher — wem tönet des Liedes Wort?  
Dein sei der Klang, du deutsche Jugend,  
Hehres Geschlecht einst — und jetzt Verräter.

Was schreist im Wahnwitz „Heil“ du dem Vaterland?  
Des Landes Heil beruht auf der Söhne Kraft!  
Dein Heil, dein Mut, dein Sinn alleine  
Tragen die Wurzeln des deutschen Eichbaums.

Horch auf, was brauset hoch in der Wolken Reich?  
Das ist das Sittichschlagen der heiligen Zeit!  
Ihr Auge blickt aus jedem Sterne,  
Jeder vernimmt sie, nur du, nur du nicht. — — —

Und fragst du mich: Was brachte das Volk zu Fall?  
Laut gelst es dann: Die Jugend verriet das Volk!  
Fluch euch! so klagt ein trauernd Herze  
Das beim Versinken des Volks gebrochen.



# Aus den Alpen.

## I.

### Schloß Taufers.

Auf des alten Schlosses Zinnen  
Steh ich wie in wachen Träumen,  
Und ich halte, tief im Sinnen,  
Umschau in den hohen Räumen.

Roderduft in Brunkgemächern,  
Dumpher Gruß vergangner Tage,  
Da man hier mit vollen Bechern  
Froh gefeiert Trintgelage.

Alles, alles längst vergangen, —  
Nur ein Burgwart, der mich führet,  
Und ein wunderliches Vagen  
Tief in mir mein Herz verpüret.

Erzend aus den düstern Mauern  
Tret' ich an der Wallfahrt Ende,  
Und sieh da, — mit Wonneschauern  
Blick' ich in ein licht Gelände!

Duft'ge Wiesen, bergumgeben,  
Trüber hin des Himmels Bläue,  
Zeugend, wie zu jungem Leben  
Die Natur sich stets erneue.

Ahneud fühlst es mein Gemüte:  
Sind Geschlechter auch vergangen,  
Ewig bleibt in junger Blüte  
Die Natur in ihrem Prangen.

## II.

### Die Dolomite.

Mittaglich Schweigen am sonnigen Hang,  
Friede auf blühender Erde,  
Nichts als der Winde säuselnder Sang,  
Fern die Läute der Herde.

Und ich erhebe den trauenen Blick  
Hoch zu den hehren Gestalten,  
Die gleich Giganten das duftige Stück  
Friedlichen Thales verwalten.

Mächtige Berge, du funkelnd Gestein,  
Rötlich vom Himmel erhoben,  
Leuchtender Flammen zuckenden Schein  
Gleich ihr Gebilde da droben!

Und auf dem bunten Felsengefeld  
Schimmernden Schnees Gefunke,  
Der, zu vollenden das farbige Bild,  
Ruht auf dem steinigen Dunkel.

Seh' ich den Blick zu dem schneeigen Glanz?  
Soll ich zum Thale ihn lenken?! —  
— Himmlisches Bild, o wolle dich ganz,  
Zu meine Seele verjanken!

## III.

### Der Bergquell.

Blätischernde Quelle,  
Silberne Welle,  
Spendest dem Durstenden kühlenden Trant,  
Laß mich dir nahen,  
Kraft zu empfangen,  
Stärkung zum langen beschwerlichen Gang.

Nahest mit Schäumen  
Ans dunkelten Räumen,  
Tief aus der Erde quellendem Schoß,  
Dankbar dich segnet,  
Der dir begegnet,  
Blätischernde Quelle, wach liebliches Loß!

A. Pfannschmidt-Bentner.



## Neue Schriften.

### 1. Politik.

— Die Lage der ländlichen Arbeiter in Neuvorpommern und auf Rügen, dargestellt von H. Wittenberg, Pastor zu Swantow bei Warz a. N. (Leipzig, Werther.) 1893.

Diese Schrift ist aus gründlicher Kenntnis der Sachlage heraus geschrieben, daneben ruhig und leidenschaftslos, weit unparteiischer als die vor einigen Jahren erschienene des Pastors Cuistorp in Ducherow. Wer die Arbeiterverhältnisse in den beregten Gegenden nicht kennt und ein richtiges Bild derselben gewinnen will, kann unbedenklich an dies kleine Buch halten — er wird nicht irre geführt werden. Auch da, wo die kirchlichen und sittlichen Zustände beleuchtet werden, zieht Verf. mit Recht die historische Entwicklung, das Ueberwiegen der großen Güter und die darans folgende große sociale Klust bei verhältnismäßig sehr geringen Mittelstände als erschwerende Umstände in Betracht; und er stellt mit gleichem Recht die Schaffung eines freien kräftigen Bauerstandes als erstrebenswertes Ziel hin. Hinsichtlich Sonntagshelligung und Sittlichkeit schreibt Verfasser folgendes: „In den landwirtschaftlichen Vereinen werden alle möglichen Fragen behandelt, nur keine socialen. Sie gelten als *noli me tangere*; und der Vorwurf, daß unsere Landwirte bisher kein Verständnis der socialen Frage auf dem Lande gezeigt haben, kann ihnen nicht erpart werden. Der Tag soll noch kommen, an dem auf der Tagesordnung eines landwirtschaftlichen Vereins das Thema steht: „Wie erziehen wir unsere Leute zur Kirchlichkeit und Sittlichkeit?“ Diese und dergleichen Interessen sind den meisten *pefuba*.“ — Ja gewiß. Wir geben dem Verf. nicht unrecht. Aber man könnte eine sehr ähnliche Forderung auch wohl an die Pastoren und an ihre Versammlungen stellen. Wornu besuchen die Pastoren nicht fleißiger die Knechtstuben, oder versuchen in anderen Localitäten durch Beschäftigung (Spiel, Lectüre,

Hausindustrie) den Stumpfsinn der Knechte und Hofgänger zu brechen und religiös auf sie einzuwirken? Die große Schwierigkeit der Aufgabe entbindet nicht von der Pflicht, sie in Angriff zu nehmen. Erste Aufgabe der Kirche ist es doch nicht, die Latifundien in Bauerhöfe zu zerstückeln, sondern aus den gerade vorhandenen socialen Verhältnissen, die sie vorfindet, das zu machen in kirchlicher und sittlicher Beziehung, was sich darans machen läßt. Und da wird es, wenn man die Schuld der Landwirte und die Schuld der Vertreter der Kirche gegen einander abwägt, auch wohl in Neuvorpommern und Rügen so sein: *Niacos intra muros peccatur et extra!*

— „Zur deutsch-russischen Zollkonferenz“ betitelt sich eine soeben (Berlin, Richard Wilhelm) erschienene anonyme Broschüre, die sich gegen den Abschluß eines Handelsvertrages mit Rußland wendet. Der Verfasser weist zunächst nach, daß es Rußland gewesen ist, welches den Krieg vom Zaune gebrochen hat. Die Verhandlungen können nun, so wird weiter ausgeführt, einen dreifachen Ausgang haben: sie können entweder resultatlos bleiben, oder beide Teile können auf den Zustand vor dem Kriege zurückgehen, oder es kann ein Vertrag abgeschlossen werden. Die Folgen der ersten beiden Eventualitäten lassen sich übersehen, die der dritten nicht, und hier tritt der Verfasser mit der Frage ein, ob Rußland uns überhaupt irgend etwas zu bieten hat. Die Antwort fällt mit Recht im wesentlichen verneinend aus und kommt zu dem richtigen Schluß, daß jeder, wie immer gearteter Handelsvertrag eine Stärkung Rußlands und eine Schwächung Deutschlands bedeute. Die Broschüre geht dann auf das Verhältnis Deutschlands zu Oesterreich-Ungarn über und findet, daß Oesterreich-Ungarn in einigen Punkten zwar nicht den Buchstaben, aber den Geist des zwischen ihm und Deutschland bestehenden Handelsvertrages verlege, teils durch Tarifermäßigungen, die sich den russischen Differentialtarifen



anschlüssen, teils durch Vermahlung des russischen Roggens in den Pester Mühlen. Das alles hätte man von vornherein verhindern können, wenn statt des Handelsvertrages ein zollpolitischer Allianzvertrag des deutschen Reiches mit Oesterreich-Ungarn abgeschlossen worden wäre, wozu es auch jetzt noch nicht zu spät sei. „Sociell Oesterreich-Ungarn gerade ist mit seinen wirtschaftlichen Interessen so nahe daran beteiligt, daß von dem deutschen Markt vor allem das russische Getreide fort dauernd möglichst angeschlossen bleibt und daß der deutsche Markt möglichst für die Ueberschüsse seiner (Oesterreich-Ungarns) eigenen Getreideproduktion erhalten bleibt, daß es zum Ausbau des bereits abgeschlossenen Handelsvertrages zu einem vollen handelspolitischen Allianzvertrag sicherlich geneigt sein wird.“ Die Tendenz der Schrift wird durch das ihr vorgelegte Motto gekennzeichnet, das Wort Friedrichs d. Gr.: „Ich würde einen unverzeihlichen Fehler zu machen glauben, wenn ich an der Vergrößerung einer Macht arbeitete, die ein suchtbarer Nachbar und bedrohlich für ganz Europa werden kann.“ — Die Ausführungen der Broschüre sind beachtenswert. Es ist möglich, daß sie ein offiziöser Wink an die russischen Unterhändler ist.

— Die französische Wehrsteuer nach dem Gesetze vom 15. Juli 1889 von Dr. Arthur Schott. 4. Band, 4. Heft der Staatswissenschaftlichen Studien. Herausgegeben von Dr. V. Elster. (Zena, Verlag von G. Fischer.) 1892.

Ein dem deutschen Reichstage 1881 vorgelegter Gesetzesentwurf, die Einführung einer Wehrsteuer betreffend, fand nicht seine Zustimmung und ist seitdem nicht wieder aufgeführt; dagegen ist eine solche Steuer in Oesterreich, Frankreich und einigen kleineren Ländern eingeführt und hat sich in ihnen auch schon einigermaßen eingebürgert. Um das System der Wehrsteuer kennen zu lernen, ist das französische Gesetz am besten geeignet, weil es die in anderen Staaten gemachten Erfahrungen schon berücksichtigten konnte und deshalb praktisch gefaßt ist. Die Wehrsteuer hat einen doppelten Zweck; einmal soll sie die darin bestehende Ungerechtigkeit ausgleichen, daß ohne sie ein Teil der erwerbsfähigen, männlichen Bevölkerung wegen irgend welcher körperlichen, für einen bürgerlichen Beruf ganz unwesentlichen Fehler, ohne Entschädigung zu leisten, von der Last des Militärdienstes befreit wird; und zweitens soll sie, wie jede Steuer, den Staatskassen Geld zuführen. Wie diese Ziele der Wehrsteuer in Frankreich erstrebt werden, wie die Steuer zur Erhebung gelangt, und welche Gründe für und gegen ihre Einführung geltend gemacht wurden, zeigt die vorliegende Schrift. Mit ihrer Herausgabe verfolgt der Herr Verf. sowohl die Absicht, das französische Gesetz über die Wehrsteuer wissenschaftlich zu erläutern, wie auch in Deutschland die Kenntnis der Wehrsteuer im allgemeinen zu fördern und auf die mit ihrer Einführung verbundenen Vorteile hinzuweisen. Im Jahre 1881 lehnte der Reichstag die Vorlage der Regierung ab, weil die Mehrheit fürchtete, mit

der Zeit werde sich der Grundsatz der neuen Steuer: „wer nicht dient, zahlt“ umwandeln in: „wer zahlt, dient nicht“. Ebenso wie der Verf. halten auch wir diese Ansichtung für falsch und glauben, daß eine gut abgestufte Wehrsteuer durchaus berechtigt und wohl geeignet ist, die oben erwähnte Ungleichheit in der Stellung der Staatsbürger vor dem Gesetz weit zu machen. Aus diesem Grunde wünschen wir der vorliegenden, klar und objektiv gearbeiteten Schrift weiteste Verbreitung, damit sie die Bevölkerung über den Geist der Wehrsteuer aufkläre und gewissermaßen den Boden für eine später von neuem dem Reichstage zu machende Wehrsteuer-Vorlage vorbereiten kann.

v. H.

## 2. Kirche.

— Der Schriftbeweis im Katechismus-unterrichte. Eine katechetische Studie von D. Karl v. Buchruder, Oberkonsistorialrat. (Wolha, G. Schloßmann.) 240 M.

Darf ich die Befprechung dieser Schrift damit anfangen, daß ich einer persönlichen Empfindung Ausdruck gebe, so ist diese: Ich war auch einmal in Erlangen, ich hörte auch einmal von Hofmann, und wenn ich mich auch immer davor gehütet habe, ein Hofmannianer zu werden, so gedenke ich doch dankbar des Lehres meiner Jugend; in diesem Buche weht Erlanger Luft, Hofmannsche Art grüßt mich aus demselben. Buchruder hat ja schon früher den Ertrag der von Hofmannischen Theologie in den Katechismus hinübergetragen und angelegt, vielleicht etwas zu theologisch heilöonomisch im Verhältnis zu dem, was für die Kindheits- und Jugendjahre gefordert werden muß. Diese neueste Schrift schiebt sich jenen Arbeiten an. Sie beschäftigt sich mit dem katechetischen Schriftbeweis, wenn man also will: Mit dem Spruchbuch, denn das richtige Spruchbuch müßte ja dem Lehrer den Schriftbeweis bereichern. K. v. Buchruder geht aber weit zurück. Man merkt, er hat vieles auf dem Herzen. Das wird der gläubige Theologe verstehen. Ist nicht alles zur Frage geworden, Christentum und Bekenntnis und Schrift? So muß man erst wieder sichere Grundlagen zu gewinnen suchen. Vom Christentum geht der Verfasser aus: Es ist ihm die Gemeinschaft des Menschen mit Gott durch Christum im heiligen Geist. Von da kommt er zum Katechismus. Die beiden Grundpfeiler desselben sind der Glaube und der Dekalog. Nicht die Theologie kann bestimmen, was mitzuteilen ist, das Bekenntnis muß es thun, und dieses wieder wird bestimmt durch die Beziehung zum Mittelpunkt des Heils. Das Motiv für Form und Maß muß im Zusammenhang der Katechismusgedanken selbst liegen. Vortrefflich ist die Darstellung dieser Gedanken. Wiederum ist dem Schriftbeweise ein Abschnitt über die Bedeutung der Schrift für die Kirche vorangestellt. Darans ergibt sich, wie die Schrift zur autoritativen Begründung des Katechismus verwendet werden sollte. Der Verfasser führt das an zweiten Hauptstück aus. Sein Buch ist für Theologen

bestimmt, nicht für Lehrer. Für diese würden etwa nur das vierte und das sechste Kapitel sich eignen. Der Theologe aber, sofern er Katechet ist, und das ist doch jeder Theologe, wird reichen Gewinn aus dieser Schrift nehmen können. D.

— Trostbuch beim Tode unserer Kinder. Von Emil Knodt, Pfarrer in Münster i. W. In Wort und Lied zusammengestellt. 8°. Geh. 3 Mk., eleg. geb. mit Photographie „Kautbach, In Gott“ 4 Mk. 50 Pf. (Gotha, Schloßmann.)

Das Buch soll einem Bedürfnis abhelfen, welches der Herausgeber während einer beinahe fünfzehnjährigen seelsorgerischen Thätigkeit oft empfinden mußte. Wie oft möchte man nach dem Tode eines Kindes den Eltern ein Trostbuch geben, welches in solchen schweren Zeiten aufrichten und stärken könnte! Wie verklärt und gelindert wird der Elternschmerz, wenn das rechte Trostwort in einer Bibelstelle, einem tief empfundenen Liebes-, einer Schriftklärung oder einem Trostschreiben an den Herzen wirkt, neue Licht- und Lebensgedanken erweckt. Die Sammlung ist nur zu loben. Poesie und Prosa sind aus den bewährtesten Quellen geschöpft — den Kirchenvätern und Lieberdichtern alter und neuer Zeit ist das Beste entnommen, was zu dem Zweck der Sammlung paßte. Das Buch wird seinen Weg machen.

— Unsere Kinder. Vier Vorträge von G. Topfel, Pfarrer in Gens. Elegant ausgestattet in biegsamem Ektogon-Umschlag. (Agentur des Kaufh. Hauses in Hamburg.) 70 S. 1 Mk.

Die vier Vorträge tragen die Ueberschriften: Die Erziehung, Das Evangelium in der Erziehung, Demut und Gebet, Die Kirche und die Kinder. Wir empfehlen diese Vorträge als ein treffliches litterarisches Geschenk für alle Eltern, denen Erziehungspflichten obliegen. Veri. giebt eine Fülle der besten Lebensweisheit und praktischen Rathschläge zu ihrer Bethätigung und entwickelt auch im letzten Kapitel gesunde, nüchterne, gut kirchliche Ansichten über Kindertaufe, Kindergottesdienst und Konfirmation. Am rechten Ort und zur rechten Zeit wird das kleine Buch viel Segen stiften können.

### 3. Geschichte.

— Die drei Flugschriften über den Münzstreit der sächsischen Albertiner und Erneftiner um 1530. Unter Mitwirkung von Dr. K. F. Röde, in Uebersetzung herausgegeben und erläutert von Dr. W. Vog, außerordentl. Professor an der Universität München. (Leipzig, Verlag von Dunder & Humblot.) 1893. Fr. 2 Mk.

Die in wissenschaftlichen Kreisen längst bekannten Flugschriften verbanden dem Umstande ihr Dasein, daß im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts den mit Silberbergwerken gesegneten deutschen Staaten der Gedanke nahe gelegt wurde, das gewonnene Silber zu höherem Nennwerthe wie bisher zu ver-

münzen, um durch diese Münzverschlechterung Geld in ihre Kassen zu bringen. Die erneftinische Linie des sächsischen Hauses, vertreten durch Kurfürst Johann den Beständigen, griff in Verbindung mit den Mansfelder Grafen diesen Plan lebhaft auf, während der albertinische Herzog Georg an der bisherigen Münzpolitik festhalten und in keine Münzverschlechterung willigen wollte. Die aus diesem Gegenatz entstehenden Uneinigheiten finden scharfen Ausdruck in den vorliegenden Flugschriften, von denen die erste und dritte den albertinischen, die zweite den erneftinischen Standpunkt vertreten. Die Schriften haben in mehrfacher Beziehung Bedeutung. Zum erstenmale werden in ihnen in Deutschland münzpolitische Fragen öffentlich besprochen, namentlich in den die Münzverschlechterung belämpfenden Schriften, mit überausdeutender Sachkunde und Klarheit des Ausdrucks. In ihnen werden sogar Fragen berührt, die noch heute von Wichtigkeit sind, so beispielsweise der Satz, daß eine geringwertige Saluta schutzdöllnerisch wirke u. dgl. m., sie sind also ein Merkstein auf dem Wege der geistigen Entwicklung unseres Volkes. Abgesehen hiervon verdienen sie auch Aufmerksamkeit als Zeugnisse der deutschen Sprache des 16. Jahrhunderts. Die Verfasser haben es mit Recht für erforderlich gehalten, den Schriften eine Uebersetzung in das Deutsch unserer Zeit beizugeben, da der Sinn der 360 Jahre alten Schriften nicht immer leicht zu ergründen ist, und die Schriftsprache jener Zeit, wie es in der Einleitung heißt, „noch um ihre Existenz rang“. Letztere Bemerkung ist insofern richtig, als die Prosa des sechzehnten Jahrhunderts noch der Glätte und Beweglichkeit ermangelte, die sie heute besitzt; andererseits aber zeichnet sie sich, wie jedermann aus Luther's Bibelüberlegung bekannt ist, durch Ursprünglichkeit, Einfachheit und Kraft des Ausdrucks aus, die unserem Schriftdeutsch, namentlich dem der Zeitungen, leider abhanden gekommen sind. Diese kernige, treuherzige Sprache ist auch den vorliegenden Münzschriften eigen und wird ihnen vielleicht auch unter den Lesern Fremde zuführen, die an dem eigentlichen Inhalt weniger Interesse finden. Der Druck des Buches ist sorgfältig und gut; für den Urtext der Flugschriften sind die Buchstaben der Reformationszeit, für die Uebersetzung in unser Deutsch lateinische Lettern gewählt.

v. H.

### 4. Länder- und Völkerkunde.

— Im Verlage von H. G. Wallmann in Leipzig sind erschienen:

1) Kennst du das Land? Bilder aus dem gelobten Lande zur Erklärung der heiligen Schrift von Ludwig Schneller, Pastor in Bethlehem. Neunte Auflage. Fr. 5 Mk., in eleg. Prachtband 6,20 Mk.

Wir schreiben beim Erscheinen einer früheren Auflage dieses trefflichen Buches: „Der Verfasser versteht meisterlich die Kunst, uns mit seinen Augen sehen zu lassen. Namentlich treten die Vorgänge

der in den Evangelien berichteten Ereignisse mit einer überraschenden Naturwahrheit aus seiner Darstellung und Erläuterung uns entgegen.“ Gerade jetzt, wo die deutsche Kirche in Betlehem eingeweiht wurde, darf das schöne Buch erst recht auf Freunde rechnen.

2) Evangelien-Fahrten. Bilder aus dem Leben Jesu in der Beleuchtung des heiligen Landes im Anschlusse an die Sonntags-Evangelien von Ludwig Schueller, Pastor in Köln. Dritte Auflage. Mit zahlreichen Illustrationen. — Pr. brosch. 5,80 M., eleg. geb. 7 M.

Es ist ein höchst anziehendes, eigentümliches Buch, das uns hier dargeboten wird. Der Titel enthält den erklärenden Zusatz: „Bilder aus dem Leben Jesu in der Beleuchtung des heiligen Landes im Anschlusse an die Sonntagsevangelien.“ Der Herausgeber ist in Jerusalem geboren, hat daher lange im heiligen Lande gelebt und gewirkt und, wie sein Buch beweist, sorgfältig beobachtet. In höchst anziehender, oft zu poetischem Schwung sich erhebender Weise stellt er an der Hand der Evangelien, nicht nach der kirchlich geordneten Reihe derselben, das Leben unseres Herrn in den Farben seiner morgenländischen Heimat dar, nicht in Predigten, sondern in Form von freien Vorträgen. Es ist ein Genuß, diese Bilder aus dem Leben des Herrn anzuschauen; die genaue Kenntnis der morgenländischen Sitten, die heute fast ebenso sind wie vor achtzehn Jahrhunderten, die eigene Anschauung der Berge und Thäler, in denen die unergleichen Geschichte sich abspielte, geben den Schilderungen ein merkwürdiges Leben. Es ist, als ob der Herr so uns näher träte, wir verstünden seinen wunderbaren Wandel, seine herrlichen Lehren und seine Wunder besser; es ist, als ob wir alles miterlebten. Die Gabe, die nur ein Mann uns darbieten konnte, der lange Zeit in jenen Gegenden gelebt und gewirkt hat, verdient in der That unserer lebhaften Dank. Niemand wird das auch äußerlich gut ausgestattete Buch unbefriedigt aus der Hand legen.

## 5. Biographie.

— Aus Lena und Herbst. Erinnerungen von D. Emil Frommel. (Bremen, 1893.) C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung.

Das vorliegende Buch empfiehlt Max Vorberg in folgender Recension, die wir gern bestätigen: „Der freundliche, unermüdete Pflauderer, der doch noch niemals zu viel erzählt hat, bindet hier Blüten aus der sonnigen und hoffnungsfreudigen Jugendzeit und Spätrosen aus dem Herbstjahre seines reifen Alters zu einer Weihnachtsgabe für seine Freunde zusammen. Am Christbaum erscheint manch ein Schmuck vom vorigen Jahre und von früheren Festen her. Das nimmt sein Glied des Hauses Wunder und enttäuscht nicht, nein, es erinnert vielmehr an Freude und Segen aus vergangener Zeit. Die vorweg günstig gestimmten Leser, deren Emil Frommel eine große Zahl besitzt, werden in der That mit Wohlgefallen bemerken,

daß die einzelnen liebgewordenen Seelsorge-Erzählungen in den Jahrgängen der „Christoterpe“ mit der Ueberschrift „Allerlei Raub“ hier von Seite 64 bis 172 zu einem Abschnitt vereinigt sind. Er sagt es selbst in einem Vorwort: „Dem Leser zum Gruß!“ Aber unterschiedliche Herren und die meisten Damen lesen keine Vorworte. Solche mögen es dann im Gange der Aktion entdecken und ein fröhliches Begegnen feiern. Uebrigens macht D. Frommel die sehr treffende Bemerkung, daß nicht alle die „Christoterpe“ anschaffen können. Daher werden viele Leute mit „Allerlei Raub“ eine ganz neue, beiderseitig dankenswerte Bekanntschaft machen. Diese guten, ernsthaften wie schmachhaften Sachen mit dem kindlich anheimelnden Titel sind einer herzlichen Aufnahme wert. Beigegeben sind ein Vorder- und ein Schlußstück. Zu jenem sind mit dem wiedererwachten Feuer der ersten Liebe zum heiligen Ante die ersten Jahre der pastoralen Thätigkeit geschildert. Als Nachtrag hinzugefügt sind Hirtengedanken als ein kurzes Bademeum für Herz und Ant, einem jungen Amtsröder beim Abschied gewidmet, sowie Bischöfliche Gedanken aus dem Nachlaß des heimgegangenen Generalsuperintendenten Max Frommel und einige kurze Leidens- und Sterbegedanken. Der Verfasser meint in seiner Bescheidenheit, er habe für die jungen Amtsröder geschrieben, denen es etwa eine Hälfte sei; denn den alten wage er es nicht zu bieten. Er sagt: „Sie werden besser wissen wie ich und brauchen auch guten Rat nicht mehr.“ -- Von ersterem wollen wir lieber schwiegen, und was das zweite betrifft, so sollte er seine armen, alten Brüder nicht so leicht aufgeben. Wir lesen alle gern etwas Gutes, und wer seinen guten Rat mehr braucht, nun, dem ist überhaupt nicht mehr zu helfen. Das neue Büchlein sei herzlich begrüßt und warm empfohlen. Wer es ins Haus nimmt, der wird zufrieden sein.“

— Mit Prinz Friedrich Karl von Herzog von Börde. Mit zwei Karten. (Berlin SW., Verlag von Paul Kittel.) 319 S. 6 M., geb. 7 M.

Je seltener es vorkommt, daß jemand seine Dankbarkeit und Treue auch dann noch öffentlich bezeugt, wenn derjenige, dem sie gewidmet werden, nicht mehr im Stande ist, sie zu lohnen, desto wohlthuernder berührt es, zu sehen, wie hier einer derjenigen Männer, die Prinz Friedrich Karl seines vertrauten Umgangs gewürdigt hat, aus seiner Begeisterung für die ritterliche Gestalt seines edlen Gönners dazu beiträgt, diejenigen, welche sich eine falsche Vorstellung über den Charakter des Prinzen gemacht haben, eines Besseren zu belehren. In dem Maße, in dem der Verfasser seinen Helden ehrt, ehrt er sich damit selbst. Sein Buch ist frisch und anschaulich geschrieben und wird gewiß von allen, die einst dem Prinzen näher getreten sind, mit dem größten Interesse gelesen werden. Der Titel der Schrift besagt genau das, was sie in der That bietet: sie giebt eine eingehende Darlegung der von dem Verfasser in der Umgebung des Prinzen verlebten

Zeit in Krieg und Frieden, auf der Jagd, auf Meisen und in Familienreise, und damit einen wertvollen Beitrag zu einer umfassenderen Biographie. Die offene, ehrliche Art, in welcher sich der Verfasser nicht schämt, auch gelegentliche Schwächen, Ausbrüche heftigen Temperaments und gelinde Rücksichtslosigkeit zu erwähnen, sticht wohlthuend ab gegen die Art so mancher fürstlicher Biographen, die ihren Helden den schlechten Dicit erweisen, alles und jedes, was diese gethan, in den hohen Himmel zu erheben und damit ihre eigene Glaubwürdigkeit und die Unbestechlichkeit ihres Urtheils in ein schlechtes Licht zu setzen. Von ganz besonderem Interesse ist die Schilderung der Schlacht von Sabowa, bei deren Darstellung dem Verfasser seine Kenntnisse amerikanischer Militärverhältnisse vorzüglich zu statten kommen. Heros von Borden war in Amerika Oberst, Chef von Stuarts Hauptquartier und Generalinspektor der Kavallerie der Armee von Virginien gewesen. Als er darauf freiwillig im Jahre 1866 ins preussische Heer eintrat, erhielt er den Rang als — Sekondeleutnant. Geradezu bewundernswert erscheint die Fähigkeit des Verfassers, mit der er, trotz eines schweren Lungenleidens, am Kriege theilnimmt und sich den härtesten Strapazen ansieht. Wie richtig war aber auch die Diagnose Lungenbeds, der auf Wunsch des Bringers den Verfasser nach wiederholt eingetretenen Lungenblutungen untersucht und ziemlich lähl sagte: „Wenn ein Mann mit einem solchen Brustkasten und solcher Konstitution ausgestattet ist, wie Sie, so schadet es ihm nichts, wenn er auch ab und zu eine Portion Blut verliert.“ Die Thatsache, daß Herr von Borden im Jahre 1893 sein Buch schrieb, dokumentiert den Scharfblick des berühmten Arztes aufs glänzendste, während „die behandelnden Aerzte, die alle Hoffnung aufgegeben hatten, noch Einhalt gebieten zu können“, sich eben — getäuscht hatten.

Für weitere Verbreitung des empfehlenswerten Buches hat die in der Tagespresse daraus mitgetheilte schöne Anekdote vom alten Vrangal bereits gesorgt. Sch. K.

— Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870 von Karl Klein, vormaligem Pfarrer zu Fröschweiler. Erste Auflage. (München, C. H. Beck.) 1893. Preis geb. 2 M. 80 Pf.

Die neueste Auflage eines vor jechzehn Jahren zuerst erschienenen trefflichen Volksbuches, das für Groß und Klein, für Gebildete und Ungebildete gleich lesenswert ist. — Unsere Literatur ist reich an Aufzeichnungen aller Art der Kämpfe und Begleiter unserer Heere im Feldzug von 1870/71; dagegen fehlt es, da der Feldzug im Anstade geführt wurde, an Berichten über die Erlebnisse der armen Bevölkerungen in den vom Kriege heimgesuchten Gegenden. Abgesehen von einigen Tagebüchern aus dem belagerten Straßburg ist das hier angezeigte Werk das einzige dieser Kategorie, kann aber wohl als ein geradezu klassisches Buch bezeichnet werden, das — wie auch die schnell

aufeinander folgenden Auflagen beweisen — noch auf lange hinaus Teilnahme und Leser finden wird. Da Fröschweiler bekanntlich Mittelpunkt der französischen Stellung in der Schlacht bei Wörth war und von den deutschen Truppen erstürmt wurde, so hat der Verfasser mit seiner Gemeinde alle Schreden des Krieges durchgemacht, und er weiß diese ersten Erlebnisse wie auch ihren Eindruck auf die eifärrer Bauern mit anschaulichster Lebendigkeit zu schildern. Die Gesinnung einer schlichten, nicht aufdringlichen christlichen Frömmigkeit durchweht das Buch, das wir unseren Lesern ans neue warm empfehlen. Es eignet sich — bei billigem Preise — ganz besonders als Weihnachtsgeschenk an die Jugend, der mit einem so guten älteren Werke mehr gebietet ist, als mit so manchen von der Spekulation geschaffenen „Jugendwerten“ neuesten Datums.

— Ans Dr. Hermann Gunderts Leben. Von A. Hesse. Mit Bildnis. (Galtw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 368 S. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

Hermann Gundert, gleichzeitig mit Samuel Hebig und Hermann Wögling einer der tüchtigsten Missionare, die von Basel aus den Hindus das Evangelium gepredigt haben, ist am 4. Febr. 1814 in Stuttgart geboren und am 25. April 1893 in Galtw gestorben. In Kloster Maulbronn und in Tübingen hatte eine Zeitlang D. F. Strauß mächtigen Einfluß auf ihn. „Er war wie beranzt. Der Mann Strauß mit dem sinnig gestellten Auge, dem durchgreifenden Willen, der künstlerischen Feinfähigkeit, der wissenschaftlichen Kühnheit, der rücksichtslosen Offenheit hatte es ihm angethan. — Was ihn vor dem schlimmsten bewahrte, war die nie ganz verlorene gegangene Ehrfurcht vor den heiligen Vätern der Bibel, sowie die herzliche Liebe zu seinen Eltern, verbunden mit großer Solidität in allem Oekonomischen.“ Der fromme, bekümmerte Vater schrieb damals dem ins Schwanken gekommenen Sohne: „Möge dich Gott, da ich es nicht kann, überzeugen, daß nur in Christo Heil ist, in dem Christus, wie ihn die Bibel einfach darstellt. Aber gelt, du flatter Student, es wäre erbärmlich für dich, zu sagen: ich armer Sünder! Aber denk dran, lieber Hermann, wenn einst Hegel, Kant, Fichte, Spinoza und Strauß dich verlassen werden — und diese Zeit kommt — dann nimmt dich Jesus noch an.“ — Dreißig Jahre später erlebte Gundert an seinem Sohne Paul dieselbe Gefahr des Abfalls vom Glauben. Die S. 340—352 abgedruckten Briefe an den doch wieder auf den rechten Weg gekommenen und auf diesem Wege früh in die Ewigkeit abgerufenen Sohne sind mit das Beste in dem trefflichen, gehaltreichen Lebensbild. —

Zwanzig Jahre alt, verlor Gundert seine fromme Mutter. Dem Vater zu Trost und Erziehung hat der reichbegabte Sohn das Leben der Mutter in dem gleichzeitig mit dem Leben des Sohnes erschienenen Buche „Christianus Denkmäl“ beschrieben. Nach vollendetem Studium wollte Gundert erst Hauslehrer in der Familie des reichen

frommen Engländer Morris Groves in Indien werden, er ging auch mit diesem dorthin, widmete sich aber mit Einwilligung von Groves der Heidenpredigt; anfänglich in Verbindung mit dem von der englisch-irchischen Missionsgesellschaft entsandenen Karl Rheinins, nach dessen Tode im Dienste der Baseler Mission. — 1838 verheiratete sich G. mit Julie Dubois, einer energischen, ganz im Dienste des Reiches Gottes lebenden Schweizerin. — Anfangs 1846 lehrte er auf ein Jahr nach Europa zurück. Nachdem er später mit Einwilligung seiner Oberen als Schulsinspektor in Kasikut Regierungsbeamter, freilich nur auf kurze Zeit, geworden war, ging er 1859 nach dem alten Vaterlande zurück, um als Nachfolger Dr. Barthens den Calwer Verlagsverein zu leiten und seine Sprachkenntnisse zur Förderung der Baseler Mission in dankenswertester Weise dauernd fruchtbar werden zu lassen. — Au dem früheren Missionar Hesse erhielt G. den Nachfolger im Verlagsverein, einen Schwiegersohn und seinen Biographen. —

Der Verfasser hat seine Aufgabe mit großem Geschick und viel Takt gelöst. Nicht als ob er sich bemüht hätte, das Missionsleben in Indien in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen; ich kenne kein Buch, das mit so viel Wahrheitsliebe auf so manche Schattenseiten in der Arbeit der Missionsleute aufmerksam macht, es ist aber die christliche Liebe, die sich auch in diesem Buche der Wahrheit freut. — Den alten Gubert muß jeder lieb gewinnen, der für die schwäbische Eigenart ein unbefangenes Auge hat. Ebenso muß man die Mutter Guberts, als eine Heilige im Sinne der Bibel, von Herzen lieb haben. — Wer das Leben Wöglings von Gubert kennt, wird gern das Leben seines Herzensfreundes und Arbeitsgenossen Gubert kennen lernen. Solche Lebensgeschichten sind doch das Beste, was man, zumal in unserer vom Nitzkialismus verdorbenen Zeit, lesen kann. O. K.

— Emma Warnod. Biographische Notizen von Laura Kochrich. (Gotha, G. Schöckmann.) 1 M. 60 Pf.

Diese Lebensskizze ist ursprünglich französisch erschienen. Sie hat auf ihrem Heimatsboden ein warmes Interesse gefunden. Ich glaube, ein solches wird ihr auch auf deutschem Boden zu teil werden. Emma Warnod ist im Wahnmünsterthal in den Vogesen geboren und in Straßburg in Pension gewesen, doch überwog in ihr der französische Zug und führte sie später nach Paris. Aus diesen Blättern tritt uns ein bedeutender Geist entgegen, der sich einerseits in die Tiefen des eigenen Seelenlebens verjagt, andererseits aber auch das zeitgeschichtliche Leben mit klarem Verständnis erfasst und gesund zu beurteilen versteht. Dabei bleibt Emma Warnod durchaus weiblich, alles emancipierte Wesen ist ihr fremd. Was uns aber diese Französin am nächsten rückt, das ist ihr innerer Bildungsgang, der sie vom religiösen Jesuitinn zum Glauben hinüber führte und sie zu einer treuen Jüngerin des Herrn machte; fortan stellte sie ihre reiche Begabung in seinen Dienst und legte ein gutes Zeugnis von ihm ab.

In Deutschland war sie bisher am meisten durch ihren Roman amour, ou patrie bekannt; derselbe spielt auf dem großen Hintergrunde des Krieges von 1870/71 und schildert den Konflikt, in welchem die bräutliche Liebe mit der Liebe zum Vaterlande gerät; eine junge Köchlerin ist mit einem deutschen Offizier verlobt, aus patriotischen Gründen entsagt sie ihm. Das ist so französisch gefühlt und gedacht, daß der Roman den größten Beifall fand. Ob er auch ins Deutsche übersezt ist, weiß ich nicht. Fremd nach der Rationalität ist uns Fräulein Warnod verbunden im Glauben, eins in Christo. Die Mitteilungen über ihr Leben können auch bei uns Segen stiften. D.

— Christianens Denkmal. Ein Stück Familienchronik aus dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 304 S. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

Christiane Enshin, geb. 1. Septbr. 1792, gest. 20. Jan. 1833, war die Frau des Bibelfekretärs Ludwig Gubert in Stuttgart. Ihr zweiter Sohn, Hermann, der nachmalige Missionar, hat 20 Jahre alt das Leben seiner Mutter beschrieben, das, vor fünf und zwanzig Jahren für die nächsten Verwandten gedruckt, jetzt nach dem Verf. Eine dem größeren, hoffentlich einem sehr großen Kreise christlicher Leser zugänglich gemacht worden ist. Christiane Gubert hat neun Kindern das Leben gegeben. Was sie als Gattin und Mutter in Freud und Leid mit ihrem frommen Manne erlebt, wie sie sich um ihre erwachsenen Söhne, die eine Zeitlang dem christlichen Glauben enttrentet waren, in treuer Liebe gesorgt, was sie in der langjährigen Pflege eines innig frommen, stets kranken Töchterchens erfahren, wie sie mit ihren Freundinnen und ihren Verwandten verlehrt hat, all dies ist in so lebendiger, durch und durch wahrhaftiger Weise geschildert, daß diese Lebensgeschichte mit vollem Rechte „eine frauenswerte Leistung“ genannt worden ist. Das erbauliche Element herrscht in diesem Buche vor, aber nicht in frühreifen Betrachtungen des jungen theologischen Verfassers, sondern in zahlreichen Auszügen aus den geisterfüllten Briefen seiner frommen Eltern, die alle ihre Sorgen auf den dreieinigen Gott geworfen haben. —

In ganz anderer Weise hat Friedrich Traugott das Leben seiner Mutter in dem Buche beschrieben: *Minchen, eine deutsche Frau*. Eine wahre Geschichte (Jahrb. 256 S. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.). Hier sind erbdichtete Namen an die Stelle der wirklichen getreten, aber sonst ist alles Tatsächliche in der schlichten, anspruchslosen Art erzählt, die allen Büchern Traugotts nachzurühmen ist. Minchen hat an ihrer Stieftochter und an ihren sechs wackeren, keuschen Söhnen viel Freude erlebt. Sie war eine ebenso thatkräftige als kluge Frau, das Muster einer deutschen Hausfrau.

Die dem Lebensbilde angefügten vier Erzählungen stehen mit der Biographie „Minchen“ in keinem inneren Zusammenhang. „Tante Minchen“, die demütige alte Pfarrerstochter, „Der

Höhlenwirt", von Juden an den Abgrund gebracht, durch eine Raiffeisensche Darlehnskasse gerettet. „Vom Untergang gerettet" — das Leben eines durch den Brauntwein an den Abgrund gebrachten, in einer Anstalt christlicher Barmherzigkeit geretteten Knechtes — und „Farrer und Doktor", an der Hand der Erfahrung eine Erhärtung des Sazes, daß der Geistliche sich um das leibliche Wohl seiner kranken Pfarrkinder bekümmern, aber keine Kurpfuscherei treiben soll, auch diese vier Beigaben sind getreu nach dem Leben erzählt, nicht dichterisch ausgeschmückt oder romanhaft aufgepußt, eignen sich also in vorzüglicher Weise dazu, vom schlichten Volk gelesen zu werden.

O. K.

— Was in die Kriegsgefangenschaft: unter diesem Namen veröffentlicht ein Siebenundsechziger im Siegesmündchen Verlage seine Erinnerungen aus der Zeit des großen Kampfes von 1870/71.

Noch immer giebt der große Kampf Erinnerungen her und noch immer finden diese Erinnerungen Leser, besonders bei der Jugend und wohl auch bei den Wittkämpfern, zumal bei den Regimentskameraden, ein Beweis, wie jene Zeit noch immer weiterlebt im deutschen Volke. Und das ist gewiß gut, wenns nur in der richtigen Weise geschähe. Ich schreibe diese Worte unter dem Eindruck des großen hannoverschen Prozesses. Wie mir die Offenbarungen desselben im Herzen weh thun! Das ist doch auch eine Verderbung, eine Verrottung, und das an einem Gliede des deutschen Volkstheiles, auf welches wir immer mit Liebe und Achtung blickten. Aber wenn der Arm krank, der die Wehr führen soll, welche Hoffnungen bietet dann der kommende Kampf, dessen Entscheidungsernst denjenigen des vorigen noch weit hinter sich lassen wird? Ich weiß, es sind doch immer nur einzelne, die sich in Spiel und Schulden verstricken ließen, aber wenn dieser Geist weiterfrisst, muß er das Ganze beschädigen. Hoffen wir, daß die traurigen Entfaltungen jener Oktober- und Novembertage genügen mögen, um ein heilsames Erschrecken, einen Stillstand, eine Umkehr in weitesten Kreisen zu bewirken. Maßregeln, gewiß, sie sind notwendig, aber sie werden wenig ausrichten, wenn nicht eine gesunde kräftige Reaktion von Innen her erfolgt. Nun, diese Erinnerungen sind frisch und lebendig geschrieben. Sie wecken alle jene Stimmungen wieder auf, welche wir in den Sommermonaten 1870 durchlebten. Sie führen uns auf das Schlachtfeld von Gravelotte, lassen uns an den Belagerungen von Metz und Belfort teilnehmen und stellen uns zuletzt in die Abwehr der Boursakischen Armee. Dort erliegt der Siebenundsechziger dem Geschick, gefangen zu werden. Immerhin ein trauriges Geschick, wenn auch unter Umständen, wie sie dort vorlagen, ein unverschuldetes. Und gut ist's, wenn unsere Soldaten lesen, wie die Franzosen damals ihre Gefangenen behandelt haben. Wie gut hatten es die Franzosen hier! Ich schreibe das nicht, damit wir daraus lernen, wie wir in einem Fall der Wiederholung mit den Franzosen umgehen sollten, gewiß nicht,

aber damit jeder sich scheue, ein Gefangener der großen Nation zu werden. Die Insel Clerou bildete damals das natürliche Gefängnis unserer Landsleute. Dort hat auch mancher sein verlorenes, vergessenes Grab gefunden, von dem nie eine Kunde in die Heimat gelangte. Dem Siebenundsechziger wurde Befreiung, Heimkehr. So schließen seine Erinnerungen zwar ohne Vorbeer und Kreuz, aber doch befriedigt im Dank zu dem Helfer aus aller Not.

D).

## 6. Poesie.

— Pro Patria. Nationale Dichtung von Wilhelm Rutand. (Stuttgart, Hof. Nothke Verlagshandlung.) 1893. Pr. 1 M. 50 Pf.

Ein Mahnruf an das deutsche Volk, wieder zur guten Sitte der Väter zurückzukehren, Gott und dem Kaiser treu zu sein, nicht in Unzufriedenheit und Groll sich zu verzehren, Künste und Wissenschaften zu pflegen, die Dichter zu ehren. Dem edlen Sinn dieses Mahnwortes entspricht das Gewand, in wohl lautenden Trochäen klagt der Dichter seinen Schmerz über Missethät und Schwächen der Zeit. Der Kaiser Barbarossa wird in seinem siebenhundertjährigen Schlaf im Kuffhäuser durch dumpfes Grollen, das aus dem deutschen Volke zu ihm dringt, beunruhigt; er erwacht und tritt hinaus, von Sorge um die Zukunft Deutschlands getrieben. Er ruft Germania, und diese führt ihn mitten in das Volkstreiben hinein, damit er sehen und warnen kann. So weit folgen wir dem Dichter gern und mit eigenem Anteil. Sobald aber der Hoftart mit Germania in das Leben der Jetztzeit eintritt, merkt man, daß der Ver. fern von Deutschland lebt und unsere Zustände nicht genau kennt. Ein Besuch in einer von Arbeitern gefüllten Kneipe, in der Socialdemokraten das große Wort führen und Agitatoren hegen, endet damit, daß die Arbeiter patriotische Lieder singen und die Agitatoren verschwinden — schwerlich ein richtiges Zeitbild! Studenten werden getadelt, weil sie Nachtwächter prügeln und Fenster einwerfen; sollten nicht die Schattenseiten des Verbindungslebens an ganz anderem Obiect liegen? Auch den grossen Bismarck bringt Germania mit Barbarossa zusammen, aber die im Sachsenwalde gemischelten Neben sind verworren und ohne scharfe Zuspitzung. Die dem Gebicht zu Grunde liegende Absicht ist gut, die Form ansprechend und meist gelungen; aber der Inhalt scheint uns vielfach zu sehr der inneren Wahrheit und der Schärfe zu ermangeln, die einen solchen Bedarf erst wirksam werden lassen und ihm weite Verbreitung sichern.

v. H.

— Weltenträume. Von E. D. Hörsting. (Leipzig, Th. Griedens Verlag.) 1893. 49 S. 1 M.

In schönen, poetischen Bildern, Visionen aller Art, die nur allzu rasch einander verdrängen, berührt der Dichter die höchsten philosophischen Fragen in edler, schwungvoller Sprache. Vom

Verstande sucht er vergeblich Anschluß zu erlangen über das uralte Welträtsel, durch die Betrachtung der Menschheitsentwicklung gewinnt er keine Erleuchtung, erst durch Verkennung in sich selbst vermittelst der aus Leiden geborenen Liebe wird ihm Erlösung zu teil.

„Und wenn die Liebe wird zur höchsten Liebe,  
Die all dein Streben trennt vom engen Ich,  
Wirft weit sie an die Pforten deiner Seele —  
Und Innenwelt und Außenwelt wird Eins.  
Zum reinen Geiste führt dich die Erkenntnis,  
Die wahre Liebe leitet dich zu Gott.  
So weist beider Weg das selbe Ziel.  
Der Geist ist Gott, und Gott — der ist die Liebe.  
Die Liebe strebt zu einem, was sich liebt,  
Und was sie einen kann, ist Geist, ist Gott.“

Mit den Schlussworten:

„Ich komm zu euch, ihr meine armen Brüder!  
Ich komme, weil ich muß, weil ich euch liebe!  
Ich komm zu euch — weil ich nicht anders kann“

findet der Dichter den Weg zum Herzen praktischen Christentums.

Es ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, wenn heutzutage ein Dichter seinen Idealismus so rückhaltlos zu bekennen wagt, und man kann ihm deshalb recht viele von jenen Lesern wünschen, von denen lange vor ihm ein anderer Dichter gesagt hat:

„Es zieht des Lebens Forderung den Leser  
Zuweisen ab, denn das Gemeine will  
Ein Opfer auch, doch immer kehrt er wieder  
Zu dem vertrauten Geist zurück, der in  
Der Göttersprache ihm die Welt erklärt  
Und sein Geheimnis ihm verbirgt.“ —

Die Ausstattung des Buchsteins ist sehr elegant.  
Sch.-K.

— Im Abendhauch. Auf einsamen Pfad.  
Gedichte von Valentin Traudt. (Cassel 1892.  
Trud und Verlag von Friedr. Schell.) 97 S. —  
36 S. 0,60 M.

Wenn sich „schon weit über zwanzig der bedeutendsten Fach- und Tagesblätter“ dahin ausgesprochen haben, daß die beiden obengenannten Gedichtsammlungen „herzichte Dichtergefühle in herrlicher Goldblässe“ enthalten, so bleibt uns eigentlich nichts anderes übrig, als uns den geehrten Vorrednern anzuschließen. Dafür wird es ja vorgebracht. Leider sind wir jedoch nicht ganz in dieser angenehmen Lage. So gern wir auch eine nicht gewöhnliche Vergabung des Dichters anerkennen, seine gewandte Darstellungsweise und schöne, kraftvolle Sprache, so ist es gerade das „herzichte“, das wir nicht immer in voller Reinheit zu entdecken vermögen. Gar manche Gefühle des Dichters im „Abendhauch“ scheinen uns mehr gemacht, als natürlich, und die wirklich herzichten Gefühle beim Andenken an seine heimgegangene Frau, denen „Auf einsamen Pfad“ gewidmet ist, sollten doch zu ernst und heilig sein, um sie in einem Gedichte wie „Phantastie“ zu verwerten. Der Dichter tritt uns als eigenartige, interessante

Persönlichkeit entgegen, der es hoffentlich noch gelingt, einen besseren Trost in ihrem Schmerze zu erreichen, als den bisher erlangten. Welch rührende Klänge weiß er zu finden, um die Herzen für die Not der Witwenkinder zu erwärmen! — Leider enden die sonst so schönen Strophen auf Hamerlings Tod in einem beaberclichen Mißklang:

„Wallas! Dein Priester wandelt unter seinen  
Göttern, grüßend die reine Schönheit ew'ger  
Wahrheit. Und Aspasia, sie begrüßt ihn,  
Reicht ihm den Deizweig!“

Warum muß, wenn er nun doch einmal in den Heidenhimmel einziehen soll, gerade eine Aspasia den Dichter krönen, statt etwa Wallas Athene? Seit Aspasia nach dem Tode des Perikles einen Viehhändler geheiratet hat, der ja ein ganz braver Mann gewesen sein mag, hat sie sich doch viele Sympathien verschert.

Eine neue, sehr schöne Farbe, eine feinere Nuancierung von *Mollières* »gris-rouge« aus „L'Avare“, ist „mischschiefergrau.“ Sch.-K.

— Neue lyrische Gedichte von Julius Sturm. (Leipzig, Alfred Janssen.) 1894. 200 Seiten. 4 M.

Ueber Julius Sturm ist Neues nicht zu sagen. Wer ihn kennt und liebt, wird gern der Anzeige eines neuen Bandes begegnen. Die Sammlung zerfällt in vier Abschnitte: Aus den Jahrzehnten, Bunte Blätter, Erzählende Gedichte, Kleinigkeiten. Als Einleitung giebt Verf. ein kleines Gedicht:

Mein Lied.

Nie hab ich ein Gefühl erlogen,  
Ich singe nur, was ich erlebe,  
Was müd' nicht wird in mir zu wogen,  
Was es im Lied sich ausgelebe.

In der That bestätigen die Gedichte Sturms die Durchführung dieses Vorjages. Freilich soll das nicht heißen, daß nun alle Gedichte völlig ausgereift und in sich abgerundet seien; an der Form läßt sich wohl stellenweise Kritik üben. Immerhin enthält ziemlich jedes einen feststehenden Gedanken, der zum Nachsinnen auffordert, auch wenn er nicht so klar und durchsichtig ausgeprägt wurde, wie von den Meistern des Wohlklangs, von Heibel und Gerol. Hier und da hätten wir es auch ganz gern gesehen, wenn dies oder jenes Gedicht seinen Inhalt etwas mehr sub specie aeterni gestaltet und Geist und Herz noch etwas intensiver nach oben gezogen hätte. Z. B. S. 130 „Das Glück“ und S. 195 „Glück und Verstand“ sind Dichtungen, die uns zu wenig christlichen Geist atmen, also daß sie voll befriedigen könnten. Beweis lassen sich über das Glück allerlei hübsche tadelnde Gedanken aussprechen und sie mögen ausgesprochen werden. Aber am Schluß sollte doch mindestens eine leise Andeutung nicht fehlen, wo das Glück allein zu finden. Inbesseren trotz dieser Bedenken geben wir gern dem neuen Bande Sturmischer Gedichte unsere besten Wünsche mit auf den Weg. Mögen sie manchen Weihnachtsstich zieren.

— Schattenbilder. Märchen von Gustav Fasig. (Leipzig, Ungleich.) 191 S. Pr. 2 M., geb. 2,80 M.

Im ganzen steht unsere Zeit in dem Verdacht, daß mit den sinnigen Blüten der Phantasie, mit Gedichten und Märchen heutzutage nicht viel zu machen sei. Das realistische Geschlecht des 19. Jahrhunderts und zumal die Generation des Ich die siecle verlange andere Kost. Und doch erscheinen jahraus, jahrein immer wieder und in Menge auch diese jahren Erzeugnisse der schönen Litteratur — doch wohl ein Beweis, daß es nicht nur Dichter und Schriftsteller als Produzenten, sondern auch Leser als Konsumenten geben muß, die bereit sind, nicht nur dem Juge der eigenen Phantasie, sondern auch dem Juge anderer Ibealisten zu folgen. Nun — dem Juge des bekannten Autors, der hier vor uns hintritt, werden viele gerne folgen, diejenigen um so lieber, die ihn kennen und gelesen haben, was er früher in Poesie und Prosa schon dargeboten hat, „Nigberta“ oder die in 2. Auflage erschienenen „Dichtungen“. Nicht alle der „Schattenbilder“ haben einen tieferen Ibeergehalt, aber alle sind anmutig und poetisch erzählt und laufen auch gelegentlich in eine freundliche Moral aus, die sie zum Wiedererzählen an Kinder besonders wertbar machen. Wer Empfindung und Bedürfnis hat für solche Poesie in Prosa, wird keinen Festgriff thun, wenn er sich durch Fasigs sonnige „Schattenbilder“ eine Stunde kürzen läßt.

## 7. Unterhaltungslitteratur.

— Halbbrüder. Roman von Hesba Stretton. Uebersetzt von Anna Böcker. Preis 3,50 M., geb. 4,50 M. (Leipzig, Ungleich.) 302 S.

Von derselben Verfasserin sind in demselben Verlage erschienen: „Wir beide, Graham und ich“, ferner: „Wie ich zum Frieden kam“, endlich: „Im Gefängnis und frei“. Das erstgenannte hat acht Auflagen, das zweite deren fünf erlebt. Auch das vorliegende Buch bringt eine so vorzüglich erzählte Geschichte, daß es sicher seinen Weg machen wird. Ein junger Engländer von guter Familie vermählt sich heimlich — in England hat das wohl weniger Schwierigkeit, als in Deutschland — mit einem ganz ungebildeten Mädchen geringen Standes. Schon auf der längeren Hochzeitsreise nach Oesterreich und Italien wird er ihrer überdrüssig und verläßt sie. In einem kleinen Städtchen des Apenninhaltes bleibt die Verlassene zurück und stirbt, indem sie einen Sohne das Leben giebt. Der Mann hört erst nach Jahren von diesem Ereignis, als er eine neue Ehe eingehen will. Die Konflikte ergeben sich nun daraus, daß auch aus der neuen Ehe ein Sohn entspringt, und ein großes Fideicommissvermögen vorhanden ist. Diese Erbschaft steht rechtlich dem Sohne aus erster Ehe zu, der aber ein bößwüthiger Kretin und im Hause einer armen italienischen Pflegermutter in der Erziehung völlig verwaist geblieben ist, während der jüngere Bruder nach Bildung und Erziehung

sehr wohl befähigt wäre, einen großen Besitz zu verwalten. Wie alles sich schürzt und löst in dem von Anfang bis zu Ende spannenden Buche, mag jeder selbst nachlesen. Ueber eine kleine Anzahl geinder Unwahrscheinlichkeiten werden wir so sanft hinweggelächelt, daß wir es kaum merken. Am bedenklichsten kam es uns vor, daß der sonst ehrenwerte Vater sich jahrelang um Frau und Kind absolut nicht sollte gekümmert haben. Uebrigens leuchtet aus dem Buch eine ernste christliche Welt- und Lebensanschauung überall offen durch, macht sich aber niemals in aufdringlicher Weise und noch weniger, wie das oft in christlichen Romanen der Fall ist, auf Kosten der Wahrheit geltend. Das Buch ist gut und muß empfohlen werden, auch wenn sein Inhalt nicht immer im Sonnenschein sich abspielt. Das Leben ist eben auch nicht immer sonnig, sondern von Schatten durchzogen.

— Steppenbilder und Steppenleute. Erzählungen von E. Schrickl (Pastor S. Keller). (Leipzig, Verlag von E. Ungleich.) Brosch. 3,50 M., geb. 4,50 M.

Wie lebendig Schrickl zu schildern, wie festselnd er zu erzählen weiß, ist hinlänglich durch seine früheren Erzählungen „Ein Jährenhöft“, 2. Aufl., „Aus Rußlands Steppen“, „Zweimal gestorben“, „Sein Erbe“ und „Die Natschalniza“ bekannt. Unter den neueren christlichen Erzählern ist er der begabtesten einer, wenn nicht der begabteste überhaupt. Die drei in dem vorliegenden Bande zusammengestellten Erzählungen aus den südrussischen Steppen sind nicht durchweg anmutigen Inhalts, vielmehr enthalten sie viel auch Schredliches und Düsternes, Sünde und Elend. Aber um so größer ist für den gerechten Leser die kulturhistorische Ausbeute. Mit großer Plastik werden die Leute und das Land geschildert, mit großer Feinheit das seelische Leben gezeichnet. Die Erzählungen des Rutzschers Negor entrollen eine Reihe charakteristischer Einzelbilder aus dem Leben der verschiedenen Stände Südrußlands, die Beschichten aus dem Steppenwinkel und vom „tolleu Treuner“ lassen uns einen Blick in das ganz eigentümliche, weltferne Leben der Steppenbauern thun. Aber nicht wie im Bilde schauen wir die Leute; es steht alles lebendig vor uns, frisch und unmittelbar. Wir wünschen, daß die Schrickl'schen Bücher die weiteste Verbreitung finden und hoffen, daß auch die „Steppenbilder und Steppenleute“ dazu beitragen werden.

-- Pribislav. Historischer Roman aus der Zeit der letzten Freiheitskämpfe der medlenburgischen Venden. Von C. Beyer. 2. Aufl. (Leipzig, Ungleich.) Pr. 3,75 M., geb. 4,75 M.

Die Venerischen Romane brauchen in der Monatschrift nicht empfohlen zu werden — den Lesern ist die kernige Darstellungsweise des Verfassers bekannt; er besitzt die Fähigkeit, sich objektiv in vergangene Zeiten zu versetzen, und zwar nicht auf Grund von phantastischen Vorstellungen, sondern gestützt auf die eingehendsten historischen Studien. Auch dieser schon früher



von uns empfohlene und nunmehr in 2. Auflage erschienene Roman ist als solcher kunstgerecht aufgebaut, und dabei giebt er ein so greifbares Bild deutsch-nordischen Altertums, wie kaum ein anderer vor ihm, Gustav Freytag nicht ausgenommen. Das Buch ist auch für reifere männliche Jugend ein treffliches Beispielsbuch, in dem Unterhaltung und Belehrung sich glücklich vereinigen.

— Barbara. Roman von M. Rübiger. (Schwerin i. M., Fr. Bahn.) 203 S.

Ein neuer Roman der Frau Rübiger. Der Name der Verfasserin hat einen so guten Klang, daß alle Freunde christlicher Belletristik mit gutem Vorurteil ein neues Buch von ihr zur Hand nehmen werden. Fast möchten wir auch der „Barbara“ noch den Vorzug vor der „Frau des Matmannen“ geben. Auch „Barbara“ ist ein historischer Roman, aber die Bühne ist begrenzter; auch „Barbara“ hat es mit reformatorischen Ideen zu thun, nämlich mit dem allerersten Aufleuchten evangelischen Geistes um die Mitte des 14. Jahrhunderts, aber das verliert alles siller, was nicht so weltbewegend wie das, was 170 Jahre später geschah. Allerdings, die Verfasserin hätte auch tiefer und weiter greifen, sie hätte uns hinein führen können in das gewaltige Ringen, wie es sich in dem Gegensatz zwischen Ludwig dem Bayern und den Päpsten von Avignon darstellt. Sie streift diese großen Streitfragen wohl einmal, aber im wesentlichen ist es doch jenes stillere, verborgene Arbeiten und Kämpfen, wie es von Tauler und den „Gottesfreunden“ gegen das Verderben der damaligen Kirche geführt wurde, welches in unserem Buche zur Darstellung kommt. Kreuznach und Straßburg sind die Stätten, an denen die Geschichte spielt. Zwei edle Frauen treten auf, Mutter und Tochter, vom Geiste Taulers und der Gottesfreunde erfüllt, angefeindet und verfolgt von der Inquisition, aber ihren Glauben in Wort und That bekennend bis zum Tode, der die Mutter noch vor Ausbruch der Verfolgung hinwegrafft und den die Tochter auf dem Scheiterhaufen erleidet. — Daß der Roman von einer Frau geschrieben ist, tritt bisweilen, und namentlich an der Schilderung des Grafen Egbert, des Bräutigams der Barbara, zu Tage. Daß der „Ritter“ so gar keinen Versuch macht, die Geliebte mit Gewalt aus den Händen dieser infamen Inquisitoren zu befreien, daß er nur aus einem verborgenen Fenster der Verbrennung zusehen will, ist doch kaum glaublich. In einem solchen Maße, wie die Verfasserin annimmt, beherrichte doch damals die Papstkirche nicht die Gewissen der Christen. Wenn Graf Egbert die Barbara gewaltsam zu befreien suchte, so hätte sich das sicher aus den der Zeit nach bei ihm möglichen Gedanken motivieren lassen. Die Verfasserin hätte den Versuch scheitern lassen können, Egbert konnte dann, indem er den Tod mit Barbara teilte, zu der rechten Heilserkenntnis durchdringen, statt nach dem Tode der Geliebten ein anderer Ritter Toggenburg in einer Einiedelei sein Leben zu beschließen. — Doch alles

in allem, es ist ein hübsches Buch, möge es vielen so viel Freude bereiten, wie es mir bereitet hat.  
J. P.

— Der kleine Töffel. Vaterländische Geschichte von Boë von Reuß. (Jena, Hermann Costenoble.)

Boë von Reuß versteht es, hübsch und angenehm zu erzählen — die „Konservative Monatschrift“ hat vor Jahr und Tag eine anmutige romantische Erzählung aus ihrer Feder gebracht. Allerdings — sehr in die Tiefe des Menschenherzens geht sie nicht, und die Lösung großer Probleme haben wir nicht von der Verfasserin zu erwarten. In dem vorliegenden Buche stehen sich deutsche Töfselei und französisches savoir vivre gegenüber; der alte Fritz und Stein, ländliches Gänsehüten und Donner und Blitz des siebenjährigen Krieges, Liebe und Eifersucht. Mit Hülfe einiger freundlicher Unwahrscheinlichkeiten wird alles zu dem erwünschten Ende geführt. Wenn es der Zweck dieser Erzählung ist, zu unterhalten, so erfüllt sie denselben durchaus. Sie hilft in bester Weise dem Leser einige Stunden ausfüllen.

— Den Lesern der Monatschrift wird es lieb sein, zu erfahren, daß der Roman von C. Beyer, Um Pflicht und Recht, nunmehr im Verlage von Fr. Bahn in Schwerin i. M. in Buchausgabe erschienen ist. (389 S., 4.50 M., eleg. gebd. 5.50 M.) Nicht bloß innerhalb Mecklenburgs, nicht bloß innerhalb des Gebietes der Hansa, sondern weit und breit in Deutschland wird dies farbenreiche Gemälde mittelalterlichen Lebens am Dörfelstraube Interesse erwecken. Es ist auch rechte Länglingslektüre, geeignet, einen Primaner zu begeistern. Der Verfasser hat uns im „Fribislaw“ in die Mitte des 12. Jahrhunderts geführt, in der „Anastasia“ ins Jahr 1300 und in diesem neuen Roman ins Jahr 1393. Möge es ihm vergönnt sein, in noch weiteren Büchern die deutsche Vorzeit uns lieb zu machen.  
J. P.

— Aus dem Verlage von C. Ungleich in Leipzig liegen neue, dritte Auflagen von zwei bewährten Unterhaltungsschriften vor, auf die wir doch mit einem Worte aufmerksam machen möchten, nämlich 1. Das Kräuterweible von Wimpfen von Fron. (1 M. 75 Pf.; gebd. 2.50 Pf.) Auf den hohen Wert der kulturgeschichtlichen Volkschriften von Fron ist erst kürzlich bei Gelegenheit des „Rosenwirt von Wimpfen“ hingewiesen, und wir möchten hinzufügen, daß wir kaum eine passendere gemeinsame Lektüre am winterlichen Familientische wüßten, als diese Bähler. 2. 31 Roman von U. J. von Mantuffel. (4 M., gebd. 5 M.) Da ist allerdings mehr Roman, mehr den Leser in Atem haltende Spannung, aber doch auf dem Grunde edler, sittenreiner Gesinnung. Erst gegen Ende des Buches ahnt man, wie sich die verchlungenen Fäden möglicherweise entwirren werden, und doch meint man immer wieder, sich zu täuschen, so daß der Abschuß, obgleich er vermutet war, doch noch überrascht. Alle Fragen

lösen und alle Unwahrscheinlichkeiten beseitigen hat auch die dichterisch hochbegabte Verf. nicht gesonnt. Gegen eins aber möchten wir Protest erheben, nämlich dagegen, daß die Einigung Italiens durch Viktor Emanuel nicht bloß den Einheitschwärmern nach der napoleonischen Zeit, sondern auch den ebesten Geistern innerhalb der römischen Kirche Erfüllung ihrer Sehnsucht gebracht habe. Bei allem Interesse, welches es erweckt, fordert dies ideenreiche Buch doch auch manchmal zum Widerspruche heraus. Jedenfalls aber wird es auch in 3. Auflage seinen Weg machen. J. P.

— *Cressy*. Roman von Bret Harte. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) 231 Seiten. Pr. brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Unter den englischen und amerikanischen Romanen kann man ziemlich scharf zwei von einander grundverschiedene Formen unterscheiden: die eine der Sensationsroman, der den Leser durch trasse und aufregende Ereignisse zu fesseln sucht; die andere der Detail-Roman, der von allen erregenden Geschehnissen ganz absteht, dagegen durch eine bis ins kleinste eingehende Schilderung der Charaktere und Vorgänge Interesse zu wecken sucht. Der vorliegende Roman von Bret Harte gehört ganz in die letztere minutiöse Kategorie. Es findet kaum ein Wechsel der Scenerie statt. Wir bleiben stets in der einfachen Wildnis von „Indianerbrunn“, einem kleinen Orte von Turlumun County in Kalifornien, der gerade so weit erblickt ist, daß Schule und Lehrer da sind. Diesen Ort freilich lernen wir so genau kennen, daß wir uns darin zurecht finden könnten, und die auftretenden Personen werden uns so bekannt und vertraut, daß sie schließlich keine Geheimnisse mehr vor uns haben. Und damit erschließt sich uns denn ein offenbar photographisch treues Bild des „Grenzer“-Lebens in jenen Gegenden, die, an der Grenze von Kultur und Zivilisation gelegen, nur rückwärts gewaltthätige Menschen brauchen können; und in diesem Bilde erschließt sich uns eine kulturhistorische Schilderung von bleibendem Wert. Das ist die relative Bedeutung des kleinen Romans, der im übrigen als Roman nicht eben sehr erquicklich ist und in dem die unerfreulichen Personen die leidlich sympathischen an Zahl weit übertreffen. Wir haben ja gewiß nichts dagegen, wenn im Roman auch brutaler Egoismus bei den Männern uns entgegentritt, die Pistole und Büchse im Leben selten aus der Hand legen, und wenn Frauen uns begegnen, die im ranhen Leben selber kaum geworden sind, frühreife Kinder, die niemals Kinder waren. Aber es sollte das Gegenbild des Schönen und Guten nicht fehlen. Und wenn es auch in der amerikanischen Wirklichkeit selten vorkommen mag, dürfte doch der Dichter um so weniger veräumen, uns mit entsprechenden Bildern aus der Idealwelt zu versöhnen. Schon die Kofette Cressy ist es nicht wert, die Heldin eines Romans zu werden. Alles in allem: als Photographie des amerikanischen Lebens erweckt das Buch Interesse, als Kunstwerk angesehen wird

es wohl nur die ganz befriedigen, die auf Grund ihrer Welt- und Lebensanschauung im Stande sind, das Schöne vom Guten und Großen zu trennen.

## 8. Jugendschriften.

— *Sang und Klang*. Kleine Lieder von deutschen Dichtern mit neuen Weisen zum Singen und Spielen von Friedrich Zimmer. Mit Zeichnungen deutscher Künstler. Zweite vermehrte Auflage. (Quedlinburg, Bieweg.) 48 Lieder. 4 M.

In der vorliegenden 2. Auflage ist die Zahl der Lieder von 41 auf 48 vermehrt. Das Buch ist bewährt und übt große Anziehungskraft auf Kinder aus, wenn auch für das allerfrüheste Alter einzelne Melodien leichter sein könnten. Von den Dichtern nennen wir Hoffmann von Fallersleben, Victor Blüthgen, Johannes Trojan, Julius Sturm, Dieffenbach, Zimmer, Vohmeier u. a. Zu den Zeichnungen haben Ludwig Richter, Fedor Finzer, Oskar Pleisch, Paul Thumann, Hiddemann, Gautier, Scheuren beigetragen. Allen Müttern, welche mit Kindern von etwa 4 Jahren an fingen wollen, kann die Sammlung bestens empfohlen werden. Die Ausstattung ist sehr hübsch und elegant.

— Für unsere Kleinen. Illustrierte Monatschrift für Kinder. Herausgegeben von G. Chr. Dieffenbach.

Diese beste aller Kinderschriften, welche ich kenne, beginnt jedoch den X. Jahrgang. Das erste Heft 1894 hat sich in einen hübschen farbigen Umschlag, die Jahreszeiten darstellend, eingekleidet. Der neue Jahrgang verspricht schöne Bilder und daneben Ernstes und Scherzhaftes, Beliehendes und Unterhaltendes in Prosa, Liedern und Reimen. So wird er nicht bloß den Kleinen willkommen sein, sondern auch den Müttern und Pflegerinnen allerlei Handreichung bieten, die Kleinen in richtiger Weise zu beschäftigen mit Besehen und Erklären und weiterhin auch schon mit Lesen, Lernen und Singen; die Rußnader unter ihnen können auch Rätsel raten. Dazu geht durch diese Monatschrift der tiefe Zug des Wortes hindurch: Laßt die Kindlein zu! Kinder kommen! aber so, daß er sich wirklich in das Leben, Denken und Fühlen des Kindes einsetzt und nicht wie etwas ihnen künstlich, äußerlich Aufgepropftes erscheint. Ich möchte die Monatschrift recht warm empfehlen. D.

— Mit aufrichtigem Vergnügen hörten wir der Vorprobe einer beabsichtigten Aufführung des Festspiels *Weihnacht im Walde* von Anton Reiter op. 66 (Verlag von Chr. Fr. Biewegs Buchhandlung, Quedlinburg) zu und waren überrascht über den Reichtum an musikalischen Gedanken, Effekten und Harmonien, den das Werk in kleinem Rahmen darbietet. Dasselbe fesselt von den ersten Takten an und bietet in kleinen Chören und Arien des Anmutigen und dramatisch Interessanten viel und steigert das Interesse bis zum Schluß. Daneben bietet die Aufführung und die Klavier-

Begleitung keine Schwierigkeiten. Besonders hervorzuhellen ist Nr. 4: Chor der Zwerge, Nr. 5: Duett, Nr. 8: Gebet, Nr. 9: Dank und der schöne volle Schlußgesang. Die Ausführung übersteigt nicht die jugendlichen Kräfte eines Mädchen-Pensionats und dürfte denselben besonders zur Weihnachtszeit eine erfreuliche und anregende Unterhaltung sein. Es sei allen Liebhabern häuslicher Musik auf das wärmste empfohlen.

— Lust und Leid der Kinderzeit. Von M. Rüdiger. (Bremen, J. Morgenbesser.) 184 S. 3 M.

Ein sehr hübsches, als Weihnachtsgeschenk wohl zu verwendendes Kinderbuch. Kleine Geschichten zum Vorlesen für die Kleinen, die selbst noch nicht lesen, wohl aber an den niedlichen, recht kindlich gehaltenen Bildern sich erfreuen können und werden.

— Jahrgang 1893 der Musikalischen Jugendpost. Illustrierte Zeitschrift für die Jugend. Mit Beiträgen erster Jugendchriftsteller, sowie zahlreichen, sorgfältig gewählten Musik-Beilagen. Eleg. gebd. 6,50 M.

Das Buch enthält Erzählungen und Schilderungen erusten und heiteren Charakters, interessante Jüge aus dem Leben berühmter Künstler, welche ihren Lebensgang in Wort und Bild behandelt, ferner leicht verständliche musikalpädagogische Aufsätze, Gedichte, Rätsel, Spiele, aufführbare dramatische Erzeugnisse, endlich Kompositionen für Klavier, Gesang und Klavier und Violine, deren Inhalt dem Fassungsvermögen der Jugend entspricht. Die religiöse Stellung des Blattes erhebt aus dem Umstande, daß in dem „Nachtgebet“ von Luise Hensel der zweite Vers:

Daß ich Unrecht heut gethan,  
Sieh es lieber Gott nicht an!  
Deine Gnad und Jesu Blut  
Macht ja allen Schaden gut —

gestrichen ist.

— Eine von den Jüngsten. Erzählung für junge Mädchen. Von Ch. Riese. Illustriert. (Leipzig, Weibel & Brochhaus.) 335 S. 6 M.

Am Anfang machte uns das frisch und flott geschriebene und sehr hübsch ausgestattete Buch hier und da den Eindruck, als sei es weniger für die reifere, als für die jüngere Jugend geeignet. Weiterhin verliert sich aber dieser Eindruck, und von den sehr unterhaltenden Kompilationen am Schluß könnten wir uns wohl vorstellen, daß sie gerade bei „Nachsichtigen“ lebhaftes Interesse und große Heiterkeit zu wecken im Stande wären. Die Geschichte mit dem Heiratsgeseuch des Sekundaners ist etwas gewagt, verläuft aber so nett und befriedigend, daß sie umso mehr unbeanstandet bleiben kann, als übrigens die Gesinnung, in welcher das ganze Buch geschrieben, eine sittlich-erziehliche und gut christliche ist. Wir empfehlen es für den kommenden Weihnachtstisch. Es kann beiläufig nicht nur den jungen Mädchen, sondern auch einem Tertianer noch Freude machen.

## 9. Verschiedenes.

— Schöpfungsharfe. Stimmen der Natur in erlebten Dichtungen, gesammelt und gesichtet durch Johannes Csaigas. (Stuttgart, J. F. Steinfopj.) 463 S., eleg. geb. 3 M. 50 Pf.

„Die Sprache der Kreaturen“ im Munde der Dichter, „das Buch der Natur mit dem Auge des ewigen Geistes“ gelesen und mit dem Herzen vernommen oder doch gehaut“. In zwölf Gruppen, deren Ueberschriften geremt sind: Frühlings-Thauen, Blumenauen; Fluß und Feld, Waldeszeit; Morgen und Abendstrahl, Mond- und Sternenfall; Länderweiten, Meeresbreiten; Weisheit und Schöpfungsrund; Luft verweht, Eins besteht, hat der Sammler in sinniger Ordnung eine überreiche Sammlung von Poesien zusammengestellt, die seiner Aufgabe, „eine Symbolik der Schöpfung im Spiegel des Gemütes“ darzubieten, für dienlich gehalten worden sind. An der Sammlung an sich wird sich wenig aussetzen lassen. Die äußere Erscheinung des Buches ist vorzüglich. Umso mehr muß ich bedauern, daß sich der Verletertaub hat, fast bei allen Gedichten Aenderungen und Weglassungen eintreten zu lassen. Er meint zwar im Vorwort, er habe nur „in seltenen Fällen leichte Abänderungen mit aller Vor- und Rücksicht“ vorgenommen und zwar „fast nur bei Dichtern zweiten Ranges“, ich muß aber, nachdem ich etwa die Hälfte des Buches mit den mir vorliegenden Originalen verglichen habe, behaupten, daß er fast immer leichte, sehr oft erhebliche Aenderungen und Kürzungen vorgenommen und eine glückliche Hand dabei nicht verraten hat. In dem Weiblichen Osterlied „Die Verdie stieg am Ostermorgen“ heißt es „ihz grünen Halm und Blätter all“, der Sammler ändert „Länder all“. Soll das eine Verbesserung sein? Und wenn es eine wäre, sagen ausreichende Gründe zur Aenderung vor? Statt „ihz trüben Augen“ muß sich Geibel die Korrektur „müden“ gefallen lassen. Schenklendorfs „Palmsonntag“, „Christ, ein Gärtner“ und „Christ, ein Schäfer“ sind ganz unnötig mit vermeintlichen Verbesserungen bedacht worden; in dem zuletzt genannten Gedicht hat eine Verbesserung in der zweiten Strophe sogar das Reimwort zu Herden (Erben) mit dem Worte Himmel beseitigt! — Selbst P. Gerhardt'sche Vieder sind, wie in modern-landeskirchlichen Gesangbüchern, mit allerlei Kürzungen und Aenderungen vermeintlich genießbarer gemacht worden, aber auch neuere Dichter geistlicher Vieder, wie z. B. der formgewandte Spitta, bei denen doch das Fartgefühl des 19. Jahrhunderts gar nicht auf die Probe gestellt wird, sind nicht von ganz überflüssigen Korrekturen verschont geblieben. — In der Klopstock'schen Frühlingsfeier sind vier Strophen von dem möglicherweise unsterblichen „Frühlingswürmchen“ weggefallen worden. Ich wollte dagegen nichts erinnern, aber der Sammler hat übersehen, daß in der abgedruckten 19. Strophe die thörichte Frage, ob das Würmchen unsterblich sei, nochmals gestellt wird. Zu was also jene Weglassung? — Eichendorfs „Lebe wohl du schöner

Wald" wird in „Sei gegrüßt viel lieber Wald" umgeändert, wie denn der Sammler überhaupt mit diesem Dichter ziemlich rücksichtslos verfahren ist. — Mörike, J. Kerner, Kädert, Hölberlin, Hölty, Salis, Claudius, alle werden mit Korrekturen bedacht. Selbst Goethes „Füllest wieder Busch und Thal" muß sich vier Änderungen und die Weglassung der 5. Strophe gefallen lassen. — Die S. 228 abgedruckte Stelle, frei nach Goethes Faust:

So schauet mit bescheidenem Blick  
Der ew'gen Weberin Meisterstück:  
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,  
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt,  
Die Schifflein hinüber herüber schießen,  
Die Fäden sich begegnend fließen . . .

rührt nur in einer Zeile, in der vierten, von Goethe her. Glaubt der Sammler, daß die Kenner des Faust solche Änderungen und Bearbeitungen ohne Meizer lesen? Oder sollte er der Meinung sein, daß das vielgejüngere Kerner-Lied „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein" durch Unterdrückung der ersten Strophe, durch Unterdrückung des der Kreatur „Wein" gelungenen Lobes und durch sonstige Änderungen wesentlich verbessert werde? Ach, und daß gar die süßlich-harmlose Grotesk der letzten Strophe ausgemerzt werden mußte!

So unstatthaft es in der Regel ist, an den alten Liedern der Kirche aus rein subjektivistischen Bedenken des Hans oder Kunz Änderungen vorzunehmen, so wenig ist es erlaubt, in einer Sammlung, wie die vorliegende, an der vom Dichter gewollten poetischen Fassung zu feilen und abzuwaden. Wo nicht eine offensbare Geschmacklosigkeit oder eine handgreifliche Thorheit vorliegt, soll man das geistige Eigentum der Dichter respektieren. Nur was der Dichter gedacht und in Worte gebracht hat, hat bleibenden Wert, nicht was dieser oder jener Kritiker oder Nachdichter umgedenkt und umzuformen für angemessen hält. O. K.

— Braunschweigs Bau-Denkmal. 40 Blatt in Lichtdruck. Dazu kurze Erläuterungen an die photographischen Aufnahmen von Konstantin Uebe, Prof. a. d. techn. Hochschule. 2. Aufl. (Braunschweig, Görrip.) 1893. Preis 10 Mark. Wie die Verlagshandlung mitteilt, sind die Originalbilder auf der Amateurrphotographen-Ausstellung in Hamburg im Oktober d. J. prämiert worden. Ohne Zweifel verdienen sie diese Auszeichnung; denn sie sind gemacht mit dem, was der Franzose le coup d'oeil artistique nennt, mit dem künstlerischen Instinkt für Auswahl der rechten Stelle, von der aus die Aufnahme stattzufinden hat. Die Reproduktionen in Lichtdruck sind tadellos scharf und sauber angefertigt. Die Erläuterungen orientieren kurz und bündig über das historische und künstlerische Wissenswerte; sie behandeln in Abschnitten von je zwei bis drei Druckseiten die Kirchenbauten, die Schloßhöfe und öffentlichen Gebäude, die Wohnhäuser, die Denkmäler. Die hübsche Bilder Sammlung in ihrer

eleganten Mappe ist ein passendes Geschenk für solche, die Beziehungen zu Braunschweig haben, bietet aber auch ganz im allgemeinen ein reiches kunstgeschichtliches und archivarisches Interesse und einen feinen Einblick und Rückblick in deutsche Vergangenheit.

— Kalender aller Deutschen auf das Jahr 1894. Für den „Allgemeinen Deutschen Verband" herausgegeben von Karl Pröll. Preis 1 M. (Berlin, Eigentum und Verlag des „Allg. Deutschen Verbandes".) Im Buchhandel zu beziehen durch Veit & Co., Leipzig.

Dem Kalender ist eine Kampf- und Notstandschronik der Deutschen in Oesterreich-Ungarn, nach Monaten geordnet, beigegeben; dem litterarischen Inhalt sind die Sagen von solcher Vereine vorangestellt, welche sich die Stärkung des Deutschtums im Auslande zum Zweck gesetzt haben, nämlich die des „Allgemeinen Deutschen Verbandes", des „Schulvereins", des „Centralvereins für Handelsgeographie u. s. w.", der „Deutschen Kolonialgesellschaft" und des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins". Aus dem deutschen Reiche bringt der Kalender wenig; dagegen enthält er in der verschiedensten Form, als wissenschaftlicher Aufsatz, Reisebericht, Novellen, Gedichte u. s. w., Mitteilungen über die Verhältnisse der Deutschen im Auslande, namentlich in Oesterreich-Ungarn, den Ostsee-Provinzen und auferuereuropäischen Gebieten. Bei der thatächlich vielfach bedrängten Lage dieser Deutschen ist es natürlich, daß derartige Mitteilungen meistens zu bitteren Klagen werden und in Aufforderungen an uns, ihnen zu helfen, ausfließen. Da läßt sich denn trotz allen Mitgefühl für die Leiden anderer Stammesgenossen doch das Gefühl nicht unterdrücken, daß dem Wünsche, sie in ihrem Streben, deutsch zu bleiben, unterstützen zu können, oft ein zu scharfer Ausdruck gegeben ist, und daß Herr Pröll, wie auch die Verfasser der einzelnen Aufsätze nicht immer klar darüber sind, wie denn z. B. den Deutschen in den Ostsee-Provinzen oder in Böhmen durch uns Hilfe gebracht werden soll. Es ist hierbei auch übersehen, daß u. a. die Zahl der Deutschen in Oesterreich-Ungarn etwa zehn Millionen beträgt, freilich eine Minderheit, aber eine sehr starke, die sich selbst helfen kann, und noch mehr unser Mitgefühl haben würde, wie es zur Zeit der Fall sein kann, wenn sie den Einfluß der jüdisch-liberalen Mäcker abschütteln wollte. Wenn in dem Kalender (S. 30) gesagt wird, die Politik des deutschen Reiches sei die der Abwehr, an der seine Leiter mit Aufrichtigkeit festhielten, und wenn in der Einleitung (S. V) als Aufgabe des Kalenders die Erweckung einer thatbereiten Gesinnung in jedem Deutschen bezeichnet wird, welche die Deutschen außerhalb des Reiches in dauernde Beziehungen zum Reich bringen will — so heißt das doch nichts anderes, als Losreißung der Deutsch-Oesterreicher von der österreichisch-ungarischen Monarchie, der Ostsee-Provinzen von Rußland u. s. w. Das sind aber Luftgebilde, die in sehr weiter Ferne nebelhaft auftauchen, und vorläufig so geringe Aussicht haben, in Wirklichkeit sich zu verwandeln, daß man besser

thut, von ihnen zu schweigen — sowohl im eigenen Interesse, wie in dem der Stammesgenossen jenseits unserer Grenzen. Die Bestrebungen des „Allgemeinen Deutschen Verbandes“, wie sie dieser Kalender zum Ausdruck bringt, haben nur so lange unsere Zustimmung, als sie darauf hinielen, die Verbindungen mit den Deutschen anderer Länder zu erhalten, deutsche Bildung, Sitten, Sprache ic. unter diesen von uns getrennten Stammesgenossen zu sichern. Wesen aber jene Bestrebungen, verhält und unverhüllt, darauf hinaus, jene Deutschen zum Abfall von ihren Fürsten aufzureizen und diesen Abfall vorzubereiten, so müssen wir sie als unpolitisch und gefährlich, mindestens aber als höchst unzeitgemäß bezeichnen. v. H.

- Der Deutsche Volksbote. Ein christlicher Kalender auf das Jahr 1894. Herausgegeben von Ernst Evers. (Berlin, Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission.)

Unter den zahlreichen Kalendern nimmt der Deutsche Volksbote, der mit allen nötigen Bezeichnungen von Märkten und Messen, Tabellen aller Art, Einsprüche und Rathschlägen, unterhaltenden und belehrenden Erzählungen ausgerüstet erscheint, einen ehrenvollen Platz ein. Die schönen Bilder, zumal die altbekanntesten, aber ewig jungen von Ludwig Richter, dienen ihm zur besten Empfehlung. Ueber den Geist, in dem der Kalender geschrieben ist, brauchen wir wohl kein Wort zu verlieren, dafür bürgt der Name des Herausgebers.

Zur Beilage bei Christgeheimen für Leute, deren einige weltliche Lectüre oft das ganze Jahr hindurch der Kalender ist, kann in erster Linie der Volksbote empfohlen werden. Der Preis von 50 Pfennigen ist bei dem Umfange und der Ausstattung sehr niedrig zu nennen. Durch weite Verbreitung desselben kann viel Gutes gewirkt werden. Sch. K.

- Geschichte der deutschen Reiterei in Einzelbildern. Von H. v. Trübschler. Nach dem Tode desselben fortgesetzt von H. v. Trübschler. Illustrationen von R. Knötel. Hest VII. Zwei Ehrentage der Friedericiänischen Reiterei (Hohenfriedberg-Rosbach) von H. v. Trübschler. (Mathenow, Max Babenzien.) 1893. Br. 1 Kart.

Wiech den früher erschienenen Theilen dieser „Geschichte der deutschen Reiterei“ ist auch das vorliegende VII. Hest frisch und anregend geschrieben, nach Inhalt und Form geeignet, jüngeren Lesern, auch Unteroffizieren und Mannschaften der Kavallerie ein zutreffendes Bild des Reiterlebens unter Friedrich dem Großen zu geben. Die von R. Knötel gezeichneten „Illustrationen“ sind ungleichwertig, neben wohl gelungenen finden sich auch recht flüchtig gezeichnete Blätter, die Mehrzahl aber giebt die Erscheinung, die Uniformen ic. der Reiter des großen Königs charakteristisch wieder; störend wirkt u. a., daß Senflich bei Rosbach auf Knödels Wille ausfährt wie ein 16jähriger Fährich, obwohl er damals 36 Jahre alt war. Druck und Ausstattung des Hestes sind gut. v. H.

- *Ridicula* von Theodor von Sosnosky. Inhalt: Stereotypen. Der Romanmensch. Im holden Wahnsinn. Briefkastenpoesie. (Breslau, E. Tremendt.) VII und 103 S. 1 R. 80 Pf.

Litterarische Väterlichkeiten. Litterarisch im weitesten Sinne gefaßt, denn die in den Zeitungs-Briefkasten veröffentlichten, im grenztichsten Manscheldeutsch verfaßten Heimerieen kann man nur um der vernichtenden Kritik willen, die diesen Heimerieen zu teil geworden ist, im litterarischen Gebiet unterbringen.

In der ersten Abtheilung bespricht der Verf. die Schwächen des Ich-Romans, die stereotypen Roman-Duverturen, Roman-Krisen und Roman-Schlüsse. Der Verfasser macht besonders auf eine harmlose Krankheit aufmerksam, die nur im Roman, da aber recht oft vorkommt, auf den Liebesstar, *catatracta amantium*. „Er befaßt nur Liebespaare und macht sie in Bezug auf ihre Liebe stochblind, so daß keiner von beiden Theilen die Liebe des anderen zu ihm merkt, in besonders schweren Fällen nicht einmal die eigene. Alles übrige sehen sie jedoch wie andere Leute. Wiewohl diese Art von Star sehr leicht zu stehen ist, gehen die davon Befallenen meist sehr lange — gewöhnlich einen ganzen Band hindurch — blind herum, bis ihnen endlich der Zufall zu Hüfte kommt und sie durch eine kleine Operation von ihrem Uebel befreit. Der Zufall ist im Roman ja immer ebenso gefällig, als er im wirklichen Leben boshaft ist. Man kann ihn überhaupt den treuesten Freund der Roman-schriftsteller heißen, denn er weiß stets zu helfen, wenn sie in Verlegenheit oder in die Irre geraten und nicht mehr weiter können. Darum nehmen sie ihn auch fast immer zu ihren litterarischen Exkursionen mit: er ist ihr *Entoutas*.“

„Der Romanmensch“ wird an einem Paare beschrieben, das am häufigsten vorkommt, am homo-romanticus nobilis, der fast immer Diplomat, Offizier oder Schloßherr ist, und an dem homo-romanticus civilis oder simplex. Haben die Männchen schwarzes Haar, dann haben die Weibchen blondes. Dieses blonde Haar „zu einem einfachen griechischen Knoten geschürzt“, hat die merkwürdige Eigenschaft, daß es sich bei entsetzender Aufregung löst und sich wie ein Mantel um das Weibchen ausbreitet. —

Der „holbe Wahnsinn“ der Romanschreiber, ich würde sagen ihre völlige Gebantenlosigkeit, wird durch zahlreiche Beispiele, wie sie auch von einigen Kritikern der Monatschrift angemert zu werden pflegen, zur Erweiterung des Lesers belegt: roth-grün nennt Alfred Friedmann (ich vermute: ein Jude) die Nachtigall; tornblau und stahlblond sind Farben bei Felix Dahn und Wilhelm Jensen; lila-rot-grüne Bemerkungen hat Heiberg entdeckt. Die Schwächlinge E. M. Vacano, Graf Emmerich Stadion und Leopold von Sacher-Masoch haben das Feld des Veruschludnes erweitert, jene schreiben: es roch nach durchstochenen Karten, dieser läßt es in einem Zimmer nach Löwen und Panther riechen, kurz, nach dem bekannten Menagerie-Duor, während auf fünf Damen doch nur Jodel, Eichhorn, Stunks, Dornstein und Jitzi sich schniegen. Den Kitima-Ridjaro poetischen Blödsinns hat einer

namens Hermann Vahr erstiegen. Wer sich nicht selbst S. 40 und 41 davon überzeugt, kann sich seine Vorstellung davon machen, was alles von Bücher-Schwärzern geleistet wird.

Die in der letzten Abteilung (S. 45—103) aus drei Wiener Zeitungen mitgetheilten Recensionen der von Juden und Judenengenossen eingesandten Verse sind reich an treffendem Witz und bieten einen so häufigen Anlaß zum Lachen, daß ich schon um dieser letzten Hälfte des kleinen Buches willen die Anschaffung der *Ridicula* empfehlen kann. Die „Dichteritis“ ist aber eine so hartnäckige Krankheit, daß selbst Poeten, für die die stärksten Mittel des Dohms in Anwendung gekommen sind, sich immer wieder demselben Arzt stellen, um womöglich eine noch empfindlichere Züchtigung zu erleben.

O. K.

— In Verlage der Evangelischen Buchhandlung der Niedersächsischen Gesellschaft in Hamburg sind erschienen:

Erzählungen für das Volk, dritter Band. Von R. v. L. 103 S. 0,60 M., geb. 1,20 M.

Die Erzählungen sind wohl nicht so sehr im allgemeinen „für das Volk“ geeignet, als vielmehr für gereifte und geförderte Christen; übrigens sind sie zum Teil, wie die Geschichte von der Tabca, nicht ohne psychologische Feinheit. An einigen Stellen sind die religiösen Gedanken etwas auffällig herbeigezogen, wie z. B. der süttende Petrus gelegentlich der Kahnfahrt zweier Kinder auf einem Teich. Das kleine Buch setzt Leser voraus, die schon gewonnen sind, nicht solche, die erst gewonnen werden sollen.

Für Arbeiter am Reiche Gottes. 7 Königsworte, 7 Prophetenworte, 7 Jesuworte, 7 Apostelworte.

Kleine buntpfarbige Blätter zum Verschenken.

— Aus der *Rischnpote*. I. Das literarische Berlin (1847—1892). Offenherzige Briefe an den Banquier Jzig Leitelen in Wosen von Dr. Isidor Reichensfeld. Herausgegeben von Erwin Bauer. (Leipzig, Reinhold Werther.) 262 S.

Dieses Buch bedauern wir nicht empfehlen zu können. 261 Seiten „gejüdelte“ literarische Berichte, mit sehr wenig Witz und unendlich breitem Behagen verfaßt, — das zu genießen, reicht unser Antisemitismus nicht aus. Daneben ein ununterbrochener Mißbrauch des Namens Gottes, der sich auch wohl hätte vermeiden lassen. So erheitern eine lustige Satire wirken könnte, die mit sprudelndem Geist geschrieben wäre, so ermüdend wirkt abgehefter Epirit, der es nicht einmal im ädeln zu der nötigen formalen Virtuosität gebracht hat.

— In vierter Auflage liegt uns vor, in letzter Stunde eingegangen:

Sina. Eine Erzählung für junge Mädchen von Johanna Spyri. (Stuttgart, Krabbe.) 231 S. Pr. 3 M.

Der Redaktion der „Allgem. konservativen Monatschrift“ sind zugegangen und werden vorbehaltlich näherer Prüfung hier angezeigt:

### Politik und Volkswirtschaft.

Der westfälische Kohlen-Bergbau und die an ihm Beteiligten von W. Brons. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei vormals Richter.) 1892. 45 S. 1,20 M.

Das internationale Währungsproblem und dessen Lösung von Theodor Herzka. (Leipzig, Dunder & Humblot.) 1892. 135 S.

Verhandlungen der am 20. und 21. März 1893 in Berlin abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik über die ländliche Arbeiterfrage und über die Bodenbesitzverteilung und die Sicherung des Kleinrentbesitzes. Auf Grund der stenographischen Niederschrift herausgegeben vom Ständigen Ausschuss. (Leipzig, Dunder & Humblot.) 1893. 225 S.

Evangelisch-social Zeitfragen. Herausgegeben mit Unterstützung des Evangelisch-socialen Kongresses von Professor Otto Baumgarten in Jena. Zweite Reihe. Ahtes Heft. Kürzere Arbeitszeit! Mit besonderer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine von Theodor Traub, Stadtpfarrer in Stuttgart. (Leipzig, Wilhelm Grimow.) 1893. 60 S. Pr. 0,50 M.

Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. Siebzigstes Heft. Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der dreizehnten Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit am 25. und 26. Mai 1893 in Görlitz, betreffend die Fürsorge für Obdachlose; Zwangsausregeln gegen arbeitsfähige Personen; Ausübung vordunkelhaftlicher Funktionen und die Fürsorge für entlassene Sträflinge. (Leipzig, Dunder & Humblot.) 1893. 112 S.

Die sociale Frage nach ihrer wirtschaftlichen und ethischen Seite von Adolf Jäger, Pastor in Berner bei Neu-Ruppin. III. Band. 1. Teil. (Neu-Ruppin, Verlag von Rud. Petrens.) 1892. 120 S. Pr. 1,60 M.

- Handbuch des Socialismus. Von Dr. jur. Karl Stegemann und Dr. phil. C. Hugo. Lieferung 1. (Hürich, Verlags-Magazin J. Schabelig.) 1894. 64 S.
- Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Band XII. Heft 4. Gejindeordnungen und Gejindezwangsdienst in Sachsen bis zum Jahre 1835. Eine wirtschaftsgeschichtliche Studie von Robert Wuttke. (Leipzig, Dunder & Humblot.) 1893. 228 S.
- Die Arbeiterfrage und die deutschen Gewertvereine. Festschrift zum fünfundsingzigjährigen Jubiläum der deutschen Gewertvereine (Hirsch-Dunder) von Dr. Max Hirsch. (Leipzig, E. V. Hirschfeld.) 1893. 96 S.
- Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechtes von Georg Meyer, ordentl. Professor der Rechte in Heidelberg. Im Anschluß an das Lehrbuch des deutschen Staatsrechtes von demselben Verfasser bearbeitet. Zweite Auflage. Teil 1. Allgemeine Lehren innerer Verwaltung. (Leipzig, Verlag von Dunder & Humblot.) 1893. 669 S.
- Kürst Bismarck als Redner. Eine rhetorische Studie von Professor Dr. Gerlach. Dritte Auflage. (Rich. Kahles Verlag, Dessau.) 1892. 34 S. Pr. 0,50 M.
- Die Lage der Bergarbeiter in den Hauptkohlenbezirken Deutschlands. Eine socialpolitische Studie von Adolf Schulze. (Berlin, J. H. Schorer.) 1893. 51 S.
- Das goldene Zeitalter Ludwig Vambergers. Eine Währungschrift aus dem 20. Jahrhundert von Dr. Otto Arendt, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Dritte Auflage. Mit einem Anhang: Die Schließung der indischen Münzstätten. (Berlin, Verlag von Hermann Walthers.) 1893. 28 S. Pr. 0,50 M.
- Ueber die Schwankungen in dem Bedarf an Handarbeit in der deutschen Landwirtschaft und die Möglichkeit ihrer Ausgleichung von Dr. Georg Meyer. (Jena, Verlag von Gustav Fischer.) 1893. 100 S.

### Theologie und christliche Litteratur.

- Der Apostel Paulus. Ein Zeuge der Gerechtigkeit und Frucht des Glaubens. Dargestellt in fünf Vorträgen von Adolf Monod. Aus dem Französischen überjert. (Buchhandlung der Stadtmission [F. Fries & Co.], Witten a. d. Ruhr.) 1893. 123 S. Pr. 1,— M., geb. 1,80 M.
- Konfession und Sittlichkeit. Heft 1 auf die Broschüre „Konfessionelle Bilanz oder wie urteilt der Jesuitenpater von Hammerstein über die Unsitlichkeit (Selbstmord, ueheliche Geburten, Prostitution) unter den Konfessionen“ von einem Deutschen. Von L. von Hammerstein, Pfarrer der Gesellschaft Jesu. (Trier, Paulinus-Druckerei.) 1893. 35 S.
- Georg Hafner, Pastor in Elberfeld. Die menschliche Seele. Ein Vortrag. 32 S. Pr. 0,60 M.
- Zur Geschichte der evangelischen Kirche in Rußland von Hermann Dalton. Inhalt: I. Bischof Mitschis Mitarbeit an dem Gesetz für die lutherische Kirche in Rußland. II. Hugenotten in Rußland. (Leipzig, Dunder & Humblot.) 1893. 71 S. Pr. 1,60 M.
- Handreichung zum leichteren Schriftverständnis von Constantin Frid, Pastor an der Friedenskirche zu Warmen und Präses der Wuppertaler Bibelgesellschaft. Teil II. Der erste Johannisbrief. (Warmen, Verlag der Wuppertaler Traktat-Gesellschaft.) 1893. 64 S.
- Die Schöpfammer Davids. Eine Auslegung der Psalmen von E. H. Spurgeon. In Verbindung mit mehreren Theologen deutsch bearbeitet von James Millard, Prediger. (Wonn, Johannes Scherzgenß.) 1893. 1. Heft. Subscriptionspreis pro Halbband 5,— M.
- Zur Charakteristik der Kampfweise der russischen Staatskirche. Erlebnisse eines deutschen evangelischen Geistlichen aus den russischen Ostseeprovinzen von Karl Tilling, Pfarrer in Ahsberg. (Erlangen, Fr. Junge.) 1893. 32 S. Pr. 0,60 M.
- Ein Beitrag zur Christologie des Alten Testaments mit Berücksichtigung von Dr. J. K. Nömbels Theologia sacrosancta. Von K. Schaffnit, evang.-luth. Pfarrer zu Langstadt. (In Kommission von Koths Buchhandlung in Stuttgart.) 1892. 37 S.
- Die Lehre von der ewigen Verdammnis. Mit besonderer Berücksichtigung des Konditionalismus, der Apokatastasis und der Seelenwanderung von Robert Falke. (Eisenach, W. Bildens.) 1892. 180 S. Pr. 3,60 M.
- Gotteswort nicht Menschenwerk! Ein Protest aus der Mitte der christlichen Gemeinde gegen modern kritischen Unflug durch E. Limbach. Zweite durchgesehene und überarbeitete Auflage. (Neutlingen, Verlag von J. Kochers Buchhandlung.) 84 S.
- Die Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift als des Wortes Gottes von B. Erdmann, Pfarrer in Graubenz. (Wüterstoh, E. Vertelsmann.) 1893. 119 S.
- Die heiligen Schriften des Neuen Testaments mit Erklärungen und Betrachtungen von Johannes Gohner. VII. Teil. Die kleineren Briefe des Apostels Paulus an die Galater, Ephejer, Philipper, Kolosser, Thessalonicher, an Timotheus, Titus und Philemon. (Hamburg, Verlag der Evang. Buchhandlung der Niederjächsischen Gesellschaft.) 1893. 293 S.

- Jur Heiligung des Sonn- und Feiertages. Ein Jahrgang Predigten von D. P. Kaiser, Pastor an St. Matthäi in Leipzig. Erste Hälfte. Advent bis Pfingsten. (Gotha, Gustav Schloßmann.) 1893. 379 S.
- Sonn- und Festtagspredigten. Eine Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Peritopen und freie Texte. Herausgegeben von D. Emil Luandt, Direktor des königl. Predigerseminars in Wittenberg. Erster Band. Die frohe Botschaft. Predigten über die altkirchlichen Evangelien. (Leipzig, Fr. Richter.) 1893. 529 S. Preis geh. 7,— M., Originalband in Goldschnitt 8,50 M.
- 23 Predigten über das Augsburgische Bekenntnis von Lic. Dr. S. F. von Criegern, Diakon zu St. Thomä und Divisionsprediger in Leipzig. (Leipzig, Verlag von Georg Wigand.) 338 S. Pr. 4,— M.
- Der Heimat zu! Ein Jahrgang nachgelassener Evangelien-Predigten von Karl Gerol. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 1893. 528 S. Geh. 4,50 M., in Leder geb. 6,— M.
- Ein Stück Kirchen- und Lebensgeschichte aus den deutsch-russischen Ostseeprovinzen von Richard Krause. (Güterstoh, C. Bertelsmann.) 1893. 52 S.
- Goldbörner von Johannes Gohner, weiland Pastor der böhmisch-luth. Gemeinde in Bertin. Sechste Auflage. (Berlin, Buchhandlung der Gohnerischen Mission.) 1893. 200 S.
- Ein Blick auf unsere Zeit von J. Müller-Eggen, luth. Prediger in Minneapolis. Aus dem Norwegischen von B. Hansen, früher in Albersdorf, jetzt in Hohenasppe. (Güterstoh, Trud und Verlag von C. Bertelsmann.) 1893. 258 S.

### Biographisches.

- Preußens Helden in den Befreiungskriegen. I. Blücher. Ein Bild seines ruhmreichen Lebens und Wirkens. Dem deutschen Volke und seiner Jugend gewidmet von Albert Geyer. (Gotha, Gustav Schloßmann.) 1893. 70 S.
- Preußens Helden in den Befreiungskriegen. II. Gneisenau. Ein Bild seines ruhmreichen Lebens und Wirkens. Dem deutschen Volke und seiner Jugend gewidmet von Albert Geyer. (Gotha, Gustav Schloßmann.) 1893. 81 S.
- Rudolf von Zhering von Adolf Merkel, Professor in Straßburg. Abdruck aus Ibersings Jahrbüchern für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts. XXXII. Bd. N. F. XX. Mit einem Porträt Rudolf von Zherings. (Jena, Gustav Fischer.) 1893. 37 S.
- Segensreiche Wirksamkeit durch vier Generationen. Vier Lebensbilder in Vorträgen: Dorothea, Herzogin von Württemberg (1756—1798); Maria Feodorowna, Kaiserin von Rußland (1759—1828); Katharina Pawlowna, Königin von Württemberg (1788—1819); Olga Nikolajewna, Königin von Württemberg (1822—1892). Von J. Mertke, Lehrer am königl. Katharinenstift in Stuttgart. (Stuttgart, Karl Malcomes Verlagsbuchhandlung.) 1893. 95 S.

### Verschiedenes.

- Zins-Tabellen für Institute, Kapitalisten, Landwirte und Gewerbetreibende zur Ermittlung der Zinsen von 100,000 Mark, Gulden, Frank, Rubel, Dollar, Pfd. Sterling etc., bearbeitet auf 20 Seiten Tabellen in 10 Spalten 1, 2, 3,  $3\frac{1}{2}$ ,  $3\frac{1}{2}$ ,  $3\frac{1}{2}$ , 4,  $4\frac{1}{2}$ ,  $4\frac{1}{2}$  und 5 Prozent für Jahr, Monate und Tage, nebst einer Anweisung über praktische Rechnen von Gustav Voigt. 3. Auflage. (Gustav Voigt, Merseburg.) Pr. 1,— M., geb. 1,40 M.
- Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und Fr. S. Dieß in Wessell. (Heft 135.) Band XVIII. Heft 7. Die christliche Zeitrechnung und der deutsch-evangelische Kalender. Von Ernst Scharfe, Pastor in Staßfurt. 28 S. Einzelpreis dieses Heftes 0,60 M.
- Ueber Arbeiterbildung. Ein Beitrag zur Lösung dieser pädagogischen Frage von Dr. F. Sasse, Schuldirektor in Leipzig. (Leipzig, Otto Klemms Sortiment [Alfred Hahn].) 1893. 50 S. Pr. 0,50 M.
- Geschichte der Jesuiten von Eduard Duller. (Dresden, S. Jaenides Verlag.) 1893. 126 S. Pr. 0,75 M., geb. 1,— M.
- Philosophie des Gemüths, Begründung und Umriß der Weltanschauung des sittlich-religiösen Idealismus. Von Dr. Heinrich Karl Hugo Delff. (Gusum, C. F. Delff.) 1893. 309 S.
- Die Weltausstellungen. Sind Ausstellungen ein Bedürfnis? Zur Reform des Ausstellungswezens. Von Richard Lüders. (Wörth, im Selbstverlage des Verfassers.) 1893. 20 S.
- Der Wellenstich. Dritte überarbeitete Auflage. Von Dr. Karl Ruß. 128 S. Pr. 1,50 M.
- Die bleiche Cholerafurcht. Ein kurzes Wort von Friedrich Konemann. (Leipzig, Verlag von Reinhold Werther.) 12 S.



Der Verlag von Kay Woywod in Breslau hat den früheren dajelbst erschienenen patriotischen Büchersammlungen für Jugend und Volk eine neue folgen lassen unter dem Titel: „Die Palatine Kaiser Wilhelms I.“ Es sind die folgenden 12 Bände:

Vd. I.: Der rote Prinz. Lebensgeschichtliche Erzählung über den Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

Vd. II.: Kronprinz Albert und Prinz Georg, Herzöge in Sachsen, Feldmarschälle des deutschen Reiches.

Vd. III.: Fürst Otto von Bismarck, Kanzler des deutschen Reiches.

Vd. IV.: Graf Hellmuth von Moltke, Generalfeldmarschall des deutschen Reiches.

Vd. V.: Graf Albrecht vonoon, Generalfeldmarschall des deutschen Reiches.

Vd. VI.: Der Löwe von Machod, Lebensgeschichtliche Erzählungen über den Generalfeldmarschall von Steinmeg.

Vd. VII.: Freiherr Edwin von Mantuffel, Generalfeldmarschall des deutschen Reiches.

Vd. VIII.: Freiherr Ludwig von der Tann-Rathsamhausen, königlich bayerischer General der Infanterie.

Vd. IX.: Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin.

Vd. X.: Der Sieger an der Visaine. Lebensgeschichtliche Erzählung über General Graf August von Werder.

Vd. XI.: August von Göben, königlich preussischer General.

Vd. XII.: Eduard Friedrich von Franseck, königlich preussischer General.

Jeder Band mit Porträt als Titelbild kostet geheftet 1,— M., elegant in Leinwandband 1,50 M.

Wir schließen uns gern den überaus günstigen Beurteilungen an, welche diese Biographien-sammlung gefunden, und welche bewirkt haben, daß dieselbe von fast allen Jugendschriften-Kommissionen in ihre Verzeichnisse empfehlenswerter Werke aufgenommen worden ist.

Im Verlage von Adolf Geering in Basel erscheint soeben und ist in allen größeren Buchhandlungen vorrätig:

Herz. Ein Buch für die Jugend von Edmondo de Amicis, Autorisierte Uebersetzung von A. Müller. Pracht-Ausgabe mit 184 Illustrationen von A. Ferraguti, E. Nardi und A. G. Sartorio. Quarto. In Prachtband mit Goldschnitt 10,— M.

Das Buch „Herz“ von Edmondo de Amicis ist ausführlich von uns besprochen worden im Jahrgang 1889, Vd. I auf S. 222. Wie der Verleger mittheilt, sind von der deutschen nicht illustrierten Ausgabe (Kr. 2,— M., eleg. geb. 2,80 M.) binnen 4 Jahren 8000 Exemplare verkauft — ein Beweis, daß der Inhalt nicht nur romanischen, sondern auch germanischen Knaben zugezogen hat. Es wird sich nun herausstellen müssen, ob die Illustrationen den gleichen Beifall erringen. Sie sind mit großer Realistität aus dem italienischen Volksleben herausgegriffen, von drei italienischen Malern in technischer Vollendung dargestellt und werden in prächtiger Ausstattung den Lesern geboten.

### Im Verlage von Jaeger & Kober, E. F. Spittlers Nachfolger, Basel sind neu oder in neuen Auflagen erschienen:

Bachofner-Buxtorf, A. Schule und Leben. Eine Erzählung aus der Gegenwart. 3. Aufl. 120 S. Geh. 80 Cts. — 65 Pf. Vnd. Fr. 1,75. — M. 1,40.

— Rudolfs Geburtstagsgeheim. Eine Erzählung für Jung und Alt. 4. Aufl. 64 S. Geh. 35 Cts. — 30 Pf.

Die Verfasserin versteht es, aus dem Leben für das Leben zu schreiben. Ihre Erzählungen sind frei von allem Gesuchten und Gemachten, die religiösen Wahrheiten und Lehren werden mehr in Gesprächsform entwickelt, längere Reden darüber im Predigtton — wie sie in vielen christlichen Erzählungen sich finden — vermeiden und doch bei spannender Erzählung und Handlung der Hinweis auf das Eine, was not ist, nie vergessen, so daß die Erzählungen unterhaltend, aber auch erbaulich wirken. (Theol. Litteratur-Blatt 1880.)

Blankenstein, Amanda M. Der Sohn der Pfarrerswitwe. Eine Erzählung für Kinder. 5. Aufl. 40 S. Geh. 25 Cts. — 20 Pf.

— Zugendgabe. Heft 20: Die zwei Geburtstagskinder. Arm und Reich. 32 S. Geh. 25 Cts. — 20 Pf. Die Litter. Beilage zur Karlsrher Zeitung sagt einmal (1879, Nr. 50) bei Besprechung der Blankenstein'schen Schriften:

Die begabte Verfasserin scheint viel mit Kindern zu verkehren und sich liebevoll in die Kinderseele eingelebt zu haben. Diese Erzählungen sind in ihrer Art vortrefflich geschrieben; die eingestreuten guten Lehren sind nicht etwa in trocken didaktischer Form, vielmehr anmuthig eingehüllt in leicht faßliche, mitunter spannende und ergreifende Mittheilungen dargeboten und so gewiß um so wirksamer. Vorherrschende Tendenz der Verfasserin scheint die nachhaltige Erwartung liebevoller, humaner Gesinnung im Kinderherzen, des Mitleids mit Armen und Leidenden und auch mit Thieren zu sein. Wir wünschen dem anmuthigen Büchlein von Herzen einen recht zahlreichen kindlicher Leserkreis.

Gerber, F. Allerlei für einfache Leute. 4. Auflage. 180 S. Geh. Fr. 1,25 — M. 1. Lvd. Fr. 2,50. — M. 2.

Der Verfasser besitzt in hohem Grade die Gabe, frisch, packend, wahrhaft vollständig zu schreiben, und trifft oft den Nagel auf den Kopf. Die Form ist eine wechsellöbige: Rede, Erzählung, Bild und Gleichnis, je nach dem, und auch der Ton ist mannigfaltig. Einzelne Aufsätze, wie „Das Dörfler Lebenheim“, „Ein Kompaß oder Feiner?“ sind wahre Muster, wie man mit dem Volk reden muß, um denselben gewisse Wahrheiten ans Herz zu legen, und so ernst auch der Grundton ist, so launig und unterhaltend ist doch die Darstellung. Man kann das Büchlein jedermann zum Lesen empfehlen und zur Beherzigung sich selbst.

Heiniger, J. Erbauliche Anwendungen samt Sprüchen und Erzählungen. Dritter Band: Geschichten aus dem Alten Testament. 280 Seiten. Geh. Fr. 2. — M. 1,60. Lvd. Fr. 3. — M. 2,40.

Die frommen Schulmeister sind doch Meister im christlichen Unterricht der Jugend und es schadet den Theologen nichts, sich zu ihren Füßen zu setzen. Das bescheidene Büchlein ist eine prächtige Anleitung zur praktischen Kinderlehre, für unsere Hefler in der Sonntagschule sehr brauchbar.

(Monatsblätter f. i. M. 1891. 11—12.)

Steinhäuslein, C. Christliches Ehestandsbüchlein. 8. Auflage. 48 S. Geheftet 25 Cts. — 20 Pf.

Ein kurzes gutes Wort an junge Eheleute, mit einem Anhang von Liedern, Gebeten und Bibelabschnitten für verschiedene Lebensverhältnisse.

Untereweg, S. 72 S. II. 8. Mit Briestafche. Dreizehnte Auflage. Ausg. I. cart. 50 Cts. — 40 Pf. Ausg. II. Lvd. 70 Cts. — 60 Pf. Ausg. III. f. Lvd. Fr. 1. — 80 Pf. Ausg. IV. Lvd. mit Goldschnitt. Fr. 1,25. — M. 1.

Gotteswort und Gesangston für die Reise. Eine köstliche Auswahl, und jeder Tag im Monat ist beacht. Reisenden drängen zu empfehlen. Das Leben auf der Reise ist ein anderes, als daheim, der Herr ist und bleibt derselbe. Er geht mit. Wer zu diesem Büchlein greift, wird nicht allein gehen, und das Reisen wird gesegnet.

(Hannov. Pastorat-Rorr. 1881. Nr. 18.)

Wichtigkeit der christlichen Presse, Die. Ein Wort der Mahnung an wahre Volksgenossen. 6. Aufl. 12 S. 8. 1.—6. Aufl. 21,000 Exempl. Geh. 5 Cts. — 4 Pf. 100 Exempl. Fr. 3. — M. 2,40.

Zeller, Samuel. Strafe und Trost. Sechs Betrachtungen über Bibelabschnitte. 5. Aufl. 80 S. Geh. 50 Cts. — 40 Pf. cart. 80 Cts. — 65 Pf. Lvd. Fr. 1,50. — M. 1,20.

Mit umfassender Kenntnis der Schrift und reicher Erfahrung auf dem Gebiete der Seelenpflege ausgestattet, waltet der Verfasser in diesen Betrachtungen seines seelengerichtlichen Amtes an seiner Hausgemeinde. Wer ins Wort Gottes, in die innere Geschichte der Männer Gottes und der Christen insgemein gern Blicke thäte, wie sie einem Weichtiger dienlich sind, der greife zu dem Büchlein.

(Theol. Literaturbericht 1882. II.)

Der Nassauische Kolportage-Verein in Herborn, der schon viel Gutes verlegt hat, versendet in diesem Jahr:

Ernst, D., C. (Gen.-Sup.). Die sieben Sendschreiben der Offenbarung Johannis, für die Gemeinde ausgelegt. 2. Aufl. 1 M., eleg. gebunden 1,50 M.

— Der Brief des Jakobus, für die Gemeinde ausgelegt. 2. Auflage. 1,50 M., elegant gebunden 2 M.

Sorgfältige Textbehandlung mit homilet. Freiheit verbunden. — Eine besondere Gabe des Verfassers besteht darin, die mancherlei Bindungen und Irrgänge des Herzens, wie sie auch bei Bekehrten immer wieder hervortreten, mit dem Worte der Wahrheit zu beleuchten. Wer sein eigen Herz kennt, der versteht auch zu anderen Herzen zu sprechen. (Theol. Literaturbericht.)

Berthold, S., Unterm Christbaum in drei Jahrhunderten. 80 Pf., gebunden 1 M., elegant gebunden 1,20 M.

— Allerlei Schatzgräber. 60 Pf., gebunden 90 Pf., elegant gebunden 1 M.

Eitner, M., Der alte Mann von Steinsbergen. Die Schlossfrau von Dorndorf. 1 M., gebunden 1,35 M., elegant gebunden 1,50 M.

Fauth, A., Unter der Schreckensherrschaft der Jakobiner. 35 Pf., geb. 60 Pf., elegant gebunden 75 Pf.

Giberne, Will. Foster, der alte Fährmann. 35 Pf., gebunden 60 Pf., elegant geb. 75 Pf. Lebenham, G. v., Neue Tage. 80 Pf., gebunden 1,10 M., elegant gebunden 1,20 M.



Con 10 6





Con 10 6.

YD 29681

